

Jan - Jen 1815



Num. 1. 2

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1815.

THEOLOGIE.

Erlangen, b. Palm: *Hiſtoriſch-kritiſche Einleitung in ſämmtliche kanoniſche und apokryphiſche Schriften des alten und neuen Teſtaments*, von D. *Leonhard Bertholdt*, ordentl. öffentl. Profeſſor der Theologie und Univerſitätsprediger zu Erlangen. 1812. Erſter Theil. VIII u. 391 S. 1813. Zweyter Theil, worin die allgemeine Einleitung beendigt iſt. XII u. 393—744 S. Dritter Theil, welcher die Einleitung in die hiſtoriſchen Schriften enthält. XII u. 745—1336 S. 8. (5 Rthlr. 8 gr.)

Es giebt nicht leicht einen Theil unſerer theologiſchen Literatur, der im Ganzen wie im Einzelnen ſeit den letzten dreyſsig Jahren ſo viele Berichtigungen, Zuſätze und Bearbeitungen erhalten hätte, als der unſerer hiſtoriſch-kritiſchen Einleitungswiſſenſchaften in die Bücher des A. und N. T. Sowohl der ausnehmend groſse Reichthum der Materien, die ſich hier dem kritiſchen Forſchungsgeiſte darboten, als noch mehr das tief gefühlte Bedürfniſs, in einer Zeit, die auf nichts weniger, als auf eine Reviſion alles Wiſſens drang, früher die äuſsere Geſchichte der Quellen, als deren Inhalt zum Gegenſtande hiſtoriſcher Nachforſchungen machen zu müſſen, mochten das Meiſte dazu beytragen. Unbemerkt darf auch nicht bleiben die beſondere Beſchaffenheit der meiſten Gegenſtände und Streitfragen, die aus dem groſsen Ganzen trefflich herausgenommen, und einzeln für ſich vollſtändig und abgerundet bearbeitet werden konnten. Dieſs veranlaſste eine Menge von kleinen Monographieen und Abhandlungen, deren Werth neben den gröſseren Werken nicht aufhören wird, von Gewicht zu bleiben, da ſie, wie allbekannt iſt, oft am meiſten neue Ideen und Anſichten gewähren. Aber ihr Gebrauch war für den gröſsten Theil der Forſcher bedeutenden Schwierigkeiten unterworfen. Man kannte ſie gewöhnlich nur aus Anzeigen, öffentlichen Beurtheilungen und ähnlichen Quellen, durfte aber hier ſelten nur von der Kritik eine vollſtändige Beleuchtung des Verhältniſſes ihrer neuen Entdeckungen zu dem Ganzen der Wiſſenſchaft erwarten. Deſto angenehmer war es für Rec., ein Werk erſcheinen zu ſehen, das ſeiner Beſtimmung nach dazu dienen ſollte, einen vollſtändigen Abriſs des jetzigen Zuſtandes der Wiſſenſchaft zu geben: ein Verſprechen, deſſen Erfüllung durch die Verſicherung des Vfs., überall ſelbſtſtändig aus den Quellen geſchöpft zu haben, noch mehr Intereſſe erhalten muſs. Als gewöhnliches Compendium darf demnach dieſes Werk, deſſen Beurtheilung wir hier geben, nicht betrachtet werden; des Vfs. Vorleſungen gaben freylich die nächſte Veranlaſſung dazu, aber wie in der Vorr. S. VII bemerkt wird, ſollen die mündlichen Erläuterungen bloſs ſupplirend ſeyn, und ein anderer *allgemeiner* Zweck war es, der zu der Ausarbeitung vorzüglich beſtimmte. Er glaubte nämlich in ihr „zugleich Geiſtlichen und Candidaten, welche nicht in dem Beſitze eines groſsen kritiſchen und exegetiſchen Apparats ſeyn können, einen deutlichen und vollſtändigen Abriſs von dem Beſſeren geben zu können, was bis auf unſere Tage für die Geſchichte und Kritik der kanoniſchen und apokryphiſchen Bücher der Bibel alten und neuen Teſtaments geleiſtet worden iſt.“ Dieſer letztere Geſichtspunct rechtfertigt hinreichend die Ausführlichkeit des Werks; ja man wird ſie nicht unter ſeine letzten Vorzüge zu rechnen geneigt ſeyn, wenn man das Verhältniſs des reichhaltigen Stoffs zu der weiſen Ökonomie in Anſchlag bringt, womit der Vf. beynahe überall die vorhandene Maſſe von literariſchen Notizen zu benutzen wuſste. Nur hin und wieder ſind wir einigen Artikeln begegnet, die gegenwärtig wohl keine Erwähnung, noch weniger Widerlegung mehr verdienten: z. B. wenn S. 3 fg. der Anfang der hebräiſchen Schriftſtellerey mit Abraham aus Gründen beſtritten wird, die noch mehr, als die Sache ſelbſt, auf unſicheren Traditionen und Vermuthungen beruhen; oder wenn S. 136 f. der Abſchnitt über die hebräiſche Sprache mit der rabbiniſchen Fabel vom Gebrauche derſelben im Paradieſe, und den eben ſo leeren Behauptungen von Eber, als Stammvater der hebräiſchen Nation, eröffnet wird. Beſonderen Dank aber wiſſen wir es, daſs die apokryphiſchen Bücher des A. T. nicht von dieſem Plan ausgeſchloſſen ſind, und mit vielem Vergnügen wird man darüber des Vfs. eigene Rechtfertigung leſen Th. I. S. 60: „Das alte Teſtament beſteht aus zwey Bücherſammlungen, aus dem erſten und zweyten Kanon, nach dem Ausdrucke der römiſchen Kirche. Die Reformatoren des ſechzehnten Jahrhunderts haben aber die Apokryphen wieder aus dem Kanon verwieſen. Das geſchah aus dogmatiſchen Gründen; wir müſſen hier bloſs *hiſtoriſch* zu Werke gehen; uns gelten alſo die Apokryphen als das dritte *corpus librorum* der Bibel.“ Rec. hofft, daſs dieſelben Beſtimmungsgründe den Vf. beym N. T. leiten werden, etwas über die vorzüglichſten Religionsſchriften der beiden erſten Jahrhunderte, die

man späterhin als Apokryphen vom Kanon trennte, hinzuzufügen, da es einmal mit dem angelegten Plan des ganzen Werks fich trefflich vereinigt, und dann hier noch mehr, als beym A. T., durch diefe Bücher für den Gefichtspunct geforgt wird, aus welchem allein uns diefe Literatur noch gegenwärtig als Quellen für die religiöfe Erkenntnifs jenes erften Zeitalters dienen kann.

Man erwarte hier übrigens nicht, wie fich von felbft verfteht, eine ausführliche Prüfung diefer Arbeit. Ein Werk diefer Art, das als vollftändiges kritifches Repertorium für eine Wiffenfchaft beftimmt ift, mufs von der Kritik zuerft mit Rückficht auf die innere Anordnung und Vertheilung der Materialien, und dann in Hinficht des Fleifses und der Sorgfalt gewürdigt werden, womit die vorhandene Maffe von einzelnen zerftreuten Notizen und Fragmenten in ein Ganzes vereinigt worden. Erfteres darf durchaus nicht als unbedeutend übergangen werden: denn gerade hier wird am deutlichften die Klarheit fichtbar, worin dem Schriftfteller der wiffenfchaftliche Zufammenhang feines Stoffes erfchienen ift. Der vom Vf. gewählten inneren Anordnung können wir unferen Beyfall nicht durchgängig geben; es fehlt in ihr, wie uns fcheint, die fo nothwendige Einheit, der ftrenge, wiffenfchaftliche Zufammenhang, der am wenigften bey Unterfuchungen vermifst werden darf, die ihrer Natur nach fo viel Fragmentarifches an fich haben. Ein kurzes Verweilen bey dem vorangefchickten Schema Th. I. S. 32 fg. wird unfer Urtheil bald rechtfertigen. Der allgemeine Theil erhält zwey Abfchnitte; doch ohne nähere Bezeichnung, da fie treffend durch die Überfchriften: *Hiftorifche und kritifche Unterfuchungen*, hätten aufgeführt werden mögen. Denn diefs Prädicat *hiftorifch-kritifch* wird vom Vf. felbft S. 21 dahin erklärt, dafs es dasjenige bezeichne, was zur äufseren und inneren Gefchichte der biblifchen Bücher im Ganzen und im Einzelnen gehöre. Nun aber hat der erfte Abfchnitt gar keine Überfchrift, fondern blofs zwey Abtheilungen, *Onomatologie* und *Genefiologie* (auch anderswo kommt diefe Vorliebe für folche neueingeführte, gräcifirende Benennungen noch vor, z. B. S. 9 *Pfalmodie* für den Theil der hebr. Literatur, der alle kleinen lyrifchen, elegifchen, panegyrifchen und didaktifchen Gedichte zufammenfafst, S. 20 *Ifagogik*, als befondere Einleitungswiffenfchaft in die biblifchen Bücher, S. 101 *Antegnoftiker*, die Gegner des Johannes in deffen Briefen, u. f. w. Möge nur über dem Streben, fich kurz auszudrücken, nicht häufig die Wahl des dunkeln und zweydeutigen Ausdrucks überfehen werden, wie bey dem oben erwähnten Ifagogik, unter welchem Namen, wenn er urgirt werden foll, nur die Philofophie aufgeführt werden kann, da fie allein als Vorbereitung und Einleitung in alles andere Wiffen ohne Unterfchied gilt). Erftere handelt von den Benennungen der kanonifchen und apokryphifchen Schriften der Bibel; letztere enthält die Gefchichte der Bildung der kanonifchen und apokryphifchen Schriften der Bibel zu einem Ganzen. Die Unterfuchungen über Eintheilung der Bücherfammlung, Authentie und Integrität, ohne unter diefe Namen zu gehören, find mit eingefchaltet. Werden immerhin beym A. T. diefe letzteren Gegenftände einer fpeciellen Darftellung überlaffen bleiben müffen: fo giebt es doch für die Authentie der neuteftam. Religionsurkunden noch fortdauernd einige allgemeine Gründe, die eine ftrenge Abfonderung und getrennte Bearbeitung rathfam machen möchten. Am wenigften find wir indeffen mit der Anordnung des zweyten Abfchnittes zufrieden, wo uns Hauptpuncte zu fehlen fcheinen. Er ift überfchrieben: *Gefchichte des Textes der kanonifchen und apokryphifchen Bücher des alten und neuen Teftaments*. Diefe Gefchichte ift nach drey Gefichtspuncten in drey Sectionen bearbeitet: 1) Formelle Gefchichte des Textes, oder Gefchichte der Veränderungen in der äufserlichen Form der kanon. und apokryph. Bücher der Bibel (über Sprache des A. u. N. T., Buchftabenzeichen, Vocalzeichen, Accente, *Scriptio continua*, Interpunction, Texteintheilung u. f. w.); 2) Materielle Gefchichte des Textes, oder Gefchichte der Veränderungen in dem Wefen, oder der Subftanz des biblifchen Textes felbft (Varianten, Urfprung derfelben, ältere kritifche Bemühungen von Talmudiften, Maforethen, Kirchenvätern, gedruckte Ausgaben, Variantenfammlungen); 3) Diplomatifche Gefchichte des Textes, oder Gefchichte der Urkunden des biblifchen Textes (Handfchriften, alte Überfetzungen, alte Anführungen). Man bemerkt ohne unfer Erinnern, dafs die Claffification der gefammten hieher gehörigen Unterfuchungen nach dem Begriff einer Gefchichte des Textes, wie fie hier eingetheilt worden ift, etwas Gezwungenes an fich habe. Kritik heifst freylich nichts anderes als Prüfung der Urfprünglichkeit irgend eines gegebenen Textes, und Wiederherftellung derfelben da, wo fie nicht mehr vorhanden ift. Kritifche Unterfuchungen werden es alfo immer mit Gegenftänden, die den Text angehen, zu thun haben. Aber darum gehören diefe Gegenftände nicht immer in eine Gefchichte des Textes, unter welchem Namen man fich in der Wiffenfchaft nun einmal gewöhnt hat, eine Überficht der gefammten Veränderungen zu denken, die im Laufe der Zeit zufällig und abfichtlich in einem gegebenen Texte erfolgten. Rec. hat bey feinen Vorlefungen über die Einleitung ins N. T. die kritifchen Unterfuchungen immer nach folgendem Schema vorgetragen, das er hier anftatt aller weiteren Ausführung der vorläufigen Beurtheilung anzubieten wagt. Als Einleitung ging voraus eine Entwickelung des Begriffs der neuteftam. Kritik, und des kritifchen Verfahrens. Darauf folgte in drey Capiteln *zuerft* eine Entwickelung der urfprünglichen Form und Befchaffenheit des Bibeltextes, als nothwendige Grundlage jeder kritifchen Unterfuchung, wo über neuteft. Sprache, als Bafis aller Urfprünglichkeit, über Befchaffenheit der neuteft. Autographa, und Verhältnifs des gegenwärtigen Textes zum urfprünglichen, über Entftehung der Varianten, und deren verfchiedene Arten das

Nöthige beygebracht wurde. *Zweytens* eine Überficht über die kritifche Gefchichte des Textes, die beym N. T. am bequemften nach zwey Perioden, bis auf den Anfang hiftorifcher Zeugniffe für den neuteftam. Text in den Schriften der Kirchenväter, oder bis auf die Mitte des zweyten Jahrhunderts, und von da bis auf die Zeiten des gedruckten Textes, unterfchieden werden kann. Den Befchlufs machte endlich ein *drittes* Capitel, eine kurze Überficht über den gefammten kritifchen Apparat vom N. T. und deffen bisherigen Gebrauch, welcher letztere fich am beften in einer Gefchichte des gedruckten Textes darftellen liefs. Auf diefe Weife ift es fichtbar die einzige Idee der Urfprünglichkeit und deren Wiederherftellung, von der das Princip entlehnt ift, das die an fich fonft fo wenig verwandten Unterfuchungen in nähere gegenfeitige Verbindung bringt und ordnet.

In der darauf folgenden Überficht der fpeciellen Einleitung hat uns nur in der zweyten Claffe der poetifchen Bücher die fünfte Abtheilung etwas befremdet. Sie ift überfchrieben: *Bücher der romantifchen Poefie*, und es werden dahin gezählt: Ruth, Jonas, Efther, die Stücke in Efther, Tobias, Judith. Als poëtifche Schriften hat Rec. diefe Bücher, das Buch Jonas ausgenommen, nie charakterifiren können, da fie fich felbft als folche nicht geben, und auch ihre Form diefer Charakteriftik nicht zufagt. Ruth und Efther find ihrer Tendenz nach hiftorifch, fie wollen Gefchichte geben, und geben zum Theil nur nicht reine Gefchichte. Daffelbe ift der Fall mit Tobias und Judith; blofs bey Jonas bleibt eine aufsergefchichtliche Tendenz unverkennbar, die am beften eine *apologifche* genannt werden möchte. Wir wiffen freylich nicht, wie der Vf. den Inhalt diefer Bücher betrachtet: aber die Form derfelben kann ihm doch nicht als poetifch gelten; und nun die Ausführung eines *romantifchen* Stoffes, läfst fie fich ohne poetifche Form gut denken?

Soviel über die innere Anordnung des Werks. Ein Urtheil über daffelbe als Sammlung kann nur zu feinem Vortheile gegeben werden, fo fehr ift überall Fleifs im Suchen mit weifer Anordnung im Zufammenftellen fichtbar vereinigt. Nur in Hinficht der Kritik, ohne welche dergleichen Sammlungen, wenn fie nutzen follen, nicht gut zu geben find, hätten wir dem Urtheile des Vfs. öfters mehr Tiefe und gründlichere Umficht gewünfcht. So genau er fammelt, und literarifche Bemerkungen nicht vergifst: fo fehlt doch häufiger feinem Urtheile diejenige Reife und Befonnenheit, die meiftens nur als Frucht aus vielfeitiger Prüfung und vorfichtiger Vergleichung fich gewinnen läfst. Hier hat eine neue Auflage vorzüglich zu verbeffern; wir wollen, die Wahrheit diefes Bedürfniffes zu erweifen, in diefer Anzeige blofs bey einigen Beyfpielen ftehen bleiben, wie fie uns gleich der erfte Abfchnitt des Buches vor Augen legt:

S. 6. Dafs Mofes neu errichtete Conftitution nicht ohne Einflufs auf das Literaturwefen der Hebräer blieb, wird Niemand in Abrede feyn; aber dafs diefe „politifch - religiöfe Verfaffung, wie hier gefagt wird, ganz nach dem Mufter des ägyptifchen Priefterreichs gebildet gewefen," follte doch etwas fchwer zu erweifen feyn. Von Mofes Staatsorganifation kennen wir nur wenig, nur die Grundzüge: unftreitig wird fie viel Ägyptifches gehabt haben; allein diefs ift nur Vermuthung. Das jetzt im A. T. davon aufgeftellte Bild kann nicht für ächt mofaifch, für hiftorifchen Erweis gelten; auch dem Vf. nicht, der weiter unten S. 812 fgg. den Pentateuch als Gefetzesfammlung durchaus nicht vor Sauls Erhebung zur Königswürde fchon vorhanden feyn läfst. Jene obige Bemerkung wird alfo von ihm felbft nicht zum zweyten Mal vorgetragen werden. Nicht weniger im Widerfpruche mit den neueften Refultaten der hiftorifchen Kritik ift die Art, wie gleich darauf S. 6. 7 der Zuftand der hebr. Literatur unter Mofes, fo wie die mofaifche Authentie des Prophetenordens, gefchildert wird. „Ein glückliches Zufammentreffen der Umftände machte fein Vorhaben gelingen; und hat auch die Literatur aufser einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von aufgezeichneten gefetzlichen Urkunden, Stammregiftern, Lagerbefchreibungen, Marfchrouten und einigen Gedichten vielleicht keinen andern Gewinn durch ihn gemacht: fo hat er doch, nicht fowohl durch die Erfchaffung einer eigenen Priefterkafte, die, wie in Ägypten, die gelehrten Kenntniffe der Nation in Depot nehmen follte, aber in diefer Hinficht niemals ihre ganze Beftimmung erreicht hat, als vielmehr durch die Einfetzung des Prophetenordens (Deut. XVIII), einen fruchtbaren Saamen für die Zukunft ausgeftreuet." Wie wenig fowohl von diefen angegebenen fchriftlichen Quellen *in ihrer gegenwärtigen Geftalt*, als von jenem doppelten Priefter- und Propheten-Inftitut *nach der Form*, wie wir beides aus diefen Büchern jetzt kennen lernen, ein fchon mit Mofes gleichzeitiges Entftehen und Dafeyn fich behaupten, und dem zufolge vom hebräifchen Literaturwefen in jener Periode ein beftimmter Zuftand fich angeben laffen dürfe: diefs würde dem Vf. felbft nicht haben verborgen bleiben können, wenn er nicht blofs den allgemeinen in den früheren Volksverhältniffen der Hebräer, fondern auch den befonderen Bedenklichkeiten tiefer hätte nachgehen wollen, die fich jedem aufmerkfamen Studium in jenen einzelnen Schriftdenkmalen nicht entziehen. Rec. darf hier nicht weitläuftig werden; daher nur wenige Winke, worin auch auf einige weitere Beweisgründe, die unten in der fpeciellen Einleitung S. 784 ff. für das Dafeyn mofaifcher Urkunden im Pentateuch angeführt find, Rückficht genommen werden foll. Mangel bequemer Schreibmaterialien für den Privatgebrauch, fo wie zahlreiche andere Befchränkungen eines alltäglichen Gebrauches der Schreibekunft, die die ganze Lebens- und Handlungs-Weife der alten Welt reichlich mit fich führte, werden bey den Hebräern zu Mofes Zeit nicht weniger allgemein noch Statt gefunden haben, als wir fie aus der Gefchichte anderer, fpäterhin weit mehr gebildeter Nationen des Alterthums kennen lernen. Wie wenig wird man fich auf Ägypten, als Land der Erziehung

für Ifrael, berufen dürfen, wenn man bedenkt, dafs dort Wiffenfchaft und Cultur, mithin auch die Schreibkunft, nur das Eigenthum einzelner Kaften gewefen feyn könnte, durchaus alfo keinen Schlufs auf die Hebräer zuläfst, die dafelbft nur in dienenden Sclavenverhältniffen lebten, und gewifs keinen Anfang von Literatur aus der Gefangenfchaft in ihr altes Stammland nach Afien zurückbrachten. Befondere Schwierigkeiten weifen jene Urkunden noch mehr auf, deren Inhalt unwiderfprechlich darthun foll, dafs fie von Mofes oder deffen Zeitgenoffen aufgezeichnet feyn müfsten. Zuerft find hier genannt S. 787 die *Volksliften* Num. I und XXVI, von denen indeffen weiter nichts bemerkt wird, als dafs fie das Refultat von zwey verfchiedenen Volkszählungen gewefen, und dafs eine Aufzeichnung aus der Tradition bey ihnen fo gut, wie bey den weitläuftigen genealogifchen Tafeln, ungedenkbar feyn könne. Der Vf. fcheint alfo wirklich nicht zu kennen, was man neulich erft gegen die hiftorifche Sicherheit diefer Protocolle mit foviel Gewicht eingewandt hat. Der Zeit nach find beide Zählungen 38 Jahr, der Summe nach nicht ganz um 2000 Köpfe (Num. 1 die erfte im zweyten Jahr nach dem Auszuge beträgt 603550, die zweyte Num. 26 im vierzigften Jahr nach demfelben 601730) aus einander. Sollte in einem folchen Zeitraum keine bedeutendere Veränderung der Volkszahl erfolgt feyn? In den Angaben der Zahlen von einzelnen Stämmen find dagegen ganz unglaubliche Differenzen. Der Stamm Simeon hat Num. 26, 14 im Ganzen 22,200, etwas über ein Drittheil von dem, was Num. 1, 23 in ihm gezählt ift (59,300); der Stamm Manaffe dagegen umgekehrt bey der erften Zählung Num. 1, 35 nur 32,200, bey der anderen Num. 26, 34 faft um zwey Fünftel mehr, 52,700. Ift eine folche Verminderung fowohl als Vermehrung während des angegebenen Zeitraums und neben einander denkbar? Beide Zählungen endlich haben für alle Stämme runde Zahlen, die mit zwey oo endigen. So runde Zahlen führen eben nicht auf eine dem Cenfus gleichzeitige fchriftliche Aufzeichnung zurück; wenigftens ift hier des Vfs. Bemerkung nicht anwendbar, womit er S. 788 fowohl bey diefen Volkszählungsliften, als bey den Marfchrouten und genealogifchen Tabellen, eine Aufzeichnung aus der Tradition zu widerlegen fucht: „Man müfste denn bey dem Erdichter den höchften Grad der Verfchmitztheit, der geographifchen Gefchicklichkeit und hiftorifchen Calculirkunft vorausfetzen, weil er durch Vermeidung aller runden Zahlen u. f. w. allen Verdacht der Unächtheit von feinen Trugwerken zu entfernen gewufst hat." — Ein zweytes Beyfpiel von ihrem Inhalt nach unwiderfprechlich mofaifchen Urkunden foll darauf die *Lager-* und *Marfch-Ordnung* Num. 2 enthalten. Sie mufste, fagt der Vf., natürlicher Weife von Mofes fchriftlich entworfen, und davon jedem Stammanführer ein Exemplar als Inftruction übergeben werden. Wir fprechen kein Urtheil, fetzen nur für jeden der Sache Kundigen die Erinnerung hinzu, dafs die hier von den einzelnen zwölf Stämmen angegebenen Zahlen ihrer ftreitbaren Männer genau mit denjenigen übereinftimmen, die im vorhergehenden Cap. bey der Zählung gefunden waren, dafs, wie dort die Leviten (1, 49. 50) nicht gezählt wurden, auch hier (2, 33) diefelbe Bemerkung wiederholt vorkommt, ohne nähere Andeutung, wo ihnen aufser dem Lager ihre Wohnungen angewiefen. Der Zeitzufammenhang beider Stücke ift hinreichend daraus klar, und auch an der Identität ihres erften Concipiften wird Niemand gern zweifeln wollen. Das eben Gefagte findet diefelbe Anwendung bey der drittens genannten befondern *Lifte über die Anzahl der fungirenden Leviten und deren Dienfte* Num. 4, die ihrer Natur nach eben fo von Mofes fchriftlich bekannt gemacht feyn müffe. Sie hängt mit der Cap. 3 vorhergehenden Zählung des Stamms Levi genau zufammen, und verräth aufserdem fo manche Beziehungen auf das Ex. 35—40 aufgeftellte Bild der Stiftshütte, dafs daraus allein fchon ihre Zeitbeftimmung gewonnen wird. Von den in den vier letzten Büchern des Pentat. hin und wieder vorkommenden *Gefchlechtsregiftern* bemerkt der Vf. viertens, „dafs fie wohl gröfstentheils fchon zu Mofes Zeit aufgezeichnet feyen, weil die Genefis fchon weit ältere liefere, und die Sache alfo, wie bey anderen orientalifchen Völkern, auf einer alten Nationalgewohnheit beruhte, die um fo weniger ausgefetzt werden konnte, da fie von Mofes in die bürgerliche Verfaffung, welche er für das Volk entwarf, tief eingeflochten wurde." Durfte eine befonnene Kritik folche Gründe gebrauchen? Wo ift der Beweis für diefe älteren Genealogieen in der Genefis, wenn fogar an der Authentie der in den letzten vier Büchern überlieferten gezweifelt wird? Was beweift eine alte Nationalgewohnheit, bey deren Ausübung andere morgenländifche Nationen weit häufiger des Weges der mündlichen Tradition, als fchriftlicher Quellen fich bedienten? Wie kann ein innerer Grund für die Ächtheit diefer Urkunden daraus hergeleitet werden, dafs fie von Mofes um fo weniger hätten vernachläffigt werden dürfen, da er felbft in feiner bürgerlichen Verfaffung am häufigften derfelben bedurfte? Ift es denn nicht die mofaifche Authentie diefer Verfaffung felbft, in der Form, wie fie diefe Bücher enthalten, die mit dem noch immer nicht einftimmig entfchiedenen Refultate der Kritik über die Ächtheit oder Unächtheit diefer letzteren und ihrer Quellen fteht oder fällt? Rec. fchweigt von allen inneren Schwierigkeiten, die in diefen Abfchnitten felbft vorkommen, und jedem kritifch geübten Auge leicht begegnen werden.

(*Die Fortfetzung folgt im nächften Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1815.

THEOLOGIE.

Erlangen, b. Palm: *Historisch-kritische Einleitung in sämmtliche kanonische und apokryphische Schriften des alten und neuen Testaments*, von D. *Leonhard Bertholdt.* I—III Th. u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Noch ein Wort von dem fünften Docûment, das dem Vf. unbezweifelt mosaisch ist, *der Liste der Reisestationen der Israeliten in der Wüste* Num. 33. Der Beweis dafür beruht, ausser der eigenen Angabe im Eingange v. 2, blofs auf der Bemerkung, dafs solche Verzeichnisse der Reisestationen ziehender Heere von jeher bey den alten oriental. Völkern Sitte gewesen, und es noch jetzt sind. Daraus würde also blofse Möglichkeit hervorgehen; aber selbst diese hebt sich auf, wenn man Widersprüche dieser Liste mit Nachrichten in anderen Stellen wahrnimmt. Vgl. z. B. c. 33, 44 u. 21, 11 ff. Zu der ersten Stelle zieht Israel vom Gebirge Abarim nach Dibon Gad; in der zweyten geht der Zug von demselben Gebirge an den Bach Sared; von da zu mehreren Stationen, die in der ausführlichen Liste gar nicht genannt werden. Wer will den Vorzug der historischen Sicherheit einer dieser Nachrichten vor der andern zuerkennen, und damit über mosaische Authentie entscheiden? Erstaunen mufs man, wenn man am Schlufs dieser Aufzählung von unbezweifelt ächten mosaischen Urkunden S. 789 die Worte liest: „Ihnen sind noch aus dem legislativen Theile der vier letzten Bücher des Pent. diejenigen Gesetze beyzufügen, welche lediglich ihre Beziehung auf den Aufenthalt der Israeliten in der arabischen Wüste haben, und diejenigen, welche erweislich der religiösen und bürgerlichen Verfassung der Ägyptier abgeborgt sind.“ Gewifs zweifelt Niemand, dafs Moses, als Gesetzgeber, jene Gesetze gegeben haben könne, vielleicht auch gegeben habe: aber dafs er sie dabey auch schriftlich aufgezeichnet haben, und wir seine Aufzeichnung in der gegenwärtigen schriftlichen Überlieferung wieder erkennen müssen, das sind Sätze, die mit jener ersteren historischen Wahrscheinlichkeit gar keinen Zusammenhang haben. So sind die Gründe für das Daseyn einer besonderen durch Moses zurückgelassenen Literatur beschaffen. Sie überheben uns, die gleichfalls behauptete mosaische Einsetzung des Prophetenordens näher zu prüfen, vorzüglich da der Vf. gleich darauf S. 7 selbst gesteht: „der von Moseh eingesetzte Prophetenorden hatte sich bis auf seine (Samuel's) Zeit zu keiner öffentlichen Bedeutsamkeit erheben können, und hatte wohl, wie es scheint, nur allein in dem Buchstaben der mosaischen Verordnung existirt.“ Wir wollen vielmehr zu einigen anderen Beyspielen übergehen, die nicht weniger, wie uns scheint, ein gründlicheres Urtheil und eine tiefere Kritik vermissen lassen.

In der Entwickelung der verschiedenen Bedeutungen des kirchlichen Ausdrucks κανών S. 54 ff. folgt der Vf. der allgemeinen Ansicht unserer Zeit, nach welcher der Begriff eines Verzeichnisses, der in anderen Beziehungen dem Ausdruck in der Kirche eigenthümlich war, zu Grunde gelegt ist. Seit *Semler's* Zeit, des Urhebers dieser Behauptung (Abh. v. freyer Unters. d. K. St. 1. S. 11 ff.), findet sich beynahe überall die Voraussetzung, die ursprüngliche Anwendung von κανών im kirchlichen Sprachgebrauch sey die eines Verzeichnisses von Vorlesebüchern gewesen, wozu man bekanntlich in den ältesten Gemeinden nicht blofs von Aposteln verfertigte, sondern überhaupt solche Schriften ausgewählt, die ihres religiösen Inhalts wegen für den Zweck der Erbauung benutzt werden konnten, ohne Rücksicht auf ihre Verfasser und deren persönliche Verhältnisse. Erst späterhin habe man diesen Ausdruck in einem engeren Sinne genommen, von dem Verzeichnifs der ächt apostolischen Schriften, denen, als solchen, das Prädicat der göttlichen Inspiration zukomme, theils weil in den Streitigkeiten mit den Häretikern das Bedürfnifs fühlbar geworden sey, blofs auf solche Schriften, als sichere Entscheidungsquellen der ächten, christlichen Lehre, zurückzugehen, theils aber auch weil die Menge der unächten, den Aposteln und ihren vorzüglichsten Gehülfen untergeschobenen Schriften eine strenge Scheidung nothwendig gemacht, und manche bisher geschätzte Schrift zurückzulegen genöthigt hätte, sobald ihr apostolischer Ursprung nicht hinreichend bewährt werden konnte. Daher sey kanonisch nun gleichbedeutend mit ächt apostolisch und inspirirt geworden, weil natürlich nur solche Bücher eine Stelle in dem Kanon behielten, deren ächt apostol. Abstammung, und damit auch Inspiration, erweislich war. Allein für diese angebliche, ursprüngliche Bedeutung von κανών, als Sammlung kirchlicher Vorlesebücher, ist man durchaus den Beweis schuldig geblieben. *Semler* selbst hat gar keine Stellen angeführt, in welchen κανών von alten Kirchenschriftstellern so gebraucht worden, und, was beynahe unglaublich scheint, so grofs war das Ansehen dieses Mannes, dafs man auch späterhin seine Versicherung anstatt

eines hiftorifchen Beweifes gelten liefs. Die von *Schmidt* krit. Gefch. B. 1. S. 7 aus dem 59 laodicenifchen Synodalfchlufs angeführten Worte (ὅτι οὐ δεῖ ἰδιωτικοὺς ψάλμους λέγεσθαι ἐν ἐκκλησίᾳ, οὐδὲ ἀκανόνιστα βιβλία, ἀλλὰ μόνα τὰ κανονικὰ τῆς καινῆς καὶ παλαιᾶς διαθήκης) begreifen unter den βιβλίοις κανονικοῖς, wie das folgende Verzeichnifs lehrt, keine einzige Schrift, die, ohne einen Apoftel zum Verfaffer zu haben, ehemals in den Kirchen zum Vorlefen gebraucht wurde, was auch fchon der Zufatz, τῆς καινῆς διαθήκης, anzeigt. Es ift alfo durchaus kein Grund da, den Ausdruck βιβλία κανονικὰ hier in der Bedeutung von beftimmten, durch kirchliche Autorität feftgefetzten Vorlefebüchern nehmen zu *müffen*. Unfer Vf. beruft fich zum gleichen Erweis auf die beiden bekannten, nur in der lateinifchen Überfetzung noch vorhandenen, Stellen des Origenes (*Prolog. in Cant. Cantic. fin.* und *Comment. ad Matth.* 27, 9), in welchen der Ausdruck zum erften Mal von Religionsbüchern vorkommt. Allein hier wird er nicht vom N. T. gebraucht, fondern nur von der Sammlung der altteftam. Schriften, fo wie fie von den Juden in Paläftina damals beftimmt wurde. Diefer geftand man zu jener Zeit fchon längft unter Juden und Chriften das Prädicat der Infpiration zu, und Niemand wird es wohl beftreiten wollen, dafs Origenes unter der Benennung *Kanon* jene Sammlung, nicht als Vorlefebücher der Juden, fondern als göttlich infpirirte Schriften begriffen habe. Wenn nun *Kanon*, wo es zuerft gelefen wird, eine Sammlung göttlich infpirirter Bücher bezeichnet, wie mochte und konnte man fpäter denfelben Ausdruck in der fo weiten Bedeutung von kirchlichen Vorlefebüchern überhaupt nehmen? zumal da auch bey chriftlichen Religionsfchriften fo früh fchon zwifchen infpirirten und nicht infpirirten Büchern ein Unterfchied gemacht wurde. Ferner, was nicht weniger bisher überfehen worden, Vorlefebücher, ἀναγινωσκόμενα, nannte man in der Folge (*Athanaf. Ep. ad Ruffin.*) die deuterokanonifchen Schriften; wie hätte man ihnen diefen Namen geben dürfen, wenn derfelbe Begriff urfprünglich bey den kanonifchen Büchern gedacht worden? Eine entfcheidende Stelle, dafs unter *Kanon* keineswegs die Vorlefebücher in der älteften Kirche begriffen find, dürfte, unferer Meinung nach, vielleicht aus *Muratori Antiqq. Ital. med. aev. T. III.* p. 854 angeführt werden, wo ein alter Schriftfteller des zweyten Jahrhunderts fo aufgeführt wird: *Paftorem vero nuperrime temporibus noftris in urbe Roma Herma confcripfit, fedente in cathedra urbis Romae Ecclefiae Pio epifcopo, fratre ejus. Et ideo legi eum quidem oportet, fed publicare nemo in Ecclefia populo neque inter prophetas completum numero, neque inter Apoftolos, in finem temporum poteft.* Diefe lateinifchen Worte, nach Bedeutung und Syntax, wird nicht leicht Jemand als Original gelten laffen; fie find höchft wahrfcheinlich nur Überfetzung eines griechifchen Urtextes. Rec. glaubt den zweyten Satz auf folgende Art in feiner Urform wieder zu entdecken: Καὶ διὰ τοῦτο χρὴ αὐτὸν ἀναγινώσκεσθαι, ἀλλὰ δημοσιεύειν αὐτὸν οὐδεὶς ἐν ἐκκλησίᾳ τῷ λαῷ οὐδὲ ἐν τοῖς προφήταις κανονιζόμενον, οὐδὲ ἐν τοῖς ἀποστόλοις, μέχρι τελειώσεως χρόνων δύναται. Demnach wäre das Buch vorgelefen, und dennoch nicht im Kanon gewefen. Der Sprachgebrauch des Verbum κανονίζειν darf eben fo wenig überfehen werden. Es kommt nie von blofsen Vorlefebüchern, fondern beftändig nur von göttlich beglaubigten Schriften vor: Theodoretus praef. in Cantic. p. 984 von denen, welche das göttliche Anfehen des Hohenliedes in Zweifel zogen: ἐχρῆν μὲν οὖν αὐτοὺς συνιδεῖν, ὡς πολὺ λίαν αὐτῶν καὶ σοφώτεροι καὶ πνευματικώτεροι τυγχάνουσιν οἱ μακάριοι πατέρες, οἱ τοῦτο τὸ βιβλίον ταῖς θείαις γραφαῖς συντεταχότες, καὶ ἅτε δὴ πνευματικὰ κανονίσαντές τε αὐτὸ, καὶ ἐκκλησίᾳ πρέπειν ἀποφηνάμενοι. Hier werden die Redensarten ταῖς θείαις γραφαῖς συντάσσειν und κανονίζειν als Synonyma gebraucht. Andere Stellen aus Athanafius und Ifidorus Pelus. führt Suicer an. Endlich bemerke man auch, dafs Eufebius den Ausdruck κατάλογος, nicht κανὼν, braucht, da, wo er die Verzeichniffe der altteftam. Schriften aus Melito und Origenes anführt, *Hift. Eccl.* IV, 26. VI, 25. Berufen darf man fich nicht auf die helleniftifchen Bücher des A. T., die, wie von den Juden in Ägypten, fo auch unter den Chriften während der erften drey Jahrhunderte mit zum Kanon gezählt wurden, um daraus zu folgern, dafs Kanon blofs ein Verzeichnifs von Vorlefebüchern ausgedrückt haben könne, weil man jenen Schriften doch nicht gleiches Anfehen mit den althebr. Urkunden zugeftanden haben würde. Von allen diefen Büchern ift es ausgemacht gewifs, dafs Glaube an ihre göttliche Eingebung mit im Spiele war (vgl. *Münfcher* Dogmengefch. B. I. S. 190 ff.), und eben diefer allein es bewirkte, dafs fie, gleich jenen althebr. Schriften, mit als κανὼν, als Richtfchnur des Glaubens, gebraucht wurden. Erft in der Folge, wo wegen der Menge untergefchobener Schriften das Bedürfnifs kritifcher Unterfuchungen über Ächtheit zum Vorfchein kam, einige KV. auch mit den Anfichten der hebr. Juden vom Kanon bekannter wurden; erft da liefs man nach und nach in der griechifchen Kirche diefe Bücher fallen, weil ohne den Beweis ihrer Ächtheit man auch nicht ihre Infpiration verbürgen zu können glaubte. Die lateinifche Kirche, weniger fcrupulös, hat fie zum Theil ihrem Kanon einverleibt erhalten.

Diefs find die Gründe, warum Rec. in die fo gewöhnliche Grunderklärung von Kanon, als Sammlung kirchlicher Vorlefebücher, nicht einftimmen kann. Er bleibt bey dem erwiefenen Begriff von *Norm, Regel, Vorfchrift des Verhaltens* ftehen, und vermag nur diefen im kirchlichen Sprachgebrauche wieder zu finden, fobald als das Wort von der Sammlung der alt- und neuteftam. Religionsfchriften gebraucht wird. Den Inhalt derfelben, die heiligen Gottesoffenbarungen, betrachtete man als die Regel des Glaubens und des Lebens, wozu der Gebrauch des Ausdrucks κανὼν bey Paulus (Gal. 6, 16. Phil. 3, 16) die natürlichfte Veranlaffung gab. Damit war der

Übergang leicht, auch die Schriften, denen man einen solchen Inhalt zugestand, unter der Benennung *kanonische Schriften*, βίβλοι κανονικοὶ, so wie die Allheit derselben mit dem Namen *Kanon* aufzuführen. Ganz analog sind die Benennungen ἡ καινὴ διαθήκη und βίβλοι ἐνδιάθηκοι. Ersteres bezeichnet eigentlich den neuen Bund, die neue Religionsverfassung, und dann erst die Schriftensammlung, in welcher dieser neue Bund historisch überliefert worden, ein kurzer Ausdruck für βιβλία τῆς διαθήκης (1 Maccab. 1, 57 βιβλίον διαθήκης). Ebenso κανὼν eigentlich das Christenthum, als Regel, als Vorschrift für Glauben und Handeln, und dann auch, kurz gesagt, für βιβλία τοῦ κανόνος, Bücher, welche diese Regel und Vorschrift enthalten, nach welchen, als Regel und Vorschrift, über christliches Glauben und Handeln entschieden wird. So gebrauchte unstreitig Irenäus den Ausdruck κανὼν τῆς ἀληθείας, den wir jetzt nur noch in der lateinischen Übersetzung als *regula veritatis* lesen, *adv. haer.* III, 11, da, wo er von der polemischen Tendenz des johanneischen Evang. gegen Cerinth und die Nikolaiten spricht: *Omnia igitur talia circumscribere* (für das griech. περιγράφειν, *delere*, *e medio tollere*) *volens discipulus Domini, et regulam veritatis constituere in Ecclesia .... sic inchoavit in ea, quae est secundum Evangelium, doctrina.* Darauf folgt die Stelle Joh. 1, 1 ff. Noch deutlicher sind folgende Worte des Isidorus Pel. epist. 114: ὅτι δὲ ταῦτα οὕτως ἔχει, τὸν κανόνα τῆς ἀληθείας, τὰς θείας φημὶ γραφὰς, κατοπτεύσωμεν. Natürlich musste sich bald daran die Bedeutung eines Verzeichnisses knüpfen, weil dieser κανὼν ein Verzeichnifs, eine Sammlung von Büchern ausmachte, eben so natürlich, als sich an κανονικὸς die Bedeutung von ächt, authentisch, anknüpfte, weil kanonische Bücher nur ächte Bücher seyn durften. Das ist aber noch lange nicht ein Verzeichnifs von Vorlesebüchern, woran weder Gregorius Naz., noch Eusebius in folgenden Stellen denken konnten. Ersterer, *Ep. ad Seleuc.*, nachdem er ein Verzeichnifs der zum N. T. gehörigen Schriften mitgetheilt, schliesst mit folgenden Worten: οὗτος ἀψευδέστατος κανὼν ἂν εἴη τῶν θεοπνεύστων γραφῶν. Letzterer *hist. eccl.* VI, 25 sagt vom Origenes: ἐν δὲ τῷ πρώτῳ τῶν εἰς τὸ κατὰ Ματθαῖον εὐαγγέλιον, τὸν ἐκκλησιαστικὸν φυλάττων κανόνα, μόνα τέσσαρα εἰδέναι εὐαγγέλια μαρτυρεῖται. Mehr führen wir nicht an, weil darüber bald an einem anderen Ort ausführlicher gehandelt werden soll; bemerken wir vielmehr noch Einiges über eine andere Untersuchung, wo wir dem Vf. gleichfalls eine Eröffnung unserer Zweifel über die von ihm gefundenen Resultate schuldig zu seyn glauben.

Es ist die Entscheidung der bekannten Streitfrage über den Umfang des ägyptischen Kanons S. 94 ff., wo Hr. *B.* folgenden Mittelweg zur Ausgleichung vorschlägt: Wenn es freylich unfehlbar gewifs sey, dafs die ägypt. Juden die Apokryphen im *eigentlichen* Sinn nicht zu dem Kanon des A. T. gerechnet, *Eichhorn* und *Bauer* hier also unbestritten Recht hätten: so wäre es auf der andern Seite doch eben so ausgemacht, dafs sie schon vor Christi Zeit der alexandrin. Version die Apokryphen als einen Anhang hätten beygefügt, der zwar nicht in einen gleichen Rang mit den übrigen voranstehenden Büchern gesetzt, von dem aber doch ein *mehr als gemeiner* Gebrauch gemacht wurde, indem man sich bald ihn gleichsam als integrirenden Theil des Kanons zu betrachten gewöhnte. Daher hätten auch die ältern KV., die das A. T. nach den LXX lasen, von den Apokryphen den nämlichen dogmatischen Gebrauch, wie von den kanonischen Schriften, aber freylich nur missbräuchlich, gemacht, da diess zu ihrer Zeit als Observanz allgemein eingerissen gewesen. Aber weder die Gründe, womit es als unfehlbar gewifs bewiesen seyn soll, dafs die ägypt. Juden die Apokryphen im eigentlichen Sinn nicht zu dem Kanon des A. T. gezählt haben könnten, noch des Vfs. eigne Ansicht über ihr gegenseitiges Verhältnifs zu einander, scheint uns von allem inneren und äufseren Widerspruche frey zu seyn. Unter ersteren steht oben an die Bemerkung, dafs die Alexandriner, bey allen übrigen Verschiedenheiten von den paläſtinens. Juden in Denkart und Cultus, sich doch nie erlaubt hätten, in wesentlichen Sachen ihrer Religion von ihren Glaubensbrüdern in Palästina abzuweichen; um so weniger sey diess also in einer Sache vorauszusetzen, die das Fundament der jüdischen Religion beträfe. Wäre es wirklich geschehen: so würden sie sich auch nicht an das Gesetz gebunden haben, an den Sabbathstagen in ihren Synagogen blofs, wie die paläſtinens. Juden, die Thorah und die Propheten vorzulesen. Aber es sollte schwer werden, zu erweisen, dafs dergl. Verschiedenheiten in wesentlichen Sachen der Religion zwischen Ägyptiern und Palästinensern nicht vorhanden gewesen. Käme es allein darauf an, die Analogie in anderen Fällen würde trefflich auch für den jetzt noch bestrittenen anzuwenden seyn. Rec. will hier nur auf zwey Puncte aufmerksam machen. Man denke einmal blofs an den eigenthümlichen Localcultus, dessen der Vf. selbst erwähnt, und zum Erstaunen alle Consequenzen übersieht, die daraus gegen seine eigene Behauptung sich ergeben. War denn das Gesetz von der Einheit des Gottesdienstes, worauf die Gesetzgebung im Pentateuch, und der neu eingerichtete Nationalcultus seit Josias Zeit so viel halten, nicht die unverkennbare Basis, das sicher berechnete Mittel, alle früher so oft dagewesenen Gefahren der Versuchung und des Abfalls zum heidnischen Polytheismus zu entfernen, und auf der anderen Seite Israels Volk zum Dienst des alleinigen Nationalgottes der Altvordern eng zu vereinigen? War die mit der Einheit des Jehovah in Parallele gesetzte Einheit der hohenpriesterlichen Würde nicht für denselben Zweck bestimmt, den religiösen Glauben an den einzigen Schöpfer des Himmels und der Erde auch durch die äufsere Art der Verehrung deutlich auszusprechen? Musste jede Abweichung in dieser Hinsicht für den Juden, der das äufsere Symbol nur zu leicht für die Idee selbst zu nehmen gewöhnt war, nicht das Hauptmoment der

Religion zu berühren scheinen, das um so weniger hätte verletzt werden dürfen, als es der Vielheit der heidnischen Gottesverehrung gerade entgegengesetzt war? Doch genug! Die Sache spricht für sich selbst, eben so deutlich wie ein anderer Umstand, der zwischen der ägypt. und paläftin. Judenschaft als Differenz in Glaubensfachen hervortritt. Rec. bezieht sich auf das Dogma einer göttlichen Inspiration der LXX unter den Alexandrinern, wodurch diese Version ganz so, wie das Original, zum authentischen Text erhoben wurde. Er weiss wohl, dass bey Josephus, den neutestam. Verfassern, selbst im Talmud, dieser Ursprung der LXX theils mit Hochachtung angeführt, theils vorausgesetzt wird, also späterhin keine Glaubensverschiedenheiten in dieser Hinsicht zwischen beiden Parteyen Statt fand. Allein unleugbar fand doch diese Vorstellung unter den Alexandrinern ihre erste Entstehung, und war demnach in ihrem Ursprung ein *neuer*, vorher der jüdischen Theologie unbekannter Glaubensartikel, ist also auf jeden Fall Beweis, dass man in Ägypten, anstatt sich ängstlich an den in Palästina hergebrachten dogmatischen Typus anzuschliessen, kein Bedenken trug, neue, bisher noch nicht vorhandene Religionslehren einzuführen. Gerade hier in einer Sache, die das Fundament der Religion betraf, wagten sie es, als Neuerer aufzutreten, und die Art, wie ihre Glaubensgenossen in Palästina dieselbe aufnahmen, durfte ihnen eher Muth zu ähnlichen Neuerungen geben, als sie fürchten lassen, durch dergleichen Änderungen in ihrem Urtheil den Rang der allgemeinen Religionsverbrüderung zu verlieren. Ob sie in ihren Synagogen, wie die Palästinenser, bloss Gesetz und Propheten vorgelesen, bleibt noch sehr dahingestellt; die gleiche Benennung wenigstens, womit diese Apokrypha eingeführt werden, weist noch nicht darauf hin, da sie ihnen mehr von einem gleichen Gebrauche bey dem öffentlichen Gottesdienste, als von der blossen Aufnahme in die handschriftlichen Rollen des älteren kanonischen Textes, zugekommen seyn dürfte.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Freyberg*, b. Craz u. Gerlach: *Grundsätze, Proben und Plan einer deutschen Darstellung heiliger Schriften nach ihrer Urgestalt, für gelehrte und ungelehrte Bibelleser*, von M. *Karl Gottfried Kelle*, Pfarrer zu Kleinwaltersdorf und Kleinschirme bey Freyberg. 1814. IV und 60 S. 8. (4 gr.) Was diese kleine Schrift will, läfst sich aus dem Titel derselben genau vernehmen, sobald man nur weiss, dass unter den heil. Schriften der Pentateuch, der Prediger Salomo's und das Buch der Weisheit zu verstehen sind, deren deutsche Übersetzung Hr. *K.* zum Drucke bereit hat. Da er bey der Herausgabe derselben theils mit dem theol. Zeitgeiste, welcher in unseren gelehrten Zeitschriften hin und wieder sich ausspricht, theils mit der Partey, welche ein zwar sehr gepriesener, aber dem Ansehen und der Wahrheit biblischer Schriften höchst nachtheiliger Übersetzer und Erklärer derselben unter den Wortführern des gelehrten Publicums zu haben scheint, einen sehr schweren Kampf befürchtet: so scheint er diese Ankündigung vorzüglich für die ungelehrten Bibelleser berechnet zu haben, um diese für sich zu gewinnen. Auch hat er es dem Oberconsistorio seines Vaterlandes dedicirt, weil er diess wichtige Unternehmen ohne Vorwissen seiner hohen Obern nicht auszuführen wagte, und die Beweise, wie sehr man auch in unseren Tagen die Bibel noch missdeutet und misshandelt, den Oberhäuptern seiner vaterländischen Kirche in die Hände legen wollte. Rec. ist sich zwar weder bewusst, von jenem theol. Zeitgeiste angesteckt zu seyn, noch gehört er zu der von Hn. *K.* gefürchteten Partey: doch befürchtet er, dass auch sein Urtheil in den Verdacht der Parteylichkeit bey dem Vf. kommen dürfte, und will daher bloss den Referenten machen, gewiss, dass er auch so seiner Pflicht genüge, weil die Leser das Resultat dann selbst finden werden. Was Hr. *K.* als Übersetzer zu leisten sich bewusst ist, sagt er S. 4. „Wie viel aber die Sprache der Bibel durch eine wahrhaft treue, die Worte des Originals gewissenhaft abwägende Übersetzung an Reiz und Adel und Deutlichkeit gewinnt, davon gedenken wir bald die überzeugendsten Proben zu geben." Nach S. 59 sollen die meisten Zweifel über die Abfassung des Pentateuchs schon durch das Erscheinen der mosaischen Schriften in ihrer Urgestalt von selbst wegfallen. „Denn diese will der Übersetzer, um *jede* Dunkelheit aufzuhellen, *jede* Beschreibung deutlich zu machen, *jede* Verordnung nach ihrem eigentlichen Sinn und Endzweck vorzustellen, mit neuen, allgemeinverständlichen Anmerkungen begleiten. Besonders wird die Opferanstalt Mosche's in allen ihren Theilen, selbst in der kleinsten, sonderbarsten Ceremonie, als die zweckmäfsigste Anstalt, ein rohes Volk zu civilisiren und zu humanisiren, sich rechtfertigen." Dass der Vf. diess leisten werde, sucht er auf folgendem Wege darzuthun: Von S. 3—21 zeichnet er die allgemeinsten Vorschriften, welche der Übersetzer einer jeden Schrift zu beobachten hat, mit Hinsicht auf die Bibel, vor, und erläutert S. 15 die Foderung, dem Ausdrucke des Originals nichts zu *leyhen*, durch eine Maler- und eine Schauspieler-Regel. Diesen Vorschriften folgt die Übersetzung des Vfs. von 25 Stellen aus den mosaischen Schriften, die oft kaum einen ganzen Vers ausmachen. Jeder dieser Stellen ist de Wette's Übersetzung vorangeschickt, und in einer bald kürzeren, bald längeren Anmerkung bemüht sich der Vf., seine gegebene Übersetzung als die wahre darzustellen, wobey er den Sprachgebrauch einzig berücksichtiget. Allerdings scheinen einige Erklärungen des Vfs. sehr treffend zu seyn; nur lässt sich kein begründetes Urtheil fällen, weil den ungelehrten Bibellesern zu Liebe bloss gesagt wird, diess oder jenes Wort müsse so übersetzt werden. Bey der Vergleichung, welche Hr. *K.* zwischen seiner und de Wette's Übersetzung anstellt, wird über den letzteren ein sehr strenges Gericht gehalten, und ihm Schuld gegeben, dass er den Ausdruck so ekelhaft als möglich scheine machen zu wollen (S. 26), auf den Sprachgebrauch gar nicht geachtet habe (S. 36), manche Stelle von Hn. de W. arg verdreht sey (S. 44). Doch es widersteht dem Referenten, mehrere Urtheile der Art, die auf jeder Seite vorkommen, abzuschreiben. Lieber will er zur Probe noch eine Stelle nach Hn. *K's.* Übersetzung mittheilen, welcher er zwar kurze Erläuterungen eingeschoben hat, ohne dass sie derselben, wie er behauptet, nothwendig wären, um den eigentlichen Sinn zu ersehen. 1 Mos. XX, 16 wird übersetzt: „Und zu Sarah sprach er: Siehe, ich gab deinem Bruder tausend Silberlinge [als ich dich abholen liess], siehe diess da [geb ich] dir, eine Augendecke zu allem, was du schon bey dir hast [nämlich an Geschenken von mir] und nebst allem und überwiesen war sie [d. h. sie konnte sich nicht entschuldigen, wusste nicht, was sie darauf antworten sollte].

O. P. B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1815.

THEOLOGIE.

Erlangen, b. Palm: *Historisch-kritische Einleitung in sämmtliche kanonische und apokryphische Schriften des alten und neuen Testaments*, von D. *Leonhard Bertholdt*. I—III Th. u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Philo, auf den sich Hr. *B. zweytens* beruft, soll in seinen Schriften zwar Bekanntschaft mit den Apokryphen verrathen, allein keines derselben zu den Propheten zählen, welcher Name ihm alle im hebräischen Kanon stehenden Bücher bezeichnet. Von diesem Argumente den Vf. Gebrauch machen zu sehen, war für uns nicht wenig befremdend, da wir in anderen Dingen einer vorsichtigeren Kritik ihn zugethan finden. Philo's Ansichten über den Kanon sind in keiner einzigen Stelle seiner Schriften deutlich entwickelt; überall hat er es nur mit einzelnen Anführungen zu thun, die, sollten sie zusammengestellt werden, nicht einmal den ganzen gegenwärtigen Umfang desselben berühren. Im Gegentheil, wer mit seinen Grundsätzen über Inspiration und Gottesoffenbarung vertraut ist, wer es weiss, dass er eigentlich nur den Moses für den grossen, ausgezeichneten Lehrer der göttlichen Geheimnisse hält, zwischen den übrigen alttestam. Verfassern aber, und seinen eigenen, in der Begeisterung abgefassten Schriften gar keinen Unterschied des Werthes macht (*de cherub.* S. 112, *de migr. Abrah.* S. 393), den wird Analogie und übrige Gleichheit der Verhältnisse eine Ansicht über die Apokryphen bey ihm vermuthen lassen, die sie eher als Theile des Kanons aufzunehmen, als davon auszuschliessen, Grund erhalten möchte. — Der gleiche Gebrauch, was *drittens* bemerkt wird, den die älteren Christen von den apokryphischen, wie von den kanonischen, Schriften des A. T. machten, erlaubt freylich nicht allein, ohne voreilig zu seyn, auf eine gleiche Stellung derselben im Kanon zu schliessen, weil sonst das ganze Heer von Pseudepigraphen für einen gleichen Bestandtheil desselben erklärt werden müsste, da sie nicht weniger oft im christlichen Alterthum gebraucht wurden. Ist diess Argument zwar nur Widerlegung eines Gegengrundes, nicht selbstständige, weitere Begründung der vorgetragenen Behauptung: so muss doch darauf aufmerksam gemacht werden, dass viele von diesen später herausgekommenen Pseudepigraphen nicht bloss unter den jüdischen, gnostischen und manichäischen Secten, wo sie zuerst ihre Entstehung fanden, sondern auch anderswo, unter Andersglaubenden, als göttliche gelesen und verehrt wurden, demnächst also nicht selten dieser häufige Gebrauch mit der Überzeugung eines wahren, göttlichen Ursprungs verbunden war. Überhaupt ist der Massstab, nach welchem man damals die Würdigkeit eines Buches zur Aufnahme in den Kanon bestimmte, ein ganz anderer gewesen, als wie wir ihn jetzt uns zu denken pflegen. Es kam freylich auf das Prädicat der Inspiration Alles an; aber diese Eigenschaft selbst war den damaligen philosophischen Grundsätzen zufolge, was ihren Inhalt anbetraf, so zweydeutig, und ihrem Ursprung und Bedingungen nach so schwankend und ungewiss, dass das Urtheil, je nachdem es andere Rücksichten leiteten, bald für, bald gegen eine Gottesbegeisterung entscheiden konnte. Den Unterschied, den das vierte Buch Esra zwischen den 24 öffentlich vorzulesenden, und den 70 nur den Weiseren unter dem Volke mitzutheilenden Schriften macht, führt der Vf. zuletzt, als *vierten* Beweisgrund, an. Allein er ist durchaus nicht von der Art, dass er in Hinsicht des kanonischen Werthes auf eine qualitative Differenz schliessen liesse. Alle 94 Bücher zusammen werden von Esra auf gleiche Weise in göttlicher Begeisterung dictirt; was der Talmud nur von der Restitution der althebräischen Schriften durch Esra erzählt, ist hier sichtbar auch auf die Apokryphen übergetragen. Man kann keinen anderen Zweck dabey gehabt haben, als die gleiche Kanonicität derselben gegen deren Bestreiter zu rechtfertigen. Die einzige Verschiedenheit liegt in der mehr oder weniger freygelassenen Allgemeinheit des Gebrauchs, und selbst diese wird nicht zu jeder Zeit, und nicht in allen jüdischen Synagogen auf dieselbe Art beschränkt gewesen seyn. Auch von den althebräischen blieben mehrere ungebraucht, ohne darum ihres kanonischen Ansehens verlustig zu werden; eben so wenig werden diess die Apokryphen zu fürchten gehabt haben, die vermuthlich nur ihr jüngeres Zeitalter, und ihr ursprüngliches Fehlen in den Handschriften der alexandr. Übersetzung von der Observanz des öffentlichen Vorlesens ausschloss.

Aber auch an sich ist Hn. *B's.* Ansicht über das Verhältniss der althebr. Bücher zu den Apokryphen im Kanon der Hellenisten nicht von allem Widerspruche frey. Letztere sollen diese Anfangs als eine Art von Anhang in ihrer griechischen Version gehabt haben, und dadurch veranlasst seyn, sie allmählich, im Privatgebrauch, und nach der gemeinen Ansicht der Sache, eben so anzusehen, als wenn sie wirklich

ein integrirender Theil vom Kanon gewesen wären. Allein damit ist das Vorgeben einer göttlichen Inspiration dieser Bücher nicht übereinstimmend, die ihnen völlig gleichen Werth mit den hebr. Originalschriften zusichert, nicht bloss missbräuchlich denselben an die Seite setzt. Zu der Zeit wenigstens, als man den Ursprung dieser Bücher auf gleiche Weise durch Zurückführung auf eine höhere Eingebung zu verherrlichen suchte, musste auch das Urtheil über den Inhalt derselben gleichlautend seyn mit demjenigen, was die Urkunden des paläſtinens. Kanons anging: denn eben dieser Versuch, sie auf gleiche Art aus göttlichen Quellen abzuleiten, spricht das Bestreben aus, Einheit der Autorität in das ganze Corpus der Religionsschriften zu bringen. Man durfte von nun an höchstens bloss nach der Zeit der Aufnahme, nach dem verschiedenen Gebrauch, auch wohl nach einigen anderen Rücksichten, aber nicht mehr nach der Verschiedenheit des inneren Werthes, unterscheiden.

Damit sey unsere Kritik geschlossen. Überzeugt, keine unangenehmen Mittheilungen gemacht zu haben, weder dem Vf. durch Vorlegung unserer Zweifel gegen die von ihm aufgestellten Resultate, noch unseren Lesern durch Eröffnung der Aussicht auf ein Werk, das als vollständiges Repertorium für den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaft höchst willkommen seyn muss, haben wir nur noch den Wunsch hinzuzufügen, dass die Vollendung desselben bald erscheinen möge, für welchen Zweck denn alle ausser dem Willen seines Urhebers liegenden Hindernisse entfernt bleiben mögen. H. P.

Leipzig, b. Barth: *Ansichten und Wünsche betreffend das protestantische Kirchenwesen und die protestantische Geistlichkeit.* Beym Eintritt in die neue Zeit herausgegeben von *Jonathan Schuderoff,* Superintendenten und Oberpfarrer in Ronneburg. 1814. X u. 108 S. gr. 8. (10 gr.)

Der rühmlichst bekannte Vf. bescheidet sich, laut der Vorrede, selbst, dass er keineswegs lauter neue und unerhörte Vorschläge von der Art, als der Titel des Buches anzeigt, vorbringe; aber es kommt oft auch darauf an, wie und zu welcher Zeit etwas gesagt wird. Er widmet diese Ansichten und Wünsche dem religiösen und um Europa hochverdienten Könige von Preussen, und möchte sie der alten Zeit mit in die neue hinübergeben. Wenn der Vf. den protestantischen *Prediger* (nach S. 12) von der doppelten Seite als Schriftgelehrten und als *Prediger* (im engeren Sinne?) betrachtet: so würde der Hauptbegriff logischer und passender der Begriff des Theologen seyn, und die disjunctive Eintheilung den Theologen einmal von der theoretischen und dann von der praktischen Seite darstellen. Das Wort: Schriftgelehrter, erinnert zu sehr an den Pharisäer zugleich. Den praktischen Theologen betrachtet der Vf. wieder als Liturgen, Katecheten und *Prediger* (S. 15 u. 16), also noch einmal als Prediger im allerengsten Sinne, und diese Eintheilung ist nur empirisch, aber nicht analytisch und synthetisch begründet. Der Hauptbegriff ist hier der Begriff des praktischen Theologen, die beiden coordinirten Unterbegriffe sind: Liturg (anstatt des ehemaligen Ausdrucks: Priester) und eigentlicher Religionslehrer. Der letztere ist als solcher wieder entweder Katechet oder Prediger. Nur die dichotomische Eintheilung ist systematisch. Wenn der Vf. behauptet, dass das Katechisiren nicht im Berufe des Liturgen oder *Volks*redners liege, sondern nur damit verbunden werden könne: so kann Rec. nicht beystimmen, sondern glaubt, dass der religiöse Volkslehrer theils Lehrer der Erwachsenen, theils der Kinder sey, und für beide theils akroamatisch, theils katechetisch (auch sokratisch) lehren müsse, aber *nur* Religion und religiöse Sittlichkeit, und Rec. würde sich das edle Geschäft des religiösen Katecheten von seinem Predigtamte nie trennen lassen, was der Vf. auch selbst von sich sagt. Die eifrige Hinweisung des Vfs. auf das Unheil, welches ein elender Liturg stiftet, so wie auf die nothwendige Berücksichtigung des Äusseren bey der Wahl eines Redners und auf das nothwendige Memoriren der zu haltenden Predigt als eines Kunstwerks hat uns sehr wohl gefallen. Die Vorschläge, welche nun der Vf. für die protestantische Kirchenwesen, und für das protestantische Geistlichkeit macht, leiden weniger einen Auszug, und werden mit Überzeugung und Nutzen gelesen werden. Sie betreffen die Erforschung der Talente künftiger praktischer Theologen, ihre frühe Übung, die Pflichten der geistlichen Schulinspectoren und der Schullehrer in dieser Hinsicht, den Wunsch, Jünglinge aus guten gebildeten Familien für dieses Studium zu gewinnen, die Nothwendigkeit, den Antheil an praktischen Instituten für Homiletik, Katechetik und Liturgik der Willkühr der Studirenden nicht mehr zu überlassen, und eigene gutbesoldete Professoren der praktischen Theologie anzustellen, die Examina der Candidaten, die fortwährende Aufsicht über sie von Seiten der Superintendenten, wobey die Synodalconferenzen zurückgewünscht werden. (Im *Bairischen* werden diese hie und da musterhaft gehalten. S. *Meyer's* Synodalreden protest. Districtsdecane im Königreiche Baiern. Sulzbach 1813.) So viel von den Wünschen, betreffend *die Bildung der protest. Geistlichen.* Möchten nur die Staaten überall die Pflicht beherzigen, auf die Bildung der Theologen sorgfältig Bedacht zu nehmen, zumal da es ohne beschwerliche Auflagen geschehen, und mit Wenigem Viel geleistet werden könnte! — Der zweyte Abschnitt befasst *einige* Wünsche für das *Predigtwesen und das Predigergeschäft* rücksichtlich der zu vielen Predigten und der zu wenigen Prediger, rücksichtlich der Perikopen und anderer Texte, und rücksichtlich der besoldeten Candidaten oder Vicarien. Die Katholiken, bemerkt der Vf., haben zu viele Messen, die Protestanten aber zu wenige Betstunden oder andere Andachtsübungen, welche oft die Stelle der Predigt zweckmässig einnehmen würden. Rec. fügt hinzu: man muss es dem Volke recht fühlbar machen, wie viel zu einer guten, geschweige denn zu einer vortrefflichen Predigt ge-

höre, und nicht den Wahn nähren, als ob das Predigen aus dem Stegreife der Gipfel der Predigerkunst, und der zu allen Zeiten fertige Prediger etwas Besseres, als ein Schwätzer sey. — Der dritte Abschnitt berührt die *Liturgie*, ihren Begriff, liturgische Handlungen, Agenden, Kirchengesang, Gesangbücher und Orgel (es hätten mehrere vortreffliche Gesangbücher angeführt werden können, als der Vf. erwähnt) und die Kirchenmusik. Der vierte Abschnitt verbreitet sich über den *Prediger, als Kirchen- und Staats-Diener*, in Ansehung seiner Anstellung, Verpflichtung, Besoldung und seines Ranges. Es ist dabey mehr Bedacht auf die sächsischen Lande, als auf eine universalistische Ansicht genommen. Es ist doch wohl zu hart, wenn der Vf. den Gemeinden, welche ein Wahlrecht haben, dieses Prärogativ durchaus und in jeder Form genommen wissen will, weil es ihnen so viel nütze sey, als dem Kinde das Messer. *Vox populi, vox Dei* — heisst es vielmehr auch hier oft, und wenn manche Patronate und Regierungen diese Stimme mehr beachten wollten: so würden nicht so viele erbärmliche Prediger sich einschleichen. Freymüthig dringt der Vf. auf Abschaffung der Verpflichtung der Geistlichen auf die symbolischen Bücher, weil diese Verpflichtung uns offenbar zu Heuchlern macht; zugleich verlangt er aber auch Verpflichtung zu einer Formel, welche das Fundament des Christenthums betrifft, um nicht die Religion zu gefährden. Rec. fügt hinzu, dass es weit gekommen ist, wenn junge Prediger aus einer neueren Predigerschule öffentlich sagen dürfen: „die Religion kann euch im Leiden und Tode keinen Trost geben, an ihr selbst müsst ihr euer Gemüth ergötzen." Sollte man nicht neue symbolische Bücher anfertigen, und auf sie recht eigentlich schwören lassen, um dem Wirrwarr ein Ende zu machen? — Was des Vf. über Besteurung und Belastung der Geistlichen, besonders in den letzten Jahren, über das im Drange des Ungemachs den Geistlichen zugefügte Unrecht, welches der Staat zu vergüten hat, und über den Rang derselben sagt, ist ein treffliches Wort zu seiner Zeit. Der fünfte Abschnitt endlich handelt *von dem Kirchenregimente*. In den Begriffen über die Kirchenzucht bleibt der Vf. seiner früheren Schrift, so sehr sie auch bestritten wurde, ziemlich treu, und in der That wäre es viel besser gewesen, wenn man das Kirchenwesen nicht so hätte erschlaffen, und Jeden machen lassen, was er wollte. Einiger Zwang, oder Ausschliessung von der religiösen Gesellschaft ist hier nicht Unrecht. Möchte der Wunsch des Vfs. und aller religiösen Menschenfreunde in Erfüllung gehen, dass die edeln Fürsten, welche Europa vom Drucke des französischen Volkes, von dem der Unglaube grossentheils zu uns gekommen war, befreyten, auch die Trümmer der Religiosität ihrer Völker sammeln, und dem Gefühle für Zucht und Sitte und alles Heilige freundlich zu Hülfe kommen werden!

κg.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Stuttgardt*, b. Steinkopf: *Apologie des dogmatischen Protestantismus nach seinen kirchlichen und christlich-religiösen Verhältnissen zum römischen Katholicismus.* Allen Kirchen-Prälaten, Seelsorgern und Theologen der drey christl. Haupt-Confessionen zur reiferen Erwägung ans Herz gelegt vom Canonicus *Fabritius*, grossherzogl. badenschem Bibliothekar zu Bruchsal. 1814. VIII u. 87 S. 8. (8 gr.) Unter den Katholiken wird die Klage über die zunehmende Herrschaft des Unglaubens jetzt eben so laut, wie unter den Protestanten. Die festeren Formen, an welche jene Kirche die Übung des inneren und äusseren Christenthums gebunden hat, so wenig, als die strengere Aufsicht, welche sie über ihre Mitglieder führt, haben verhindern können, dass nicht Lauigkeit und Verachtung der Lehre Jesu in ihren Schooss eindringen und sich immer weiter verbreiten sollten. Das Gemeingut jener beiden Parteyen steht also jetzt in Gefahr, und der Gedanke ist sehr natürlich, dass die durch langen und heftigen Kampf Entzweyeten sich vereinen, um den gemeinschaftlichen Feind abzutreiben und wehrlos zu machen. Zu dieser Union fodert Hr. *F.*, ein wahrheitsliebender, vorurtheilsfreyer Katholik, in der hier angezeigten kleinen Schrift, der eine grössere nachfolgen soll, auf. Nach der Vorrede hat *Plank* diesen Unions-Vorschlag für die einzig mögliche und einzig wünschenswerthe Vereinigung zwischen Katholiken und Protestanten erklärt; um so mehr hält sich Rec. verpflichtet, die Ideen des Vfs. kurz anzugeben, und darüber einige Bemerkungen zu machen. Einen allgemeinen Religionsverein oder eine Zusammenschmelzung und Amalgamirung des katholischen und protestantischen Religionsglaubens hält Hr. *F.* geradezu für unmöglich; er will, dass beide Hauptformen des Christenthums ruhig und friedlich neben und mit einander bestehen sollen: der Katholicismus als Princip des christlichen Gehorsams und kindlich frommen Vertrauens gegen die Aussprüche, Verordnungen und Anstalten der Kirche, ohne sich der evangelischen Freyheit in Erforschung, Prüfung und Anerkennung christl. Glaubenswahrheiten anders zu bedienen, als unter höchster Aufsicht, Leitung und letzter Entscheidung der rechtmässigen Oberhäupter und Repräsentanten seiner Kirche; der Protestantismus als Princip der geistigen Freyheit gegen die unbefugten Eingriffe geist- und weltlicher Gewalt in die Rechte der Gewissen und die religiösen Überzeugungen der Christen, als ein Geist der strengsten, alles menschliche Ansehen in Glaubenssachen verschmähenden Untersuchung, aber auch als ein Geist der tiefsten Ehrfurcht und Unterwerfung unter das Ansehen und die Belehrungen Gottes in der h. Schrift. Nur darin sollen sich beide Parteyen vereinigen, dass sie die heiligsten und trostreichsten Offenbarungs-Wahrheiten, in deren Besitz sie noch sind, sorgfältig bewahren und heilig halten gegen die Entweihungen unberufener Neuerer. Die Summe dieser Wahrheiten ist nach S. 22 „der liebethätige Glaube an Gottes freye Gnade, erworben durch Jesus Christus, und mitgetheilt durch den vom Vater und Sohn ausgehenden h. Geist, allen bussfertigen Sündern zu ihrer Erleuchtung, Heiligung und Beseligung." An der Spitze dieser Union muss ein christl. Fürst vom ersten Range und geistl. Charakter, der das Vertrauen von beiden Seiten hat, stehen. Entstehende Streitigkeiten über Grundwahrheiten sollen nach der *regula fidei* und der apostolischen Tradition entschieden werden: denn auf diesen ruhe die authentische Erklärung der h. Schrift und die Unfehlbarkeit der Kirche. — Abgesehen davon, dass es nach Wiederherstellung des päpstlichen Hofes und des Jesuiter-Ordens sehr zweifelhaft ist, ob die katholische Kirche diese Art der Union, so sehr sie einzelne Lehrer wünschen, gut heissen werde: so möchten doch wohl die Protestanten die *regula fidei*, *traditio* und Unfehlbarkeit der Kirche in dem Sinne des Vfs. anzunehmen nicht geneigt seyn.

Die Berufung auf *Bull* und *Grabe* kann für Deutschland nicht gelten, weil bekanntlich die Episcopal-Kirche in England, was die ununterbrochene Folge der Bischöfe betrifft, fast ganz mit der katholischen Kirche übereinstimmt. — Sollte Hr. *F.* es übrigens noch rathsam finden, sein grösseres Werk herauszugeben: so würde Rec. rathen, Ausdrücke, wie folgende, zu vermeiden: S. 19 die Vernunft muss an der christlichen Religion zur Närrin oder Spitzbübin werden, S. 20 die Tagesweisen dürfen mit uns ungestraft ihren gnädigen Spass treiben. So selten diese Ausdrücke auch vorkommen: sie frommen nicht, und stimmen nicht zu der Mässigung, die der Vf. in dieser Schrift zeigt.

O. P. B.

Mainz, b. Kupferberg: *Historische Abhandlung über die Erklärung der Worte des Erlösers im letzten Abendmahle: Nehmet und esset, das ist mein Leib. Nehmet und trinket, das ist mein Blut.* Mit Anmerkungen von *Gregor Köhler*, ehemaligem Benedictiner und Professor der Pastoral und Liturgie auf der Universität zu Mainz. 1813. VIII u. 140 S. (10 Gr.) Der Vf. will in in dieser Abhandlung nicht den eigentlichen und wahren Sinn der Einsetzungsworte des Abendmahls bestimmen und beweisen. Aber sollte man nicht glauben, dass diess bey Worten, über deren Sinn es so verschiedene Meinungen giebt, gerade das Nützlichste gewesen wäre? Sollte nicht statt dieser *petitio principii* die Untersuchung wünschenswerth seyn, auf welchen historischen Gründen jede dieser Meinungen beruhe? Statt dessen theilt der Vf. seine Schrift in zwey Theile, und sucht in dem ersten zu beweisen, dass die Erklärung der katholischen Kirche bis ins neunte Jahrhundert die allgemeine gewesen sey. Der zweyte Theil erzählt die Widersprüche, die sie seitdem erfahren habe. Wir unternehmen es nicht, Zweifel gegen die Behauptungen des Vfs. aufzustellen. Denn wer den Grundsatz zu dem seinigen macht, S. VI, „das Wahre ist, sagt Vicentius Lirinensis, was Allenthalben, Allezeit und von Allen geglaubt wurde", der würde doch auf die bescheidensten Zweifel nicht achten. Es wurde Allenthalben, Allezeit und von Allen geglaubt, die Sonne drehe sich um die Erde: ist es desswegen wahr? — Und angenommen, dieser Grundsatz sey ein Probirstein der Wahrheit: so folgt daraus: was nicht allenthalben, nicht allezeit, nicht von allen geglaubt wird, das ist nicht wahr. Nun wird jene Erklärung nicht allenthalben, nicht allezeit, nicht von Allen angenommen: also ist sie nicht wahr. Wird diese Folgerung der Vf. zugeben? Gleich der Anfang der Schrift spricht nicht zu ihrem Vortheil. S. 1. „In dieser Epoche (bey der Entstehung des Christenthums) wurde dem rundheraussagenden Erlöser: das ist mein Leib! das ist mein Blut! ohne alles Bedenken geglaubt. Nicht Einer ist aufzuweisen, der diese Worte anderst (anders) als in dem buchstäblichen und natürlichen Sinne verstanden habe." Ob wohl die Jünger, die diese Worte aus dem Munde Jesu hörten und ihn lebend vor sich sahen, sie in dem Sinne genommen haben können, in welchem sie des Vfs. Kirche nimmt? Ob sie wohl nur auf den Gedanken kommen konnten, sie genössen Theile von seinem Leibe, tränken Blut von seinem Blute?

— R. —

Münster u. *Hamm*, in der coppenrathschen Buchhandlung: *Jede Religion, was sie seyn sollte.* Von *Johann Anton Brüning.* Fürsten, Religions-Vorstehern und Lehrern gewidmet. 1813. IX und 41 S. 8. (4 Gr.) Die, in sehr vornehmem Tone geschriebene, Vorrede verstattet zwar Leuten von gesundem, unbefangenem Verstande das Lesen dieser Schrift, aber Erinnerungen darüber nur philosophischen Lesern. Rec. glaubt wenigstens den Zweck des Vfs. begriffen zu haben, und will denselben in wenig Worten darlegen. Religion ist bloss um der Menschen willen, und kann nur lehren, was schon durch die Vernunft als gut und vortrefflich anerkannt wird. Gut und vortrefflich ist nur die Sittlichkeit, deren erstes Princip ist: handle in allgemeiner Einstimmung mit deinem Gesammtverhältnisse. Nachdem der Vf. bis S. 33 dieses Princip gegen einige Einwendungen gesichert, und die Anwendung desselben gezeigt hat, lehrt er von S. 35 bis zu Ende die nähere Anwendung des Gefundenen auf die Offenbarungsreligion. Alles kommt darauf hinaus, dass die vorgeblichen Offenbarungen in dem grössten Theile der Menschen den Glauben an Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit wecken und befestigen, dessen Wirklichkeit die Vernunft nicht befriedigend nachweisen kann, rohe Gemüther durch bestimmte Belohnung und Strafe schrecken, und in allen Menschen den niederschlagenden Gedanken des ewigen Nichtseyns heben. Von Individualitäten und Besonderheiten dabey hängt nichts ab. Daher werden die lieben Christen, Juden, Muhamedaner u. s. w. ermahnt, sich brüderlich zu vertragen, da sie über wunderbare Thatsachen leicht irren können. — Diese Meinungen sind schon vor dem Vf. scharfsinniger, bündiger und tiefer begründet vorgetragen und widerlegt worden; daher, nicht einmal aus dem Standpuncte des gesunden, unbefangenen Verstandes, eine Erinnerung darüber.

O. P. B.

Neustadt a. d. O., b. Wagner: *De consilio muneris ecclesiastici obeundi haud temere capiendo.* Commentatio, qua — M. *Io. Godofr. Am Ende*, — Superint. dioec. Neostad. — gratulatur M. *Carol. Gottlob Fridericus Küchlerus*, Pastor Aumanus. 1814. 21 S. 4. Hr. *K.* weiset die nichtigen Gründe zurück, aus welchen viele Studirende sich der Theologie widmen, und zeigt in einem fliessenden Latein, welche körperliche und geistige Anlagen der künftige Religionslehrer haben, welche Eigenschaften und Kenntnisse er sich erwerben müsse. Sehr gut wäre es, wenn vor dem Antritte ihrer akademischen Studien junge Leute ihre Fähigkeit, diesen Foderungen an einen Prediger zu genügen, prüften, aber auch manche Prediger im Amte diese Foderungen, die man gerechter Weise an sie machen kann, sich vorhielten, damit sie nicht durch Unwissenheit und anstössiges Leben ihren Stand verunehrten. Es mag scheinen, als wenn der Vf. zu viel verlangte; Rec. würde aber seine Foderungen noch höher spannen, und, ausser dem hier Bemerkten, unter die körperlichen Anlagen noch eine voll- und wohltönende Stimme, unter die geistigen und sittlichen Anlagen Klarheit im Denken, Lebhaftigkeit der Phantasie, Wärme des Gefühls, demüthigen Sinn zählen. Doch es würde schon sehr gut um den Stand der Religionslehrer stehen, wenn diese nur leisteten, was diese Schrift fodert, oder Patrone und Consistorien die nicht zuliessen, welche jene Ansprüche zu befriedigen unfähig sind.

O. P. B.

Hanau, in der kurfürstl. Waisenhaus-Buchhandl.: *Der Egoismus, nach h. Schrift und Vernunft betrachtet* von *C. F. Luja.* 1814. 15 S. 8. Aus den Stellen Jes. XL, 5—7. Eph. IV, 6. Apgesch. XVII, 23. 1 Cor. XV, 28. Joh. XIV, 20 beweist der Vf., dass es nur Ein wahrhaftiges Ich gebe — Gott. Dieser äussert seine höchste Willensfreyheit und Thätigkeit vorzüglich dadurch, dass eine Menschheit auf Erden, zur Beförderung seines ewigen Wirkungskreises und immer zu seinen weisesten Zwecken, sich ihrer selbst und anderer Dinge auf mannichfaltige Weise bewusst wird. Dieses Selbstbewusstseyn ist in einigen Menschen dunkel, in einigen heller, in den wenigsten wird es in diesem Erdenleben klar. Daher entspringen drey Arten von Egoisten: 1) Einige haben keine Vorstellung von Gott, und handeln, als wären sie selbst das höchste Wesen. Sie sind, wie die Raubthiere, selten, und gleichen den unbarmherzigen Spinnen. 2) Die andere Art hält sich oder das in ihm wirkende Ich für ein geistiges Individuum, das als ein von Gott geschaffenes von Gott herkomme, aber nun als freyer, für sich bestehender Geist sich selbst durch seine Handlungsweise Hölle oder Himmel wählen könne. Sie thut das Gute aus Eigennutz, und ist von dem ächt christlichen noch weit entfernt. Das N. T. enthält Vorstellungen der Art, weil sich jenes Zeitalter auf keinen höheren Standpunct des Selbstbewusstseyns erheben konnte. 3) Der ächte christliche Egoist sieht sich nicht als ein isolirtes Wesen an, sondern findet alles Ich in Gott und hat die Fähigkeit, rein moralisch zu handeln. Der Vf. scheint es herzlich gut zu meinen: diess ist Alles, was sich von diesen wenigen Blättern sagen lässt.

O. P. B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1815.

BIOGRAPHIE.

Tübingen, in der cottaischen Buchhandlung: *Aus meinem Leben.* Dichtung und Wahrheit. Von *Goethe.* Erster Theil. 1811. XII und 515 S. Zweyter Theil. 1812. 573 S. Dritter Theil. 1813. 538 S. 8. (Schreibpap. 9 Thlr. Druckp. 6 Thlr.)

Ein gewaltiges, oder auch nur durch einen bestimmten Reiz fesselndes Schicksal, eine grosse dauernde Leidenschaft, eine stark hervorspringende Eigenthümlichkeit des Gemüthes, eine vorherrschende Richtung der Geisteskräfte, können für das Leben eines Menschen eine vorzügliche Theilnahme erwecken, und einen vortrefflichen Stoff zu einer Biographie geben. Aber gleichwohl wird diese, wenn sie nur durch eine oder mehrere jener Eigenschaften, oder durch das Schicksal gestaltet werden kann, nichts als einseitige Wirkungen hervorbringen. Dem Ideal einer Biographie kann sich nur das dargestellte Leben eines solchen menschlichen Wesens nähern, welches bey einer reichen Empfänglichkeit des Gemüthes, und bey gewaltigen Geisteskräften, von der Natur schon die Anlage zu einem Gleichgewicht sowohl zwischen seinen Empfindungen als seinen Talenten erhielt, und durch das Schicksal in diesem Gleichgewicht begünstigt wurde, obwohl es von demselben in die mannichfaltigsten Berührungen mit den kleinen und grossen Verhältnissen der Welt gesetzt war. Die Beschreibung eines solchen Lebens stellt ein Individuum dar und seine Zeit, das erste in dieser, und die zweyte in jenem; giebt uns ein Schauspiel, welches an menschlicher Erhabenheit alle anderen übertrifft, und eben darum einen Reichthum der Lehre in sich fasst, wie er sonst nirgends gefunden werden mag.

Aus diesem Gesichtspunct allein darf man das vorliegende Werk betrachten, dem wir keinen zweckmässigeren Titel geben könnten, als: *Goethe und sein Jahrhundert.* Wählt man irgend einen niedrigeren Gesichtspunct: so läuft man Gefahr, die bekannten Selbstbiographieen, von *Rousseau, Stilling, Alfieri*, der gegenwärtigen vorzuziehen, und an solchen Fremdlingen in ihrem Zeitalter, welches sie mit wunder Empfindlichkeit, verworrenen Ansichten oder kaltem Stolz verwünschten, träumerisch dollmetschten und verachteten, mehr Theil zu nehmen, als an der unendlichen Anschauung des Universum der Menschheit in einem gegebenen Zeitalter, die sich hier zum ersten Mal in einem Individuum ausspricht.

Wir haben daran um so höhere Freude, weil wir überzeugt sind, dass diess nur einem Deutschen gelingen konnte. Er braucht keine Nationalität an sich abzustreifen, um zu einer solchen allgemeinmenschlichen Empfänglichkeit durchzudringen. In seinem Vaterland strömt die Cultur aller Nationen zusammen, und muss dort ihre Eigenthümlichkeit vor der Reflexion entfalten, zu welcher nur er die Virtuosität besitzt. Durch diese beweist er sich am allermeisten als einen Deutschen, und darum wird der Eindruck von *Goethe's* Leben dem heftigen Treiben des Tages, das uns zu einer stark ausgeprägten Volkseigenthümlichkeit, und zur Einbusse ungleich wichtigerer Vorzüge durch dieselbe, verhelfen möchte, still entgegenwirken.

Den angegebenen Gesichtspunct einer Biographie im grössten Umfange des Wortes, die von einer Seite ungleich schwieriger, von der anderen möglicher wird, sobald sie eine Selbstbiographie ist, hat auch *Goethe* selbst bey dem vorliegenden Buche sich gedacht, und mit jener Bescheidenheit angedeutet, die das Resultat vom Gefühl unserer Kraft und der tiefen Einsicht ist, wie die Umstände immer etwas Anderes aus uns machten, als wir selbst bezweckten und wollten. Wir tragen kein Bedenken, aus dem vielgelesenen Werke die dessfalsige Äusserung hervorzuheben, da sie statt aller Kritik über dasselbe dienen kann, und jede Beurtheilung seiner Art von ihr ausgeht. „Es scheint die Hauptaufgabe der Biographie zu seyn, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen, und zu zeigen, in wiefern ihm das Ganze widerstrebt, in wiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschen-Ansicht daraus gebildet, und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach Aussen abgespiegelt. Hierzu wird aber ein kaum Erreichbares gefodert, dass nämlich das Individuum sich und sein Jahrhundert kenne, sich, in wiefern es unter allen Umständen dasselbe geblieben, das Jahrhundert, als welches sowohl den Willigen, als Unwilligen mit sich fortreisst, bestimmt, und bildet, dergestalt, dass man wohl sagen kann, ein Jeder, nur zehn Jahre früher oder später geboren, dürfte, was seine eigene Bildung und die Wirkung nach Aussen betrifft, ein ganz Anderer geworden seyn."

Gründlicher kann keine Lebensbeschreibung anfangen, als diese: denn sie beginnt mit der Constellation, unter welcher die Geburt ihres Helden erfolgte. Dass die Sterne vom Beginn unseres Daseyns an einen wichtigen Einfluss auf dasselbe haben, wer will es leugnen, und wer es wissen oder ergründen? Genug, dass die Biographie die ganze äussere Umge-

tung, welche ſie mit darſtellen ſoll, an nichts Urſprünglicheres, Höheres, an nichts knüpfen kann, wo der ſinnliche und geiſtige Menſch ſich mit einem gleich erhabenen Gefühl harmoniſch berühren.

Wenn die Stätte der Geburt und der erſten Kindheit ein altes Gebäude mit thurmartiger Treppe, welches vergangene Zeiten vor die Phantaſie führte, wenn Frankfurt am Main die Vaterſtadt war, dieſer eigentlich deutſche Ort, wo die deutſche Vorzeit unaufhörlich vor Augen trat, und das deutſche Weſen, wie ſonſt nirgends, als ein Ganzes ſich ſinnlich darſtellte: ſo hat dieſs nicht nur den Dichtergeiſt überhaupt geweckt, ſondern eine ſolche Stadt erzog ihn an deutſcher Vorzeit, und gewöhnte ihn früh an eine univerſelle Deutſchheit.

Die römiſchen Proſpecte im Vorſaal des Vaters, der überhaupt für Italien ſoviel Vorliebe, als Kunde vom demſelben hatte, das Puppenſpiel, der Groſsmutter Geſchenk, deſſen ſtummes Perſonal von der Einbildungskraft des Kindes belebt werden muſste, der neue Bau des väterlichen Hauſes, wo die Zimmer und Gänge zuſammenſtürzten, in welchen die Kindheit zu unerfreulichem Lernen enge gehalten war, auf welchen ſie geſpielt hatte, brauchen wir zu ſagen, wie ſie *Goethe's* für uns ſo fruchtbare Liebe zu Italien, das einzige dramatiſche Genie, welches wir beſitzen, und jene Freyheit der Anſicht, womit ſich dieſer Geiſt aus dem Ruin einer ihm theueren Welt zum Genuſs einer neuen erhob, hier ſchon in ihren erſten Keimen zeigen?

Ungemein reizend iſt, mit ähnlicher Anſicht die weitere Jugendgeſchichte zu verfolgen. Der ſchöne Mainſtrom mit ſeiner groſsen Brücke, der Wechſel der Marktſchiffe mit der bunten, oft ſeltſamen Mannichfaltigkeit der ausſteigenden Figuren, das rege Gewühl der alten Gewerbſtadt, und das Wogen und Treiben der Meſſe, welche durch das Abladen und Auspacken der Waaren eine unbezwinglich thätige Neugierde in dem Knaben erweckte, gaben eben ſo früh die lebhafteſte und heiterſte Richtung für die Gegenwart, als die vielen kleinen Städte in der Stadt Frankfurt, Denkmale verſchiedener Jahrhunderte und ihrer Verhältniſſe, die Anſchauung der Vergangenheit und die Liebe zum Alterthümlichen immer mehr begründeten. Der *Römer* allein war gleichſam ein Inbegriff deutſcher Erziehung, wie er ſonſt nirgends gefunden ward, und welcher mehr, als andere weite Strecken des heiligen römiſchen Reichs, das Gemüth zur Deutſchheit ausbilden konnte. Noch gab es, noch giebt es kein hiſtoriſches Werk, wodurch uns die Hauptmomente und vorzüglichſten Geſtalten der deutſchen Geſchichte anſchaulich würden; aber der groſse Kaiſerſaal in Frankfurt brachte die Häupter und Heroen unſeres Reichs vor die Augen des Knaben, und die hiſtoriſche Kunde von unſerem gemeinſamen Vaterlande drang ſich gleichſam ſeinen Sinnen auf, ſo wie ſie auf den Lippen ſeiner Mitbürger lebte. Daſs zugleich die alten ehrwürdigen Stätten deutſcher Nation und Geſchichte ihm ein Sitz des eigenen Familienglanzes waren, daſs die alterthümlichen Sitten einigermaſsen ihren Mittelpunct in ſeinem Groſsvater, dem Schultheiſsen, hatten, muſste ſein Individuum mit dem deutſchen Weſen überhaupt noch mehr verſchmelzen, und gab ſeinem Gefühle für dieſes eine Innigkeit, um deren frühes Glück wir ihn beneiden könnten. Nichts iſt trauriger, als daſs es ſo wenige Puncte in Deutſchland giebt, auf welchen uns das gemeinſame Vaterland ſchon in der Kindheit anſpricht. Auch unſere innigſten Gemüther und feurigſten Geiſter konnten vor der glorreichen Erſchütterung Deutſchlands in unſeren Tagen ſelten zur Liebe für daſſelbe eher durchdringen, als bis die höhere Weihe unſerer Literatur und Sprache und ein tieferes Ergründen unſerer Hiſtorie ihnen die Idee unſeres Vaterlandes aufſtellte. Darum unterlaſſe man jetzt nicht, die alte Herrlichkeit der vornehmſten Puncte unſerer vaterländiſchen Vorwelt, die edelſten und wichtigſten ehemaligen Reichsſtädte, durch eine neue Nationalherrlichkeit wieder zu beſeelen.

Ein glücklicher Wechſel, um *Goethe* zu bilden, wie ihn ſein Zeitalter kennt, ward durch die Vollendung des neugebaueten väterlichen Hauſes herbeygeführt. Das Schaffen zur Ordnung und Ausſchmückung deſſelben, inſonderheit die ſaubere Aufſtellung der Bibliothek, die ſymmetriſche Sammlung der ſonſt zerſtreueten Gemälde in einem freundlichen Zimmer daneben, und die Eindrücke davon, welche zugleich zum gelehrten und zum Künſtler-Leben führten, und dieſs in heiteren Räumen, die gleichſam auf den Trümmern alter Eindrücke und Erinnerungen gegründet waren, treten mit ihrer ganzen Wichtigkeit vor uns, indem wir des groſsen Dichters gedenken.

Noch hatte es an einem Ereigniſs gefehlt, welches die Einbildungskraft und das Gemüth des Knaben mit der Welt in Verbindung ſetzte, als es durch das Erdbeben von Liſſabon ſo geſchah, daſs das Menſchenſchickſal und die Willkühr der Natur zugleich die junge Seele ergriffen, und mit dem Drang erfüllten, ſich auf irgend eine Art das Verhältniſs zwiſchen ihren beiderſeitigen Geſetzen auszumitteln. Mit dieſer Erſchütterung hing wahrſcheinlich ſein Streben zuſammen, durch Naturproducte unmittelbar zu dem höchſten Weſen zu gelangen. Die Art, wie er dazu eine Naturalienſammlung benutzte, iſt mit einem Humor beſchrieben, wie er ſelten in Deutſchland herrſcht; aber daſs er ſo baar mit Gott und der Anbetung deſſelben zu Werke ging, darf man bey dem myſtiſchen religiöſen Weſen, welchem ſich *Goethe* ſpäterhin auch wohl ergab, nicht vergeſſen. Jene Baarheit der Religion lag in ſeiner Natur: dieſes letzte war eine Krankheit, oder gar ein Luxus.

Wenn das Erdbeben von Liſſabon, deſſen fortgeſetzte Zuckungen man in mehreren Ländern verſpürte, ihn zu einer Anſicht von der ſchrankenloſen Willkühr der Natur gegen die Menſchheit erhob: ſo führte den Knaben der Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges zu den groſsen Verhängniſſen, die der Menſch ſelbſt über die Menſchheit bringt. Was über den Zwiſt geſagt wird, welchen dieſes Weltereigniſs, und warum, in die Familie des Dichters brachte, ſollte in eine Hauspo-

ſtille für unſere Zeiten als das nothwendigſte und erbaulichſte Capitel aufgenommen werden. Die engherzigen Gründe, warum ſein Vater für Preuſſen war, öffneten bey ihm der Bewunderung für die Perſönlichkeit des groſsen Königs die Pforte. Sein verehrter Groſsvater war gegen ſeinen Helden, und lieſs in ſeinem Hauſe denſelben läſtern. Es giebt in dem ſpäteren Leben und den Werken *Goethe's*, vorzüglich in dieſer Biographie ſelbſt, Beweiſe genug, wie wahr ſeine Bemerkung ſey, daſs ſein Gemüth von Natur zur Ehrerbietung geneigt war. Aber um ſo wichtiger ward, daſs die Feſſeln, worin der Geiſt durch eine ſolche Geneigtheit nur zu leicht gefangen gehalten wird, ſchon gelüftet durch das liſſabonner Erbeben, das ihn an der unbeſchränkten Güte Gottes zweifeln lieſs, ſo früh zerbrochen wurden, indem ſeine Verehrung gegen die Groſsältern durch das Unrecht, welches ſie „dem einzigen, offenbar über alle ſeine Zeitgenoſſen erhabenen Mann anthaten," in ſeinem Inneren zerfiel. Er ſelbſt findet hier den Keim der Nichtachtung, ja Verachtung des Publicums, die erſt ſpät durch Einſicht und Bildung bey ihm ins Gleiche gebracht ſey. Wir glauben, dieſer Ausdruck heiſst ſo viel, daſs Beyfall und Liebe, die ein Product ihm erwerben, ihn freuen, er aber wenig danach umſieht, was gegen ihn geſagt wird; und ohne Zweifel iſt dieſs die einzige edle Haltung, welche ein gewichtiger deutſcher Schriftſteller in unſerem literariſchen Weſen behaupten kann, es ſey denn, daſs er ſich eine Zeitlang gleichſam aufopfere, und in das zwieſpältige Gewirre deſſelben zum gemeinen Beſten ſtürzen wolle. Nichts kann mehr dazu bewegen, als der Charakterzug, welchen *Goethe* aus eben jenem Zwiſt in ſeiner Familie gewann, Unmuth über parteyiſche Ungerechtigkeit.

Wie während des Eindruckes, den die Weltbegebenheit auf den Knaben machte, ſich das Knabenthum weiter bildete, iſt zum Theil durch das eingeſchaltete Mährchen, der neue Paris, angedeutet. Es erinnert dadurch, daſs es aus einem reinen Spiel der Phantaſie entſtanden iſt, und gleichwohl immer zu Verſuchen reizt, irgend eine Allegorie in ihm zu entdecken, die in dem Augenblick verſchwindet, wo man wähnt, ſie durchführen zu können, an das berühmte Mährchen, welches bey ſeinem erſten Erſcheinen in den Horen die erwachſenen enträthſelnden Menſchen eben ſo ſehr beſchäftigte, als dieſes die gläubigen Geſpielen des Kindes. Ob es übrigens ohne ſpätere Zuſätze und Umbildungen geblieben ſey, möchte man ſchon darum zweifelhaft finden, weil der Knabe, der Held der Erzählung, bisweilen Empfindungen und Bemerkungen vorbringt, welche über ein Alter von acht oder neun Jahren, denn ſo alt war unſer Dichter in der erſten Zeit des ſiebenjährigen Krieges, hinauszugehen ſcheinen, vorzüglich in Hinſicht auf die drey Frauenzimmer, die ſich um ihn bemühen. Z. B. „Die artige Kleine hätte ich lieber angepackt u. ſ. w." „Sie ſprang auf mich los, und gab mir eine Ohrfeige, daſs mir der Kopf ſummte: ich, der ich immer gehört hatte, auf die Ohrfeige eines Mädchens gehöre ein derber Kuſs, faſste ſie bey den Ohren und küſste ſie zu wiederholten Malen." Doch dürfen wir hier nicht unterlaſſen zu bemerken, daſs nicht nur der Geiſt *Goethe's* ſehr früh mannichfaltig ausgebildet war, ſondern er auch durch die väterliche Erziehung und die geſellſchaftlichen Verhältniſſe im Hauſe ſeiner Ältern und Groſsältern für einen gemachten Knaben gelten konnte. Hiedurch wird die obige kleine Rüge an dem neuen Paris ſo gemildert, daſs ſie beynahe ganz ſchwindet. Der Knabe, welcher früh mit innerem Ernſt ſich und die Welt betrachtete, und dieſs in ſeinem Äuſseren ſo ausdrückte, daſs er oft freundlich, oft auch ſpöttiſch über eine gewiſſe Würde berufen wurde, die er ſich herausnahm, konnte auch durch die bloſse Sage, welche die Betrachtung aufregt, in ein Verhältniſs zu dem Frauenzimmer geſetzt werden, welches der Natur weit vorauseilte.

Wir könnnen jenes Mährchen nicht verlaſſen, ohne noch darauf hinzudeuten, wie der Contraſt zwiſchen dem förmlichen, feyerlichen, und dem Natur-Menſchen, der nie aus dem Leben unſeres Dichters gewichen iſt, ſich an dem neuen Paris mit der offenſten Naivheit darthut. Der Knabe mit dem Degen an der Seite, den Hut unter dem Arm, mit der Weſte von Goldſtoff, die aus des Vaters Bräutigamsweſte geſchnitten war, und welcher ſich in dieſem feyerlichen Anzuge überaus gefiel, aber noch mehr, als der Alte im Mährchen ihm die gepuderten Haare zu ſeinem Entſetzen gewaltig ausgeſtäubt und unter ein buntes Netz geſtreift hatte, der dann in ſeinem neuen Gewande Geberden und Sprünge machte, wie er ſie von den Tänzern auf dem Meſstheater geſehen hatte, giebt den Freunden des Dichters einen Wink auch für ſein weiteres Leben; und zugleich wird ihnen nicht entgehen, daſs ſchon in ſeiner früheſten Jugend ſeine Freude über eine zwangloſe Natürlichkeit ſich ſofort wieder mit Erinnerungen des künſtlichen Lebens verſetzte: denn der angedeutete Contraſt, wie bemerklich er immerdar geblieben iſt, hat in einer ſo gewaltigen Natur immer geſtrebt, ſich ſelbſt zu vernichten, und wir verdanken dieſem Streben manche gewichtige Frucht.

Die Reflexion, welche er ſchon als Knabe über ſich und die Welt ausübte, und das Gepräge, das ſeine Perſönlichkeit dadurch erhielt, drückten ſich am ſtärkſten in ſeinem Benehmen aus, als ſeine Genoſſen ein Mährchen vorbrachten, wie ſein Vater ein untergeſchobenes Kind desjenigen ſey, für deſſen Sohn er gelte. Man mache ſich ein Bild von dem Knaben, welcher darauf antwortet: auch dieſes könne ihm recht ſeyn, denn das Leben ſey ſo hübſch, daſs man völlig für gleichgültig achten könne, wem man es zu verdanken habe. Es iſt in dieſer Antwort eine ſolche Haltung durch eine allgemeine Betrachtung, daſs man abermals geneigt wird, zu vermuthen, ob die Erinnerung hier nicht wiederum die Chronologie etwas verwirrt habe. Die Gelaſſenheit des Knaben mag indeſſen ſogleich durch den Umſtand mitbewirkt ſeyn, daſs das vorgebrachte Mährchen ſeinen Vater für den Sohn eines *vornehmen* Mannes ausgab. Denn der Biograph geſteht ſelbſt, daſs ihm unmittelbar nachher gar nicht miſsfallen wollte, der Enkel eines vornehmen Herrn zu ſeyn, wenn auch nicht auf die geſetzlichſte Weiſe: denn alles, was den Menſchen innerlich in ſeinem

Dünkel bestärke, sey ihm dergestalt höchlich erwünscht, dafs er nicht weiter frage, ob es ihm sonst zur Ehre oder zur Schmach gereiche.

Die Figuren Frankfurts, welche der früheren Jugend des Vfs. merkwürdig waren, sind von der Seite beschrieben, wie sie diefs wurden, und nicht nur darum vortrefflich, sondern vorzüglich, weil sich in der Beschreibung scheiden läfst, was das genialische Kind bemerkte, und was der spätere gereifte Verstand hinzuthat.

Dafs *Klopstocks* Messias in sein väterliches Haus eingeschwärzt wurde, ihn und seine Schwester so ergriff, dafs sie Porcia's Traum, das verzweifelnde Gespräch zwischen Satan und Adramelech oft recitirten, und welches komische Ungemach der Hexameter über den ihn anfeindenden Vater brachte, diesen Bericht vergifst Niemand, der das Buch gelesen hat; aber für die innere Geschichte des Dichters wünschten wir eine weit individuellere Darstellung, wie die Einbildungskraft des Knaben die Welt der Götter, Teufel und Menschen im Messias, sein Gemüth und seine religiöse Vorstellung das Christenthum in demselben, sein Ohr den Bau der Hexameter aufgenommen.

Das dritte Buch hat einen solchen Inhalt, und ist so angelegt, dafs es leicht zu einem vortrefflichen fein komischen Lustspiel verarbeitet werden könnte. Die Charaktere von dem Grafen Thorane und dem Vater des Dichters eignen sich als die Hauptfiguren insonderheit dazu, und eben so der Hausfreund, die Mittelsperson zwischen ihnen. Dann sind der Knabe und seine Schwester und ihre Mutter gleich ausgewählte Nebenpersonen. Die Entwickelung der Mifshelligkeit zwischen den beiden Hauptfiguren ladet zu einer solchen dramatischen Feinheit ein, als der endliche Ausbruch des Grolles des einen gegen den anderen, halb komisch, halb tragisch, eine um so ausgezeichnetere Wirkung verspricht, weil diese Schlufsscenen mit einem Hauptact des siebenjährigen Krieges zusammenhangen. Was für den dramatischen Dichter so sehr wünschenswerth ist, dafs er seine Fabel an allgemein verbreitete historische Erinnerungen knüpfen kann, ohne seine Dichtung durch die Historie gedrückt und gefesselt zu sehen, diefs gewährt der vorliegende Stoff zu einem Lustspiel im vollen Mafse. Es könnte auch in dieser Hinsicht, bey mancher Ähnlichkeit, vollkommener werden, als Lessings Minna von Barnhelm. Wie uns bey manchen Anläfsen zu einem Vermissen und Wünschen für unsere Literatur erinnerlich wird, dafs *Goethe* noch unter uns lebt und schafft: so auch hier. Überdiefs gehört eine so durchaus reife Ansicht der menschlichen Verhältnisse, und eine solche Ausmittelung des eigenen Genius gegen dieselben, wie *ihm* nach so langer Arbeit nun geworden ist, zur Vollendung eines ächten Lustspiels. Gewifs glaubt er am wenigsten, dafs er durch dramatische Bearbeitung dieses Stoffes die Pietät verletze.

Sonderbar genug gab ihm die Wirklichkeit einen solchen Stoff, dessen Verarbeitung an die vorzüglichere Seite des französischen Theaters erinnern würde, eben zu derselben Zeit, da er zuerst durch eine französische Bühne die lebhafteste Theilnahme an theatralischen Vorstellungen gewann, und durch dieselbe zu einem eigenen Versuch in dramatischer Poesie angefeuert wurde. Ein Glück war es vielleicht dabey für seinen Genius, dafs ein französischer kunstrichterlicher Knabe in Vollmacht der damaligen engen Theorie der Franzosen in dramatischer Poesie sein Product mifshandelte, und ihm jene Theorie widrig, also auch verdächtig machte.

Für die weitere Entwickelung des Knaben, wie für alle lebhaften Geister, die im Christenthum erzogen worden, zeigten sich die Vorstellungen, die das alte Testament weckte, von der gröfsten Bedeutung. Demnach war allerdings zu wünschen, dafs diese Vorstellungen, wie sie in einem solchen Knaben sich bildeten, uns ausführlich geschildert würden. Von dieser Seite wäre also die ziemlich weitläuftige Darstellung der älteren Menschengeschichte in dieser Biographie nicht zu tadeln. Allein unverkennbar sind die Resultate nicht nur späteren Nachdenkens, sondern auch der verschiedenen Zeiten, die der Biograph erlebte, in dieselbe gelegt, und höchstens darf man sie an diesem Platze dadurch retten, dafs man annimmt, in dem jungen Gemüth habe die Ahndung der hier entwickelten Ansichten schon gelegen. An sich sind sie darum vortrefflich, weil hier ein dichterischer Geist mit der ältesten Menschengeschichte auf eine gleich consequente Art verfährt, wie mit dem Urbeginn derselben ein philosophischer in *Kants* Abhandlung über ihren muthmafslichen Anfang. Beide sind in ihrem Bemühen der historischen Wahrheit gewifs näher gekommen, als alle kritischen Untersuchungen über die ältesten Quellen unserer Weltgeschichte.

Die biblischen Geschichten wurden auch dadurch für unseren Dichter wichtig, dafs ihn Josephs Charakter und Schicksal zu einem Epos begeisterten, welches zu seiner eigenen Verwunderung ganz zu Stande kam, wiewohl das Werk voluminös wurde. Hier treffen wir auf eine Spur der Wirkungen des Messias auf seinen Geist, deren tiefere Entwickelung wir schon vermifst haben. Durch *Klopstock*, lautet das Geständnifs, hatten die Personen des alten und neuen Testaments ein zartes und gefühlvolles Wesen gewonnen, das dem Knaben so wie vielen seiner Zeitgenossen höchlich zusagte. Dafs der Vater diese Autorschaft so sehr begünstigte und aufmunterte, so wie vielfachen anderen Einflufs seiner Erziehungsgrundsätze, Liebhabereyen, und überhaupt seiner Weise, auf *Goethe's* mannichfaltigste Ausbildung, können ihm die Deutschen nicht genug danken. Seine strenge planmäfsige Ausdauer in allen Dingen ward von unschätzbarem Werth für den jungen, feurigen, und nach allen Gegenständen greifenden Genius, und selbst seine Engherzigkeit, Sclaverey gegen die Gewohnheit, und Überschätzung seiner eigenen Art konnten bey der Achtung, die seine Tugenden geboten, ein so scharf betrachtendes jugendliches Wesen nur zu den entgegengesetzten guten Weisen führen. Vielleicht hat nie ein Sohn wahrer und baarer, so ohne Hafs und Liebe, über seinen Vater gesprochen, als hier geschehen ist, vielleicht nie weniger mit der Absicht, demselben ein Denkmal zu stiften; und dennoch steht es da, gewifs nicht ohne Pietät errichtet.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1815.

BIOGRAPHIE.

Tübingen, in der cottaischen Buchhandlung: *Aus meinem Leben.* Dichtung und Wahrheit. Von *Goethe* u. s. w. I—III Theil.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die Figuren Frankfurts, welche auf diese neue Periode des Knabenalters vorzüglich einwirkten, sind tiefer und unbefangener aufgefasst, als die früheren; und indem man den zwar reiferen Sinn des Knaben wiederum von den hinzugetretenen Betrachtungen des Mannes in diesen Schilderungen trennen kann, wird man von ihrer Wahrheit um so mehr durchdrungen. Meisterhaft ist vor allen das Portrait des Hofraths *Huisgen*, in welchem man die Hand entdeckt, die nachher den Mephistopheles und ähnliche Figuren zur Bewunderung der Deutschen gezeichnet hat.

Einen eben so anmuthigen, als feierlichen und insonderheit für den Deutschen guter Zeit allgemein gültigen Charakter erhält diese Biographie dadurch, dass die erste Liebesgeschichte ihres Helden und die Krönung Josephs II zum römischen König in einander spielen. Kunstreicher könnte diess kein Poet erfinden, als es hier der historischen Wahrheit gemäss beschrieben ist. Deutlicher, wie in den vorhergehenden Lebensperioden, nehmen wir hier den Stoff gewahr, aus welchem die nachherige Dichterwelt unseres Biographen zum Theil hervorging. Egmonts Verhältniss zu Klärchen wäre ohne diese Liebe zu Gretchen, schwerlich auch das von Faust zu Margaretha und Wilhelm Meisters zu Marianen, gedichtet worden. Was der Titel dieses Buches besagt, dass es Dichtung und Wahrheit sey, begreift man vielleicht nicht besser, als wenn man die Schilderung der Liebesverhältnisse in *Goethe's* Dichterwerken und in dieser Selbstbiographie vergleicht. Wo gehen überhaupt, und vorzüglich bey einem solchen Geiste, Dichtung und Wahrheit, die ohnehin so in einander fliessen, dass nur der höhere Historiker sie einigermassen scheidet, so Hand in Hand, als in der Gegenwart der Liebe und ihrer Erinnerungen? Nur hätte uns zweckmässiger geschienen, diese Biographie *Wahrheit* und *Dichtung* zu benamen, und im Gegentheil den Roman von Meisters Lehrjahren *Dichtung* und *Wahrheit* zu nennen.

Die Liebe zu Gretchen ist auf das innigste, die Abreissung des Verhältnisses zu ihr auf das schmerzlichste beschrieben; aber um so inniger sucht man auch nach Spuren, dass unser Held sich bemüht habe, die Geliebte wieder aufzufinden, zumal da ihr Schicksal wahrscheinlich nicht wünschenswerth war, und um so peinlicher vermisst man durchaus diese Spuren. Wie will indess ein menschliches Gemüth mit dem anderen rechten? Doch wehe hat uns gethan, dass der Biograph in diesem und anderen Verhältnissen zu seinen Geliebten zu sehr die Gegenwart der Leidenschaft, das Gebilde seiner Künstlerphantasie, und dieses in der Erinnerung am Herzen trägt, als dass er um die Wirklichkeit des geliebten Gegenstandes genugsame Sorgfalt geübt hätte. Gleichwohl geht es uns auch hier wieder, wie fast immer, wenn wir *Goethe* tadeln wollen. Bey näherer Betrachtung findet sich gewöhnlich etwas, wodurch der Tadel entkräftet wird. War denn nicht der Umstand, dass Gretchen zu den Acten erklärt hatte, sie habe ihn immer als ein Kind betrachtet, und eine wahrhaft schwesterliche Neigung zu ihm gefühlt, hinreichend genug, wenn auch nicht die Sehnsucht nach ihr, doch nach dem wirklichen Verkehr mit ihr zu brechen? Ausserdem hatte sie ja selbst gewünscht, die Stadt zu verlassen. Und wer wollte gegen alle Fortsetzung einer Wirklichkeit mit ihr den Zustand hingeben, in welchen der Dichter versetzt wurde, weil jene Gestalt, an der sich der Begriff des Schönen ihm hervorthat, in die Ferne weggeschwunden war? Wenn sie ihn unter den Schatten seiner Eichen besuchte, ihm den gewaltigen Trieb weckte, etwas Ähnliches in der Weite zu suchen, ihn zu Zeichnungen nach der Natur zwang, an welchen er nicht sowohl das sah, was darauf stand, als dasjenige, was er zu jeder Zeit und Stunde dabey gedacht hatte: wie hätte sie durch ein fortgesetztes wirkliches Verhältniss zu ihm je so wohlthätig auf die Ausbildung seines Künstlergeistes wirken können?

Vielleicht wäre auch bey einer Fortdauer des Verhältnisses zu Gretchen seine Verbindung mit seiner Schwester nicht bis zu solcher Individualität ausgebildet, deren geschichtliche Beschreibung hier eben so viel Theilnahme erweckt, als die poetische Darstellung zarter Innigkeit zwischen Bruder und Schwester in dem Drama *der Geschwister.* Leider ist das dichterische Ganze, worin unser Biograph das geliebte unbegreifliche Wesen, das er nur zu bald verlor, durch unendliche Einzelnheiten zu schildern, eine Zeitlang entschlossen war, und zu welchem er sich die Form der richardsonschen Romane dachte, nicht einmal angefangen. Der Tumult der Welt hat ihn von einem Vorsatz abgezogen, den er selbst einen schönen und frommen nennt.

Als die Zeit herannahte, dafs der Dichter die Akademie beziehen follte, fehen wir ihn im Befitz mannichfaltiger Kenntniffe und Fertigkeiten, und befonders ausgeftattet mit Kunde der neueren Sprachen. Wenn aber fein ganzes Wiffen zu zerftreut in jener Periode ausfieht: fo liegt der Grund davon nicht blofs in feiner feurigen alles ergreifenden Natur, und in der Unzulänglichkeit des jugendlichen Wiffens überhaupt, fondern vorzüglich in dem nachtheiligen Umftande, dafs eine gründliche Erlernung der lateinifchen und griechifchen Sprache nicht das Hauptelement feiner Erziehung gewefen zu feyn fcheint. Dagegen war gewifs der vornehmfte Punct in feiner Cultur, dafs er fein Talent der Darftellung eifrig genug ausgebildet hatte, um fchon in Befriedigung feines gröfsten Genuffes, in der poetifchen Nachbildung, einen ernften Zweck des Lebens fehen zu dürfen. Doch zeugt fehr von Umfang und Tiefe feines Geiftes, dafs felbft die Beftimmung für einen folchen Zweck ihm allzu leer däuchte, und er fich zu gründlichen Studien des Alterthums bekennen wollte. Hier fehen wir fchon den Anfang der Verbindung zwifchen dem Künftler und Gelehrten in *Goethe*, aus welcher, als zu feinen Studien über das Alterthum auch die der phyfifchen Natur kamen, Werke hervorgegangen find, die eben fo viel Bewunderung gegen feine genaue Wahrnehmung, anhaltende Beobachtung, und feinen literarifchen Überblick, als gegen feine darftellende Kunft veranlaffen.

Auch in der Jurisprudenz war er durch die Sorgfalt feines Vaters unterrichtet. Da er nun bey Anfang der juriftifchen Vorlefungen von dem akademifchen Lehrer nichts hörte, was er nicht fchon wufste, entftand fofort in ihm ein Widerwillen gegen diefelben. Diefs führt ihn auf die nicht genug zu beherzigende Bemerkung, wie fchädlich es fey, wenn die Jünglinge fchon vor dem methodifchen und vollftändigen akademifchen Vortrag über die fogenannten reellen Wiffenfchaften mit ihnen fragmentarifch bekannt gemacht werden. Eben fo wahr ift eine andere Bemerkung über ein Übel, das fich auf unferen beften Univerfitäten am häufigften findet. Es giebt, meint er, auf derfelben junge öffentliche Lehrer, die durch das Lehren erft ihre Wiffenfchaft lernen, und eine feftere Bildung in derfelben, die dem Lehrenden nie entftehen follte, um fo mehr auf Unkoften ihrer Zuhörer fich erwerben, je mehr ihr Geift dem Zeitalter zuvoreilen will. Sie tragen vor, nicht was der Zuhörer braucht, fondern was zu unterfuchen ihr eigenes Bedürfnifs heifcht.

Wer in jüngeren Jahren felbft öffentlicher Lehrer auf einer Univerfität war und in feinen eigenen Bufen greift, wird hierin dem Biographen leicht beyftimmen, und den durch junge Profefforen anzuftiftenden Schaden defto höher anfchlagen, je geneigter ihrem Jugendfeuer fich das jugendliche Publicum hingiebt. Auf den hohen Schulen follten alfo *junge* Lehrer nicht geduldet werden. Da aber von der anderen Seite unverkennbar ift, dafs die Wiffenfchaft und Gelehrfamkeit oft ungemein durch den Wetteifer gewannen, womit fich jene in dem öffentlichen Vortrag übten: fo wäre zu wünfchen, dafs ihnen erleichtert würde, dort öffentlich aufzutreten, wo ein gefetzteres Publicum von ihren neuen Anfichten und ihrer lebhaften Darftellung gewinnen könnte, ohne durch ihre Jugend zu leiden. Wählte man alsdann diejenigen von ihnen, welche fich durch folchen Vortrag ausgezeichnet hätten, bey reiferem Alter zu den Lehrern der hohen Schulen: fo würde man auch nicht mehr das Ärgernifs haben, auf diefen fo viel pedantifche Unkunde der Welt, und Grobheit der Manier und Leidenfchaft, wie jetzt, auf dem Katheder thronen zu fehn.

Goethe bemerkt auch, dafs wiederum die älteften Profefforen leicht ftationär werden, und unnütze, unrichtige, vom Zeitalter fchon verworfene Sachen überliefern. Sie von Univerfitäten wegzufchaffen, wäre gleichfalls fehr rathfam; nur dafs es auf eine ehrenvolle Weife gefchehe, und fie in eine Lage verfetzt werden, wo ihre Gelehrfamkeit und ihre grofse Kunde von dem Einzelnen ihres Faches noch für die Literatur wucherten. Dazu fände man vielleicht ein Mittel in den gelehrten Societäten, die unter dem Namen von Akademieen der Wiffenfchaften und Künfte zum Theil reichlich ausgeftattet find. Eben die jungen Männer, die fich erft zu Lehrern auf hohen Schulen bilden wollten, könnte man den Gealterten dort beygefellen, damit fie von deren Erfahrung für ihre Laufbahn lernten.

Mit der feinften Ironie über fich felber, welche durch das ganze Buch geht, und den Selbftbiographen überaus wohl kleidet, weil fie den Übelftand mildert, dafs er fo viel von fich reden mufs, und von Lächerlichkeiten und Ungereimtheiten Anderer, fchildert uns *Goethe*, wie er auf der Univerfität zu Leipzig von den Eigenheiten des väterlichen Haufes und des Frankfurters nach und nach entkleidet wurde.

Mehr als die Angriffe auf fein Äufseres, feine Kleidung, feinen Dialekt, verfetzte ihn die Befehdung feines poetifchen Gefchmackes in Unruhe, und die Erwähnung derfelben bringt ihn auf eines der meifterhaften Capitel, in welchen er feinen fo weiten, als das individuellfte Detail auffaffenden literarifchen Überblick darthut. Wir gedenken beyläufig feiner Einleitung in die Literatur von der Farbenlehre, als des Gröfsten, das er in diefer Hinficht geliefert hat.

Seine Betrachtungen über die deutfche Literatur, wie er fie bey Beginnen feiner akademifchen Laufbahn vorfand, eröffnet er mit der Erinnerung, dafs er diefelbe nicht fowohl fchildere, wie fie an und für fich befchaffen feyn mochte, als vielmehr wie fie fich zu ihm verhielt. Wenn er dann fortfährt, dafs er *defshalb* zuerft von folchen Dingen fprechen wolle, welche allem behaglichen Leben und aller felbftgenügfamen Dichtkunft feindfelig wären, von der Satire und der Kritik: fo fieht man den eigentlichen Zufammenhang von diefem *defshalb* mit dem vorhergehenden Satze nicht ein, wenn man in diefem Übergange nicht das verborgene Geftändnifs wahrnimmt,

dafs auch des Dichters weitere Fortbildung im literarischen Treiben von der Zerstörung aller behaglichen Freude an sich selbst durch Satire und Kritik abhing.

Was über *Rabener* gesagt wird, ist eine musterhafte Auffassung des Charakters eines Schriftstellers in seiner äufseren Lage, voll heiterer Billigkeit und des feinsten Verstandes. Der Irrgarten in *Breitingers* kritischer Dichtkunst ist so beschrieben, dafs man ihn werden sieht; und wie gerecht ist bemerkt, dafs der kräftige Schweizer trotz seiner langen Anstrengung, einen solchen Irrgarten zu Stande zu bringen, doch noch auf den wesentlichen Inhalt der Poesie stöfst, wenn er ihn gleich nur als eine Zugabe bey derselben annimmt. Zu den deutschen Dichtern selbst führt der Gedanke, dafs der deutschen Poesie ein nationeller Gehalt, und mit ihm Alles fehlte; an Talenten aber niemals ein Mangel war. Über *Günther* ist hier zum ersten Mal gerecht gesprochen, so wie überhaupt an diesem Buche besonders erst von künftiger Zeit als eine überaus schätzbare Seite gelobt werden mag, dafs manchem verkannten und vergessenen Geist hier Gerechtigkeit widerfährt, ein überschätztes Talent, wiewohl selten, auf einen geringeren Anschlag zurückgesetzt wird. An *Günther* hätten wir, zumal da das Rohe und Wilde in ihm, wie es seiner Zeit, seiner Lebensweise und seiner Charakterlosigkeit angehörte, hervorgehoben wird, auch das tiefe religiöse Gefühl, welches in ihm so innig als dichterisch war, gern gelobt gesehen.

Gleichsam der chronologischen Ordnung zu gefallen scheint der Aufenthalt von *Johann Georg Schlosser* zu Leipzig episodisch in die Übersicht unserer Literatur eingeschaltet; doch zeigt sich bald, wie wesentlich diese Episode sey: denn die literarische Bildung des Biographen und seine Ansicht von unserer Literatur, um derentwillen diese beschrieben wird, bekam dadurch eine andere Richtung, und wurde merklich gefördert. Das vornehmste Resultat davon war die Überzeugung, dafs er sich der Präcision und Kürze befleifsigen müsse, um sich von der weitschweifigen und nichtigen Epoche ganz abzuwenden; und die Erwägung, in wiefern es schon Gedrängtheit unter den deutschen Dichtern gab, führt seine Ansicht von unserer literarischen Welt weiter. Das Urtheil, dafs *Wieland* von allen ohne Frage das schönste Naturell hatte, ist so wahr, als fein die Bemerkung, der Spott dieses Dichters über ideale Gesinnungen sey so liebenswürdig, weil er dadurch verrieth, wie viel ihm die Schwärmerey selbst zu schaffen mache.

Nachdem ein heller Blick über den damaligen Vortrag der Philosophie, Theologie, Medicin und Rechtsgelahrtheit geworfen ist, erwähnt der Vf. kaum der weiteren Fortbildung unserer Kritik, welche selbst in den Literaturbriefen sehr schwach im Urtheil über Gedichte und schöne Literatur überhaupt gewesen sey: und so finden wir ihn wieder bey der Poesie, von welcher und zu welcher seine sprungweise Manier in diesem Abschnitt immer anhebt und hineilt. Was ihm vorzüglich am Herzen lag, springt demnach stets wieder ins Auge, und wir theilen durch diese Art des Vortrages, die uns hier glücklicher dünkt, als eine viel planmäfsigere, seine poetische Unruhe damaliger Zeit.

Die Verlegenheit um einen Stoff, woran er seine productive Kraft zeigen könnte, quälte ihn vor allen. Weil *Kleist* über seine einsamen Spatziergänge geistreich geäufsert hatte, dafs er auf die Bilderjagd ausgehe, „ein Gleichnifs, das einem Edelmanne und Soldaten wohl ziemte, der sich dadurch Männern seines Standes gegenüber stellte, die mit der Flinte im Arm auf die Haasen- und Hühner-Jagd auszugehen nicht versäumten:" so verwies man die jungen Poeten auf ähnliche Spatziergänge, wo sie sich Stoff holen sollten. *Goethe* meint, sie wären durch einen solchen Rath in die Irre geführt; aber welchen Reichthum hat sein Geist, indem er poetisches Wildpret in dem Rosenthal und anderen Gegenden Leipzigs aufsuchte, durch das beachtete Kleinleben der Natur, das er nun symbolisch, nun allegorisch nahm, zum Heil unserer Poesie gewonnen! Vielleicht die lieblichste Frucht dieses einsamen Genusses der Natur, jene Idylle über die unschuldigen Pflanzenthränen, die aus den Zügen von Annettens Namen in der Baumrinde über die verharrschten des seinen hervorquellen, bewahrt der Dichter noch wie ein Heiligthum bey sich. Er hat sie niemals ohne Neigung gelesen, und ohne Rührung Anderen vortragen können. Die folgenden Jahrhunderte sollen diese Neigung und Rührung mit ihm theilen, und vor allen bey dieser Idylle eine Eigenschaft seines Genius, die Zartheit desselben, feiern.

Dafs wir diese Annette, eine Geliebte, gegen welche der Dichter harte Unart so wiederholt übte, als mit poetischer und wirklicher Reue büfste, noch gar nicht kennen, indem ihrer gedacht wird, möchte wohl nicht von einer Nachläfsigkeit dieser Biographie herrühren. In dem Zuge, worin einmal die Betrachtungen des Biographen sind, wird jenes Verhältnifs der Liebe gleichsam nur in literarischer und poetischer Beziehung erwähnt; und überhaupt erweckt ja diese ganze Biographie die Wahrnehmung, wie dieser Geist allen Stoff der Wirklichkeit in das Gebiet der Poesie hinüberschaffte, und dort erst durch sein Dazuthun zu seinem wahrhaften und unverlierbaren Eigenthum machte. Welcher Stoff aber ist dazu mehr geeignet, als Empfindungen und Ereignisse der Liebe? Auch gehen die Betrachtungen über unsere Literatur sogleich weiter.

Merkwürdig ist, dafs eben durch den König, welcher die französische Literatur so bewunderte, als die deutsche verachtete, durch die Thaten des siebenjährigen Krieges der erste wahre und höhere Lebensgehalt in die deutsche Poesie kam. Wenn hier hinzugefügt ist, dafs jede Nationaldichtung schal sey oder werden müsse, sobald sie nicht auf Ereignissen der Völker und ihrer Hirten ruhe, wo beide für *einen* Mann stehen, und dafs Könige in Krieg und Gefahr darzustellen sind, in welchen sie das Schicksal des Allerletzten bestimmen und theilen, interessanter, als die

Götter selbst, die sich nach Bestimmung der Schicksale der Theilnahme entziehen: wem schlägt bey diesen würdigen Gedanken für unsere Zukunft nicht das Herz in Hoffnung, dass wir für die Epopöe dem Schicksal einen höheren Stoff abgewinnen können, als Homer und die Homeriden besassen? So sind die Zeiten und die Völker geworden, dass die Gefahr gross ist, und kein Hirte bestehen mag, der nicht mit dem Volke die Gefahr besteht; und in diesem Zustande der Dinge hat das Christenthum, von welchem Klopstock sich noch mit Göttern belastet sah, eine so geläuterte Gestalt bekommen, dass es wohl zu einem, wenn wir so sagen dürfen, grossen epischen Gefühl durch die Weltanschauung begeistert, aber keine höheren epischen Wesen aufdringt, die der Theilnahme am Menschlichen Abbruch thun. Wir leben in der Zuversicht, dass Talent und Genie sich des schon begonnenen Stoffes unserer Zeit in Deutschland nicht darum noch nicht bemeistert haben, weil sie nicht mehr vorhanden oder im frischen Muthe wären, sondern weil Gegenwart und Erwartung den deutschen Geist noch zu stark an die Wirklichkeit fesseln, als dass er diese in das ideelle Gebiet hinüber tragen könnte. Noch bestehen wir schlecht mit der lyrischen Poesie, die zuerst bey fruchtbaren Ereignissen zu einer Reife kommt, in Hinsicht auf den letzten sogenannten heiligen Krieg, gegen die Zeit des siebenjährigen und *Gleims Kriegslieder*. „Sie behaupten, sagt *Goethe*, einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der That entsprungen sind, und wegen der glücklichen Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht." Welche Würdigung derselben im Vergleich mit dem schalen Unverstand, der sie gegen die Ausbrüche eines zwar vollen, doch nichts weniger als poetischen und künstlerischen Gemüths über die Ereignisse unserer Zeit verrachtend zurücksetzt! Die Art, wie Situation und Handlung in jenen Kriegsliedern aufgefasst und dargestellt sind, bringt uns mehr poetischen Gehalt, als Alles, was die Poesie über den letzten Krieg hervorgebracht hat. Obgleich dieser seinen Elementen nach und welthistorisch gewiss grösser ist, als der siebenjährige, und obgleich wir der Behauptung *Goethe's* beypflichten, dass der innere Gehalt des verarbeiteten Gegenstandes der Anfang und das Ende der Kunst sey, und ohne die Würdigkeit desselben das schönste Talent mehr ein Kunststück als ein Kunstwerk liefere, können wir nicht leugnen, dass der deutschen Poesie in der Geschichte unseres ruhmvoll geführten Krieges eine Persönlichkeit entstehe, an welcher sie aufranke, wie einst an Friedrich dem Grossen. Bey aller Ehrerbietung gegen die verbündeten Monarchen und ihre Heerführer dürfen wir wohl gestehen, dass sie keine *poetischen* Figuren sind. Der gestürzte Gegner wäre allerdings eine dichterische Person; doch leuchtet ein, dass man ihn nur als eine Nachtfigur gegen eine poetisch strahlende brauchen könnte.

Aus dieser Periode, in sofern wir sie einzig auf den Dichter selbst beziehen, haben wir noch seine dramatischen Stücke, die *Laune des Verliebten* und *die Mitschuldigen*. Das erste entsprang aus seinem Verhältniss zu Annchen, die schon erwähnte poetische Busse, für seine eifersüchtige Unart gegen die Geliebte, die er dadurch unwiederbringlich verlor; das zweyte aber lässt uns eine neue Seite an ihm gewahren, dass er nämlich sich früh als Tröster und Vermittler in die geheimeren Zerrüttungen der Familien mischte, und als solcher zu kränkenden und demüthigenden Erfahrungen gelangte. Wie die von herrlichen Häusern eingefassten Strassen reinlich gehalten werden, und Jedermann sich daselbst anständig genug beträgt, aber es im Inneren öfters um desto wüster aussieht, ist hier vortrefflich ausgedrückt, um das Stück *die Mitschuldigen* zu erklären, „dessen heiteres und burleskes Wesen auf dem düstern Familiengrunde als von etwas Bänglichem begleitet erscheint, so dass es bey der Vorstellung im Ganzen ängstiget, wenn es im Einzelnen ergötzt." Denselben Eindruck über das Äussere und Innere der Städte spricht auch die alte *Barbara* in Wilhelm Meisters Lehrjahren aus, und in ihrem Munde befremdet er dort eben so sehr, als er hier biographisch merkwürdig ist.

Charakteristisch genug geräth der Biograph, indem er der unendlichen Langenweile des täglichen Lebens auf der Akademie gedenkt, die ihn zu unzähligen Schalks- und halb Schelmen-Streichen brachte, von welchen wir gern einige erzählt gesehen hätten, auf die Wahrnehmung, dass die Religion auch seinem Leben keine Fülle gab, und möchte die Schuld davon auf den protestantischen Gottesdienst schieben, wiewohl in seiner dermaligen Stimmung, wo seine Natur sich zu ihrem eigenthümlichen Element durcharbeitete, der römisch-katholische ihn eben so wenig erfüllt haben würde. Indessen bleibt die dadurch veranlasste Entwickelung, wie der protestantische Gottesdienst zu wenig Fülle und Consequenz habe, um eine Gemeine zusammen zu halten, ein Wort zu seiner Zeit. Nur soll man, wie hier geschehen ist, dennoch die Abnahme des Interesse für die Kirche in den protestantischen Ländern nicht vorzüglich darin suchen: denn sie wird in den katholischen eben so gut verspürt, und hat gewiss allgemeinere, mit dem verschiedenartigen Cultus nicht zusammenhängende Ursachen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stück.)

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, in Commission der maurerschen Buchhandlung: *P. von Blankensee*, Mitglied der märkischen ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam, *Praktisches Handbuch für Landwirthe, die einen gründlichen Unterricht über die wichtigsten Gegenstände des Landbaues und der Viehzucht wünschen, nebst Kostenberechnungen über alle Wirthschafts-Artikel.* Aus vieljährigen, in der Neumark gemachten eigenen Erfahrungen. Erster Theil. Neue Ausgabe. Mit 7 Kupfertafeln und Tabellen. 1815. XVI u. 392 S. Zweyter Theil. Mit 1 Kupfertafel und 1 Tabelle. VIII u. 424 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.) (Die erste Auflage dieses anerkannt nützlichen Werks erschien bereits 1801.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

JANUAR 1815.

BIOGRAPHIE.

Tübingen, in der cottaischen Buchhandlung: *Aus meinem Leben.* Dichtung und Wahrheit. Von *Goethe* u. s. w. I — III Theil.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Dass eine Gleichgültigkeit gegen die menschlichen Verhältnisse, ein Verzweifeln an aller Autorität, derselbe innere Zustand, welchen alle emporstrebende und reflectirende Jugend in derselben Periode sicherlich empfindet, in dem Biographen überhand nahm, schiebt er auch darauf, dass die Leipziger Friedrich den Zweyten, der in seinen Gedanken noch immer höher stand, als alle vorzüglichen Männer des Jahrhunderts, keineswegs für einen grossen Mann gelten lassen wollten. Auffallen wird dabey immer, dass sie ihn um das angenehme Gefühl bringen konnten, einen grossen Mann zu verehren, dass er sich so weit nach dem fremden Urtheil stimmte. So sehr wir auch die wollende und concentrirende Kraft in dieser Natur achten: so ist sie der unermesslich reichlichen Empfänglichkeit in derselben keineswegs gleich zu schätzen. Doch möchte es nicht der strengsten Wahrheit gemäss seyn, dass ihn die Leipziger wirklich um die Bewunderung des Brennenkönigs brachten. Mitunter ist in dieser Biographie auch eine halbe Bemerkung gesagt, wenn sie nur eine bequeme Brücke zu einem Übergang ist. Hätte doch jene Bewunderung darin eine Gegenhülfe finden müssen, dass ihn sein neuer Freund *Behrisch* die Achtung gegen seine damaligen Mitbürger verminderte.

Die Zeichnung dieses neuen Freundes ist eines der Charakterstücke dieses Buches, welche bedauern lassen, dass der Dichter in den Zeiten seiner reinsten Cultur nicht zu Arbeiten der eigentlichen Komödie kam. Vielleicht wäre eben eine Komödie, welche in den akademischen Jahren spielte, vorzüglich geeignet, allgemeinere Theilnahme in Deutschland zu finden. Unsere ganze gebildete Männerwelt erinnert sich jener als eines Zeitalters poetischer Licenz, die Welt der Knaben und der Jünglinge schaut zu ihnen wie nach etwas Idealem hinauf, die Frauen stellen sich gern einen Zeitpunct vor, wo die Männer noch nicht Sclaven irgend eines Verhältnisses waren, und keine unserer bürgerlichen Beziehungen wird durch Darstellung des Lebens auf Universitäten gekränkt. Es bietet der Komödie einen lauteren Stoff dar.

Die Bemühungen *Goethe's* in der bildenden Kunst während seines Aufenthalts zu Leipzig muss man als eine Zwillingsarbeit mit seinem poetischen Fleiss betrachten, und dann wird die Schilderung, wie der Laokoon und der dort zuerst aufgestellte Unterschied zwischen den bildenden und Rede-Künsten auf ihn wirkte, doppelt interessant. Über die Art, wie *Lessings* Ideen ganze Lebensepochen empfänglicher Gemüther befruchteten, Widerstreben bey anderen erweckten, oder nach einigem Verlauf ein Mäckeln an ihnen veranlassten, sind Worte gesagt, die für alle Zeiten und alle neuen Erscheinungen im Gebiet der Ideen gelten.

Je ungemeiner der ausserordentliche Mann auf die jugendlichen Gemüther wirkte: um so mehr fällt auf, dass die Jünglinge, als er nach Leipzig kam, eine Stimmung hatten, nach welcher beliebte, selbst die Orte zu vermeiden, wo er sich zeigte. Der Biograph nennt es freylich mit Recht eine augenblickliche Albernheit einer anmasslichen und grillenhaften Jugend: nur wünschten wir, er hätte nicht vergessen, *was* sie damals im Kopf hatten. Wer in den jüngeren Jahren mit berühmten und ausserordentlichen Männern zu irgend einem Verhältniss gelangte, wird auf einer ähnlichen Grillenhaftigkeit sein Bewusstseyn ertappen. Dass man sich selbst in solcher Beziehung nicht geachtet genug glaubt, mag mitunter die Ursache seyn; doch versetzt sich diese bey der Jugend leicht mit einer ehrenwerthen Scheu gegen das Vortreffliche. Die Strafe für jene Albernheit, dass *Goethe* auch in der Folge *Lessing* nie mit Augen sah, ist hier so schmerzlich empfunden, als mit einer wehmüthigen Erhebung die Erinnerung, wie der hochverehrte *Winkelmann*, „in jener schönen Zeit der Literatur, wo vorzüglichen Menschen noch mit Achtung begegnet wurde," in der Nähe Leipzigs erwartet wurde, und statt seiner die Nachricht von seinem gewaltsamen Tode kam. Wir wissen, wie der Biograph diess Ereigniss späterhin angesehen hat. Seine Äusserungen über dasselbe in seinem Buch von dem Unvergesslichen gehören zu den schönsten Stellen der deutschen Prosa.

Der Übergang, dass er bey dem Schmerz über Winkelmanns Abscheiden nicht gedacht hätte, bald für sein eigenes Leben besorgt seyn zu müssen, nämlich durch hypochondrische Kränklichkeit, ist einer von den wenigen in dieser Biographie, statt welcher wir lieber gar keinen Übergang sähen. Dagegen ist es eine wohlthuende Verknüpfung der biographischen Nachrichten, dass die Erinnerung, welche Männer ihm Wohlwollen in seiner Krankheit bezeigten, uns eine neue Reihe der Porträts schenkt, durch welche diess Buch einen seiner vorzüglichsten und mannichfaltigsten Reize hat. Dasjenige, was über die Freund-

fchaft zwifchen ihm und *Langer* (nachherigem Bibliothekar zu Wolfenbüttel), dem ein unmittelbares Verhältnifs zu dem grofsen Weltengotte nicht in den Sinn wollte, mittelft der Religion und des Evangeliums gefagt ift, mufs bey gehöriger Würdigung des Biographen ftets von der Bemerkung begleitet werden, dafs er damals fchwächlich fühlend war. Fs fey ferne von uns, zu leugnen, dafs nicht eine fchöne Freundfchaft gleichfam ihren Centralpunct in der chriftlichen Offenbarung haben könne; aber in *Goethe's* Natur in ihren gefunden Tagen pafst fie nicht hinein. Wie fehr war er Kränkling an Seele und Leib, als er nach feiner Rückkehr in die Vaterftadt fich in die myftifchen Irrgänge verlor, und fich die religiöfe Bildung folcher weiblichen Seelen, wie die Fräulein *von Klettenberg*, die in den Bekenntniffen einer fchönen Seele in Wilhelm Meifter fich felbft darftellt, aneignen wollte.

Wir eilen aus diefer bänglichen Periode feines Lebens, von feinen Beftrebungen, fich ein theologifches Syftem zu machen, das durch Einfälle fo gut zufammenhängt, wie manche andere, und befonders von dem völlig verfchobenen Verhältnifs zwifchen feinem Vater und ihm, wovon die Hauptfchuld freylich auf jenem zu liegen fcheint, wiewohl er bey feiner Ungeduld mit dem kränklichen äufseren und inneren Zuftande des Sohns durch den Gedanken, dafs diefer nicht unfchuldig an demfelben war, gereizt werden mochte, gern hinweg mit dem Biographen zu feinem fchönen und lebensluftigen Aufenthalt in Strafsburg.

Die Bücher, welche der Erinnerung an denfelben geweiht find, möchte man als mit befonderer Liebe angelegt preifen, wenn man nicht wüfste, dafs ein folches reiches künftlerifches Gemüth von feinem Leben, fobald es fich frey und heiter entwickeln konnte, felbft nur eine chronologifche Befchreibung zu geben braucht, um nicht nur den Anfchein zu haben, dafs feiner Befchreibung eine grofse Kunft zum Grunde liege, fondern wirklich unbewufst durch diefe geleitet zu feyn, weil der befchriebene Stoff, das Leben felbft, durch Schönheit und Kunft geleitet wurde.

Das Vorfpiel machen Gedanken, die in der allgemeinen deutfchen Bibliothek damals geäufsert waren, und dem Jüngling lebhaft zufagten. Sie wiefen auf Betrachtung des bewegten Lebens und auf die Kenntnifs der Leidenfchaften hin, als das vorzüglichfte Bildungsmittel der Geifteskräfte. Hier fühlte fich ein folcher Jüngling in feinem Element, und fah zu feiner gröfsten Freude die abftrufe Philofophie, die mühfelige grammatifche Erlernung der alten Sprachen, das dürre Compendienwefen, auf einmal in den Hintergrund geftellt. Der Mangel an gründlichen Elementarkenntniffen aller Gelehrfamkeit, wovon wir *Goethe's* Jugend nicht frey glauben, konnte freylich durch die neuen Grundfätze nicht gehoben oder gemildert werden; aber die eigentliche Seele feines Lebens, die Kraft, das Allgemeine und Individuellfte im Leben darzuftellen, war dadurch ungemein gefördert.

Diefe einleitende Symphonie pafst vortrefflich zu dem heiteren, anmuthigen, und von Leidenfchaften durchwebten Inhalt der folgenden Bücher, und fofort zu dem herrlichen Blick, welchen der Dichter von dem Münfter über das weite reiche Land zu thun nicht fäumte. Bey feinen Worten fühlt man das Entzücken, das er damals empfand; und ift je eine hiftorifche Vorbereitung zweckmäfsiger gewefen, als fo ein allgemeines Bild von dem Schauplatz der nun zu befchreibenden Zeit, mit der Bemerkung, dafs ein folches neues Land, in welchem wir uns eine Zeitlang aufhalten follen, wie eine unbefchriebene Tafel vor uns liegt. „Noch find keine Leiden und Freuden, die fich auf uns beziehen, darauf gezeichnet; diefe heitere, bunte, belebte Fläche ift noch ftumm für uns; das Auge haftet nur auf den Gegenftänden, in fofern fie an und für fich bedeutend find, und noch haben weder Neigung noch Leidenfchaft diefe oder jene Stelle befonders herauszuheben; aber eine Ahndung deffen, was kommen wird, beunruhigt fchon das junge Herz."

Auch von dem Münfter ift nur der erfte Eindruck in den Vorgrund geftellt. Die Äufserung indefs, dafs der Dichter diefes Wunderwerk als ein Ungeheueres gewahrte, das ihm zugleich als ein Geregeltes fafslich, und als ein Ausgearbeitetes angenehm vorkam, dient uns gleichfam fofort zum Unterpfand, dafs wir durch ihn noch die belehrendfte und genauefte Bekanntfchaft mit dem grofsen Denkmal der Baukunft gewinnen follen. Wir müffen es aber ruhig abwarten, wie auch er daffelbe mit Geduld auf fich einwirken liefs, und uns von dem Münfter mit ihm zu den Menfchen wenden, die fein täglicher Verkehr wurden.

Seine Tifchgenoffen, und ihr Präfident, Doctor *Salzmann*, vor Allen diefer, dann *Franz Lerfe*, *Stilling-Jung*, die treffendften Zeichnungen nach dem Leben, fo wie *Goethe* felbft, wie ihm jener Präfident in dem Förmlichen, Repräfentirenden ausbildet, wozu die Anlage wir fchon in dem Knaben bemerkten, imgleichen jener Ludwigsritter voll Bizarrerie, der auch zu der Tafelrunde gehörte, machen zufammen eine Komödie aus, welche nur einer Befchränkung auf eine Centralhandlung bedürfte, um das vollkommenfte Theaterftück zu werden. Das Verhältnifs des Biographen aber zu feinem Tanzmeifter und deffen beiden ihm geneigten Töchtern, kann wirklich als ein ganz vollendetes Theaterfpiel mit geringer Veränderung aus dem Gebiet der Gefchichte auf die Bühne gebracht werden.

In dem ergötzenden Gewirre von Scenen aus dem täglichen Verkehr und Treiben des Biographen ift die Erfcheinung der Erzherzogin von Öfterreich, die als Königin von Frankreich eine fo glänzende und tragifche Figur geworden ift, auch gleichfalls ein Prachtftück mit tragifcher Wirkung. Diefs wird fie einzig durch das gleichfam vorahnende Gemüth des Dichters, welches auf das heftigfte erfchüttert wurde, als er das Gebäude auf der Rheininfel, wo Marie Antoinette den Abgefandten ihres Gemahls überliefert ward, auch mit Hauteliffen gefchmückt fah, in welche die Gefchichte von Jafon, Medea und Kreufa, alfo der unfeligften Heirath, gewirkt war. Der Ausbruch feiner Empfin-

dung bey dieſem Anblick gehört zu den beredteſten Stellen der Biographie.

Rieſenmäſsig aber, wie der Münſter ſelbſt in der ſchönen Landſchaft, die er überſchaut, ſteht in jenem Gewirre bunter Scenen die Beſchreibung und Entwickelung der Eigenthümlichkeit in dem Denkmal Erwins von Steinbach. Wie aber dieſer gewichtvollſte Theil herbeygeführt wird, möchte Vielen auffallend ſeyn. Indem der Vf. darauf ſinnt, was wohl zunächſt weiter mitzutheilen wäre, kommt ihm, nach ſeinem Ausdruck, durch ein ſeltſames Spiel der Erinnerung das ehrwürdige Münſtergebäude wieder in die Gedanken. Uns däucht, daſs dieſer Übergang zu nachläſſig und bequem ſey, ſelbſt gar etwas Unwahres an ſich habe, da der Münſter ſich in der Stadt ſowohl als auf dem Lande beſtändig ſeinen Augen darbot; und gleichwohl könnte man wieder auf die Vermuthung gerathen, daſs Wahrheit und Selbſtbekenntniſs gerade dieſen Übergang veranlaſst hätten. Denn man kann nicht in Abrede ſeyn, daſs *Goethe*, wenn er aus dem Genuſs von Darſtellung der Gefühle, Leidenſchaften, Bilder und Thatſachen ſich losmachen und Begriffe entwickeln ſoll, mit einer gewiſſen unwilligen Bequemlichkeit dazu ſchreitet. Der ihm ſo liebe und werthe, als allgegenwärtige Münſter lieſs ſich nun aber einmal nicht abweiſen. Jener erſte Eindruck, daſs hier das Erhabene mit dem Gefälligen in Bund getreten ſey, wird hier zu einer ſolchen Anſchauung dargeſtellt, daſs der Münſter ſelbſt mit allen Zierrathen als ein Ganzes erſcheint. In unſeren Tagen erinnert die vortreffliche Darſtellung auf eine ſchmerzliche Weiſe ſelbſt den politiſchen Geiſt an die wahrhaftige Deutſchheit. Nimmt man das ehemalige heilige römiſche (warum nicht lieber deutſche?) Reich in der Idee: ſo erſcheint es mit ſeinem Eindruck vom Ungeheueren, ſeiner Zuſammenſtimmung der Theile zur Einheit, ſeinen vielfachen im Geiſt des Ganzen ausgearbeiteten Zierrathen, durchaus auf dieſelbe Weiſe, wie hier der Münſter von Straſsburg. Auch liegt im Charakter der Deutſchen, daſs ſie glaubten, ein politiſcher Bau könne der Zeit trotzen, obgleich auf dem veränderlichen Weſen der Menſchen errichtet, wie ein vom todten Material und auf der Grundveſte der Erde aufgerichteter. Dahingeſtellt bleibet gleichwohl, ob uns dieſe Anſpielung ſehr irre leiten würde, wenn auch ſie uns auf das altdeutſche Wort führte: was einer in der Jugend wünſcht, hat er im Alter genug. *Goethe* nimmt es hier in dem Sinne, daſs Abbildungen des Münſters, ſo wie der Dome zu Köln und zu Freyburg, die er wünſchte, und in der Jugend einigermaſsen bezweckte, zum Theil in ſeinen ſpäteren Jahren vortrefflich ausgeführt wurden. Vielleicht iſt der Wechſel der Zeiten nahe, wo der alte ſogenannte gothiſche Bau unſerer Reichsverfaſſung, was jeder patriotiſche Deutſche ſehnlichſt wünſchte, wieder als ein beſeeltes Ganzes ſich unſeren Blicken darthut.

Im zehnten Buch ſind zwey Hauptfiguren, *Herder* und *Fridericke*. Die vorläufigen Betrachtungen über die damalige Lage der Autoren in Deutſchland ſollen zu dem Verhältniſs zwiſchen dem erſten und den Biographen führen. Ganz gilt jetzt freylich die Wahrnehmung voriger Zeit nicht mehr, daſs die deutſchen Dichter, da ſie nicht mehr als Gildeglieder für Einen Mann ſtanden, nicht der mindeſten Vortheile in der bürgerlichen Welt genoſſen. Wenn man aber ausnimmt, daſs ihnen jetzt, und wie ſelten, von einem Gönner ein Jahrgehalt bewilligt wird, oder ein Buchhändler etwa mehr Honorar zahlt, als ehemals: ſo hängt es doch auch in unſeren Tagen lediglich von dem Zufall ab, ob das poetiſche Talent zu Ehren oder Schanden geboren ſeyn ſolle. Nimmer ſollten wir bey ſolchen Vergleichungen *Bürgers* Schickſal vergeſſen. Als Poet war er von der deutſchen Nation wie wenige anerkannt; unter einer Regierung, welche das literariſche Weſen vorzüglich fördert, blühte ſein Ruhm; im Beſitz von Kenntniſſen und einer Ausbildung, die in ihrer Art auf der berühmteſten Lehranſtalt Deutſchlands die vorzüglichſten waren, liebenswürdig durch viele vortreffliche ſittliche Eigenſchaften, und in ſeinem Wandel wenigſtens nicht unregelmäſsiger, als manche begünſtigte Profeſſoren, hat er ein reichlich ſo trauriges Verhängniſs erlitten, und eben durch die bürgerlichen Beziehungen, als der hier angeführte *Günther*. Wie glückliche Verhältniſſe fand dagegen der frühere *Opitz* als Dichter und Literator! Wenn wir daher in *Klopſtock* nicht, mit dem Biographen, einen Übergang der Nichtachtung in Verehrung gegen Dichter und Autoren ſehen können: ſo bleibt uns dieſer unvergeſsliche Mann doch auch in der Hinſicht merkwürdig, daſs er einzig bloſs als Dichter, ohne irgend ein anderes Verhältniſs, ohne Amt, ohne Vermögen, in Deutſchland leben konnte, und in unbefleckter Würde war. Dieſe iſt hier ſo dargeſtellt, daſs man von der tiefſten Rührung ergriffen wird, und nie iſt ſo geſagt worden, wie der himmliſche Frieden, welchen *Klopſtock* bey Empfängniſs und Ausführung ſeines Meſſias empfand, die Würde des Gegenſtandes, das Gefühl ſeiner eigenen Perſönlichkeit erhöhte, und nebſt ſeiner damit zuſammenhangenden aufmerkſamſten Reinigkeit in ſeinem Thun ihn gleichſam zu einer geheiligten Perſon in Deutſchland machte. Mit billigem Scharfſinn wird auch geſchätzt, was *Gleim*, der die Einkünfte einer zwar dunkeln, aber einträglichen Stelle zum Theil verwandte, productiven Kräften in Anderen über die äuſsere Noth wegzuhelfen, zum Gedeihen des Anſehns und der Würde von deutſchen Dichtern und Autoren gewirkt hat. Eben ſo billig iſt aber auch das ſchalkhafte Lächeln, daſs die genannten und ihnen ähnlichen Männer jener Zeit in unſerer Literatur, da ihre äuſseren Verhältniſſe gegen ein bewegteres Leben doch nur nichtig waren, einen faſt dünkelhaften Werth auf alle ihre Zuſtände und Urtheile legten, und ſich darin gefielen, mit Lob und Ehre ſich einander zu überſchütten. Wer theilt jetzt nicht die Verwunderung über ihren Briefwechſel, daſs ſo vorzügliche Menſchen ſich an einer ſolchen Wechſelnichtigkeit ergötzen konnten!

Goethe mit ſeinen Freunden wollte auch ſchon

in ein solches wechselseitiges Schönethun gerathen, als *Herder* in Strasburg eintraf, und seine Selbstgefälligkeit unbarmherzig misshandelte. Die Schilderungen dieses berühmten Mannes von verschiedenen Händen können sich einander sehr ungleich, und dennoch ziemlich wahr und treffend seyn. Wer dessen schöne, hohe und immer lebendige Empfindsamkeit zu seinem Hauptaugenmerk nimmt, wird ihn ganz anders beschreiben, als wer seine gleich ergiebige Galle zu beschreiben vorzüglich Anlass findet. Gegen eine jüngere und gewaltige Natur, die sich wider seine Ansichten erheben wollte, mochte dieselbe gewiss um so despotischer vorwalten, wenn ungeheuchelte Verehrung ihn eine Zeitlang erwarten liess, an dieser Natur einen durchaus abhängigen Jünger zu haben. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn hier *Herders* gallsüchtige Seite etwas härter vorscheint, als die ihm befreundeten Seelen wünschen mögen, welche sich die baare Wahrheit gern durch einen Duft von Empfindsamkeit verhüllen. Unschätzbare Aufschlüsse würden uns übrigens auch Bekenntnisse des geistreichen Mannes über den damaligen *Goethe* geben. Wir wüssten kaum, dass bey anderen Stellen dieser Selbstbiographie uns so, wie hier, der Wunsch aufgestiegen wäre, auch die andere Partey vernehmen zu können. Der Eindruck, welchen uns das Bild von *Herder* hier hinterlässt, erinnert sehr an seinen späteren Groll gegen ein neues Zeitalter und besonders die *Kantischen* Ideen. Wir sind aufs höchste begierig, ihn in der Zeit, welche dieses Buch beschreiben wird, wo der Ruhm unseres Biographen den seinigen wenigstens bey den besten Köpfen überstrahlte, weiter geschildert zu sehen.

Indem man einer leisen Verstimmung durch das kaum erwägte Verhältniss nicht los werden kann, öffnet sich auf einmal vor uns die heiterste Welt, und Friederickens anmuthigste Gestalt in einem Idyllenleben. G. u. P.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Leipzig u. Altenburg, b. Brockhaus: *Prolog zum grossen Magen.* 1815. 71 S. 8. (8 Gr.)

Der Vorredner, Hr. *Brockhaus*, eignet diese Knitteley (Recensent kann sie nicht anders nennen) der Literatur der gegenwärtigen Zeit an. „Wir hatten, sagt er, dem heillosen Gnomen und Erdgeiste; dem wie in *Hellmonts* missverstandenem Systeme die Seele bloss im Magen oder dieser in jener sitzt, den Verfall in jene unselige Knechtschaft zu danken, woraus uns wahrlich minder unser Verdienst, als der höhere Arm gerettet hat." Allein trotz dieser Versicherung steht sie fast ganz ausser Beziehung derselben. Denn nicht nur erschien der erste Entwurf dazu zu Dresden, in der Abendzeitung bereits 1806, sondern auch der ganze Inhalt ist mehr der damaligen, als der jetzigen Zeit verwandt. So werden z. B. der Ideenmensch, der Glückseligkeits- und Nachahmungs-Trieb, die praktische Vernunft, *Kant*, *Campe*, *Adelung*, *Hufeland*, die Recensionsanstalten, die Pädagogik, die Secularisations- und Organisirungs-Seuche, besonders aber *Salzmann* und *Becker* preis gegeben. Der Vf. ist des an sich tadellosen Entwurfs, der von der Schöpfung des Menschen ausgeht, und die Perioden des Sündenfalls, des Thurmbaus, der Sprachverwirrung u. s. w. durchläuft, nicht mächtig gewesen; die Reimerey entrückte ihn der Chronologie und der Gedankenfolge, daher auch die vielfältigen Wiederholungen, das Einlenken, und Einzwängen. Rec. überlässt es gern dem Geschmacke derer, die an einer solchen Salmagondis ihren Gaumen kitzeln können. — Das Heiligste hört auf, in einer solchen Erscheinung Werth zu haben, das Verdienst wird der Verpöbelung, die Bildung der gemeinsten Misshandlung hingegeben. Einiges als Probe, um zu beweisen, dass der Geist von Simon Lämchen nicht über dem Vf. schwebte.

„Ich musste ihn (den Menschen) zum Sündenfall verhelfen;
Wo wär' mein Schnepfenthal sonst geblieben?
Wer hätte den Reichsanzeiger geschrieben?
Poeten schätzt man nun nicht mehr,
Sie machten denn etwa Besen nebenher.
Bald brauchts nicht Kirche, nicht Priesterzunft,
Flickt jeder Schuster mit reiner Vernunft.
Hätt' der Becker nicht erdacht die Publicität,
Niemand fiel darauf, dass es so herrlich steht;
Was hört man da Schönes aus jedem Nest,
Jeden Wind, den Deutschland fahren lässt,
Kopf unten, in die Höhe den Steiss,
Dahin strebt die Erziehung mit allem Fleiss."

Dk.

Ohne Druckort: *Einiger der königl. sächsischen Gardisten Frevelthaten*, verübt in Marburg den 5 Sept. 1814. beschrieben von D. *L. Wachler*. 1814. 40 S. 8. (4 Gr.)

Diese Verirrungen der königl. sächsischen Gardisten, wie wir sie einstweilen schonend nennen wollen, sind durch den rheinischen Mercur und daraus durch andere politische Zeitungen bekannt geworden, und wir zweifeln nicht, dass der Hr. General-Lieutenant von Thileman die Sache näher aufklären und Genugthuung, wenn sie nothwendig und noch möglich ist, geben wird. Dk.

Hannover, b. d. Gebrüdern Hahn: *Kurze chronologische Übersicht der merkwürdigsten Begebenheiten aus den* 11 *Jahren des nun beendigten Kriegs*, in besonderer Rücksicht auf Hannover, und die hannöverschen Staaten. Ein Erinnerungsblatt zur Beförderung einer dankbaren und würdigen Feyer des Friedensfestes. Von *A. W. Hagemann*, Pastor an der Markt-Kirche. Zum Besten der Armen. 1814. 16 S. 8. (2 Gr.)

Der weitläuftige Titel sagt Alles; die Absicht ist löblich, der Gedanke würdig, die Ausführung mittelmässig: denn das Allgemeine geht in dem Besonderen unter, und das Besondere ist zu wenig in Sache und Form gehoben. Dk.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

JANUAR 1815

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig und Altenburg, b. Brockhaus: *Urania.* Taschenbuch für Damen (Frauen?) auf das Jahr 1815. Mit 9 Kupfern. 384 S. 12. (2 Rthlr.)

Das Bestreben, Solidität mit Unterhaltung zu vereinen, ist bey vorliegendem Taschenbuche unverkennbar. Als Beweis gelten schon die beiden ersten Aufsätze desselben: *Über die Regel der Charakterdarstellung* bey Erklärung einer Reihe Kupfer aus Goethe's dramatischen Werken, eine sehr geistreiche, inhaltvolle Abhandlung, die wohl eine weitere Entwickelung der ästhetischen Ideen des Vfs. — den wir aus der Vergleichung dieses Aufsatzes mit mehreren kleinen, sehr schätzbaren Werken zu errathen glauben — wünschen läfst, wobey vielleicht auch die Deutlichkeit und Eindrücklichkeit *dieser* Arbeit noch vollkommener werden würde, in deren Genufs man übrigens hier noch durch den kleinen, unansehnlichen Druck empfindlich gestört wird; — und ein gleichfalls gehaltreicher, wohl entwickelter Aufsatz von *Messerschmid: Über das gegenseitige Verhältnifs der Geschlechter in der alten und neuen Welt.* Um sogleich die Erwähnung der Aufsätze in Prosa zu vollenden, gedenken wir mit Lob der Erzählung von *Vitalis: Der glückliche Unfall.* Aus dieser Erzählung spricht ein edlerer Geist; die Geschichte, obwohl in der gewöhnlichen Form solcher Almanachsdarstellungen, spannt nicht blofs, sondern sie rührt fast von Anfang bis zu Ende, wiewohl die französirenden Wendungen der Rührung entgegen arbeiten. Wir betrachten aber jene als ein dem Vf. nicht eigenthümliches Hülfsmittel, mit dem er seine höchst einfache Geschichte lebhafter und anreizender machen wollte. Dahin gehören die vielen Verstandescoloraturen in den Gesprächen Amaliens, die Spannungen, das öftere Darstellen unbedeutender Bewegungen, die kaum merkbare Fortbewegungen der Idee des Ganzen sind, im *Präsens.* „Ich möchte wetten," sagt die Heldin der Geschichte zu ihrem Freunde, der seit vielen Monaten in ihrer steten Nähe lebt, „dafs sie noch nicht einmal wissen, ob ich Wittwe bin, oder ob ich einen Mann habe." Solche Sorglosigkeit ist selten gefunden worden! — Endlich kommt von *Frau von Helwig, geb. von Imhoff, die Rheinreise im Oct.* 1811 und *der Sommertag im Norden.* Zwey Fragmente aus ihrem Tagebuche. Besonders für die Kenner und Freunde der in ihrer Art einzig köstlichen boisseree'schen Sammlung altdeutscher Gemälde, wird No. 1 nicht ohne Interesse seyn: die Idee der Vf., die alte Kirche, welche sie beschreibt, mit den Schätzen jenes wahren deutschen Museums auszuschmücken, ist mit vieler Liebe und mit einer gewissen Andacht ausgeführt. Weniger wird es das allgemeine Interesse erregen, dafs die Dichterin der Schwestern von Lesbos diese Rheingegenden *in einem schwarzseidenen Reisekleide* (S. 232) begrüfste. No. 2 hat weniger Theilnahme Erweckendes.

Unter den Gedichten, die von *Neubeck, v. Knebel, Kannegiesser, Helmina von Chézy, Ernst Wagner* und vielen A. sind, ist manches Gute und Löbliche. Z. B. viel Zartes enthalten die *Sospiri* von *Knebel,* dessen Gedichte ihre Verwandtschaft mit dem farblosduftigen Gesange Herders nie verleugnen; mit liebender Sorgfalt gearbeitet und sinnig wie ein altdeutsches Geschmeide sind die *zwey Sonette* von *Fr. Rickard;* poetischer als das Gedicht *bey Anhörung des mozartschen Requiems* von *Caroline Pichler* ist derselben *erstes Sonett,* dessen Schlufs vortrefflich zu nennen ist. Süfs wie der Minne Laut ist 1 und 2 im *Frühlingskranz* von *Helmina,* zart und rein wie Wehmuth und Sehnsucht ist 3 und 4. Und so könnten wir noch mehrerer Beyträge mit Lob erwähnen, wenn nicht schon der Raum dieses Blattes sich überfüllt hätte. Die Beyträge von *Haug, Peschek* und wenigen Anderen sind leer und blofs.

Ferner findet man hier 6 *ungedruckte Gedichte* von *Theodor Körner.* Es ist sehr erfreulich, dafs die Nation diesen Jüngling zu einem der ewig rührenden Symbole des patriotischen Heroismus erhoben hat; mag sein Name viele jener theuren Ungekannten und Ungenannten vertreten, die mit ihm Eines heiligen Todes gestorben sind: aber wir wollen mit seinen irdischen Resten nicht Abgötterey treiben; wir wollen uns darüber vereinigen, dafs der letztere Zeitpunct seines Lebens seiner Poesie erst recht wahrhaft die Seele gegeben hat; und wer darüber mit uns einverstanden ist, oder mit uns gleichen Antheil an dem Verstorbenen nahm, der wird sich nicht freuen können, wenn nichtssagende, unentwickelte Jugendgedichte unter den Ehrenkranz gewunden werden sollen, den Ein Lorbeer der Vollendung schmückt.

Zwey dramatische Dichtungen enthält dieser Almanach. 1. *Die Silberlocke im Briefe,* Schauspiel in 3 Acten, frey nach *Calderon* von *Helmina v. Chézy.* Man wird dieser Übersetzung nicht die Leichtigkeit und eine gewisse Anmuth in dieser Leichtigkeit absprechen können; ob sie jedoch nicht zu weit gegangen, und ob die Vernachläfsigung der Versmafse des

Originals zu billigen ſey, überlaſſen wir Anderen zu entſcheiden. Die Beweiſe, daſs das Deutſche jener Nachbildung mächtig ſey, ſind vorhanden. 2. *Werner's 24ſter Februar*, mit einem neu hinzugedichteten Prolog an deutſche Söhne und Töchter, in Canzonenform. Über dieſs Kunſtwerk, das zugleich als ein poetiſches und theatraliſches Kunſtſtück betrachtet werden muſs, iſt hier nicht der Ort, zu ſprechen. Das groſse dramatiſche Talent des Vfs. offenbart ſich auch in dieſem Werk auf unwiderſprechliche Weiſe; ja vielleicht iſt unter allen ſeinen Dramen keins, das in Hinſicht der Popularität einen ungeſtörter allgemeinen Eindruck zu gewähren fähig wäre, obwohl man es von einer anderen Seite beſchuldigen kann, mehr Schrecken, Furcht und Mitleid den Zuſchauern und der Bühne aufzubürden, als dieſe tragen können. Die dramatiſche Einheit des Stücks iſt bewundernswürdig, und man kann ſich hier aufs Neue überzeugen, welche draſtiſche Tüchtigkeit, bey mancher hie und da von der Bühne zu ſehr ins eigene, innere unſichtbare Leben abwärts führenden Tendenz, dem Dichter der Weihe der Kraft verliehen iſt. Der in vieler Hinſicht rührende *Prolog* ſchlieſst ſich an das unter dem Namen *Weihe der Unkraft* erſchienene Selbſtbekenntniſs des Dichters vor ſeinem wiedergeborenen Volke — die wunderliche Form dieſer Buſse beeinträchtigt den Inhalt, über den man nicht bloſs lachen ſollte — an. In dieſem Prologe werden Goethe und die Frau v. Staël mit einer frommen Innigkeit gefeiert.

Unter den Kupfern ſind die von Schwerdgeburt und Jury nach *Näkens* herrlichen Originalen geſtochenen, beſonders die zum Fauſt, vorzüglich. Druck und Papier hingegen entſprechen dem Inhalte des Almanachs nicht. Eine Bemerkung finden wir bey dieſer Gelegenheit noch an ihrem Platze. Wollten doch die Verleger, welche zugleich Herausgeber von Almanachen ſind, die Beyträge, Gedichte beſonders, mit einem feineren Sinn für das Zuſammenpaſſende ordnen und ſo zugleich diejenigen ehren, die ihnen Beyträge geben! So fanden wir z. B. hier unter einem *Minneliede* von *Iſidorus* ein höchſt triviales Epigramm von *Haug* auf einen Prieſter der gemeinen Venus. Urania muſs die Erde und die Sonne nicht nachahmen, die Gutes und Schlechtes neben einander beſtehen laſſen und pflegen.

J. O.

Leipzig, b. Hartknoch: *Komus.* Ein Taſchenbuch von *Th. Hell*, *Fr. Kind*, *A. F. E. Langbein*, *Fr. Laun*, *Guſtav Schilling*, *St. Schütze* u. Anderen. Mit Kupfern. 1815. 296 S. 12. (1 Rthlr. 16 gr.)

Dieſen Almanach bezeichnet im Ganzen ein harmloſes, nicht im mindeſten ungutmüthiges Weſen, dem es nicht darum zu thun iſt, die Gegenſtände, die es trifft, zu geiſseln und zu ſchlagen, ſondern ihnen den bunten Rock überzuwerfen, um ſie zu Komus Maskerade zu entführen. Wer etwas Neues, noch nicht Dargeſtelltes und Belachtes hier ſuchen wollte, würde das Geſuchte nicht antreffen. Zwar iſt der Scherz überhaupt weder alt noch neu, ſondern beides, ſeine Gegenſtände bleiben immer dieſelben: indeſſen erſcheint *hier* Abdera — jene moraliſche Perſon, die wir in unſeren Lalenburgern kennen, und die uns die neueren Schriftſteller als Krähwinkel und dgl. vorzuführen ſtreben — als eine etwas zu ſehr und zu ausſchlieſslich in Anſpruch genommene Fundgrube des Witzes. Daher wird mancher Leſer am Liebſten bey Langbeins originellerem Mährchen verweilen; doch — wir gehen das Einzelne durch.

Unter den Erzählungen aus Krähwinkel ſind *der Königsſchuſs* von *G. Schilling*, und *die Stimme des Herzens* von *Fr. Laun* voll glücklicher Laune und mit dem bekannten Talent dieſer verſchwiſterten Schriftſteller ausgeführt. In beiden Erzählungen oder Schwänken fallen die Vff. nur ſelten aus ihrer anziehenden Natürlichkeit heraus; nur bisweilen bemerkten wir komiſch-pathetiſche Schnörkeleyen, die Jean Pauls Stile übel nachgerathen ſind, Amphibien, die weder von Scherz noch von Ernſt recht gut aufgenommen werden. Von *Fr. Kind* iſt eine dritte Erzählung in dieſem Geſchmack, *die groſse Parthie.* Er ſcheint aber nur der unzertrennlichen Genoſſenſchaft wegen die Schwänke mitzumachen. Das Komiſche iſt bey ihm ſehr oft mehr aufgeſucht als aus ſich herausgegeben, mehr Manier als Natur, mehr Proviſion als Zuwachs. So viel Drolliges im Einzelnen hervorſpringt: ſo merkt der etwas geübte Leſer doch gleich, wo es fehlt; bey Schilling und Laun iſt im ganzen Gewebe mehr Einheit und Wahrſcheinlichkeit. Von *Fr. Kind* iſt auch, auſser dem wenig ſagenden Eingangsgedicht: *Komus an die Leſer*, noch ein Gedicht: *der Jahrmarkt zu Knofelingen*, recht leicht und bunt, ein Teniers mit friedlichem, geſchicktem Pinſel gemalt.

Im *Rendez-Vous* von *Th. Hell* iſt die Verſification leicht, wie der Inhalt, welches jener mehr als dieſem zum Lobe gereicht. Ganz unbedeutend und ohne Reiz, ein curiöſer Zeitungsartikel und keine Novelle im heutigen Sinn, iſt: *Bin ichs oder bin ichs nicht?* Aus dem Italien. übertragen von *Beauregard Pandin.* Unwahrſcheinlich im höchſten Grade, leer und nicht feſſelnd iſt *Fr. Launs* Erzählung: *der Haken.*

Die Hofmeiſterin, ein Mährchen von *Langbein*, iſt das Gemüthlichſte, das Rec. ſich erinnern kann vom Vf. geleſen zu haben. Nur, da ſich derſelbe in ſeiner Darſtellung auf Goethe's Fauſt bezieht, hätte paſſender einer der übrigen Zechbrüder in Auerbachs Keller, als gerade der in jener unvergleichlichen Scene bey Goethe altklug rathend, warnend und reflectirend charakteriſirte Altmeyer, für dieſes Mährchen gewählt werden können, da man dort nicht die Anlage zu Langbeins werk- und gedankenfaulen *Hans-Stiehl dich durch die Welt* erblickt. Dieſs Mährchen iſt eine Zierde des Almanachs.

Den Beſchluſs machen *Schmetterlinge*, Gedichtchen, gröſstentheils von *Fr. Kind*, in der Menge nicht ausgezeichnet; mitunter ein Buttervögelchen;

verfehlt, scheint uns die übertriebene Posse: *Conzert-Musik in Krähwinkel.* Die *Übersetzung eines Italieners* ist eine ächt wälsche *Buffoneria.* Eben so wenig können wir den Witz in manchen der *Druckfehler* entdecken, z. B. statt *Berliner Hanf — Hof*, die *dänischen* statt *donischen Kosacken*, geben so wenig Sinn, als eine ausgepresste Citrone Saft.

Ungeachtet solcher kleinen Schwächen und Blössen, stellen wir diesen Almanach um seiner *anspruchlosen Harmlosigkeit* willen über seine meisten Mitbewerber um die Lesegunst von 1815. Er hat sich den Komus zu seinem Genius gewählt, und sein Sinn zeigt sich diesem gutmüthigen, sanguinischen Freund und Gastgeber der heiteren Laune getreu. Manches Taschenbuch, das sich mit prunkenderem Titel schmückt, widerspricht durch seinen Gehalt dem Sinne seines Schildes, und fällt verdienter, als der heitere Komus, dem Tadler anheim, dessen Name sich auf diesen reimt.

Die Kupfer dieses Taschenbuchs sind meistens Carricaturen aus dem beliebten Gebiete der deutschen Schildbürgerey.

J. O.

Darmstadt, b. Heyer u. Leske: *Rheinisches Taschenbuch für das Jahr* 1815. 347 S. 16. (1 Rthlr. 12 gr.)

Den Inhalt dieses Taschenbuchs machen drey *historische* Aufsätze und vier *Erzählungen.* Der erste historische Aufsatz, von *K. W. Justi*, enthält eine *Biographie Wilhelms V, Landgrafen von Hessen, mit dem Zunamen des Beständigen.* Der Vf. hat schon früher bewiesen, dass er in der Geschichte seines Vaterlandes heimisch sey, und die historische Kunst inne habe. Wilhelm V glänzt hoch unter den deutschen Männern des dreyssigjährigen Kriegs, und er blieb unter allem Glückswechsel der Sache treu, für welche er das Schwert gezogen. Sein Thun und Streben ist hier einfach, aber kräftig und lebendig dargestellt. 2) *Geschichte der Königin Philippe* von *England, Gemahlin Eduards III*, von *Caecilie.* Nicht ohne Interesse, aber nicht schlicht genug erzählt. Der Eingang über das Ritterthum ist gar wenig befriedigend. 3) *Der heilige Guibert von J. S. Seibertz.* Dieser Heilige hat sich um die erste Cultur Westphalens verdient gemacht. Der Vf. folgt dem Beda, hier dem einzigen sicheren Führer. Vielleicht hätten ihm aber *Mabillon* und das *Monasticon anglicanum* von *Dodsworth* und *Dugdale* mit der Fortsetzung von *Stevens* bey seiner Arbeit noch Dienste leisten können.

Unter den *Erzählungen* geben wir der *Entführung* von *Reinbeck* den unbedingten Vorzug. Sie ist trefflich gehalten, und die Verwickelung löst sich auf eine angenehme und überraschende Weise. — Die Novelle, der *Schwiegersohn* von *A. Lafontaine*, in der schnellfördernden Briefmanier, trägt alle Spuren, dass sie aus dem festen Vorsatze entstanden, eine Novelle zu schreiben. Die Grossmuth wird darin fast zu weit getrieben: denn unter anderen verschenkt der alte Herr auch das schöne Gut Birkenau bey Weinheim, an der Bergstrasse, welches bekanntlich dem Freyherrn von Wampolt gehört. — *Der arme Teufel* von *St. Schütze* liest sich angenehm weg. Mit etwas mehr Aufwand von Geist, Witz und Humor, hätte sich aus diesem Stoffe ein allerliebstes Mährchen bilden lassen. — Das *Mährchen* von *Weisser* fängt lustig an und fast possierlich: denn da fahren Wagen, mit fliegenden Fröschen bespannt, durch die Luft, da tragen die Frauen Perlenschnuren, wovon die kleinste Perle ein Pfund wiegt, und die Prinzen Rubinen von der Grösse einer Kanonenkugel. Aber plötzlich verlässt den Vf. sein lustiger Dämon: er bekommt krankhafte Zuckungen. Sollte dieses Schimpfen (S. 138 ff.) gar gegen ein paar Gelehrte gerichtet seyn (was wir zu Hn. *W's.* Ehre lieber nicht glauben wollen): so eignet sich diese Sache nicht mehr bloss für ein literarisches Tribunal, und es wäre Rec. unbegreiflich, wie die Verleger ein solches Pasquill neben die Genealogie ihres erhabenen Fürstenhauses stellen konnten.

A. S.

Heidelberg, b. Mohr und Zimmer: *Der Kampf um Pisa.* Ein Trauerspiel. 1813. 282 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ein aberwitziges Product, unleidlich, sowohl durch Form als durch Inhalt, ein krauses Gemisch von Aufruhr, Parteyen, langen Reden, abschweifenden albernen Dingen, Mordthaten und Grausamkeiten. Nachdem schon viele gestürzt und gemordet sind, kann man das Vergnügen haben, Ugolino mit seinen Söhnen im Hungerthurme sterben zu sehen. Dabey herrscht durch das ganze Stück eine erschreckliche Weitschweifigkeit und steife Redseligkeit, und in der Sprache ein so ungelenkes Wesen, als wenn der Vf. ganz besonders sich bemüht hätte, einem Übersetzer, der mit der Zeit sein Deutsch verlernt, nachzustammeln und nachzustottern. Da findet man Härten wie: *ohn' Gestalt;* es müsste unter mir *die Erd' dann* beben; *'s nähm'* mich Wunder, und dergl., und in Wendungen und Gedanken geht es eben so wunderlich zu. So sagt der Erzbischof von seinen Studien:

> Jedweder Mensch ist dann ein Thier, *vielmehr*
> Zu einem Thiere der Gedanke — Einer
> Ist Luchs, der Andre Löw', der Dritte Fuchs;
> Ich bin — wie man wohl sah ein seltsam Spiel
> Verbund'ner Gattungen — nun solche Mischung,
> Dass wie der Löw', die Klauen in der Erde
> Sie glühend aufzureissen, *auf ich trete,*
> Und wie der Fuchs *mich in den Zufall schleiche,*
> Da *saug' heraus* für mich *Gebrütetes.*

S. 37 hört man das Schreyen der *Ermordeten*, und auf einer Maskerade im zweyten Act häuft sich vollends die Überklugheit bis zur Narrheit. S. 99 heisst es: Ich fand den Mann mit eurer kleingestoss'nen Pfefferstimme — wie originell! wie genial! S. 60: Horch in dein Ohr, Mann! weisend in die Zeit — wie tief gedacht! Auch kommen, wie bey Shakespeare, Schlussverse vor, z. B. diese:

Du kämst gerufen! — Geh und Morgen zeige
Dich mir, noch eh' die Sonne geht zu Neige.

Es ist, besonders für unsere Zeit, ein rechter Jammer, dass Genie und Tollheit so nahe verwandt ist! Der Verfasser nennt sich *Ferdinand Eckstein*, und hat sein Buch seinem Gönner *Friedrich Schlegel* gewidmet; doch zweifeln wir sehr, dass derselbe seine Flügel auch über dieses Küchlein ausbreiten werde.

ε.

Leipzig, in Comm. b. Weygand: *Gedichte* von *Samuel Schier*. Erster Band. 1813. 230 S. (20 gr.)

Anwandlungen von poetischer Stimmung und Geisteserhebung werden wir dem Vf. gerade nicht absprechen; aber es ist ihm nicht gelungen, sie in einer Folge von Gedanken mit würdiger Haltung auszudrücken, weder bey Betrachtung allgemeiner Gegenstände, wie: die Dichtkunst, die Tonkunst und dgl., noch bey Auffassung einzelner Erscheinungen, wie das Knäblein im Schnee, der Landmann an die Stadtbewohner und andere. In der Einfachheit verliert er das Edle, wie z. B. wenn er einen Holzhacker singen läfst:

Im Herzen klopft mir edler Stolz!
Ihr lächelt? — Denn ich hacke Holz.

und in der Bezeichnung verfehlt er den richtigen Ausdruck, wie z. B. wenn es weiterhin von demselben heifst:

Mein Herz schlägt stets im gleichen Takt;
Nur dann es mir im Herzen *knackt*,
Wenn Grofse Niedre drücken.

Eben so, wenn er aus seinem Wasserkruge Frohsinn, Mäfsigkeit und Tugend perlen und *murmeln* läfst: und einem jungen Mönche die Worte in den Mund giebt: der Strahl belächelt mich nur *bitter*.

Auch sind Vers und Sprache nicht immer rein und regelmäfsig. Man findet Härten, wie: *dort werd', dort;* Dehnungen, wie: *Glücke ein, thuen*, und Reime wie: *brannte, Lande, Getöse, Gefäfse, Felsen* und *wälzen*. Kurz, wir können diesen Gedichten weiter nichts als ein reines Herz und einen guten Willen nachrühmen.

T. Z.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *St. Gallen: Über die vierte Einheit im Epos und Drama.* Eine leere Nische. Von *J. J. Bossard*, Prof. der Philosophie in St. Gallen. 1813. 31 S. 8. (4 gr.)

Der Vf. dringt in dieser Schrift darauf, dass man im Epos und Drama aufser den drey Einheiten, der Handlung, der Zeit und des Ortes, auch die Einheit der *Idee* beobachten solle, um dadurch den behandelten Gegenstand mehr zusammenzuhalten, dem Werke mehr Werth und dem Zuschauer und Leser einen Leitfaden zu geben, der ihn zur Würdigung und zum Genusse des Ganzen führen könne. Im Allgemeinen hat der Vf. Recht, und nicht leicht dürfte ein Drama oder Epos von Wichtigkeit eines solchen Zielpunctes entbehren; allein in den gegebenen Beyspielen sieht man, dass er es damit viel zu sclavisch nimmt, indem er zeigt, dass in Minna von Barnhelm alle Personen *Grofsmuth* athmen, dass in Emilie Galotti alle auf die Idee der *Ehre* hindeuten, im Nathan *Tugend* das Hauptprincip sey, und im Wallenstein die Idee der *Gröfse* sich als herrschend über Alles verbreite. Selbst die Mörder des Wallenstein zeigen noch Gröfse, sagt er. Darauf könnte man aber gleich erwiedern: sollen in einem Trauerspiele nicht überhaupt die Charaktere eine gewisse Gröfse an sich tragen? und somit würde es wieder schwer und ungewifs, was man in einem Drama immer für die Hauptidee halten solle, und der Endzweck des Leitfadens fiele damit weg, oder man müfste zunächst fragen, wie es der Dichter anzufangen habe, dass der Zuschauer nicht lange hierüber in Dunkelheit bleibe, und die leitende Idee bey Zeiten erfahre. Aber mit der Annahme einer *solchen* Idee, wie Tugend, Ehre, Grofsmuth u. s. w., würde der Dichter überdiefs leicht in Gefahr kommen, ins Trockene und Didaktische zu verfallen, und den Zuschauern ein dramatisirtes Thema statt im künstlerischen Einklange das frische Leben selbst in freyer, fessellofer Bewegung vorzuführen. Viele herrliche Werke würden nach dieser Vorstellung ihren Werth einbüfsen. Die ideelle Einheit wird oft nur *empfunden*, ohne dass der Zuschauer im Stande ist, sie mit einem Worte oder mit einem bestimmten Satze auszusprechen. Bald fällt sie mit dem Hauptcharakter zusammen, bald schwebt sie als etwas Allgemeines (oft sogar als etwas Historisches, oder auch nur lyrisch) über dem Ganzen. Am Schlusse der Abhandlung sieht man deutlich, wie der Vf. durch seine Foderung die Kunst, statt sie zu erheben, auf einen beschränkteren, auf den moralischen Standpunct herabzieht, indem er zeigt, dass die Idee im Drama den Empfindungen der Zuschauer Dauer gebe, und dann fortfährt: „Die Dauer der Empfindungen aber ist von grofsem Nutzen. Eine Empfindung weckt leicht die andere, und zwar jene, die mit ihr am meisten verwandt ist. Aus der wechselseitigen Erweckung der Empfindungen aber entsteht in der sittlichen Welt eine liebliche Harmonie, Freude macht uns theilnehmend und wohlthätig, Traurigkeit geht leicht in Mitleid über. Die Empfindungen des Schönen wecken moralische Empfindungen, die Freude verwandelt sich in Wohlwollen und ergiefst sich in Wohlthun. So wird das Theater, das bisher nur Mittel zum Zeitvertreibe war, eine wahre Sittenbildungs-Schule. Aus dem allmeinen Zwecke der Schauspiele, der mit dem aller schönen Künste zusammenfällt, entspringt nun sein eigentlicher, weit höherer: Cultur des sittlichen Gefühls."

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Aschaffenburg, b. Deſſauer: *Darſtellung der Bedürfniſſe, Wünſche und Hoffnungen deutſcher Nation, in einer parteyloſen Beurtheilung der Fragen:* Erſtens: *Welche Zwecke ſind von der deutſchen Nation, nach vollendeter Beſiegung des Feindes, zu erſtreben?* Zweytens: *Welches ſind die Bedingungen und Mittel ihrer Qualification zur Erreichung jener Zwecke?* (Geſchrieben im Februar 1814) von *Wilh. Joſ. Behr*, der Philoſophie und beider Rechte Doctor, der Staatswiſſenſchaft, des poſitiven Staats- und Lehn-Rechts öffentlichem ordentlichem Profeſſor zu Würzburg. 1814. 190 S. 8. (1 Rthlr.)

Als Hauptzwecke, welche von der deutſchen Nation erſtrebt werden ſollen, nimmt unſer Vf. an, *erſtlich:* Sicherſtellung der äuſseren Freyheit, der Unabhängigkeit Deutſchlands von der Willkühr jeder anderen Nation und ihres Herrſchers, als die Baſis deutſcher National-Ehre, *ſodann* Sicherſtellung der inneren Freyheit, Begründung und Handhabung eines Gleichgewichts der Freyheit, oder Realiſirung und Forterhaltung eines geſicherten Rechtszuſtandes, ſowohl unter den einzelnen Nationaltheilen als auch unter den Gliedern dieſer Nationaltheile unter ſich, und *endlich* Wiederbelebung und möglichſte Erhöhung des deutſchen National-Wohlſtandes und deutſcher Cultur. Allerdings wichtige und zum gröſsten Theil nothwendige Zwecke. Aber freylich iſt, wie der Vf. ſelbſt eingeſteht, die Löſung der Frage: Welches ſind die zuverläſſigen Bedingungen und wirkſamen Mittel, um dieſe Zwecke zu erreichen? nicht ſo leicht, zumal da ein Jeder, der dabey mit zu ſprechen hat, die Mittel, über welche man ſich ſonſt noch wohl ohne beſonderen Anſtand verſtändigen würde, nach ſeinen individuellen Abſichten modificirt haben will.

Mit bloſser Wiederherſtellung des Alten iſt, wie richtig bemerkt wird, nicht genug geſchehen. Auch darf man nicht zu viel, namentlich nicht die Sicherung gegen äuſsere Gewalt, dem guten Willen und den Anſtrengungen der Einzelnen überlaſſen, weil, aller der vielen Erfahrungen ungeachtet, der gute Wille und der Ernſt, durch freywillige Vereinigung zu einem ſolchen Zwecke ſich vorzubereiten und in den Stand zu ſetzen, ſo groſs und allgemein nicht ſeyn dürfte, als man glauben ſollte. Der alte Fehler, daſs man Alles retten, nichts aufgeben will, iſt zu tief eingewurzelt, und man ſieht es leider nur zu oft, daſs es nicht ſo leicht iſt, durch Schaden klug oder gar beſſer zu werden. Es iſt daher wohl nöthig, daſs ein neuer Verein ſämmtlicher deutſcher Nationaltheile geſtiftet, und eine gröſsere Einheit, hauptſächlich eine ſolche, welche ſich auf den ganzen deutſchen Wehr- und Vertheidigungs-Stand bezieht, begründet werde. Ein Oberhaupt an der Spitze dieſes Vereins habe Alles, was das Militär angeht, zu leiten, gleichwohl kein unbedingtes Recht des Krieges und Friedens, wohl aber das Recht, die Nation zu repräſentiren. Wahr iſt es zwar, daſs die Einheit in dem Grade ſchwerer zu erreichen ſeyn wird, als die Anzahl der Glieder und Theile gröſser und ungleichartiger iſt; aber darum kann doch Rec. dem Vorſchlage des Vfs., der den Artikel 6 des pariſer Friedens, als er ſchrieb, noch nicht kannte, noch mehrere kleine Staaten zuſammen zu ſchmelzen, ſeinen Beyfall nicht geben, und es nicht bloſs für Herrſch-, Ehr- und Rang-Sucht halten, wenn man ſich dagegenſetzt. Die Gerechtigkeit ſpricht zu laut gegen ein ſolches Vorſchreiten, als daſs man es empfehlen ſollte. Selbſt die Fortdauer der Verſchmelzung derjenigen Fürſten, die ihre Regenten-Rechte mit dem Rheinbunde verloren haben, iſt, wenn ſie, wie freylich wohl wahrſcheinlich iſt, eine Beſtätigung erhält, eine Maſsregel, die ſich nur durch die Umſtände entſchuldigen läſst, und nur durch die gröſste Milde gegen alle diejenigen, welche dieſes Loos getroffen hat, in Vergeſſenheit gebracht werden kann. Mit der Verpflichtung des Einzelnen, ſich für das Allgemeine ganz und gar aufzuopfern, von der ſo viel geſprochen wird, und die denen, die ſolche Aufopferungen von Anderen fodern, ſo leicht ſcheint, iſt es eine eigene Sache. Es bringt unſtreitig dem Einzelnen vielen Ruhm, ſich willig für das Ganze aufzuopfern: darum ſollte ein Jeglicher ſich dazu anbieten, nicht aber, wie zu geſchehen pflegt, immer nur von Anderen dergleichen fodern. Auch hat nicht bloſs die Zerſplitterung Deutſchland vernichtet, ſondern daſs man das Recht nicht achtete, daſs *ein* deutſcher Fürſt ſich auf Koſten des *anderen* bereichern wollte. Sollte aber wirklich die Verſchmelzung ſo nöthig und ſelbſt noch eine gröſsere Zuſammenſchmelzung unvermeidlich ſeyn: ſo ſollte man wenigſtens den Fürſten und Völkern, die zu Opfern beſtimmt ſind, die Freyheit zugeſtehen, unter mehreren ihnen nahe gelegenen gröſseren Staaten denjenigen zu wählen, welchen ſie ſich unterwerfen und anſchlieſsen wollen. Dadurch würde nicht nur der Zweck der gröſseren Einheit und Bildung einer gröſseren phyſi-

ſchen Maſſe, ſondern auch der groſse Vortheil erreicht werden, daſs die Völker nicht ſo ganz wider ihren Willen und gegen ihre Neigung anderen zugetheilt würden, von denen ſie bey der erſten günſtigen Gelegenheit ſich loszureiſsen trachten. Für den Zweck der Einheit und der Stärke durch Einheit und durch Vergröſserung Einzelner, zum Beſten des Ganzen, iſt es aber einerley, ob Öſterreich, Baiern oder Würtemberg im Süden, und Preuſſen oder Hannover im Norden ſtärker werde. Gegen die Behauptung des Vfs., daſs ſich die mit anderen Staaten zuſammengeſchmolzenen Völker bloſs deſshalb unglücklich fühlten, weil die neuen Oberhäupter durch die Zeitumſtände genöthigt worden, ihnen auſserordentliche Anſtrengungen und Opfer abzunöthigen, lieſse ſich Manches einwenden. Wenigſtens wird die weitere Folgerung, daſs ein gleicher Unwille gegen die alten Herren entſtanden ſeyn würde, wenn ſie gleiche Opfer gefodert hätten, durch manches Beyſpiel widerlegt. Viele Länder, die ihren alten Herrn und ihre Verfaſſung beybehalten, haben in gleichen Verhältniſſen geſtanden, haben zu gleichen Anſtrengungen und Opfern angehalten werden müſſen, und das Band der gegenſeitigen Zuneigung iſt gleichwohl nicht zerriſſen, iſt vielmehr enger geknüpft worden. So viel vermag eine tief begründete Liebe, eine erprobte Gerechtigkeit, und das Gefühl, daſs ein gemeinſames Schickſal unſeren angeſtammten Fürſten und uns getroffen, und die Überzeugung, daſs dem Fodernden die Nothwendigkeit der Foderung tief ans Herz greife. Wenn Deutſchland ein *kräftiges* Oberhaupt und eine Verfaſſung erhält, die auf Gerechtigkeit gegründet iſt, dabey dann ein Jeder, zufrieden mit dem, was ihm von Gott und Rechtswegen zukömmt, ſeine Pflichten zu erfüllen bemüht iſt, und endlich mit Nachdruck und Strenge gegen den verfahren wird, der ſich der gemeinen Verpflichtung entziehen, und Zwecken nachgehen will, die gegen das Ganze feindſelig und den übernommenen Verpflichtungen zuwider ſind: ſo wird, nach unſerem Dafürhalten, dem Ganzen eine gröſsere Stärke zu Theil werden, als ihm je durch Zuſammenſchmelzung in Maſſen gegeben werden kann, die ſich ungern zuſammenfügen, und von denen ein Theil immer unbefriedigt bleiben, und nach dem Moment ſich ſehnen, ja wohl gar den Moment herbeyzuführen bemüht ſeyn wird, welcher die Möglichkeit einer Veränderung und Auflöſung darbietet. Eben ſo kann Rec. nicht glauben, daſs zur Begründung einer feſten Zuſammenwirkung gerade eine Übereinſtimmung in allen Stücken der inneren Verwaltungs-Grundſätze, der Geſetzgebung und des Gewerbweſens in ſämmtlichen Staaten nöthig ſey, obwohl er auch nichts dawider hat, wenn nach dieſem Zwecke hingearbeitet wird. Nur darf ſolches nicht auf Koſten heiliger Rechte und mit Einführung von Inſtituten geſchehen, die den Sitten und Wünſchen einzelner Länder und Völker nicht angemeſſen, oder mit Vernichtung ſolcher Anſtalten, die ihnen theuer ſind.

Der zweyte vom Vf. angegebene Hauptzweck umfaſst zwey Theile: nämlich Begründung eines feſten Rechtszuſtandes bey den einzelnen deutſchen Staaten unter ſich, und *dann* Begründung eines geſicherten Rechtszuſtandes im Inneren eines jeden einzelnen deutſchen Staates ſelbſt. Jetzt, da der alte deutſche und der neue rheiniſche Bund aufgelöſt iſt, ſtehen die deutſchen Staaten eigentlich in gar keiner Verbindung, als in der bloſs völkerrechtlichen. Dieſer Zuſtand, der nicht fortdauern kann und darf, muſs durch einen neuen Verein beendigt werden. Es läſst ſich nun eine doppelte Form dieſes Vereins denken. Es kann nämlich entweder ein Völker- und Staaten-Staat, oder ein Völker- und Staaten-Bund, ein deutſches Reich, oder eine deutſche Conföderation aus dem jetzigen Zuſtande der Auflöſung hervorgehen. Den Tag, an welchem ein ſolcher Verein geſchloſſen, will der Vf. zu einem allgemeinen jährlich wiederkehrenden Feyertage machen. Mit einer, dem deutſchen Charakter geziemenden Klarheit ſoll als Zweck dieſer Vereinigung ausgeſprochen werden: Bewirkung einer gegenſeitigen rechtlichen Sicherheit des Friedenszuſtandes unter einander, und Behauptung deutſcher National-Freyheit von auſsen. Hiemit werde das Streben der Einzelnen nach beſonderen, mit den Zwecken des Ganzen nicht verträglichen Zwecken wegfallen. Auf daſs dieſes wirklich geſchehe, ſollen die Staaten in ein ſolches Verhältniſs geſetzt werden, welches *Jeden* nöthigt, dem Zwecke des Vereins nicht nur nicht entgegen, ſondern demſelben gemäſs zu handeln. Ein Fundamental-Geſetz iſt daher das zweyte Bedürfniſs. Denn noch jetzt darf nicht mit Zuverſicht darauf gerechnet werden, „daſs in jeglicher deutſchen Bruſt ein lebendiger Trieb für den Zweck des Vereins, ohne alle äuſsere Anregung des Zuſammenwirkens, impulſiren werde, und daſs ein natürliches Gefühl für das Recht, ein hoher Sinn für Nationalwohl und Ehre, für Nationalfreyheit und Selbſtſtändigkeit allgemein vorherrſchen, den äuſseren Organismus füglich entbehren laſſe; daſs ein einziges Leben ächter Volks-Intelligenz die Stelle einer Conſtitution vollkommen erſetzen werde." Ob übrigens von einer Conſtitution und von organiſchen Einrichtungen ſo viel zu erwarten, als der Vf. zu erwarten ſcheint, lieſse ſich vielleicht beſtreiten. Auch möchte Rec. nicht gerade darin, daſs man ehedem nicht auf einmal, ſondern nur nach groſsen Intervallen einzelne conſtitutionelle Stückwerke aufſtellte, welche groſse Lücken und Blöſsen lieſsen, die Hauptquellen der vorigen Zerrüttung finden. Denn wenn dieſe allmählichen Einwirkungen eine gleichmäſsige Richtung gehabt, und von einem wohlthätigen Geiſte belebt geweſen wären: ſo würden ſie mehr haben nützen können, als ein Werk, das auf einmal zuſammengeſetzt wird. Aber es war ein Unglück, daſs ein Streben der Einzelnen, ſich von allen Feſſeln los zu machen, alle dieſe Schritte leitete.

Ob Deutſchland inskünftige einen Staaten-Staat oder einen Staaten-Bund ausmachen werde, überläſst der Vf. höherer Entſcheidung um ſo unbedenklicher, weil er überzeugt iſt, daſs Deutſchlands Glück nicht gerade an die eine oder andere Form gebunden ſey,

sondern dass *darauf*, ob der wahre Geist der gewählten Form richtig gefasst, gesichert und aufbewahrt werde, Alles ankomme. Er giebt jedoch die Eigenthümlichkeiten einer jeden dieser beiden Formen sehr bestimmt und deutlich an. Mit der Ansicht, welche der Vf. nach einer wortreichen Diatribe über die alte Form Deutschlands, wie die Wirksamkeit einer gewöhnlichen ständischen Versammlung in Monarchieen, S. 68 giebt, kann Rec. nicht übereinstimmen. Denn wenn dergleichen Versammlungen auch den Missbrauch nicht unmöglich machen: so erschweren sie ihn doch. Gegen einen entschiedenen bösen Willen, unterstützt von Kraft, schützt aber nichts; auch nicht die Duarchie, für welche der Vf. sich erklärt. In dieser Duarchie soll dem Reichstage die Gesetzgebung für das Reich als solches, — nicht für das innere privative Leben der einzelnen Glieder-Staaten desselben, — *ganz* und *gar*, dem Reichs-Oberhaupt hingegen nur die vollziehende Gewalt, diese aber dagegen auch *ausschliesslich* zukommen. Für die einzelnen Staaten soll von dem Reichstage eine Nationalgesetzgebung entworfen und aufgestellt werden. Der Vf. glaubt, dass, da es der französischen Nation möglich gewesen sey, fremde Legislationen entbehrlich zu machen: so werde es auch der deutschen möglich seyn, sich eine selbstständige Nationalgesetzgebung zu verschaffen. An der Möglichkeit lässt sich wohl nicht zweifeln; aber mehr an der Nützlichkeit. Bey der Wahl der Gesandten zum Reichstage solle nicht auf Ahnen, sondern auf Einsicht gesehen werden. Diess ist sehr zu wünschen, aber schwer zu hoffen. Denn wenn die Zeichen der Zeit nicht trügen: so ist die Eifersucht, mit welcher ein sogenannter privilegirter Stand einen Besitz zu behaupten bemüht ist, der die Bewerbung um höhere Verdienste unnöthig macht, so stark und so consequent als jemals.

Vermöge der vollziehenden Gewalt soll der Kaiser auch höchster Richter seyn, dieses Recht aber ausüben lassen durch einen aus *geprüften* Gliedern der einzelnen Reichs-Staaten nach dem Vorschlage ihrer Fürsten zu besetzenden, im geographischen Mittelpunct zu errichtenden Reichsgerichtshof. Den Geschäftskreis beschränkt der Vf. dahin, dass es nur ein eigentliches Fürsten-Gericht, nicht aber ein Appellations-Gericht in Sachen der Privaten aus einem und demselben Staate seyn soll. Zu Erhaltung dieses Reichsgerichts und anderer kaiserlicher Rechte sollen Reichsdomainen ausgesetzt werden. Damit aber der Reichstag und der Kaiser auf dem rechten Wege sich erhalte, wird eine constitutionelle Fixirung *richtiger* und ausreichender Fundamental-Normen vorgeschlagen, auf dass die Bahn, in welcher sich ein Jeglicher zu bewegen hat, recht fein und fest verpallisadirt, und eine Wahl-Capitulation nicht weiter nöthig sey. Weil jedoch alle Anstalten nichts helfen, wenn dem Macht-Inhaber der Wille, sich binden zu lassen, abgeht: so soll auch dafür gesorgt, und zu dem Ende dem Reichstage gleichsam ein Recht der Controllirung über die Minister des Kaisers gegeben, und es sollen diese unter Verantwortlichkeit gestellt werden. Dass diese Controlle nicht zu streng und nicht zu schlaff und zu nachsichtig werde, soll die Publicität verhindern. Für diese soll nicht nur mittelst eines eigenen Reichstags-Bülletin gesorgt werden, in welchem alle Verhandlungen und die ganze Thätigkeit des Reichstags zur allgemeinen Kunde gebracht werden, sondern es soll auch der gebildetere Theil der Nation überhaupt aufgefodert und ermächtiget werden, seine Beurtheilungen und Erinnerungen mit einer angemessenen Würde, in einer etwa unter dem Titel des *Reichs-Beobachters* besonders zu errichtenden Zeitschrift zur Kenntniss des Publicums zu bringen. Ja, um diese Aufsicht des Reichstags über die Functionen der executiven Gewalt und dem Publicum die Beurtheilung derselben zu erleichtern, soll es, vermöge der Constitution des Reichs, jedem Mitgliede desselben verstattet seyn, die Verfügungen der executiven Gewalt, über die es sich, als ihm oder dem gemeinen Wesen schädlich, zu beschweren Ursache zu haben glaubt, mittelst einer vollständigen, getreuen, und mit gebührender Bescheidenheit abgefassten Darstellung in jener Zeitschrift dann öffentlich bekannt zu machen, wenn Gegenvorstellungen, die desshalb bey der Behörde selbst gemacht sind, keine Abänderungen bewirkt haben. Dieser Vorschlag ist wohl der Beherzigung werth, und es ist nicht ganz unrichtig geurtheilt, wenn der Vf. dieses zwar nicht für ein absolutes, doch für ein sehr wirksames Palladium rechtlicher Freyheit deutscher Nation erklärt. Wenn eine Anstalt, wie die vorgeschlagene, da wäre, und unter öffentlicher Garantie allenfalls noch einige Modificationen erhielte: so könnte man ohne Härte den Privat-Schreibereyen sich kräftiger entgegen setzen, welche nur zu oft durch einseitige, übertriebene und gehässige Darstellungen tadellose und unvermeidliche Vorschritte der Regierungen in ein falsches Licht stellen, und wirklich tadelhafte und willkührliche Schritte auf eine Weise zur Sprache bringen, welche sich nie ziemt und nichts nützt. Von der anderen Seite würde aber auch dadurch der Ungerechtigkeit und dem Ärgerniss Einhalt gethan, welches dadurch entsteht, wenn *ein* Theil sich Alles oder sehr Vieles laut zu sagen erlaubt, dem anderen aber nicht das Mindeste, ja nicht einmal dasjenige, was zu seiner Vertheidigung dient, zu sagen gestattet wird. Eine wahre, recht empörende Ungerechtigkeit, welche nie Jemand mit so vieler Unverschämtheit trieb, als Napoleon, wozu aber das Bewusstseyn einer schlechten Sache sehr leicht anreizt, und daher nur zu gern von jenen beschränkten oder zu eifrigen Dienern und Büreau-Helden nachgeahmt wird, die sich nicht gern auf ihren Schritten controlliren, oder die sich nicht gern in ihren Bemühungen stören lassen wollen, ihre rechtlich denkenden Gebieter durch falsche Darstellungen für ihre Plane zu gewinnen, oder über sehr gegründete Bedenklichkeiten durch Täuschungen zu beruhigen, und welche daher natürlich nicht wollen, dass man, was Wahrheit, was Pflicht und Recht sey, laut kund werden lasse.

Wie derfelbe Zweck erreicht werden kann, wenn die Vereinigung der deutfchen Staaten unter der Form eines Staaten-Bundes, oder einer gleichen Gefellfchaft — *Societas aequalis* — gefchloffen würde, zeigt der Vf. von S. 94 an, mit ausführlicher Angabe des Wefens und der Bedingungen einer folchen Affociation unter dem Protectorium einer eminenten Macht, mit einem Bundestage. Wir enthalten uns jedoch aller Bemerkungen darüber, weil es jetzt, in der Mitte Novembers 1814, der grofsen Ungewifsheit ungeachtet, in der wir uns befinden, doch ziemlich wahrfcheinlich ift, dafs diefe Form nicht werde gewählt werden, fondern dafs die deutfchen Staaten, den Wünfchen der Nation gemäfs, unter ein Oberhaupt werden geftellt werden. Gewifs dürften auch, der gröfseren Unabhängigkeit ungeachtet, welche die einzelnen Staaten und ihre Herrfcher anfänglich geniefsen würden, wenn Deutfchland fich zu einem Staatenbunde conftituirte, doch in der Folge die Gefahren einer gänzlichen Unterdrückung von Seiten eines Protectors oder einer dritten Macht weit gröfser feyn, als bey einer Verfaffung der erfteren Art.

Schliefslich bringt der Vf. noch in Vorfchlag, dafs es fchicklich und gerecht feyn werde, den Conftitutions-Entwurf, bevor er zum Gefetz erhoben würde, der deutfchen Nation zur Berathung vorzulegen, und deren Erinnerungen darüber im Wege der Publicität, fo wie ihre Sanction durch National-Delegirte ausdrücklich und feyerlich einzuholen: eine Idee, die, fo gut gemeint fie ift, wohl keinen anderen Erfolg haben würde, als die Beendigung des Werks ins Unendliche hinaus zu fchieben. Denn mit einem Jahre würde wohl wenig gefchehen feyn, wenn man die Stimmen aller derer hören und prüfen wollte, die fich für berechtigt halten möchten, ihr Urtheil in diefer Angelegenheit abzugeben. Rec. würde aber auch, abgefehen von diefer Zögerung, von einem gerade entgegengefetzten Vorfchlage, wenn nämlich einem oder fehr wenigen Männern von anerkannten Einfichten und Wohlwollen, die in dem Dienfte keines einzelnen Fürften ftünden, und einer unabhängigen Lage und *Gefinnung* genöffen, die Prüfung des Conftitutions-Entwurfs übertragen würde, weit mehr hoffen; aber es ift weit entfernt, an die Realifirung einer folchen Idee zu denken. So etwas laffen fich die, welche, mit dem Befitze der Macht, auch im Befitze der Weisheit zu feyn glauben, nicht nehmen.

Bey Unterfuchung der Mittel und Bedingungen zur Begründung und Handhabung eines geficherten Rechtszuftandes im Inneren jedes einzelnen deutfchen Staats felbft, geht der Vf. von der Bemerkung aus, dafs eine blofse Fortfetzung des bisherigen Erftrebens diefes Zweckes nicht hinreiche; und er hat darin ohne Zweifel nicht ganz Unrecht, wenn gleich in diefem Stücke unter den verfchiedenen Staaten Deutfchlands ein fehr grofser Unterfchied Statt findet, und es nicht von allen wahr ift, dafs die Staaten nichts find als Aggregate von Menfchen, deren gröfster Theil nur dazu gefchaffen zu feyn fcheint, um fich befehlen und gebrauchen zu laffen, nach Willkühr des übrigen Theils, welcher hinwiederum nur dafür da zu feyn fcheint, um jenen zu befehlen und ihn für feine beliebigen Abfichten zu gebrauchen. Auch giebt es noch manche Staaten, in welchen das Gefühl der Unzufriedenheit mit dem bisherigen Zuftande der Dinge nicht allgemein vorherrfcht, im Gegentheil der Wunfch nach Fortdauer des bisherigen Zuftandes bey demjenigen Theile des Volks, deffen Stimme gehört zu werden verdient, eine entfchiedene Oberhand hat.

Zu vieler Werth dürfte von unferem Vf. wohl auf das Dafeyn einer geregelten Conftitution gelegt werden, wenn es gleich um der Herzenshartigkeit willen zu wünfchen ift, dafs eine Conftitution vorhanden fey, welche die Rechte der Häupter und der Völker, über welche die Stimme der Vernunft fonft fo vernehmlich fpricht, feftftellt. Den Völkern felbft foll nach unferem Vf. auch hier ein grofser und der gröfste Antheil an den neu zu entwerfenden Conftitutionen zuftehen. Für eine folche Mitwirkung laffen fich allerdings Gründe genug auffinden. Wenn aber die Machthaber und Wortführer von folchen Gefinnungen und Grundfätzen befeelt find, wie fie, öffentlichen Nachrichten zufolge, eben jetzt von Hannover in einer Note ausgefprochen worden: fo können die Völker es den Häuptern ruhig überlaffen, die Gefetze zu entwerfen, nach welchen das Band künftig beftehen foll, und fie haben etwa nur zu bitten, dafs man nicht zu viele Rückfichten gelten laffe.

(*Die Fortfetzung folgt im nächften Stück.*)

KURZE ANZEIGEN.

Erdbeschreibung. *Wien*, b. Beck: *Rückerinnerungen an eine Reife in Öfterreich und Steyermark* im Jahre 1810. Von *F. F. Kleyle.* 1814. 280 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.) Was der Vf. Merkwürdiges auf feiner flüchtigen Reife fah, fchrieb er unbefangen nieder, und theilt es hier dem Publicum faft unverändert mit. Seine Aufmerkfamkeit war befonders auf Wege, Ortsentfernungen, die Natur im Grofsen, und die Werkftätte der Kunft gerichtet. Die Erzählung ift einfach und gemüthlich, aber auch abgleitend und wiederholend. Die intereffanteften Parthieen find Linz, die Verfaffung der innerberger Hauptgewerkfchaft, Dürnbach, Steyerlingsthal, Hallftatt, Überficht des fteyrifchen Salzkammerguts, auffeer Salzberg, die Schütt- Tratten und Leonsberg-Alpen, Gmünden und Steyer. Mehrere feiner Nachrichten können als Berichtigung der älteren von *Cäfar, Kindermann, v. Lichtenftern, Schultes, Sartori* u. A. führen: denn überall fpricht fich der Vf. als Mann aus, dem die Wahrheit ohne Leidenfchaft gegen Andersdenkende werth ift. Unter mehreren intereffanten Notizen hebt Rec. eine, die Rofenkranz-Fabrik von Thon zu Gmünden betreffend, aus, deren Eigenthümer die Kunft erfunden hat, aus einem Cylinder alle Beftandtheile eines Rofenkranzes zu formen, fie fchnell zu trocknen, zu malen und anzufchnüren. Das Dutzend folcher Rofenkränze, wovon jährlich 150,000 Stück meiftens nach der Türkey verfendet werden, koftet 36 kr. Angehängt find noch die Höhenangaben der merkwürdigften Berge und Ortfchaften, und ein Wegweifer mit den Nebenftrafsen.

H. P. E.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Aschaffenburg, b. Deffauer: *Darftellung der Bedürfniffe, Wünfche und Hoffnungen deutfcher Nation, in einer parteylofen Beurtheilung der Fragen:* Erftens: *Welche Zwecke find von der deutfchen Nation, nach vollendeter Befiegung des Feindes zu erftreben?* Zweytens: *Welches find die Bedingungen und Mittel ihrer Qualification zur Erreichung jener Zwecke?* (Gefchrieben im Februar 1814) von *Wilh. Jof. Behr* u. f. w.

(*Fortfetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenfion.*)

Unter den Grundzügen zu einer Verfaffung ftellt der Vf. zuerft feft, dafs fie zwar monarchifch, jedoch durch gewiffe Grundgefetze befchränkt feyn müffe. Weil er indefs einfieht, dafs, aller Befchränkungen und aller Vorkehrungen ungeachtet, auf die Individualität des Fürften, auf deffen Charakter und Grundfätze gar Vieles ankomme, diefe aber hinwiederum ein Product der Erziehung feyen: fo will er, dafs der Staat fich auch der Erziehung bemächtigen, und mittelft einer von ihm gewählten Erziehungs-Commiffion folche beforgen laffen folle, damit auf diefem Wege dem künftigen Führer der Völker ein „hoher Grad von Enthaltfamkeit und Sittlichkeit, die ftrengfte Rechtlichkeit, eine der gröfsten Anftrengung fähige Arbeitfamkeit, die tieffte Menfchenkenntnifs, und überhaupt jede Tugend und jeder Vorzug angeeignet," kurz, damit ein *vir bonus et fapiens* zugleich in ihm ausgebildet werde.

Als Mittel, um zu diefem Zweck zu gelangen, wird als Hauptmaxime feftgeftellt: den künftigen Herrfcher von feiner hohen Beftimmung nicht eher etwas erfahren zu laffen, bis er fo unterrichtet und fo gebildet ift, dafs er den Verfuchungen zu Abweichung von der Bahn des Rechts und der Pflicht zu widerftehen ftark genug fey. Wir wollen um fo mehr von den anderen Ideen des Vfs. über diefen Gegenftand nichts fagen, weil es einleuchtet, dafs eine folche Erziehungsart in das Reich der Unmöglichkeiten gehört. Auch fcheint es nicht nothwendig, ja nicht einmal nützlich zu feyn, dem künftigen Fürften eine nicht fürftliche Erziehung zu geben. Wenigftens haben die vielen Emporkömmlinge, welche doch gewifs auf *dem* Wege nicht verdorben waren, auf welchem freylich leider fo viele Prinzen früh fchon verdorben werden, gezeigt, dafs auf eine gewiffe Form der Erziehung nicht viel ankomme. Alles, was nicht ein Gefchenk der Natur ift, hängt hingegen davon ab, dafs der *rechte* Mann die jungen Herzen leitet. Gebt nur jedem Prinzen einen *wahren Mann* — dem Geifte und Körper nach — an die Seite, der neben Kenntniffen und Einficht für die *Wahrheit* begeiftert ift, und es wird das Werk der Erziehung beffer gelingen, wenn es in der Sphäre getrieben wird, in welcher der Zögling einft als Mann wirkfam feyn foll, als wenn es mit Lug und Trug auf einem Nebenwege geführt werden foll. Prägt ihm tief ein, fich nie Einem ganz hinzugeben, und denen am wenigften zu trauen, die die Dinge am leichteften, und nur von der fchönen Seite darftellen: dann werdet ihr auch der Gefahr entgegen wirken, die nicht von dem Fürften felbft herkömmt, und welche, wie die Erfahrung zeigt, vielleicht die gröfsere ift. Dem Monarchen, als folchem, foll zur Seite ftehen, rathen und befchränken: eine Volksrepräfentation, welcher ein ihrer Beftimmung entfprechender Wirkungskreis eröffnet, und die mit den Mitteln verfehen feyn mufs, diefen Wirkungskreis zu erfüllen. Obgleich der Vf. eine vollftändige Erörterung diefes Gegenftandes einer anderen Schrift vorbehält: fo beftimmt er doch das Wefen derfelben dahin, dafs fie das Intereffe des Staats, der Gefammtheit, bey der monarchifchen Regierungsart des Staats wahren, das Volk bey dem ganzen Erftreben des Staatszwecks vertreten folle. Ihr foll daher zuerft eine Concurrenz zuftehen bey der Gefetzgebung, und zwar nicht blofs bey der Gefetzgebung in Finanzfachen, fondern bey jeglicher Art, und bey jeglichem Zweige der Gefetzgebung, namentlich auch bey der conftitutionellen und organifchen, nicht minder bey der Gefetzgebung in Civil-, Criminal- und Polizey-Sachen. Sodann foll fie aber auch nicht unthätig feyn bey der Vollziehung der Gefetze, und bey der Finanzverwaltung. Kurz, fie foll eine Controlle der Monarchenthätigkeit in ihrem ganzen Umfange bilden.

Auf dafs ein fo wichtiges Gefchäft mit Weisheit und Kraft geführt werde, foll es nur folchen Subjecten anvertraut werden, welche neben den erfoderlichen Kenntniffen auch den zureichenden *Willen* und *Muth* befitzen, von ihren Einfichten zu rechter Zeit und am rechten Orte Gebrauch zu machen. Zu diefem Ende müffen die Mitglieder derfelben vor allen Dingen in Betracht ihrer phyfifchen Subfiftenz gänzlich von der Gnade des Regenten unabhängig feyn. Auch ihr Rang müffe ihnen auf einem anderen Wege, als aus den Händen des Fürften werden, und als *Volksräthe* follen fie den *Staatsräthen* gleich ftehen. Das

Erscheinen in dieser Repräsentation soll nicht abhängen von einem gewissen Stande, oder von sonst einer bestimmten Qualität, sondern nur von der *Staatsbürgerschaft*. Aus den Gebildeten des ganzen Volks müssen sie also gewählt werden, und ein Staatsbürger-Unterricht müsse in Zukunft auf die Tauglichkeit Mehrerer zu diesem wichtigen Geschäfte hinwirken. Stets soll diese Repräsentation activ seyn, und von ihrem Leben und Wirken der Nation öffentliche Rechenschaft abgeben, und auf dass es nicht von dem guten Willen der Fürsten und dessen Minister abhange, ob ihre Concurrenz von Wirksamkeit sey, oder nicht, sollen die Minister wegen der Verwaltung ihres Amtes unter Verantwortlichkeit gestellt werden.

Gern stimmen wir dem Vf. darin bey, dass auf diese Weise den deutschen Völkern ein Rechtszustand werde zugesichert werden, in welchem sie zufrieden zu leben im Stande sind. Doch würden wir noch einige Einschränkungen der den Ständen verliehenen Gewalt, ohne Furcht vor bedeutenden Nachtheilen, uns gefallen lassen, und selbst für nützlich halten. Denn man darf im heiligen Eifer für eine sehr wichtige Sache nicht vergessen, dass, man mag die Wahlfähigkeit noch so sehr freygeben, doch die Stände auch Menschen, auch Bürger des Staats und Mitglieder einer gewissen Classe sind und seyn müssen, und dass sie und ihre Versammlungen auch nicht frey bleiben werden von den Einflüssen, welche auf die Gemüther und den Verstand eines jeglichen Sterblichen ihre Kraft ausüben. Diess bestätigt die Erfahrung, und wenn man etwa diese nicht will gelten lassen, weil unsere landschaftlichen Corporationen bisher, wie nicht geleugnet werden kann, höchst fehlerhaft constituirt waren, diess liegt in der Natur der Sache. Dagegen dürfte es eine eben so ewige, als dem Billigen einleuchtende Wahrheit seyn, dass kein Standpunct zur Führung einer weisen und gerechten Regierung so günstig ist, als der, den der Monarch und seine hohen Gehülfen im Regiment einnehmen. Auf den Geist dieser und der Dienerschaft überhaupt hinzuwirken, wird daher immer die Hauptsache bleiben.

So gross auch die Noth in Deutschland ist: so scheint doch das Bild, welches unser Vf. von der Hülflosigkeit und von der Erschlaffung der Sprungfedern der deutschen Cultur sich macht, fast übertrieben zu seyn. Wenn die Fürsten und ihre Rathgeber uns nur mit dem glücklich errungenen Frieden die Hoffnung und das Vertrauen auf dessen Dauer geben: so wird mit Ausnahme einiger weniger, von dem Kriege gar zu sehr zertretener, oder zu schlecht verwalteter Staaten, der deutsche Fleiss und die deutsche Frugalität in kürzerer Zeit, als man glaubt, unser geliebtes Vaterland wieder in einen erträglichen Zustand versetzen. Die übermässige Anstrengung, die ungeheueren Foderungen, welchen wir haben genügen müssen, haben uns auf Mittel des Erwerbens und Ersparens aufmerksam gemacht, welche, wenn sie mit Verstand bewahrt und benutzt werden, sich in der Folge erst recht segensvoll zeigen können.

Diese Überzeugung darf uns inzwischen nicht gleichgültig und lässig machen in Aufsuchung und Benutzung der Bedingungen und Mittel zur Wiederbelebung und möglichsten Erhöhung des deutschen Wohlstandes und deutscher Cultur, worüber der letzte Abschnitt dieser Schrift handelt. Ohne sich über die künstlichen, positiven Anstalten und Mittel, und die nach richtigen staatswirthschaftlichen Grundsätzen zu ergreifenden Massregeln, durch welche Wohlstand und Cultur erhöhet, befördert und erleichtert werden kann, zu verbreiten, will unser Vf. nur auf einige wesentliche Puncte aufmerksam machen. Es sind deren fünf. Als erste Bedingung wird *gänzliches und ungesäumtes Umstossen der allgemein verwünschten Schlagbäume des Verkehrs und Handels, nämlich der Mauthen und Zölle*, mit grosser Lebhaftigkeit empfohlen, und es fällt solche mit der vierten, nämlich der *Verbreitung und Einführung einer einzigen gerechten Besteuerungsart*, ziemlich zusammen. Der Vf. erklärt sich nämlich nicht nur gegen den Missbrauch und übertriebenen Gebrauch, den man mit dem Mauth- und Zoll-Wesen getrieben hat, und gegen die Verkehrtheiten, welche man sich freylich in den letzten Decennien mehr als jemals in diesen Puncten hat zu Schulden kommen lassen, sondern er findet kein Bedenken, hier und bey No. 4 mit den Mauthen und Zöllen alle indirecten Steuern für *ungerecht* und für *unklug* zu erklären, weil „das Verzehren kein Grund der Steuerpflicht seyn könne, und folglich auch diese in ihrer Realisation nicht nach dem Umfange des Verzehrens bemessen werden dürfe, weil die Sphäre des Begründeten coincidiren müsse mit der Sphäre ihres Grundes." (S. 175.) Er will daher, dass diese Besteuerungsart gänzlich aufhöre, und dass in Zukunft „das Mass des *reinen Einkommens* eines jeden Staatsbürgers, und das Verhältniss dieses reinen Einkommens zu dem reinen Einkommen aller übrigen Staatsbürger nur als der gerechte Massstab der Steuer-Quote, welche von der zu fodernden Total-Steuer-Summe auf jeden Staatsbürger fallen solle, anerkannt werden kann." Es ist nicht zu verkennen, dass der Grund der Einkommen-Steuer sich vor allen anderen wegen seiner Gerechtigkeit und wegen seiner Natürlichkeit empfiehlt. Es ist daher nicht zu verwundern, dass einsichtsvolle Theoretiker sich für selbige erklären. Gleichwohl hat diese Steuer auch ihre grossen Schwierigkeiten. Schwierigkeiten, welche sich in demselben Masse vergrössern, als man Hand an das Werk legt. Zuerst ist die Ausmittelung des Einkommens eine schwierige und wirklich missliche Sache. Man hat dabey nicht bloss mit der Unredlichkeit, dem bösen Willen, dem irrenden Gewissen und den Vorurtheilen, sondern mit dem wesentlichsten Interesse einiger Classen und vieler Individuen und mit manchen kaum befriedigend und consequent zu lösenden Zweifeln zu kämpfen. Während man sich daher auf der einen Seite mit Angaben begnügen muss, die nichts weniger als genügend sind: setzt man auf der anderen Seite Manchen in die Nothwendigkeit, über seine Kräfte zu bezahlen, um seine wahre Lage nicht kund werden zu lassen. Über-

diess ist die Bestimmung dessen, was reines Einkommen ist, und was bey denen, deren Einkommen in baarem Gelde besteht, z. B. dem besoldeten Diener, dem Rentenierer, sich auf Heller und Pfennig ausmitteln läst, in einzelnen Fällen eine so äusserst schwierige Sache, dass blos desshalb schon eine grosse Ungleichheit unter den Beyträgen der verschiedenen Contribuenten entstehen muss, wenn man auch die Leichtigkeit, gewisse Gattungen des Einkommens der öffentlichen Kunde gänzlich zu entziehen, gar nicht in Anschlag bringt. Noch schwieriger aber ist die Ausmittelung des Verhältnisses. Denn unmöglich wird man gleiche Quoten oder Procente für gleiche Beyträge halten können. Es braucht nur eines flüchtigen Blickes, um einzusehen, dass dieselbe Quote von einem mäsigen, kaum für die Nothdurft zureichenden Einkommen eine weit grössere Abgabe ist, als dieselbe Quote von einem grossen Vermögen, welches beym höchsten Wohlleben noch einen Überschuss giebt. Sodann kommt auf den Stand der Unterthanen ungemein viel an. Eine Quote, welche z. B. ein Bauer mit 1000 Rthlr. reinem Einkommen — ein ausserordentlich reicher Mann — ohne alle Unbequemlichkeit abgeben kann, würde einen Staatsdiener von Rang mit einem eben so grossen, ja mit doppeltem reinem Einkommen in einer Stadt zu Boden drücken. Eben so ist es mit der Familie. Was ein gesunder, lediger Mann leicht abgeben kann, würde einen Vater von mehreren Kindern, der mit Hauskreuz zu kämpfen hat, zur Verzweifelung bringen. Ein alter kränklicher Landmann hingegen, der, seiner heranwachsenden Kinder wegen, des theueren unredlichen Gesindes entbehren kann, ist wieder besser daran, als ein in gleichen Verhältnissen stehender kinderloser, der kostbares Gesinde halten muss, oder als ein Staatsdiener, den die Erziehung seiner heranwachsenden Kinder erschöpft. Nicht weniger kömmt es auf das Local, auf Gewissheit und Ungewissheit, auf die Gefahr des Einkommens und auf sehr viele andere Neben-Umstände an, wesshalb ein, der Summe nach gleiches reines Einkommen ohne Härte und ohne die allergrösste Ungleichheit keine gleiche Abgabe ertragen kann. Es kann zwar Vieles von diesem bey Auswerfung der Quote berücksichtiget werden, wie es denn hin und wieder berücksichtiget worden ist; allein dann wird das Ganze ein höchst complicirtes Wesen, und aller Bemühungen ungeachtet ist es ganz unmöglich, die Ungleichheiten völlig zu entfernen. Allenfalls wird man diejenigen Ungleichheiten einigermassen heben, welche in Ansehung *ganzer* Classen Statt finden, nicht aber die, so hinwiederum in Ansehung einzelner Individuen einer und derselben Classe sich darbieten, und welche eben so mannichfaltig als erheblich sind. Hiezu würde gehören, dass einem Jeden seine Quote nach einem eigenen Massstabe zugemessen würde. Eine Arbeit, welche die Kräfte und Einsichten der Menschen übersteigen, und von anderen Seiten höchst ärgerlich seyn würde. Nimmt man nun den Widerwillen hinzu, den man ganz allgemein gegen eine jede genaue Ausmittelung des Einkommens hat, und der doch bey allen Einrichtungen, die Erfolg haben sollen, nicht ausser Anschlag gelassen werden darf: so verliert diese Art der Steuer viel von ihrem Scheine. Genau muss aber die Ausmittelung wenigstens bis auf einen gewissen Grad seyn, wenn die ganze Steuer nicht in eine Steuer ausarten soll, welche auf die Redlichkeit und auf diejenigen gelegt wird, deren Einkommen, weil es aus öffentlichen Mitteln kommt, oder aus wenigen liegenden Gründen genommen wird, nicht verheimlicht werden kann. Es ist daher gewiss nicht so *ungerecht* und so *unklug*, als der Vf. glaubt, wenn man sehr erhebliches Bedenken findet, diese Steuer, jetzt, wo so bedeutende Summen auf dem Wege der Steuern zusammengebracht werden müssen, zur *einzigen* Steuer zu machen, wenn man vielmehr auch zu anderen, bereits bestehenden, namentlich auch zu Consumtions-Steuern seine Zuflucht nimmt. Auch wird die, mit grosser Zuversicht und mit vielen schallenden Worten aufgestellte, aber nicht bewiesene Behauptung, dass die Consumtion, oder der Genuss, kein Grund der Steuerpflicht seyn könne, keinen verständigen Staatsmann abhalten, sich dieses Mittels, in sofern es wirklich gut ist, und nicht andere Hindernisse sich in den Weg legen, zu bedienen. Es lässt sich aber von Seiten des Rechts leicht eben so viel für eine Besteuerung des Genusses sagen, als für eine Besteuerung des Besitzes, hauptsächlich wenn die Steuer solche Artikel, die nicht zu den ersten Bedürfnissen gehören, und bey denen eine Einschränkung möglich ist, zu ihrem Gegenstand nimmt. Die Einnahme und der Besitz allein entscheidet ja die Frage, ob man genug, oder etwas übrig hat, keinesweges; vielmehr kommt dabey die Ausgabe, in sofern solche unvermeidlich und nothwendig ist, zum wenigsten eben so sehr in Betrachtung. Auch giebt die luxuriösere Lebensart der höheren Stände, welche zur Folge hat, dass ein höheres Einkommen in ihren Händen weniger Überschuss gewährt, keinen Grund zu einer, in gleichem Verhältniss, höheren Besteuerung. Denn die luxuriösere Lebensart ist meistens Sache der Nothwendigkeit. Die Verbesserung des Steuerwesens, welche allerdings fast in allen Provinzen Deutschlands höchst nöthig seyn möchte, dürfte daher schwerlich auf einem so einfachen und allenthalben gleichmässigen Wege, als der Vf. glaubt, ins Werk zu setzen seyn. Doch wünschte Rec. sehr, dass gewisse allgemeine Grundsätze über Handelsfreyheiten, und über das Zollwesen, wie über die Rechtsbeständigkeit mancher Exemtionen und Privilegien, auf dem Congresse festgesetzt werden möchten: denn sonst dürfte es in und zwischen manchen Ländern aus leicht zu begreifenden Ursachen sehr schwer werden, zu billigen und gerechten Massregeln und Grundsätzen zu gelangen. Denn in der That steht hier oftmals das, was der eine Theil fodert, der andere aber zu bewilligen geneigt ist, zu weit von einander ab, um eine gutwillige Vereinigung erwarten zu können, und die neue Reichs-Justiz würde mit Processen einer und derselben Art überströmt werden, wenn Besitz und hergebrachtes Recht eine allgemeine Garantie erhielten.

Über die zweyte Bedingung, welche in die *Re-*

duction des deutſchen Poſtweſens auf die Wohlthat ſeines früheren Charakters geſetzt wird, wollen wir nichts ſagen, weil der Vf. ganz dasjenige wünſcht und fodert, was hierüber gewöhnlich gewünſcht wird. Hingegen müſſen wir ein *unverzögertes Eintreten kluger Sparſamkeit in den Staatsausgaben* — die directe Bedingung — gar ſehr empfehlen. Die allgemeine Erſchöpfung der öffentlichen Caſſen, die Unzulänglichkeit der Zuflüſſe, welche, ungeachtet auf den Unterthanen übergroſse Laſten liegen, Statt findet, macht ein kluges Sparen zu einer der erſten Pflichten, beſonders in kleinen Staaten. Ja, eine kluge Sparſamkeit iſt bey manchen die Bedingung ihrer Fortdauer. Durch die Vermeidung des ſtehenden Heeres, welche auch wegen des groſsen Abganges an Menſchen ſich empfiehlt, kann allerdings am meiſten erſpart werden. Denn kein Artikel in der groſsen Staatshaushaltung kömmt dem Militär gleich. Aber freylich iſt eine Verminderung, ſo wünſchenswerth ſie in aller Hinſicht iſt, dann nur zu erwarten, wenn in den Herzen der Fürſten die Neigung zum Frieden dergeſtalt die Oberhand gewinnt, daſs man ihr zu Gefallen den Einflüſterungen des Ehrgeizes, der Habſucht, der Eitelkeit, kein Gehör giebt, ſondern ihnen wohl gar Opfer bringt, und wenn die Leitung der Angelegenheiten der Völker im Inneren Männern anvertraut wird, die mit den allgemeinen Wünſchen bekannt ſind, und ſie mehr achten, als wir bis jetzt gewohnt geweſen ſind. Sodann ſind zwar alle unnützen Ausgaben auf öffentliche Werke und auf eine entbehrliche Dienerſchaft auch zu vermeiden; doch iſt hiebey Vorſicht und Eile mit Weile zu empfehlen, und es iſt nicht ſogleich Alles für unnütz zu halten, was über das Nothwendige hinausgeht. Denn eine plötzliche Abweichung von dem Gewöhnlichen, ſelbſt von Manchem, was an ſich ein Miſsbrauch iſt, kann Folgen haben, die für den Augenblick mehr Schaden bringen, als die Erſparung werth iſt. Es iſt mit den Staaten wie mit den einzelnen Menſchen, jeder plötzliche Wechſel, und jede zu groſse Abweichung von einer lang gewohnten und zur anderen Natur gewordenen Weiſe, iſt miſslich und bedenklich. Dahingegen iſt eine Üppigkeit und Verſchwendung bey Luſtbarkeiten und bey den faden Feſten des Hofes eine ſo arge Satire auf den Zuſtand der Völker, daſs man nicht weiſs, ob man gröſseren Unwillen über die Geſinnungen, oder Mitleiden mit den Einſichten derer haben ſoll, die ſie veranlaſſen.

Ganz entſchieden iſt aber mit dem Vf. bey No. 5 zu wünſchen, daſs in *das Schuldenweſen* wieder *Ordnung und Redlichkeit komme*, und daſs die ſchändlichen Operationen ihre Endſchaft finden, und auch in ihren Folgen nicht weiter fortdauern mögen, durch welche ſich die Übermacht und eine Unredlichkeit, welche allem Gefühl vor Schaam und Schande Hohn ſprach, es erlaubte, mit dem Eigenthum der Privaten, der Wittwen, Waiſen und frommen Stiftungen, welches im Glauben auf ein heilig gegebenes und verbrieftes Wort dem Staate anvertraut worden war, ein willkührliches Spiel zu treiben. Hannover hat in der Anerkennung der Verpflichtung, den begangenen Raub aufhören zu laſſen, ſoviel uns bekannt iſt, das erſte befriedigende Beyſpiel gegeben. Hoffentlich werden Alle, die ſich mit ihm in gleicher Lage befinden, ein Gleiches thun, damit man nicht dadurch, daſs man ſich die Früchte einer verruchten That aneignet, den Fluch auf ſich ladet, mit welchem man die Thäter überhäuft. Auch wird man hoffentlich nicht durch die harte Bedingung eines Nachſchuſſes, von der man hie und da ſpricht, ſein ſpottendes Spiel noch obendrein mit denen treiben, die durch den Raub verarmt ſind.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

K L E I N E   S C H R I F T E N.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Dorpat*, b. Meinshauſen: *Principien der Politik.* Ein Fragment. Von *Johann Neumann*, Profeſſor. 1814. ½ B. Vorr. und Inhalt, und 92 S. 8. (12 Gr.)

Der Titel der vor uns liegenden Schrift verſpricht bey weitem mehr, als ihr Inhalt giebt. Durch den Titel wird man veranlaſst, hier eine vollſtändige Zuſammenſtellung, wenigſtens der Hauptlehren der Staatskunſt zu ſuchen. Allein ſtatt deſſen findet man weiter nichts, als eine Art von Einleitung in die Staatswiſſenſchaften, oder eigentlich ein mehr breites als gründliches Räſonnement über die Elementarlehren der Politik; Unterſuchungen über den Begriff, das Weſen und den Zweck des Staatsvereins, und Betrachtungen über die einzelnen Hülfswiſſenſchaften, *Anthropologie, Geſchichte* und *Statiſtik*, die Staatswiſſenſchaften, und den Umfang dieſer, wenn man den Begriff des Vfs. vom Staate bey der Beſtimmung dieſes Umfangs zum Grunde legen will. Der Vf. ſelbſt hat den Begriff vom *Staate* in der möglichſten Höhe und Ausgedehntheit aufgeſtellt. *Er* ſieht darin (S. 51) „eine Verbindung, in welcher die oberſte Gewalt durch freye Repräſentation aller Einzelnen gebildet iſt, und welche dadurch zur allgemeinen Glückſeligkeit und Erweiterung der Erkenntniſs — dem Zwecke des Staats — führt, daſs ſie jedem Einzelnen die einfachen, und zugleich reinſten Genüſſe gewährt, und den Kern des menſchlichen Wiſſens in klarer, faſslicher Sprache zu ſeiner Kunde bringt." Doch ſpricht ſich nach der eigenen Erklärung des Vfs. in einem Staate der Art nur der *Staat in der Idee*, das *Staatsideal* aus, an deſſen Verwirklichung der Vf. ſelbſt mit Recht zweifelt, das er ſogar ſelbſt, bey dem jetzigen Zuſtande der Menſchheit, nicht einmal für erſtrebbar (S. 56) erklärt, meinend (S. 57), es ſey höchſt ungereimt, ein ſolches Ideal bey den heutigen Menſchen wirklich realiſiren zu wollen; denn der Menſch ſey jetzo nicht, wie er ſeyn ſollte, und ſeyn könnte — worauf das Ideal gebaut iſt, — ſondern vielmehr, was er nicht ſeyn ſollte. Darum iſt es denn auch dermalen nichts mit der *reinen Demokratie*, und mit dem *Einen*, die geſammte Menſchheit umfaſſenden, Staate, zu der die Idee des Staats hinführen ſoll (S. 40); ſondern jetzo bedarf es mehrerer Staaten (doch meint der Vf., die europäiſchen Staaten würden ſich über kurz oder lang in vier Hauptſtaaten, *Öſterreich*, *Ruſsland*, *Frankreich* und *Preuſſen* auflöſen), und ſtatt der demokratiſchen Verfaſſung, ſind jetzo nur *monarchiſche*, und noch dazu *uneingeſchränkt* monarchiſche, zuläſſig (S. 74): denn die gegenwärtigen (inneren und äuſseren) Verhältniſſe der Staaten foderen unbedingt, daſs nur ein Einziger herrſche (S. 75). — Ob dem wirklich ſo ſey, laſſen wir an ſeinen Ort geſtellt ſeyn. Weder die Regierungen noch die Völker ſcheinen *jetzt* ſolche Ideen zu hegen; und wir zweifeln ſehr, ob es dem Vf. gelingen wird, beide durch ſeine Räſonnements auf andere Anſichten hinzuleiten. So wenig es mit ſeinem Staatsideal etwas iſt: ſo wenig ſind die Principien ſeiner auf die dermaligen Verhältniſſe der Menſchen *angeblich* angewandten Politik brauchbar. Er ſtellt den Menſchen im Staate und das bürgerliche Weſen bald zu hoch, bald zu tief; beſchäftiget ſich hier und dort mit einem Gebilde ſeiner Phantaſie, und welcher ächte, gebildete Staatsmann könnte ſolche Phantasmata wohl beachten?

Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

JANUAR 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Aschaffenburg, b. Deſſauer: *Darſtellung der Bedürfniſſe, Wünſche und Hoffnungen deutſcher Nation, in einer parteyloſen Beurtheilung der Fragen:* Erſtens: *Welche Zwecke ſind von der deutſchen Nation, nach vollendeter Beſiegung des Feindes, zu erſtreben?* Zweytens: *Welches ſind die Bedingungen und Mittel ihrer Qualification zur Erreichung jener Zwecke?* (Geſchrieben im Februar 1814) von *Wilh. Joſ. Behr* u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Wie es übrigens mit der Abtragung der Schulden zu halten, und was für Maſsregeln deſshalb zu ergreifen ſind, darüber läſst ſich im Allgemeinen wenig ſagen. Es kommt dabey zu Vieles auf beſondere Umſtände, auf den Grad der Erſchöpfung, und auf die Beſchaffenheit und Ergiebigkeit der Hülfsmittel an. Zu rathen iſt jedoch im Allgemeinen, daſs man nicht zu ſehr damit zögere, ſondern gleich mit Ernſt und ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit Hand an das hochwichtige Werk lege. Wir ſind jetzt an das Entbehren und Geben einmal gewöhnt, und das gröſste Quantum, das gefodert werden kann, wird dem nicht gleichkommen, was dem Krieger in wenigen Tagen dargereicht und geopfert werden muſste, den eine grauſame, vom Teufel erfundene Sitte, entblöſst von Allem, was der Menſch zur Fortſetzung ſeiner phyſiſchen Exiſtenz nöthig hat, in das Feld ſtöſst.

Daſs aber dieſe Plage endlich aufhöre, daſs die Heerſchaaren nicht ferner auf Koſten der Unterthanen, die durch Abgaben für ſie ohnehin ſchon erſchöpft werden, oder gar auf Koſten der Unterthanen fremder, und hauptſächlich kleiner Staaten, welche die Sünden der Gröſseren genug zu büſsen haben, leben, das läſst ſich von der Gerechtigkeit der Monarchen erwarten, die das Panier gegen die Ungerechtigkeit und gegen heilloſe Grundſätze und Sitten erhoben haben, und deren Unternehmungen, weil ſie ſo gerecht waren, bisher mit Erfolg gekrönt ſind. Geſchieht dieſes; kann der fleiſsige Arbeiter erſt wieder gewiſs ſeyn, daſs er der Früchte ſeines Fleiſses ſich erfreuen werde, und kann er ſicher vor Störungen und Unterbrechungen ſich im frommen Vertrauen auf Gott und auf ein gerechtes Regiment ſeinen Beſchäftigungen wieder hingeben, und werden nicht noch durch Beytreibung einer Contribution, welche nach der inneren Überzeugung aller Sachkenner längſt bezahlt worden iſt, wenn nicht willkührliche Satzungen zur Norm angenommen werden, neue unheilbare Wunden geſchlagen: ſo werden wir unter Gottes Beyſtand und Schutz nicht nur bald im Stande ſeyn, das Werk der Schuldentilgung mit Erfolg beginnen zu können, ſondern es wird Wohlſtand und Cultur, welche in unſerem Vaterlande gewiſs einen ſehr hohen Grad erreicht und ſehr allgemein verbreitet geweſen ſind — wie hätten wir ſonſt ertragen können, was wir ertragen haben! — ſchön und ſchöner vielleicht als jemals wieder aufleben. Auch die höhere wiſſenſchaftliche Cultur wird einen neuen Schwung bekommen, wenn die Rathſchläge unſeres Vfs. für Univerſitäten, für Aufhebung des Univerſitätsbannes, für Freyheit der Preſſen im Wiſſenſchaftlichen, und für Aufhebung ungerechter Vorzüge, die man gewiſſen Ständen gerade da einräumt, wo perſönliche Eigenſchaften und Tauglichkeit allein entſcheiden ſollte, Gehör finden. Wahr iſt es allerdings, daſs jetzt, wo die Völker ſo groſse Opfer gebracht haben, wo ſo Mancher ſein *Theuerſtes*, ſein *Letztes*, ſein *Alles* hingegeben hat, wo die Fürſten, faſt ohne Ausnahme alle, durch unendliche Laſten, die ſie ihren Unterthanen auflegten, durch unerhörte Opfer, die ſie von ihnen foderten, ſich ihre Exiſtenz und die Erhaltung ihrer Rechte und auch ihrer Genüſſe, von dem Tyrannen erkauft haben, der mit den Thronen ſpielte, wahr iſt es, ſagen wir, daſs jetzt die Völker wohl berechtiget ſind, von ihren Fürſten und von den Groſsen der Krone Gerechtigkeit, Achtung und Dankbarkeit zu erwarten, und daſs doppelt und dreyfach ſträflich die handeln, welche nicht hören wollen die ſo vernehmlich tönende Stimme des Rechts und der Pflicht, die Stimme, welche Manche von ihnen, als ſie im Unglück und im Drucke waren, ſelbſt laut und eindringend hören lieſsen.

Nach dieſen Bemerkungen wird es keiner beſonderen Erwähnung bedürfen, daſs der Vf. mit redlichen Geſinnungen und Eifer für Wahrheit und Recht, mit Einſicht und Kenntniſs ausgerüſtet iſt. Gern ſehen wir den Früchten ſeines Fleiſses entgegen, über welche ſich hin und wieder in dieſer Schrift Andeutungen und Verſprechungen finden. Doch können wir nicht umhin, ihm recht dringend ans Herz zu legen, ſeinem Stil und ſeiner Darſtellung mehr, oder vielleicht weniger Aufmerkſamkeit zu ſchenken; dann wird wahrſcheinlich, je nachdem er ſich gewöhnt oder verwöhnt hat, die nicht ſelten ermüdende Schwerfälligkeit und Rauheit — *oratio horrida* —,

das Herbeyziehen und Haschen nach Abstracten, das Überladen mit fremden und wissenschaftlichen Worten sich verlieren, wodurch der gute Geschmack beleidigt, und gerade diejenigen vom Lesen abgeschreckt werden, durch die in den Angelegenheiten, mit welchen diese Schrift sich beschäftiget, am mehrsten genützt werden kann. *Omnes enim artes aliter ab iis tractantur, qui eas in usum transferunt, aliter ab iis, qui ipsarum artium tractatu delectati, nihil in vita sunt aliud acturi*, bemerkt Cicero (*de Oratore III*, 23) sehr richtig, und das sollte Keiner ausser Acht lassen, der sich durch Schriften auf die Gesinnungen und das Wirken der Menschen Einfluss verschaffen will.

PN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

1) Soest, b. Kabis, und beym Verfasser: *Der heimige Bürger an seinen krieglichen Bruder.* Zu lesen vom Wirthe und Einquartierung, von *J. H. P. Seidenstücker*, Rector am Archigymnasium zu Soest. 1814. 28 S. 8. (4 Gr.)

2) Soest, b. Nasse: *Treuer — ob nicht allein richtiger und einzig gerechter? — Massstab, die Bürger mit Einquartierung zu belegen.* — Allen, die bisher begünstigt oder benachtheiligt wurden, gewidmet von *J. H. P. Seidenstücker.* 1814. 60 S. 8. (6 Gr.)

Aus beiden Schriften lernt man einen denkenden und wackeren Mann kennen, der sich nicht unglücklich in einer seinem Schulfache fremden Sphäre versucht, und dem das Wohl des Ganzen, und besonders der Prediger und Schullehrer, innige Angelegenheit ist. Die Schrift No. 1, ein kräftiges Wort wider die Missbräuche, die sich einquartirte Soldaten erlauben, stellt den richtigen Satz auf: Alles ist (oder sollte seyn) Soldat, Freund und Bruder; es giebt keine Scheidewand mehr zwischen dem heimigen Bürger und dem Krieger: denn kein stehendes Heer kann allein das Vaterland schützen, und desswegen sollten alle Bedrückungen des Soldaten gegen seinen Wirth aufhören. Die Schrift No. 2 unterscheidet die Einquartierungslast als eine besondere von allen anderen Staatslasten, die nicht auf den Häusern beruhe, und von der keiner befreyt seyn könne, obgleich Prediger und Lehrer davon befreyt bleiben müssten, da ihre Exemtion keine Befreyung sey, sondern nur, die von ihnen zu übertragende Last vermöge alter auf ihr unzureichendes Einkommen gegründeter Verträge auf den Nachbar oder die Gemeinde oder Kirche lege. Man müsse drey Perioden bey der Einquartierung annehmen: in der ersten die Kosten derselben von den Überschüssen, in der zweyten von dem Bedarf, in der dritten von dem Fonds, der den Überschuss und Bedarf erzeugt, tragen lassen. Das Princip, wie er es nennt, und worauf diese periodenweise Übertragung der Lasten beruht, hält er für unwiderlegbar: denn der Schutz des Staats beruhe nicht auf Geld, sondern die Staatsbürger müssten die Schützenden seyn, und da der Reiche seine Person nicht, wie sein Geld, vervielfältigen, sondern in die Wehrlinie nur als einzelner Mann treten könne, der Ärmste hingegen ebenfalls als ganzer Mann eintrete: so müsste in diesem Kampfe mit gleichen Kräften für die Erhaltung sehr ungleicher Güter, oder in diesem persönlichen Dienste der Reiche ein Schuldner des Armen werden, z. B. der, welcher 100 Morgen am Staatsgute habe, müsste nicht allein selbst zum Schutze des Staats auftreten, sondern auch (von dem Überschuss über seinem Bedarf in der ersten Periode) diejenigen so lange einquartieren, bis der Überschuss aufgezehrt sey, worauf alsdann die zweyte, und endlich die dritte Periode folge. — Wir wollen mit dem Vf. annehmen, dass die Ausmittelung der Überschüsse, des Bedarfs und des Fonds bey allen Schwierigkeiten, die ihr entgegenstehen, möglich, und dass das Staatsgut, für dessen Vertheidigung der Arme wie der Reiche eintreten müsse, ein ganz materieller Begriff sey: so kann doch die Staatsvertheidigung und Einquartierungslast, die beide für sich ein verschiedenes Ganzes bilden, eben so wenig als das Menschencapital oder dieses Capitals Kräfte gegen das Geld und Gutscapital aufgerechnet, und bey allem diesem muss die Einquartierung als persönliche Belästigung von der Einquartierung als Aufwand unterschieden werden. Die Massregel, den Überschuss eines Vermögens in Beschlag zu nehmen, würde für einen Staat, der in dem Schutze des Erwerbs auch den Schutz des Bereicherns über den Bedarf ausspricht, eine Einladung zu einem Gebrauche des *dominium eminens* seyn, der an die Zeiten, wo Reichthum als Verbrechen galt, sogar an Procrustes erinnert. Giebt es eine Entschädigungspflicht: so giebt es auch eine Schutzpflicht Aller gegen Alle, und umgekehrt. Die Befreyung der Geistlichen und Lehrer aus dem angegebenen Grunde spricht diese von der Einquartierung als persönlicher Last nicht frey; und heisst eine solche Befreyung nicht eben soviel, als: alle Begünstigungen früherer Zeit müssen gehalten werden; denn auch sie beruhen auf Verträgen, die von der nämlichen Voraussetzung des Vfs. ausgehen?

Dk.

Halle, b. Renger: *Erinnerungen an einige Ursachen und Wirkungen der Denkmäler grosser Männer in Beziehung auf ein Denkmal Friedrichs II, und für ein Denkmal der Rettung Berlins und seiner Nachbarn, im Jahre* 1813. Zwey Reden, gehalten am 25 Januar 1812, und 22 Januar 1814, am Stiftungsfeste der Gesellschaft der Freunde der Humanität in Berlin, von Dr. *Conrad Levezow*, k. Professor. — Herausgegeben zum Besten der Wittwen und Waisen der im Kampfe fürs Vaterland gefallenen Helden. 1814. 46 S. 8. (6 Gr.)

Die Theilnahme der Franzosen, und ihr lebendi-

ger Enthuſiasmus für Friedrich II, erlaubte dem Vf., dieſen Gegenſtand zu der erſten Rede an einem Tage zu wählen, der auf den Tag folgte, an welchem Friedrich vor 100 Jahren geboren war; aber die Laurerey warnte ihn, auf ſeiner Huth zu ſeyn, und doch konnte er ſich den Genuſs nicht verſagen, den einmal gewählten Gegenſtand an die Errregung einer groſsen Idee anzuknüpfen, oder um ſeine Worte zu gebrauchen, die unter Friedrich errungene Ehre, Macht und Glückſeligkeit vor die Seele zu führen. Es thut uns leid, von dem ſonſt ſchätzbaren Vf. geſtehen zu müſſen, daſs er in dieſem Antagonismus, wobey ihm das Intereſſe der Zuhörer an der Sache für die verſtändige und kluge Entwickelung ſeiner Abſicht eben ſo viel Spielraum, als die Klugheit für die Freyheit ſeines Vortrags geſtattete, nicht die Erwartung ſo ganz befriedigte. Denn nicht nur nimmt die Entwickelung der Urſachen und Wirkungen der Denkmäler groſser Männer den meiſten Raum ein, dagegen die Erinnerung an Friedrich nur ein Drittel deſſelben, ſondern auch die für den früheſten und natürlichſten Urſprung der Denkmäler angenommene Pflicht der Dankbarkeit, Liebe, Achtung widerſpricht der Sache, und wenn man will, ſogar der Geſchichte: zu geſchweigen, daſs die groſsen Wohlthäter ganzer Völker von gebildeten Zeiten ohne Denkmal als Heilige in dem Martyrologium der Geſchichte der Menſchheit leben. So bot ihm das Menſchliche im Menſchen, der Drang, ſeine Empfindungen zu verkörpern, und ſichtbare Zeichen des unſichtbaren Geiſtes, der in und auf ihn wirkt, auſser ſich zu ſtellen, ſo bot ihm auch der Genuſs, den dieſes Verkörpern den Sinnen und dem Geiſte gewährt, und das Streben zur Verähnlichung (man mag dieſes Identification oder Aſſimilation nennen wollen) eine reiche Quelle dar, ſich über den wahren Urſprung der Denkmäler in der angenommenen Abſicht zu verbreiten. Iſt es nicht dieſe Verkörperung, woran ſich der Menſch in Sturm und Leiden feſthält? Iſt ſie ihm nicht der Regenbogen, der das Vorübergehen des Sturms verkündigt? — In den ſkizzirten Wirkungen der Denkmäler iſt wenig Bindung, und einer der vorzüglichſten Begriffe, in der Anwendung auf Friedrich, iſt ſo umdüſtert, daſs er in den Grenzen des Ernſtes die Wahrheit, in dem Spiele des Scherzes oder der Zweydeutigkeit die Heiligkeit verliert. Er ſagt z. B.: Noch dauert mehr als alles Übrige unter uns das Reich der Wahrheit und der Freyheit des Geiſtes und des Rechts, das du gegründet und geſchützt haſt, fort. — Die zweyte Rede entſtand durch die Idee, welche Hr. D. *Schadow* zu einem Modell, zu einem Denkmal der Rettung Berlins und ſeiner Nachbarn im Jahr 1813 in der nämlichen Geſellſchaft öffentlich anregte. Der Vf. übernahm den Auftrag zu einem Vorwort, um die Nothwendigkeit eines ſolchen Ehrendenkmals zu erörtern. Wir können dieſer Rede unſeren Beyfall nicht verſagen; ſie faſst nicht nur die Hauptpuncte richtig auf, ſondern trägt ſie auch mit einer, der Würde der Sache angemeſſenen Wärme vor. Dennoch wünſchten wir, daſs er einige Anſichten von *Oberthür* (über öffentliche Denkmale, Leipzig 1809), und des Morgenblatts (über öffentliche Denkmäler, und von einem Denkmal für Wieland 1813. No. 180 u. 181), näher geprüft und benutzt hätte.

Dk.

Hamburg, b. Bohn: *Beytrag zu einer hiſtoriſchen, politiſchen und ſtatiſtiſchen Entwickelung der von Bonaparte während ſeines Obercommandos und ſeiner Regierung befolgten Maſsregeln und Entwürfe mit einer Sammlung dahin gehöriger Staatsſchriften.* 1814. 371 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wer einen Beytrag, wie den angegebenen, liefern will, muſs nicht bey den einzelnen, auf Gerathewohl aufgerafften Maſsregeln und Entwürfen, wie ſie zu Tage ausgehen, ſtehen bleiben, ſondern durchdrungen von dem Zuſammenhange dieſer mit dem Geiſte des franzöſiſchen Volks, ſeiner Regierung, mit dem Geiſte deſſen, der Kraft genug hat, zu leben, ohne zu herrſchen, in jeder Thatſache den Abdruck des Einen und des ineinandergreifenden Syſtems, den Unterſchied der oſtenſiblen und geheimen Taktik zu leſen verſtehen. Der Vf. begnügt ſich damit, die Zeitgeſchichte als das Gemälde des vernunftloſeſten Unſinns und der leidenſchaftlichſten Charakterloſigkeit, die Zerrüttung Frankreichs ſchlimmer als zur Zeit der Revolution, die Zerrüttung aller völkerrechtlichen Bande an dem Beyſpiele von Schweden, den Meineid und die Heucheley Napoleons in ſeinem Chriſtenthum, die Vernichtung des Handels, ſeine Fehler als Eroberer und Heerführer, ſeine Expedition nach Ägypten, St. Domingo u. Spanien, ſein Benehmen in Deutſchland (ſo folgt alles dieſes auf einander) als Beyſpiele für den Zweck aufzuſtellen, die Verirrungen der Vorzeit als Warnung für die Zukunft zu entwickeln, den Schleyer der Verblendung zu lüften, und die Ausſicht in die Zukunft, wie das Dunkel der Vergangenheit aufzuhellen. Wahrſcheinlich hat er dieſes Zweckes wegen dieſen Beytrag durch weitläuftige Citate aus weit entlegenen lateiniſchen, franzöſiſchen, engliſchen und anderen Schriften, durch Einrückung von abgebrochenen Gedanken, Maximen, Sentenzen, z. B. Schilderung des Eroberers nach Montesquieu, Voltaire, Robertſon, Gibbon, Pfeffel, durch Einrücken ganzer Artikel aus Zeitſchriften und Zeitungen, ſogar derjenigen Nachrichten ausſtaffirt, die nur einige Ähnlichkeit mit dem Gegenſtande haben, z. B. der Zug des Darius Hyſtaſpis gegen die Scythen u. ſ. w. — Nirgend läſst ſich in der Gedankenfolge des Vfs., nicht einmal in dem, was er beſtimmt will, feſter Fuſs faſſen, und oft wenn er individualiſirt, gleitet er in das Allgemeine ab; dann und wann wird er gelehrt, ſpricht von *Fichte's* geſchloſſenem Handelsſtaate, *Kants* ewigem Frieden, von Napoleons Märſchen, die nie divergirend, ſondern immer convergirend waren, und fällt wieder in ein gemeines Einfältige zurück. Z. B. wenn jede Eroberungsſucht Verblendung iſt: wie kann man dem Eroberer ein hellſehendes Auge über ſich und ſeine Zeitgenoſſen beylegen? — Wie tief übrigens der Vf. in den Geiſt Napoleons und in

die Geheimnisse der Politik eingedrungen sey, mag der Vorwurf beweisen, den er ihm macht, Europa in lauter kleine ohnmächtige Reiche zerstückelt zu haben. Das Beste am Ganzen sind die Beylagen, die von S. 204 an bis zu Ende laufen, und unter den vielen bekannten auch manche weniger bekannte Actenstücke vereinigt enthalten.

Dk.

Kopenhagen, b. Schulz: *Über Dänemarks neues Geld- und Finanz-Wesen.* 1813. 24 S. 4. (6 Gr.)

Wahrscheinlich ist diese Schrift auf öffentliche Veranlassung und unter den Auspicien höchster Autorität herausgegeben. Sie soll eine Rechtfertigung der von der Regierung durch die Verordnung vom 5 Januar 1813 ergriffenen Masregeln seyn. Der Concipient hat es an Gründen nicht fehlen lassen, die Operation der Regierung zu unterstützen, und sie als die einzig mögliche, und als die weiseste, sowohl in Ansehung des neu begründeten Geldwesens, und der Grundsätze, wonach das bisherige Geldwesen in das neue übergeht, als auch in Ansehung der Veränderungen in der Verwaltung der Finanzen darzustellen. Rec. ist eben so weit entfernt, eine so harte Masregel der Regierung in Schutz zu nehmen, als sie zu tadeln, da Umstände, die nicht einmal öffentlich mitgetheilt werden dürfen, sie hervorgerufen haben können; allein er erlaubt sich dennoch zu bemerken, dass der königlich preussische Staat, der bekanntlich von den Jahren 1805 und 1806 an in einer weit drückenderen Lage war, hiezu keine Zuflucht nahm, und dass es eben so schreyend scheint, den Begriff der Existenz des Staats von der Münze abhängig zu machen, als es precär ist, den Credit der neuen Münze auf die Belebung des Zutrauens der Nation, durch welches sie gedeihen soll, auf das Streben, sich von anderen Nationen unabhängig zu machen, und auf die Grösse des Zinses von 6½ Procent, womit der Gesammtbelauf der 42 auf das unbewegliche Vermögen der Privaten verhypothecirten Millionen verinteressirt werden soll, oder auf die Hoffnung zu stützen, dass diese Procente die mächtigste Auffoderung für den Schuldner werden müssen, sich bald möglichst der Capitalschuld zu entledigen.

Dk.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Prag*, b. Calve: *Kurzer Abriss der Geographie des österreichischen Kaiserthums zur schnellen Hauptorientirung für jeden Vaterlandsfreund, dem neuesten Zustande gemäss entworfen* von *Christian Karl Andre.* 1814. 74 S. 8.

Dieser Zustand betrifft den Zeitraum vom wiener Frieden bis Ende 1813. Da nun durch den pariser Frieden die österreichische Monarchie wieder einen grösseren Umfang erhalten hat: so wird, sobald derselbe genau bestimmt ist, eine neue Auflage dieser Schrift, bereichert mit der Land- und Örter-Beschreibung, erscheinen. Übrigens ist das, was dieser 5 Bogen starke Abriss enthält, von eben dem Vf., im 51sten Bande der in Weimar herauskommenden neuesten Länder- und Völker-Kunde weiter ausgeführt worden. Er dient auf alle Fälle dazu, zwischen dem Zustande vor dem pariser Frieden, und dem Zustande nach dem pressburger Frieden, den *Hassels* 1807 erschienener statistischer Abriss des österreichischen Kaiserthums schildert, eine Vergleichung anzustellen. Hr. *A.* hat an *Hassel* einen vortrefflichen Vorarbeiter gefunden. Dem vorliegenden Abriss sieht man allerdings den auf denselben gewandten Fleiss des Vfs. an. Die historische Einleitung ist aber zu kurz und unverständlich gerathen. Das Erzherzogthum Österreich, das, ausser dem eigentlichen Österreich, auch die Herzogthümer Steyermark, Kärnthen, Krain u. s. w. umfasst, kann nicht wohl klein genannt werden; auch machte es zur Zeit der Römer nicht bloss einen Theil von Noricum aus. Den Flächeninhalt der österreichischen Monarchie berechnet der Vf. zu 9,500 geographischen Quadratmeilen. Von diesen sind 8000 wirklich benutzt. Diess erläutert der Vf. durch eine tabellarische Übersicht, nach welcher sich, in der ganzen Monarchie, 30 Mill. Joch Ackerland, 25 Mill. Wald, und über 1 Mill. Weinland befinden. (Von wiener Jochen sind 9,555⅗ einer Quadratmeile gleich.) In Ungarn nehmen die Moräste 100 Quadratmeilen, in Sclavonien gar den achten Theil des Bodens, ein. Von Rindvieh zählt man 10, von Pferden 2, von Schaafen 11 — 12, von Schweinen 5 Mill. Stücke. An Getreide erntet die österreichische Monarchie 160 Mill. österreichische Metzen ein. Nach Frankreich bauet kein anderer Staat so vielen und so edlen Wein; Ungarn wenigstens 18, und der ganze Staat 20 Mill. Eimer. Der jährliche Ertrag des Holzes beläuft sich auf 27 — 28 Mill. Klaftern, und der Tabacksbau steigt bis zu 200,000 Centner. Das Mineralreich bringt jährlich 30 Mill. Fl. ein, halb an Metallen, halb an Salz. In der Angabe der Ausbeute von edlen Metallen stimmt der Vf., in der Hauptsache, mit *Villefosse* überein; er rechnet 3500 — 4000 Mark Gold, und nicht völlig 100,000 (nach *Villefosse* fast 94,000) Mark Silber. Die Ausbeute des Kupfers beträgt 45,000, des Bleys 30,000, des Zinns 1000, des Eisens über 1 Mill. Centner u. s. w. Was die auf die Naturerzeugnisse gewendete Betriebsamkeit betrifft: so ist der Acker- und Wein-Bau im Ganzen noch unvollkommen; doch besser in Westen, als in Osten. Futterkräuter werden wenig gebaut; die Obstcultur fängt erst an, sich zu heben, und der Weinbau wird, ausser dem tokayer Gebirge, nicht mit besonderer Sorgfalt getrieben. (Die letztere Behauptung steht mit der oben erwähnten Angabe des Weinertrages im Widerspruche.) Der Flachsbau ist noch wichtiger Verbesserungen fähig; die Forstwirthschaft macht erst seit kurzer Zeit den Gegenstand einer sorgfältigen Aufmerksamkeit aus. Die Hornviehzucht ist im Ganzen vernachlässigt; desto vortrefflicher zeigt sich die Pferde- und die Schaaf-Zucht. Der Bergbau beschäftigt weit über 100,000 Menschen. Seit Josephs II strengen Einfuhrverboten haben sich Tuch-, Cattun- und Seiden-Fabriken, vornehmlich in den westlichen Provinzen, und besonders im südlichen Viertel, sehr gehoben. Der Vf. beweist diess durch eine Menge sorgfältig berechneter Angaben. Er handelt hierauf von den Ausfuhren, von den Hauptstrassen, von Münzen, Papiergeld, Massen, Gewichten, von den Einwohnern, nach ihrer Herkunft, Zahl, Cultur in Künsten und Wissenschaften, Religion; von der Staats-, Finanz- und Militär-Verfassung. Man muss ihm das Lob zugestehen, dass er auf wenig Raum viel Lehrreiches zusammengedrängt hat.

Jg.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1815.

MEDICIN.

(*Fortsetzung* der in der J. A. L. Z. No. 206. 207 und in den Ergänzungsblättern No. 49—59 u. No. 75. 76 des Jahrgangs 1814 erschienenen Kritik der neuesten Schriften *„über den contagiösen Typhus.“*)

17) Darmstadt, b. Heyer u. Leske: *Einige Blicke in die Lehre von den Entzündungen und von den Fiebern überhaupt, wie in die von den Gehirnentzündungen und von dem ansteckenden faulen Nervenfieber insbesondere*, von D. *Georg Freyherrn v. Wedekind*, Sr. königl. Hoheit des Grofsherzogs von Hessen Geheimen Rathe und Leibarzte u. s. w. 1814. 414 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr. oder 3 fl.)

18) Aschaffenburg, gedr. b. Elz auf Rechnung des Vfs.: *Wesen der Exantheme, mit Anleitung, alle pestartigen Krankheiten einfach, leicht, geschwind und sicher zu heilen, und ihre Ansteckungsfähigkeit zu schwächen und zu verhüten*, von D. *Johannes Jodocus Reufs*, Präfectur- u. Medicinal-Rath, Stadt-, Land- u. Zent-Physicus (zu Aschaffenburg). Erster Theil. *Das Fleckenfieber oder die Kriegspest*, mit einem Anhange *von der Heilung und Verhütung der Rinderpest*. 1814. XII u. 445 S. gr. 8. (2 Rthlr. 3 gr.)

19) Prag, b. Widtmann: *Betrachtungen über den Typhus und die Nervenfieber, nebst ihrer Behandlung. Mit beygefügten Krankengeschichten aus der Klinik.* Von D. *Ignatz Rudolph Bischoff*, k. k. öffentl. ordentl. Prof. der medicinischen Klinik und praktischen Heilkunde für Wundärzte, an der Karl-Ferdinands-Universität zu Prag. 1814. IV u. 258 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

20) Berlin, in der nicolaischen Buchhandlung: *Medicinische Geschichte der Belagerung und Einnahme der Festung Torgau, und Beschreibung der Epidemie, welche daselbst in den Jahren* 1813 *und* 1814 *herrschte*, von D. *Georg August Richter*, königl. preuss. Oberstabsarzte. 1814. IV u. 236 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

21) Carlsruhe, b. Macklot: *Über die Natur und Behandlung des epidemisch-contagiösen Nervenfiebers.* Von D. *Eisenlohr*, Regiments-Arzte der grofsherzogl. badenschen Garde zu Fufs. 1814. 32 S. kl. 8. (4 gr.)

22) Kiel, in der akadem. Buchhandlung: *Bemerkungen über die in Kiel und der umliegenden Gegend im Anfange des Jahres* 1814 *vorherrschenden Krankheiten, besonders über den Typhus.* Von *Fr. Weber*, der Philosophie, Medicin und Chirurgie D., Prof. der Medicin und Botanik, Arzt am königl. akademischen Krankenhause in der Vorstadt u. s. w. 1814. 46 S. kl. 8. (4 gr.)

23) Ohne Druckort: *Einige Nacherinnerungen an die Leser seines Schreibens an Dr. Marcus*, von D. *A. Röschlaub*. 1814. 16 S. gr. 8.

24) Landshut, gedr. b. Thomann: *Zwey Worte über die allerneueste Ansicht und Behandlungsart des Typhus.* 1814. 31 S. kl. 8.

25) Würzburg, b. Stahel: *Werth der Leichenöffnungen zur Bestimmung, Typhus sey Hirnentzündung*, von *Nicolaus Friedreich*, Prof. zu Würzburg. 1814. 16 S. kl. 8. (3 gr.)

26) Ohne Druckort: *Betrachtungen über die Wirkung des Petechialcontagiums*, entnommen aus Leichenöffnungen von D. *Joh. Bapt. Jemina*, nebst einem Sendschreiben an Hn. Prof. *Friedreich* in Würzburg, *über den Werth der Leichenöffnungen.* Von D. *Adalbert Friedrich Marcus*. 1814. XXXII u. 32 S. gr. 8.

27) Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Ein Wort zur rechten Zeit über die Wirkung unserer Natur, besonders in Krankheiten; über wahres Nervenfieber und das Räucherwerk, wobey sich Kochsalzsäure entbindet.* Zur Belehrung des Arztes und Wundarztes, wie auch zur Anweisung für Jedermann, in Hinsicht seines Verhaltens, von *J. C. P. Müller*, D. der A. W. u. W. 1814. 92 S. gr. 8. (10 gr.)

28) Altona, b. Hammerich: *Vorläufige Nachricht von den jetzt herrschenden Krankheiten dieser Stadt, über Zeichen, Charakter, Behandlung und Verhütung derselben*, von *L. S. D. Mutzenbecher*, D. der Medicin u. Chirurgie. 1814. 32 S. kl. 8. (4 gr.)

29) Carlsruhe, b. Macklot: *Leicht verständliche Anleitung, um der Ansteckung und Verbreitung der Fieber-Epidemieen durch zweckmäfsigen Gebrauch der bewährtesten Mittel vorzubeugen; nebst einer Übersicht von Fällen, welche deren grofse und mannichfaltige Wirksamkeit bewähren.* Von *Karl v. Gimbernat*, der königl. baier. Akademie der Wissenschaften zu München Mitglied. Aus dem Französischen übersetzt und mit Zusätzen versehen von D. *C. W. Böckmann*, grofsherzogl. bad. Hofrath u. s. w. Mit einer Abbildung in Steindruck. 1814. X u. 136 S. gr. 8. (16 gr.)

30) Berlin, in Commission b. Hitzig: *Die Kunst, sich vor Ansteckung bey Epidemieen zu sichern.* Ein ärztlicher Rath an Torgaus Bewohner von *Karl Ferdinand Gräfe.* 1813. 46 S. kl. 8. (5 gr. Zu Torgau unentgeltlich ausgetheilt.)

31) Glogau, in d. neuen günterschen Buchhandl.: *Versuch einer leicht faslichen Belehrung und Beruhigung für das Publicum über die jetzt herrschenden Nerven- und Faul-Fieber,* von D. *Richtsteig,* königl. pr. Medicinal-Rath u. Kreisphysicus. 1813. 62 S. kl. 8. (3 gr.)

32) Leipzig, in allen Buchhandlungen: *Die Kriegspest oder das ansteckende Hospital-Fieber.* Eine Volksschrift zur Warnung und Belehrung, von einem sächsischen Arzte. 1813. 47 S. kl. 8. (4 gr.)

33) Leipzig, in allen Buchhandlungen: *Über die jetzt herrschenden Lazareth-Fieber, ihre Ursachen, Kennzeichen und Verwahrungsmittel.* Von einem praktischen Arzte. 1813. 16 S. kl. 8. (1 gr. 6 pf.)

34) Baireuth: *Einige Vorsichts-Maſsregeln zur Verhinderung der weiteren Verbreitung des jetzt herrschenden Nervenfiebers, vorzüglich für die Bewohner des platten Landes.* Von D. *Gottlieb Edler v. Schellern,* königl. bair. Kreis-Medicinalrath. 1814. 24 S. kl. 8.

Da die *Hirnentzündung* in der neuesten Zeit eine so wichtige Rolle in der Typhuslehre spielt, die Begriffe aber über diese Krankheit, über ihre verschiedenartige Entstehung, Form und Natur noch keineswegs berichtigt sind: so war es ein sehr glücklicher Gedanke des gelehrten, verdienstvollen Hn. GR. *v. Wedekind,* diesen Gegenstand einer neuen Forschung zu unterwerfen. Rec. hat diesen Theil seiner Schrift (No. 17), unstreitig den gediegensten, gelungensten von allen, mit dem gröſsten Interesse und wahrer Belehrung durchlesen. Aus diesen Untersuchungen geht unwiderleglich hervor, daſs die Gehirnentzündung keineswegs eine so seltene Krankheit sey, wie viele Ärzte bisher anzunehmen geneigt waren. Denn dieser Entzündungszustand täuscht nicht selten unter der Form anderer Krankheiten; auch findet eine groſse Mannichfaltigkeit des Sitzes, der Entstehung und der Erscheinungen dabey Statt. Diese Momente zur Begründung einer besseren Diagnostik der Gehirnentzündung und ihrer verschiedenen Arten sind von dem Vf. auf eine sehr befriedigende Weise entwickelt worden. Zugleich geben diese Untersuchungen manchen Aufschluſs über das Wesen mehrerer verwandter Krankheitsformen, namentlich des contagiösen Typhus und des *Hydrops cerebri acutus.* Die schwankenden Begriffe, welche bisher über die Gehirnentzündung im Gange waren, leitet der Vf. von den diagnostischen Mängeln ab, welche in diesem Theile unseres Wissens Statt gefunden haben. Diese Lücke bemüht sich Hr. *v. W.* durch eine genaue Schilderung derjenigen Erscheinungen, welche einer jeden Art von Hirnentzündung zukommen, möglichst auszufüllen. Zu den vorzüglichsten Erscheinungen, wodurch sich die Gegenwart der Hirnentzündung offenbart, rechnet er folgende: ein anhaltendes, heftiges, inneres, mit einem Fieber verbundenes Kopfweh; Aufgetriebenheit der groſsen Blutgefäſse am Halse und im Gesicht; ein starkes Klopfen der Hals- und Schläfen-Schlagadern; ein aufgedunsenes, rothes Gesicht; stark hervorliegende Augen mit erhöhter Röthe des Inneren der Augenlieder; viel Hitze im Kopfe; eine röther aussehende Zunge. Als consensuelle Zufälle werden angeführt: ein harter, starker, voller, beschleunigter, öfters auch veränderlicher Puls, Üblichkeit, Erbrechen, Durchfall, hysterischer Krampf im Halse, starker Trieb zum Harnen u. s. w. Wichtiger für die Diagnose der Hirnentzündung sind die von der Affection der Sinne und von dem Drucke des Gehirns abhangenden Erscheinungen. Zu den ersteren gehören: ein starrer Blick, krampfhafte Bewegung der Augen, sehr verengerte Pupille, Lichtscheue, Flecken und Funkenschein vor den Augen, Doppelsehen, Ohrenbrausen, Ohrenklingen; in der Nase die Empfindung eines unangenehmen, schmerzhaften Druckes; wenig Schlaf, schreckliche Träume, Delirien. Der Druck des Gehirns verkündigt sich durch ein stilles Delirium, wobey der Kranke immer auf einen Fleck sieht, ohne sich zu bewegen; durch Harthörigkeit, ja Taubheit, unwillkührliche Bewegungen mit der Hand, erweiterte Pupille, aufgetriebenes Gesicht, Sopor, welcher mit [illegible] oder [illegible] abwechselt. Der Kranke läſst die Ausleerungen unwillkührlich von sich, schluckt schwer und mit Geräusch, gleitet zu den Füſsen hinab; der Puls wird allmählich langsamer, dann aussetzend; überhaupt nähert sich der Zustand zuletzt dem des Schlagflusses. — (Vergleicht man diese Schilderung der Hirnentzündung mit dem Bilde des contagiösen Typhus: so ist die Übereinstimmung der meisten Zufälle beider Krankheitsformen, worauf in neueren Zeiten aufmerksam gemacht wurde, allerdings nicht zu verkennen.) Hr. *v. W.* theilt die Gehirnentzündung, nach ihrem *Sitz,* in eine äuſsere und innere; nach ihrem *Umfange,* in eine gröſsere und kleinere, partielle; nach ihrer *Ursache,* in die medicinische und chirurgische; nach ihrer *Entstehung,* in die idiopathische und symptomatische; endlich nach ihrem *Charakter,* in die phlegmonöse, erysipelatöse, ecchimotische, seröse und schleichende Hirnentzündung.

Rec. ist darin mit dem Vf. ganz einverstanden, daſs es sich mit der Entzündung der Gehirnhäute eben so wie mit der *Pleuritis* verhalte, daſs diese Entzündung nämlich selten rein, sondern meistens mit der Entzündung des Gehirns verbunden, auftrete. Wenigstens giebt es keine sicheren Kennzeichen, aus welchen man auf die alleinige Entzündung der Gehirnhäute schlieſsen könnte. Nach dem Tode findet man in der harten Hirnhaut Anfüllung der feinsten Gefäſse mit Blut, ergossene Lymphe, Verwachsung, selten Eiterung. Die Entzündung der *Arachnoidea* offenbart sich durch Verdickung ihrer Substanz, und durch knorpelichte, kreideweise Stellen in derselben. Bey der Entzündung der Gefäſshaut sind die Gefäſse wie

injicirt, bilden ein schönes Netz; auch findet man bey starker Entzündung öfters Eiter, welches die Oberfläche des Gehirns überzieht. — Die Entzündung der harten, wenig empfindlichen Hirnhaut offenbart sich durch einen fixen, zusammenschnürenden, anhaltenden Schmerz, meistens auf einer Seite des Kopfes, wobey die Sinnorgane, zumal das Auge, stark angegriffen werden, mit einem harten Pulse, Congestion nach dem Gesichte und anhaltendem Fieber verbunden. Die weiche Hirnhaut ist besonders zu verborgenen, wenig schmerzenden Entzündungen geneigt. Bey Kindern beobachtet man nicht selten eine der Gehirnwassersucht ziemlich nahe kommende Krankheit, welche man von einer Entzündung dieser Haut herleitet. Sie beginnt mit Kopf- und Bauch-Weh, wozu sich am dritten Tage Betäubung, kleiner, langsamer Puls, Sopor, Krämpfe gesellen, welche am 5ten bis 6ten Tage dem Leben ein Ende machen. — Die Entzündung der Arachnoidea wird gleichfalls vorzüglich bey Kindern bemerkt. Der Kranke ist dabey traurig, schläfrig, ärgerlich, hört und sieht schwer, antwortet hastig, er ist still, unbeweglich, verbirgt sich im Bette, oder schreyt, phantasirt; der Puls ist schwach, häufig, die Haut brennend heiss, die Zunge trocken, nach hinten schwarzbraun. — (Wie oft hatte man wohl eine solche Entzündung der Gehirnhäute vor sich, wo die Ärzte den Tod der Kinder von dem schweren Zahnen, der Säure, den Convulsionen ableiteten!) Gegen *Baille* und *Sömmerring* behauptet Hr. *v. W.* die Frequenz der Entzündung der Substanz des Gehirns, indem dasselbe ein äusserst empfindlicher und beständiger Reizung unterworfener Theil, ja der Sitz aller Empfindung sey. Auch beweisen unbestreitbare Thatsachen den kräftigen Andrang des Blutes nach diesem Organ. Die bisher selten unternommene Section der Leichname derer, welche an hitzigen Fiebern, zumal an faulichten Fiebern, gestorben sind, unterstützte diesen Wahn von der Seltenheit der Entzündung der Gehirnsubstanz. Die wichtigen Veränderungen, besonders die grossen Abscesse, welche man so oft im Gehirn findet, verscheuchen alle Zweifel an dem häufigen Vorkommen derselben. Der Vf. findet wahrscheinlich, dass die Zufälle der Gehirnentzündung nach Massgabe ihres Sitzes, d. i. der Organe, welche in der Gehirnsubstanz selbst afficirt sind, eine grosse Verschiedenheit darbieten. So glaubt er, dass, je näher die Entzündung dem *Sensorium commune* sey, desto heftiger, gefährlicher, acuter müssen die Zufälle seyn. Hieher rechnet er besonders jene Gehirnentzündungen, welche sehr schnell, unter fürchterlichen Convulsionen, tödten. —

Die *phlegmonöse Gehirnentzündung* ist diejenige, wo die Zufälle der inneren Kopfentzündung mit der Synocha verbunden erscheinen. Die Krankheit tritt hier mit einer besonderen Heftigkeit, die Delirien mit vorzüglicher Lebhaftigkeit auf. Diess war der Grund, dass viele Ärzte nur diejenige Hirnentzündung gelten lassen wollten, wo sich die Krankheit so ausdrucksvoll, als Phrenitis, darstellte. Der Vf. hat bewiesen, wie irrig diese Annahme ist, indem dadurch die Grenzen der *Encephalitis* viel zu eng gesteckt werden. — Lähmung, Taubheit, Blindheit, Verlust des Gedächtnisses, Dummheit, Manie und Melancholie entstehen sehr häufig durch eine innere Hirnentzündung. „Diese Formen der Entzündung," sagt Hr. *v. W.* S. 105, „kommen öfter vor, als sie erkannt werden, indem man die Krankheit nicht für das, was sie ist, sondern für ein bösartiges Nervenfieber ausgebe." „Wie viele Fälle, setzt der Vf. hinzu, könnte ich nicht namhaft machen, wo die Ärzte, statt der gefährlichsten unter allen Entzündungen durch die gehörigen Mittel bey Zeiten zu begegnen, in der Anwendung der excitirenden Methode ihr Heil suchten, den Tod des Kranken aber bewirkten oder beschleunigten!" — (Die Ähnlichkeit der Zufälle bey der Hirnentzündung und dem contagiösen Typhus entschuldigt inzwischen diesen Irrthum, und könnte sogar als ein Beweis der behaupteten Identität beider Zustände angesehen werden.) — Bey der phlegmonösen Gehirnentzündung empfiehlt Hr. *v. W.* Blutentleerungen und kalte Umschläge als die Hauptmittel. Beherzigungswerth ist der Rath, dort, wo man durch einen Aderlass kräftig einzuwirken gedenkt, die Ader nach gemachter Venäsection einige Minuten lang zuzuhalten, und abzuwarten, ob das Sinken des Pulses nicht eine bloss vorübergehende Erscheinung ist. In diesem Fall soll man wieder fortbluten lassen, bis der Puls eine Viertelstunde in dem Grad von Schwäche bleibt, welchen man beabsichtigt. — (Wie unendlich viel auf die Art der Blutentziehung bey acuten Krankheiten ankomme, bedarf wohl der Erinnerung nicht. Durch die brownsche Praxis irre geleitet, waren die meisten Ärzte bisher viel zu ängstlich in der Benutzung dieses Mittels, welches in gewissen Fällen, nur bey einer dreisten, heroischen Anwendung, Rettung und schnelle Hülfe gewährt. Die englischen Ärzte besitzen hierin einen ungleich richtigeren Takt, und scheuen sich nicht, bey manchen Krankheitsformen bis zur Ohnmacht Ader lassen.) Viele Ärzte fehlen zugleich darin, dass sie zwischen der ersten und zweyten Venäsection einen zu langen Zwischenraum verstreichen lassen. Sehr richtig bemerkt Hr. *v. W.*, dass der Puls oft nach kurzer Zeit seine vorige Härte und Völle wieder erlangt, welches die Wiederholung der Blutentleerung nothwendig macht. — Neu ist der Vorschlag, ein Tourniket an die Schenkel anzulegen, um den Blutzudrang nach dem Kopfe zu vermindern, nach den Extremitäten dagegen zu vermehren. Besonders grossen Nutzen verspricht er sich von diesem Mittel, wo ein Blutfluss aus der Gebärmutter oder aus den Hämorrhoidalgefässen befördert werden soll.

Die *erysipelatöse Gehirnentzündung* wird als diejenige charakterisirt, welche mit dem Charakter des Synochus und mit vielen gallichten Zufällen auftritt. Der Vf. glaubt, dass diese Krankheit als eine nicht seltene Modification des Gallenfiebers vorkomme. Er rechnet hieher auch die durch die Insolation herbeygeführte Gehirnentzündung, welche Rec. jedoch mehr zur Classe der phlegmonösen zählen möchte.

Die *faulichte, ecchymotische* Gehirnentzündung

sieht Hr. *v. W.* als eine Verbindung mit dem Typhus an, bey welcher sich die Zufälle der Entzündung und der Putrescenz vereinigt darstellen.

Eine sehr wichtige Stelle nimmt die sogenannte *seröse Gehirnentzündung* ein. Nach der Ansicht des Vfs. wird sie durch einen katarrhalischen Reiz, wofür die Hirnhäute, namentlich die Gefässhaut, eine besondere Empfänglichkeit besitzen sollen, hervorgerufen. Die acute Gehirnwassersucht der Kinder betrachtet er als eine Folge dieses Entzündungszustandes, eine Idee, welche mit der Überzeugung des Rec. vollkommen übereinstimmt. Der Vf. erklärt es als eine Eigenthümlichkeit der serösen Encephalitis, dass man nach dem Tode oft keine Spuren einer vorausgegangenen Entzündung entdecken könne. — Die Zufälle von Gehirnleiden, welche man bey sehr heftigem Schnupfen so oft wahrnimmt, wie dieses besonders bey der berüchtigten Influenza der Fall gewesen, wobey nicht selten heftiges Kopfweh und Deliria bemerkt wurden, werden aus der gleichen Quelle abgeleitet. Hr. *v. W.* glaubt nämlich, dass sich hier die ursprünglich in der Nasenhöhle gebildete Entzündung bis zum Gehirn fortgepflanzt habe.

Die sogenannte *schleichende Gehirnentzündung* dient zum Beweise, wie häufig die Encephalitis verkannt wird. Denn sehr oft endeckt man wichtige Veränderungen in dem Gehirn, wovon man während des Lebens keine Ahndung hatte. Die Erkenntniss dieser Gattung der Gehirnentzündung ist äusserst schwierig; um so rühmlicher daher das Bestreben des Vfs., die Diagnostik derselben mehr aufzuhellen. Symptomatisch wird dieselbe nach zurückgetriebener Gicht, Rheumatismus und Kopfgrind nicht selten bemerkt. Als ursprüngliche Krankheit ist sie häufiger, und täuscht die Ärzte unter der Form der nervösen Gehirnhöhlenwassersucht, als Wurm- und schleichendes Nerven-Fieber. Auch die durch äussere Kopfverletzungen entstandene Hirnentzündung wird zu dieser Classe gerechnet.

Den *contagiösen Typhus*, im folgenden Abschnitt, bezeichnet der Vf. als *ansteckendes faules Nervenfieber*, wodurch sich zum Theil seine Ansicht über den Genius dieser Krankheit ausspricht. Er nimmt nämlich einen Zustand von Putrescenz, als zum Wesen des contagiösen Typhus gehörig an, und erklärt hieraus die Eigenthümlichkeit der Krankheit. Man muss diese Vorstellungsart als ein gleichsam nothwendiges Product der humoralpathologischen Ansicht ansehen, welcher Hr. *v. W.*, als Lehrer und ausübender Arzt, bisher mit unerschütterlicher Consequenz gefolgt ist. Zugleich betrachtet er den contagiösen Typhus als eine Krankheit, wobey die Nerven, und vorzüglich das Gehirn, in einem sehr bedeutenden Grade entzündlich afficirt sind. Aus diesem prädominirenden Leiden des Cerebralsystems leitet er den Grund der angenommenen Malignität dieser Fieber her, indem das feindselige Agens, welches zur Erzeugung der Krankheit die Veranlassung giebt, das Contagium, vorzugsweise das Gehirn und Nervensystem afficire. „Ich weiss," sagt er S. 154, „keinen zuverlässigen Fall, wo bey der Eröffnung des Schädels eines an dem *wahren* ansteckenden Nervenfieber verstorbenen Menschen das Gehirn nicht entzündet gewesen wäre; wenigstens wird man wohl keinen namhaft machen, wo bey einer sehr genauen Untersuchung des Gehirns gar keine Entzündung angetroffen worden wäre. Auf die Grösse der Entzündung kommt es hier nicht an: es kann auch nur eine seröse Entzündung gewesen seyn, die wenig in die Augen fällt. Wohl aber weiss ich eine Menge von Fällen, wo man in dem Gehirn mehr oder weniger Entzündung antraf." Diese Idee, dass der contagiöse Typhus stets von einer Entzündung des Gehirns, nur von verschiedener Art, begleitet sey, verfolgt der Vf. durch die ganze Schrift, und stimmt demnach in diesem wesentlichen Puncte mit mehreren neueren Beobachtern überein. Nur deutet er diese Entzündung anders, indem er dieselbe von einer faulichten Verderbniss der Nervenfeuchtigkeit ableitet, welche zugleich als das Substrat des Contagiums angesehen wird. Die Gründe, durch welche er diese Ansicht unterstützt, sind in keiner Hinsicht befriedigend. Er hat dieser Argumentation die gänzlich unerwiesene Hypothese von der Neigung der Säfte zur Fäulniss zum Grunde gelegt, welche mit den Grundsätzen einer geläuterten Physiologie im Widerspruche steht. Übrigens unterscheidet er vier Zeiträume der Krankheit: das Stadium der Vorboten, des Nervenfiebers, der Fieberperiode mit erhöhter Reizung, und der Fieberperiode mit verminderter Erregung und Colliquescenz. Als ein fast untrügliches Merkmal des Überganges des zweyten in den dritten Zeitraum der Krankheit bezeichnet er das sogenannte *Zungenzeichen*. Die Zunge bekommt nämlich zuerst eine ziemlich ins Rosenrothe schlagende Farbe, ist glatt, meistens gar nicht belegt; wenn sie aber der Kranke zeigen will, und zwischen den Zähnen hervorschiebt: so bemerkt man in dem Augenblick einen weiss glänzenden, und schnell wieder verschwindenden Fleck. Man könnte hier die Farbe und die Glätte der etwas geschwollenen Zungenspitze mit der Eichel einer steifgewordenen Ruthe vergleichen, auf welcher durchs Drücken ebenfalls ein weisser, gleich wieder, wie beym Erysipelos, verschwindender Fleck wahrgenommen wird, u. s. w.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.*)

NEUE AUFLAGEN.

Kiel u. *Leipzig*, b. Hesse: *Das Christenthum.* Der Jugend in einem kleinen Katechismus vorgestellt und gepriesen. (Von *Harms*). Dritte rechtmässige Auflage. 1814. 64 S. 16. (2 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1815.

MEDICIN.

Fortsetzung der in der J. A. L. Z. No. 206. 207, und in den Ergänzungsblättern No. 49. 59, und No. 75. 76 des Jahrgangs 1814 angefangenen, und im vorigen Stück abgebrochenen Kritik der neuesten Schriften

„über den contagiösen Typhus."

Bey der *Behandlung* setzt Hr. *v. W.* drey Haupt-Curanzeigen fest: Tilgung der Krankheitsmaterie, Begegnung der schädlichen Wirkungen der Krankheitsmaterie auf den Körper, und Beseitigung der mit der Krankheit verbundenen Complicationen. Bey der Entwickelung der ersten Heilanzeige wird die Frage aufgeworfen, warum es nicht eben so gut ein Specificum zur Verbesserung der Krankheitsmaterie des ansteckenden faulichten Nervenfiebers geben sollte, als es eines zur Verbesserung der Wechselfiebermaterie des venerischen Giftes giebt? Der Vf. fodert in dieser Hinsicht zu Versuchen mit dem *Spiritus Mindereri* und mit dem Quecksilber auf. Er versichert nämlich, dass in einem sehr ungesunden Spital, wo viele Typhöse zusammengedrängt waren, jene Säle von der Ansteckung frey blieben, wo die mit Quecksilber behandelten Syphilitischen lagen. (Dieser Beobachtung möchte Rec. keinen so grossen Werth beylegen, da die wahrscheinliche strenge Trennung jener Kranken die Ansteckung wohl mehr verhütete, als der Mercurialgebrauch. Eben so wenig erwartet Rec. von dem zu gleichem Zwecke empfohlenen Kampher.) — Zur Austreibung der Krankheitsmaterie wird vorzüglich die diaphoretische Methode empfohlen, und besonderes Vertrauen auf die Anwendung des *Mohnsafts* gesetzt. Der Vf. versichert, das Opium im Anfange des Typhus in häufigen Fällen mit dem ausgezeichnetsten Nutzen angewendet, und die fernere Ausbildung der Krankheit dadurch öfters verhütet zu haben. Seine heilsame Wirkung soll in der Hervorrufung eines allgemeinen Schweisses beruhen; zu diesem Behuf musste man jedoch häufig bis zu funfzehn Gran p. d. steigen. — (Ohne die Gültigkeit dieser Erfahrungen bezweifeln zu wollen, muss Rec. doch vor dem Gebrauche des Mohnsafts, besonders in den ersten Stadien des contagiösen Typhus, sehr dringend warnen. Wiederholte Erfahrungen haben ihn gelehrt, wie schnell öfters durch den Gebrauch des Opiums alle Zufälle der Krankheit, vorzüglich die von dem Gehirnleiden abhangenden, die Delirien, der Sopor, vermehrt und ein ungünstiger Ausgang hiedurch vermittelt wurde.) — Über die von dem Vf. gegen den contagiösen Typhus empfohlene Heilmethode kann sich Rec. um so kürzer fassen, da dieselbe zwischen der kühlenden und reizenden in der Mitte schwebt, und mit dem Verfahren anderer neuerer Ärzte im Wesentlichen übereinstimmt. In der ersten und zweyten Krankheitsperiode werden die Brechmittel und ein diaphoretisches Verfahren gepriesen. Wo das dritte Stadium eingetreten ist, und die Zufälle der *Phrenitis inflammatoria* wahrgenommen werden, dringt Hr. *v. W.* auf die Anwendung allgemeiner und örtlicher Blutentleerungen, der kalten Überschläge, Waschungen und Begiessungen. Hier ist demnach seine Heilmethode mit dem Verfahren mehrerer neuer Ärzte im Einklange. — Als ein sehr wirksames Mittel, in dieser Periode der Krankheit, empfiehlt er den *Spiritus Mindereri,* welchen Prof. *Massuyer* zu Strassburg sogar für ein Specificum gegen das Hospitalfieber erklärt hat (*Observations sur la maladie dite fièvre des Hopitaux.* 1811). Obgleich Rec. die specifische Heilkraft dieses Mittels nicht anerkennen kann: so hat er sich doch in der letzten Epidemie von dem vorzüglichen Nutzen, welchen der *Spiritus Mindereri* in dieser Krankheit gewährt, vielfach überzeugt. Eine sehr grosse Anzahl von Typhuskranken wurde durch den Gebrauch der allgemeinen und topischen Blutentleerungen, der kalten Überschläge und Waschungen glücklich geheilt, und von inneren Mitteln bloss der *Spiritus Mindereri* im ganzen Verlauf der Krankheit angewendet. — In der vierten Krankheitsperiode, wo man nach der Ansicht des Vfs. nicht allein die eigenthümliche Krankheitsmaterie, sondern zugleich ihre, in der anfangenden Verderbniss der Blutmasse bestehende Wirkung zu bekämpfen hat, setzt er das grösste Vertrauen auf den Gebrauch der *China, Serpentaria, Arnica, Valeriana, Calamus aromaticus,* Kampher, die Säuren und die Blasenpflaster. Die Heilkraft dieser Mittel wird nach humoralpathologischen Principien beurtheilt, und ihre antiseptischen, analeptischen Eigenschaften vorzüglich herausgehoben.

Der vielversprechende Titel von No. 18 muss die Erwartungen des ärztlichen Publicums um so höher spannen, wenn man vernimmt, mit was für einer grossen Zuverlässigkeit und Selbstgenügsamkeit Hr. *Reuss* aufgetreten ist. Welche hohe Meinung er von der Wichtigkeit seines Unternehmens habe, wie innig er von dessen Gelingen überzeugt sey, beweist die Vor-

rede S. X, wo er seiner Entdeckung gleichen, ja noch grösseren Werth, als den Schutzpocken, zuschreibt, „da man nach derselben Ansicht, mit demselben einfachen Mittel der Natur eine jede pestartige Krankheit, selbst die natürlichen Pocken und die morgenländische Pest nicht ausgenommen, nicht allein geschwind und sicher zu heilen, sondern auch gleichsam in der Geburt zu ersticken vermöge." — Noch kräftiger drückt er sich hierüber S. 326 aus. „Sollte auch Einer oder der Andere noch zur Zeit den Werth dieser grossen und wichtigen Entdeckung bezweifeln, oder nicht anerkennen wollen: so bin ich doch gewiss, dass sie für die arme Menschheit bald die wohlthätigsten Folgen haben werde, dass nach Verlauf von wenigen Jahren diese Heilmethode *von Polizey wegen* (?) eben so, als die Kuhpockenimpfung, wird anempfohlen und befohlen werden. Der höchste, schon lange gesuchte und gewünschte Standpunct der Kunst und Wissenschaft ist nun in den wichtigsten, verwickeltsten und gefährlichsten Krankheitsformen glücklich erstiegen, der Punct, wo Empirie und Theorie sich berühren, gegenseitig durchdringen u. s. w." — Mehr kann ein Schriftsteller wohl kaum zum Lobe seines eigenen Werkes sagen. Ob der Vf. geleistet, was er versprochen, und ob wir der Hoffnung wirklich Raum geben dürfen, das Räthsel der Exantheme gelöst zu sehen, wird aus der folgenden Beleuchtung dieser Schrift von selbst hervorgehen.

Nach dem ersten Plan des Vfs. sollte dieses Werk über Exanthematologie mit der Pockenkrankheit und dem Scharlach beginnen. Das allgemeine Elend der Menschheit bestimmte ihn jedoch, diesen Plan zu ändern, und mit dem contagiösen Typhus, den Hr. *R.* für eine Ausschlagkrankheit ansieht, den Anfang zu machen. Die Pocken, das Scharlachfieber, die Rötheln, werden in dem zweyten Theil abgehandelt, wenn man diesen ersten mit Beyfall aufnimmt.

Das voluminöse Werk zerfällt in vier Abschnitte, wovon der erste allgemeine Bestimmungen über das Fleckfieber, Krankheitsgeschichten und Leichenöffnungen, der zweyte eine Theorie des Fleckfiebers enthält, der dritte sich über das Heilverfahren, der vierte über die Reconvalescenz und Prophylaxis verbreitet. Angehängt sind sehr interessante Untersuchungen über die Natur und Heilart der Rinderpest.

Dem Vf. Schritt vor Schritt in seinen Untersuchungen zu folgen, verbietet der Raum dieser Blätter. Rec. wird sich daher begnügen, das Eigenthümliche, besonders der neu empfohlenen Heilart gegen den contagiösen Typhus, herauszuheben.

In der *Einleitung* bemüht sich Hr. *R.*, die Behauptung geltend zu machen, dass der contagiöse Typhus eine exanthematische Krankheit sey. Nach strengen Beweisen für diese, mit der bisherigen Ansicht so auffallend contrastirenden Meinung sieht man sich in der Schrift überall vergebens um. Das constante Erscheinen einer exanthematischen Efflorescenz im Verlauf des contagiösen Typhus, und der wohlthätige Erfolg der antiphlogistischen Methode, besonders eines kühlen Regimens der kalten Waschungen und Begiessungen, haben ihn vorzugsweise auf diese Idee geleitet. Dass diese Kriterien nicht genügen, jene Ansicht geltend zu machen, wird sich in der Folge dieser Anzeige von selbst ergeben. Eben so wenig beweisend für diese Behauptung sind die in der Einleitung angegebenen Gründe. Dass das Fleckfieber, die sogen. Kriegspest, zu den eigentlichen Exanthemen gehöre, schliesst der Vf. mit einigen der vorzüglichsten Schriftsteller, ohne jedoch diese seine Gewährsmänner zu nennen, aus folgenden Gründen: 1) weil das Fleckfieber meistens durch Ansteckung auskomme, und die Ansteckung auf gleiche Weise weiter verbreite. Dieser Beweis ist verwerflich, da der Typhus zwar meistens mittelst eines Contagiums erzeugt, öfters aber auch durch andere veranlassende Momente hervorgerufen wird. Den contagiösen Charakter des Typhus aber auch zugegeben, berechtigt derselbe doch keineswegs zu dem Schlusse, diese Krankheit den Exanthemen beyzuzählen. Mit gleichem Rechte müsste man alsdann manche andere, durch Ansteckung erzeugte Krankheitsformen zur Classe der exanthematischen zählen, welche kein denkender Arzt dahin rechnen wird, z. B. die Hydrophobie. 2) Wegen seiner selbstständigen Form, mit der es unter mannichfaltigen graduellen Verschiedenheiten erscheine. Wie die selbstständige Form des Fleckfiebers etwas für seine exanthematische Natur beweisen könne, sieht Rec. nicht ein. Sehr viele Fieber - und Entzündungs-Krankheiten sind nicht weniger selbstständig in ihrer Form, ohne den Exanthemen im mindesten verwandt zu seyn. 3) Wegen des eigenen Typus, den es im normalen Verlaufe einhalte. Entscheidet dieser Punct: so müssen auch die intermittirenden Fieber zu den exanthematischen Krankheiten gezählt werden. 4) Besonders wegen eines Hautausschlages, mit dem es öfters verlaufe. Der richtigste Punct von allem; Hr. *R.* hat hierauf das meiste Gewicht gelegt, indem er diesen Hautausschlag als einen constanten Begleiter der Krankheit charakterisirt. Die Eigenthümlichkeit dieses Exanthems, seine Differenz von anderen, bey dem contagiösen Typhus wahrgenommenen Hautausschlägen, z. B. dem Friesel, den Petechien, hat Hr. *R.* S. 190 — 198 auf eine sehr befriedigende Art dargethan. Rec. verkennt das Verdienstliche dieser Forschungen eben so wenig, als er die Richtigkeit der Beobachtungen des Vfs. in den geringsten Zweifel zieht. In den beiden letzten Epidemieen beobachtete Rec. in häufigen Fällen ein sich zu dem Typhus gesellendes Exanthem, welches sich in seiner äusseren Form wesentlich von dem Friesel und den Petechien unterschied. Dass ein solcher Ausschlag sich zu allen Zeiten, unter den begünstigenden Umständen, zu dem contagiösen Typhus gesellt habe, beweist die bey früheren Schriftstellern nicht ungewöhnliche Benennung der Krankheit als Fleckfieber zur Genüge. So übereinstimmend aber Rec. in diesem Punct mit Hn. *R.* ist, so sehr er die Wichtigkeit dieses Umstandes bey der Behandlung anerkennt: so kann er sich doch mit dem Vf. nicht vereinigen, desshalb den contagiösen Typhus für eine ursprünglich exanthematische Krank-

heit anzuſehen. Dieſe Schluſsfolge iſt offenbar zu gewagt, und gründet ſich auf eine einſeitige Beobachtung und Beurtheilung der Krankheit. Rec. kann in dieſem Exantheme nichts anderes, als eine charakteriſtiſche, begleitende Erſcheinung der Krankheit erkennen, worin ſich keineswegs ihr urſprüngliches Weſen ausdrückt. Denn nicht bey jedem Typhus, noch viel weniger bey jeder Epidemie des Typhus, wird man das conſtante Erſcheinen eines ſolchen Exanthems nachweiſen können. Rec. beobachtete in der letzten Epidemie ſehr viele Typhus-Kranke, bey welchen von einem ſolchen Exanthem auch nicht die entfernteſten Spuren bemerkt wurden; daſſelbe werden viele andere Ärzte mit ihm wahrgenommen haben. Es kann ſich dieſes auch unmöglich anders verhalten, da die Entſtehung eines ſolchen Exanthems bey dem contagiöſen Typhus von dem Charakter der Krankheit, den vorausgegangenen ſchädlichen Einflüſſen, wodurch das Hautſyſtem in eine krankhafte Anlage verſetzt wird, endlich von der Individualität der Kranken ſelbſt abhängt. Dadurch unterſcheidet ſich ja auch der contagiöſe Typhus weſentlich von den eigentlichen Ausſchlagskrankheiten, bey welchen die Erſcheinung eines beſtimmten Exanthems unter allen Umſtänden beobachtet wird. Um das Weſen einer Krankheit zu ergründen, müſſen vor Allen jene Erſcheinungen ausgemittelt werden, welche ſich unter allen Umſtänden, bey der gröſsten Verſchiedenheit der ergriffenen Individuen, unter allen denkbaren Modificationen, als die charakteriſtiſchen, pathognomoniſchen darſtellen. Die neueſten Unterſuchungen haben bey dem contagiöſen Typhus über dieſen wichtigen Punct entſchieden. Eine unbefangene, von allen Seiten beſtätigte Beobachtung hat gelehrt, daſs die auf das Leiden des Cerebral- und Nerven-Syſtems hindeutenden Erſcheinungen, die wahrhaft pathognomoniſchen der Krankheit ſind. Mehrere neuere Beobachter von entſchiedenem Werthe haben es faſt zur Gewiſsheit erhoben, daſs das Gehirn die eigentliche Werkſtätte, der urſprüngliche Sitz dieſer Krankheit ſey. Nur über die Art, den Charakter dieſes Gehirnleidens können ſich die Ärzte noch nicht vereinigen. Rec. iſt geneigt, der Meinung derjenigen beyzupflichten, welche das Weſen des contagiöſen Typhus in eine primäre Entzündung des Gehirns und Nerven-Syſtems ſetzen. Zur Beſtätigung dieſer Behauptung hat der Vf. gleichfalls ſehr wichtige Belege geliefert. Die von ihm angeſtellten zahlreichen Leichenöffnungen gaben ein faſt gleiches Reſultat, wie die Unterſuchungen von *Marcus* und *Jemina*. In den Köpfen der am ſogen. Fleckfieber Verſtorbenen fand nämlich Hr. *R.* Anfüllung der Blutgefäſse der harten Hirnhaut mit innerem ſchwarzen Blute; Blutextravasata zwiſchen der Kopfbedeckung und der Hirnhaut; Verwachſungen der Hirnhäute unter einander und mit dem Schädel; die Arachnoidea erſchienen verdickt und lederartig, wie eine weiſsgraue Pergamenthaut, das Zellengewebe dieſer Haut mit einer ſa[illegible]en Feuchtigkeit angefüllt und ausgedehnt. Die Blutgefäſse der eigentlichen Gefäſshaut waren mehr oder weniger mit einem gekohlten Blute angefüllt, und zwar oft ſo ſtark, daſs ſie wie injicirt ausſah; das Gleiche wurde von den Gefäſsen der Gehirnſubſtanz und des *Plexus chorioideus* bemerkt, ſo daſs beym Durchſchneiden der Gehirnſubſtanz öfters die kleinſten Blutgefäſschen einen Tropfen ſchwarzes Bluts ergoſſen. In den Hirnhöhlen wurde bald mehr, bald weniger Waſſer gefunden. — Dieſe Reſultate gaben die Leichenöffnungen ſowohl bey denjenigen Kranken, welche am ſtheniſchen oder mit Phrenitis complicirten Fleckfieber, als auch bey denen, welche am ſogen. Hirnbrande, dem eigentlichen Nervenfieber, geſtorben waren. Bey den letzteren will der Vf. zwar einige Modificationen, z. B. eine gröſsere Auflöſung des Bluts, bemerkt haben; im Weſentlichen ſtimmt jedoch der Befund mit dem Vorigen überein. Die Idealität dieſer Zuſtände iſt demnach nicht wohl zu bezweifeln, obgleich manche Verſchiedenheiten des Grades und der Form angenommen werden müſſen.

Das conſtante Vorkommen dieſer wichtigen Veränderungen in dem Gehirn und ſeinen Häuten iſt unſtreitig ein wichtiger Fingerzeig des wahren Genius der Krankheit. Eben ſo ſprechend ſind die im ganzen Verlaufe des contagiöſen Typhus wahrzunehmenden Erſcheinungen, welche auf ein urſprüngliches Gehirnleiden ſo beſtimmt hindeuten: die Schwere und Eingenommenheit des Kopfes, der Sopor, die Delirien, die Affection der Sinne u. ſ. w. Hr. *R.* verkennt dieſe Eigenthümlichheit der Krankheit, die meiſtens vorhandene Gegenwart der Encephalitis bey dem ſogenannten Fleckfieber keineswegs. Nur hält er dieſe Hirnentzündung nicht für die Urſache, ſondern nur für eine Erſcheinung der Krankheit, welche nicht jedesmal zugegen ſey, und durch die Hülfe der Kunſt oft verhütet werden könne. Die nächſte Urſache der Krankheit ſetzt er in das Exanthem, welches durch ein beſtimmtes Contagium hervorgerufen werde. Das Contagium des Fleckfiebers erzeugt nämlich nach ſeiner Anſicht (S. 247) eine Entzündung des malpighiſchen Netzes, der Schleimhaut des Hirns, und der ſchleimabſondernden Häute des ganzen menſchlichen Körpers. Das dem Fleckfieber eigenthümliche Exanthem iſt nur Ausdruck der durch das Contagium hervorgerufenen Entzündung des malpighiſchen Schleimnetzes. — Dieſe Anſicht iſt offenbar aus einſeitiger Beobachtung, und einer daraus hergeleiteten irrigen Schluſsfolge hervorgegangen. Die häufige Wahrnehmung eines Exanthems bey dem contagiöſen Typhus und die heilſame Wirkung des kühlen Verhaltens, der kalten Waſchungen und Begieſsungen bey dieſem Zuſtande, wie bey mehreren Ausſchlagskrankheiten, leitete den Vf. auf dieſe Idee. Die dagegen ſtreitenden Gründe hat Rec. zum Theil ſchon angeführt. Daſs bey dem contagiöſen Typhus öfters eine Entzündung der Schleimhäute, vorzüglich des Hirns, angetroffen werde, welche ſich nicht ſelten den übrigen Hohlen des Körpers und der Hautoberfläche mittheilt, iſt auch Rec. anzunehmen geneigt. Die Unterſuchungen *Wedekinds* laſſen hierüber nicht länger zweifeln. Nur iſt Hr. *R.* in Irrthum, wenn er glaubt, daſs

wir es bey dieser Krankheit vorzugsweise mit einer Entzündung der Schleimhäute zu thun haben, und dass dieselbe ursprünglich von der Hautfläche ausgehe. Wie verschiedenartig diese Entzündungen des Gehirns seyn können, beweist Hn. *Wedekinds* Schrift zur Genüge. Die Erscheinungen des contagiösen Typhus, im Leben und nach dem Tode, deuten dahin, dass, wie verschiedenartig diese Entzündung auch seyn mag, das Gehirn doch stets am nächsten, unmittelbarsten davon ergriffen werde. Die öftere Abwesenheit des Exanthems bey dem contagiösen Typhus setzt es ausser Zweifel, dass wir in demselben nur den Ausdruck des Weiterschreitens jener ursprünglichen Entzündung, demnach nur ein Symptom der Krankheit, erkennen können. Die Richtigkeit dieser Ansicht wird um so einleuchtender, wenn man dasjenige erwägt, was der Vf. S. 257—263 über die Differenz des sogenannten Fleck- und Nerven-Fiebers geäussert hat. Beide Krankheitsformen sind sich in ihren Erscheinungen, im Leben und nach dem Tode, fast ganz gleich: nur wird von einem Exanthem bey dem sogenannten Nervenfieber nichts wahrgenommen. Aus diesem Grunde verwirft Hr. *R.* die Identität beider Zustände. Die angegebenen Gründe, woraus die wesentliche Differenz dieser Formen des Typhus erhellen soll, sind jedoch so seicht und so wenig haltbar, dass ihre Nichtigkeit jedem Leser von selbst einleuchten wird. Durch diesen Vergleich eines Typhus mit und ohne Exanthem hat der Vf. selbst den Stab über seine Theorie gebrochen. Jeder Unbefangene wird sich dadurch überzeugen, dass die Erscheinung des Exanthems bey dem contagiösen Typhus nur als etwas Accidentelles, keineswegs als das Begründende der Krankheit, wie Hr. *R.* fälschlich wähnt, betrachtet werden müsse. Daraus erhellet zugleich die Einseitigkeit, ja sogar die Gefährlichkeit der von dieser Theorie abgeleiteten neuen Heilart des Typhus. Wo man ein so wenig charakteristisches, bald vorhandenes, bald mangelndes Symptom zur Basis der Behandlungsart macht, einer so zufälligen Erscheinung so grossen Einfluss bey der Heilung verstattet, müssen wichtige Puncte häufig übersehen, und der Kranke dadurch in grosse Gefahr gesetzt werden. — Zu allen Zeiten waren die Ärzte geneigt, von der Eigenthümlichkeit einer erlebten Epidemie einen Schluss auf den Charakter der Krankheit überhaupt zu machen, und danach die Behandlungsart für alle möglichen Fälle festzusetzen. Sie vergassen, dass die Verschiedenheit der Epidemieen auch einen verschiedenen Genius der Krankheit, was bey der Behandlung die grösste Berücksichtigung erfodert. So würde das vom Hn. *R.* mit so vieler Emphase angepriesene Heilverfahren des Lobes allerdings ganz würdig seyn, wenn jeder Typhus, nach der angenommenen Hypothese, wirklich eine exanthematische Krankheit wäre, und die empfohlenen Mittel der Gefahr der Krankheit in allen Momenten zu begegnen vermöchten.

Das grosse Mittel, wodurch Hr. *R.* bey dem contagiösen Typhus, den Exanthemen, ja bey allen pestartigen Krankheiten, nicht bloss bey Menschen, sondern auch bey Thieren, so Ausserordentliches, gleichsam wie durch einen Zauberstab, zu wirken verspricht, ist die *Kälte*, die *Abkühlung*. Keineswegs ein neues Mittel, wie allen Ärzten bekannt ist. Die Ehre der ersten Entdeckung der Abkühlungsmethode, als eines wirksamen empirischen Mittels, besonders bey den exanthematischen Fiebern, schreibt der Vf. selbst den Doctoren *Hahn*, Ärzten in Schlesien, zu. Die Anwendungsart, welche *Currie* und *Reich*, in der neuesten Zeit *Horn*, *Hirsch* und viele Andere bey dem Scharlachfieber und dem contagiösen Typhus von der Kälte machten, war unstreitig eine sehr günstige Vorbereitung, die vom Vf. vorzugsweise gepriesene Abkühlungsmethode auszubilden. Trotz dieser Vorgänger, bleibt Hn. *R.* das unbestreitbare Verdienst, diese, bey mehreren Exanthemen und bey dem contagiösen Typhus allerdings sehr wirksame Methode mehr vervollkommnet, und den verschiedenen Graden und Formen jener Krankheitszustände mehr angepasst zu haben. Durch eine, im Jahr 1800 von ihm behandelte Pockenkranke wurde er zuerst auf diese Heilart geleitet. Hier, wo die Pocken zusammenzufliessen, und einen ungünstigen Ausgang zu machen drohten, forschte er nach einem wirksamen Mittel, um der Entzündung Grenzen zu setzen, die Erzeugung frischer Pockenmaterie zu verhindern, und die grosse Menge der schon zum Vorschein gekommenen Pocken zu vertheilen. Er suchte und fand dieses Mittel in der Kälte. Das pockenkranke Mädchen wurde aus dem Bette genommen, eine Spazierfahrt mit ihm gemacht, und inzwischen das Schlafzimmer ganz abgekühlt. Nach der Zurückkunft wurde dem Kinde Gesicht, Hals, Brust, Arme und Hände mit eiskaltem Brunnenwasser abgekühlt, und dieses Verfahren alle Stunden wiederholt. Der Erfolg übertraf bey weitem die Erwartungen des Vfs. Das Fieber verschwand, die Zahl der Pocken hatte sich ausserordentlich vermindert, ihr Aussehen war gutartig; in wenigen Tagen genas das Kind. — Bey dem im Jahr 1812 herrschenden Scharlach gab die Abkühlungsmethode ein ähnliches günstiges Resultat. Dieses munterte den Vf. um so mehr auf, bey dem Ausbruche der Typhusepidemie mit dieser neuen Methode Versuche anzustellen, da es ihm aus früheren Beobachtungen wahrscheinlich war, dass diese Krankheitsform zur Familie der exanthematischen gehöre.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, in der maurerschen Buchhandlung: *Deutsche und französische Vorschriften in einzelnen Linien für Anfänger und zum Gebrauch der Schulen geschrieben* von *Sotzmann*. Neue Auflage. 1814. 8 Blätter in 4. (6 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

JANUAR 1815.

MEDICIN.

Fortsetzung der in der J. A. L. Z. No. 206, 207, und in den Ergänzungsblättern No. 49, 59, und No. 75, 76 des Jahrgangs 1814 angefangenen, und im vorigen Stück abgebrochenen Kritik der neuesten Schriften

„über den contagiösen Typhus."

Hr. *Reufs* fpricht zuerft von einer Typhusepidemie, welche auf dem Lande herrfchte. Der unglückliche Erfolg der Abkühlungsmethode bey einem am Scharlachfieber leidenden Kranken erzeugte bey den Landleuten ein folches Mifstrauen gegen diefe neue Heilart, dafs fich Anfangs nur ein einziger Typhöfer, deffen Krankheitsgefchichte hier mitgetheilt ift, diefem Verfahren unterwarf. Diefen Kranken, einen armen Mann in Niederberg, welcher fich als Krankenwärter hatte gebrauchen laffen, beredete Hr. *R.* bey dem Ausbruch des Übels, fich nicht zu Bette zu legen, fondern fo lange wie möglich im Freyen herum zu gehen, und feinen brennend heifsen Kopf mit kaltem Waffer öfters abzukühlen. Am fechften Tage der Krankheit fchwollen ihm die Füfse; deffen ungeachtet legte fich der Kranke nicht. Taumelnd, wie ein Betrunkener, ging er täglich vier - bis fünfmal an den Main, um fich abzukühlen. Am neunten Tage der Krankheit legte er fich endlich, verfiel dann in ein ftarkes Delirium, aus dem er nach 13 Tagen erft wieder erwachte. Er wurde ferner abgekühlt. Erft am 21ften Tage kam er wieder zur Befinnung; jetzt fchwoll ihm das linke Bein an, entzündete fich, und brach an zwölf Stellen auf (offenbar eine Folge des fo lange forcirten Aufbleibens). Diefe Krankheitsgefchichte ift in keiner Hinficht für die neue Heilart empfehlend. Trotz der unausgefetzten Abkühlung, fchritt das Übel unaufhaltfam, gleichfam als fich felbft überlaffen, fort; feine Reconvalefcenz war äufserft langfam, von widrigen Zufällen begleitet. Die Urfache diefes langfamen Verlaufes fetzt der Vf. in die nicht regelmäfsig genug angewendete Abkühlung. — Glücklicher war der Erfolg bey anderen Typhöfen, welche dem Beyfpiele diefes Mannes folgten, und fich der Abkühlungsmethode unterwarfen Von ungefähr 60 bis 70 Kranken ftarben nur 6. Diefes Verhältnifs ift allerdings fehr günftig, wefshalb man fich wundern mufs, dafs der Vf. fo fchnell darüber hinweggegangen ift, da er doch fonft die Ausführlichkeit, mehr wie billig, liebt. — Nach der Schlacht von Lützen wurden über 800 bleffirte und kranke franzöfifche Soldaten in das Departement Afchaffenburg zur Verpflegung und Heilung verlegt. Alle Kranken und Schwerbleffirten kamen in das von dem Vf. beforgte Lazareth nach Schmerlenbach. Das Fleckfieber war die herrfchende Krankheit, die Gelegenheit, Verfuche mit der neuen Heilart anzuftellen, daher äufserft günftig. Sie wurde nicht unbenutzt gelaffen, und das von ihm fogenannte *direct antiphlogiftifche Verfahren* bey diefer Krankheit ohne Ausnahme angewendet. Die Kranken lagen auf Böcken, mit drey Bretern belegt, auf welchen fich eine Strohmatraze nebft einem Strohpfühl befand. Zur Bedeckung hatten fie eine leichte wollene Decke oder auch nur ein Leintuch. Die gefährlichften Kranken lagen meiftens nackt, ohne Hemden. In der Mitte des Krankenfaals war eine weite Wafchbutte aufgeftellt, in der ein hölzerner Lehnftuhl ftand. Eine Gartengiefskanne und ein grofser Schwamm, kaltes Waffer und Eis waren das übrige nöthige Zubehör zur Abkühlung. — So wie ein Fleckfieberkranker grofse Hitze, ftarkes Fieber, eine trockene, widernatürlich warme Haut bekam, in ein Delirium verfiel, wurde er völlig entkleidet, auf den Stuhl in die Butte gefetzt, und mit der Giefskanne von hinten her, dann von beiden Seiten, vom Scheitel abwärts begoffen, und von einem anderen Krankenwärter mittelft eines Schwammes fo lange von allen Seiten abgewafchen, bis er hinlänglich abgekühlt war. Von dem Begoffenen ftieg meiftens ein Dampf auf, die Haut röthete fich oft unmittelbar nach dem Begiefsen, wie bey dem Scharlach. Die widernatürliche Hitze verlor fich, die Froftanfälle liefsen nach, die Haut wurde weich, fühlte fich natürlich warm an. Die Flecken, wenn fie noch nicht früher zum Vorfchein gekommen waren, zeigten fich auf der Stelle in der fchönften Blüthe, und wurden um fo fichtbarer und gröfser, je kühler der Kranke überhaupt gehalten wurde. Die heftigften Phantafieen und Verwirrungen konnten auf diefe Art am ficherften und fchnellften gehoben werden. Nach der Abkühlung wurde der Kranke forgfältig abgetrocknet, und auf fein Lager in Ruhe gebracht. Die Abkühlung wurde fo oft und fo lange vorgenommen, als die Hitze ftark und anhaltend, das Fieber heftig war, und die Haut trocken blieb. So wie die Hitze fich verminderte, wurden auch die Abkühlungen feltener gebraucht. Schwache Kranke wurden blofs mit Schwämmen in ihren Lagern abgekühlt. Brach nach der Abkühlung ein dunftartiger, erleichternder

Schweifs über dem ganzen Körper aus: so durfte die Abkühlung nicht fortgesetzt werden. In diesem Fall wurde der Kopf mit nassen, in kaltes Wasser getauchten Tüchern belegt. In den Sommermonaten wurden die Abkühlungen meistens mit Eis gemacht. Der Körper des Kranken würde mit einer Eisscholle so lange abgerieben, als es nothwendig war. — Der Vf. eröffnete die Cur meistens mit einem Brechmittel; ausserdem wurde von innerlichen Arzeneyen nichts gegeben, als eine Ptisane von Althea mit Phosphorsäure oder Kochsalz versetzt. In der nervösen Periode erhielten die Kranken Aufgüsse der Arnica, Angelica, und wurden mit warmem Wein gewaschen. Der Blutigel bediente sich der Vf., wo subjectiv eine *Diathesis phlogistica* obwaltete, die Augen geröthet erschienen, und Deliria vorhanden waren. War die erste Blutentziehung nicht hinreichend: so wurde noch eine zweyte bewerkstelligt. Einer Venäsection bedurfte Hr. *R.* niemals. Auf diese einfache, leichte und gar nicht kostspielig Behandlung, sagt Hr. *R.* S. 104, erfolgte die Genesung in den meisten und schwersten Fällen bald und leicht. Die zur Bestätigung der entwickelten therapeutischen Grundsätze mitgetheilten Krankheitsgeschichten reden dieser Behauptung nicht durchaus das Wort. Denn trotz der streng angewendeten Abkühlungsmethode, erfolgte in mehreren Fällen die Heilung entweder gar nicht, oder wenigstens nicht so schnell und leicht, wie Hr. *R.* versichert. So war der Krankheitsverlauf bey dem Chirurgen Hermann, dessen Krankheitsgeschichte als Muster für die direct antiphlogistische Methode aufgestellt wird, nicht blofs sehr langwierig, sondern der Kranke selbst in augenscheinlicher Lebensgefahr. Am 21 Juny wurde derselbe im Lazareth angesteckt, schwebte bis zum 24 in der Anlage, und kam am 26 Juny in die Behandlung. Trotz der ununterbrochen angewendeten Abkühlungen, verfiel er am 11ten Tage in das nervöse Stadium, trat den 8 July in die Reconvalescenz, gelangte aber erst am 6 August zu seiner völligen Gesundheit. Es war demnach ein sechswöchentlicher Zeitraum erfoderlich, um diesen Kranken vom Typhus zu befreyen. Rec. ist überzeugt, dafs bey diesem jungen, kräftigen Manne, der durch reichlichen Genuss von Wein und Brantwein in einer entzündlichen Anlage schwebte, eine eingreifendere antiphlogistische Behandlung die Krankheit ungleich früher gebrochen haben würde. — Noch unglücklicher war der Ausgang bey den beiden Kranken, welche die fünfte und sechste Beobachtung zum Gegenstande haben. Bey dem Schiffmann Christoph Geiger (5te Beobachtung) wurden die Abkühlungen unausgesetzt vorgenommen, ja sogar durch die Anwendung des Eises verstärkt. Das charakteristische Exanthem stellte sich vollkommen ausgebildet dar; die Krankheit schritt aber unaufhaltsam fort. Der Kopf blieb, obgleich mit einer Eishaube bedeckt, stets sehr heifs, eingenommen, das Delirium war anhaltend. Am 14ten Tage der Krankheit erfolgte der Tod. Bey der Section fand man eine ausserordentliche Überfüllung der Gefäse des Gehirns und seiner Häute mit einem schwarzen Blute. Die Blutgefäfse der weichen Hirnhaut waren so sehr mit schwarzem Blute strotzend angefüllt, dafs einzelne Blutgefäfse wie Würste auf dem Gehirn auflagen. Ein Blutgefäfs war sogar zerrissen, und hatte eine Blutergiefsung in der Hirnsubstanz verursacht. — Die sechste Beobachtung liefert ein ähnliches Resultat. Die direct antiphlogistische Heilmethode wurde in der gröfsten Intensität angewendet. Der Kranke lag in einem kalten Zimmer, der Kopf wurde beständig, der übrige Körper aber alle drey bis vier Stunden mit Schnee und Eis abgekühlt, innerlich Decoct. Alth. mit Phosphorsäure, später mit Elix. ac. Hal. gereicht. Das Exanthem zeigte sich in seiner schönsten Blüthe. Dessen ungeachtet machte die Krankheit ungestört ihren Verlauf, nahm mit jedem Tage an Heftigkeit zu. Der Kopf blieb sehr heifs, eingenommen; die Deliria traten frühzeitig ein, und vermehrten sich so sehr, dafs der Kranke in Wuth verfiel, wobey das Gesicht erhitzt war, die Augen funkelten. Diese Raserey hielt bis zum Tode an, welcher am 13ten Tage der Krankheit erfolgte. — Bey der Section fand man ein Extravasat zwischen dem Cranium und der harten Hirnhaut, und die Gefäfshaut so sehr mit schwarzem Blute angefüllt, dafs die Gefäfse wie injicirt erschienen. — Nach der innigsten Überzeugung des Rec. hätte in beiden Fällen der Tod durch zeitig angewendete, hinlänglich starke Blutentleerungen verhütet werden können. Im zweyten Fall wendete der Vf. zwar 12 Blutigel an; eine so geringe Blutentziehung, bey einer so heftigen Encephalitis, konnte aber wohl wenig nützen. Denn dafs in beiden Fällen nicht blofs Congestion des Blutes nach dem Gehirn, sondern eine ausgebildete Hirnentzündung vorhanden war, beweisen die Erscheinungen der Krankheit, und die Resultate der Leichenöffnung, zur Genüge.

Diese beiden Krankheitsgeschichten führen von selbst zu einem allgemeinen Urtheil über die neue Heilart des Hn. *R.* Wo der contagiöse Typhus in einer gelinderen Form, mit keinem sehr ausgezeichneten Hirnleiden auftritt, wird man durch diese Abkühlungsmethode allerdings im Stande seyn, die Krankheit zu besiegen. Bey nur einiger Intensität dieses charakteristischen Hirnleidens, also in den häufigeren Fällen, ist jedoch dieses Verfahren keineswegs hinreichend, die Krankheit zu brechen, die Genesung sicher und schnell zu bewirken. Sobald sich der contagiöse Typhus mit der nur einigermafsen ausgebildeten Encephalitis verbunden darstellt, vermag die alleinige Anwendung der Kälte diesen gefährlichen Procefs nicht auszugleichen. Hier bedarf es eines wirksamen Eingreifens der Kunst, wiederholter allgemeiner und örtlicher Blutausleerungen, Blasenpflaster, der Anwendung des Salpeters, der oxygenirten Salzsäure, des Liquor ammon. acet., der Mercurialien. Das von Hn. *R.* empfohlene kühle Verhalten, die kalten Überschläge, Waschungen und Begiefsungen verdienen, als ein treffliches Adjuvans der Cur, stets angewendet zu werden, besonders wo sich die Haut sehr heifs, trocken zeigt, und sich ein Exanthem

darstellt. Hierüber herrscht bey den vorzüglichsten neueren Ärzten nur Eine Stimme. Diesen Abkühlungen aber bey einer so heftigen, gefahrvollen, wandelbaren Krankheit allein zu vertrauen, verräth eine grosse Einseitigkeit und Unkenntnifs des wahren Charakters der Krankheit.

Über Hn. *R's. Theorie der Entzündung und der Exantheme*, behält sich Rec. vor, sein Urtheil zu sagen, so bald der zweyte Theil dieses Werkes erschienen seyn wird.

Die im *Anhange* mitgetheilten Untersuchungen *über die Heilung und Verhütung der Rinderpest* (Löserdürre) sind höchst schätzenswerth, und der Aufmerksamkeit der Ärzte und Polizeystellen nicht genug zu empfehlen. Die äussere Ähnlichkeit dieser Krankheit mit dem Fleckfieber liess den Vf. eine innere, wesentliche Ähnlichkeit beider Krankheitsformen vermuthen, und bestimmte ihn, seine neue Heilart auch hier zu versuchen. Der Erfolg der Abkühlungsmethode bey dieser gefährlichsten aller Epizootien war so äusserst glücklich, dass Rec. zur Nachahmung in ähnlichen Fällen nicht dringend genug auffodern kann.

In No. 19 theilt Hr. *Bischoff* die Resultate seiner Beobachtungen über das im Jahr 1813 zu Prag herrschende Nervenfieber mit. Die Krankheit wurde durch die Nähe des Kriegsschauplatzes, die dadurch verursachte Überfüllung der Spitäler mit Verwundeten und durch die häufigen Durchzüge kranker und verwundeter Krieger erzeugt. Gegen Ende Augusts im September und October fanden sich vorzüglich in den Krankenanstalten Typhöse, in den folgenden Monaten verbreitete sich die Krankheit auch in der Stadt. Zu gleicher Zeit zeigten die fieberhaften Krankheiten, besonders die gastrischen Fieber, eine grosse Neigung, den nervösen Charakter anzunehmen.

Der Vf. unterscheidet streng zwischen Typhus und Nervenfieber. Seiner Ansicht zufolge entsteht ersterer aus Ursachen, welche dem Kranken unbewusst sind; letztere sind der Folgecharakter einer anderen vorausgehenden Fieberkrankheit. Niemals will Hr. *B.* ein primäres Nervenfieber beobachtet haben. Ob sich der Typhus bloss durch ein Contagium fortpflanze, oder zugleich epidemisch herrsche, darüber ist er nicht mit sich einig, neigt sich jedoch zur letzteren Meinung. (Die angegebenen Momente, welche die prager Epidemie veranlassten, machen es höchst wahrscheinlich, dass das Contagium dabey die Hauptrolle gespielt habe. Was der Vf. für Nervenfieber hält, war, wenige Fälle ausgenommen, wohl nichts anderes, als contagiöser Typhus, der sich nur Anfangs unter einer täuschenden Form versteckte. Im ferneren Verlaufe der Krankheit ist wenigstens kein besonderer Unterschied zwischen dem contagiösen Typhus und diesem Nervenfieber aufzufinden.) Hr. *B.* zählt den ansteckenden Typhus aus denselben Gründen, wie Hr. *Reuss*, zu den exanthematischen Krankheiten, ohne jedoch das gleiche Heilverfahren zu adoptiren. Die mancherley Nüancen, welche bey dem ansteckenden Typhus bemerkt werden, die verschiedenen Formen und Grade der Krankheit, hat er mit lobenswerther Genauigkeit und Scharfsinn dargelegt, und sich hiebey als einen treuen Beobachter der kranken Natur bewährt.

Der Vf. betrachtet die Krankheit nach ihrem bald normalen, bald anomalen Verlaufe, und unterscheidet dabey vier Stadien. Nach der Verschiedenheit der leidenden Organe, offenbart sich die Krankheit im ersten Zeitraume als *Typhus catarrhalis, rheumaticus, gastricus*. Bey dem katarrhalischen Typhus, wo das (entzündliche) Leiden der Schleimhäute vorherrscht, bemerkte man vorzüglich Druck in den Stirnhöhlen, Betäubung, wüsten Kopfschmerz, stark geröthete Conjunction, Thränen, erschwerte Respiration, öfteren Husten und Auswurf eines eyweissähnlichen, mit Speichel und hellem Blute vermischten zähen Schleims. Der rheumatische Typhus zeichnete sich durch heftige und stechende Kopfschmerzen, Stiche in den Ohren, flüchtig wandernde Schmerzen in dem Brust- und in dem Bauch-Felle, schmerzhaftes Ziehen in den Extremitäten, Krampf in den Waden, Schmerzen in den Schienbeinen, Handwurzeln, Fingergelenken, allgemeine Schweisse aus. Der *Typhus gastricus* charakterisirte sich durch das Hervortreten der sogenannten gastrischen Erscheinungen. — Die Nervenfieber erkannten dieses erste Stadium nicht an. Viele Entzündungen imponirten durch die beygesellte Betäubung, Schwindel, Ohrensausen und Delirien als Typhus, und wurden häufig, zum grössten Nachtheil der Kranken, als solche behandelt. Der Vf. liess sich durch diese Erscheinungen nicht irre führen, sondern wendete mit dem grössten Erfolge reichliche Blutentleerungen an. (Zur Berherzigung jener Ärzte, welche überall nervösen Zustand und Schwäche sehen und als solche behandeln!)

Das zweyte Stadium bezeichnet der Vf. als das *nervöse*, wobey alle Krankheitszufälle auf das Streben der Nerventhätigkeit deuteten, die Function des Blutsystems zu unterdrücken. (Das Blutsystem zeigt sich in diesem Zeitraum oft in seiner grössten Activität, wo dieses die Lebhaftigkeit des Fiebers und die Heftigkeit aller Erscheinungen darthut. Diese Entgegensetzung der Nerventhätigkeit und des Blutsystems hat überhaupt keinen richtigen Sinn, und verleitet zu manchen therapeutischen Irrthümern.) Je nachdem bloss überwiegende Thätigkeit des Nervensystems, oder zugleich Sinken der Reproduction und Entmischung des organischen Stoffes vorhanden war, offenbarte sich die Krankheit als *Typhus nervosus* oder *putridus*. Bey dem ersteren traten die nervösen Erscheinungen, vorzüglich Delirien, sehr ausgezeichnet auf. Der mit diesen Delirien verbundene Zustand erhöhter oder verminderter Reizbarkeit begründete die Unterscheidung des *Typhus versatilis* und *stupidus*. Letzterer war der häufigere; mehr als zwey Drittheile der Typhösen wurden von ihm befallen. (Den Grund dieser Frequenz des *Typhus stupidus* hat der Vf. unerörtert gelassen. Rec. hat sich hierüber bereits erklärt.) Der *Typhus putridus* war unter allen der seltenste; der Vf. behandelte nur vier Fälle desselben. — Die

Nervenfieber zeigten fich in diefem Stadium in ihrer eigentlichen Geftalt. Man erkannte fie durch anfangenden Verluft des Bewufstfeyns und Delirien, die aber nie fo lebhaft, wie bey dem *Typhus verfatilis*, nie fo dumpf, wie bey dem *Typhus ftupidus*, waren. Aufserdem hatten diefe Nervenfieber die wefentlichften Zufälle mit dem contagiöfen Typhus gemein.

Der 13 Tag war in den meiften Fällen der kritifche, aber auch der gefährlichfte. Mit Ende deffelben, zuweilen fchon am 11ten, oder erft am 17ten Tage, trat gegen Abend eine ungewöhnlich ftarke Exacerbation ein, mit heifser, trockener Haut, gehobenem, wellenförmigem Pulfe, heftigen Delirien und lebhaften Augen, worauf ein allgemeiner, duftender Schweifs mit Remiffion aller Zufälle erfolgte. Auch das fogen. Nervenfieber entfchied fich zwifchen dem 13ten und 14ten Tage meiftens kritifch, jedoch fehlten dabey die reichlichen, charakteriftifchen Entleerungen durch Nafenfchleim und Auswurf. *Anomalieen* wurden in dem erften Stadium felten beobachtet, und von einer Bösartigkeit, welche am 4ten oder 6ten Tage den Tod herbeygeführt hätte, hatte der Vf. kein Beyfpiel. Im zweyten Stadium fanden die Anomalieen entweder von Seiten des Fiebers, oder durch beygefellte Localaffectionen Statt. Der katarrhalifche, vorzüglich aber der gaftrifche, felten der rheumatifche Fiebercharakter (in Widerftreit mit Hn. *Ackermanns* Behauptung) dauerte bis tief in diefes Stadium, oft bis zum 11ten Tage fort. In vielen Fällen ftieg das nervöfe Stadium zu einer oft furchtbaren Höhe. Der Puls war dabey äufserft gefchwind, klein, fchwach, zitternd; die Refpiration ängftlich, röchelnd; das Angeficht fiel ein, die Augen wurden hohl, die Nafe zugefpitzt und nebft den Ohren kalt und blau; es ftellten fich unwillkührlicher Abgang des Urins und Stuhls und convulfivifche Zufälle ein.

(*Die Fortfetzung folgt im nächften Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Erlangen*, b. Breuning: *Über eine befondere Art des übermäfsigen Monatsfluffes.* Ein Beytrag zur Diätetik und Medicin für Ärzte, Mütter und Erzieherinnen, von *Karl Hohnbaum.* 1811. 87 S. 8. (8 Gr.)

Der Vf. beftimmt diefe Schrift für Ärzte, Mütter und Erzieherinnen. Wahrlich keine leichte Aufgabe! Denn was Ärzten verftändlich ift, ift felbft bey der populärften Behandlung noch nicht Müttern und Erzieherinnen einleuchtend, und was fich für diefe eignet, ift für den Arzt überflüffig. Das Wiffenfchaftliche und Populäre fo mit einander zu verbinden, dafs Arzt und Laie es verftehen, Beide ihre Rechnung dabey finden, hat grofse Schwierigkeiten. Wir müffen aber dem Vf. die Gerechtigkeit widerfahren laffen, dafs er feine Aufgabe mit vieler Gefchicklichkeit gelöft hat. — Der Gegenftand diefer Schrift ift eine fpecielle Anomalie des periodifchen weiblichen Blutfluffes. Nachdem der Vf. Einiges über die Quelle, die Urfachen, Dauer und Menge des Blutfluffes gefagt hat, beftimmt er (S. 13) die Tendenz feiner Schrift dahin, die Conftitution und die äufseren Verhältniffe, welche vorzugsweife eine zu ftarke monatliche Reinigung bedingen, und die befondere Erfcheinung, mit welcher diefe felbft unter jenen Bedingniffen hervortritt, und welche fie zu einer eigenen Krankheitsfpecies ftempeln, etwas näher zu beleuchten. Ganz vorzüglich geeignet zur Belehrung und beherzigenswerth für Mütter und Erzieherinnen find die Äufserungen des Vfs. (§. 8) über dasjenige, was in dem Kindesalter oder in denjenigen Jahren, welche den Übergang von dem Kindesalter zu dem Alter der Pubertät ausmachen, den Grund zu einem übermäfsigen Monatsfluffe legt. Auch finden wir die Einflüffe richtig und verftändlich angegeben, welche diefe Anlage zur Entwickelung bringen. Nur hätte der Vf. bey der achten Nummer fich nicht fo allgemein ausdrücken follen. Geiftige Getränke und gewürzhafte Speifen können bey folchen Subjecten oft fehr heilfam feyn, und dem Ausbruche eines zu ftarken Blutfluffes vorbeugen. Was der Vf. (S. 26) über die Unfruchtbarkeit bey Perfonen, die an diefem Übel leiden, fagt, ift gar nicht unwahrfcheinlich. Aufser den gewöhnlichen Gründen der unter diefen Umftänden ftattfindenden Unfruchtbarkeit, hat diefe vielleicht ihren Grund auch darin, dafs dem Ovulum, wenn je eine Empfängnifs unter diefen Umftänden möglich ift, der zu feiner Ausbildung nöthige Nahrungsftoff gebricht, und es zu einer Zeit aus dem Muskelbehälter ausgeworfen wird, wo es dem Auge noch gar nicht, oder doch kaum bemerkbar ift. Diefs fcheint darum eine nicht ganz unwahrfcheinliche Vermuthung, weil denn doch Frauen bisweilen fchwanger werden, aber fchon in den erften Monaten nach der Empfängnifs fehl gebären.

Die nähere Urfache diefes Krankheitszuftandes ift dem Vf. eine den Normalgrad überfchreitende, zu grofse Abfonderungsthätigkeit der Gebärmuttergefäfse, welche wieder von ungleicher Vertheilung oder von innormaler Erhöhung des Senfibilitätsprincips bedingt ift (S. 33). Rec. glaubt, dafs nicht immer bey diefer Erfcheinung die Abfonderungsthätigkeit erhöht ift. Diefe Thätigkeit kann oft fehr vermindert feyn, und doch ein vermehrter Blutflufs Statt finden, bey grofser Erfchlaffung der Gebärmuttergefäfse.

Was der Vf. über den Zufammenhang des Senfibilitätsprincips mit der Affimilation und der Secretion des Menftrualbluts aus der Gebärmutter fagt, ift durch fo viele Belege aus der Erfahrung erläutert, dafs es auch dem Laien einleuchten mufs. Nur hätte Rec. gewünfcht, dafs der Vf., der feine Schrift doch auch für Mütter und Erzieherinnen beftimmt, fich nicht immer der Kunftausdrücke bedient hätte, ohne wenigftens den deutfchen Namen hinzuzufetzen, oder fie unter dem Texte zu erläutern. Auch findet die Bemerkung des Vfs., dafs, wie erhöhte Seelen - und Nerven - Action gewöhnlich mit Störungen im Proceffe der Ernährung zufammentreffen, umgekehrt diefe Störungen wiederum eine Erhöhung jener Kräfte zur Folge haben, wohl nur eine fehr befchränkte Anwendung, da in den meiften Fällen eines geftörten Affimilationsproceffes eine Verminderung und Verftimmung der Seelenaction Statt findet. Der Vf. fcheint diefes felbft gefühlt zu haben, wie der darauf folgende Paragraph beweift. Aus dem Wechfelverhältniffe zwifchen dem Syfteme der Senfibilität auf einer, der Affimilation und Secretion auf der anderen Seite, glaubt der Vf. leicht die Entftehung der in Rede ftehenden Krankheitsform ableiten zu können. Die Anlage befteht in einem Vorwalten der Action des Nervenfyftems über die der Affimilation. Kommen nun zu diefer Anlage eine oder mehrere der angeführten Schädlichkeiten hinzu: fo wird das Mifsverhältnifs diefer Syfteme immer mehr befördert, bis diefe Trennung endlich als Krankheit hervortritt. Die Action des Nervenfyftems bekommt eine falfche Richtung, und die der Affimilation geht des natürlichen und heilfamen Einfluffes derfelben verluftig. Der Rückwirkung diefer auf jene gebricht die nöthige Kraft, und die Natur verfchwendet ihre Kräfte in normwidrigen und krankhaften Secretionen. — Nun geht der Vf. zu dem therapeutifchen Verfahren über, welches einen tiefen Blick in das Innere und Wefentliche feines Gegenftandes verräth.

J. M. PF.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1815.

MEDICIN.

Fortſetzung der in der J. A. L. Z. No. 206, 207, und in den Ergänzungsblättern No. 49, 59, und No. 75, 76 des Jahrgangs 1814. angefangenen, und im vorigen Stück abgebrochenen Kritik der neueſten Schriften

„über den contagiöſen Typhus."

Nach den ſich hinzugeſellenden Localaffectionen unterſcheidet Hr. *Biſchoff* einen *Typhus encephaliticus, pharyngiticus, pneumonicus* und *enteriticus.* Ungewöhnliche Schwere des Kopfes und Betäubung waren zwar bey jedem Typhus vorhanden, und deuteten auf Affection des Gehirns. Eine wahre Entzündung dieſes Organs nimmt jedoch der Vf. nur da an, wo der Verein aller charakteriſtiſchen Erſcheinungen ihre Exiſtenz bezeichnet. Inzwiſchen iſt es ihm wahrſcheinlich, daſs bey den meiſten Typhis ein *entzündungsähnlicher* Zuſtand vorhanden ſey, der nur in manchen Fällen zur wirklichen Entzündung geſteigert werde. Beide, glaubt er, dürften ſich zu einander verhalten, wie *Catarrhus pulmonum* zur Peripneumonie. — Die Verbindung der *Pharyngitis* mit dem contagiöſen Typhus, welche der Vf. zuerſt in dieſer Epidemie kennen lernte, iſt nach der hier gegebenen Schilderung eine der furchtbarſten. Am ſechſten oder achten Tage klagten die Kranken plötzlich über erſchwertes Schlingen. Bey der Unterſuchung des Halſes zeigte ſich an beiden Seiten des Gaumenſegels mit mäſsig brennendem Schmerze, der den Gaumenbogen und die hintere Wand des Rachens einnahm, eine bläulicht ſchwarze, von dunkeln, purpurrothen Rändern begrenzte Entzündung, ohne Geſchwulſt und ohne Geſchwüre. Das Schlingen wurde dadurch bald ſo erſchwert, daſs die Kranken innerhalb zwölf Stunden kein Getränk, trotz des brennenden Durſtes, keine noch ſo kleine Gabe von Arzeney mehr zu ſich zu nehmen vermochten, ſondern ſich mit der letzten Kraft dagegen ſträubten. Am folgenden Tage trat unter heftigen, ſtinkenden, klebrigen Schweiſsen, unbewuſstem Abgange der Excremente und ſchwarzen Petechien, vollkommene Lähmung der Schling- und Sprach-Organe ein; — daher Stummheit und nur bittende Geberde, ihnen nichts mehr zu reichen. Der Puls wurde zitternd, klein, ſchwach, ausſetzend. Am dritten Tage erfolgte der Tod. — Auch die Verbindung der Pneumonie mit dem Typhus erfoderte die gröſste Berückſichtigung. Man erkannte dieſe Complication am ſicherſten durch den Schmerz und den Huſten, bey dem verſuchten tiefen Einathmen. Wurde dieſer Zuſtand überſehen, oder nicht richtig behandelt: ſo erfolgte bey der Entzündung einer gröſseren Lungenfläche der Tod, bey einer kleineren, Schwindſucht. — Die Enteritis wurde im erſten Zeitraum, oft zum gröſsten Nachtheil des Kranken, mit Typhus verwechſelt, und incitirend behandelt. Im zweyten Stadium trat ſie nicht ſelten zu dem Typhus hinzu, und charakteriſirte ſich durch einen fixen, keine Berührung duldenden Schmerz im Unterleibe, mit eigenen, angſtvollen Geſichtszügen, und Verzerrung bey der Berührung.

Die von Hn. *B.* empfohlene Heilmethode ſchwebt zwiſchen der kühlenden und reizenden in der Mitte. Im erſten Zeitraum verfährt er aber antiphlogiſtiſch, indem er hier einen mehr entzündlichen Genius der Krankheit annimmt. Der ſogen. gaſtriſche Typhus wurde wie ein gaſtriſches Fieber, mit ausleerenden, der rheumatiſche und katarrhaliſche Typhus mit kühlenden, diaphoretiſchen Mitteln behandelt. Um der Betäubung, der Schwere und Eingenommenheit des Kopfes zu begegnen, wendete Hr. *B.* kalte Umſchläge auf dem Kopfe, und Blutigel an die Schläfe und hinter die Ohren geſetzt, an. Mit dieſem Verfahren war er in den meiſten Fällen glücklich, und glaubt dadurch mancher Gehirnentzündung vorgebeugt zu haben. — Die intercurrirenden Entzündungskrankheiten behandelte er durchgehends antiphlogiſtiſch, und ging von dieſer Methode nicht eher ab, bis ſich der nervöſe Charakter deutlich entwickelte, was jedoch meiſtens unterblieb. Sehr treffend, und mit der Überzeugung des Rec. ganz übereinſtimmend, ſagt er bey dieſer Gelegenheit (S. 46): „Was die empfohlene Mäſsigkeit der Blutentziehungen bey Entzündungen während einer typhöſen Epidemie betrifft: ſo glaube ich, daſs jeder Arzt Blutentziehungen nur dann, und in dem Maſse, anwenden werde, als es die Wichtigkeit des afficirten Organs, und der Grad der Entzündung erfodern. Verabſäumung derſelben führt zum Tode, oder zum ſiechen Leben; daher konnte mich Furcht vor künftigem Übel, da wo ein gegenwärtiges drohte, von wiederholten Blutentziehungen nicht abhalten." — Bey dem zweyten, ſogenannten nervöſen Stadium empfiehlt er die incitirende Methode. Seine Indication ging dahin, den Aufruhr des Nervenſyſtems zu beſänftigen, und die deprimirte Thätigkeit des Blutſyſtems aufzurichten. (Die Kriterien zur

Erkenntniſs dieſes Zuſtandes ſind gröſstentheils ſehr unſicher. Denn oft iſt der Puls klein, ſehr ſchnell, unterdrückt, die ſogen. nervöſen Erſcheinungen ausgezeichnet zugegen, und deſſenungeachtet keine wahre Depreſſion der arteriellen Thätigkeit vorhanden. Dieſe Erſcheinungen bezeichnen oft nichts anderes, als die fortſchreitende Encephalitis, wobey jedes reizende Verfahren offenbar nachtheilig iſt. Dieſer Fall wird bey dem ſogen. *Typhus ſtupidus* nicht ſelten wahrgenommen. Die unbedingte Empfehlung des reizenden Verfahrens in dieſem Zeitraum der Krankheit kann daher Rec. nicht gutheiſsen.) Der mit Localaffectionen verbundene Typhus erfodert meiſtens das antiphlogiſtiſche Verfahren. Bey dem *Typhus encephaliticus* erwieſen ſich Blutigel, Calomel und Eisumſchläge auf den Kopf ſehr heilſam. Bey der Complication mit Pharyngitis wurden erweichende Mittel, Blutigel, Veſicatorien und Sinapismen angewendet; zuweilen folgte einige, jedoch nur vorübergehende Erleichterung. Hr. *B.* war nicht ſo glücklich, einen einzigen dieſer Kranken zu retten. Unter 94, innerhalb drey Monate behandelten Typhöſen wurden vier Kranke ein Opfer dieſer bösartigen Complication. (Rec. würde bey dieſem gefahrvollen Zuſtande das Meiſte von reichlichen topiſchen Blutentleerungen und ſtarken Gaben des verſüſsten Queckſilbers erwarten.)

Zur Beſtätigung der entwickelten Grundſätze theilt Hr. *B.* eine Reihe nicht unintereſſanter Krankheitsgeſchichten mit, welche ſich über alle abgehandelten Formen des Typhus verbreiten. Die Ordinationen ſind zum Theil gar zu complicirt.

Die wohlgerathene Schilderung der verheerenden Epidemie, welche zu Torgau geherrſcht hat, von Hn. Dr. *Richter* (No. 20), wird man allgemein mit dem gröſsten Intereſſe leſen. Mit Recht bezeichnet der Vf. dieſelbe als die Blüthe des in den Jahren 1813 und 1814 durch ganz Europa verbreiteten contagiöſen Typhus. Um dieſe Behauptung zu rechtfertigen, bedarf es bloſs der Mittheilung einiger charakteriſtiſcher Züge aus dieſem ſchauderhaften Gemälde. — Schon im Januar 1813 herrſchte zu Torgau unter dem ſächſiſchen Militär eine, jedoch nicht bösartige Typhus-Epidemie. Im October wurde die Feſtung von den ſächſiſchen Truppen verlaſſen, und von einem zahlreichen franzöſiſchen Armeecorps beſetzt; ſpäter brachte man alle Lazarethe aus Dresden und der umliegenden Gegend nach Torgau. Durch dieſe zuſammengedrängte Menſchenmaſſe wurde der Raum in der kleinen, nur 5000 Einwoher zählenden Stadt auſserordentlich beengt. Faſt alle öffentlichen Gebäude muſsten zu Lazarethen eingerichtet werden, und reichten doch nicht hin, um alle Kranken, deren Zahl ſich ſchon auf 6000 belief, zu faſſen. Aus mehreren Privathäuſern, ja zuletzt ſogar aus ganzen Straſsen, ſah man ſich genöthigt, die unglücklichen Einwohner zu vertreiben, und ſie in Lazarethe zu verwandeln. Schon zu jener Zeit wüthete in allen dieſen Lazarethen ein bösartiger, faulichter Typhus, und richtete groſse Verwüſtungen an. Wenigſtens ein Drittel aller daran Erkrankten, und unter dieſen viele franzöſiſche Ärzte und Wundärzte, wurden ein Opfer der Seuche. Nach der Schlacht von Dennewitz begaben ſich noch das dritte und ſiebente franzöſiſche Armeecorps, und zu gleicher Zeit das groſse franzöſiſche Hauptquartier aus Dresden in die Feſtung. Hiedurch wurden wenigſtens noch 10,000 Mann, und 5000 Pferde in die Stadt geworfen. Als die Feſtung von den preuſſiſchen Truppen immer enger eingeſchloſſen, und nach der Schlacht von Leipzig förmlich belagert wurde, verbreitete ſich die Seuche auch auf die Einwohner, und ganz Torgau glich einem groſsen, mit Kranken überfüllten Lazareth. Die eigentlichen Lazarethe wurden jetzt wahre Höhlen des Jammers. Kaum konnten ſie die groſse Zahl der Kranken, die ſich wenigſtens auf 12,000 belief, mehr faſſen. Es fehlte an allen nöthigen Bedürfniſſen, beſonders an der gehörigen Ordnung und Aufſicht. Umſonſt verſuchte der Commandant der Feſtung, der edle Graf *v. Narbonne*, dieſem Übelſtande abzuhelfen; er wurde ſelbſt ein Opfer ſeiner menſchenfreundlichen Bemühungen. Die Unſauberkeit nahm bald ſo überhand, daſs die Kranken ſich in ihrem eigenen Unrath wälzten, und bey lebendigem Leibe verfaulten. Die Todten blieben häufig Tage lang bey ihren noch lebenden Cameraden, nicht ſelten ſogar in dem nämlichen Bette liegen. Kein Wunder alſo, daſs die Sterblichkeit bald alle Grenzen überſtieg, und allein im Monat November 8000 Kranke dahingerafft wurden. — Nicht minder traurig war der Zuſtand, in welchem ſich die Stadt befand. Alle Privathäuſer waren mit Kranken überfüllt; auf allen Straſsen begegnete man Leichenzügen, fand man Leichname von Pferden und Soldaten. Die Kranken, in den Anfällen eines wüthenden Deliriums, oder um dem grenzenloſen Elende in den Lazarethen zu entgehen, verlieſsen dieſe in Menge, und durchirrten die Straſsen und Plätze der Stadt. Einige von dieſen ſtarben auf offener Straſse, oder verkrochen ſich in abgelegenen Orten, und verſchmachteten hier unbemerkt und hülflos. Die Caſernen, Wacht- und Block-Häuſer glichen alle wahren Krankenhäuſern. Die ganze Garniſon war krank; kaum konnte man die nöthigen Wachen beſetzen, und man ſah Schildwachen auf ihren Poſten todt umſinken. — Kein Alter, Geſchlecht, und kein Stand blieb von der Seuche verſchont, und auch unter den Bewohnern der Stadt wüthete ſie auf das ſchrecklichſte; in wenigen Wochen ſtarben 600 der Letzteren. Ganze Familien wurden durch die Epidemie aufgerieben, und faſt eine jede hatte den Verluſt eines ihrer Mitglieder zu beweinen. Angſt und Schrecken ſtiegen daher bald auf das Höchſte, alle bürgerlichen Gewerbe in der Stadt hörten auf, und ſelbſt die Kaufläden, Apotheken und Magazine wurden geſchloſſen. Bis zu Anfang Decembers vermehrte ſich die Anzahl der Kranken unaufhörlich, und in den Lazarethen ſtarben täglich über 300 Menſchen. Erſt gegen Ende des Decembers ver-

minderte fich die Epidemie, und nahm an Bösartigkeit ab, wozu die eingetretene Kälte das Meifte beytrug. — Vom 1 Sept. 1813 bis zur Übergabe der Feftung (den 10 Jan. 1814) waren 680 Einwohner, und faft 30,000 Franzofen durch diefe Seuche dahin gerafft worden. Der Zuftand, in welchem die Stadt nach der Übergabe gefunden wurde, war zurückfchreckend und empörend. Ein höchft widerlicher Geruch erfüllte diefelbe allgemein; in allen Gräben der Feftung, ja auf offener Strafse, lagen todte, halb von Menfchen verzehrte Pferde und vermoderte Kleidungsftücke. Ein allgemein verbreiteter Unrath der fchlimmften Art thürmte fich an manchen Orten zu hohen Bergen auf. Auf allen Strafsen wanderten haufenweife franzöfifche bleiche Schattengeftalten, wahre Bilder des Todes umher. Das Innere der Privathäufer war in einem Grade verunreinigt, der allen Glauben überftieg. Die Lazarethe ftellten wahre Cloaken dar. In manchen Krankenzimmern konnte man vor Koth die Thüren kaum öffnen, mufste in diefem bis an die Knie waden, und über Leichname wegfchreiten, um zu den noch Lebenden zu gelangen. Durch das Bombardement waren alle Fenfter zerfprengt worden, und dabey weder Holz vorhanden, noch die Öfen in einem heizbaren Zuftande. Die Unglücklichen, nur fehr fchlecht mit warmen Bedeckungen verfehen, lagen daher wie auf offener Strafse, und erfroren Hände und Füfse.

Die torgauer Epidemie zeigte fich entweder als wahrer contagiöfer Typhus, oder als ein colliquativer, ruhrartiger Durchfall. Das letztere Übel kam bey den franzöfifchen Soldaten häufiger als der Typhus vor, und raffte auch mehr Menfchen hinweg. Die Krankheit zeigte fich entweder als eine wahre acute Ruhr, oder als ein chronifcher ruhrartiger Durchfall. Die durch Hunger und Strapatzen erfchöpften, an und für fich fchwächlichen neu confcribirten franzöfifchen Soldaten waren demfelben vorzüglich unterworfen. Dagegen zeigte fich der Typhus vorzugsweife bey ftarken, gut genährten Individuen. Die *entzündliche Periode* war dabey oft fehr in die Augen fallend. Nicht felten ftellte fich fchon in den erften Stunden der Fieberhitze ein heftiges Irrereden ein, welches fpäter niemals fehlte, und zuweilen in wahre Tobfucht überging. Der Kranke fchlug dann mit grofser Kraft um fich, konnte von den ftärkften Männern nicht gehalten werden, und hatte befonders eine grofse Neigung, ins Waffer zu fpringen. — Die *faulicht-nervöfe Periode* trat bald fchneller, bald langfamer ein, war mit den Erfcheinungen grofser Entkräftung und mit der *diathefis putrida* verbunden. Man bemerkte dabey einen Verein von Nervenzufällen, ja einmal fogar eine *Hydrophobia fpontanea.* Rückfälle kamen felten vor; häufiger wurde aber, nach gänzlicher Wiedergenefung, das nämliche Individuum von Neuem vom Typhus, und zwar durch unmittelbare Ansteckung, befallen. (Gegen die Behauptung des Hn. *Reufs*, welcher von einer wiederholten Ansteckung beym Typhus nichts wiffen will.) Als befonderer *Anomalieen* gedenkt der Vf. der katarrhalifch-rheumatifchen, entzündlichen, gaftrifchen, fchleimichten und nervöfen Form. Letztere war die häufigfte von allen. Die Kranken fühlten fich fogleich äufserft entkräftet, fanken von einer Ohnmacht in die andere, verfielen in Typhomanie und Krämpfe. Hier hatte das Übel oft eine ungemein grofse Bösartigkeit und tödtete fchon in den erften Tagen der Krankheit. In einzelnen Fällen trat mit diefem nervöfen zugleich ein faulichter Zuftand in den erften Stunden der Krankheit ein. Petechien, die fehr grofs wurden und fich fchwarz färbten, oder ein ftarker, weifser Friefel-Ausfchlag, brachen zuweilen fchon in den erften 24 Stunden aus, und verbanden fich mit colliquativen Blutungen, vorzüglich aus der Nafe und dem After. Einige wenige Kranke diefer Art bekamen wahre *Anthraces*, Karbunkeln oder Parotiden, die fchnell in Brand übergingen; andere den wahren, immer weiter fortkriechenden Brand an den Händen, Füfsen, oder der Nafenfpitze. Ein fchneller Tod, oft fchon vor dem vierten Tage, war dann unvermeidlich, und die Krankheit hier offenbar peftartig.

Beiden Formen der Krankheit, fowohl dem ruhrartigen Durchfalle, als dem eigentlichen Typhus, lag ein und das nämliche Contagium, welches durch die befonderen Verhältniffe Torgaus erzeugt worden war, zum Grunde. Kranke, welche mit dem ruhrartigen Durchfalle behaftet waren, theilten unmittelbar den Typhus mit, und fo umgekehrt. — Nach der Behauptung des Vfs. beftätigte die torgauer Epidemie den für die Behandlung höchft wichtigen Grundfatz, dafs man den Typhus niemals auf eine directe, unmittelbare Art zu heilen, ja nicht einmal feinen gewöhnlichen normalen Verlauf zu verkürzen vermöge. Der Organismus allein fey im Stande, dem weiteren verderblichen Fortkeimen des Miasma Grenzen zu fetzen, daffelbe kräftig auszuleeren, oder feine fernere Einwirkung auf den Körper wenigftens unfchädlich zu machen. Aus diefem Grunde fpricht der Vf. der fogenannten exfpectativen Methode hier fehr das Wort. Nichts defto weniger ift Hr. *R.* bey der Bekämpfung des Typhus nicht minder activ, als alle feine Vorgänger. (Rec. hält diefen Grundfatz überhaupt für irrig. So gut wie bey jeder anderen Krankheit, läfst fich auch der Verlauf des Typhus durch ein paffendes Eingreifen der Kunft abkürzen. Es wäre in der That fehr traurig, wenn jeder Typhuskranke nicht blofs das entzündliche, fondern immer auch noch das nervöfe, oder gar das faulige Stadium überwinden müfste.)

Zur *Heilung* des ruhrartigen Durchfalls war nichts fo wirkfam, als die Regulirung einer paffenden Diät. Mit den reizenden Mitteln mufste man äufserft vorfichtig feyn, indem diefelben, namentlich der Mohnfaft, den Zuftand oft fehr verfchlimmerten. Diefes Übel hatte überhaupt den Charakter einer bald acuten, bald chronifchen Entzündung der Gedärme Schleimichte Mittel, Klyftiere von Amylum mit Opium.

Blasenpflaster, Einreibungen der Quecksilbersalbe, waren am wohlthätigsten. Brech-, zum Theil auch Abführungs-Mittel erwiesen sich in mehreren Fällen äusserst wirksam zur Verhütung der Krankheitsentwickelung; nur mussten sie zeitig genug angewendet werden. Starke schweisstreibende Mittel wurden zu dem gleichen Behufe ohne Erfolg versucht. Den dritten, sogenannten entzündlichen Zeitraum der Krankheit behandelte Hr. *R.* rein antiphlogistisch. Salpeter, abführende Mittel, Salmiak u. s. w. wurden mit dem grössten Vortheil gereicht. Topische Blutentleerungen konnten hiebey nicht entbehrt werden. Reizende Mittel jeder Art zeigten sich auffallend nachtheilig. Auch äussere Reizmittel, Vesicatorien und Sinapismen, in der Absicht angewendet, um von den oberen Theilen abzuleiten, vermehrten ohne Ausnahme den Orgasmus im Circulationssystem, und disponirten zur Ausbildung des kalten Brandes in der späteren, faulichten Periode. Eben so nachtheilig wirkten in diesem Zeitraum der Krankheit die *kalten Übergiessungen.* Einigemal beobachtete der Vf. darauf schlagflüssige Zufälle und einen schnellen Tod; niemals wurde das Übel dadurch gleichsam abgeschnitten (wie die Lobredner rühmen). Der nervöse Zeitraum trat vielmehr stärker hervor, und es entstand vielfältig Brand an den unteren Extremitäten. (Zur Beherzigung für alle diejenigen, welche die kalten Begiessungen so einseitig und unbedingt bey dem contagiösen Typhus empfehlen.) Auch in der faulichten Periode erfoderte die Anwendung der Reizmittel die grösste Behutsamkeit. Die Vesicatorien und Sinapismen wirkten offenbar nachtheilig, so lange noch Orgasmus in dem Gefässsystem Statt fand. Mehrere Kranke verfielen auf ihren Gebrauch in die bedeutendsten Nervenzufälle; auch ging die durch sie erregte Hautentzündung leicht in Brand über. Eben so nachtheilig wirkten die Brechmittel; sehr eindringend warnt der Vf. davor, sich durch die gewöhnlichen gastrischen Erscheinungen nicht zur Darreichung dieser Mittel bestimmen zu lassen. Dieser Zustand des Gastricismus scheint dem Typhus eigenthümlich zu seyn, und Brechmittel hier vorzugsweise verkehrt und nachtheilig zu wirken. (Ganz mit den Erfahrungen des Rec. übereinstimmend.)

Der *anomale* Verlauf des Typhus machte manche Modificationen in der Behandlung nöthig. Bey der katarrhalisch-rheumatischen Form der Krankheit erwies sich die diaphoretische Methode besonders wohlthätig. Die entzündliche Form erfoderte ein kräftiges antiphlogistisches Verfahren. In der Privatpraxis begann die Krankheit in einigen Fällen mit so stürmischen Erscheinungen, dass dagegen allgemeine Blutentleerungen angewendet werden mussten. Das Blut hatte hier eine ächt entzündliche Beschaffenheit, alle Zufälle verminderten sich schnell darauf, und die nervöse Periode trat nicht so stark hervor, wie dieses unausbleiblich der Fall war, wenn man unter solchen Umständen die Blutentziehung versäumt hatte. Die kalten Übergiessungen ersetzten hier die Aderlässe keineswegs, wirkten vielmehr sehr nachtheilig. Bey der *gastrischen* Form, wozu die torgauer Epidemie eine entschiedene Tendenz hatte, wurde die Krankheit ganz wie ein gastrisches Fieber, durch Salmiak, Brech- und Abführungs-Mittel, behandelt. Die *nervöse* Form foderte die Unterscheidung der sogenannten irritablen von der torpiden Schwäche. Bey der ersteren, welche dem entzündlichen Zustande sehr nahe stand, musste man mit den Reizmitteln sehr behutsam seyn. Hier passten vorzüglich Säuren, der Campher, seltener das Opium. Die sogenannte torpide Schwäche erheischte die Anwendung der aller kräftigsten excitirenden Mittel. Hier zeigten sich die kalten Übergiessungen sehr heilsam. Ein enorm stinkender starker Durchfall musste zwar gemässigt, aber nicht gestopft werden. Es wurden dadurch viele schadhafte Stoffe ausgeleert. Der damit verbundene, auf Darmentzündung hindeutende Meteorismus machte nicht selten den Gebrauch der Blutigel nöthig. *Starke Blutflüsse aus der Nase* waren zuweilen, selbst beym hervorstechendsten faulichten Zustande, kritisch, und durften nicht unbedingt gestopft werden (gewiss eine sehr merkwürdige Erscheinung, welche sich mit der gewöhnlichen Ansicht von dem Typhus, als einer asthenischen Fieberform, nicht wohl reimen lässt.) Die *Complicationen* des Typhus mit örtlichen Affectionen erfoderten die grösste Aufmerksamkeit. Entzündliche Gehirnaffectionen, ein in den Lazarethen seltener, in der Privatpraxis aber, zumal gegen das Frühjahr, häufiger Fall, mussten mit Blutausleerungen behandelt werden. Kein anderes Mittel, am wenigsten die kalten Übergiessungen, konnten dieselben entbehrlich machen. Bey sehr vollsaftigen Constitutionen waren selbst Aderlässe nöthig; meistens kam man jedoch mit Blutigeln aus. Pneumonie war eine häufig beobachtete Complication, und erfoderte allgemeine und örtliche Blutentleerungen. Dieses war sogar der Fall, wenn sie sich in der späteren Krankheitsperiode, am 7ten oder 10ten Tage, ausbildete. Der Vf. hält es überhaupt für eines der schädlichsten Vorurtheile, den späteren Zeitraum des Typhus als eine unbedingte Gegenanzeige der Blutausleerungen zu betrachten. (Eine von allen Ärzten zu beherzigende Bemerkung!) Auch bey der Enteritis, womit sich der Typhus sehr häufig complicirte, durften die topischen Blutentziehungen nicht versäumt werden. Dieses gilt sogar von der nervös-faulichten Periode, wo Blutigel allein im Stande waren, den tödtlichen Ausgang in Brand zu verhüten. Hievon durfte man sich durch den kleinen, krampfhaft zusammengezogenen Puls und die Kälte der Extremitäten nicht abhalten lassen. Über die *Prophylaxis* und *Vorbeugung* der Epidemie sagt der Vf. sehr viel Lehrreiches, was wir jedoch mit Stillschweigen übergehn müssen, um diese Anzeige nicht über die Gebühr auszudehnen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1815.

MEDICIN.

Beschluss der in der J. A. L. Z. No. 206. 207, *und in den Ergänzungsblättern No.* 49—53 *und No.* 75. 76 *des Jahrgangs* 1814 *angefangenen, und im vorigen Stück abgebrochenen Kritik der neuesten Schriften „über den contagiösen Typhus."*

Wir kommen auf die Schrift des Hn. D. *Eisenlohr* (No. 21). Im November und December des Jahres 1813 herrschte in dem Militärhospitale zu Carlsruhe ein Nervenfieber, über dessen Charakter Hr. Dr. *Eisenlohr* einige, nicht uninteressante Bemerkungen mittheilt. Die Krankheit trat unter den gewöhnlichen Erscheinungen auf. Die Delirien standen mit den häufig wahrgenommenen Durchfällen in einem deutlichen Wechselverhältnisse, so dass dieselben eintraten, wie die Durchfälle gestillt wurden, und bey ihrem Wiedererscheinen verschwanden. Gegen den 5ten bis 7ten Tag zeigte sich ein frieselähnlicher Ausschlag, mit deutlichem Nachlasse aller Zufälle. Bey unempfindlichen, phlegmatischen Personen nahm die Krankheit öfters einen ungünstigen Verlauf, es traten nervöse, ja sogar Zufälle der Lähmung ein. Hier erfolgte der tödiltche Ausgang oft durch allmählich eintretende Lähmung des Gehirns. Bey der Section der auf diese Art Verstorbenen fand man in der Regel keine besonderen Veränderungen, ausser dass die Gefässe des Kopfes von Blute strotzten, und sich etwas mehr Wasser wie gewöhnlich in den Hirnkammern befand. (Dieses dient zum Beweis, dass diesem sogenannten lähmungsartigen Zustande keine Nervenschwäche, vielmehr ein, sich sogar bis zur Apoplexie steigender Orgasmus des Blutes in dem Gehirn zum Grunde lag.) Ein anderer, sehr häufiger Ausgang war der in Wassersucht. Alle Höhlen des Körpers waren einer Wasseransammlung unterworfen; die der Hirnhöhlen und des Rückenmarks bildeten sich jedoch am schnellsten, waren am unordentlichsten, und tödteten plötzlich durch Apoplexie. Sie entstand bey den anscheinendsten Zeichen des Besserbefindens, bey vollem Bewusstseyn des Kranken, und bey einem ganz normalen Pulse. Kranke, bey denen sich das Exanthem nicht gehörig entwickelt, und keine kritischen Erscheinungen ereignet hatten, waren dieser Art von Wassersucht am meisten ausgesetzt. Das Eintreten einer heftigen Kälte mit Nordostwinden schien gleichfalls dazu beyzutragen. Bey der Section solcher Personen fand man jedesmal zwischen der *Pia mater* und dem Gehirn, theils in den Gehirnhöhlen, besonders um das kleine Gehirn und um die anhängende *Medulla spinalis*, 2 bis 3 Unzen einer hellen Flüssigkeit. Die Gefässe des Gehirns waren mit ausserordentlich viel Blut angefüllt, die *Plex. chorioidei* geröthet, aufgelockert, und man glaubte mit blossem Auge die Lymphe führenden Gefässe darin zu bemerken. Eigentliche Entzündung der Hirnhäute war nicht wahrzunehmen. (Dass die Wassersucht hier nur eine Folge, ein Ausgang der in dem Gehirn gesetzten Entzündung war, ist wohl nicht zu verkennen. Auf ähnliche Weise bildet sich der sogenannte *Hydrops acutus* bey Kindern.) Die Sterblichkeit durch dieses Nervenfieber war nicht sehr bedeutend; die Zahl der Gestorbenen zu den Genesenen verhielt sich wie 1 zu 25. — Im Anfang der Krankheit verfuhr der Vf. diaphoretisch, und suchte die Stuhlausleerung zu unterhalten. Bey starken Congestionen des Blutes nach dem Kopfe und tobenden Delirien wurden Blutigel an die Schläfe gesetzt. War dieses fruchtlos: so liess Hr. *E.* die Haare in der Gegend des kleinen Gehirns abrasiren, und ein Vesicatorium auflegen. Die Delirien verschwanden hierauf oft wie durch einen Zauberschlag.

No. 22. Eine Auffoderung des k. schleswig-holsteinischen Sanitätscollegium bestimmte Hn. Prof. *Weber* zur Bekanntmachung dieser *Bemerkungen*. Im Anfang des J. 1814 wurde ein ansteckender Typhus in Kiel und der umliegenden Gegend allgemein; die Ansteckung ging zuerst von den schwedischen Militär-Hospitälern aus. In den ersten sieben Tagen hatte die Krankheit einen mehr katarrhalischen, nicht auffallend entzündlichen Charakter. Ein Brechmittel aus Ipecacuanha, kleine Gaben von Spirit. Mindereri, zeigten sich dabey am wohlthätigsten. Alle schon frühe mit flüchtigen Reizmitteln Behandelten verfielen später in einen gefährlichen, soporösen Zustand. Nasenbluten war in dieser ersten Periode selten kritisch. Ein bestimmtes Exanthem konnte trotz der sorgfältigsten Untersuchung nicht entdeckt werden. Das spätere Abgehen der Oberhaut auf der Zunge und den übrigen inneren Theilen des Mundes und des Rachens, so wie das förmliche Abschilfern der ganzen äusseren Oberhaut, deutete jedoch auf die Existenz eines Exanthems in den früheren Zeiträumen der Krankheit. Am 7ten Tage erfolgte oft eine unvollkommene Krise durch Schweiss. Wo sie erleichterte, stellte sich am 14ten Tage eine vollkommene Schweisskrise ein, worauf die Reconvalescenz eintrat. Wo die Vorkrisen

fehlten, waren die zweyten fieben Tage die gefahrvolleften, und unter diefen vorzüglich der 9te und 13te Tag. Vom 8ten Tage an wirkte ein kräftigeres Heilverfahren, jedoch mufste man mit ftarken Reizmitteln fehr behutfam feyn. Campher, Arnica, Serpentaria, Spirit. Sal. dulc., zeigten fich hier als die bewährteften Heilmittel. — Nur einmal beobachtete der Vf. einen wirklich putriden Zuftand bey diefem Typhus; durch den Gebrauch von Arnica und Spirit. Sal. acid. in grofsen Gaben wurde der Kranke gerettet. Der Wein that befonders in den Morgenftunden wohl; nur fträubten fich die meiften Kranken gegen feinen Gebrauch. (Unftreitig zu ihrem Heil; nach Rec. Erfahrung ift der Wein im Verlaufe des gewöhnlichen Typhus faft immer fchädlich.) In zwey fchwedifchen Hofpitälern litten die Typhöfen an Durchfall und Gelbfucht; ungefähr 40 Kranke lagen gleichmäfsig an diefem Übel danieder. Die Krankheit begann mit Schauder, Froft mit abwechfelnder trockener Hitze, vollem ftarkem Pulfe, Durft, Schlaflofigkeit und nächtlichen Phantafieen. Diefe Erfcheinungen verftärkten fich am zweyten Tage, und es gefellte fich ihnen noch grofse Muskelfchwäche, Schmerz in der Milz- und Leber-Gegend, Befchwerde auf der rechten Seite zu liegen, bey. Am Abend des dritten Tages erfolgten fchwarze Öffnungen, etwas Nafenbluten aus dem rechten Nafenloche, ohne Erleichterung, gelbe Farbe und Schweifs am Kopfe, Hals und Bruft. Den fünften Tag waren alle Erfcheinungen in der Zunahme, der Puls fehr fchnell (118 bis 120 Schläge in der Minute), der Kranke fehr gelb. Gegen Abend ftellte fich zwey bis dreymal ein ftarkes Nafenbluten ein, begleitet von einem allgemeinen Schweifs mit Erleichterung und ruhigem Schlafe. Die Reconvalefcenz erfolgte unmittelbar darauf. Einige Sectionen bewiefen die Affection der Leber und vorzüglich der Milz. (Dafs hier der Typhus mit einer Hepatitis und Splenitis complicirt war, lehren die Erfcheinungen der Krankheit unbezweifelt.)

Die Schriften No. 23. 24. 25 find gegen Hn. *Marcus* Theorie und Behandlungsart des contagiöfen Typhus gerichtet, und rein polemifchen Inhalts.

Die *Nacherinnerungen* des Hn. *Röfchlaub* entbehren des wiffenfchaftlichen Intereffe, da fie blofs mit Schmähungen gegen feinen Gegner angefüllt find. Bald, vielleicht in diefem Jahre noch, gedenkt Hr. *R.* mit Schriften ernfteren Inhaltes aufzutreten. Rec. erwartet, dafs der Vf. fich dabey eines humaneren Tones befleifsigen werde, um nicht durch feine Schriften das Andenken an die alten, barbarifchen Zeiten zurückzurufen.

Eben fo wenig gehaltreich find die *zwey Worte*, welche der Vf. des *Anti - Röfchlaub*, Hr. Dr. *Schubauer* in München, (No. 24) *über die allerneuefte Anficht und Behandlungs - Art des Typhus*, in einer fehr affectirten Sprache gefagt hat. Von feiner Erfahrung über den Typhus kann man keine grofse Meinung faffen, wenn man vernimmt, dafs er von der Angina, der Cynchane, der Pneumonie und der Gaftritis, als begleitenden Zuftänden des Typhus, nichts wiffen will, und ein *Delirium furiofum* als eine der felteniten Erfcheinungen diefer Krankheit bezeichnet. Zu feiner Belehrung machen wir ihn auf das, über diefe Puncte in den vorhin angezeigten Schriften von *Bifchoff* und *Richter* Gefagte aufmerkfam. Die an Hn. *Marcus* gemachte Foderung, das Contagium zu heilen, nicht aber gegen deffen Product, die Entzündung, zu Felde zu ziehen, ift, auf das gelindefte ausgedrückt, unbegreiflich lächerlich.

Die Schrift des Hn. Prof. *Friedreich* zu Würzburg (No. 25) ift als eine Fortfetzung der in den Erg. Bl. zu unferer A. L. Z. 1814. No. 52 bereits angezeigten *Bemerkungen über den Typhus und die entzündungswidrige Methode dagegen* anzufehen. Der Vf. fucht hier durch Leichenöffnungen zu beweifen, dafs bey den am Typhus Verftorbenen das in den Köpfen Gefundene in den felteniten Fällen mit der Gröfse und Dauer der gehabten Kopfaffection in Verbindung ftehe: dagegen man in den Köpfen folcher Perfonen, welche ganz anderen Krankheiten unterlagen, weit gröfsere Blutanhäufung, Lymphergiefsungen gefunden habe, als bey den am Typhus Verftorbenen.

Dafs diefe Leichenöffnungen nichts gegen die von ihm behauptete Identität des contagiöfen Typhus und der Gehirnentzündung beweifen, vielmehr für die Frequenz diefer Zuftände fehr fprechend feyen, bemüht fich nun Hr. *Marcus* in einem befonderen *Sendfchreiben an Hn. Prof. Friedreich* (No. 26) darzuthun. Wir verweifen die Lefer, welche fich etwa für diefen Gegenftand intereffiren, auf diefes Sendfchreiben felbft, worin der Vf. zugleich auf die erfte Schrift feines Gegners Rückficht genommen hat.

Die diefem Sendfchreiben angehängten *Betrachtungen über die Wirkung des Petechial - Contagiums, entnommen aus Leichenöffnungen* von *Joh. Bapt. Jemina*, haben dagegen für das Publicum ein allgemeineres Intereffe. Rec. fteht um fo weniger an, Einiges daraus mitzutheilen, da er bereits bey der Anzeige der *Wedemeierfchen* Schrift (Erg. Bl. z. J. A. L. Z. 1814. No. 76) auf diefen intereffanten Auffatz aufmerkfam machte. — Hr. *J.* befchäftigte fich lange damit, die Wirkungsart des Petechial - Contagiums zu ergründen. Er ging dabey von der Idee aus, dafs es Reize gebe, welche vorzugsweife auf ein Organ oder Syftem wirken, wie das Queckfilber auf die Speicheldrüfen, der Schwefel auf die Haut, das Upasgift auf das Rückenmark. Dafs das Petechial - Contagium urfprünglich, und zwar excitirend, auf das Cerebralfyftem einwirke, wurde ihm immer wahrfcheinlicher. In diefer Anficht wurde er durch die Betrachtung der, die Wirkung des Contagiums begünftigenden Momente, der Erfcheinungen der Krankheit, ihrer öfteren Folgen, z. B. Epilepfie, Lähmung, Manie u. f. w., vorzüglich aber durch die angeftellten Leichenöffnungen immer mehr beftärkt. Das Refultat diefer Leichenöffnungen, deren hier 10 mitgetheilt worden find, fpricht diefer Behauptung offenbar das Wort. Nach der Eröffnung des Schädels flofs röthliches Waffer aus, das fich zwifchen der Hirnfchale und der harten Hirnhaut befand; die arteriöfen Gefäfswände der harten Hirnhaut zeigten fich dichter und voll eines dicken, dunkeln Bluts; die Gefäfse der weichen Hirnhaut waren ausgedehnt

und voll Blut und Luft. Zwifchen den Hirnhäuten bemerkte man Streifen von grüngelber, einige Linien dicker Gallerte. Die Hirnhäute hingen an verfchiedenen Stellen unter fich und mit der Gehirn-Subftanz zufammen. Keine diefer Adhäfionen überfchritt jedoch die Lamdanath. Die Gehirnfubftanz war härter und confiftenter als gewöhnlich, auch röther und mit vielen feinen, fehr fichtbaren, und mit Blut gefüllten Gefäfsen verfehen. Schnitt man Schichten vom Gehirn weg: fo kamen viele rothe Pünctchen, d. h. kleine Blutkügelchen, zum Vorfchein, die aus eben fo vielen verwundeten Gefäfschen ihre Entftehung nahmen. Die grofsen Ventrikeln waren ausgedehnt, und enthielten eine röthlich wäfferige Flüffigkeit. Auf den Wänden fchlängelten fich hochrothe, aufserordentlich angefüllte Gefäfse. Die Gefäfse des Adergeflechts waren, fo wie die Blutbehälter, voll Blut. Im Schädelgrunde fand man viel röthliches Waffer ergoffen. Das kleine Gehirn und die Brufteingeweide wurden meiftens unverändert, in dem Unterleibe aber häufig Entzündung der einzelnen Gebilde wahrgenommen. Diefer, in der erften Leichenöffnung angeführte Befund ergab fich auch, mit Modificationen, bey den übrigen Sectionen. So fand man bey der dritten Leichenöffnung die rechte Hirnkammer mit fehr rother Lymphe angefüllt, die geftreiften Körper und die Sehenervenhügel in eine breyichte Maffe verwandelt. Bey der achten Section war die weiche Hirnhaut fo feft mit der Gehirnfubftanz verwachfen, dafs man fie unmöglich lostrennen konnte; das Gehirn felbft ftellte nichts als eine einzige, weite, mit Eiter gefüllte Höhle dar. — Sehr treffend fagt der Vf. am Schluffe diefes Auffatzes: Wer die bemerkten Veränderungen vorurtheilslos prüft, mufs fich überzeugen, dafs fie nicht Folge blofser venöfer Congeftion, einer falfchen, afthenifchen Entzündung, fondern vielmehr das Refultat einer vorausgegangenen wahren, hyperfthenifchen Entzündung find.

Hr. Dr. *Müller* würde fehr wohl gethan haben, *fein Wort zur rechten Zeit* (No. 27) für fich zu behalten. Etwas Gehaltloferes hat Rec. feit langer Zeit nicht gelefen. In einer äufserft fchleppenden Sprache trägt er die trivialften Ideen über Lebenskraft, von ihm Natur genannt, vor. Über das Nervenfieber felbft hat er ganz originelle Anfichten: fo war z. B. der zu Halle herrfchende contagiöfe Typhus kein wahres Nerven-, vielmehr blofs ein Flufs-, Fleck-, hitzige Fieber. Alle diefe Behauptungen ftellt der Vf. mit einer, an Unverfchämtheit grenzenden Arroganz auf, und tadelt beftändig die Unwiffenheit der anders denkenden Ärzte. In der *Vorrede* droht er fogar mit der Herausgabe eines förmlichen Syftems der Medicin, wovor uns die guten Götter bewahren mögen.

Der Schrift des Hn. Dr. *Mutzenbecher* (No. 28) fieht man die Flüchtigkeit und Eile, mit welcher diefelbe, im Drange von Gefchäften, niedergefchrieben wurde, auf den erften Blick an. Die Erfahrungen des Vfs. über das Nervenfieber find fehr dürftig, feine Begriffe über den Charakter und die Behandlungsart diefer Krankheit im gleichen Grade verworren und unzureichend. Hr. *M.* fpricht hier blofs von einem katarrhalifch-nervöfen Fieber, deffen Verbreitung nicht durch ein Contagium, fondern durch andere veranlaffende Momente gefchehen feyn foll. Die von ihm dagegen empfohlene Heilart ift die incitirende.

Die Schriften No. 29—34 haben insgefammt die *Prophylaxis* des Nervenfiebers zum Gegenftande. Nur der geringfte Theil derfelben hat ein wiffenfchaftliches Intereffe; die gröfsere Zahl wurde in den Tagen der Noth und Gefahr, zum Troft und zur Beruhigung eines durch die Fortfchritte der Epidemie erfchreckten Publicums, flüchtig niedergefchrieben, und entbehrt daher der nöthigen Feile und Vollendung.

Die Schrift des Hn. *v. Gimbernat* (No. 29) hat Rec. mit der gröfsten Befriedigung durchgefehn, und hält fie für eine der gelungenften über die Gebrauchsart der fo äufserft wirkfamen mineralfauren Räucherungen. Hr. Hofrath *Bökmann*, welcher eine Überfetzung aus dem Franzöfifchen beforgte, und mehrere gehaltreiche Zufätze beyfügte, verdient für die Mittheilung diefes intereffanten Actenftücks den allgemeinen Dank des Publicums. Hr. *v. Gimbernat*, aus Barcellona, als thätiger Naturforfcher rühmlichft bekannt, hielt fich während der Blokade in Strafsburg auf. Als das Nervenfieber immer mehr in diefer Stadt um fich zu greifen begann, bemühte er fich, den Gebrauch der mineralfauren Räucherungen allgemeiner zu machen, was durch die Unterftützung des Präfecten, Hn. *Lazay-Marnesia*, auch gelang. Zu diefem Endzwecke entwarf Hr. *v. Gimbernat* eine populär abgefafste Anweifung: *Instruction sur les Moyens propres à prévenir la contagion et à arrêter les progrès des fièvres épidémiques, publiée par ordre du préfet du département du Bas-Rhin. Strafsburg b. Levrault.* Die Verfahrungsart bey den Räucherungen mit den verfchiedenen mineralfauren Dämpfen ift hier auf eine fehr klare, jedem Gebildeten verftändliche, den Gegenftand ganz umfaffende Weife dargelegt, fo dafs jeder in diefer Sache Uneingeweihte den befriedigendften Unterricht aus diefer Schrift fchöpfen kann.

Mitten unter dem Geräufch der Waffen, im Bivouac vor Torgau, entwarf der verdienftvolle, menfchenfreundlich gefinnte Hofrath *Gräfe* die trefflich gefchriebene *Anleitung, fich vor Anfteckung bey Epidemieen zu fichern* (No. 30). Er hat in diefen wenigen Bogen Alles zufammengedrängt, was man, nach den richtigften Grundfätzen der Theorie und Erfahrung, über diefen wichtigen Gegenftand fagen kann. — In mehreren Fällen, wo die gefchehene Anfteckung zu vermuthen war, unterdrückte er, zweymal fogar bey fich felbft, den Ausbruch der Krankheit, nach vorausgefchicktem Brechmittel, durch die Anwendung eines warmen Bades, und durch den Gebrauch eines Pulvers aus 2 Gran Kampher, ½ Gran Mohnfaft und etwas Zucker.

In No. 31 trägt Hr. Med. Rath *Richtfteig* zu Glogau, in einem ganz populären, aber etwas fchleppenden Stil, das Bekannte über die Vorbeugungsmittel bey dem anfteckenden Typhus vor. Den Fontanellen.

als Schutzmittel vor der Anſteckung, ſo wie der gut ausgeglühten Holzkohle, als Surrogat der mineralſauren Räucherungen, ſpricht er zu unbedingt das Wort. Über die Wirkſamkeit beider Mittel muſs erſt die Erfahrung entſcheiden. Daſs weder Fontanelle, noch andere Geſchwüre jedesmal vor der Anſteckung ſchützen, hat die Geſchichte der letzten Typhusepidemie in mehreren Orten nur zu deutlich bewieſen.

Die ganz populär abgefaſsten Schriften No. 32 u. 33 enthalten das Bekannte über die gewöhnlichen Vorbeugungsmittel gegen die Anſteckung bey dem Typhus.

Die Rathſchläge des Hn. *v. Schallern* in Bayreuth (No. 34) mögen wohl ſehr gut gemeint ſeyn, ſind aber der Form und dem Inhalte nach doch gar zu dürftig abgefaſst. Viele Sprachfehler entſtellen zugleich dieſe wenigen Blätter.

R. R. . . S.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. Frankfurt a. d. O.: *Diſſertatio inauguralis medica de fluxus hepatici natura et indole*, auctore *Leopoldo Maier*, Schmiegelienſi e Ducatu Varſovienſi. 1810. 40 S. 8.

Je ſeltener in unſeren Zeiten gute und ſelbſtgearbeitete mediciniſche Probeſchriften zum Vorſchein kommen, die ſich durch Fleiſs, Sachkenntniſs und einen regen Sinn für wiſſenſchaftliche Forſchungen auszeichnen: deſto mehr verdient eine ſolche Erſcheinung, beſonders wenn ſie die Aufmerkſamkeit der Ärzte auf einen Gegenſtand lenkt, deſſen Wichtigkeit bisher viel zu wenig beachtet worden iſt, eine öffentliche Anzeige. Dieſes iſt der Fall mit dieſer vom Vf. bearbeiteten Probeſchrift über den *fluxus hepaticus*. Eine ſpecielle kritiſche Bearbeitung dieſes Gegenſtands (die von *F. A. Lutz, de hepatirrhoea*, Gött. 1796. 4, haben wir nicht Gelegenheit gehabt, kennen zu lernen) iſt dem Rec. ſeit der gelehrten Abhandlung in dem „Journale der Erfindungen, Theorieen u. ſ. w., St. 4 und 5, 1795" nicht vorgekommen. (Sollte ſie dem Vf. unbekannt geblieben ſeyn?!!) Da die Natur dieſer Krankheitsform noch nicht gehörig beſtimmt iſt, die Ärzte unter ſich über das eigentliche Weſen derſelben noch ſehr verſchiedener Meinung ſind: ſo muſs uns jeder Beytrag willkommen ſeyn, der einiges Licht über dieſe dunkele Region der Pathologie verſpricht.

Gemeinhin wird unter Leberfluſs ein Bauchfluſs von blutig wäſſeriger Beſchaffenheit verſtanden, der mehrentheils mit Abzehrung verbunden iſt, und wo die ausgeleerte Feuchtigkeit dem Waſſer gleicht, in welchem das Fleiſch friſch geſchlachteter Thiere abgewaſchen iſt. Der Vf. behauptet, *Galen* ſey der Erſte geweſen, welcher dieſe Krankheitsform erwähnt hat. Denn die von ihm beſchriebene Krankheit charakteriſirt ſich dadurch, daſs eine wäſſerige, dem Fleiſchwaſſer ähnliche Flüſſigkeit ausgeleert wird, welche allmählich dicker wird, ſich mit ſchwarzer Galle vermiſcht, und zuletzt als reine ſchwarze Galle abgeht. — Seine Nachfolger weichen in ihren Beſchreibungen dieſes Krankheitszuſtandes mehr oder weniger von ihm ab, ſo wie auch in der Angabe der Urſachen, wovon der Grund in ihren verſchiedenen phyſiologiſchen Anſichten zu ſuchen iſt. Allen aber iſt der Abgang einer dem Fleiſchwaſſer ähnlichen Flüſſigkeit aus dem After das pathognomoniſche Symptom, wodurch die Krankheit ſich charakteriſirt. — Der Vf. wirft uns (§. 5) die Frage auf, was eigentlich von dieſem Krankheitszuſtande zu halten ſey. Seine Antwort iſt: Der gewöhnlich ſogenannte Leberfluſs iſt nie eine idiopathiſche Krankheit, ſondern Symptom einer anderen. Idiopathiſch hingegen iſt nur jene von *Galen* angeführte Krankheit: denn dieſe iſt eine wahre *Hämorrhagie*, die im Anfange unvollkommen erſcheint, und ſich erſt mit der Zunahme der Krankheit zu einem wirklichen Blutfluſſe ausbildet. Er führt mehrere Beyſpiele von ſolchen unvollkommenen Blutflüſſen an, und behauptet, daſs, wenn ein ſolcher Blutfluſs in der Leber oder in den Gedärmen ſeinen Sitz hat, ſo entſteht die von *Galen* beſchriebene Krankheit. Wenn er nämlich in der Leber ſeine Quelle hat: ſo geht die Flüſſigkeit durch den gemeinſchaftlichen Gallengang in die Gedärme über, und wird dann durch den After ausgeleert. Für die Behauptung, daſs die von *Galen* beſchriebene und nachher Leberfluſs genannte Krankheit wirklich eine Anfangs unvollkommene und nachher ſich allmählich ausbildende Hämorrhagie ſey, führt er folgende Beweiſe an: 1) Die angegebene Stufenfolge in der Qualität der ausgeleerten Flüſſigkeit, welche ganz analog iſt der allmählichen Ausbildung eines Blutfluſſes. Im Anfange iſt die Flüſſigkeit wie Fleiſchwaſſer, dann kommt reines Blut. 2) *Galen* ſagt ausdrücklich an mehreren Stellen, daſs reines Blut der Ausleerung jener fleiſchfarbenen Flüſſigkeit folge. 3) Die Autopſie berühmter Ärzte. *Eller* und Andere ſahen in den Leichnamen der am Leberfluſs Verſtorbenen nicht allein die Venen und Arterien des Gekröſes von Blut ſtrotzend, ſondern auch die innere Fläche der dicken Därme mit rothen Puncten bedeckt, aus welchen man kleine Tropfen Bluts ausdrücken konnte. 4) Mehrere achtungswerthe Ärzte haben dieſen Zufall für irreguläre Hämorrhoiden erklärt, und ihn dadurch ganz beſtimmt zu den Hämorrhagieen gezählt. — Obgleich Rec. keineswegs den Scharfſinn verkennt, mit welchem der Vf. die hierauf ſich beziehenden Stellen des *Galen* commentirt; ob er gleich völlig mit demſelben einverſtanden iſt, daſs der *fluxus hepaticus* eine paſſive Hämorrhagie ſey: ſo kann er ſich dennoch nicht überzeugen, daſs das Weſentlichſte der Krankheit, welche *Galen* „Επατος εκκρισιν" nennt, in der damit verbundenen Blutausleerung beſtehe, *daſs Galen den Abgang des Bluts für das Weſentliche der Krankheit gehalten habe*. *Galen* ſagt zwar: Im Anfange wird eine dünne blutige Jauche ausgeleert, hernach folgt dickes, ſchwarzgallichtes Blut, endlich ſchwarzes, auch wohl reine Galle. Er ſetzt aber hinzu: wenn die Krankheit noch höher ſteigt, ſo gehen Excremente von mannichfaltiger andrer Beſchaffenheit ab, „*aucta autem affectione, nihil amplius tale excernitur, ſed multiformes aliae qualitates et conſiſtentiae velut a ventre ex cruditate laborante.*" Hieraus läſst ſich mit gleichem Rechte das Entgegengeſetzte folgern, daſs nämlich *Galen* die von ihm angeführte Krankheit *nicht* als eine Hämorrhagie betrachtet habe, in welcher der Abgang des Bluts das Weſentliche iſt, ſonſt würde er nicht hinzuſetzen, daſs bey der *Zunahme* der Krankheit das Blut verſchwinde, und an deſſen Stelle Excremente anderer Art erfolgen, denen ähnlich, die wir bey Unreinigkeiten im Unterleibe abgehen ſehen. Die Επατος εκκρισις iſt ihm eine Krankheit, die in Atonie der Leber und dem dadurch begründeten fehlerhaften Sanguificationsproceſſe (die Leber iſt nach ihm das Organ der Blutbereitung) ihren Grund hat, woraus der Abgang ſchlecht verarbeiteter Nahrungs- und Verdauungs-Säfte entſteht, die unter verſchiedenen Formen erſcheinen, als blutige Jauche, als reineres Blut, als ſchwarzes verdorbenes, als gallichter Stoff oder als Excremente, je nachdem dieſe oder jene Abtheilung der Lebergefäſse an Atonie leidet, und die abgehende Flüſſigkeit ſich längere oder kürzere Zeit in der Leber, in der Gallenblaſe oder im Darmcanale aufhält. Wäre die Krankheit eine Hämorrhagie: ſo würde dieſe ſich ja mit der Zunahme der Krankheit nicht verlieren, ſondern zunehmen, die unvollkommene Hämorrhagie würde eine immer vollkommenere, wie dieſes bey Blutflüſſen auch immer der Fall iſt. Wollte man das Erſtere behaupten, daſs mit der Zunahme der Hämorrhagie der Abgang des Bluts aufhört: ſo wäre das eben ſo viel geſagt, als: die Krankheit verliert ſich, indem ſie zunimmt, welches denn doch kein geringer Widerſpruch wäre. — Der Vf. findet den bisherigen Namen dieſer Krankheit „*fluxus hepaticus*" unpaſſend, weil nicht immer die Leber der Sitz derſelben iſt, und ſchlägt an deſſen Stelle „*fluxus haemorrhagicus Galeni*" vor. — Als nächſte Urſache beſtimmt er: Erweiterung oder Zerreiſsung blutführender Gefäſse, und zu den entfernteren zählt er Alles, was eine Hämorrhagie überhaupt veranlaſſen kann. — Das Therapeutiſche berührt der Vf., aus Mangel hinlänglicher Erfahrungen, nur kurz, welches wir lobenswerth finden. — Rec. fügt zu dieſer Anzeige noch den Wunſch hinzu, daſs es dem Vf. gefallen haben möchte, bey ſeinen Citaten die Ausgaben der angeführten Schriftſteller zu bemerken. Jetzt wird nicht nur das Nachſchlagen der Stellen erſchwert, ſondern man kann auch leicht auf den (hier gewiſs ungegründeten) Verdacht kommen, der Vf. ſelbſt habe die Originalausgaben nicht zur Hand gehabt. Da der Vf. dieſen Gegenſtand gewiſs einer ſpecielleren Bearbeitung unterwerfen wird, wozu wir ihn auffodern: ſo läſst ſich dieſe kleine Inconvenienz leicht beſeitigen.

J. M. PF.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Deutschland: *Die Central-Verwaltung der Verbündeten unter dem Freyherrn von Stein.* 1814. 140 S. 8. (18 Gr.)

Der Vf. hat einen der schwierigsten Gegenstände ergriffen, welche die Geschichte des Tages nur immer darbieten kann. Schon die äusserlich offenbarsten Erscheinungen der letzten beiden Jahre, die eigentlichen Kriegsbegebenheiten, sind schwer aus dem Dunkel zu heben, in welches sie das verworrene Zusammenströmen so vieler Richtungen, der Einfluss einzelner Stimmungen, und der heimliche Widerstreit der Kräfte versenken musste. Die Wahrheit in dem Geschehenen überall zu entdecken und zu verfolgen, ist hier sehr schwierig; sie zu sagen aber fast unmöglich, wenn man nicht gegen die ganze Macht des Scheins, der sich aus dem Geschehenen in tausend Verhältnissen fortbewegt, aufzutreten stark genug ist. Um wie viel mehr findet diese Schwierigkeit, diese Unmöglichkeit Statt, sobald von jenen inneren Geweben die Rede ist, in welchen die Antriebe und Massregeln, die Absichten und Grundsätze der Handelnden verborgen liegen! Wenn die Kriegsgeschichte allenfalls nach einigen Jahren schon zu einer ziemlichen Gewissheit gebracht werden kann: so erfodert dagegen die Geschichte der Staatsverhältnisse, aus denen der Krieg seine eigenthümliche Gestalt und die Art und Weise seiner Ergebnisse nimmt, eine viel längere, oft nach mehreren Geschlechtsaltern erst einigermassen abzuschliessende Zeit. Die vorliegende Schrift ist ein wichtiger Beytrag zu einer Geschichte der letzteren Art, und ein merkwürdiger Beweis der frühen Reife und Fruchtbarkeit, welche die Freyheit allen Dingen verleiht. Denn zu einer anderen Zeit hätte eine Schrift, wie diese, erst die Folge vieler Jahre seyn können, weil weder die Thatsachen so schnell gesammelt, noch die Ansicht so früh, bevor nicht der unmittelbare Antheil der Gegenwart erloschen, dargelegt werden konnte. Jetzt aber bedarf es weder solcher Mühe mehr, noch ist solche Furcht zu bedenken. Der Vf. dieser Schrift gehört zu den in Deutschland Gottlob immer häufiger werdenden Männern, die mit fröhlichem Herzen und kühnem Muthe Niemanden angehören, als dem Vaterlande, und das Wahre und Rechte unter jeder Bedingung wollen und sagen. Auch wenn er es nicht ausdrücklich erinnerte, dass er ohne alle andere Liebe, als für sein Vaterland, ohne anderen Hass, als gegen dessen Unterdrückung, wohin er manches Bestreben der vieltheiligen, durch kein gemeinschaftliches Band zusammengehaltenen Herrschaft mitrechnet, geschrieben habe, würde jeder Unbefangene leicht erkennen, dass solche Empfindungen den Vf. beseelt, und für die Wahrheit nicht geblendet, sondern erleuchtet haben. Eine andere Behauptung dagegen, dass aus der Öffentlichkeit, worin die Central-Verwaltung der Verbündeten der Natur ihres Geschäfts und dem Charakter des Freyherrn *von Stein* gemäss sich bewegte, die Nachrichten gezogen seyen, auf welche diese Darstellung sich gründe, würden wir, aus der Anschauung der Schrift selbst, dahin näher bestimmen, dass jene Öffentlichkeit zwar keineswegs vermieden, aber doch nicht von der Art gewesen sey, um dem Geschichtschreiber zu genügen, in welchem wir vielmehr einen durch kräftige Mitthätigkeit und bedeutende Anstellung eingeweihten Theilnehmer erkennen.

Die Central-Verwaltung des Freyherrn *von Stein* gehört unter die wichtigsten Erscheinungen unserer Zeit. Wenn man den Unzusammenhang betrachtet, der in dem ganzen Vereine der Verbündeten Statt fand; wenn man die geheimen Eifersuchten, die beynahe offenbaren Entgegenstrebungen und unaufhörlichen Zwistigkeiten erwägt, welche selbst bey den Heeren in der kriegerischen Befehlsmacht die unverträglichste Mannichfaltigkeit behaupteten: so erscheint es fast als ein Wunder, dass eine solche Einrichtung, wie jene Central-Verwaltung, zu Stande kommen konnte. Hier kam keine kriegerische Unterordnung, kein strenggewohnter Oberbefehl zu Hülfe, und dennoch war hier die einzige Stelle, wo die Sache der Verbündeten wirklich als eine wahre, grossartige Einheit erschien, von allen gespannten Gesinnungen, allen abgesonderten Interessen, allen trennenden Meinungen getroffen und hin und wieder erschüttert, aber niemals überwunden. Hier zum ersten Mal übergaben die grössten Herrscher einstimmig ein starkes Band der Gemeinschaft in ihren Anordnungen, und also eine ausserordentliche, von ihnen zusammengesetzte Macht, die, weil sie Keinem mehr allein angehörte, eine wahre Zwischenmacht war und noch mehr werden konnte, einem einzelnen Privatmanne: denn als ein solcher muss der Freyherr *von Stein* in dieser Zeit durchaus betrachtet werden, da er die preussischen Dienste schon längst verlassen, und kein russisches

Dienftverhältnifs angenommen hatte, daher im ftrengften Sinne in Niemandes Dienften, fondern nur in Aufträgen daftand, die ihm gemeinfchaftlich anvertraut waren. Ohne die Perfönlichkeit eines folchen Mannes hätte die ganze Einrichtung nicht entftehen, oder doch gewifs nicht behauptet werden können. Der Vf. hat das Bedürfnifs, die Vortheile und die Schwierigkeiten der Sache mit Scharffinn entwickelt, und die Verdienfte des Freyherrn *von Stein* mit Klarheit dargeftellt, ohne fie der Allgemeinheit zu entreifsen, in welche jedes Gefchichtsbild mehr oder weniger durch die Begebenheiten verflöfst ift.

Schon bey dem erften Vorrücken der Ruffen und Preuffen in Sachfen hatten der Kaifer von Rufsland und der König von Preuffen gemeinfchaftlich dem Freyherrn *von Stein* die Leitung eines oberften Verwaltungsrathes für die zu befetzenden deutfchen Länder übertragen, deffen kaum begonnene Thätigkeit aber durch die Schlachten von Lützen und Bauzen, und durch den nachherigen Waffenftillftand wieder gehemmt wurde. Der Krieg brach wieder aus, ohne dafs die Verbündeten, zu denen nun auch Öfterreich getreten war, näher verabredet hatten, wie im Falle glücklicher Waffenthaten die deutfchen Länder zu behandeln, und welche Beftimmung dem Verwaltungsrathe zu geben fey. Erft nach der Schlacht bey Leipzig, wo ganz Deutfchland den Verbündeten offen lag, und das Bedürfnifs einer durchgreifenden Anordnung dringend wurde, errichteten die verbündeten Mächte, nach einem Plane, den reife Staatsmänner fchon im Stillen ausgearbeitet hatten, die Central-Verwaltung unter dem Freyherrn *von Stein* durch die Convention vom 21ften October 1813, welche, fo wie die übrigen auf diefe Verwaltung bezüglichen Actenftücke, im Anhange diefer Schrift beygefügt ift. Nach oben follte die Central-Verwaltung mit einem in dem grofsen Hauptquartier verfammelten Minifterial-Rathe, an deffen Spitze der preuffifche Staatskanzler Fürft *von Hardenberg* ftand, in Verbindung bleiben, nach unten durch Generalgouverneurs und Agenten, erftere an der Stelle aufgelöfter Regierungen, letztere bey den in den Bund aufgenommenen, wirkfam feyn. Der Unterhalt der Truppen, die Beyhülfe zu den Kriegskoften, die Erweckung aller Streitmittel und die Leitung der inneren Angelegenheiten überhaupt, waren die Zwecke, die der Thätigkeit der Central-Verwaltung zu erfüllen oblag.

Wir übergehen die genauere Angabe aller einzelnen Einrichtungen und Mafsregeln, fo wie der Gründe, welche dazu beftimmten, und bemerken nur im Allgemeinen, dafs mit grofser Weisheit und Kraft die fchwierigen Verhältniffe immer zum Beften geleitet wurden, und nicht leicht andere Unvollkommenheiten blieben, als folche, gegen welche nach hartem Kampfe die Macht der Central-Verwaltung fich unzureichend zeigte. Diefes gilt vorzüglich von der grofsen, unglücklichen Verfäumnifs, an welcher wir noch lange zu leiden haben werden, und welche der Vf. S. 19 ff. mit folgenden Worten berührt: „Die wichtigften Verhandlungen fanden in Frankfurt am Main Statt. Wenn diefe in Beziehung auf Deutfchland nicht den Erfolg gehabt haben, welchen Männer, die aus der grofsen Bewegung der Völker, und aus den durch Gott verliehenen Siegen ihr durch äufsere Gewalt und inneren Verrath zerriffenes und zerftörtes Vaterland gern in einer würdigen Geftalt wieder hervorgehen, und die von einander gelöfeten Glieder in der Sehnfucht, welche fie durchdrungen, zu einer kräftigen Gemeinfchaft wieder zufammenwachfen gefehen hätten, zuverfichtlich erwarteten, ohne träumerifche Foderungen oder jacobinifche Umkehrungsfucht, nur auf Feftigkeit der Grundfätze bauend, welche frühere Proclamationen verkündigt, und auf eine Gerechtigkeit, deren Übung Gott durch den Sieg gegeben, und die ohne Verletzung heiliger Intereffen des deutfchen Volks mit Gnade nicht verwechfelt werden konnte: fo halten wir dafür, dafs die Täufchung über diefe gerechten Erwartungen dem Haupt der oberften Verwaltungsbehörde nicht zur Laft gelegt werden kann." Der Vf. fchlägt Mafsregeln vor, die man hätte ergreifen können, um die Einfchränkungen des abgefonderten Herrfchthums, welche die Erbauung einer deutfchen Verfaffung nach beendigtem Kriege anrieth, nicht als Aufopferungen von den deutfchen Fürften zu unterhandeln, fondern die Rechte, welche man ihnen ferner einräumen wollte, als Vergünftigungen überlaffen zu können; *„wie leicht und ficher wären nun die Unterhandlungen des wiener Congreffes!"* Was von den meiften der deutfchen Regierungen felbft zum Behuf des noch fortzuführenden Krieges erwartet werden konnte, hat die Erfahrung gezeigt, und es ift ein durch das Übergewicht der anderen Kräfte errungenes Glück, dafs uns daraus kein entfcheidendes Unheil noch während des Krieges erwachfen ift. Sehr treffend zeigt der Vf. in wenigen feften Strichen den wahren Inhalt unferer deutfchen Verhältniffe, und fchliefst dann: „Unter diefen Umftänden mufste der vorgefundene Zuftand der deutfchen Länder, aus Mangel an klarer, vereinigter Anficht, und einer beftimmten Richtung des Willens, meift unverändert bleiben." Vorzüglich fcheint auch der Vertrag, welchen Öfterreich noch vor der Schlacht von Leipzig mit Baiern abgefchloffen hatte, von grofsem Einflufs auf die Handlungsweife der Verbündeten gewefen zu feyn. „Der Vertrag mit Baiern, obgleich von Öfterreich allein unterhandelt und abgefchloffen, ward bald ein gemeinfchaftlicher aller Verbündeten. Denn wenn auch diefe, aus einer anderen Anficht der Politik, ihren Beytritt verfagen, oder auch Bedingungen zur Vorbereitung und Erleichterung einer künftigen Verfaffung in Deutfchland hätten machen wollen: fo wäre ein gezwungenes und verlegenes Verhältnifs zu Öfterreich, welches auf die Innigkeit des Bundes mit diefem zur Mitentfcheidung über das Schickfal von Deutfchland vorzüglich berufenen Staate nachtheilig zurückwirken müffen, unvermeidlich gewefen. An Baiern war ein Beyfpiel für alle deutfchen Staaten aufgeftellt, welchem auch Wirtemberg bald folgte, und in einem Frieden, den Öfterreich allein unterhandelt und abgefchloffen, und darauf auch die übrigen Verbündeten

für sich angenommen hatten, gleiche Bedingungen gewann. Wohl nur das Zusammentreffen aller verbündeten Monarchen und aller Minister in Frankfurt hinderte, dass nicht Verträge, wie man sie kurz vorher einseitig und ohne gemeinschaftliche Berathung mit Baiern und Wirtemberg unterzeichnet hatte, mit noch mehreren anderen deutschen Staaten übereilt worden sind. Das Beyspiel grossmüthiger Verzeihung war aber einmal gegeben." Der Vertrag mit Baiern hatte noch eine andere schlimme Folge, indem er den Maßstab verrückte, nach welchem jeder der verbündeten Staaten zuvörderst wieder seinen vorigen Besitz sich aneignete. Denn da Österreich einmal für das ganze Gebiet Baierns Gewähr geleistet hatte: so sah sich Preussen gezwungen, wenn es nicht zur unrechten Zeit Uneinigkeit erregen wollte, Ansbach und Baireuth aufzugeben, und eine anderweitige Entschädigung abzuwarten; Österreich aber nahm Tyrol dennoch von Baiern zurück, indem dieses Würzburg erhielt, dessen Grossherzog in Italien entschädigt wurde.

Der Vf. giebt einen Überblick der verschiedenen, durch den Freyherrn *v. Stein* errichteten Generalgouvernements, und unter diesen nimmt das für das Königreich Sachsen die erste Stelle ein. Seine Ansicht der Politik des unglücklichen Königs ist von den Thatsachen entnommen, die er gedrängt und in richtiger Zusammenstellung anführt, und nach denen unleugbar ist, dass die Verbündeten und die Sache der Freyheit nach Napoleon keinen eigensinnigeren und schädlicheren Gegner gehabt hat, als den König *Friedrich August.* Er wurde in der letzten Stadt seines Reichs an der Seite seines verderblichen Bundesgenossen gefangen genommen, als Gefangener behandelt, und sein durch die Waffen erobertes Land, nicht gegen das Völkerrecht, in provisorische Verwaltung genommen, bis auf eine andere Weise darüber entschieden werden könnte. „Viele Gemüther, sagt der Vf., finden nunmehr, nachdem andere Fürsten erhalten worden sind, eine Härte darin, dass man den König von Sachsen nicht auch diese Gunst theilen lässt. An sich aber ist es schon wunderlich, wo nur Grossmuth die Gewährung geben kann, die Versagung Härte zu nennen. Aber nicht launenhaft und inconsequent, sondern aus trifftigen Gründen hielt die Grossmuth sich zurück bey dem Königreiche Sachsen." Die dem Fürsten *v. Repnin* übertragene Verwaltung erhielt ihre erste sehr vortreffliche und zweckmässige Einrichtung noch von dem Freyherrn *v. Stein* selbst, und wenn späterhin gleichwohl in diesem Lande manche Misstimmung entstand, so geschah es gewiss nicht im Widerstreit gegen den Geist, in welchem der erste Antrieb war gegeben worden. Für das Grossherzogthum Frankfurt wurde der Fürst *Philipp von Hessen-Homburg* als Generalgouverneur eingesetzt, dem später der Fürst von *Reuss-Greiz* folgte. Das Grossherzogthum Berg verwaltete der Fürst von *Solms-Lich*, dem zuerst der russische Staatsrath *Justus Gruner* die Geschäftsführung als provisorischer Generalgouverneur einleitete, und dann als Generalgouverneur des Mittelrheins nach Trier ging, bis der geschlossene Frieden ihn wieder in gleicher Eigenschaft nach Berg berief. Einige kleinere Lande in Westphalen wurden dem preussischen Civilgouverneur in Münster Freyherrn *v. Viecke*, mit übertragen. Der preussische geheime Staatsrath *Sack* bekam das Generalgouvernement des Niederrheins. Der Geschäftsgang, dessen Schwierigkeiten mitten im Kriege, der die schleunigsten Massregeln foderte, bey dem Mangel an tauglichen Gehülfen, und bey der Verschiedenheit der Länder und Verfassungen, oft unübersteiglich zu werden drohten, wurden auf das glücklichste geordnet, indem der Persönlichkeit, wie immer in solchen Fällen geschehen muss, ein weiter Spielraum gelassen, und gleichwohl manche allgemeine Grundsätze streng durchgeführt wurden. Was in Rücksicht der Truppenmärsche, der Verpflegung im Allgemeinen und der Spitäler geschehen sollte, konnte theils nicht so, wie die Central-Verwaltung es angeordnet hatte, theils gar nicht zu Stande kommen, weil die Übereinstimmung, welche dazu nöthig war, ausserhalb des Bereichs ihrer Gewalt lag, und die zu Frankfurt gestiftete General-Intendantschaft aller verbündeten Heere niemals zu rechter Wirksamkeit gelangen konnte.

Die beiden für den Augenblick wichtigsten Angelegenheiten der Central-Verwaltung blieben Truppen und Geld, deren Herbeyschaffung eben so schnell als ordnungsmässig bewerkstelligt wurde. Die deutschen Fürsten verpflichteten sich, den einjährigen Betrag ihres Einkommens zu den Kriegskosten beyzutragen. Die ganze Bewegung der hierauf sich beziehenden Geschäfte, die eben so verwickelt als beschwerlich waren, leitete unter dem Freyherrn *von Stein* der Graf von *Solms-Laubach.* „Vermuthlich war es die von dem Grafen *Solms-Laubach* bey diesem Geschäfte bewiesene Tüchtigkeit und der redliche deutsche Sinn, welche das Haupt der obersten Verwaltungs-Behörde späterhin auch zu anderen Aufträgen von entschiedenem Vertrauen in Anspruch genommen hat. Es ist gut, dass Deutschland nach allen Seiten seine wackeren Männer kennen lerne, damit, wenn der wiener Congress, wie alle Freunde des Vaterlandes wünschen, eine deutsche Verfassung zu Stande bringt, die Ausführung an der Unbekanntschaft von Männern, die als würdige Werkzeuge zu gebrauchen sind, nicht scheitern möge." Dieser wohlmeinenden Maxime des Vfs. gemäss, nehmen wir hier Gelegenheit, noch eines anderen Mannes zu gedenken, der sich in dieser Zeit ein seltenes Verdienst um die Verwaltung erworben, und eine ausserordentliche praktische Tüchtigkeit gezeigt hat. Es ist der Freyherr *von Otterstedt*, welcher als Generalgouvernements-Commissär das ehemalige Departement vom Donnersberge mit strenger Rechtschaffenheit und geschickter Thätigkeit mitten in den mächtigsten Hindernissen zur grössten Zufriedenheit seiner Oberen und seiner Untergebenen verwaltet hat, und dessen Namen in dieser Schrift nicht hätte fehlen sollen. Dass der preussische Kammergerichtsrath *Eichhorn* nicht genannt ist, kann, wenn die Vermuthungen über den Vf. dieser Schrift nicht ungegrün-

det find, der Lefer, der nicht unbefcheidener feyn will als jener, begreifen und billigen.

Die Entwickelung der Streitkräfte, fowohl in Ergänzung und Aufftellung der eigentlichen Kriegsheere, als auch in Anordnung einer allgemeinen Volksbewaffnung unter dem Namen von Landwehr und Landfturm, erfoderte von Seiten der oberften Verwaltungsbehörde die gröfste Thätigkeit und Kraftäufserung, ohne welche die zahllofen Hinderniffe, welche fich der heilfamen Abficht entgegenfetzten, nicht überwunden werden konnten. Die gefammte Leitung diefer, während des noch fortdauernden Krieges unendlich wichtigen Angelegenheiten wurde dem preuffifchen Oberftlieutenant *Rühle von Cilienftern* übertragen, einem Manne von anerkanntem, feltenem Verdienft, deffen Geiftesfähigkeit und Kriegskunde für diefes Gefchäft trefflich geeignet waren. Dafs gleichwohl die hervorgebrachten Wirkungen feinem Kraftaufwande nicht völlig entfprachen, lag in den Verhältniffen, welche der Vf. mit folgenden Worten darlegt: „Die Ideen von Volksbewaffnung, welche mit den Heeren der hohen verbündeten Mächte zu den Staaten des Rheinbundes gekommen waren, fetzten eine innige Liebe der Unterthanen zu der Regierung, für welche zunächft die Anftrengungen gefodert wurden, und ein Vertrauen der Regierung, dafs die in die Hände gegebenen Waffen im Sinn diefer Liebe gebraucht werden würden, voraus. Aber in den Staaten des Rheinbundes hatten die Unterthanen eben fo wenig jene Liebe, als die meiften Regierungen diefes Vertrauen. Die letzteren waren im Gegentheil von einem Mifstrauen über die Gebühr erfüllt, und ohne zu bedenken, dafs der Geift ihrer Völker, wie wenig auch an fich den Herrfchern zugewandt, dennoch in dem Bunde mit den grofsen Staaten und deren Völkern gehalten, gerichtet, und nur auf den gemeinfchaftlichen Feind hingekehrt werden müffe, glaubten fie in thörichter Furcht, um ihrer eigenen Sicherheit willen, die von den hohen Verbündeten gebotenen Anftrengungen eher hindern, als die freywilligen Regungen ihrer Unterthanen für die allgemeine Bewaffnung nähren zu müffen. Zu welcher Veränderung der Grundfätze hätten fie fich bequemen müffen, fie, die nicht lange vorher, um ohne alles Hindernifs dem welfchen Sclavenmeifter dienen zu können, durch Unterdrückung der von Vorfahren überkommenen ftändifchen Verfaffung jede Äufserung des Volkswillens und der öffentlichen Meinung niedergefchlagen hatten! Zu der Furcht nach Innen gefellte fich noch die Angft vor dem äufseren Schrecken Napoleons, der Gewaltige möchte wiederkommen, und auch jede fcheinbare und gezwungene Untreue furchtbar rächen. Da fchien es angemeffen, zu zögern und zu lauern, ob feine Macht nicht wiederauffstehen, und der Sieg fich wieder zu ihm wenden würde." Dennoch gelang es den raftlofen Arbeiten des vaterländifchen Eifers, dafs die deutfchen Länder, mit Ausnahme der preuffifchen und öfterreichifchen Befitzungen, aber mit Inbegriff der hannöverifchen, baierifchen, wirtembergifchen und würzburgifchen, welche der freyen Wirkfamkeit der Central-Verwaltung durch frühere Verabredungen entzogen waren, gegen 300,000 Bewaffnete ftellten, die, im Fall einer ungünftigen Wendung, oder einer Verlängerung des Kriegs, bereit waren, den Kampf zu unterftützen und zu erneuern, ohne den Landfturm zu rechnen, der den ganzen waffenfähigen Theil des Volkes umfafste.

Über Vieles, was noch zu leiften gewefen wäre, oder fchon zur Sprache gekommen war, und dennoch unterblieb, fo wie über Anderes, was der Freyherr *von Stein* auch aufserhalb feines beftimmten Kreifes wirkte, giebt der Vf. hinreichende Auffchlüffe, die von einer reifen, durch keine Leidenfchaftlichkeit geftörten Betrachtung zeugen. Er giebt fodann eine bündige Beurtheilung des Geiftes, den die verfchiedenen deutfchen Regierungen in ihrem Verhältniffe zu dem Ganzen bewiefen haben, und übt ein ftrenges, unbeftechliches Gericht, dem man die Wahrheit und Gerechtigkeit, welche feine Grundlagen bilden, nicht abfprechen kann. Das Benehmen der Herzoge von Mecklenburg, der Senate der Hanfeftädte, der Regierung von Hannover, der Herzoge von Braunfchweig, von Oldenburg, und von Deffau, der Fürften von Schwarzburg, der Herzoge von Sachfen, des Fürften von Reufs, der Fürftin zur Lippe, des Kurfürften von Heffen, des Grofsherzogs von Darmftadt und der Fürften von Heffen-Homburg, des Herzogs von Naffau, des Grofsherzogs von Baden, des Königs von Wirtemberg und des Königs von Baiern wird der Reihe nach auf eine treffende Weife charakterifirt, und die wahren und freymüthigen Ausfprüche find bis jetzt noch keineswegs entkräftet worden, obgleich fowohl von hannöverifcher als von heffifcher Seite fehr heftig dagegen erhobene Befchwerden in den öffentlichen Blättern den Vf. diefer Schrift als einen dunkelen Verläumder darftellen wollten. Er rechtfertigt fich hinlänglich gegen jede böfe Anfchuldigung, und verhehlt nicht die Abficht, die ihm bey diefer Schilderung vorgefchwebt hat, nämlich an der Erfahrung zu zeigen, wie es für die Erhaltung des deutfchen Volkes und alles deffen, was diefes für die Freyheit, die wiffenfchaftliche und Staats-Bildung Herrliches bewahrt, unumgänglich nothwendig fey, dafs feine einzelnen Staaten unter einen kräftigen und vaterländifchen Bund aus der Verwilderung, in welcher fie befonders während der Periode des Rheinbundes für fremde und für eigene Staaten fich abgefchieden haben, zurückgerufen, und ihre Verirrungen unter die Zucht gemeinfamer Autorität genommen werden.

(*Der Befchlufs folgt im nächften Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

JANUAR 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Deutschland: *Die Central-Verwaltung der Verbündeten unter dem Freyhern von Stein*, u. f. w.

(Beschlufs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nach dem Übergang über den Rhein und durch das Vorrücken der verbündeten Heere in das Innere von Frankreich eröffnete fich für die Central-Verwaltung ein neuer Wirkungskreis, in welchem nachganz anderen Grundfätzen und Beziehungen, als in dem bisherigen, verfahren werden mufste. Diefe Grundfätze und Beziehungen, fo wie die daraus hergeleiteten Einrichtungen hat der Vf. mit Klarheit zufammengefafst, und aus feinen Mittheilungen, welche durchaus den Charakter genauer Kenntnifs tragen, erklären fich eine Menge Erfcheinungen, die zum Theil unbegreiflich, zum Theil feltfam dünken mufsten. Von äufserfter Wichtigkeit ift das über die Verwaltung des Elfaffes Gefagte. Diefe Landfchaft blieb der Verwaltung der Central-Behörde gänzlich entzogen, indem der Feldmarfchall Fürft *Wrede* gleich bey dem erften Einrücken dafelbft eine baierifche Verwaltung einfetzte, und unter dem Vorwande, dafs er zunächft für die Bedürfniffe feiner Truppen forgen müffe, und blofs den hohen verbündeten Mächten defshalb verantwortlich fey, bis zu Ende des Krieges von feiner Anmafsung nicht wich, die von jenen, ohne dafs man eine Erklärung ihres Betragens finden kann, zwar keineswegs gebilligt, aber auch nicht beftritten, fondern nachfichtig geduldet wurde. Die unter der Bundesgenoffenfchaft tief zum Grunde gelegene Uneinigkeit der verfchiedenen Regierungen fcheint überhaupt in den allgemeinen Mafsregeln eine gröfsere Rolle gefpielt zu haben, als man jetzt noch überfehen kann, und ftatt an die einzelnen Männer, welche den Vereinigungspuncten im Felde und im Cabinet Feftigkeit geben follten, übertriebene Foderungen zu machen, die auf der eingebildeten Vorausfetzung der Einigkeit beruhen, follte man ihrer weifen Kraft und Mäfsigung Dank wiffen, dafs fie den böfen Dämon nicht aufreizten, fondern fo Vieles durchfetzten, indem fie Manches nachgaben. Aber nicht blofs im Charakter der Bundesgenoffenfchaft felbft, fondern noch viel ftärker in der felbftftändigen Eigenheit, mit welcher Frankreich ihr entgegen ftand, lagen die Hinderniffe der Mafsregeln, welche man von der Central-Verwaltung erwartet hatte. Diefe konnte in keiner Rückficht mit einer General-Intendantfchaft, wie wir fie im Gefolge der franzöfifchen Heere bey uns gefehen hatten, zu vergleichen feyn, und diejenigen würden das ganze Gebiet, auf welchem jene Verwaltung errichtet war, verkennen, die das, was der Freyherr *von Stein* geleiftet, mit den Leiftungen eines Grafen *Deru* zufammenftellen möchten. Es gereicht übrigens dasjenige, was die Franzofen an ihrem Theil dazu beytrugen, um unfere Verwaltung nicht Wurzel faffen zu laffen, ihnen felbft als Volke zur gröfsten Ehre. Sie ergriffen die Waffen, fie verheimlichten ihre Hülfsquellen, fie kauften nicht einmal das beynah als Gefchenk Dargebotene, und zeigten es auf alle Weife, dafs fie uns als den Feind anfähen, und nur gehemmt feyen, uns auch fo zu behandeln. Die höheren Beamten waren entflohen, kein Dienftfertiger, kein Verräther drängte fich herbey, und wir blieben lange Zeit unkundig und rathlos, mitten im eroberten Lande.

Von dem parifer Frieden an zog fich die Central-Verwaltung in immer engere Wirkungskreife zurück, indem die einzelnen verbündeten Mächte nun felbft proviforifche Verwaltungen anordneten. Zuletzt blieb nur noch ein kleiner Länderbezirk und wenige allgemeine Verhältniffe, wie z. B. die Rheinfchifffahrt, zurück, welche auch noch in diefem Augenblick unter der Verwaltung des Freyherrn *von Stein* und feiner Untergebenen ftehen.

Die Reichhaltigkeit diefer kleinen Schrift leuchtet aus dem Vorhergehenden ein, und wird dem Vaterlandsfreunde, der die heimifchen Sachen gründlich zu wiffen liebt, zugleich Befriedigung und Anreiz gewähren. Wir möchten denfelben Gegenftand in feinem ganzen Umfange, fo dafs auch die zum Behuf des Kriegs eingerichtete und trefflich ausgeführte Verwaltung durch Generalgouverneurs in den alten preuffifchen Ländern, wo Männer wie der preuffifche Grofskanzler *Beyme*, und der geheime Staatsrath *von Schön* herrlich wirkten, und das ganze Werk der preuffifchen Rüftungen hineingezogen würde, aus dem Gefichtspuncte der inneren Verwaltung von demfelben Vf. ausführlich behandelt fehen; wir würden alsdann eine Vor-Kriegsgefchichte erhalten, die nicht geringere Theilnahme erwecken würde, als die Kriegsgefchichte felbft. Aber auch fchon die gegenwärtige Schrift kann als das Denkmal einer wichtigen Mitwirkung auf eine bleibende Aufbewahrung in unferer va-

terländischen Geschichte rechnen. Sie ist in einer edlen, reichen Schreibart und dabey vollkommen klar und verständlich abgefasst. Nur einigemal scheint uns die Würde des geschichtlichen Ernstes durch Ausdrücke gefährdet, die an zu augenblickliche Beziehungen erinnern. Auch könnte die Prosa, mit Weglassung moderner Bequemlichkeiten, z. B. die Sätze in der Erzählung nach Zahlen zu reihen, mehr stetigen Fluss haben. Doch hat der Vf. wohl nicht einmal daran gedacht, an seine Schrift die Anfoderungen eines höheren Geschichtsbuches zu machen, wozu die Anlage doch unverkennbar ist: ein desto sicherer Beweis, was er leisten könnte, wenn zu der Geistesfähigkeit, die er dafür bekommen hat, er nun selbst den Vorsatz noch hinzufügte.

E.

Leipzig, b. Gleditsch: *Vorschläge zu einer organischen Gesetzgebung für den europäischen Staatenverein zur Begründung eines dauernden Weltfriedens.* 1814. 62 S. 8. (9 Gr.)

Feind dem physischen Gleichgewichte, erkennt der Vf. nur ein Gleichgewicht an, das aus einer organischen Gesetzgebung für den europäischen Staatenverein hergeleitet ist, und das auf einer für immer festen Bestimmung, und der allseitigen Garantie der Grenzen eines jeden Staates; auf Anerkennung eines Rechts, und nur dessen als Recht, was als Recht von dem Congresse anerkannt und festgesetzt ist; auf Unabhängigkeit der verschiedenen Souveräne, und Unvereinigbarkeit ihrer Länder; auf Wahlfreyheit der Nation bey dem Aussterben des Fürstenhauses; auf Abrundung des ganzen Territoriums mit Ausscheidung der isolirten Parcellen; auf Entscheidung der Grenzstreitigkeiten durch sechs Rechtsgelehrte (von jeder Seite drey, die um das Präsidium losen); auf Freygebung der Schiffahrt auf allen Strömen und Flüssen, ohne andere, als die für Wasserbau und Unterhaltung der Schleusen nöthigen Abgaben; auf Freyheit der Meere und Fischerey; auf Constitutionen, die durch alle Souveräne verbürgt ist, und wodurch Souveräne und Nationen in Hinsicht ihres politischen Zustandes gesichert sind; auf Gleichheit bürgerlicher Rechte für alle Einwohner ohne Rücksicht der Religion; auf unbeschränkter Ausübung einer jeden nicht sitten- und staatswidrigen Religion beruhen soll, und zu deren grösserer Wirksamkeit er eine allgemein geltende Welt-Papiermünze, einen fortdauernden Congress zur Ausgleichung und Schlichtung der wechselseitigen Streitigkeiten, und die zur Verfügung des angegriffenen Souveräns bereite Stellung von 4000 Mann Fussvolk, Reiterey, und grobem Geschütz auf eine Summe von einer halben Million Einwohner erfodert. Dieses ist der gedrängte Auszug von dem ganzen in Briefen abgefassten Werkchen, das, wenn es auch dem Begriffe einer organischen Gesetzgebung, und einer regenerirenden Erhaltung der Theile eben so wenig, als der Ausführlichkeit einzelner Theile entsprechen kann, das, wenn es auch den Vorwürfen einer Feststellung eines Rechtsbegriffs, wozu es kein Recht der Constituirung giebt, wenn es auch den Widersprüchen, dass kein Regent aufgedrungen, und doch das Staatsgebiet mit Einschliessung der isolirten Parcellen abgerundet werden soll, dass Grenzstreitigkeiten von Rechtsgelehrten, und wechselseitige Streitigkeiten von dem fortdauernden Congresse entschieden werden sollen, dass Belastungen der Fluss-Schiffahrt die Freyheit der letzteren beengen, und dass, wenn topische Bedürfnisse, wie Wasserbau und Schleusen-Unterhaltung, eine Abgabe erheischen, die Besoldung der angestellten Beamten nicht davon ausgeschlossen werden dürfe, dass die Nothwendigkeit der Verbindung einer Constitution nicht aus den Stipulationen der Regenten, sondern aus dem gegenseitig erstrebten Interesse der Staaten, und dem innigst mit verbundenen Interesse der Völker hervorgehen müsse, dass eine Weltpapiermünze der Weltverfälschung unterliege, und die nachtheiligste Herabwürdigung der Landpapiermünze zur Folge habe; wenn es allen diesen Widersprüchen und schiefen Ansichten nicht begegnet, doch manches Gute enthält, das Beherzigung verdient.

Oldenburg, in der schulzischen Buchhandlung: *Germania, eine Zeitschrift für Deutschlands Gemeinwohl* von *F. R. Ricklefs.* II Bd. II Heft. 1814. 1—112 S. 8. (8 Gr.)

Mit Beziehung auf unsere Anzeige des ersten Bandes (1814. No. 192) erwähnen wir kurz den Inhalt dieses Hefts. 1) *Beyträge zur Charakteristik der Franzosen*, d. h. der alten Galen, Celten, Franken, nach Diodor, Dio Cassius, Cäsar, Strabo, Salvian, Gregor von Tours, und den Gestis rerum franc. — Der Vf. hätte die *mobilitas animi* beym Cäsar nicht als blossen Leichtsinn ansehen sollen. 2) *Einige Worte über den am 1 Junius zwischen den verbündeten Mächten und Frankreich erfolgten Friedensschluss.* Ein Wort zur Zeit für Mürrische, um auf kleinliche Vortheile, die zu wünschen übrig wären, zu verzichten. 3) *Spott- und Jubel-Almanach.* Fortsetzung des ersten Hefts, mit gleichem Gehalte. 4) *Werden wir Frieden mit den Franzosen behalten?* Das *timeo Danaos* ist gut, aber die Beantwortung seicht. 5) *Ein Wort über Pressfreyheit und Jakobinerriecherey*, gegen den Boten von Tyrol; ebenfalls flach. 6) *Attila und Buonaparte. Chalons und Leipzig*, eine historische Parallele zum Vortheil Attila's; vor unserer Entscheidung wollen wir die Fortsetzung erst abwarten. 7) *Regentengrundsätze Alfreds des Grossen*, auf Preussens edeln König angewandt. 8) *Literärischer und artistischer Verlust des Herz. B. Wolfenbüttel durch die französische Herrschaft* — ein Auszug aus des Hofr. *Wiedeburg* in Helmstädt Einladungsschrift. Die Sache genügt nicht, weil meistens die Summen fehlen. 9) *Was darf und muss Deutschland von dem Congresse in Wien erwarten?* Ein noch unbeendigter Aufsatz. 10) *Plus ultra — Plus intra* möchte Rec. erwiedern.

Dk.

Berlin, b. Dunker und Humblot: *Preussen und Sachsen.* Novemb. 1814. 61 S. 8. (8 Gr.)

Der Vf. der vorliegenden Schrift ward durch die Bitterkeit, womit der Vf. einer anderen Schrift — Sachsen und Preussen — letzteren Staat zu schmähen und zu verunglimpfen suchte, zur Widerlegung derselben und zur Rechtfertigung der Absichten Preussens auf Sachsen veranlasst. Rec. kennt diese letztere nur aus einigen Auszügen, und er will gern glauben, dass diese Bitterkeit das Härteste erreicht, was Napoleon ehemals gegen Preussen ausstiess. Die Art und Weise, wie der Vf. (angeblich Hr. Staatsrath *Hofmann*) seinen Gegner und die Sache behandelt, verdient allen Beyfall. Ein Zartgefühl, das überall die Hochachtung gegen den König von Sachsen und die Nation selbst in dem Moment, wo die Beurtheilung seiner und ihrer Handlungen zum Vortheil der von dem Vf. verfolgten Ansichten geltend gemacht wird — eine Mässigung, die auf den vorspringenden härteren Ausdruck verzichtet, und dem Tone, dem Sinne und der Anwendung jede beleidigende Schärfe und Zweydeutigkeit nimmt, und eine äussere Würde, die auch dort, wo man die Ursachen nicht durchschauen kann, einen Genuss ihrer Erscheinung und Wirkung gewährt, durchwehen das Ganze. Er trägt auf die Totalvereinigung Sachsens mit Preussen an, und weist zugleich in leisen Andeutungen darauf hin, dass diese Vereinigung der eigenthümlichen Verfassung und der Rechte der Nationalität unbeschadet geschehen könne, und dann könnte noch, setzt er hinzu, ein Prinz des preussischen Hauses als Statthalter in Dresden eine Hofhaltung führen, die Landescollegien und eine der ehemaligen gleiche Garnison daselbst bleiben, die beiden Landes-Universitäten, Leipzig und Wittenberg, vereint nach Dresden verlegt, und die dortigen wissenschaftlichen und Kunst-Schätze unter ihrer Verwaltung gestellt, die alten Eintheilungen des Landes mit allen darauf gegründeten Instituten unverändert beybehalten, und der Landtag nach wie vor in Dresden versammelt werden. — In die geschichtlichen, rechtlichen und politischen Gründe, womit der Vf. seine Meinung unterstützt, lassen wir uns auch schon desswegen nicht ein, weil die Acten, die bloss dem wiener Congress in ihrer Vollständigkeit und zu einer eben so weisen als gerechten Entscheidung vorliegen, im Publicum noch nicht spruchreif sind. Doch können wir nicht unbemerkt lassen, dass wir eine festere Gedankenfolge und Ordnung erwartet hätten. Die geschichtlichen Gründe kehren in sich, und in die politischen und rechtlichen mehrmals wieder. Vielleicht war aber daran die Schrift Ursache, die er vor sich hatte. Und sollte nicht auf manche Beweise zu viel Gewicht gelegt seyn? z. B. um darzuthun, dass Preussen bis jetzt auch nicht ein Dorf von Sachsen begehrt habe, führt er an, dass das Dorf Schilde bey Frankfurt, der einzige Ort, welchen Sachsen auf dem rechten Oderufer besitzt, in Folge des hubertsburger Friedens vertauscht werden sollte, und dass Sachsen diese Stipulation durch Foderung eines Äquivalents vereitelte, welches den Werth dieses Dorfs weit überstieg — und doch nennt er noch dieses Dorf eine berüchtigte, Preussens Finanzen höchst lästige Niederlage von Contrebande. — Mit Recht rühmt er auch die Censurfreyheit im preussischen Staate, und desswegen muss es ihm, wie uns, unerklärbar seyn, warum fast alle Schriften für Sachsen, sogar der nürnberger Correspondent, verboten sind.

Germanien: *Napoleons Misshandlungen der Schweiz.* — Ein historischer Commentar zu der von den hohen verbündeten Mächten erlassenen Antwort auf die Schweizer Neutralitätsacte. 1814. 79 S. 8.

Um die Rechtmässigkeit der Beweggründe darzuthun, warum die verbündeten Mächte die Neutralitätsacte der Schweiz durch ihre Erklärung aus Freyburg den 21 December 1813 verwarfen, hebt der Vf. aus den angeblich zu St. Petersburg 1806 erschienenen Fragmenten der neuesten Geschichte des Gleichgewichts in Europa die Geschichte der politischen Vernichtung der Schweiz vom Jahre 1801 — 1803 aus. Wahrscheinlich sind die Fragmente den Verbündeten vollständig bekannt gewesen, da ihre Erklärung des Commentars kaum bedarf.

1) Hamburg, in der hoffmannschen Buchhandlung: *Hamburgs tiefste Erniedrigung in den letzt verflossenen Jahren.* Von einem Hamburger zum Besten der Vertriebenen. 1814. 45 S. 8. (6 Gr.)

2) Ebendas.: *Hamburgs ausserordentliche Begebenheiten und Schicksale in den Jahren* 1813 — 1814, während der ersten Besitznahme durch den General Tettenborn bis zum allgemeinen Frieden. Mit einem Kupfer und einer Charte. 1814. 240. S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Beide Schriften sind, wie schon der Titel und die Seitenzahl beweist, sehr verschieden. Die erste, obgleich kleiner in ihrem Volumen, fängt mit der Einverleibung Hamburgs, die andere mit der französischen Räumung an; jene skizzirt, diese detaillirt; jene verweilt besonders bey Davoust's Gewaltstreichen, diese auch bey den Reactionen, denen Davoust begegnete; jene entschleyert bloss die Greuel der Regierung, diese auch den Mangel an Einheit und durchdringender Kraft bey den Regierten; jene hat ihre Angaben zum Theil actenmässig belegt, wohin wir besonders die Berechnung des Betrags der durch den Marschall Davoust seit dem 30 Mai 1813 ausgeschriebenen, bestätigten (sonderbar, dass er sich hiezu verstand, da in anderen Ländern die Bestätigung so erschwert ward!) und von den Hamburgern geleisteten Requisitionen, Contributionen, einschliesslich des Werthes der verbrannten und zerstörten Häuser, des Raubs an der Bank u. s. w., im erwiesenen Betrage von 75 Millionen Franks rechnen, diese gründet sich meistens auf Angaben unterrichteter Leute; jene verliert sich oft in leere Ausrufungen, z. B. o Herzog Alba! gegen diesen Alba (Davoust) warst Du noch ein En-

gel; fchnell führteft Du doch Deine beftimmten Opfer zum Tode, aber Du Auerftädt tödteft langfam; diefe läfst die Sache, felbft wenn fie zum Nachtheil der Hamburger ift, z. B. das Betragen des Hn. von Hefs und der Officiere der hanfeatifchen Legion, wie fie auf ihre Sicherheit bedacht waren, fprechen. Es kann daher der letzteren Schrift nicht an Handlung und Lebendigkeit fehlen, während die erfte fich in einem befchränkten Kreife, ohne das Intereffe befonders in Anfpruch zu nehmen, bewegt. Beide Schriften können aber nicht genügen, weil fie das Innere der Prevotalregierung, und alles deffen, was davon abhing, zu wenig durchdringen.

Dresden, b. Vf., und Leipzig, b. Bruder: *Die fchrecklichen Drangfale Wittenbergs während der Belagerung durch die k. p. Truppen* 1813 — 1814, von *Joh. Maafs*, privatifirendem Gelehrten aus Wittenberg. 1814. 158 S. 8. (16 Gr.)

Dreymal, und zwar im Frühjahre, dann den 27 und 28 Sept., zuletzt vom December 1813 bis in die Mitte Januars 1814 belagert, verlor Wittenberg durch Brand und Befchiefsung 21 Wohnhäufer in der Stadt, ohne 6 andere Gebäude, und 234 Wh. in den Vorftädten; abgetragen und zur Feuerung benutzt wurden noch in der Stadt 3 Wohnhäufer, 1 Brauhaus und 77 andere Gebäude, in den Vorftädten, 25 Wohnh. und 23 andere Gebäude; fehr befchädigt wurden 21 Häufer in der Stadt, und 16 H. in den Vorftädten; im Jahre 1812 zählte es 320 Wohnh. in der Stadt, und 282 Wohnh. in den Vorftädten. — Vernichtet wurden 150,000 Obft- und eben fo viele andere Bäume in den Alleen und Gärten; feit 1812 — 1813 verpflegte es 1,063,822 Mann, nach Tagen gerechnet; die Bevölkerung war von 7000 auf 4727 herabgefunken, obgleich bey der dreymaligen ftarken Befchiefsung (vom 27 Dec. 1813 bis 13 Jan. 1814 rechnet der Vf. 13,020 Kugeln, worunter 1720 Bomben zu 50 Pfund, 3480 Haubizgranaten zu 18 Pf. waren) nur 6 Perfonen auf der Stelle getödtet, und 8 fchwer verwundet wurden. Hieraus läfst fich fchon ein Theil des Gemäldes von den überftandenen Drangfalen zufammenfetzen; ein Ganzes erhält man durch diefe Darftellung nicht, da die Erpreffungen meiftens fehlen, oder zu unbeftimmt angegeben find, z. B. S. 66: das war fchon die fechfte Lieferung, ohne dafs man das Quantum erfährt. Der Vf. vermochte diefes theils defswegen nicht, weil er nach den zwey erften Belagerungen den 2 Oct. auswanderte, theils aber auch, weil er zu wenig Sinn für eine folche Darftellung zu haben fcheint. Wenn wir ihm auch das kleinliche Detäil nicht zum Vorwurfe machen wollen, z. B. wie der General-Superint. D. *Nitzfch* gepredigt habe, wie ein polnifcher Officiër begraben worden fey, wie er fich mit des Senators Hn. Giefens Handlungsdienern unterhalten, die dem Fluge der Brandraketen zufahen, wie dem Buchbinder Rothe ein Bein zerfchmettert wurde, und er an feiner Wunde ftarb, weil er fich der Amputation nicht unterwerfen wollte, wie man Seifenfiederlauge zum Löfchen verlangt habe, und zum Glück noch welche bey einem Seifenfieder zu bekommen gewefen: fo können wir doch nicht nachfichtig bey dem Übrigen, und bey feiner faft kindlichen Einfalt feyn. So fagt er S. 87 bey feiner Auswanderung: Der graufame Krieg zerftört alle Familienfreuden, und zernichtet in der bürgerlichen Wohlfahrt auch das häusliche Glück. S. 113: Es kann kein traurigeres Schickfal geben, als feiner Freyheit beraubt zu feyn. S. 114: Ein Bauer, Namens Knabe aus Labez, ward erfchoffen; das machte einen fehr unangenehmen Eindruck. S. 123: Die Wirkung einer Granade übertrifft alle Vorftellung.

Öls, b. Ludwig: *Das befreyete Preuffen im Jahre* 1813. — Eine Volksfchrift in zwanglofen Heften von *C. Wilhelm Chlebus*, Collegen am herzogl. braunfchw. ölsn. Gymnafium. 1813 und 1814. I — III Heft. 273 S. 8. (14 Gr.)

Der Vf. beklagt fich mit Unrecht über den Rec. der zwey erften Hefte feiner Volksfchrift, der ihm im November-Stücke der fchlefifchen Provinzialblätter feine Fülle von franzöfifchen Ausdrücken, die dem gemeinen Mann unverftändlich find, und die, wo nicht mit befferen, doch mit gleich angemeffenen erfetzt werden können, vorwarf. Wenn wir auch für Strömer, Schläglerftab, für Berofsung, Stöberer, Hildamtshauptmann, Zeugelfalken, Garde-Spiefsner, für die Dünnung, worin der Feind genommen wird, keine Empfänglichkeit haben: fo laffen fich doch Centrum, Difpofition, Engagiren, Enfilement u. f. w. mit ehrlichen und verftändlichen deutfchen Worten geben, aber dem gutmüthigen Rec. zum Trotze fcheint der Vf. hartnäckig auf feiner Meinung zu beftehen: zum Glücke, dafs die Schrift, was der Rec. in den fchlef. Pr. Bl. vielleicht aus Schonung verfchwieg, nicht einmal in die Reihe mittelmäfsiger Volkszeitfchriften treten kann. Wir wollen mehrere gefchichtliche Irrthümer nicht einmal in Anregung bringen; es fey genug, einige Thatfachen anzuführen, um zu wiffen, wie der Vf. für das Volk erzählt. S. 9: Major von Hellwig marfchirte mit dem fchlefifchen Hufarenregiment von Cölleda nach Langenfalze 9 Meilen in einem Athem. S. 13: London amufirte fich am Anblicke der erften Kofaken. S. 33: Ift nicht Deutfchlands völlige Befreyung durch den Sieg des Lord Wellingtons bey Vittoria eingeleitet? S. 199: Während Alexanders Griffel bey Moreau fo zarte Züge des menfchenfreundlichen Gefühls zieht, waren es ungefchliffene, grobe Striche, mit denen der Kiel des franzöfifchen Minifteriums umfonft bemüht war, den Ruhm des Prinzen von Pontecorvo zu befudeln. Die Schlacht bey Leipzig, womit der zweyte Heft fchliefst, verleitet den Vf., fich auch im Felde feiner Anfichten kenntlich zu machen, und über den gefchichtlichen Gefichtspunct und die Wiedergeburt Deutfchlands zu verfuchen. Wie fchulmäfsig er hierin geübt fey, belegt befonders (S. 195) der Wechfel des Gefühls, das von den Mordfcenen ab auf den fanfteren Zügen im Charakter Friedrich Wilhelms weilt — ein Gefühl, das er auf eine vierfache Art verwandelt, um es zu erklären — und dennoch klagt der Vf., froh des Beyfalls, den feine Schrift überall in Breslau fand, über Nachdruck, wir aber über Vordruck.

Dk.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Ohne Druckort: *Beleuchtung der vor Kurzem erschienenen Schrift: Patriotische Wünsche, das Postwesen in Deutschland betreffend.* Zur Berichtigung der öffentlichen Meinung über diesen gemeinnützigen, oft einseitig beurtheilten Gegenstand. 1814. IV und 60 S. 8. (6 Gr.)

Dass bey den grossen Fragen über die künftigen Einrichtungen des deutschen Gemeinwesens auch eine Anstalt, wie die Post, nicht vergessen werden würde, dass auf der einen Seite die alten Verdienste und Ansprüche des Hauses Taxis, auf der anderen die Vorzüge der neueren Territorial-Posten einander entgegengesetzt werden würden, war ohne grosse Sehergabe vorher zu sehen. Die vor uns liegende Schrift gehört auch in diese Verhandlungen, und obwohl sie sich nur für ein Privatunternehmen ausgiebt, welches, ohne Auftrag und Auffoderung irgend einer Regierung, bloss die Privatansicht und Überzeugung eines deutschen, durch seinen Beruf mit dem Postwesen bekannten Geschäftsmannes darstellen solle: so ist sie doch nichts mehr und nichts weniger als eine Schutzschrift für die Territoral-Posten gegen die allgemeine taxische Reichspost. Sie ist besonders gegen eine in No. 110 des vorigen Jahrgangs dieser Blätter von einem anderen Mitarbeiter angezeigte Schrift (*Patriotische Wünsche, das Postwesen in Deutschland betreffend.* Weimar 1814) gerichtet, und ganz im Geist und Ton einer Parteyschrift abgefasst. Vornehmlich führt sie die Vertheidigung der königl. bairischen Posten, und rührt allem Ansehen nach von einem Officianten derselben her.

Unter diesen Voraussetzungen ist eine gewisse Einseitigkeit derselben keineswegs zu tadeln, sondern fast nothwendig, und nur so viel mit Recht von einem solchen Schriftsteller zu verlangen, dass er die Thatsachen nicht absichtlich entstelle, und das, was er zu sagen hat, mit Ruhe und Achtung des Gegentheils vortrage.

In die Untersuchung der Thatsachen kann Rec. sich nicht einlassen. Das Postwesen hat immer seine Geheimnisse gehabt, in welche, wie nicht allein der Vf. S. 2 sagt, sondern auch von jeher versichert worden ist, selbst nur wenige Postofficianten eingeweiht sind. Man muss sich daher nur an die unleugbare Erscheinung halten, dass die öffentlichen Klagen über hohes Briefporto, über Postzwang, über die Umkehrung des wahren Verhältnisses zwischen der Postanstalt und dem Publicum seit der Zeit, da die allgemeine taxische Post durch Staatsposten verdrängt wurde, immer lauter und dringender geworden sind. Diese Erscheinung ist vorhanden, es kommt also vor allen Dingen darauf an, ob sie mit der Einführung der Staatsposten in einem unmittelbaren und nothwendigen Zusammenhange steht. Diess ist der eigentliche Punct der Untersuchung, nicht einzelne Vorwürfe, welche man sowohl den taxischen Posten als den Staatsposten machen konnte, weil sich diese durch den guten Willen der Regierungen, jene aber noch leichter durch eine zweckmässig eingerichtete landesherrliche Aufsicht über das Postwesen abstellen lassen würden.

Wollte man bey der Prüfung der ganzen Angelegenheit Keinem eine Stimme zugestehen, welcher nicht in die inneren Mysterien des Postwesens eingedrungen wäre: so würde man nie eine unbefangene Ansicht von derselben erhalten können, weil nothwendiger Weise der Stimmgebende immer entweder der taxischen Post, oder einer der landesherrlichen Posten angehören müsste, und es zu viel verlangt wäre, das eigene Interesse zu verleugnen. Gleichwohl ist einmal das öffentliche Urtheil darüber aufgerufen, und es scheint auch dem Rec., dass es nicht leicht eine Staatseinrichtung gäbe, in welcher das Publicum mit solchem Recht, als in dieser, verlangen könnte, dass auf die allgemeinen Bedürfnisse und Wünsche Rücksicht genommen werde.

Der Vf. der Schrift, gegen welche die vor uns liegende gerichtet ist, hatte drey Hauptfoderungen an eine gute Postanstalt aufgestellt: *Sicherheit, Geschwindigkeit* und *Wohlfeilheit*, und damit ist denn sein Gegner einverstanden.

Aber nun sucht er zu zeigen, dass diese drey Cardinaltugenden der Posten bey der Auflösung der Reichspost und ihrer Zerstückelung in mehrere landesherrliche Postanstalten eben so gut geübt werden könnten, als von einer über ganz oder halb Deutschland sich erstreckenden gemeinschaftlichen Anstalt des deutschen Bundes oder Reichs, oder wie endlich das Band heissen soll, welches dem deutschen Volke eine so unentbehrliche Einheit versprechen wird. Wir wollen ihm hierin etwas ins Einzelne folgen.

Mit der *Sicherheit* ist der Vf. geschwind fertig. Er meint (S. 17), diese könne ohnehin gegen jede Gattung von Gewalt Niemand verlässiger und kräftiger gewähren, als diejenige Macht, in deren Hand Gesetzgebung, Polizey, und überhaupt alle Mittel und Anstalten zur Handhabung der öffentlichen und Privat-Sicherheit in dem Staate beruhen. Die Zerstückelung

der Posten schade nichts (S. 26): denn eines Theils sey das Umpacken der Briefe auf den Grenz-Postämtern nicht immer nöthig, weil durch Verträge festgesetzt werden könne, dass geschlossene Amtspakete der einen Landespost von der anderen übernommen und uneröffnet weiter in entfernte Gegenden versendet würden; anderen Theils aber sey das öftere Umpacken wegen der damit verbundenen Revision ein Mittel mehr, das Fehlen eines Briefs oder Pakets zeitiger zu entdecken. Was endlich die Sicherheit des Briefwechsels gegen die Einmischung einer geheimen Polizey betreffe: so seyen (S. 29) die geheimen Postbüreaux oder geheimen Logen zur Brieferöffnung lange vor der Zerstückelung der Reichspost eingerichtet gewesen.

Die Foderung der Sicherheit umfasst bey der Postanstalt sehr verschiedene Dinge. Die Sicherheit gegen unrechtmäfsige Gewalt von Aussen kann allerdings nur der Staat leisten, er wird und muss sie aber einer Privatanstalt eben in dem Masse gewähren, als einer Staatsanstalt. Im Übrigen besteht die Sicherheit, auf welche die Aufgeber der Briefe und anderer Gegenstände gerechten Anspruch haben, nicht allein darin, dass durch Unachtsamkeit und Betrug der Postbedienten nichts verloren gehe, sondern auch darin, dass die Anstalt durch die Gerichte zum schleunigen Ersatz des Verlorenen angehalten, und das Recht des Aufgebers nicht durch zur Ungebühr erschwerten Beweis oder andere Formalitäten vereitelt werde. Dass nun diese Foderungen bey einer Anstalt, welche nur unter der Aufsicht des Staates steht, und sich über eine grosse Länderfläche erstreckt, leichter erfüllt werden, als bey einer Einrichtung, deren Verwaltung der Staat selbst übernommen hat, und welche mit jeder Landesgrenze wechselt, bedarf wohl bey Unbefangenen keines grossen Beweises. Man muss den Gang der menschlichen Dinge nicht kennen, oder absichtlich verkennen wollen, um zu leugnen, dass es allemal schwerer seyn wird, gegen eine dem Staat selbst angehörige Postverwaltung Recht zu erhalten, als gegen eine Privatanstalt. Jene hängt auf mannichfaltige Weise mit den gewalthabenden Behörden im Lande zusammen; diese wird sich nicht leicht einen für den Einzelnen nachtheiligen Einfluss auf die Entscheidungen verschaffen können. Es ist ferner offenbar, dass es für den Aufgeber eines Pakets sicherer ist, wenn er sich wegen der Entschädigung nur an eine einzige Postanstalt zu halten, und nur die Aufgabe nachzuweisen hat, als wenn er erst die Ausmittelung abwarten muss, welche von den vielerley Landesposten für den Verlust zu haften habe. Was das Umpacken betrifft: so kann es nur allenfalls bey solchen Gegenständen Gelegenheit zu einer nützlichen Revision geben, über welche ein sorgfältiges Verzeichniss geführt wird, nicht aber bey Briefen, über welche keins gehalten werden kann. Auch schon bey jenen ist es aber gewiss nicht einerley, ob das Umpacken der Postwägen auf solchen Puncten geschieht, welche als Mittelpuncte des Verkehrs zu betrachten sind, auf welchen mehrere Hauptstrassen sich durchkreuzen, oder ob es lediglich von den zufälligen Grenzen der vielerley deutschen Länder abhängig gemacht ist, und es wird wohl Niemand sich vom Vf. überzeugen lassen, dass das letztere zur Sicherheit der Posten etwas beytragen könne. In Ansehung der Briefe hingegen ist es offenbar, dass durch Nachlässigkeit und unverschuldete Versehen weniger Schade entstehen kann, wenn das Umspediren nur in grossen Zwischenräumen und nur an solchen Orten geschieht, welche ihrer Lage nach zu wirklichen Oberpostämtern geeignet, dann aber auch mit dem erfoderlichen geprüften und zahlreichen Personal besetzt sind. Hier streitet also der Vf., indem er zwey sehr verschiedene Fälle mit einander vermengt, mit nicht ganz redlichen Waffen. Er giebt auch stillschweigend die Nachtheile des öfteren Umspedirens der Briefpakete zu, indem er bemerkt, dass ja diesem unzeitigen Umspediren durch Verträge abgeholfen werden könne, wodurch der einen Landespost das Recht eingeräumt werde, durch das Gebiet der anderen geschlossene Amtspakete gegen einen sehr billigen Beytrag gehen zu lassen. Diese geschlossenen Amtspakete haben allerdings zu der Zeit, als die königl. westphälische Post noch bestand, einer süddeutschen Landespost sehr am Herzen gelegen; und wenn die damaligen Bemühungen gelungen wären: so wäre das Hauptverkehr zwischen dem Norden und Süden von Deutschland ganz in die Hände zweyer Territorialpostanstalten gefallen. Gerade die Nothwendigkeit dieser Verträge ist aber ein Beweis mehr, dass eine grosse Ausdehnung für die Postanstalt und folglich für das Publicum wohlthätiger ist, als ein Flickwerk von Landesposten, welche zum Theil zu klein sind, um sich erhalten zu können. Es hängt dabey aber immer von dem guten Willen der einzelnen Regierungen ab, ob sie zu solchen das Verkehr im Ganzen befördernden, ihren besonderen Vortheil aber vielleicht hindernden Postverträgen die Hände bieten wollen, wie wir denn selbst bey dem Vf. die Angabe nicht finden, dass die königl. baierischen und wirtembergischen Posten den fürstlich taxischen den Durchgang geschlossener Amtspakete gestattet hätten.

Eine andere kleine Unredlichlichkeit des Vfs. finden wir in der Note S. 29. Er macht es darin der taxischen Postanstalt zum Vorwurf, dass die *Kleinigkeit*, welche für das Recommandiren der Briefe bezahlt wurde, dennoch dem Herrn Fürsten jährlich über 100,000 fl. eingetragen habe. So gestellt, klingt die Sache recht ansehnlich. Aber wenn man bedenkt, dass erstlich die Kleinigkeit wirklich für eine besondere Mühe der Postämter, nämlich für das Eintragen der Briefe in ein eigenes Verzeichniss bezahlt wurde, und im Einzelnen dafür in der That sehr wenig betrug, wenn man zweytens diese 100,000 fl. in Gedanken auf die sämmtlichen Postämter zur Zeit der grössten Ausdehnung der taxischen Posten austheilt: so wird sich das, was der Vf. daraus schliessen will, von selbst widerlegen.

Die Sicherheit der Briefe gegen Erbrechung ist bey einer Privatanstalt in jedem Falle grösser als bey einer Staatspost. Die letzte ist ganz und gar der Will-

kühr der Regierungs-Beamten preis gegeben. Immerhin mögen alſo auch ſchon ehedem geheime Logen beſtanden haben: die Folgen derſelben, die Klagen über das verletzte Geheimniſs der Briefe waren doch nicht ſo laut als in den letzten Zeiten. Es fällt auch der Zweck des Brieferbrechens weg: denn die fürſtlich taxiſchen Poſten haben kein Intereſſe dabey, die Gedanken der Menſchen zu belauern. Eine Regierung, welche ihren wahren Vortheil kennt, hat ebenfalls nicht nöthig, zu ſo zweydeutigen Mitteln zu greifen; aber das iſt ja eben das groſse Problem aller Staatsweisheit, die Menſchheit auch gegen Miſsbräuche und Verirrungen einer geſetzmäſsigen Gewalt, ſo weit es möglich iſt, zu ſichern.

Die zweyte Foderung an die Poſt, *Geſchwindigkeit*, ſoll nach der Behauptung des Vfs. jetzt, nachdem die taxiſchen Poſten ſich in Landesposten verwandelt, und mehrere einzelne Poſtanſtalten ſich von der taxiſchen Regie getrennt haben, beſſer als vorher erfüllt werden. Durch Verträge zwiſchen den bairiſchen, wirtembergiſchen und badiſchen Poſtanſtalten ſey eine ſolche Einheit hergeſtellt worden, daſs die Beförderung der Correſpondenz und Poſtwagen-Effecten nicht nur im Ganzen nicht verloren, ſondern im Einzelnen ſogar evident gewonnen habe. Er führt dabey bittere Beſchwerden über die fürſtlich taxiſchen Poſten, daſs ſie die Briefe, welche auf dem geraden Wege eine der obengenannten Landesposten hätten berühren müſſen, auf einem beträchtlichen Umwege um dieſelben herum geleitet haben. Die Sache mag allerdings ihre Richtigkeit haben; wer aber an dieſer Unbequemlichkeit eigentlich Schuld iſt, dürfte wohl ohne genauere Kenntniſs der Umſtände nicht zu beurtheilen ſeyn. Auch dieſe Umleitungen würden aber freylich gerade dadurch am ſicherſten vermieden, wenn eine Poſtanſtalt ſich über einen hinreichend groſsen Landesſtrich ohne Unterbrechung erſtreckte, um überall gerade Straſsen wählen, und die Hauptpuncte des Verkehrs gehörig anordnen zu können. Zwar meint der Vf., daſs die Regierung weit beſſer für das Wohl des briefwechſelnden Publicums ſorgen werde, als eine ſich bloſs um ihr pecuniäres Intereſſe bekümmernde Privatanſtalt; allein Rec. iſt dagegen des Dafürhaltens, daſs hier das wahre Intereſſe beider Theile, der Poſt und des Publicums, ſo ſehr Hand in Hand gehe, daſs ſie ſich von ſelbſt einander unterſtützen. Wurde auf einem Puncte das Verkehr lebhafter, welcher bisher durch die Poſt nicht verbunden war: ſo war die taxiſche Generaldirection in der Regel ſehr bereitwillig, eine neue Route anzulegen. Der Fürſt Taxis unterhielt auch ſehr viele Poſten an Orten, wo ſie ihm zuverläſſig keinen Überſchuſs gewährten, und auch dieſes iſt ein Grund, warum dieſe Anſtalt ohne eine gewiſſe Ausdehnung nicht wohl beſtehen kann.

Das dritte Haupterfoderniſs, die *Wohlfeilheit*, ſetzt freylich den Vf. in ſichtliche Verlegenheit. Hier lieſs ſich nun gar nicht ableugnen, daſs das Porto auf den neuen Territorialpoſten ins Unmäſsige, und bis auf einen Grad erhöht worden war, welcher ſeinen eigenen Zweck zerſtörte. Der Erfolg war zu auffallend, die ungeheuere Bedrückung des Publicums drohte den ganzen Briefwechſel auf eine ſolche Beſchränkung herabzubringen, daſs der von der Poſt gehoffte groſse Gewinn beynahe zum Verluſt geworden wäre. Die neuerlich erfolgten Herabſetzungen haben daher wenig Verdienſtliches, und noch immer iſt die Erhöhung gegen ehedem ſehr merklich. Es iſt ſchon ſchlimm, wenn dieſe Sache ein Gegenſtand der finanziellen Willkühr bleiben muſs, und auch in dieſer Hinſicht würde das Publicum bey einer Privatanſtalt, wie die fürſtlich taxiſchen Poſten allerdings ſind, augenſcheinlich mehr geſichert ſeyn. Denn dieſe dürften ſich auf keine Weiſe einfallen laſſen, das Porto eigenmächtig zu erhöhen; bey den gröſseren Landesposten hingegen kann jeden Augenblick eine neue drückende Steuer ausgeſchrieben werden.

Da der Vf. hier wohl fühlt, daſs er von dieſer Seite die übernommene Vertheidigung der neuen Staatspoſten nicht mit ſonderlichem Glücke führen werde: ſo greift er zu anderen Waffen. Er rechnet dem Hauſe Taxis vor, welche Einkünfte es von den Poſten gezogen, wie es durch die Poſten ſich die Fürſtenwürde erworben habe; er beruft ſich auf die ſehr groſsen Beſoldungen der taxiſchen Oberpoſtmeiſter, um zu beweiſen, daſs unmöglich die taxiſche Adminiſtration eine gröſsere Wohlfeilheit gewähren könne, als die königl. bairiſche oder wirtembergiſche. Dagegen lieſse ſich nun noch Manches ſagen. Daſs der Hr. Fürſt von Taxis ſeine Diener mit einer beyſpielloſen Freygebigkeit beſoldete, oder vielmehr, daſs bey der Abhängigkeit der Dienſteinnahme von der Lebhaftigkeit des Verkehrs, und bey der Nothwendigkeit, hierin eine gewiſſe Gleichförmigkeit zu beobachten, einzelne Beamte der taxiſchen Poſten wirklich übermäſsig beſoldet ſeyn mochten, iſt wohl nicht in Abrede zu ſtellen. Die Erſparniſſe, welche hier gemacht werden konnten, hätten allerdings ſowohl der Caſſe des Hn. Fürſten als auch dem Publicum zu Gute kommen können. Allein auf der anderen Seite hat man es auch vor Augen, daſs manche Territorialpoſten das Perſonal ihrer Anſtalten auf einzelnen Puncten gegen das vormals taxiſche nicht etwa zu verdoppeln, ſondern um das Vier- und Fünffache zu vermehren nöthig gehalten haben. Dieſe Dinge gehören zu den Nebenſachen, welche bey der einen Art der Verwaltung eben ſo gut einreiſsen können als bey der anderen, und welche bey keiner unvermeidlich ſind. Wenn man aber ja die Koſtbarkeit der Adminiſtration in Anſchlag bringen will: ſo iſt es abermals aller bisherigen Erfahrung gemäſs, daſs alle Verwaltungen im Namen und für Rechnung des Staats mit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen haben, als Privatverwaltungen, und daſs jene in der Regel theurer und ſchlechter ſind, als dieſe. Es liegt auch vor Augen, daſs unter gleichen Umſtänden eine einzige weit ausgedehnte Verwaltung des Poſtweſens nicht ſo viel koſten könne, als wenn derſelbe Länderumfang, wir wollen nur ſagen, zehn oder zwölf verſchiedene Verwaltungen mit General-Directionen, Oberpoſtämtern, Grenzämtern

welche der Natur der Sache nach, wegen des verwickelten Rechnungswesens mit den Nachbarn und wegen des nöthigen Umpackens der Briefpackete und Postwagen, ein zahlreiches Personal fodern), und allem, was sonst noch zur vollständigen Einrichtung und Abstufung der Behörden gehört, zerstückt wird, und dass im letzteren Falle fast dieselben Kosten zwölfmal verursacht werden, welche jene nur einmal nöthig hat.

Bey dieser ganzen Betrachtung werden überhaupt zwey sehr verschiedene Fragen mit einander verwechselt, nämlich 1) die: Welche Art der Postverwaltung *kann* in einem gegebenen grossen Lande, welches aber in mehrere verbündete Staaten getheilt ist, die grössere Wohlfeilheit gewähren, diejenige, welche sich über alle diese Staaten ausbreitet, und einer theils gemeinschaftlichen Aufsicht sämmtlicher Bundesländer, theils besonderen Aufsicht der einzelnen Regierungen unterworfen ist, oder eine solche, welche von jedem einzelnen grösseren oder kleineren Lande unabhängig aufgestellt wird? Und 2) die Frage: Welche Einrichtung der Posten *hat* der That nach für diejenigen Länder, in welcher ehemals die taxische Reichspost bestand, im Ganzen die grössere Wohlfeilheit wirklich gewährt, die taxische Post, oder die neuen Territorialposten? Man muss aber diese Fragen sehr von einander unterscheiden. Denn wenn auch die letzte gewiss allgemein zum Vortheil der taxischen Post beantwortet wird: so kommt es doch bey einer staatswissenschaftlichen Erörterung der Hauptfrage eigentlich nur auf die erste an. Die Hauptfrage nämlich ist wohl keine andere als die: *Hat das gesammte deutsche Publicum Ursache zu wünschen, dass das Postwesen wieder, wie ehemals, etwas Gemeinschaftliches für alle, oder doch die meisten der deutschen Länder werde* (welchen Wunsch der Gegner unseres Vfs. ausgesprochen hatte), oder *werden seine gerechten Foderungen durch die neuen Territorialposten im Ganzen besser und vollständiger befriedigt?* Und diese Hauptfrage muss wohl in Rücksicht auf Wohlfeilheit ganz unbedenklich zum Vortheil der Gemeinschaftlichkeit dieser Anstalt, oder mit anderen Worten, zum Vortheil der taxischen Posten entschieden werden. Der Vf. kann diess selbst nicht verbergen, indem er die grösseren Kosten der zerstückelten Postverwaltung S. 38 zugeben muss; er sucht aber dem daraus zu ziehenden Schlusse dadurch auszuweichen, dass er behauptet, das fürstlich taxische Haus habe diesen Vortheil nicht benutzt, sondern sich durch die übertriebenen Diensteinkünfte der Oberpostämter desselben wieder beraubt, auch selbst zu grossen Gewinn von den Posten zu ziehen gesucht. Auf diese beiden Puncte kommt indessen durchaus nichts an, weil nicht allein der Gewinn, welchen die Familie des Stifters der deutschen Posten von denselben hatte, mit den unglücklichen Finanz-Speculationen, welche in den neueren Zeiten mit den Territorialposten gemacht worden sind, gar nicht in Vergleich zu setzen ist, sondern auch bey einer Wiederherstellung der Reichsposten als gemeinschaftliche Anstalt des gesammten Deutschlands durch bestimmte Verträge und Vorschriften alle jene unnöthigen Ursachen der Vertheuerung gar leicht entfernt werden könnten.

Vergebens beruft sich der Vf. am Schlusse seiner Schrift hiebey auf das Beyspiel mehrerer norddeutscher Staaten, welche lange vor Auflösung des deutschen Reichs, und vor der Anwendung des rheinbündischen Souveränetätssystems auf die Posten, eigene Landesposten gebildet hatten, und fragt: Warum sollte denn nur der südliche Theil von Deutschland ohne taxische Posten nicht bestehen können, nachdem sich der nördliche Theil bey der Entbehrung derselben schon seit Jahrhunderten wohl befunden hat? Von einem südlichen und nördlichen Theile Deutschlands ist hier wohl gar nicht die Rede; und wenn es für das Ganze wünschenswerth erscheinen dürfte, eine gemeinschaftliche Postanstalt zu besitzen: so würden sich diese Wünsche eben so gut über das nördliche Deutschland erstrecken, als über das südliche. Was das Wohlbefinden des Publicums bey den eigenen Anstalten betrifft: so ist davon früher eben nicht viel Rühmens gewesen, und die Zeiten sind so gar fern nicht, da über die preussischen Posten fast dieselben Klagen, der *Art* nach, geführt wurden, welche neuerdings über manche neue Territorialpost gehört wurden, nur dass diese freylich in einem *Grade* erregt worden sind, bey welchem alle früheren ähnlichen gänzlich in Vergessenheit gerathen konnten.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

KURZE ANZEIGEN.

Ökonomie. *Leipzig*, in Commission b. Hemmerde und Schwetschke: *Tägliches Taschenbuch für Landwirthe und Wirthschaftsverwalter auf das Jahr* 1815, von dem Herausgeber des praktischen Land- und Haus-Wirthes (*G. H. Schnee*, Prediger zu Scharton und Nigrist unweit Burg). 136 S. 8. (18 Gr.)

An Zweckmässigkeit steht auch dieser Jahrgang seinen Vorgängern nicht nach, und für seine Brauchbarkeit bürgt der Beyfall, den dieses Taschenbuch bey denkenden Ökonomen bisher gefunden hat. Die erste Hälfte desselben enthält die nämlichen Rubriken, die in den vorherigen Jahrgängen vorgekommen; nur ist sie noch mit einigen Seiten zur Anzeichnung des Tagebuchs vermehrt, und die Wirthschaftserfahrung, so wie die Entfernung der wichtigsten Städte Deutschlands, haben bedeutende Vermehrungen und Verbesserungen erhalten. Die zweyte Hälfte enthält: I. Kurze und deutliche Anleitung für Landwirthe, ihre Felder und Wiesen selbst auszumessen. (Hiezu das Titelkupfer.) II. Das Wetterglas oder Barometer. III. Die natürlichen Wetter-Verkündiger. IV. Allgemeine Bemerkungen über die Annahme und Einrichtung einer Pachtung. V. Wirthschaftserfahrungen, sind berichtiget und vermehrt worden. VI. Wie viel Pfund Brod muss der Bäcker von einer nach dem Gewichte gegebenen Quantität Mehl liefern? VII. Verschiedene Längen- und Flächen-Masse. VIII. Gedrängte Übersicht der Masse, Münzen und Gewichte der vorzüglichsten Städte Deutschlands und der übrigen europäischen Länder. IX. Entfernung der wichtigsten Städte Deutschlands u. s. w. nach den gewöhnlichen Postangaben. — Auch diese Rubrik ist sehr verbessert und vermehrt worden. X. Interesse-Rechnungen. XI. Verzeichniss der wichtigsten Messen, Vieh- und Woll-Märkte. — r —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Ohne Druckort: *Beleuchtung der vor Kurzem erschienenen Schrift: Patriotische Wünsche, das Postwesen in Deutschland betreffend* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Als das Postwesen in Deutschland entstand, und noch mehr, als man gewahr wurde, zu welcher reichen Quelle sicherer Einkünfte dasselbe werden könne, konnte man über die eigentliche Natur seines Verhältnisses zur Staatsgewalt nicht einig werden. Bald sollte es kaiserliches Reservat, bald reines landesherrliches Regal seyn. Die mächtigeren Reichsstände zogen sich auch hier aus dem Reichsverbande heraus, und manchem minder Mächtigen gelang ein Gleiches. Aber durch alles dieses kann das eigentliche Wesen der Postanstalt nicht verändert werden, welches immer ein bloser bürgerlicher Vertrag der Einzelnen mit dem Postinstitut bleiben wird. Nur dass ohne Genehmigung des Staats sich keine Anstalt für öffentlich beglaubigt oder gar für die Einzige ausgeben kann, welche das Fortschaffen der Briefe, Pakete und Personen zu regelmäsigen Zeiten übernimmt. Auch die vom Staate genehmigte und privilegirte Post sollte die Freyheit der Einzelnen, ihre Briefe und Pakete durch Boten, Reisende, Fuhrleute, Schiffer u. dergl. fortzuschaffen, nicht beschränken dürfen, wie sie denn auch diess niemals zu ihrer Erhaltung, sondern immer nur dann nöthig hat, wenn sie das Porto höher treiben will, als zu ihrer Erhaltung und einem billigen, immer im Ganzen noch sehr ansehnlichen Gewinn erfoderlich ist. Dem Verkennen dieser Grundsätze haben wir den Postzwang zu danken, welcher schon im preussischen *allgemeinen Landrecht* Th. II. Tit. XV. Abschn. IV. §. 141 — 288 aufgestellt ist, und seitdem hie und da immer noch verschärft worden ist. Je schärfer aber dergleichen Verordnungen sind, desto weniger werden sie gehalten. Durch die Verordnungen, dass Reisende keine Briefe bey sich führen sollen, die ihnen oft so nothwendig sind, dass Pakete unter vierzig Pfund nur mit dem Postwagen versendet werden sollen, entsteht ein neuer kleiner Krieg von Plackerey auf der einen und Betrügerey auf der anderen Seite, zu welchem sich auch sonst rechtschaffene und redliche Leute berechtiget glauben, weil Jeder fühlt, dass die Regierung hier die natürliche Freyheit auf eine unbillige Weise einschränken will.

Dass nun eine Privatanstalt, wie die fürstlich taxische ihrem Wesen nach immer blieb, weder so leicht zur blossen drückenden Finanz-Speculation gemissbraucht, noch mit solchen Beschränkungen der Freyheit verknüpft werden könne, liegt vor Augen, und eben so klar ist es, dass eine Privatanstalt ihre Zwecke desto besser erfüllen, die Postcurse desto mehr nach den Bedürfnissen des Verkehrs einrichten könne, je grösser der Länderumfang ist, über welchen sie sich ausbreitet. Es muss einem Jeden einleuchten, dass es leichter seyn wird, eine Privatanstalt zu Erfüllung ihrer Verbindlichkeit anzuhalten, als gegen die Regierung selbst, wenn sie sich selbst mit dem Postwesen identificirt hat, den Schutz der Gesetze zu finden.

Die Vertheidiger des Systems der Territorialposten mögen daher sich noch so viel Mühe geben, Vorzüge dieser neuen Einrichtungen vor den ehemaligen Reichsposten aufzuzeigen: die öffentliche Meinung, der Wunsch des Publicums wird doch immer für diese letzteren sprechen. Alles Gute der Territorialposten kann durch Verabredungen und landesherrliche Aufsicht gar leicht auf die taxischen gemeinschaftlichen Posten übergetragen werden, in den Territorialposten hingegen kann es sich nur durch Verträge mit den Nachbarn erhalten, welche durch Launen und Missgriffe einzelner Regierungen nur zu oft vereitelt werden können.

Je ausgedehnter die Postanstalt ist: desto grösseren Überschuss wird sie auch bey mäsigen Taxen abwerfen können, wenn ihr eine zweckmäsige und einfache Organisation gegeben wird. Rec. will auch nicht in Abrede stellen, dass es, von der finanziellen Seite betrachtet, in unseren überall geldbedürftigen Zeiten vielleicht eine der besten öffentlichen Abgaben ausmachen könne, welche immer fliesst, nie Rückstände zulässt, und aus den allerkleinsten Beyträgen des schreibenden Publicums, also gerade der sonst am wenigsten belasteten Stände, zusammen kommt. Es wäre aber wohl so schwer nicht, auch bey einer für ganz Deutschland oder einen grossen Theil desselben gemeinschaftlichen Postanstalt diesen Zweck beyzubehalten, und die Posttaxen so einzurichten, dass ein bestimmter Theil des Überschusses entweder in die landesherrlichen Cassen, oder in eine dem ganzen verbündeten Deutschland gemeinschaftliche Casse abgeliefert werden könnte. Das Publicum würde dabey immer noch gewinnen, und weder die Landesherren noch der Hr. Fürst von Taxis etwas verlieren.

Es giebt aber allerdings auch einen höheren Gesichtspunct, aus welchem die Post als Bindemittel eines höheren geistigen Verkehrs erscheint. Sie bringt

eine Lebhaftigkeit in daffelbe, deffen fich die Völker des Alterthums nicht erfreuen konnten, und was man auch zum Nachtheile unferes Journal- und Zeitungs-Wefens fagen mag, fo wird doch diefer fchnelle Umlauf der Gedanken immer als ein Haupthebel der neueren Cultur betrachtet werden müffen. Aus diefem Gefichtspuncte wird die Gemeinfchaftlichkeit der Poftanftalt für alle deutfchen Länder doppelt wünfchenswerth. Man weifs, wie ehedem der literarifche Verkehr im Reiche gefetzmäfsig begünftigt war, und wie er durch das Territorialfyftem der Poften gelitten hat. Gewifs würde aber auch hierin der Hr. Fürft von Taxis nicht nur die alten Vorrechte wieder eintreten laffen, fondern auch diefen Vorzug der Reichsposten vor den Territorialpoften durch neue Bewilligungen zu erhöhen geneigt feyn. P. G.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Paris, b. Eberhart u. Dufart, u. London, b. Black, Parry u. Comp.: *De l'emploi des conjonctions suivies des modes conjonctifs dans la langue Grecque.* 1814. XXIV u. 269 S. 8.

Ein franzöfifches Buch über griechifche Grammatik ift eine in geraumer Zeit nicht erlebte Erfcheinung, gewifs unerwartet einem Jeden, der da weifs, wie kläglich die philologifchen Studien feit faft einem Jahrhundert, vornehmlich aber in unferen Tagen, verwahrlofet worden in dem Lande, das denfelben vor Alters Heroen gefchenkt, wie *Scaliger*, *Cafaubonus*, *Salmafius*. Eben darum aber darf auch ein folcher Verfuch begehren freundlich und nachfichtig aufgenommen zu werden von denen, die fefterer Sinn oder günftigeres Gefchick erhalten hat im ftetigen Befitz der dort beynahe verlorenen Wiffenfchaft. So wollen wir denn auch an das vorliegende Buch nicht die Foderungen thun, die wir an ähnliche von Landsleuten thun dürften; wir wollen es nicht herabfetzen durch Vergleichung mit dem, was unfere Literatur etwa Gründlicheres und Umfaffenderes über denfelben Gegenftand hervorgebracht hat: fondern es foll uns willkommen feyn, weniger um fein felbft willen, als weil wir es für ein Unterpfand nehmen dafür, dafs auch in Frankreich ein Geift ernfter und verftändiger Forfchung wieder aufleben wird auf Gebieten, die nicht im Bereich aller Welt liegen.

Der Vf., der fich weder auf dem Titel noch unter der Vorrede genannt hat, ift Hr. *Maximilian Séguier*, aus Beauvais. In feiner Jugend auszuwandern genöthigt, verdankt er es den freudlofen Tagen der Verbannung, dafs er *Ruhnken* und *Luzac* gehört; eine fpätere Reife durch Deutfchland nach Rufsland hat ihm die Bekanntfchaft der vornehmften deutfchen Philologen verfchafft; der hoffnungslofe Zuftand, worin er bey feiner Rückkehr fein Vaterland antraf, und die achtungswerthe Strenge feiner Grundfätze haben ihn unter der vorigen Regierung fern gehalten von dem öffentlichen Leben, wozu er durch Geburt und Fähigkeit berufen fchien. So ift ihm der Reiz und die Mufse geworden, viele Jahre faft ausfchliefslich jener Liebe zur alten Literatur zu leben, die fchon zwey feiner Ahnen berühmt gemacht hat, den Kanzler Peter Séguier und den Bifchof von Coislin. Seine erfte Arbeit war eine Überfetzung von *F. A. Wolf's* Darftellung der Alterthumswiffenfchaft, im *Magazin encyclopédique*; feine zweyte, die gegenwärtige, wird auch vermuthlich feine letzte feyn, indem die endlich zu Stande gekommene neue Ordnung der Dinge auch feine Thätigkeit für die Adminiftration in Anfpruch genommen hat.

In der Vorrede, ziemlich weit ausholend, erörtert der Vf. zuvörderft das Verhältnifs des fyntaktifchen Theils der Grammatik zu dem etymologifchen. (*Il est vrai que les termes syntactiques n'ont rien de commun avec cette partie brillante de l'intellect, qu'on nomme la perception, qui reçoit les objets du dehors, et les présente à l'esprit: l'étymologie est son seul représentant dans le discours. Mais il est une partie plus sérieuse et plus noble de l'entendement, que les philosophes appellent le jugement. C'est lui qui, recevant de la perception les objets qu'elle lui présente, les réunit, les compare, et par son action, les détermine d'une manière invariable. Il n'a point la faculté d'acquérir; mais il dispose, classe et ordonne tout ce que sa devancière a préparé. Or, c'est avec cette partie de l'entendement que la syntaxe a un rapport constant; ou plutôt, c'est elle qu'elle représente dans le discours. En sorte que le discours est l'image la plus parfaite de l'esprit humain: la perception dans l'étymologie; et la logique dans la syntaxe: ensorte encore que l'étude de la syntaxe est la plus parfaite logique, et le moyen le plus sûr, si on l'approfondissoit, de pénétrer les obscurités de l'esprit dans la marche du raisonnement.* S. X u. XI.) Dann zeigt er, woher es gekommen, dafs die griechifche Syntax lange vernachläffiget geblieben, während die lateinifche gleich beym Wiederaufleben der alten Literatur vielfach und glücklich bearbeitet worden. (*Les grands hommes qui, dans le quinzième et seizième siècle, ont ranimé en Europe les muses grecques et latines; par le choix qu'ils ont fait de la dernière de ces langues pour se communiquer leurs pensées, se sont vus forcés à en étudier la syntaxe, à substituer aux constructions barbares qui avoient régné dans le moyen âge, les tournures plus correctes des temps de la pure latinité. Les conjonctures ont fait que la langue grecque a eu un sort tout différent. La langue latine étoit alors tout à fait éteinte: d'autres langues nées d'elle, mais entièrement étrangères pour la syntaxe, comme pour les principes, régnoient dans les pays où elle avoit été parlée. Dans la vue de la ranimer, on n'a pas eu plus d'effort à faire, en puisant aux bonnes sources, que si l'on s'étoit arrêté aux temps de la décadence. Cela joint à la nécessité qu'avoient presque tous les écrivains de se servir de cette langue, en a fait étudier soigneusement les plus petites parties, et dans les meilleurs modèles. La langue grecque, au contraire, vivoit encore à cette époque, défigurée, il est vrai, et plus méconnoissable dans sa syntaxe que dans son étymologie même; mais, quoiqu'il en*

soit, elle vivoit,) *comme elle vit aujourd'hui: elle n'avoit pas été remplacée comme la latine, par d'autres langues différentes de sa tournure et de son esprit: et ceux qui essayèrent de la restaurer et de rappeller, dans leurs écrits, Platon et Démosthènes étoient pris parmi ces mêmes grecs, déja imbus et gâtés par l'usage de leur συνήθεια. Aussi ont-ils écarté de leur nouvel hellénisme tout ce qui étoit grossièrement choquant, mais ils y ont conservé des vices de construction d'autant plus funestes qu'ils sont moins sensibles. Quant aux Européens occidentaux, ils n'en ont fait en général qu'une étude de spéculation; sauf un très petit nombre qui ont écrit en grec sans grace comme sans succès; ils ont trouvé assez d'appât et de matière dans la partie étymologique, pour y borner leurs soins. Ainsi les travaux encore précieux et justement revérés des Henri Etienne, Casaubon, Scaliger cet., ont tous eu pour objet, quand ils se renfermoient dans la grammaire, la signification des mots.* S. XIII und XIV.) Die neueren Bearbeiter werden aufgezählt und beurtheilt: *Budée*, *Vigier*, *Devarius*, *Hoogeveen* (*Son zèle, soutenu par une vaste érudition, étoit malheureusement dépourvu de ce tact heureux des propriétés et des convenances de langage que j'ai loué dans Dévarius: il n'a pas su discerner ce qui appartenoit à telle ou telle construction. Voulant rappeler à une unité chimérique de valeur les mêmes particules, qui, dans diverses syntaxes, ont des emplois très différens; faisant partir de ce principe des divisions et subdivisions à l'infini, pour y faire rentrer tous les exemples bons et mauvais; il a bâti une doctrine ruineuse, parcequ' elle manque de vérité.* S. XVII.). *Zeune* und *Fischer* (*des hommes qui n'ont jamais connu que l'autorité irréfragable des exemples; dans l'esprit desquels il n'est jamais entré, que la syntaxe des langues pût être une science de raisonnement, et qu'il fallût faire précéder les exemples par une base philosophique et rationelle qui devint leur pierre de touche.* S. XVIII.). Sodann *Küfter*, *Dawes*, *Valckenaer*, *Wolf*, *Heindorf*, *Buttmann* (*M. Buttmann, à qui nous devons, sans contredit, la meilleure grammaire grecque, pour la partie élémentaire, y a annexé, comme pièce de rapport, une petite syntaxe si précise dans l'exposition des préceptes, si heureusement disposée, qu'il est regrettable, qu'il ne lui ait pas donné le développement nécessaire.* S. XX.). Endlich *Matthiä* (*moins heureux dans l'exposition philosophique des principes du langage que dans l'accumulation des exemples*) und *Hermann*, dem gewünscht wird, dafs er die Philosophie der Sprache aus der Sprache selbst schöpfen möchte, und nicht aus dem *Kant*. Die Arbeiten von *F. W. Reiz* und *Thiersch* bedauert der Vf. entbehrt zu haben; von *L. Diffen* war noch keine Kunde zu ihm gelangt.

In der Abhandlung selbst ist sein Gang ungefähr folgender. Wie die Verbindung zwischen Subject und Prädicat in einfachen Sätzen vermittelst des Verbum Substantivum geschieht: so geschieht in zusammengesetzten Phrasen die Verbindung des zweyten Gliedes mit dem ersten vermittelst einer Veränderung des ursprünglichen Modus im untergeordneten Gliede, d. h. des Indicativs, in den Infinitiv oder das Particip, oder auch in einen conjunctiven, von einer copulativen Conjunction abhängigen Modus. Infinitiv und Particip sind wahre Nomina, der Infinitiv ein Nomen Substantivum, das Particip ein Nomen Adjectivum: beide verschmelzen daher das zweyte Glied völlig in das erste, anstatt dafs der von der Conjunction abhängige Modus seinen Satz nur dem Vordersatz unterordnet; beide sind üblich bey inchoativen Verben, d. h. bey solchen, die ein anderes Verbum zur Ergänzung brauchen, und zwar das Particip bey denen, die weniger eine Thätigkeit der Seele als einen Eindruck auf dieselbe von Aufsen bezeichnen, wie *fühlen*, *denken*, *sehen*, der Infinitiv aber bey denen der anderen Art, wie *ankündigen*, *befehlen*, *wollen*. Diese letztere Construction wird aber auch vertreten durch die Conjunction ὅτι mit dem Indicativ, oder, in der *oratio obliqua*, mit dem Optativ, d. h. mit einem historischen Futurum, mit einem Futurum der vergangenen Periode (*j'aimerois* = *j'allois aimer*). Die Zeiten nämlich des Indicativs zerfallen in zwey Perioden, die dermalige (*époque actuelle*) und die historische (*époque historique*). Die dermalige Periode betrachtet die von dem Verbum ausgedrückte Wirkung als vollendet, unvollendet oder zukünftig aus dem Standpunct des gegenwärtigen Augenblicks, *j'ai aimé*, *j'aime*, *je vais aimer* (oft = *j'aimerai*); die historische betrachtet dieselbe Wirkung in denselben Zeitabtheilungen für einen vergangenen, aber bestimmten Augenblick, *j'avois aimé*, *j'aimois*, *j'allois aimer* (= *j'aimerois*). Beide zu verbinden dient der Aorist, der die Wirkung des Verbums in einer vergangenen, aber unbestimmten Zeit anschaut, nichts weiter unterscheidend als Anteriorität und Posteriorität, damit er, ohne einen Punct in der Vergangenheit zu fixiren, dennoch zwey absolut vergangene Wirkungen als einander untergeordnet oder gleichzeitig darstellen könne: *quand j'eus écrit, je me levai.* Aoristisch ist auch gewöhnlich das Futurum: *quand j'aurai écrit, je me leverai.*

Nach den Zeiten nun der dermaligen Periode und nach dem aor. Fut. steht in dem Nachsatz der Conjunctiv, der defshalb *conjonctif actuel* heifsen sollte; hingegen nach den Zeiten der vergangenen Periode und nach dem aor. Präterit. der Optativ (*conjonctif historique*). Die Zeiten beider Conjunctive sind alle nothwendig in Posteriorität gegen die entsprechenden Zeiten des Indicativs: daher die Zeiten des *conjonctif actuel* das Gepräge des Fut. tragen, und das Fut. Indicativi das Präsens des *conjonctiv actuel* vertreten kann. Daraus ergiebt sich die Construction der Conjunctionen, die eine Absicht bezeichnen. Die causalen Conjunctionen, bestimmt, die Ursache der von dem Verbum des Vordersatzes ausgedrückten Wirkung anzugeben, können das Verbum des Nachsatzes nicht posterior dem ersten setzen, also auch keinen conjunctiven Modus regieren. Die hypothetische Con-

junction hat eine vierfache Conftruction. 1) Das Dilemma, nicht die Möglichkeit des Vorderfatzes, fondern die nothwendige Folge des Nachfatzes beweifend: εἰ εἰσὶ βωμοί, εἰσὶ καὶ θεοί. Mit εἰ fteht hier das Perfectum, für welches bisweilen der Aorift eintritt, oder das Präfens; im Nachfatz nach dem Präfens das Präfens oder das Futurum, nach dem Perfectum das Perfectum, das Präfens oder das Futurum. 2) Das Dilemma für ein zukünftiges Factum, welches, einmal zugegeben, den Nachfatz als nothwendige Folge ergiebt: εἰ ἀφίξεται, χαιρήσω. Der Nachfatz ift affirmativ und unabhängig von der Conjunction, verträgt alfo nur den Indicativ; im Vorderfatze dagegen berechtigt die Ungewifsheit eines zukünftigen, mit der hypothetifchen Conjunction aufgeführten Factums auch zum Gebrauch der Zeiten des *conjonctif actuel* ftatt des Futurūms. Dann geht aber εἰ in ἐὰν über, wie denn, ἵνα ausgenommen, jede copulative Conjunction vor dem *conjonctif actuel* ἂν annimmt. 3) Die Annahme der möglichen Veränderung eines dermaligen Zuftandes: εἰ βασιλεὺς εἴην, βουλοίμην ἂν δίκαιος εἶναι. Beide Glieder erfodern den *conjonctif historique*, die Abhängigkeit aber des zweyten vom erften wird bezeichnet durch ἂν, welches dem εἰ entgegenfteht, wie im Deutfchen dem *wenn* ein *fo: wenn ich König wäre, fo wollte ich gerecht feyn.* ἂν mit dem Optativ vertritt auch ein Futurum, vermöge einer Art Urbanität, die auch im Franzöfifchen *je voudrois* gebraucht für *je voudrai.* Sonft hängt ἂν mit dem Optativ immer an einem Vorderfatz εἰ mit dem Optativ, fey diefer Vorderfatz nun wirklich vorhanden, oder ausgelaffen, oder irgendwie verkleidet. 4) Die hypothetifche Conftruction des Bedauerns (*du regret*), wie die vorige die des Wunfches heifsen könnte: εἰ mit den hiftorifchen Zeiten des Indicativs im Vorderfatze, und diefelben Zeiten oder der Optativ mit ἂν im Nachfatze. Denn für diefe Hypothefe haben die Griechen keine Zeiten mehr im hiftorifchen Conjunctiv, weil deffen Zeiten alle der dritten eigen find: fie nehmen alfo die hiftorifchen Zeiten des Indicativs zu Hülfe, und machen diefelben zu *conjonctifs antérieurs.* Der Nachfatz aber enthält diefelben Zeiten mit ἂν, wenn die Folgen der Suppofition mit der Suppofition felbft aufhören; den Optativ mit ἂν, wenn diefe Folgen fortdauern: εἰ μικρὸν ὑστέρησα, οἴκοι οὐ συνέτυχον ἄν. εἰ ἔψαυσας, κλαίοις ἄν. Umgeftaltungen des Vorderfatzes und Nachfatzes finden auch hier Statt, und find um fo mifslicher, als ἂν mitunter ausgelaffen wird. Indefs darf das nur gefchehen, wo εἰ in dem Vorderfatze bleibt; wie umgekehrt εἰ nur dann fehlen kann, wenn der Nachfatz fein ἂν hat.

Mit diefer vierten hypothetifchen Conftruction hängt zufammen die Verbindung der Conjunctionen, die eine Abficht bezeichnen, mit hiftorifchen Zeiten, die dann ebenfalls *conjonctifs antérieurs* werden: εἰ ταῦτα μὴ ἐμαρτύρησεν, ἐζήτησεν ἄν με τὸν παῖδα τὸν γράφοντα τὰς μαρτυρίας, ἵνα μηδὲν δίκαιον λέγειν ἐδόκουν, εἰ παρεδίδων. Ferner werden die *conjonctifs antérieurs* mit der Conjunction εἴθε verbunden, welche, mit ihnen, das Bedauern ausdrückt, mit dem Optativ aber den Wunfch.

Die Zeitconjunctionen endlich find doppelter Art. Die einen, ὅτε, ὁπότε, ἐπεί, ἐπειδή, regieren den Indicativ, nur dafs fie, vermöge einer den Attikern eigenen, fchon von Demofthenes aufgegebenen, Figur hin und wieder auch mit dem Optativ vorkommen. Sie dienen vornehmlich die Aoriften einander entgegenzufetzen, fowohl die Aoriften der Vergangenheit, ὅτε εἰςῆλθεν, ἐξῆλθον, als die Aoriften der Zukunft: in welchem letzteren Falle jedoch an die Stelle des Indicativs allgemein der *Conjonctif actuel* tritt, und ὅταν, ἐπειδάν für ὅτε, ἐπειδή. Die anderen Zeitconjunctionen gehören dem Nachfatz an, und knüpfen untergeordnete Phrafen an den Vorderfatz an. Diefe regieren natürlich einen conjunctiven Modus: welchen von beiden, beftimmt fich nach den Zeiten des Hauptfatzes. So πρίν und ἕως.

R. M. P.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Paris*, b. Pélicier: *Moïna*, ou *la Villageoise du Mont Cénis:* par *Joseph Buonaparte.* Imprimé en l'an VII, réimpr. 1814. 103 S. 12. (8 Gr.)

Ein Mädchen, Moina, in einer durch den Eisgang verfchütteten Mühle bey Leben geblieben, wird von ihrem Geliebten für umgekommen gehalten, verzweifelnd ftürzt er fich in den eisbedeckten Strom, erwacht in Moinas Armen in der Mühle, zwey Monate bleiben fie da unten ohne Licht zu haben, das ihnen endlich ein Zufall verfchafft, dann leben fie noch eine lange Zeit in diefem Grabe fort, die Gefellfchaft vermehrt fich durch eine Frucht diefer Liebe, eine Schlacht verbreitet Feuer um fie her, der Jüngling fchwimmt mit feinen beiden Befitzthümern aus dem brennenden Schutzwinkel den Strom entlang, wird beym Schlachtgewühl ausgeworfen, mit dem Getümmel fortgefchleppt, von Moina getrennt, und natürlich zuletzt mit ihr vereint, wo fie denn ihre Trauung nachfeyern; diefs ift der Inhalt diefes Idylls, das fich angenehm lieft, dem man die Unwahrfcheinlichkeiten in der ganzen Situation nicht zu ftreng nachrechnen mufs, weil fie doch keine Unmöglichkeiten find, und das endlich durch den Namen des Vfs., der einige leife Beziehung auf feine Lage, und die Geftalt feines Bruders felbft, als General in Italien, hineingewebt hat — vielleicht am meiften intereffirt. — us.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

JANUAR 1815.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Leipzig, b. Weygand: *Johann Arnold Kanne's System der indischen Mythe(n)*, oder Chronus und die Geschichte des Gottmenschen in der Periode des Vorru(ü)ckens der Nachtgleichen. Nebst einer *Übersicht des mythischen Systems*, als Beylage an den Verfasser von *Adolph Wagner*. 1813. 611 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Zwey bekannte Schriftsteller, von einerley Geiste getrieben, treten in diesem Werke als liebende Freunde auf, von welchen der Eine dem Anderen mit frommer Rührung die Bruderhand reicht. Hr. *Wagner*, welchem das Buch zugeeignet worden, übernahm nicht nur dessen mühsame Correctur, sondern begleitete es auch mit der auf dem Titelblatte angegebenen Beylage, und mit anderen Zusätzen, welche eine Anmerkung hinter der Vorrede aufzählt. Beide Freunde bewundern sich gegenseitig nicht ohne Grund ob ihrer Forschungen und Gelehrsamkeit, indem wir viel Wahres von ihnen gesammelt, viel Neues ausgeforscht finden. Wenn sie sich aber einander als den Resonanzboden der Weltharfe darstellen, welchem die aus fernen Sphären vernommene Musik zu verkünden Religion sey: so müssen wir bekennen, dass uns eine gelehrte Schwärmerey ungleich mehr Irriges und Verwerfliches unter die Wahrheit gemischt zu haben scheint. Statt dass sie, der schaffenden Gottheit gleich, welche die widerstreitenden Theile des Chaos aus einander sondert, bevor sie daraus eine Weltordnung schuf, zuvor den ursprünglichen Charakter und die allmähliche Ausbildung des mythischen Gewebes bey jedem einzelnen Volke ergründen, und was im Verlaufe der Zeit durch den Verkehr mit fremden Völkern in der heimischen Mythologie einer jeden Nation verändert und hinzugefügt worden, sorgfältig scheiden sollten: ziehen sie eine witzelnde Synthese und Amalgamirung der verschiedenartigsten Ansichten über gleiche Gegenstände einer scharfsinnigen Analyse und philosophischen Scheidekunst vor, und setzen, ganz im kindlichen Geiste der Mythendichter, welche über den realen Zusammenhang des Alls schon grübelten, ehe sie noch das Einzelne nach Ursache und Ursprung historisch und erfahrungsmässig erforscht und begriffen hatten, ein ideales All - Eins aus den Mythologieen der verschiedensten Völker zusammen, bevor sie die verschiedenartigen Theile aus einander gesondert haben. Daher bringen sie denn auch, indem sie bey der Begründung ihrer Synthesen immer gleich grundlos verfahren, bey der höchsten Consequenz in allen ihren Folgesätzen, nichts als ein Gewebe der sonderbarsten Hypothesen heraus, wodurch der Wissenschaft mehr geschadet als genützt wird. Nach dem Grundsatze, dass die Sprache und ihre organischen Elemente Hauptquell und Forschungsmoment in der Mythologie sey, weil in ihr die Überlieferung niedergelegt worden, und mit ihr sich das Symbol, wie sie sich mit ihm, ergänze, streben sie, die aufgestellten Hypothesen durch Etymologie und Vergleichung der ersten Sprachelemente zu begründen. Aber diese Etymologie ermangelt auf gleiche Weise, wie das Philosophiren über die Mythologie selbst, fast aller vernünftigen Regel, und wird meist auf einen mehr irre führenden, als zur Wahrheit leitenden Gleichklang der Wörter, wenig oder gar nicht auf eine historisch erwiesene Analogie der Sprachenbildung gegründet. Jede bloss zufällige Ähnlichkeit wird für wirkliche Übereinstimmung genommen, und dadurch die Beweisart eben so lächerlich, als die Behauptung, welche durch sie bewiesen werden soll. Niemand glaube, dass der Vf. alle die Mythen der im Buche angeführten Völker in ihrem Wesen erforscht habe: denn so wenig aus der vergleichenden Etymologie aller dem Vf. mehr oder weniger bekannt gewordenen Sprachen seine Kenntniss derselben hervorgeht; so sehr sich vielmehr aus den ärgsten Missgriffen aller Art seine Unbekanntschaft mit ihrem Charakter beurkundet: so wenig darf man aus dem Herumschweifen in allen verschiedenen Völkersagen auf eine gründliche Kenntniss derselben schliessen. Statt für wahres Wissen und belehrende Gründlichkeit zu zeugen, erscheinen vielmehr die mannichfaltigen Belege aus den Sprachen und Sagen aller Völker alter und neuer Zeit als ein Prunken mit überall zusammengestoppelter Gelehrsamkeit, die nur zu einer seichten Oberflächlichkeit führt, und die Zeit zu bedauern nöthigt, welche auf deren Erwerbung verwendet worden. Darum findet der Kenner auch fast auf jeder Seite des vorliegenden Buches Spreu, welche der leiseste Anhauch verweht. Es mag genug seyn, die Stellen, worin der Vf. über seinen eigenen und seines gelehrten Freundes Namen commentirt, als Proben von der Verfahrungsweise anzuführen, nach welcher der Vf. überall Identitäten findet.

Bey der Grundform *kan* wird §. 193 die Bedeutung des Erkennens, Schauens und Zeugens zum Grunde gelegt, woraus §. 209 die drey anderen Bedeutun-

gen des Wortes, als Auge, Becher und Hand, abgeleitet werden. *Wissen, Kennen*, heisst es in der 204 Anmerkung S. 350, bedeutete eigentlich *Gan, Gaen, Kian*, vom sanskr. *kiena*, Wissenschaft, deutsch *kennen*, Hesych. κονωεῖν, κοννεῖν, einsehen, wissen, κονεῖν, inne werden, κοννοῦσι, sie erkennen, verwandt mit γνώω, *gnosco;* 2) versammeln, weil nur das Schauen mit Gott wieder vereinte, und die Wesen im All versammlete (§. 66), auch schon in der Sprache *wissen, begreifen*, vereinigen und versammeln, Ein Wort war (§. 13. vrgl. §. 160). So wird S. 379 John *Gand*-hari abgeleitet vom perf. *köndy*, Becher, sanskr. *kandha*, griech. κανθαρος, österreich. *Kandel*, Trinkgefäss, κονδυλος, die Faust, deutsch die *Hand*, lat. *pre-hendo*, mit der Hand ergreifen, lat. med. *guantus*, franz. *le gant*, der Handschuh, *guanterius*, *le gantier*, der Fingerringe macht; pelv. (weil von der Hand die Worte für verfertigen, arbeiten, machen kommen) *kand*, er hat gemacht, *kandan* arbeiten, deutsch *handeln*, *t* wie *s* gesprochen, lat. *ansa*, Handhabe, afric.-feluisch: *ensa*, kaffar. *fansa*, Hand (vgl. 255). Dazu wird dann die Anmerkung 215 gemacht: Mit der Bedeutung Auge (soll *Hand* heissen) und Becher hat diess Wort zugleich auch die des *Auges:* denn κανθος heisst Auge, Augenwinkel, und bey Hesych. Augenkreis. — In der Grundform *kan* heisst sanskr. *kanna* das Auge, perf. und hebr. עין *gain*, Auge und Quell, Hesych. χυνις, die Hand, deutsch Kanne, Weingefäss, und weil, wie schon *Leibnitz* bemerkt hat, die Worte für Trinkgefäss zugleich die für Schiff sind (wie σκυφος, σκαφη), so hier in den verschiedenen Formen *kan, kandel, kandar*, nämlich in *Kahn* und *Kanon, Gondel*, κανθαρος, von denen letzteres in der gewöhnlicheren Bedeutung Trinkgeschirr heisst. S. 525. §. 255 heisst es ferner: Wie das Wort *Hand* in seinen Ableitungen im Persischen der Zauber hiess (Panth. 374): so kommt κανδαυλος, κανδοῦλος, der Betrüger, von κονδυλος, *kandy*, die Hand. Ferner S. 342 f. §. 191: In der Form *Andeh*, in welcher Andra die Pupille des rechten Auges genannt wird, kommen noch vor: *Andi*, ein Fluss im Marattenstaat, Hesych. ἀντος, der Eurus, ἀνται, Winde (ἀντας· πνοας), ἀνδας, tyrrhenisch der Nordwind (*aquilo* als *aquila*), und in derselben Sprache ἀντας, *aquila* (*anas, atis*, deutsch *Ant, Ente, anser*, hochdeutsch *Gans*, plattd. *Gante*, german. bey Plin. *Ganta*, daher angelf. *ganote*, ein Wasserhuhn). Mit Labialdig. *ventus*, deutsch *Wind*, und jene Namen Nara-*Windhia*, der Fluss *Windhia* (§. 180), *Banta*, die Mutter des *Geyers Garudha* (§. 123). In der Dentalform: *Sentu, Sund, Sundhu*, der Fluss Indus, und wie hievon die Indier *Sindhu* heissen, so von *ent* in der Gutturalf. (wie *ans*, Gans, Gante) die *Gentiven, Gentoos* (das man freylich durch Heiden, *gentiles*, erklärt, als Name, der von den Portugiesen herkomme). Auch ist ähnlich, wie Windhia-Indhu, ein Strom *Bindu* genannt u. s. w.

In gleichem Geiste heisst es S. 346: Was Jahno schon in der Bedeutung, wird er, gleich Indra, auch durch den Namen; ja dieser war (wie schon im Panth. 524, vergl. 272, bemerkt ist) die Grundform von dem des *Inder* (daher Janus Mutter *Entoria* und sein Sohn *Annus*). Denn *Ant*, *And* kommt von *ahn*, *an*, ἀνεμος, sanskr. *anhuma*, Wind u. s. w.; mit Labialdig. *vina*, Aeolsharfe u. s. w.; mit Guttural. χην, *la canne, canora, jonah* u. s. w. in der Bedeutung *Vogel der Luft* (Panth. 523, lett. *genys*, Specht, tyrrhen. γυις, der Kranich). Von der Gutturalform *gon, jonah* nun hiess der Gott Jahnu, in der dentalen *Sannu, Sahnu* (ebendas.). Nach jener nannten die Perser den Planeten Jahnu *Giun*, die Griechen das Land des Luftgeiers (Ägypten §. 179) *Geon*, und weil der Niger auch der schwarze Nil und Nil-il-abid hiess (§. 181), so erklärt sich sein anderer Name *Gin*, oder *Guin*, wovon das Land *Guinea*. Nach den Formen *anser*, χην, Gans, ist im Plattd. *Hans* der Anruf des Schwans, im Indischen *Hens* das Rebhuhn (*Reb-huhn* ist, wie *Rabe*, Vogel des Zanks, und auch einen zahm gemachten Raben spricht man im Westphäl. mit *Hans* an), und Sinnbild der abgeschiedenen Seele (des Luft- und Lebens-Hauchs; denn die Perser *hauchen* dem Hunde die Seele ein, dass er sie ins Paradies bringe). Und wie von der Form *ant, vant, ventus* der Name von *Banta*, der Mutter des *Geiers* Garudha, den *Wischnu reitet*, so heisst von der Grundform *An* Bramas Reitpferd, der Schwan, *Annon*. — Dazu kommt nun noch der 220 §., wo gesagt wird: Das doppelgeschlechtige *Auge*, aus dem die Gangaströme entspringen, die erkennende *Hand*, der Becher und der Brunnen (§. 191 ff.), ist auch die *Blume*, und Ravana will daher, da Schiwa beym Opfer ihm die hundertste entwendet, wie Indra den Söhnen Sagurs das hundertste Ross, sein *Auge* für diese Blume opfern. Wie Allfodur für einen Trunk aus dem Mimersbrunnen sein eines Auge zum Pfande setzen muss: so beschauete, erkannte und liebte sich Narcissus in dem Brunnen, und ward in die Blume verwandelt; ja in der Sprache hiess georg. *warthi* die Rose, sansk. *warta* Blume und Sehen, im Hebr. עין Auge und Brunnen, im Perf. Quell und Blume u. s. w. (Panth. 67). Daher die Namen der *Dryope*, der Göttin mit dem Auge der Pflanze, wenn sie die Eiche geworden war, der *Rhodope* mit dem Rosenauge, der *Leiriope* mit dem Lilienauge, die Mutter des Narcissus war (ebendas. 86. 293). Es musste also das mannweibliche Auge des Blumengottes, womit Narcissus im Brunnen sich selbst, oder seine *Schwester* liebte, auch die doppelgeschlechtige Pupille des *Luftgottes* seyn, die den Brunnen und den luftgebornen Indhustrom selbst hervorgebracht, und so hiess Indra in der Grundform seines Namens *Indhu* und *Andeh*, letzteres als männliche Pupille im Auge (§. 190 f.), in der Sprache das Auge (sansk. *andeva*) die Blume (griech. ἀνθος Panth.) u. s. w. — Auf gleiche Weise schweift der Vf., wie in allen Grundformen, so auch in der Grundform des Namens seines Freundes umher: denn es heisst im 166 §.: Der Name *Vagana* kommt vom sansk. *vahana*, malab. *vaganum*, oder *vachnam*, deutsch der *Wagen*, griech. Ϝαγαννα, der *grosse Bär*, der auch im gewöhnlichen Namen Ἁμαξα (Wagen) heisst. Die Grundform hievon ist ἀγειν, Ϝαγειν, führen, ursp. *Fahren* (wie *fahren, füh-*

ren und φέρειν, tragen), *Faγυια*, deutſch *Weeg* (urſpr. Fahrſtraſse), lat. *axis*, Axe und Wagen, ἀμ-αξα, *currus*, lat. *ago*, führen und treiben, deutſch *bewegen*, *wiegen*, die *Wiege*, ſanſk. *vagia*, einer der fährt, lat. *vagari*, herumſchweifen (wie wir hiefür ſagen herumfahren), lat. *vehor*, *vectus ſum*, fahren, altlat. *veha*, die Straſse, oſciſch *veja*, der Wagen, deutſch *Vieh*, provinz. *Viech*, Zugthier, lat. *ve-redus* (*vehiredus*), das Zugpferd, *veterinus* (*veheterinus*), laſtbar. — Mythiſch wird aus dem Wagen ein Schiff, aus dem Schiffe ein Schuh oder Pantoffel, woraus ſich die mythiſche Verwandtſchaft erklärt zwiſchen dem *Apollo Sandalius* und *Janus* in Latium, welcher daſelbſt nach ſcythiſcher Art aus Wagen die Stadt *Veji* erbaut haben ſoll. Dieſs war aber jene Wagenſtadt des Noah, die er nach der Fluth erbaut, ehe er, als Friedensgott Janus, nach Italien kam. §. 168 f. Auch war Noahs, des Klagenden, Arche der Wagen des Todtengottes, wenn wir mit der hebräiſchen Sage die Erzählung des Beroſus zuſammenſtellen, u. ſ. w.

Dieſe Proben zeigen zur Genüge, welches Geiſtes Kind der Vf. ſey, und wir können der Mühe überhoben ſeyn, unſer obengefälltes Urtheil durch Widerlegung einzelner Theile ſeines Werkes zu beſtätigen. Wir ſchlieſsen daher mit einer bloſsen Angabe des Inhalts, welcher folgende acht Capitel umfaſst: 1) Zahl: Zeit — Figur: Raum — Licht und Ton im Wort — Null und All. 2) Indiſche Präceſſionsberechnung, Erbgut der älteſten Menſchheit, ſchon im Mythus vom Stier Dherma. 3) Die Geſchichte Gottes, als All-Eins in einfachem und doppeltem Dualismus (als Vergeiſtigung und Verkörperung, Metempſychoſe und Metamorphoſe), nachgewieſen in den vier Schöpfungen und Weltaltern. 4) Identität in Brama, Wiſchnu, Schiwa und ihren Söhnen. 5) Identität in Bramas, Wiſchnus und Schiwas Gemahlinnen. 6) Identität aller Erſcheinungen in der Mythe von Sagurs 60000 Kindern. 7) Identität in der Mythe von Jahno oder Sannu, und in Wiſchnus achter Verkörperung. 8) Identität (oder Wiederkehr in einer Periode befreyter Herrſcher des Sonnenwagens) in der griechiſchen Berechnung des groſsen Cyclus und anderen griechiſchen Sagen.

VI — VII.

1) Berlin, b. Maurer: *Lateiniſches Elementarbuch.* Eine Sammlung zweckmäſsiger Stellen aus den Schriften des Cicero. Von *Reinhold Bernhard Jachmann*, Director des Conradinum zu Jenkau bey Danzig. 1813. VIII u. 122 S. kl. 8. (12 Gr.)

2) Stuttgardt u. Tübingen, b. Cotta: *Lateiniſch-deutſche Elementar-Übungen* für die königl. wirtembergiſchen Schulen, von M. *Jerem. Fried. Reuſs*, Rector des Pädagogiums in Eſslingen. *Erſter Curſus*, Übung der Declinationen und Conjugationen und der zu ihrer Anwendung gehörigen Grundregeln. *Zweyte Ausgabe*, vermehrt mit einer zweyten Vorrede über elementariſches Lateinlernen, und mit einem Regiſter der im erſten Curſus lexikaliſch erklärten Wörter. 1814. LII u. 343 S. 8. (12 Gr.)

Zwey in ihrer Art gleich vortreffliche Bücher: ſo verſchieden auch der Weg iſt, auf welchem beide den auf dem Titel angegebenen Zweck zu erreichen ſuchen, da das letzte mehr für den erſten Anfänger, das erſte mehr für unmittelbare Vorbereitung auf das Leſen claſſiſcher Schriftſteller berechnet iſt.

No. 1 liefert eine wohlgetroffene Auswahl von einzelnen Sätzen und Leſeſtücken aus Cicero's Schriften, wodurch die Erklärung lateiniſcher Claſſiker am zweckmäſsigſten vorbereitet wird. Rec. ſtimmt ganz in die Grundſätze des Vfs. ein, wenn er an ein Elementarbuch der lateiniſchen Sprache die Foderung macht, daſs alle, auch die kleinſten, Sätze und Leſeſtücke claſſiſch ſeyen, und zugleich durch ihren Inhalt dem jugendlichen Verſtande und Herzen Nahrung geben, damit die linguiſtiſchen und pädagogiſchen Foderungen an den Sprachunterricht einander wechſelſeitig unterſtützen; daſs ferner ihre Auswahl und Ordnung ſo getroffen werde, daſs an den erſten Sätzen die Sprachformen, an den übrigen die Wortfügung geübt, und alsdann durch gröſsere Abſchnitte der Schüler auf die Lectüre ganzer claſſiſcher Werke vorbereitet werden könne. Dem zufolge beſteht dieſes Elementarbuch aus zwey Abtheilungen, deren erſte hauptſächlich zur Übung in der grammatiſchen Formenlehre und einigen der gewöhnlichſten ſyntaktiſchen Eigenheiten, die andere aber zur Übung in der Wortfügung und im Überſetzen dienen ſoll. Für den Lehrer iſt jeder Satz und Abſchnitt des Leſebuches in Cicero's Schriften nachgewieſen, um ihn nöthigen Falles im Zuſammenhange nachleſen zu können. Für den Schüler ſind in der erſten Abtheilung unter den erſten Abſchnitten einige Noten hinzugefügt, welche auf *Bröders* kleine lateiniſche Grammatik hinweiſen, ohne daſs dem Lehrer und Schüler durch zu weitgehende Sprach- und Sach-Anmerkungen vorgegriffen wird. In der zweyten Abtheilung ſind die Leſeſtücke nach wiſſenſchaftlichen Rückſichten zuſammengeſtellt, ohne daſs der Lehrer dadurch gebunden wird, ſie gerade in derſelben Reihe folgen zu laſſen, was vielmehr ein verſtändiger Lehrer nach den jedesmaligen Bedürfniſſen ſeiner Schüler beſtimmen muſs. Druckfehler ſind dem Rec. wenig aufgefallen; einer verſtellt jedoch den ganzen Gedanken, indem im Lobe der Philoſophie aus *Cic. T. Q. V*, 2 die falſche Lesart *epultrixque*, wofür *Wolf expultrixque* lieſt, in *epulatrixque vitiorum* verändert worden. So wie Rec. der Meinung iſt, daſs die kleine *bröder*'ſche Grammatik auf allen Schulen, welche Grammatik übrigens eingeführt ſeyn mag, den Anfang machen müſſe: eben ſo iſt er überzeugt, daſs dieſes Elementarbuch auf allen Schulen in den niederen Claſſen einzuführen ſey. Denn im erſten Curſus beziehen ſich die Sprachanmerkungen auf die kleine *bröder*'ſche Grammatik; der zweyte Curſus iſt aber neben jeder Grammatik brauchbar, und macht alle übrigen Chreſtomathieen, und noch mehr ſolche Ele-

mentarbücher überflüssig, deren buntes Gemisch von modernen und antiken, prosaischen und poetischen Sätzen dem Zwecke eines lateinischen Elementarbuches ganz widerstreitet.

No. 2 ist von uns schon in dem Jahrgange 1813. No. 59, S. 470 ff. empfohlen worden, und der schnelle Absatz der ersten Auflage, so wie die allgemeine Einführung des Buches in den königl. wirtembergischen Schulen, rechtfertigt unsere Anpreisung. Jetzt erhalten die Käufer das Buch, seiner inneren und äusseren Verbesserung und Vermehrung ungeachtet, wodurch der gleichzeitige Gebrauch der neueren und früheren Ausgabe auf keine Weise gefährdet worden, noch um den alten äusserst billigen Preis. Schon das weissere Papier und der reinere Druck empfehlen diese um mehrere Bogen stärkere Auflage vor der früheren, aber noch mehr die Abänderungen und Zusätze, wodurch der Vf. die Brauchbarkeit und den inneren Werth des Buches vermehrt hat. Die Vorrede zur ersten Ausgabe ist abgekürzt: dafür enthält aber eine zweyte Vorrede sehr weitläuftig ausgeführte, den Gebrauch des ersten Cursus und die Methode des lateinischen Elementar-Unterrichtes betreffende, Vorschläge an lateinische Elementarlehrer, welche sich auf folgende beide Behauptungen gründen: 1) die lateinischen Declinationen und Conjugationen sollen gelernt werden durch Memoriren, aber damit sey Anwendung oder Praxis durch Exponiren und Componiren verbunden; 2) die lateinischen Declinationen und Conjugationen sollen nicht durch ununterbrochenes Memoriren der ganzen Reihe der Declinations- und Conjugations-Paradigmen gelernt werden, sondern die Declination oder das Tempus, welches heute memorirt worden ist, werde morgen *exponendo*, übermorgen *componendo* angewendet und praktisch eingeübt, ehe man eine neue Declination oder ein neues Tempus der Conjugation memoriren läfst. Der Text der ersten Ausgabe ist bis auf die Verbesserungen weniger Stellen, die entweder wirklich fehlerhaft waren, oder doch besser ausgedrückt werden konnten, im Ganzen unverändert geblieben; aber die grammatischen Bemerkungen sind hin und wieder reichlicher gegeben. Durch veränderten Druck ist zwar die Seiten-, aber nicht die Paragraphen-Zahl geändert worden, und auch die Randzahlen sind bis auf eine unbedeutende Abänderung von §. 74 an dieselben geblieben. Die bedeutendste Veränderung hat die dem Texte untergesetzte lexikalische Worterklärung erlitten, worin eben ein vorzüglicher Werth des Buches besteht, indem sie einen in der Vorrede zur neuen Ausgabe bezeichneten Mittelweg zwischen den beiden Extremen darbietet, nach welchen man dem Schüler entweder durch blofse Übung oder durch Memoriren eines Wörterbuches von *Cellarius* oder *Scheller* den Wortvorrath der lateinischen Sprache beyzubringen sucht. So wenig sich die Declinations- und Conjugations-Formen einer Sprache durch blofse Übung beybringen lassen, sondern wenigstens an Einem Paradigma erlernt werden müssen; eben so wenig läfst sich der Wortreichthum einer Sprache durch blofse Übung erlernen: nur muss man nichts zur blofsen Gedächtnifssache machen, was sich besser durch den Verstand einprägt. Man lasse daher nur Stammwörter, und zwar nur in ihren Grund- und Haupt-Bedeutungen memoriren, mit Hinzufügung der Rection, wo dieses nöthig ist. In Rücksicht der abgeleiteten Wortformen und Bedeutungen aber gebe man den Schülern nur eine Anleitung, wie beides, Form und Bedeutung, sich nach allgemeinen oder besonderen Sprachgesetzen abzuändern pflege, und übe dieses fleissig also ein, dass die Gedächtnifsübung zugleich zu einer Verstandesübung werde. Auf diese Weise prägen sich nicht nur die Wortformen und Bedeutungen leichter dem Gedächtnifs ein, sondern der Schüler wird zugleich gewöhnt, sich aus den Bedeutungen bekannter Wörter die noch unbekannten selbst zu entwickeln, ohne beständig seine Zuflucht zum geisttödtenden Nachschlagen im Wörterbuche zu nehmen. Ja, mit der Zeit wird er so fest in der wahren, und leider zu sehr vernachlässigten Kunst zu etymologisiren werden, dass er mehr, wie jeder Andere, in den Geist der Sprache eindringen, und beym Componiren für jeden Gedanken leicht die treffendsten Wörter und Redensarten unter mehreren sinnverwandten herausfinden wird: denn zu richtiger Unterscheidung mehrerer sinnverwandter Wörter ist eine vernünftige Etymologie das beste Mittel. Der Vf. hat daher zum Behufe einer etymologischen Worterlernung die Einrichtung getroffen, dass jedes Stammwort seiner lexikalischen Worterklärung unter dem Texte als solches durch Cursivschrift, jedes Nicht-Stammwort durch gewöhnliche Schrift ausgezeichnet, und jedem Nicht-Stammworte sein ursprüngliches oder auch mittelbares Stammwort beygefügt worden ist, damit der Lehrer auf eine feste und unverlierbar-haftende Erlernung und Einprägung der Stammwörter dringen, und den Schüler frühzeitig anleiten und fortdauernd angewöhnen möge, die Ableitung der Wörter nach ihrer Form und Bedeutung richtig und fertig zu entwickeln. Die durch diese neugetroffene Einrichtung entstehenden Verschiedenheiten in der Worterklärung zwischen der ersten und zweyten Ausgabe werden durch die kleinen Noten zwischen dem Texte und der lexikalischen Worterklärung wieder ausgeglichen. Am Ende ist noch ein eigenes kurzgefasstes Wort-, und zum Theil auch Sach-Register angehängt. Nun wäre blofs noch zu wünschen, dass der Vf. auch ein eben so brauchbares und methodisches Hülfsbuch zum Componiren im Lateinischen ausarbeitete.

VI — VII.

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

JANUAR 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

PARIS: *Mémoire adressé au Roi en Juillet* 1814. Par M. *Carnot*, Lieutenant-Général, Chevalier de l'ordre royal et militaire de St. Louis, Membre de la légion d'honneur, de l'institut de France cet. 1814. 91 S. 12. (8 Gr.)

Von allen, feit der Rückkehr der Bourbons in Frankreich erfchienenen Staatsfchriften ift die vorliegende unftreitig die bedeutendfte, und zwar nicht fowohl durch ihren inneren Werth, als durch die äufseren Umftände ihrer Erfcheinung, den gewichtvollen Namen des Vfs. und das vielfach erregte Auffehen. Auch wäre es durchaus unfchicklich, diefe Schrift mit den zahllofen Pamphlets zufammenzuftellen, welche von allen Parteyen während der letzten acht Monate in Frankreich ausgebreitet worden, und deren gröfstentheils ungenannte Verfaffer nur eine mehr oder minder dauernde Wirkung in der Menge beabfichtigten. Sie ift nicht als ein fchriftftellerifches Erzeugnifs, fondern im Gegentheil als eine perfönliche Denkfchrift eines ausgezeichneten, und einen angefehenen Rang im Kriegsdienfte bekleidenden Staatsbürgers zu betrachten, der fich berufen fühlt, einer neuen und unficheren Regierung, welche er auf gefährlichen Abwegen wandeln fieht, als ein ächter Patriot feine beffere Einficht und wohlgemeinten Rathfchläge mitzutheilen, und der diefs in einer Art ausführt, die feiner früheren rechtfchaffenen Denkweife und kühnen Geradheit entfpricht. Diefe Denkfchrift war dem Könige, an den fie gerichtet ift, fchon längft abfeiten des Vfs. übergeben worden, als fie fpäterhin zufällig, und ohne fein Hinzuthun, öffentlich im Druck erfchien. Dafs fie dort keine günftige Aufnahme fand, kann bey der obwaltenden Stimmung der Regierung weniger befremden, als dafs eine gewiffe Claffe von Leuten ihr als Milde anrechnen will, dafs der Vf. nicht geradezu darüber zur Rechenfchaft gezogen worden.

Carnot ift in ganz Frankreich als ein rechtfchaffener und edler Mann bekannt, der unter jeder Bedingung das Befte feines Landes gefucht hat und fucht, und dem Ganzen feines Volkes nie untreu werden kann. Von Allem, was in feinem Vaterlande als einzelnes Streben der Parteyen auftrat, hat er fich immer entfernt gehalten, und fich immer zu derjenigen Seite hingewendet, wo Alles zum Beften der Gefammtheit vereinigt, und diefes unverkennbarer Zweck war. Sein aufserordentliches Verdienft um die Leitung der früheren Feldzüge der Franzofen ift allgemein anerkannt; man weifs, dafs der milde, und von blutdürftigen Leidenfchaften freygebliebene Mann als Mitglied des Wohlfahrtsausfchuffes alle fürchterlichen Befchlüffe deffelben mitunterfchrieb, weil feine Widerfetzlichkeit die Sache nicht geändert, und nur ihn von einem Poften entfernt haben würde, wo er durch kriegerifche Anordnungen dem Heil des Vaterlandes unentbehrlich war. *Carnot* war es auch, der zuerft in dem noch unbekannten *Napoleon Bonaparte* den künftigen Feldherrn erkannte, und in ihm, was auch fpäterhin daraus geworden feyn mag, den erftaunenswürdigften Anführer an die Spitze der franzöfifchen Heere brachte, welche damals die Freyheit und Selbftftändigkeit des Vaterlandes durch die gröfsten Waffenthaten gegen die fremden Unterdrücker behaupteten. In den folgenden Unruhen traf auch *Carnot* das Loos, den Parteyen weichen, und nach Deutfchland flüchten zu müffen, wo er längere Zeit verweilte, und feine bekannte Vertheidigungsfchrift abfafste, in welcher Bonaparte, Augereau und viele Andere angegriffen werden. Nach feiner Rückkehr nach Frankreich wurde er Mitglied des Tribunats, und hatte den Muth, fowohl gegen das lebenslängliche Confulat, als gegen die erbliche Kaiferwürde, welche *Napoleon* verlangte, ganz allein aufzutreten und zu fprechen, wobey er die damals unglaubliche Kühnheit hatte, der Zurückberufung der Bourbons als einer möglichen, und unter Bedingungen, die mit den gegenwärtigen Umftänden ziemlich übereinftimmen, fogar wünfchenswerthen Sache zu erwähnen. Nach der Auflöfung des Tribunats war *Carnot* in das Privatleben zurückgekehrt, und lebte rechtlich und eingezogen von den Trümmern eines kleinen Vermögens. Selbft Napoleon konnte ihm feine Achtung nicht verfagen, und als er eines Tages hörte, dafs *Carnot* in bedrängten Umftänden fey, befahl er augenblicklich, ihm fernerhin die ihm als Exminifter gebührende Penfion von 10,000 Franken, welche er nie angefprochen hatte, nebft den Rückftänden auszuzahlen, zugleich gab er ihm eine Anftellung im Kriegsfache, und trug ihm die Ausarbeitung des Werkes von Vertheidigung der feften Plätze auf, welches jedoch in feiner Zufammenfetzung fehr die Spuren des höheren Einfluffes und des untergeordneten Zweckes trägt. Als im Jahre 1813 die verbündeten Heere Frankreich felbft bedrohten, erlofch für *Carnot* jede andere Rückficht in dem Ge-

fühl, dafs ein Franzofe unter jeder Bedingung dem Vaterlande gehöre, und wie es auch im Inneren befchaffen feyn und was es auch verfchuldet haben möge, doch fein Boden und feine Selbftftändigkeit gegen jeden Feind zu vertheidigen fey. Er bot fich dem Kaifer Napoleon, als dem Oberhaupte des Volks, an, und verlangte, dafs ihm eine Feftung zur Vertheidigung anvertraut würde, und jener, der das Anerbieten eines folchen Mannes nach feinem Werthe zu fchätzen verftand, übergab ihm den Befehl in dem äufserft wichtigen Antwerpen. Wie trefflich er hier Stand gehalten, und wie wenig an Übergabe zu denken war, ift hinlänglich bekannt; aber nicht eben fo, dafs er fich in Antwerpen den herrlichften Ruf erwarb, und fo viel zweckmäfsige Thätigkeit ohne alle Scheinrührigkeit, wie man lange nicht mehr gewohnt war, mit fo edeln Eigenfchaften verbunden zeigte, dafs fämmtliche Einwohner fich auf feinen Wink geopfert hätten.

Einem folchen Manne ftand es wohl an, nachdem er nach Paris zurückgekehrt war, und auch dem in neuer Geftalt erfcheinenden Vaterlande feine alte Treue und freymüthige Theilnahme gewidmet hatte, fich einer unglücklichen Richtung der Gefinnungen, welche demfelben verderblich zu werden drohte, und gefährlich überhand nahm, bey dem Könige felbft entgegen zu werfen, und auf dem gefetzlich rechtmäfsig offenen Wege zu verhindern, was fchon Veranlaffung zu aufrührerifchen Anftiftungen und gährender Unzufriedenheit werden wollte. Als die Bourbons nach Frankreich zurückkamen, fagt er, waren alle Parteyen erlofchen, man verfprach von beiden Seiten ein gänzliches Vergeffen der Vergangenheit, und das Glück und die Wohlfahrt des ganzen Volks follte die einzige Richtfchnur aller Handlungen feyn. Statt diefem weifen Verfprechen Folge zu leiften, hat man im Gegentheil von Seiten der Zurückgekehrten alles aufgefucht, was die Zwietracht erneuern, die Gemüther beunruhigen, das Vertrauen entfernen mufs, und fchon fehen wir Frankreich wieder dem bewegten Kampfe der zahllos erweckten Parteyen ausgefetzt, die Meinungen getheilt und gegen einander aufgeregt, die edelften Güter des Volks den inneren Zwiftigkeiten preis gegeben, und die Zurückgekehrten nicht die Rolle vertrauenvoll Berufener, fondern fiegreicher Unterdrücker fpielen. Vorzüglich gefährlich ift die Feindfchaft, welche man täglich unverholener gegen alle diejenigen äufsert, welche Theil an den entfcheidenden Ereigniffen der Revolution, befonders an der Verurtheilung des Königs Ludwigs XVI, hatten. *Carnot* bemüht fich, das Verhältnifs darzuftellen, in welchem fich die wechfelnden Meinungen und Handlungen einer langen Vergangenheit in der jetzigen Gegenwart abbilden, und findet das Recht im Erfolg, wie Jeder, der das gefchichtliche Dafeyn in den Erfcheinungen zu erforfchen weifs, zugeftehen mufs, wobey fich denn von felbft ergiebt, dafs ein Volk als folches nie Unrecht haben kann. Diefer allgemeinere Theil der Unterfuchung ift der fchwächfte der ganzen Schrift, und weit unter dem, was wir felbft von einem franzöfifchen Denker zu erwarten gewohnt find. Für uns Deutfche müffen aber felbft die fcharffinnigften Auseinanderfetzungen unferer Nachbaren über folche Gegenftände etwas Ungenügendes behalten, da wir überhaupt an eine tiefere Gründlichkeit gewöhnt find, als jenen eigen zu feyn pflegt, und nur etwa die lebendige Fülle eines *Mirabeau* an das heranreicht, was auf wiffenfchaftlichem Wege bey uns gewonnen wird. Wir erinnern bey diefer Gelegenheit nur an das mit Luthers Kraft und Beredfamkeit abgefafste Werk unferes verewigten *Fichte*, *Beytrag zur Berichtigung der Urtheile über die franzöfifche Revolution*, und an das fcharffinnige, gedankenhelle Buch des philofophifchen Arztes *J. B. Erhard*, *über das Recht des Volks zu einer Revolution* (Jena, bey Gabler 1795); Alles, was *Carnot* in diefer Beziehung vorträgt, mufs dagegen fehr dürftig zurückftehen, eben fo wie gegen die von *Troxler bey Umbildung eines Freyftaats* zwar ganz für örtliche Berückfichtigung, aber die ganze Zeit umfaffend und eindringend ausgefprochenen *Worte*, wo derfelbe Gegenfatz, den *Carnot* hier als unbefchränkte Freyheit und unbefchränkte Gewalt auffteilt, als natürliches und urkundliches Recht erfcheint.

Mit mehr Sicherheit behandelt unfer Vf. die von der gröfseren Frage: Wer machte eigentlich die Revolution? abhängige zweyte: Wer war eigentlich an dem Tode des Königs Schuld? Wenn erft jetzt, wenn blofs von *Carnot* die Behauptung aufgeftellt würde, dafs die franzöfifche Revolution von denjenigen gemacht worden, welche als ihre Gegner bekannt wurden, alfo von den Grofsen, den Miniftern, den Adlichen: fo dürfte man geneigt feyn, das Anfehen diefes Ausfpruchs einftweilen noch zu bezweifeln; in fofern wir uns hier nicht auf eine ausführliche gefchichtliche Auseinanderfetzung einlaffen dürfen, ift es uns fehr gelegen, jenen Ausfpruch durch Zeugniffe unterftützen zu können, die für diefen Augenblick wenigftens ganz unverdächtig feyn müffen. Nicht allein in *Mirabeaus* Schriften findet fich die Anficht, die *Carnot* aufftellt, auf allen Seiten durch frühe Blicke in das Wefen deffen, was vor fich ging und künftig noch erfolgen würde, vollkommen beftätigt, fondern auch *Gentz*, derfelbe *Gentz*, den Niemand befchuldigen wird, die Freyheit übermäfsig zu lieben und die Demokraten zu begünftigen, fagt in der Vorrede zu feinem überfetzten *Mounier*, der doch erft 1795, alfo nach dem Tode des Königs, erfchien, wörtlich Folgendes: „Man wundere fich daher nicht, wenn, befonders in den erften Theilen der nachfolgenden Entwickelung von nichts, als den falfchen Mafsregeln *des Hofes*, den Fehlern *der Minifter*, und den verderblichen Prätenfionen *der privilegirten Stände* die Rede feyn wird. Das fchreckliche Loos, welches faft alle Individuen aus diefen Claffen, die Schwachen wie die Böfen, die Guten wie die Unredlichen, getroffen hat, fcheint freylich den Stachel des Vorwurfs gegen fie abftumpfen, und die richtende Nachwelt mit ihren fo fchwer gebüfsten Verirrungen ausföhnen zu müffen. Nichts defto weniger find fie die *erften Urhe-*

her der Revolution gewesen, — man *muſs* ſich entſchlieſsen, tief in ihr tadelnswürdiges Verfahren einzudringen, um dieſe Revolution zu begreifen und darzuſtellen." Gerade daſſelbe behauptet *Carnot*, nur in einer durch die gegenwärtigen Umſtände mehr aufgereizten Sprache. Er würde lieber ſchweigen, und die ganze Sache in Vergeſſenheit begraben ſehen, wie Frankreichs Wohl erfodere, und der König verſprochen habe; allein da einmal die Emigrirten nicht ruhen können, und mit aller Gewalt Dinge zur Sprache bringen, die ſie am meiſten Urſache haben, mit Stillſchweigen zu übergehen, da ſie ſich erfrechen, von Königsmördern, Verräthern u. ſ. w. zu reden, und die Gegenpartey mit Wiederbelebung alles wüthenden Haſſes heftig zu beſchuldigen, und nun doch einmal der Streit der Parteyen durch ſolche ſträfliche Anreizungen erweckt worden: ſo will er wenigſtens die ſchamloſe Lüge nicht ungeſtört ihr Spiel treiben laſſen, und die Geſinnungen entlarven, mit welchen die niederträchtigen und feigen Gleiſsner prahlen wollen. *Carnot* war bekanntlich ſelbſt einer derjenigen, welche in dem National - Convent für den Tod des Königs ſtimmten, und er führt alſo im Grunde ſeine eigene Sache; allein man muſs geſtehen, daſs er ſie weniger perſönlich, als vielmehr aus dem Geſichtspunct einer Vertheidigung der Nation nimmt, und in ſeinem Zorne ſelbſt etwas Edles hat, das wenigſtens von dem Aufbrauſen einer beleidigten Perſönlichkeit ſehr verſchieden iſt.

Er behauptet und beweiſt mit ſtarken Gründen, daſs an den Greueln der Revolution, an dem Tode des Königs aber ganz insbeſondere, Niemand anders Schuld war, als die Adelichen, die ſcheinbaren Anhänger des Königthums, kurz diejenigen, welche man, auch wenn ſie nicht alle ausgewandert ſind, in Rückſicht ihrer Geſinnung im Allgemeinen füglich Emigranten nennen kann. Sobald zwiſchen denen, welche die Nation für das Erſte und Höchſte halten, und denen, welche ein auſserhalb des Gemeinwohls liegendes Intereſſe verfolgen, eine völlige Trennung ſichtbar wird, muſs der Widerſtand der Letzteren ihnen ſelbſt und Allem, was zu ihnen gehört, Verderben bringen. Es iſt keine Frage, auf welcher Seite in ſolchen Fällen das Rechte iſt: *Carnot* nimmt unbedingt an, daſs die groſse Maſſe der Nation, der auf heimiſchem Grund und Boden zuſammen bleibende Theil des Volkes, unzweifelhaft die Richtung zeige, welche der Vaterlandsfreund nie verlaſſen dürfe. Er iſt zuvörderſt Franzoſe, und als ſolcher ſieht er an Alles, was das Volk im Ganzen thut und leidet, ſein Schickſal unwiderruflich gebunden. Als ein ſolcher kann er, ſelbſt bey der erfolgten Wendung der Dinge, der er doch im Ganzen anhängt, ſich nimmermehr entſchlieſsen, in den verbündeten Heeren der Deutſchen, Ruſſen und Engländer etwas Anderes zu ſehen, als Feinde, grimmige Feinde, die ſein Vaterland und Volk mit Krieg überziehen, und iſt empört über diejenigen ſeiner Landsleute, die nach ſchmachvoller Flucht mit dem Übermuthe des Siegs hinter dem nachfahrenden Gepäck jener feindlichen Heere wiederkehren. Wir können dieſe, wiewohl beſchränkte, doch rechtſchaffene und ſtrenge Geſinnung für Frankreich bey einem Franzoſen nicht tadeln, ſondern müſſen der Feindſchaft, die er gegen uns fortſetzt, aus ſeinem vaterländiſchen Geſichtspuncte ſogar Beyfall geben. Es iſt aber Schade, daſs dem Vf. nicht gelungen iſt, ſeine Anſicht in geordneterem Zuſammenhange aufzuſtellen, und durch ſorgfältige Aneinanderreihung der Gründe mit geſchichtlicher Sicherheit zu den Wahrheiten zu gelangen, welche ſich aus den Thatſachen ergeben. Die Kunſt des Schriftſtellers iſt in dieſer Rückſicht hier auſserordentlich ſchwach, und das Verdienſt der vorliegenden Schrift beſteht bloſs in den redneriſchen Ausbrüchen, aus denen das Ganze groſsentheils zuſammengeſetzt iſt, und deren unter vielen guten mehrere ganz vortreffliche ſind. Wir heben als Beyſpiel folgende Stelle aus, die zugleich in Rückſicht des Inhalts eine der wichtigſten iſt. *Mais vous*, redet er die Emigranten an, *qui venez après la tempête, comment vous justifierez-vous d'avoir impitoyablement refusé votre aide à ce roi que vous affectez de plaindre? Vous, à la cupidité desquels il avait sacrifié les ressources du trésor public, vous, qui par la perfidie de vos conseils, l'aviez engagé dans le labyrinthe dont il ne pouvait plus sortir que par vos propres efforts? Comment lui avez-vous refusé les dons gratuits qu'il vous demandait? Comment avez-vous refusé l'accroissement des contributions que vos déprédations lui avaient rendues indispensables? Qu'ont fait pour lui les notables? Qu'a fait le clergé? Qu'a fait la noblesse? Qui a provoqué les états-généraux? Qui a mis toute la France en insurrection? Et, lorsque la revolution a été commencée, qui est-ce qui s'est trouvé capable d'en arrêter le torrent? Si vous le pouviez, pourquoi ne l'avez-vous pas fait? Si vous ne le pouviez pas, pourquoi reprochez-vous aux autres de ne l'avoir point arrêté? — Louis XVI, dites-vous, fut le meilleur des rois, le père de ses sujets: eh bien? Qu'avez-vous fait pour le sauver ce père, ce meilleur des rois? Ne l'avez-vous pas lâchement abandonné, quand vous l'avez vu dans le péril où vous l'aviez précipité? N'était-ce pas votre devoir de lui faire un rempart de vos corps? N'était-ce pas le serment que vous lui aviez fait de le défendre jusqu'à la dernière goutte de votre sang? S'il était le père de ses sujets, n'étiez-vous pas ses enfans de prédilection? N'était-ce pas pour vous qu'il s'était obéré? N'était-ce pas pour satisfaire à votre capacité qu'il s'était aliéné l'amour de ses autres enfans? Et vous le laissez seul à la merci de ceux que vous aviez irrités contre lui! Etait-ce aux républicains de le défendre avec des paroles dans une tribune, celui, que vous n'aviez pas osé défendre avec votre épée? Quel point d'appui restait-il à ceux de ces républicains qui, contre leurs propres intérêts, auraient voulu sauver le roi; lorsque vous, ses défenseurs naturels et obligés, vous veniez de fuir? N'est-il pas clair qu'ils se seraient eux-mêmes immolés inutilement avec lui et qu'ils eussent tous été les vict-*

mes d'un mouvement populaire? Vous exigez des autres une vertu plus qu'humaine, tandis que vous donnez l'exemple de la désertion et de la félonie. Les autres ont pu tomber dans l'erreur: c'est une question; mais votre trahison n'en est pas une, etc. Vieles Andere ist von gleicher Stärke und Wahrheit. Sehr schön ist die Wahrnehmung des tieferen Wesens der Geschichte in der durchgängig angedeuteten Voraussetzung, dass die Revolution wie eine höhere Macht, eine unwiderstehliche Entwickelung früh vorbereiteter Gebilde, über die Menschen herabgekommen sey, und das Bewusstseyn und der Wille sie weder ganz hemmen noch ganz fördern gekonnt, sondern ausser allen einzelnen Kräften der sämmtlichen Theilnehmer auch noch etwas Anderes gewaltet habe, wodurch jene vereint und fortgerissen worden, gleichsam ein chemischer Process, der, wenn einmal die verschiedenen Stoffe in Berührung gekommen, nun brausend vor sich gehen muss. Was daraus entstehe, wenn die Regierung zwischen den alten Parteyen einen Unterschied mache, und in Frankreich etwas Anderes sehe, als bloss Franzosen, schildert *Carnot* mit kühnen Worten. Nachdem er den Zustand der öffentlichen Meinung, das ewig von dem Volke an den Besitz der Gewalt geknüpfte Gefühl von Recht und Rechtmässigkeit, den hohen volksthümlichen Werth eines glänzend errungenen Kriegsruhms, und die allgemeine Verstimmung der ächten Franzosen (*ils n'entendent pas qu'on touche à leurs lauriers, sinon pour les partager fraternellement, si l'on s'en croit digne, mais non pour les flétrir*), die im Vaterlande zurückgeblieben und dessen Schicksale getheilt haben, über die von der Regierung gegen diese ganze Vergangenheit fortdauernd ausgeübte Feindschaft, einigermassen dargelegt hat: entlässt er die übermüthigen Rathgeber der Regierung mit folgenden drohenden Worten: *Mais cet état de mal-aise ne saurait subsister. C'est un aveuglement bien déplorable que celui d'un parti presqu'imperceptible, qui, admis à partager une gloire que rien ne saurait effacer, affecte de dégrader tout ce qui la constitue, et semble n'être rentré dans le sein de la mère patrie que pour l'avilir après l'avoir si long-temps déchirée: mais cette puissante nation sera bientôt revenue de l'étourdissement qu'a dû produire chez elle l'apparition subite d'une coalition sans exemple, et qui ne peut se renouveller: elle a déja repris le sentiment de ses forces. Ceux qu'on a crus anéantis, ne sont que dispersés, une poignée de transfuges qui étaient tombés dans l'oubli, et qui n'ont reparu que pour recueillir les fruits d'une victoire à laquelle ils n'avaient point pris de part, qui, déja, n'ont plus le soutien de cette ligne qui a vaincu pour eux, et qui se trouvent comme perdus au milieu d'une immense population imbue d'idées libérales, ne peut en imposer long-temps; et ce serait un mauvais calcul que de laisser appercevoir des prétentions dominatrices. Croient-ils nous ramener à l'époque de 1789, comme si la raison pouvait rétrograder? L'extinction de tous les partis est la seule chose qui convienne, et qui convienne à tout le monde cet.*

Wir haben geglaubt, dass wir den Werth der Schrift bey Seite setzen, und auf den Werth des Mannes und seiner Ansicht desto dringender hinweisen müssten, als gerade seine Gegner, und am meisten die Gegner, die er unter seinen eigenen Landsleuten hat, sich ausdrücklich anstellen, als wüssten sie weiter nichts, als was ihnen jedesmal gesagt wird, und daher Alles, was *Carnot* noch hätte sagen, und aus viel besseren Gründen hätte darthun können, trefflich widerlegt glauben, wenn auch sie es nun schweigend übergehen. In Staatssachen gilt nicht, wie bey den Erzeugnissen der Kunst wohl gelten muss, die Neuheit, Ursprünglichkeit und Schönheit des Gesagten, sondern die Gesinnung und der Augenblick, und der so recht eigentliche, grobe Inhalt dessen, was der Sprechende gemeint hat; und so hat unser Vf. zu seinen grossen Verdiensten um Frankreich ein neues hinzugefügt, die Wahrheit auch diessmal wieder mit edelm Freysinn emporgehalten zu haben; und das Lob, welches ihm als Schriftsteller nicht gebührt, muss ihm als Staatsbürger reichlich zu Theil werden.

V. v. E.

KURZE ANZEIGEN.

Geschichte. *Berlin*, b. Hayn: *Die Jahre 1812 und 1813; Fortsetzung des chronologischen Taschenbuchs der neuesten Geschichte, oder der historischen Erinnerungen in chronologischer Ordnung; nebst einigen Nachträgen*, herausgegeben von *Karl Stein.* 1814. 126 S. 8. (3 Gr.)

So verdienstlich es ist, dem Geschichtschreiber durch chronologische Zusammenstellung der Begebenheiten vorzuarbeiten: so sehr ist man doch berechtigt, von dem Vf. einer solchen Zusammenstellung Genauigkeit in den Angaben und unparteyische Ansicht zu fodern. Diesen Foderungen hat der Vf. nicht immer Genüge geleistet. Es kommen erst manche falschgeschriebene Namen vor, als: *Tschitschagowo* S. 29, *Morausi* S. 35, *Sembin* S. 38, *Albuferra* S. 69 (auch im Register), *Tauenzin* S. 74 u. a. m. vor. Sodann sind auch manche Darstellungen zweifelhaft oder parteyisch. Sollte es z. B. gegründet seyn, dass in den Gefechten vom 21, 22, 23 August Blücher sich absichtlich gegen Jauer zurückgezogen habe, um die französische Macht von der Elbe und der böhmischen Armee zu entfernen? Von der Schlacht bey Dresden, am 27 August, wird weiter nichts gesagt, als dass sich die böhmische Armee, mit Verlust, zurückgezogen habe. Dagegen wird der französische Verlust an dem Katzbach zu 18,000 Gefangenen, 8000 Todten und Verwundeten, und 103 Kanonen angegeben. Bey Leipzig sollen nur 210,000 Verbündete gegen 180,000 Franzosen und Bundesgenossen derselben gefochten, und jene nicht mehr als 10,000 Todte und Verwundete gehabt haben. Bey dem Treffen bey Hanau, am 31 Oct., verschweigt der Vf. den selbst officiell angegebenen Verlust der Baiern und Österreicher; auch mögen bey den 20 Fahnen, die Napoleon bey Wachau, Leipzig und Hanau erbeutet haben wollte, doch Einige ächt gewesen seyn.

Ig.

1 Num. 1. 2

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

JANUAR 1815.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Universitäten und andere öffentliche Lehranstalten.

Gröningen.

Am 10 October v. J. und an den drey folgenden Tagen wurde das zweyhundertjährige Jubiläum der hiesigen Universität in Gegenwart des souveränen Fürsten der vereinigten Niederlande und dessen Frau Gemahlin auf eine glänzende Weise gefeyert.

Die Stiftung dieser Universität geschah 1614 durch die Provincial-Staaten von Gröningen, auf Veranlassung und unter Anleitung des berühmten, aus Ostfriesland gebürtigen Geschichtschreibers *Ubbo Emmius*, der seit 1594 Rector der gröninger lateinischen Schule war, bey der Errichtung der Universität aber als Prof. der Geschichte und griechischen Sprache an derselben angestellt, und zugleich zum ersten Rector Magnificus ernannt wurde. Er verrichtete als solcher die Einweihung der Universität am 23 August 1614.

Auf geschehene Anzeige, dass in dem Laufe des Jahres 1814 die Universität das *zweyte Jahrhundert* seit ihrer Entstehung zurücklegen würde, ward die Feyer von dem souveränen Fürsten anstatt des eigentlichen Stiftungstages auf den 10 Oct. festgesetzt, und dem Rector zu den Kosten derselben 1400 fl. (700 Rthlr.) zugestanden; auch lief im Verfolg die officielle Nachricht ein, dass der Fürst selbst bey der Feyer zugegen seyn wolle. Da derselbe seit seiner erwünschten Wiederkunft in das Erbe seiner Väter bey dieser festlichen Gelegenheit zum ersten Mal wieder in Gröningen erscheinen wollte: so erweckte das Jubiläum der Universität ein doppeltes hohes Interesse, und veranlasste sowohl den Rath derselben, als den Stadt-Magistrat von Gröningen und die ganze Bürgerschaft, dazu die bestmöglichsten Vorbereitungen zu treffen. Der Rector, Hr. D. *Müntinghe*, Prof. der Theologie, sandte Einladungsschreiben an verschiedene hohe Autoritäten des Landes, an die Commission zur Organisation des gelehrten Unterrichts, an die Universitäten zu Leiden, Utrecht und Brüssel, und an die sogenannten Athenäen des Landes. In der Stadt Gröningen errichtete man vier kostbare Ehrenpforten, mit passenden lateinischen und holländischen Inschriften. Eine davon stand vor dem Herrenthor, durch welches der Fürst seinen Einzug zu halten hatte, mit der Inschrift an der Vorderseite:

WILHELMO I. OPTIMO PRINCIPI.

Ein anderer Ehrenbogen, den die Universität setzen liess, hatte an der einen Seite die Inschrift:

PATRIAM TUTORE CARENTEM
EXCEPIT, POPULI TREPIDANTIA MEMBRA REFOVIT.

Und an der anderen die Worte:

HIC GUILIELMUS ERIT.

Am 9 Oct., wo der Fürst mit seiner Gemahlin in Gröningen eintreffen wollte, begab sich des Morgens eine Ehrengarde von Studenten zu Pferde, und im Verfolg auch der Gouverneur der Provinz, Hr. Baron *G. W. v. Imhoff*, mit einer schön equipirten Cavallerie, bestehend aus der Bürger-Cavallerie und einer Compagnie des Landsturms zu Pferde, und endlich noch drey Commissäre von den drey Kreisen der Provinz Gröningen, an die Grenze derselben, um die fürstlichen Personen zu empfangen und nach der Stadt zu begleiten.

Zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags kam der Fürst mit seinem Gefolge auf dem Grundgebiet der Provinz an. Den ganzen Weg von der Grenze bis an die Stadt waren alle Häuser mit grünen Guirlanden geschmückt, und mehrere Ehrenbögen errichtet; auch in verschiedenen Abtheilungen noch drey Bataillons Landsturm aufgestellt. An der Grenze des gröninger Stadtgebiets befand sich der Bürgermeister der Stadt mit einer Deputation des Magistrats, und bot dem Fürsten in einem kostbaren Becher den Ehrenwein an, welchen derselbe freundlich annahm, und davon trank. Sodann wurden demselben zwey neue silberne Schlüssel, auf einem mit Silber besetzten Kissen von grünem Sammet überreicht, die der Fürst annahm, jedoch sogleich mit der grössten Huld wieder zurückgab.

Schon bey dem Dorfe Haren, eine Stunde vor der Stadt, hatte das Volk an den Wagen des Fürsten Seile befestigt, und denselben mit fortgezogen; aber eine halbe Stunde vor der Stadt spannte es die Pferde aus, und zog ihn allein mit grossem Jubel weiter. Vor dem Herrenthore befand sich eine zweyte Ehrengarde zu Fuss, aus den sämmtlichen übrigen Studenten bestehend, mit der Fahne, die einst den zu Gröningen Studirenden

wegen ihres rühmlichen Betragens bey der Belagerung der Stadt im Jahr 1672 geschenkt worden war. Am Thore stellte sich dieses Corps an die Spitze des Zuges, der nun unter dem Donner der Kanonen und dem Läuten aller Glocken in die Stadt eintrat. Fast überall, wo der Zug vorbeykam, waren die Häuser, insbesondere das grosse Stadthaus, mit grünen Guirlanden, und vielen Orange- und holländischen Flaggen geschmückt. Die fürstlichen Personen stiegen an dem Hotel des Gouverneurs ab.

Bald nach der Ankunft begab sich der Fürst nach dem vormaligen sogenannten Justizhof, um daselbst den verschiedenen Autoritäten und Deputationen Audienz zu ertheilen. Des Abends nach dieser Audienz wohnten die fürstlichen Personen mit ihrem Gefolge in der Martini-Kirche, da es Sonntag war, dem öffentlichen Gottesdienst bey, wo der Prediger *Hendriksz* über Psalm 118, 24 einen angemessenen Vortrag hielt. Abends waren alle öffentlichen Gebäude und Privat-Häuser auf die prachtvollste Weise illuminirt, wobey insbesondere eine Illumination, durch die Studenten in einem Gasthofe veranstaltet, sich durch treffende transparente Bilder und Inschriften vorzüglich auszeichnete. Die fürstlichen Personen fuhren durch die Stadt, und wurden bey ihrer Zurückkunft durch die Studenten mit einer Serenade empfangen. Hierauf wurde eine Deputation derselben zur Audienz gelassen, bey welcher der Student *W. de Sitter* das Wort führte.

Der 10 October brach an, und Gröningen zeigte sich schöner als jemals. Von allen Thürmen und öffentlichen Gebäuden, von allen Schiffen im Hafen, wehte die Orange- und holländische Flagge, kein einziges Haus war ohne irgend ein Zeichen der Freude. Schon mit Anbruch des Tages war der Fürst auf dem grossen Markt, um über die sämmtlichen zu Gröningen in Garnison liegenden Militär-Corps Heerschau zu halten.

Um halb 9 Uhr des Vormittags versammelten sich der Rector der Universität nebst den Professoren und den Abgeordneten, die von der Commission zur Organisation des gelehrten Unterrichts, und von den Universitäten Leiden und Utrecht zur Feyer gekommen waren, so wie die sämmtlichen Studenten, in dem Universitäts-Gebäude, und begaben sich von da in Procession nach der Martini-Kirche. Hier und in der neuen Kirche sollte nach einem Beschluss des akademischen Raths, und mit Erlaubniss der Vorsteher dieser Kirchen, das Fest begangen werden, da die Universitäts-Kirche zu den Feyerlichkeiten zu klein war. Eine öffentliche Gottesverehrung machte den Anfang. Um 9 Uhr erschien der Fürst mit seiner Gemahlin und seinem Gefolge in der Martini-Kirche, und wurde von dem akademischen Corps daselbst empfangen. Der Prof. der Theologie, Hr. *E. Tinga*, hielt vor einer grossen Versammlung einen religiösen Vortrag über die Vortheile und Segnungen der hohen Schulen, wobey er mit Rücksicht auf die gröninger Universität Gott dankte, und ihn um seine fernere Fürsorge und Beschützung anrief. — Nach Endigung des Gottesdienstes kehrten die Mitglieder der Universität in feyerlicher Procession wieder nach dem Gebäude derselben zurück.

Von da begaben sie sich auf die nämliche Weise, um halb 1 Uhr nach der neuen Kirche, in welcher die eigentliche *Säcular-Rede* gehalten werden sollte. Das Innere der Kirche, der Stuhl für die fürstlichen Personen und die Kanzel waren, auf Veranstaltung der Studenten sehr schön, mit grünen Guirlanden und Blumen geschmückt. Die Kirche war gedrängt voll. Bey dem Eintritt der hohen Personen ertönte eine herrliche Symphonie, begleitet von einem unaufhörlichen Freudenruf und Händeklatschen. Nun bestieg der Rector der Universität, Hr. Prof. *Müntinghe*, die Kanzel, und hielt eine lateinische Rede über die berühmten Männer, die in den beiden verflossenen Jahrhunderten als Lehrer an der Universität zu Gröningen gestanden, oder aus derselben hervorgegangen sind, wie auch — über die Schicksale der Universität innerhalb dieser Zeit. Als er zuletzt auf die glückliche Wendung der Dinge im Jahr 1813 kam, brach er seine Rede ab, und eine Anzahl geschickter Sänger und Sängerinnen, unterstützt durch ein herrliches Orchester, sang den 124 Psalm in lateinischer Sprache, nach der metrischen Übersetzung *Buchanan's*, mit einigen wenigen darin gemachten Veränderungen, welcher Gesang auf die Versammlung einen tiefen Eindruck machte. Dann schloss der Rector seinen Vortrag mit einer Anrede an den Fürsten, und mit Gebet. — Hierauf recitirte Hr. *Ruardi*, Dr. der Rechte und Prof. der griechischen und lateinischen Literatur, ein auf diese Feyerlichkeit von ihm verfertigtes lateinisches Gedicht, womit der eigentliche Haupt-Act des Jubiläums beendigt wurde.

Der Fürst und seine Gemahlin begaben sich jetzt nach dem *Taubstummen-Institut*, worüber der vormalige Prediger an der hiesigen französischen Kirche, Hr. *Guyot*, die Direction führt. Die Unglücklichen gaben verschiedene Proben von ihrer Geschicklichkeit, sowohl im Sprechen durch Zeichen, als auch durch deutliche, verständliche Worte, so dass die hohen Anwesenden innig davon ergriffen wurden. Auf dem Concerthause hatte das akademische Corps ein grosses Mittagsmahl veranstaltet, woran ausser den fürstlichen Gästen und den sämmtlichen Professoren auch verschiedene andere Honoratioren beiderley Geschlechts nebst den Abgeordneten und anderen Fremden Antheil nahmen. Man trank dabey auf die Gesundheit des Fürsten, und der Fürst selbst brachte auf das Wohl der Universität einen Toast aus. Nach der Mahlzeit reichte man dem Fürsten den Kaffee auf einem silbernen Präsentirteller, welchen der Prof. *Ruardi* im Jahr 1772 *bey der Geburt des Fürsten* für ein darauf gemachtes Gedicht von der Stadt Deventer

zum Geschenk erhalten hatte, wie in einer lateinischen Inschrift darauf bemerkt stand: eine Besonderheit, die nicht nur den Fürsten selbst angenehm überraschte, sondern auch in der ganzen Gesellschaft eine äusserst interessante Sensation erregte. Nach beendigtem Diner gaben die fürstlichen Personen in dem Hôtel des Gouverneurs den Buchdruckern und Buchhändlern der Stadt Audienz, die dem Fürsten ein Geschenk machen, und demnächst eine öffentliche Maskerade halten wollten. Acht weissgekeidete, mit Blumenkränzen und Orangebändern geschmückte Mädchen trugen, mittelst einer zierlichen Tragbahre, eine auf einem schwarzsammtenen Teppich liegende, in rothem Maroquin gebundene Bibel, — nämlich die alte französische Übersetzung der Bibel des Kanonikus *Guyard des Moulins*, vom Jahr 1291, auf Pergament geschrieben; ein sehr kostbares Denkstück, von dem im Anfange des 18 Jahrhunderts nur noch drey Exemplare vorhanden waren. Die Mädchen setzten die Tragbahre mit dem Geschenk zu den Füssen des Fürsten nieder, indem einer von den gegenwärtigen Buchdruckern und Buchhändlern ihm mit einer Anrede die Bibel überreichte, die der Fürst sehr freundlich annahm. Unterdess erschien die Maskerade der Buchdrucker und Buchhändler vor dem Hotel. Es waren zwey grosse Schlitten, jeder von 20 Fuss Länge, und 11 Fuss breit: auf dem einen derselben stand eine in Activität gesetzte Buchdruckerpresse, bey welcher ein Patron und sechs Bediente allerley Gelegenheitslieder abdruckten und unter das Volk ausstreuten. Auf dem anderen Schlitten befand sich eine nachgemachte Büchersammlung, dergleichen die holländischeu Buchhändler in ihren Buchläden zum Kauf auszustellen pflegen. Nach Ansicht dieser Maskerade begaben sich der Fürst und seine Gemahlin in das Schauspiel, und dann auf einen Ball, der im Concerthause von Seiten der Stadt gegeben wurde. Unterdess war abermals die ganze Stadt erleuchtet, und die Buchdrucker-Maskerade zog druckend und unter musikalischer Begleitung bis 2 Uhr Nachts durch die vornehmsten Strassen, zu grosser Ergötzung des Publicums.

Dieser Hauptfeyer des Jubelfestes folgten an den nächsten Tagen noch mehrere besondere Feyerlichkeiten. Man hatte es für geeignet gehalten, das Jubiläum auch durch eine feyerliche Doctor-Promotion auszuzeichnen. Diese geschah den 11 Oct. Einer der geschicktesten Jünglinge unter den Studirenden, Hr. *Johann Constantin Driessen*, welcher bereits vorher, am 6 October, seine Dissertation *de auro fulminante* öffentlich vertheidigt hatte, wurde zum Doctor der Philosophie und Magister der freyen Künste befördert, und zwar *more majorum*, so dass bey der Promotion dem angehenden Doctor die zu seiner Würde gehörende Toga von dem Promotor umgehängt, und der Doctorhut aufgesetzt wurde. Die Feyerlichkeit geschah ebenfalls in der neuen Kirche, und zwar schon des Morgens um 8 Uhr, damit der Fürst und seine Gemahlin noch dabey zugegen seyn konnten. Gleich nach Endigung derselben stiegen diese in ihren Wagen, und verliessen Gröningen, um sich nach Leeuwarden zu begeben, indem sie dabey von dem Bürgermeister und einer Deputation des Magistrats bis an das Grenzgebiet der Stadt Gröningen begleitet wurden.

Mittags gab der Stadt-Magistrat den Mitgliedern der Universität und den sämmtlichen Studenten auf dem Stadthause ein sogenanntes *Dejeuné dinatoir*, wozu auch verschiedene andere in der Stadt wohnende Personen und einige anwesende Fremde gebeten waren. Es war ein wahrhaft fürstliches Mahl. In dem sogenannten Raths-Saal und noch drey anderen Sälen speiseten im Ganzen 474 Personen. In dem ersteren hing das Original-Gemälde des Ubbo Emmius, mit einem Blumenkranz umgeben. — Abends veranstalteten die Studenten eine vorzüglich schöne öffentliche Maskerade. Auf einem Triumphwagen, dem einige römische Reiter vorangingen, erschien *Minerva*, begleitet von zwölf Priestern, welche festliche Lieder sangen. Dem Triumphwagen folgten, ausser einem Corps Musikanten, die vier Facultäten, allegorisch vorgestellt, mit den dazu gehörenden Studenten, woran sich zuletzt wieder einige römische Reiter anschlossen. Der ganze Zug, von hundert Fackeln umgeben, zog durch die Hauptstrassen, bis 12 Uhr des Nachts.

Auch an dem folgenden Tage dauerte die Feyer fort. Mittags hielt die seit 1801 in Gröningen vorhandene, vielfach nützliche *Gesellschaft der Physik und Chemie* in der neuen Kirche eine ausserordentliche öffentliche Versammlung, bey welcher ein Mitglied der Gesellschaft eine Vorlesung hielt, und solche zur Unterhaltung des grossen Publicums mit verschiedenen Proben begleitete. — Des Nachmittags wurde ausser der Stadt ein Pferderennen angestellt, um auch dem Volksgeist, der sich in Holland für dieses Vergnügen besonders interessirt, bey der gegenwärtigen Feyer ein Genüge zu leisten. Mit sechzehn Pferden, zu dem ersten Range der Renner gehörend, ritt man um die Preise, wovon der erste aus einer kostbaren, mit Gold montirten, und der andere aus einer mit Silber montirten Peitsche bestand.

Endlich am 13 Oct. wurde das Jubiläum mit einer besonders anziehenden und für das ganze gröninger Publicnm interessanten Feyerlichkeit beschlossen, welche durch die in Gröningen vorhandene Abtheilung der höchst verdienstvollen holländischen *Gesellschaft zum allgemeinen Nutzen (Maatschappy tot nut van't algemeen)* veranstaltet wurde. Aus den Schulen der Stadt, die ein besonderer Gegenstand der Fürsorge dieser Gesellschaft sind, zogen um 2 Uhr Nachmittags die sämmtlichen Knaben und Mädchen, mit Orangebändern und grünem Laub geschmückt, zusammen 3440 Kinder, von ihren Lehrern begleitet, nach der Martinikirche;

auch die Vorsteher der Gesellschaft fanden sich dort ein, und eine ungeheuere Menge von Menschen aus allen Ständen. Nachdem die Kinder beysammen waren, betrat der Schulaufseher der Stadt, der verdienstvolle Prof. und Dr. *van Swinderen*, die Kanzel, und hielt mit der ihm eigenen klaren und ergreifenden Beredsamkeit eine schöne Rede, natürlich in holländischer Sprache, über die herrlichen Früchte, welche die Gesellschaft zum allgemeinen Nutzen von ihren Bemühungen zur Verbesserung der Schulen vor sich sehe, und von ihrer Freude an dem gegenwärtigen Feste. — Mit dieser Rede wechselten von Zeit zu Zeit schöne Gesänge der Kinder ab, und beschlossen sie. Zugleich wurde am Ende derselben einem dabey gegenwärtigen, würdigen vormaligen Schullehrer aus dem gröninger Lande, und jetzigem Schulaufseher in einem Distrìct desselben, Namens *Wester*, nach einer Anrede des Sprechers und einem Gesange der Kinder, von den vier kleinsten Mädchen — ein Blumenstraufs überreicht: eine ganz unerwartete und äufserst rührende Scene, wovon Hr. *Wester* selbst vorher nichts wufste. Endlich wurden von Seiten der Gesellschaft zum allgemeinen Nutzen an die besten Lehrlinge unter den Kindern mehrere Ehrenpreise ausgetheilt.

So wurde dieses zweyhundertjährige Jubiläum der Universität zu Gröningen mit gespannter Erwartung angefangen, mit allgemeiner Freude gehalten, und mit völliger Zufriedenheit geendigt. Es war ein frohes *Volksfest*, ein ehrenvolles *Huldigungsfest für die Wissenschaften*, ein glückliches *Staatsfest*, und insbesondere auch durch die letzte Feyerlichkeit — ein schönes Fest zur Ehre der *Menschheit!*

G.

Verzeichnifs

der Vorlesungen auf der Universität zu Gröningen in dem zweyhundert und ersten akademischen Jahre derselben, vom October 1814 bis Juni 1815 einschliefslich.

Gottesgelahrtheit.

Hermann Müntinghe, Doct. und Professor der Theologie, trägt den zweyten Theil der *Dogmatik* nach seinem Lehrbuche, *Homiletik* und *Kirchengeschichte* vor.

Eelko Tinga, Doct. und Prof. der Theologie, liest *Dogmatik*, christliche *Moral*, und ein Collegium über die *Seelsorge* der Prediger.

Annäus Ypey, Doct. und Prof. der Theologie, liest *Dogmatik*, und über einige Stellen des N. T.

Rechtswissenschaft.

Seerpius Gratama, Doct. und Prof. der Rechte, trägt das *Naturrecht*, und einige auserlesene Stücke des *Civilrechts* vor.

Albert Jacob Dugmaer van Twist, Doct. und Prof. der Rechte, erklärt die *Pandecten*, und Justinians *Institutionen*.

Eine juristische Professur ist vacant.

Heilkunde.

Petr. Driessen, Doct. und Prof. der Medicin, lehrt die *Kräfte der Heilmittel* und die *Receptirkunst*; die *pharmaceutische Chemie*, nach der *Pharmacopoea Batava*; die *Geschichte der einfachen Heilmittel*; die *allgemeine und medicinische Chemie*, und zwar die technische und ökonomische Chemie in den Officinen der Apotheker, endlich auch im Sommer die *Natur der Pflanzen*.

Eberhard Joh. Thomassen a Thuessing, Doct. der Phil. und Medicin, und Prof. der letzteren, lehrt die *allgemeine Therapie*; die *praktische Heilkunde*; die *klinische Medicin* an den Krankenbetten, im akademischen Krankenhause. Auch hält derselbe *Disputirübungen*.

Gerbrand Bakker, Doct. und Prof. der Medicin, lehrt die *Physiologie*, die *Geburtshülfe*, theoretisch und praktisch; sodann die *Anatomie*, und im Winter praktisch.

Derselbe lehrt auch die *Chirurgie*, theoretisch und praktisch, unter Assistenz des Hn. P. *Hendrikzs.*

S. E. Stratingh, Doct. und aufserordentl. Prof. der Medicin, liest *Pathologie*.

Sonstige Wissenschaften und Künste.

J. Ruardi, Doct. der Rechte, und Prof. der griechischen und lateinischen Literatur, giebt Anleitung zum *Stil*, und erklärt den *zweyten Brief Pauli an die Corinther*; auch giebt er Anleitung zur *Redekunst*, — und auf Ansuchen der Zuhörer noch andere Lectionen.

J. Baart de la Faille, Doct. der Phil., und Prof. der Mathematik und Physik, lehrt *Mathematik*, und deren Anwendung in besonderen Fächern; *Physik* und *Astronomie*.

C. de Waal, Doct. der Phil. und der Rechte, und Prof. der Logik und Metaphysik, liest *Logik* und *philosophische Moral*, wie auch über andere Theile der Philosophie.

Joh. Rud. van Enerde, Doct. der Rechte, lehrt *Universalgeschichte*; die *römischen Alterthümer*, und *die Literärgeschichte*.

Gerh. Wolters, Prof. der orientalischen Sprachen, erklärt *das erste Buch Mose* analytisch; lehrt die Anfangsgründe der *hebräischen*, und die *arabische Sprache*.

Theod. van Swinderen, Doct. der Phil. und der Rechte, liest über auserlesene Stücke aus der *Naturgeschichte*.

Die sämmtlichen Vorlesungen werden mit Ausnahme einiger weniger, die zugleich einen discursiven Vortrag erfodern, in *lateinischer* Sprache gehalten.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

JANUAR 1815.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Vermischte Nachrichten.

Oxford.

Die Feyerlichkeiten, welche hier durch die Gegenwart des Prinzen Regenten und der hohen verbündeten Monarchen vom 14-16 Jun. voriges Jahres veranlasst wurden, sind zwar aus öffentlichen Blättern bekannt: aber sie dürfen auch in unseren Annalen um so weniger übergangen werden, da sich an diese Nachrichten andere anschliessen, welche wir, seit dieser Zeit, von mehreren unserer Correspondenten in England erhalten haben, und die hier mehrere Blätter hindurch der Reihe nach folgen sollen.

Die Universität Oxford hatte beschlossen, zum Beweis ihrer Ehrfurcht und Dankbarkeit den Wiederherstellern der Rechte Europa's die Würde eines Doctors der Rechte zu ertheilen. Diese Feyerlichkeit fand am 15 Junius in dem prächtigen Theater (Senat-Hause) der Universität Statt. Der öffentliche Redner der Universität, Hr. *Crowe*, eröffnete sie durch eine kurze Rede in lateinischer Sprache. Hierauf überreichte der Kanzler der Universität, Lord *Grenville*, sowohl I. I. M. M. dem Kaiser von Rufsland und dem König von Preussen, als dem preussischen Helden, der das Recht in diesem Kriege so oft gehandhabt hatte, dem General-Feldmarschall Fürsten Blücher von Wahlstadt, unter lautem Beyfallklatschen der zahlreichen Versammlung das Doctor-Diplom. Auch der Feldmarschall Herzog von Wellington wurde, obschon er nicht zugegen war, zum Doctor der Rechte ernannt. Zum Beschluss der Feyerlichkeit recitirten einige Mitglieder der Universität verschiedene, sowohl englische, als griechische und lateinische Oden. Sie sind zum Theil nebst der lateinischen Rede des Hn. *Crowe*, und der Addresse der Universität an den Prinzen Regenten, abgedruckt in einer kleinen Schrift, betitelt: *Authentic Account of the Visit of his Royal Highness the Prince Regent to the University of Oxford, Jun. 14. MDCCCXIV, together with the Address of the University to his Royal Highness, the Speech of the public Orator in the Theatre, and the Verses recited there, on Wednesday, June 15. 1814. Oxford, sold by J. Cooke and J. Parker.* 1814. 40 S. gr. 8.

Nachmittags nahmen die Monarchen nebst den anwesenden Prinzen mehrere Colleges, die bodlejanische Bibliothek, die Sternwarte, die berühmte clarendonsche Presse der Universität u. s. w. in Augenschein. Bey dem Eintritt in die letztere überreichte der Vorsteher derselben, Hr. *Collingwood*, den Monarchen als Schriftprobe einen Bogen, auf welchem der Vers 1 Chron. 29, 11 in englischer, hebräischer, griechischer und lateinischer Sprache, und Luc. 2, 14 in englischer, griechischer, syrischer, arabischer, persischer, russischer, lateinischer, koptischer, deutscher und gälischer Sprache abgedruckt waren.

Die Universität besteht aus 20 Colleges und 5 Halls. Unter diesen ist das Christ Church College das gröfste und vorzüglichste, gegenwärtig von etwa 200 Studenten bewohnt. Im Ganzen beläuft sich die Zahl der Studirenden zu Oxford auf 1500. Jedes College hat zum Gebrauche der daselbst wohnenden Lehrer und Zöglinge seine eigene Bibliothek, unter welchen die Bibliothek des Christ Church College die reichste ist: sie besteht aus ungefähr 30,000 gedruckten Büchern, und einigen, auch orientalischen Manuscripten. Auch befindet sich daselbst eine kleine, aber interessante Bildergallerie.

Durch den Tod des gelehrten *Joseph White*, D. der Theologie, Canonicus am Christ Church College, und Prof. der hebr. und arab. Sprachen, hat die Universität neulich einen ihrer berühmtesten Lehrer verloren. Er starb am 22 May 1814 im 68 Jahre seines Lebens, nachdem er die letztere Zeit fast gänzlich hatte unthätig bleiben müssen. Im Canonicat und der Professur der hebräischen Sprache ist ihm Dr. *Lawrence*, in der Professur der arabischen Sprache Dr. *Winstanley* gefolgt, beide dem Auslande noch unbekannt.

Die berühmte *Bibliotheca Bodlejana* zu Oxford, deren erster Aufseher gegenwärtig M. *Bandinel* ist, gehört zu den reichsten Büchersammlungen Europa's; aber weder das Locale ist so schön, wie das der dresdener, noch die innere Ordnung derselben so trefflich und musterhaft, wie in den königl. Bibliotheken zu Göttingen und Paris. Sie enthält 500,000 gedruckte Bücher, und 30,000

Mfcpte, unter denen viele arabifche und perfifche fich finden. An gedruckten Büchern würde fie alfo der parifer Bibliothek weit überlegen feyn, welche nicht über 350,000 gedruckte Bücher, dagegen aber an 80,000, und unter diefen an 9000 orientalifche Mfcpte zählt. Indifche Mfcpte haben wir in der Bibliothek nur einige wenige gefunden; was ihr aber in diefem Fache abgeht, erfetzt den Freunden diefer Literatur die Bücherfammlung in dem brittifchen Mufeum zu London, an gedruckten Büchern nur etwa 150,000, an Handfchriften etwa gegen 60,000 ftark, unter welchen letzteren fich viele feltene befinden.

Die *clarendonifche Univerfitätsdruckerey* behauptet fortwährend ihren alten Ruhm. Sie hat in den letzteren Jahren mehrere treffliche Werke zu Tage gefördert. Wir erwähnen nur, aufser der von *White* beforgten zweyten Ausgabe des *Specimen hiftoriae Arabum, autore Pocockio* (1806): *Ali Ibn Abi Talebi fententiae, Arabice et Latine. E. Codd. Mss. defcripfit, Latine vertit et annotationibus illuftravit Cornelius van Waenen* (1806. gr. 4.). *Abdollatiphi Bagdadenfis vita, auctore Ibn Abi Ofaiba. E Codd. Mss. Bodlejanis defcripfit et Latine vertit J. Mousley, A. M.* (1808. 4.). *Lowth praelectiones de facra poefi Hebraeorum. Subjicitur metricae Harianae brevis confutatio et oratio Crewiana: nec non J. D. Michaelis notae et epimetra.* 2 *Voll.* (1810. 8). *Teftamentum Vetus Graecum, cum variis lectionibus. Editionem a Roberto Holmes — inchoatam continuavit Jac. Parfons. T. II. Part. I. II. Libros Jofuae, Judicum et Ruth continentes.* (1810. fol.). Der erfte Theil erfchien im J. 1798. Von dem Fleifse und der Beharrlichkeit des Hn. *Parfons* läfst fich erwarten, dafs die Fortfetzung diefes Werkes nun rafch vorwärts fchreiten werde. Die Bücher Samuels haben bereits die Preffe verlaffen. Den Bearbeitern des Plato dürfte nicht unintereffant feyn: *Catalogus five notatio Manufcriptorum, qui a cel. E. D. Clarke comparati in Bibliotheca Bodlejana adfervantur. Pars prior. Inferuntur Scholia quaedam inedita in Platonem et in carmina Gregorii Nazianzeni* (1812. gr. 4). Von den in den letzteren Jahren aus diefer Druckerey hervorgegangenen Ausgaben griechifcher und römifcher Claffiker find die meiften blofse Nachdrucke der Arbeiten deutfcher und holländifcher Philologen, eines Beck, Hermann, Schäfer, Schneider, Wolf, Wyttenbach u. A. Sehr thätig ift diefe Druckerey feit mehreren Jahren in dem Druck der Bibeln in den verfchiedenen Sprachen des Königreichs für die brittifche und ausländifche Bibelgefellfchaft zu London.

Mit gleichem Eifer arbeiten die Preffen von Calcutta für die Bibelgefellfchaft zu London. Schon ift hier ein fchöner Anfang in dem Druck der Bibeln in den verfchiedenen orientalifchen Sprachen und Dialekten gemacht worden, und in Kurzem werden wir die heilige Schrift aus diefer Druckerey in folgenden 25 Sprachen gedruckt erhalten: 1) in der bengalifchen, 2) hindoftanifchen, 3) tamulifchen, 4) oriffifchen, 5) malaifchen, 6) malaialimfchen, 7) mahrattifchen, 8) Sanfcrit, 9) perfifchen, 10) arabifchen, 11) cingalefifchen, 12) finhalapalifchen, 13) telingifchen, 14) chinefifchen 15) feekifchen, 16) fiamefifchen, 17) carnatikifchen, 18) bugifchen, 19) burmfchen, 20) macaffarifchen, 21) maltefifchen, 22) balochifchen, 23) aftghanifchen, 24) rakhengfchen, und 25) turcomanifchen. Aufserdem fahren die dort lebenden Freunde der morgenländifchen Literatur fort, uns immer mehr mit den Schätzen derfelben bekannt zu machen. Eine treffliche Grammatik der perfifchen Sprache, unter dem Titel: *A Grammar of the Perfian language — by M. Lumsden, LL. D. Prof. of Arabic and Perfian in the college of Port William in Bengal* (Calcutta 1810. 2 Voll. fol.) halten wir, befonders wegen ihrer reichhaltigen Syntax, bey weitem für die befte, welche wir über die Sprache der Perfer befitzen.

(*Die Fortfetzung folgt No.* 4.)

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

Im Verlage von *F. A. Brockhaus* in Leipzig und Altenburg find im Laufe des Jahres 1814 erfchienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Auch ein Wort über unfere Zeit. 1) Von der unterfcheidenden Eigenthümlichkeit derfelben. 2) Was fie von den in ihr Lebenden fodere. 3) Was fie ihnen gewähre. 8. 6 Gr.

Baumgarten - Crufius, Carl, vier Reden über Vaterland, Freyheit, deutfche Bildung, und das Kreuz. An die deutfche Jugend gefprochen. 8. 14 Gr.

Bibliothek neuer englifcher Romane. Erfter Band, enthaltend: Die Denkwürdigkeiten des Grafen von *Glenthorn*, von *Mifs Edgeworth*, überfetzt von *Caroline von Woltmann*. 8. 1814. 1 Thlr. 8 gr.

— — 2ter Band, enthaltend: Schleichkünfte, von derfelben Verfafferin und Überfetzerin. 8. 1814. 1 Thlr. 8 gr.

Briefe über Hamburg, gefchrieben im Herbft 1814. 8. 1 Thlr.

Bouilly, J. N., (Verfasser des Schauspiels: Der Taubstumme) Rath für meine Tochter, in Beyspielen aus der wirklichen Welt. 2 Bändchen. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Conversations - Lexikon, oder encyclopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände. 1 — 5r Band. (A — L.) Der Pränumerations - Preis auf das ganze aus 10 Bänden bestehende Werk ist auf Druckpapier 12 Thlr. 12 gr. und auf Schreibpapier 18 Thlr. 18 gr. Der 5te Band wird erst Ende Jan. versandt.

Curths, C., die Schlacht bey Breitenfeld unweit Leipzig am 7 September 1631 und die Schlacht bey Lützen am 7 November 1632. Zwey Scenen des dreyssigjährigen Krieges und Gegenstücke zu den Schlachten bey Lützen am 2ten May 1813, und bey Leipzig am 16, 18 und 19 October 1813. 8. 9 Gr.

— — — die Bartholomäus - Nacht 1572. Ein Fragment aus der Geschichte der Vorzeit Frankreichs. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Dante Alighieri, die göttliche Komödie. 2r Theil: Das Fegefeuer. Übersetzt von Ludwig Hain und L. Kannegiesser. 1 Thlr. 16 gr. (1r und 2r Theil 3 Thlr. 8 gr.)

Deutsche Blätter. 2 — 6r Band. (Jeder von 40 — 42 Bogen) à 1 Thlr. 8 gr. (Wöchentlich erscheinen 3 Bogen.)

Deutschlands Erlösung im Jahr 1813. Ein National - Singspiel. gr. 8. 6 Gr.

Ersch, Prof. J. S., Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. In 2 Bänden. (complet 10 Thlr.) Zweyten Bandes 2, 3 und 4 (die letzte) Abtheilung.

Einzeln sind diese Abtheilungen zu erhalten, unter den Titeln:

Ersch, Prof. J. S., Literatur der Geschichte und deren Hülfswissenschaften (Geographie und Statistik). gr. 8. 2 Thlr.

— — — Literatur der schönen Künste. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.

— — — Literatur der vermischten Schriften. gr. 8. 10 Gr.

NB. Die General - Register zum ganzen Werk sind auch einzeln zu erhalten für 1 Thlr. 20 gr.

Fanfaronaden, hundert und etliche, des corsikanischen Abentheurers Napoleon Buona - Parte, Ex-Kaisers der Franzosen. Systematisch geordnet cum notis variorum. 8. 16 Gr.

Federstreiche, oder Lebenslauf des Ex - Kaisers der Franzosen, in drey Büchern Epigramme. 8. 9 Gr.

Gemälde, politisches, von Europa nach der Schlacht bey Leipzig am 16 — 19ten October 1813. Geschrieben zu London am 4ten December 1813. Aus dem Französ. vom Marquis de Maisonfort. Mit Anmerkungen und einer Frage: was hofft Europa seit dem 3 April 1814? gr. 8. 12 Gr.

Gerning, J. J. von, die Heilquellen am Taunus. Ein didaktisches Gedicht in vier Gesängen. Mit Erläuterungen, sieben Kupfern und einer Charte. 4. 5 Thlr.

Gerning, J. J. von, dasselbe, ohne die Kupfer, aber mit Charte. 12. 1 Thlr. 8 gr.

Grundriss praktischer Lebensweisheit. 8. 6 Gr.

Kanonen - Säule oder der Sieges - Obelisk in Moskau, mit einem Commentar darüber. 8. 4 Gr.

Lüders, Ludwig, welthistorische Ansicht vom Zustande Europa's am Vorabende vor der Schlacht bey Leipzig am 16 — 19 October 1813. Mit einem Plane von der Schlacht bey Lützen am 3 May 1813. 8. 14 Gr.

Der Minister Graf von Montgelas unter der Regierung König Maximilians von Baiern. 8. 6 Gr.

Oriflamme, die, oder der pariser Enthusiasmus unter Napoleon dem Grossen, Kaiser der Franzosen; eine Sammlung merkwürdiger vor der Aufführung dieser Oper in Paris gewechselter Briefe, als ein Beytrag zu der französischen Kunst, das Volk gegen sein eigenes Herz und seinen Verstand zu bearbeiten (von *Rehfues*). 8. 9 Gr.

Politische Stachelnüsse, gereift 1813. Herausgegeben von Spiritus Asper. 12. 5 Gr.

Der russische Feldzug im Jahr 1812, von Robert Ker Porter. Aus dem Englischen übersetzt von D. Paul Ludolph Kritz. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Saalfeld, Prof. Friedrich, Geschichte Napoleon Buonaparte's. gr. 8. 2 Thlr. 12 gr. (keine Parteyschrift, sondern ein rein historisches Gemälde der letzten zwanzig Jahre).

Simonde Sismondi, die Literatur des südlichen Europa's. Von Dr. *L. Hain*. 1sten Bds. 1ste Abtheilung. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Sprengel, Curt., Institutiones medicae. Tom. III et IV. Pathologia generalis et specialis. gr. 8. 5 Thlr.

Auch unter dem Titel:

— — — Institutiones Pathologiae generalis et specialis. 2 Vol. gr. 8. 5 Thlr.

De l'Allemagne par Madame *de Stael*. Nouvelle édition préc. d'une Introduction par Charles de Villers et enrich. du texte original des morceaux poétiques traduits. 4 Vols. 12. 3 Thlr.

Auf geglättetes Velin-Papier 5 Thlr. 8 gr. (Diese Ausgabe im Format der didotscheu Stereotypen ist die schönste, correcteste und wohlfeilste von allen, die von diesem Werk erschienen sind.)

Sünden - Register der Franzosen in Deutschland. Ein Seitenstück zu der Schrift: Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung. 8. 12 Gr.

Tableau politique de l'Europa après la Bataille

de Leipsic. (Par le Marquis *de Maisonfort.*) gr. 8. 9 Gr.

Traité (le) d'Utrecht: Manuel diplomatique sur la controverse entre l'Angleterre et la France ou Coup d'oeil sur le Système maritime de Napoléon Buonaparte. gr. 8. 1 Thlr. 4 gr.

Treitschke, Carl, Geschichte der funfzehnjährigen Freyheit von Pisa. 8. 1 Thlr. 8 gr.

— — — Heinrich der Erste, König der Deutschen, und seine Gemahlin Mathildis. 8. 20 Gr.

— — — Deutschland im Schlaf, und Deutschlands Morgentraum und Erwachen. Zwey politische Possen-Spiele. 8. 8 Gr.

Urania, Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1815. Mit 9 Kupfern, darstellend Scenen aus Göethe's Faust, Tasso und Egmont. 12. 2 Thlr. (Unter den Beyträgen befindet sich Werners 24 Februar.)

Villers, C. de, Constitutions des trois villes Libres-Anséatiques, Lubeck, Brêmen, Hambourg. Avec un Mémoire sur le rang que doivent occuper ces villes dans l'organisation commerciale de l'Europe. Avec une carte coloriée. 1814. gr. 8. 20 Gr.

Werner, Fr. Ludwig Zach., Kunegunde die Heilige, römisch-deutsche Kaiserin. Ein romantisches Schauspiel in fünf Acten. 8. 1 Thlr. 4 gr.

Wetzel (D. F. G.) aus dem Kriegs- und Sieges-Jahre Achtzehnhundert und Dreyzehn. Vierzig Lieder, nebst Anhang. 8. 12 Gr.

— — — Prolog zum grofsen Magen, (humoristische Satire auf die Nützlichkeits-Tendenzen unserer Zeit.) 8. 8 Gr.

In der unterzeichneten Handlung erscheint, sobald der beendigte Congrefs die Ausarbeitung gestattet, ein grofses neues geographisch-statistisches

Zeitungs-Post- und Comptoir-Lexikon

von D. *L. G. D. Stein*, Prof. zu Berlin, in 4 Bänden gr. 8. — Für diejenigen, so selbiges durch Subscription um einen billigeren Preis sich anschaffen wollen, ist eine ausführlichere Anzeige durch alle Buchhandlungen zu erhalten. Nur ist durch Verlängerung des Congresses auch der Subscriptionstermin bis 6 Wochen nach Beendigung desselben festgesetzt.

J. C. Hinrich'sche Buchhandlung
in Leipzig.

II. Neue Kupferstiche.

Catologo di Stampe
delle opere di Canova
vendibili nel negozio
di Pier Luigi Scheri a Roma
in Piazza di Spagna
Num. 82.

	Scud.	Baj.
Venere di faccia, da *Marchetti*.	1	—
Detta di schiena, dal *Medesimo*.	1	—
Perseo di faccia, dal *Medesimo*.	1	60
Ajace di faccia, da *Fotana*.	1	60
Detto di schiena, da *Bonato*, e *Bertini*	1	60
Ettore di faccia, da *Bertini*.	1	60
Detto di schiena, da *Bonato*.	1	60
Paride di faccia, da *Balestra*.	1	20
Detto di schiena, da *Testa*.	1	20
Gruppo di Amore, e Psiche che si abbracciano, da *Fontana*.	1	—
Gruppo di Amore, e Psiche in piedi, da *Marchetti*.	1	80
Gruppo della Beneficenza, nel Monumento Cristiano, dal *Medesimo*.	1	80
Gruppo di Ercole furioso, con Lica, da *Giovanni Folo*.	2	—
Detto di schiena, da *Fontana*.	2	—
Gruppo di Teseo con un Centauro, da *Pietro Bettellini*.	2	—
Detto di schiena, da *Bonato*.	2	—
Sepolcro di Maria Cristina, dal *Medesimo*.	3	20
Idea d'un Sepolcro per l'Ammiraglio Nelson, di grandezza uguale al sudetto, da *Fontana*.	3	20
Sepolcro di Papa Ganganelli, *Ma. Vitali*.	2	—
Monumento di Gio. Volpato, da *Fontana*.	—	60
Detto per Gio. Falier, da *Bonato*.	—	60
Detto per il Conte di Sousa, fu Ambasciatore di Portogallo a Roma, da *Campanella*.	—	60
Detto per il Principe Federico d'Oranze da *Balestra*.	—	60
Contorni di Bassi-rilievi, ed altre opere eseguite parte in marmo, e parte modellate soltanto, incise da *Piroli*, *Fontana*, *ed altri*, in numero di fogli 25 che andranno crescendo	5	—
Pensieri diversi di composizioni graziose, ed eleganti, incise da varj autori in campo nero sull' esempio delle pitture di Ercolano.		
Le nove Muse con Apollo in tavole 10.	5	—
Scherzi di Amori con Ninfe, e le Grazie in tavole 10.	5	—
Il mercato di Amore in tavole 10.	6	—
Ninfe che danzano, tavole 5 di cinque, e sei figure l'uno, in fogli per traverso	4	20
Tavole 8 di una sola figura danzante, e due di due	3	—

III. Bücher zum Verkauf.

J. W. Sicklers deutscher Obstgärtner, 1ster bis 17ter Band, mit den dazu gehörigen Kupfern, ganz gut conditionirt, und in Halbfranz gebunden, sind bey mir für 30 Rthlr. — sächs. zu bekommen. Briefe und Gelder werden aber, wie es sich ohnehin versteht, *frankirt* erbeten.

Jena, im Januar 1815.

F. Fiedler.
H. S. Weimar. Hofcommissär.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

JANUAR 1815.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Vermischte Nachrichten.

Gotha.

Der 2 Januar war für Gotha und das ganze Herzogthum ein Tag seltener Festlichkeit. An demselben feierte der um das Land und das herzogl. Haus hochverdiente Staatsminister und wirkliche GeheimeRath, Hr. *Sylvius Friedrich Ludwig* Freyherr *von Franckenberg*, welcher am 2 Jan. 1763 aus landgräflich hessen-casselschen Diensten nach Gotha versetzt worden war, sein Minister-Jubiläum. Die Empfindungen wahrer Theilnahme und Freude wurden von allen Seiten an den Tag gelegt. Die edeln Gesinnungen des gefeierten Mannes, die mit dem väterlichen Sinne der Regierung, mit dem Geiste der Gerechtigkeit und Biederkeit, welcher dieselbe beseelt, in dem schönsten Einklange stehen, wurden überall laut und herzlich anerkannt; überall vereinigte sich lebhafte Freude über die ungeschwächte Kraft, deren Er sich in so hohen Jahren noch erfreut, mit den innigsten Wünschen für die Erhaltung seines wirkungsreichen Lebens. Diese Wünsche wurden schon am Neujahrstage von dem würdigen Generalsuperintendenten, Hn. D. *Löffler*, feierlich ausgesprochen, in einer auch im Druck erschienenen Predigt: *Tugend aus Gottesfurcht, die höchste Erhebung eines Volkes* (Gotha, b. Becker 32 S. 4.), in welcher besonders das Andenken Herzogs Ernst des Frommen, und die durch wissenschaftliche Stiftungen am reichsten ausgezeichnete Regierung des zuletzt verstorbenen Herzogs Ernst, und seines „in der Achtung für Geistesbildung und Sitten, in der Liebe des Friedens und der Gerechtigkeit, in der Freude an Kunst und Wissenschaft und in Unterstützung öffentlicher Anstalten ihm ähnlichen" Sohnes, des jetzt regierenden Fürsten, gefeiert, und dann auf den Jubelgreis, welcher ein halbes Jahrhundert hindurch die Regenten dieses Landes durch Rath und Thätigkeit unterstützte, eine zweckmäfsige Anwendung gemacht wird. „Auch Er (heifst es unter andern) betrachtet seine Würde als ein ihm von der Vorsehung anvertrautes Amt, das er mit grofser Gewissenhaftigkeit und seltener Treue verwaltet. Die geistige Ausbildung der Menschen, ihre Sitten und den Frieden liebend, sind diese sein vorzüglichstes Augenmerk. Keiner Wissenschaft fremd, vieler genauester Kenner, liebt und schützt er sie alle. Ehre, Rechtlichkeit und Sitten sind das Element, aufser dem er nicht leben könnte. Keiner Kinder Vater sieht er die Einwohner des Landes als seine Kinder, und die Armen und Kranken als die Waisen an, die ihm von der Vorsehung zur Versorgung zugewiesen sind. — Möge die göttliche Vorsehung Ihm auch noch die Freude gewähren, zu sehen, wie unser Vaterland sich gestalten wird, und möge der Anblick dieser neuen Schöpfung sein theilnehmendes Gott fürchtendes Herz erfreuen!"

Solche Wünsche wurden am Jubeltage selbst durch Deputationen, nicht blofs der Gothaischen Behörden, sondern auch fremder, welche von Weimar, Jena, Altenburg, Arnstadt u. s. w. abgeordnet waren, wiederholt: und am Hofe ward das Fest durch ein feierliches Mittagsmahl begangen. Auch handschriftliche und gedruckte Glückwünschungen erschienen in zahlreicher Menge. Wir theilen hier einige Gedichte um so lieber mit, da uns verstattet ist, das Erste derselben, welches in Handschrift überschickt wurde, durch den Druck zuerst bekannt zu machen. Die übrigen sind bereits gedruckt, und wurden von ihren Verfassern persönlich überreicht.

I.

Dem zweyten Januar 1815.

Hat der Tag sich kaum erneuet,
Wo uns Winterfreude blühet,
Jedermann sich wünschend freuet,
Wenn er Freund und Gönner siehet.

Sagt, wie, schon am zweyten Tage,
Sich ein zweytes Fest entzündet?
Hat, vielleicht, willkommne Sage
Vaterland und Reich gegründet?

Haben sich die Allgewalten
Endlich, schöpferisch, entschieden
Aufzuzeichnen, zu entfalten
Allgemeinen ewgen Frieden?

Nein! — Dem Würdigen, dem Biedern
Winden wir vollkommne Kränze,
Und zu aller Art von Liedern
Schlingen sich des Festes Tänze.

Selbst das Erz erweicht sich gerne,
Wundersam ihn zu verehren;
Aber ihr, auch aus der Ferne,
Lafst zu seinem Preise hören!

Er, nach langer Jahre Sorgen,
Wo der Boden oft gebidmet, *)
Sieht nun Fürst und Volk geborgen,
Dem er Kraft und Geist gewidmet.

Die Gemahlin, längst verbunden
Ihm als treulichstes Geleite,
Sieht er auch, der tausend Stunden
Froh gedenk, an Seiner Seite.

Leb' Er so, mit Jünglingskräften
Immer herrlich und vermögsam,
In den wichtigsten Geschäften
Heiter klug, und weise regsam.

Und, in Seiner Trauten Kreise,
Sorgenfrey und unterhaltend,
Eine Welt, nach Seiner Weise,
Nah und fern umher gestaltend.

Goethe.

*) *Bidmen* oberdeutsch für *beben*. Daher *Erdbidem*.

II.

Der zweyte Januar 1815.

(Von Hn. Hofrath Jacobs in Gotha.)

Frohes Getümmel erfüllet die Stadt; mit dem dämmernden Morgen
Wallt durch die Strafsen das Volk, schön wie zu Festen geschmückt;
Überall trauliches Grüfsen der Wallenden, freudiger Rührung
Zarte Wort', und der Hand Drücken, und Zähren im Aug.
Wünsche, mit stillem Gebet, und mit festlichen Tönen der Hörner,
Und mit Jubel gemischt, steigen zum Himmel empor.
Rascher schreitet der Greis, von der Freude beschwingt; es erhebt sich,
Ob dem festlichen Tag, stolzer sein zitterndes Haupt.
Inniger drückt er den Sohn an die Brust und die liebenden Enkel,
Und erzählet beredt, was ihn so freudig bewegt.
„Funfzigmal rollte das Jahr sich hinab, so spricht er, da sah ich,
Noch ein blühender Mann, dieser beglückteren Zeit
„Frohen Beginn; denn ein heitres Gestirn stieg über die Berge
Länderbeglückend empor, feurig und milde zugleich.
„Öde noch lag das Gefild, von den Waffen verheert und dem Streitrofs;
Muthlos zagte das Volk — aber sein Retter erschien;
„Herrlich erschien er und hehr! und Vertrauen und Liebe der Edeln,
Und die Wahrheit des Ruhms ging vor dem Trefflichen her.
„Siehe, da regte von Neuem der Fleifs die rüstigen Hände,
Und mit frohem Gedräng eilten die Künste herbey.
„Fröhlich gedieh der Garten der Wissenschaft; Blüthen der Weisheit
Drängten sich üppig hervor, reifend zu köstlicher Frucht.
„Denn wo väterlich über dem Land der fürstliche Zepter
Waltet, da wohnet mit Lust jede beglückende Kunst.
„Herrlich fiel dir dein Loos, du freundliches Gotha; denn Väter
Waren die Fürsten dir stets, *Friedrich* und *Ernst* und *Emil*.
„Und zur Rechten den Vätern des Volks stand ähnlich an weiser
Milde, so freundlich als ernst, stets der berathende Freund;
„Nur sich selbst nach dem strengen Gesetz mit unbeugsamen Maafsstab
Richtend, und wachend allein, während der Unterthan schläft,
„Rastlos, während wir feyern und ruh'n; der Gerechtigkeit erster
Priester; zu trösten beredt, thätig zu helfen bereit.
„Mäfsig, und fremd der Begier nach Genufs; nur geniefsend im Wohlthun,
Nur beglückt durch das Glück, das er verbreitet umher.
„Er des Vaterlands Stolz, wie kein Andrer bescheiden; der Höfe
Herrliche Zierde vordem, aber so wahrhaft als treu.
„Darum blicken auf ihn die Trefflichsten; jeglicher Tugend
Muster, sieht er um sich jegliche Tugend erblühn.
„Darum erhebt sich, o Gotha, in dir der Gerechtigkeit Altar
Unbefleckt; knechtischer Furcht, wie der Bestechlichkeit fremd.
„Biederkeit reichet der Liebe die Hand, mit der Güte vermählt sich
Würdigkeit; freundlicher Sinn einet der Bürger Gemüth.
„Gerne verweilet der Fremdling in dir, und rühmt dich auch fern noch;
Und mit getrocknetem Aug läfst du den Dürftigen ziehn.
„Darum schauet der Himmel auf dich so liebend hernieder,
Und aus dem goldnen Gewölk thauet dir Segen herab.
„Oft schon, wenn in der Ferne der Sturm mit brausendem Flügel
Donnerte, oder der Fluth mächtiger Schwall sich erhob,
„Wenn mit feindlicher Eil aus des Tartarus gähnenden Thoren
Sich die dämonische Schaar über die Länder ergofs;
„Sieh da wachten gelagert um dich auf den gürtenden Bergen
Engel mit flammendem Schwerd, wehrend dem wilden Gezücht.
„Darum o blüht wie ein Garten das Land, es tragen die Fluren
Hundertfach, redlicher Fleifs schaffet mit Freyheit und Lust,

„Preisend den Trefflichen, der uns beglückt, den die Väter der Väter
Segneten; möchten ihn auch Enkel noch segnen, wie wir!
„Lasset uns hoffen! es strömt ihm ja noch in den rüstigen Gliedern
Kräftiges Leben; noch strebt männlich sein würdiger Geist.
„Heiliger Frieden mit sich, des Lebens süßes Nepenthe,
Und der Segen des Volks gibt ihm erquickenden Schlaf;
„Und zur Seite dem Greis geht liebend ein weiblicher Schutzgeist,
Mildert die Sorgen der Brust, glättet die Falten der Stirn.
„Blühe denn, glücklicher Greis; es erfreue noch lange Dein Herz sich
An den Saaten des Glücks, die Du für andre gesät!
„Und wenn endlich ein spätes Geschick Dich mit milder Umarmung
Leis' und freundlich entführt, und zu den Seligen bringt,
„Und das trauernde Volk nach Dir ruft, so werde des Landes
Schutzgeist, waltend noch dort, wie Du im Leben gethan."

III.

Civitati Gothanae
de
summa felicitate
qua
vir illustrissimus
L. B. de Franckenberg
per quinquaginta annos
insigni laude
res publicas administravit
impense laetanti
accedunt
Gymnasii Doctores.
(Von Hn. Kirchenrath Döring in Gotha.)

Salve, quem merito tellus Gothana celebrat,
Illustris salve terque quaterque dies.
Hoc decet ad nubes iteratos tollere plausus,
Liberiusque piae se dare laetitiae.
Hoc decet unanimes, quos junxit munus, amicos
Ducere spumanti pocula plena mero.
Dumque sonant resono rorantia pocula pulsu,
Quilibet hos fausto fundat ab ore sonos:
Sit bene Grandaevo, quem publica jura tuentem
Lustra decem nostra vidit in urbe Themis.
Sit bene Grandaevo, quem, praesidiumque decusque
Ut foret Aonidum, finxit Apollo sibi.
Sit bene Grandaevo, quem splendida gloria rerum,
Quas bene pro patria gessit, ad astra vehit.
Vota cadunt; placidas precibus Deus applicat aures:
Obtinget Viridi firma senecta Seni.

IV.

Illustrissimo
L. B. de Franckenberg etc. etc.
semisecularem summorum honorum decursum
gratulatur
Gymnasium Fridericianum Altenburg.
interprete
Frid. Car. Ferd. Hauschildio, Prof.

Romana qualem natio Cilnium,
Augusti amicum Caesaris, aureae
Commendat immortalitati,
Vir Venerabilis, Alteburgum:

Et Gotha quovis tempore Te piis
Ad celsa tollent sidera laudibus,
Augusti amicum nostri, amicum,
Immo patrem patriae senilem.

Quis credet olim? Nulla fugit dies,
Qua consecratum promeritis caput
(Jam sedecim lustris peractis)
Pro Duce, pro populo salubres

Non carpat horas. Ingenium probat
Usus peritum. Consiliis virum
Rebusque gestis quando amica
Fata parem Tibi procreabunt?

Gaudes habenas flectere liberae et
Geniis beatae, respuis inscios
Frenare servos, veritatis
Tutor et impavidus satelles.

Componere aequus non, quod adest, negas,
Dum mens futuris provida prospicit:
Leges, curulem Te tenente,
Justitia et Bonitas ministrant.

Juvit parentem Principis optimum
Doctrina pollens, juvit avum, et Tua
Spectata virtus, mille cives
Quinque decennia sospitavit.

Artes potenti praesidio tegis,
Musaeque dulces et Charites Tuam,
Dilecte Maecenas, corona
Caesariem viridante cingunt.

Fors Te tuetur, cura Pius Deo es.
Visenda nondum regna Proserpinae!
Rara virum virtute clarum
Rara decet celebrare festa.

Optata surgit lux Tua patriae,
Quales sereno Tyndaridae polo,
Quos nauta gaudet nocte laetâ
Ignibus aethereis micare.

Longe beatum Te Superi velint!
Ascende serus sidereas domos!
Nomen Tuum cives amabunt
Et memores referent nepotes.

V.

Carmen semisaeculare
auctore
Henrico Carolo Abr. Eichstaedt
Professore et h. t. Prorectore Academiae Jenensis.

Quae Tibi vota feram, lustris bis quinque peractis
Cui gemina cingit fronde Minerva caput?
Artes namque Tuo quod adhuc tutamine surgunt,
Gramine caesaries splendet Apollineo:
Et sacra quod patriae laetaris jura tueri,
Implexa en lauro quernea serta virent.
Quae Tibi vota feram, mea quo moderante juventus
Difficilem didicit carpere tuta viam?
Te duce, Plissiaca Musarum sede relicta,
Salaidum ad doctos contigit ire choros.
Tu mihi, Geislero mox conciliante, paternam
Miti reddebas cum probitate fidem:
Ac natale solum ne umquam mutasse pigeret,
Neu livor studiis hospitis obstreperet,

Principis in nutu praesentem agnoscere Divum,
Meque Tuus docuit mecum habitare favor.
Ille, suum pridem quem cepit Olympus alumnum,
Qui vitam in Superum sede beatus agit,
In medio astrorum felix fulgore locatus,
Hunc utinam Ernestus concelebrare diem,
Et veteri posset Princeps dilectus amico
Dicere: io! fauste condita lustra decem!
At frustra, quae fata negant, hac luce reposco:
Sunt Tibi (sintque diu!) multa parata bona.
Ecce, paternarum Princeps ditissimus heres
Virtutum, propriis quas decorat meritis,
Dexter adest, tantoque viro summittere fasces
Quam deceat, vulgo turpe stupente, docet.
Exsultant cives, patriae superasse procellas,
Nec flevisse diu publica damna senem,
Nam quod honoratum Libertas sera triumphum
Te duxit vivo et sospite, quale fuit!
Ipsa rosas festo laetans et lilia spargit
Conjux, egregio femina digna viro.
Crescit honos festi, quod cum praesentibus absens
Magna cohors gestit consociare preces.
Quid memorem reliquos? In Voigti pectore fido
Claret inoffensae lumen amicitiae.
Sic Tibi sunt, vitam bona quae sine labe secundant:
Fortunate senex, quae Tibi vota feram?

Das Kriegscollegium in Gotha liefs durch Hn. Kriegsrath *Reichard* eine fchön geftochene Votivtafel überreichen, mit folgender Infchrift:

VIRO. ILLVSTRISIMO.
FRANCKENBERGIO.
DE. CIVITATE. GOTHANA.
PER. L. ANNOS.
IMMORTALITER. MERITO.
QUAE. IN. MARMORE. NON. POSET.
IN. CHARTA. V. S. V. C:
CONSILIVM. I. R. MILITAR.
A. D. II. JAN. A. C. MDCCCXV.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodifche Schriften.

Bey *C. F. Amelang* in Berlin ift fo eben erfchienen:

Kritifches Jahrbuch dtr Homiletik und Afcetik. Herausgegeben von Dr. *G. A. L. Hanftein* und *F. P. Wilmfen.* 2tes Quartalheft für 1814. 192 S. in gr. 8. geheftet 14 Gr. Cour.

Mit diefem Hefte ift der 2te Band des Jahrbuches gefchloffen. Es enthält 25 Recenfionen, wovon 3 zur afcetifchen Literatur gehören. Neben einzelnen Predigten, die der grofsen Zeit angehören, finden fich hier gröfsere Werke von *Schott, Roel, Glatz, Trefurt, Brunner, Groffe, Thierfeld, Seidel, Schuderoff* und *Dräfecke*, welche ausführlich beurtheilt werden. Angehenden Predigern und Candidaten bietet fich hier ein Reichthum homiletifcher Materialien und Bemerkungen dar, und das Jahrbuch follte daher das Handbuch aller Prediger feyn, da es die Klippen kennen und vermeiden lehrt, an welchen der Kanzelredner fo leicht fcheitert, wenn fein Gefchmack und Urtheil noch nicht gebildet ift.

Die bis jetzt erfchienenen 4 Hefte oder 2 Bände find für den höchft billigen Preis von 2 Rthlr. 8 gr. in allen Buchhandlungen zu erhalten.

II. Ankündigung neuer Bücher.

In unferm Verlage ift erfchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neuefte fpanifche Staatsfchriften des Don Johann Escoiguiz, Beichtvaters, und des Don Peter von Ceballos Staatsrathes Sr. Kathol. Majeftät Königs Ferdinands VII. Teutfch herausgegeben und mit einer Einleitung verfehen von Dr. *Nikol. Heinr. Julius.* gr. 8. Preis 21 Gr. fächf.

Das grofse Intereffe, welches Deutfchland an den Angelegenheiten Spaniens nimmt, wird diefer Schrift, die fowohl über die frühern als fpätern Ereigniffe in diefem Lande ein helles Licht verbreitet, und von Männern herrührt, die noch jetzt eine bedeutende Rolle am Madrider Hofe fpielen, gewifs eine willkommene Aufnahme gewähren. Sie ift zugleich als eine Ergänzung und Erweiterung der berühmten im Jahre 1808 erfchienenen Schrift des *Don Pedro Cevallo* zu betrachten.

England in feinem gegenwärtigen Zuftande. Von dem Herzog *von Levis*, Pair von Frankreich. Aus dem Franzöfifchen. Erfter Band. Preis 1 Rthlr. 12 gr.

Bey der langen Trennung von England mufs ein Werk, welches, wie das gegenwärtige, von einem geiftreichen Manne verfafst ift, der Gelegenheit hatte, diefes Land genau kennen zu lernen, dem wifsbegierigen Publicum fehr intereffant feyn. Diefer erfte Band enthält eine ausführliche Befchreibung von allem, was London Merkwürdiges enthält, und eine gründliche Darftellung der brittifchen Staatsverfaffung in allen ihren verfchiedenen Zweigen, und dürfte wohl in diefer Hinficht alles übertreffen, was bis jetzt der Art von einem unparteyifchen Fremden beobachtet ift.

Leipzig, den 2 Jan. 1815.

Expedition der Minerva.

INTELLIGENZBLATT

DER

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

JANUAR 1815.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Universitäten und andere öffentliche Lehranstalten.

Cambridge, den 10 *Jul.* 1814.

Die hiesige Universität erfreut sich fortwährend des glücklichsten Gedeihens unter der weisen Leitung ihres verehrten Kanzlers, des eben so humanen als die Wissenschaften mit regem Eifer fördernden Herzogs von Gloucester.

Am 4 Jun. war die Feyer des Jahrestages der Stiftung der Universität, an welchem zugleich nach den vorausgegangenen halbjährigen Prüfungen die Magister-Promotionen und die Preisvertheilung Statt fanden. Schon zwey Tage vorher, als den 2 Jun., wurde bey einer zahlreichen Versammlung beiderley Geschlechts in dem grofsen Senathause der Universität in Abwesenheit des Kanzlers von dem Vicekanzler, D. *William Chafy*, mehreren Candidaten die Magisterwürde ertheilt. Den Abend desselben Tages kamen Sr. K. H., der Kanzler Herzog von Gloucester, selbst hier an, und wohnten Tages darauf den Feyerlichkeiten in der Kirche und Abends dem Gottesdienste in der Capelle des Trinity-College bey. Diessmal wurde der 4 Jun. festlicher als je begangen, merkwürdig und ausgezeichnet durch die Anwesenheit des von ganz England tief verehrten preussischen Helden, des General-Feldmarschalls Fürsten *Blücher von Wahlstadt*. Die Feyerlichkeit eröffnete der Kanzler mit der Ernennung *Blüchers* zum Doctor des Civilrechts. Der öffentliche Redner, M. *Tatham*, sprach zuerst, während der preussische Feldherr, umgeben mit dem rothen Doctorornate, neben ihm stand, eine kurze lateinische Rede, in welcher er an Blüchers Heldenthaten in Schlesien, bey Leipzig, in Frankreich u. s. w. erinnerte; dann knieete der verehrte Greis vor dem Kanzlers nieder, und empfing von demselben unter dem Jauchzen und Beyfallklatschen der Versammlung feyerlich die Doctorwürde. Dieselbe Würde erhielten nach ihm auch der englische General, Lord *Stewart*, und einige Andere; dann gingen die übrigen Promotionen vor sich.

Am 5 fanden in dem Senathause noch mehrere Promotionen Statt; dann wurden einige Oden recitirt, deren Verfasser den Preis erhalten hatten. Die Aufgabe der griechischen *Ode* war: *Wellingtonus regionem Gallicam, Pyrenaeis montibus subjectam, despiciens;* die der lateinischen Ode: *Germania Lipsiae vindicata*, und die des Epigramms: *Victor iterum fugiens.* Die griechische Ode war von *Joh. Hutton Fisher*, Alumnus des Trin. College, die lateinische von *Joh. Jac. Blunt*, Alumnus des St. Johns College, verfasst. Wir geben hier von beiden einige Strophen als Probe:

Γαλλία, σὺ δ' οὐκέτι νῦν κεκλήσει
τῶν ἀπορθήτων πόλις· ἐμβατεύει
ἀμφίπληξ σὲ τλάμον' Ἄρης, Ἔρις δὲ
ἀεροφοῖτις

οὐράνῳ στήριξε μεσῷ κάρανον·
ἐν δ' ἀέλλαισιν στεροπαῖς Ἐνύω
ὄρνυται, δειναὶ δ' ἅμ' ἀναπλάκητοι
Κῆρες ἕπονται·

οὐκέθ' ἱππεύων νεφέλαις ἐπ' αἶαν
τάνθ' ἐπενθρώσκει φοβερὸν λελακὼς
αἴετος· πτήσσει πτέρυγας, τρομεῖ δὲ
γυῖα, πάρος περ

γᾶς ὕπερ ῥιπαῖς ἀνέμων ἀΐσσων·
ἄστρον ὣς τὸ Ζεὺς Κρόνιδας ἀμόλγῳ
νυκτὸς ἐκ χεροῖν ἐτίναξ' ἀπ' αἰγλά-
εντος Ὀλύμπω.

ἀλλὰ πῶς Ἐλευθερίας τις αἴγλαν
ἄφθιτον πάγαν τε κατασβέσει' ἄν;
οὐκ ἀνὴρ οἷός τε· Διός νιν αἰὲν
ὄμματα λεύσσει.

εἰ δὲ μάντις εἰμὶ σόφος, μέτεισιν
ἁ Δίκα χρόνῳ βραδύπους περ οἶσα·
οὐδὲ γηράσκει νέμεσις Διὸς, σκηπ-
τός τις ἄφυκτος.

οὐ μόνος γὰρ ἔγχος ἔχεις, τύραννε,
καὶ βέλος, τόδ᾽ ἄμμιν ἴσον· τί δ᾽ ἄνδρα
θνατὸν ἂν φοβοίμεθ᾽, ὅσοις μέγας Ζεὺς
σύμμαχος ἔσται.

Im lateinifchen Gedicht heifst es:

Ultro finiftrâ Gallus avi petit
Periculofae moenia Lipfiae,
Arcesque turritas falutans
Ipfe fuam properat ruinam.

Non fic quiesces — te Tanais premit,
Rhenique potor, te gravis Auftria,
Te, fi qua gens litus pererrat
Ulterius propiusve Balthis.

Dann die Befchreibung der Schlacht felbft:

At vox tubarum eft miffa — phalangibus
Cerno phalanges oppofitas rapi,
Signisque refpondere figna, et
Fulmina fulminibus laceffi.

Illos, fuorum vulnera civium,
Umbraeque, et aegris Patria fletibus,
Ad aufa pugnantes ad aufa
Magna ciet, ftimulatque vires.

Hos, prisca gentis gloria, et imminens
Discrimen urgent, urget in impetum
Teftisque laudatorque Princeps
Infolitos acuens furores.

Sed quid Tyrannus, fama quid Imperi
Poffint? corufcam concutit aegida
Adverfa Libertas, et hoftem
Ecce fui pudet, ecce partes.

Non indecorus transfuga deferit
Inaufpicatas, et vice mutuâ,
Servire dediscens, Tyranno
Servitium minitatur ipfi.

Adhuc fupremam nutat in aleam
Fortuna pugnae: figna fugacium
Jam verfa, ductorisque tergum
Cernere erat, refluumque Martem.

Nunc pande portas, Gallia, nunc tuis
Sparfas cohortes excipe moenibus.
Ceffasne? mox miles fequaci
Qui fupereft rapietur enfe.

(*Die Fortfetzung wird nächftens folgen.*)

II. Beförderungen.

Hr. *Thurot* zu Paris ift an *Bosquillons* Stelle zum Prof. der griechifchen Sprache und Philofophie am College de France ernannt worden.

Der König von Dänemark hat Hn. Hofrath *v. Genz* zu Wien, wegen feiner anerkannten diplomatifchen Verdienfte zum Ritter des Danebrog-Ordens ernannt und ihm das Commandeur-Kreuz diefes alten ehrwürdigen Ordens verliehen.

Der bekannte Dichter, Freyherr *v. Steigentefch*, der im Frühjahre v. J. kaif. öfterreichifcher General geworden war, hat wegen feiner im letzten Feldzuge bewiefenen Thätigkeit von dem Kaifer von Rufsland den St. Annen-Orden erfter Claffe und von dem König von Baiern den militärifchen Max-Jofephs-Orden erhalten. Auch wurde er bey feiner Miffion nach Kopenhagen und Chriftiania vom König von Dännemark mit dem Grofskreuz des Danebrog-Ordens beehrt.

Die phyfikalifch-mathematifche Claffe des Inftituts zu Paris hat die Herren *Latreille* und *Ampaire* an die durch *Oliviers* und *Boffut's* Tod erledigten Stellen zu Mitgliedern ernannt.

III. Nekrolog.

Am 1 Oct. v. J. ftarb zu Lyon der bekannte Naturforfcher *Olivier*, Prof. der Naturgefchichte an der Veterinärfchule von Alfort und Mitglied der erften Claffe des kön. Inftituts zu Paris.

In der Nacht zum 29 Oct. zu Braunfchweig der dafige Hofrath und Canonicus *K. F. Pockels*, Erzieher des gegenwärtigen Herzogs von Braunfchweig und feines Bruders Auguft, durch feine anthropologifchen Schriften rühmlich bekannt, im 57 Jahre feines Alters.

Am 10 Nov. zu Paris der berühmte Fabeldichter und Literator *Jean Louis Aubert*, geb. dafelbft im J. 1731.

Im November ftarb zu Paris der um die Vieharzneykunde verdiente *Chabert*, Directeur der kön. Veterinärfchule von Alfort. Er war im J. 1763 einer von den Stiftern der Schule zu Lyon; im J. 1765 wurde er nach Paris an die alforter Schule berufen, an welcher er im J. 1771 Directeur und zugleich Infpector der Veterinärfchulen in Frankreich wurde.

Am 22 Nov. zu Paris Dr. *Bosquillon*, Arzt am Hotel-Dieu und Prof. der griechifchen Sprache und Philofophie am College de France, im 71 Jahre f. Alters.

Am 30 Nov. zu Paris der kön. Cabinetsmaler *Moreau*, Mitglied der ehemaligen Maler-Akademie, unter dem Namen *Moreau d. J.* in Frankreich und ganz Europa bekannt, geb. zu Paris im J. 1741.

IV. Vermifchte Nachrichten.

Öffentlichen Nachrichten zufolge hat der Grofsherzog *Ferdinand* von Toskana den Büchernachdruck in feinen Staaten verboten.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

In unserem Verlag ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen um den angegebenen Preis zu erhalten:

Dr. *Carus Versuch einer Darstellung des Nervensystems und insbesondere des Gehirns, nach ihrer Bedeutung, Entwickelung und Vollendung im thierischen Organismus.* Mit 6 Kupfertafeln. In gr. 4. 3 Rthlr. 12 gr.

Breitkopf und Härtel
in Leipzig.

Bey *K. F. Köhler* in Leipzig ist so eben fertig worden:

Neues tabellarisches Handbuch für Banquiers und Kaufleute, enthält eine genaue und richtige Berechnung aller Münzsorten *al Courso*, so wie auch der Wechselcurse etc., völlig nach *A. Wagners* Plan ausgearbeitet und als ein Nachtrag zu demselben herausgegeben von *P. Binder.* gr. 8. Preis 1 Rthlr. 3 gr.

Capita quaedam et quidem praecipua doctrinae Christianorum sine ulla cujusdam systematis relatione e dictis Christi breviter eruta. 8. Preis 8 Gr.

Gesellschafter, der fröhliche und lustige. 8. Preis 12 Gr.

Neue Kritik der classischen römischen Dichter in Anmerkungen zum Ovid, Virgil und Tibull. Vorläufige Probe eines noch nicht vollendeten Werks von Christian Conrad Sprengel. 8. Berlin 1815, gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädicke, und auswärts in den vorzüglichsten Buchhandlungen für 14 Gr. zu haben.

Der Hr. Verf. ist den Naturforschern durch ein wichtiges Werk unter dem Titel: *Entdecktes Geheimniss der Natur*, sehr bekannt, und in der Vorrede zu der oben genannten Schrift behauptet derselbe, dass er auch in diesem philologischen Fache wirkliche neue Entdeckungen gemacht habe. Er sagt daselbst: „Alle Philologen werden gestehen müssen, dass ihnen so sonderbare, von den Lesearten aller Handschriften so sehr abweichende und doch dabey so evidente, zum Theil sogar wirklich so kurzweilige und Lachen erregende, und nichts desto weniger so lehrreiche Emendationen weder bey alten noch neuern Kritikern vorgekommen sind." — Diese Schrift verdient daher wohl die Aufmerksamkeit aller Philologen.

Antikritik.

(Siehe Jenaische Allg. Lit. Zeitung, 9 Jahrgang May 1812.)

Nicht eine dürftige, in jeder Sakristey befindliche *Kirchenagende* im *engsten*, nicht eine fragmentarische im *weitern* Sinne, wo man oft, im Drange der Noth, gerade das, was man für den Augenblick bedarf, vergebens darin sucht; sondern eine *vollständige*, in allen Amtsgeschäften den Prediger unterstützende Agende, im *weitesten* Sinne, zu schreiben, war der mir wichtige Zweck meiner höchstmühvollen vierjährigen Arbeit. Es sollte dieses Werk durchaus *kein Repertorium* zum Nachschlagen seyn, denn daran hat es zu unserer Zeit keinen Mangel; sondern eine *wirkliche Agende*, d. i. ein Inbegriff von vollendeten, das heisst: *vollständig ausgeführten* Formularen, solchen, die man sogleich brauchen kann, ohne dass etwas, das entweder wesentlich, oder nach der Observanz zur Handlung gehört, beygeschrieben werden muss. An einem Werke dieser Art fehlte es bisher. Mag der Herr Recensent, der sich bloss mit dem Namen WRth unterzeichnet hat, vielleicht um auf seinem Orakel-Dreyfusse desto unzurückhaltender sprechen zu können, immerhin spöttisch-witzelnd mich mit *Cubach* vergleichen; Reinhard, Hacker und Löffler, aus deren Magazinen ich gerade manches sehr Specielle entlehnt habe, sind keine Cubache. Mag er, der vielleicht sehr geistesreiche Recensent, der aber in seiner oberflächlichen und übermüthig-absprechenden Recension sich sehr *geisteskarg* gezeigt hat (denn er ist nicht einmal von den zu verschiedenen Zwecken *verschieden bestimmbaren Begriffen einer Agende* ausgegangen, und hat in das Innere des Werks nicht einmal auf die innere Form, z. E. Gedankenordnung, Styl etc., geschweige in die Materie einen genau untersuchenden Blick gethan; sondern nur die *äusserste Form* in Augenschein genommen, die Seiten gezählt, das blosse Daseyn mancher Rubriken getadelt und seyn sollenden Witz statt gründlicher Beurtheilung reichlich ausgespendet); mag dieser, wie mir scheint, seine Pflicht ganz verkennende Herr Recensent immerhin behaupten, dass die Prediger sehr geistesarm seyn müsten, die zu einem Formulare in vorkommenden speciellen Fällen nicht ein paar Worte *hinzuzusetzen* im Stande wären. Gewiss urtheilen Sie, meine Herrn Amtsbrüder! als Männer vom Fache hierüber ganz anders. Ein Taufen z. E. eines missgebildeten Kindes, dessen Tod man wünschen muss; die Einsegnung der Mutter desselben, nach Verlauf ihrer Wochenzeit; ein Taufen mitten in Kriegsunruhen; eine Trauung auf dem Kranken-; eine andere auf dem Sterbebette; eine Trauung geschiedener Personen; eine Communion einer

Räuberbande u. s. w., Handlungen, zu denen oft der Prediger *unvorbereitet* aufgefordert wird, bedürfen nicht bloss *Zusätze*, wie der Herr Recensent meint, sondern *ganz eigenthümlicher* Formulare. Auch der geistvolle Prediger, wenn er solche in einer Agende findet, benutzt sie gewiss mit Dank gegen den Verfasser, wenn es ihm zu selbsteigener Ausarbeitung eines Formulars entweder an Zeit, oder an der nöthigen Geistesstimmung fehlt. Diess ist auch wohl bey der Taufe eines Kindes der Fall, das *durch eine schwere Operation* ans Tageslicht gebracht worden ist. Hierüber mit Feuer und Wärme und doch auch mit Anstand und Würde zu sprechen, ist nicht, wie Sie, mein Herr WRth, meinen, eine so leichte Sache, sondern noch etwas schwerer, als — in einer leichten Recension über ein mühsam und, wahrlich! mit grosser Achtung fürs Publicum und mancher Aufopferung geschriebenes Buch dictatorisch abzusprechen. — Dass ich das Evangelium Marc. 10 v. 13 — 16: Man brachte Kindlein u. s. w. bey jedem Taufformular wiederholt abdrucken liess, geschah, um das Umblättern bey Ablesung des Formulars, das leicht Irrungen hervorbringen kann, zu vermeiden. Diess war um so nöthiger, da bey den Taufformularen ohnediess immer *doppelte Hinweisungen* Statt finden (was freylich der bloss durchblätternde Herr Recensent nicht gesehn hat), nach welchen es dem Prediger überlassen bleibt, die *Fragen an das Kind* zu richten, wenn er diess der Fassungskraft der Taufzeugen für angemessener erachtet (so wie sich ja Jesus selbst nach dem Fassungsvermögen seiner Zuhörer richtete), oder *das Glaubensbekenntniss bloss vorzulesen* etc. Das Zeichen des Kreuzes habe ich da, wo es, der gewöhnlichen Observanz nach, noch immer Statt findet, bey Taufen, beym Segen, bey Consecrationen etc. darum überall in der Agende an seinem Orte hindrucken lassen, theils weil ich mich dieses Symbols, das den meisten unserer heutigen Christen noch sehr ehrwürdig ist, in der That nicht schäme (Paulus nennt ja die ganze Lehre Jesu: *das Wort vom Kreuz*, 1 Cor. 1 v. 18); theils um zu verhüten, dass es besonders angehende Prediger, so lange es beybehalten wird, nicht zum Anstoss ihrer schwächern Gemeindeglieder vergessen möchten. Ich dachte hiebey an die Worte Pauli (Röm. 14 v. 1): „verwirret die Gewissen nicht!" — und verdiene also auch in *dieser* Rücksicht die Witzeleyen des Hrn. WRth gewiss keinesweges. Noch kann ich für die Herren Prediger und Candidaten nicht unbemerkt lassen, dass ich die vom Hrn. Durchblätterer WRth wegen der Seitenzahl angefochtene Confirmationshandlung gerade mit vorzüglicher Sorgfalt ausgearbeitet habe. Die dazu gehörigen Gebete sind, wie ich mir schmeichle, in einer würdevollen und zugleich herzlichen Sprache aufgesetzt. Die *erste* der drey Musterkatechisationen kann füglich in weniger, als drey Viertelstunden katechetisch durchgegangen, und sonach die ganze Handlung in zwey Stunden beendigt werden; die zwey andern aber sind freylich nur in dem Falle brauchbar, wenn, wie einige würdige Theologen wollen, die Confirmationshandlung *an Sonntagen*, mit Weglassung der Predigt, als einzige Haupthandlung, vorgenommen wird. Die Gründe dazu habe ich an ihrem Orte deutlich auseinandergesetzt, so wie auch ausser der israelitischen Segensformel noch eine andere beygefügt. Diess alles, so wie vieles andere, hat freylich Hr. WRth nicht gesehen, bedacht und vernommen, da hier nicht Denken und Prüfen, sondern nur ein flüchtiges Durchblättern, Spötteln, Witzeln, dictatorisches Absprechen und unwahres Beschuldigen seine Sache gewesen ist. — Schliesslich bemerke ich noch, dass diese meine *Kirchenagende für Stadt- und Landprediger*, bestehend in drey Theilen, nebst einer musikalischen Beylage, beym Verleger, dem hiesigen Hrn. Buchdrucker Biesterfeld zu Schweidnitz in Schlesien, und in Commission beym Buchhändler, Hrn. Wilh. Gottlieb Korn zu Breslau, für drey Rthlr. 4 Gr. Preuss. Cour. zu bekommen, und, mit Ausnahme der Superintendentengeschäfte, *jede Rubrik* (so wie in meinen Religionsgesängen bey Sterbebetten und Gräbern etc.) *sorgfältig ausgearbeitet* zu finden ist. Für wen vom theologischen Publicum daher Kirchenliturgie irgend Interesse hat, der wende Aug' und Herz von diesem Durchblätterer weg, *prüfe selbst* und lasse mir dann *Gerechtigkeit* (um die allein ich flehe) wiederfahren. Ohne mich übrigens in irgend einer Hinsicht auch nur auf die entfernteste Weise mit dem grossen Klopstock zu vergleichen, sage ich, in Beziehung auf eine *solche* Recension meines liturgischen Werks, mit jenem grossen Manne: des spott' ich, der's mit Klüglingsblicken lieset und, kalt von der Glosse, triefet! — Und nun, auch künftig, kein Wort weiter!

J. F. Wollgast,
Diaconus ministerii.

Anmerkung zu obiger Antikritik.

Wir können nicht, der Einrichtung unseres Instituts gemäss, diese Antikritik dem Recensenten zur Beantwortung mittheilen, weil derselbe, Hr. Consistorial-Rath und Superintendent D. *Wolfrath* zu Rinteln, den das Publicum als einen sehr rechtlichen, wahrheitliebenden und des liturgischen Faches kundigen Mann hinlänglich kennt, schon vor einigen Jahren mit Tode abgegangen ist.

Das Directorium der Jen. A. L. Z.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

JANUAR 1815.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Universitäten und andere öffentliche Lehranstalten.

(*Fortsetzung von No. 4.*)

Cambridge.

Die Universität besteht gegenwärtig aus 13 *Colleges* und 4 *Halls*, unter denen sich das *Trinity-* und *Kings-College* ganz vorzüglich auszeichnen: letzteres besonders durch seine herrliche Kirche, merkwürdig sowohl wegen ihres Alters, als wegen ihrer kunst- und prachtvollen Bauart. Die Engländer nennen sie die schönste der Welt. Jedes College hat seine eigene Bibliothek und Capelle; die Bibliothek des Trinity-College ist unter diesen die ansehnlichste, etwa 13,000 gedruckte Bücher und einige Mspte. enthaltend. Unter anderen ist hier die Handschrift von Miltons verlornem Paradiese. Auf jedem College wohnen ausser den Studirenden über 30 Fellows (*Collegae*), welche mit dem Unterrichte der Studirenden grösstentheils gar nichts zu thun haben. Sie müssen alle unverheirathet seyn, und jeder derselben bezieht, ausser der freyen Wohnung, auch fast ganz freyen Tisch, einen Gehalt von 260—300 L. St., also 1300—1500 Rthlr. Gold. Die öffentlichen Professoren der Theologie sind gegenwärtig Dr. *Herbert Marsh* und Dr. *Richard Watson*, Bishop of Landaff; der Gehalt eines jeden derselben bestand nach der Stiftung aus 1000 L. St., beläuft sich aber gegenwärtig leicht auf das Doppelte, also auf etwa 10,000 Thaler Gold.

Die Universität zählt ungefähr 1100 Studenten. Steht sie aber auch in Hinsicht auf die Zahl der Studirenden der Universität zu Oxford nach: so hat Cambridge in anderer Hinsicht einen wesentlichen Vorzug. Während man zu Oxford grosse Steifheit und eine gewisse Ängstlichkeit überall gewahr wird, herrscht zu Cambridge eine den Universitäten gebührende Freyheit und Ungebundenheit.

Die Universitätsbibliothek ist nicht unbeträchtlich. Sie enthält über 100,000 gedruckte Bücher und mehrere vorzügliche Handschriften. Unter den letzteren befindet sich eine im J. 1806 hinzugekommene *syrische Bibel*, von welcher ein Theil in Estrangelo-Schrift geschrieben ist. So viel wir wissen, soll diese Handschrift nächstens durch den Druck bekannt gemacht werden.

Wir haben unlängst eine vorzüglich gute Geschichte der Universität Cambridge erhalten, empfehlungswerth für diejenigen, welche dieses gelehrte Institut näher kennen zu lernen wünschen. Sie führt den Titel: *A History of the University of Cambridge, including the Lives of the Foundres of the different Colleges, by George Dyers, formely of Emmanuel College. With a Collection of excellent Views etc., taken and engraved purposely for this work by Storer etc.* (Cambridge, b. J. Deighton u. Sohn 1814.) In Hinsicht der Pracht behauptet jedoch das im Jahr 1809 über Cambridge erschienene Werk vor diesem bey weitem den Vorzug, betitelt: *Cantabrigia depicta. A series of engravings, representing the most picturesque and interesting Edifices in the University of Cambridge, with a descriptive historical account and of each from Drawings by R. B. Harraden jun. Published by Harraden and Son.* Cambridge 1809. 226 S. gr. 4, nebst 36 schön gestochenen Kupfern, welche die 17 Colleges und Halls der Universität, die prächtige Kirche des Kings-College, das Senathaus, das Gebäude der öffentlichen Bibliothek, das Haus der Pythagoras-Schule, das in der Capelle des Trinity-College errichtete Monument auf Newton u. s. w. darstellen.

Von dem oben erwähnten, auch den Deutschen rühmlichst bekannten D. *Herbert Marsh* und dessen literarischen Beschäftigungen theilen wir noch aus einem anderen von Cambridge erhaltenen Briefe folgende Nachrichten mit:

Als Hr. *Marsh* im J. 1800 auf Verlangen des Hn. *Pitt* von Leipzig nach England zurückkehrte, hatte er seine Anmerkungen über die zweyte Hälfte von *Michaelis* Einleitung lange nicht vollendet. Da er aber aus der Lage gekommen war, in welcher allein diese Vollendung möglich war, entschloss er sich, die schon fertige Überse-

tzung, mit den Anmerkungen, fo weit fie hinreichten, drucken zu laffen. Zu gleicher Zeit, als Anhang zu diefem Werke, liefs er eine Differtation *on the Origin of the three firſts Gospels* drucken, die er fchon einige Jahre ausgearbeitet hatte. Anfangs erweckte diefe Arbeit gar keine Notiz: fie wurde als etwas Trockenes und Unfruchtbares betrachtet; und da man für theologifche Kritik in England nicht fo viel Sinn hat, wie in Deutfchland: fo wurden die mühfamften Unterfuchungen, zwar als raffinirte, aber zwecklofe Arbeit angefehen. Endlich entdeckte man, oder wenigftens glaubte man entdeckt zu haben, dafs die Hypothefe eines Urevangeliums fowohl der Authentie als der Infpiration der jetzigen Evangelien zu nahe treten möchte: und Hr. *Marsh* wurde in einem anonymifchen Werk angegriffen, welches die allgemeine Meinung dem damaligen Bifchof von Oxford zufchrieb. Im J. 1803 liefs Hr. *M.* einen kleinen Octav-Band drucken, unter dem Titel: *An Illuſtration of the Hypotheſes;* und im J. 1804: *Defence of the Illuſtration.* Hier endigte fich diefe Controvers, welche, wenn er fich nicht vertheidigt hätte, feinen damaligen Erwartungen fehr nachtheilig gewefen wäre. Im Jahr 1807 wurde er einftimmig von der Univerfität zu der Profeffur der Theologie erwählt, welche von Lady *Margaret*, Mutter von Heinrich dem Siebenten, geftiftet wurde, und nicht nur die ältefte, fondern die einträglichfte Profeffur in Cambridge ift. Seit der Zeit hat Hr. *M.* öffentliche Vorlefungen gehalten, wovon drey Theile gedruckt worden find. Sie beziehen fich meift auf Methodologie, dann auf Kritik, und endlich auf Exegefe. Diefe Arbeit aber ift feit drey Jahren durch Ereigniffe unterbrochen worden, wofür eigentlich die Erklärung nöthig ift, worauf vorhin angefpielt wurde.

Nach der englifchen Staats- und Kirchen-Verfaffung ift die Liturgie (*Book of Common Prayer*) nicht nur ein fymbolifches Buch, fondern das eigentliche Unterfcheidungs-Zeichen derjenigen, die zur etablirten Kirche gehören. Wie die Puritaner zu der Zeit von Cromwell den Entfchlufs fassten, fowohl die Kirche wie den Staat umzuwerfen, war ihr erfter Schritt, die Liturgie zurückzufetzen, der nach und nach zu deren gänzlicher Abfchaffung führte. Als der Staat und die Kirche bey der Rückkehr Karls des zweyten wieder hergeftellt wurden, war der erfte Schritt, die Liturgie wieder in Aufnahme zu bringen; und Jedermann, der fich als Mitglied der englifchen Kirche zu einem Amte qualificirt, qualificirt fich durch förmliche Annahme der Liturgie. Es ift augenfcheinlich alfo, dafs die Erhaltung der englifchen Kirche von der Erhaltung der englifchen Liturgie abhängt. Seit einigen Jahren aber haben fich zwey Inftitute gebildet, welche, wenn fie nicht abfichtlich dahin zwecken, die nothwendige Folge haben mufsten, die Liturgie in Vergeffenheit zu bringen, und endlich wenn nicht dagegen gearbeitet würde, die Kirche felbft wiederum niederzureifsen.

Das erfte von diefen Inftituten wurde von einem gewiffen Quäcker, Namens *Lancaſter*, geftiftet. Er errichtete eine Schule in London, worin er die Kinder der Armen um eine Kleinigkeit im Lefen und Schreiben unterrichtete, und durch die Vortrefflichkeit der methodifchen Einrichtung, die er aber von Dr. *Bell*, einem englifchen Geiftlichen, abgeborgt hatte, kann ein einziger Schulmeifter den Unterricht von taufend Knaben fo leicht wie von hundert leiten. Diefer Unterrichts-Plan fand alfo folchen Beyfall, dafs er fich von London aus durch mehrere Theile von England verbreitete; und Hr. Lancafter felbft reifete von Stadt zu Stadt, um wie ein Apoftel die neue Lehre auszubreiten. Es lag aber in feinem Plane ein Keim, der, wenn er zur Reife gekommen wäre, die englifche Kirche hätte umftürzen müffen. Um feinen Unterricht allen Religions-Parteyen anzupaffen, gab er einen Religions-Unterricht, in welchem Alles ausgelaffen wurde, das eine Partey von der anderen unterfcheidet: folglich wurde Alles ausgelaffen bis auf einige allgemeine Grundfätze der natürlichen Religion. Solches war das Syftem, das den Namen *Lancaſterian Syſtem* erhielt; und im Anfang des Jahres 1811 hatte es folche Fortfchritte gemacht, dafs man beforgen mufste, es würde bald allgemein werden. Neue Subfcriptionen-Schulen wurden allenthalben errichtet, worin zwar die Bibel gelefen, worin aber für den *Religions-Unterricht*, bis auf die vorgenannten allgemeinen Grundfätze, keine Sorge getragen wurde. Diefem Syfteme zufolge war es auch ganz einerley, ob die Kinder als Mitglieder der englifchen Kirche, oder als Diffenters erzogen wurden. Auf diefe Weife wurde das alte Syftem von *charity Schools* völlig umgefchmolzen, nach welchem, fo wie in Sachfen, die Kinder für die Landes-Religion erzogen wurden, und eben fo regelmäfsig am Sonntag in die Kirche gingen, wie an den Wochentagen in die Schule.

Unter diefen Umftänden wurde Dr. *Marsh* gebeten, die jährliche Predigt in der Paulskirche zu London zu halten, zu der Zeit, da die Kinder verfammelt werden, die in den Charity Schools zu London erzogen wurden. Diefe beliefen fich auf mehr als 7000, und die Anzahl der übrigen Zuhörer war nicht viel weniger. Der Grundfatz, worauf der Redner baute, war diefer: *The national Religion the foundation of national education.* Diefe Predigt machte fo viel Senfation, dafs fie in Kurzem durch fechs ftarke Auflagen ging: und die Mitglieder der engl. Kirche wurden völlig gewahr, dafs ein Erziehungs-Syftem, worin alles ausgelaffen wurde, das die Kirche *unterſcheidet*, die Kirche endlich untergraben müffe. Bald danach wurde eine Gefellfchaft errichtet, unter dem Titel: *National Society for the education of the poor in*

the principles of the established church, wovon der Erzbischof von Canterbury der Präsident und der Prinz Regent Patron wurde. Diese Gesellschaft hat nun Zweige, die sich durch das ganze Land ausbreiten, und der geschehene Unfug hat sich sehr vermindert.

Das andere Institut heisst die *British and Foreign Bible Society*, welches im Jahr 1804 errichtet wurde, und meistens von denselben Personen unterstützt wurde, die das Lancasterian-System unterstützten. Schon hundert Jahre, ehe diese *neue* Bibelgesellschaft errichtet wurde, hatte eine andere Bibelgesellschaft im Stillen gearbeitet, und sehr viel Gutes gethan. Sie bestand aber aus lauter Mitgliedern der etablirten Kirche; und ihre Absicht war, nicht blofs Bibeln unter die Armen auszutheilen, sondern auch das *English Prayer Book* oder *Liturgy*, ohne welches man dem Gottesdienst in den englischen Kirchen nicht nachfolgen kann. Ein solches Institut erschien nun denjenigen, die sich für liberale Leute ausgaben, als etwas das auf einer viel zu engen Basis gegründet war. *Alle* Christen ohne Ausnahme, sagte man, können Antheil an einer Gesellschaft nehmen, welche die Bibel allein vertheilt. Also wurde so eine Gesellschaft errichtet, und die allerthätigsten Mitglieder der Gesellschaft waren diejenigen Geistlichen der englischen Kirche, die eine besondere Heiligkeit zu besitzen glauben, und sich *Evangelical Preachers* nennen. Im Jahr 1811 wurde diese Gesellschaft mit einer solchen Emsigkeit ausgebreitet, dafs die Haupt-Apostel derselben von Stadt zu Stadt reisten, und einen neuen Kreuzzug predigten. Allenthalben hiefs es: die Bibel allein ist die Religion des Protestanten. Religions-*Autorität* wurde mit Religions-*Unterricht* verwechselt; und da die Liturgie (die auch den Katechismus enthält) fürs erste nicht nöthig war, so glaubte man, dafs es auch fürs andere unnöthig war. Auf diese Weise wurde das Unterscheidungszeichen der englischen Kirche gänzlich bey Seite gesetzt, wie zu Cromwells Zeiten, und man hatte Ursache, dieselben Folgen zu befürchten. Im November 1811, da man Anstalten zu Cambridge traf, eine *Auxiliary Society* zu der *Parent Society* in London zu errichten, hielt es Hr. Dr. *Marsh* für seine Pflicht, als Professor der Theologie eine Addresse an den akademischen Senat (*an Addrefs to the Senate*) drucken zu lassen, in welcher er den Unterschied zwischen der *neuen* Bibelgesellschaft, und der alten, welche heisst *Society for promoting Christian Knowledge* darstellte. Er suchte nämlich zu beweisen, dafs die erste zur Untergrabung, die andere zur Unterstützung der englischen Kirche beytrüge. Diese Addresse machte so viel Auffehen, dafs er auf das allerheftigste von den Fanatikern im ganzen Lande angegriffen wurde. Sogar Hr. *Vansettart*, *the Chancellor of the Exchequer*, liefs einen Brief an ihn drucken, worin er versuchte, ihn seines Irrthums zu überführen. Bald darauf (nämlich im Januar 1812) gab Hr. *M.* ein Pamphlet heraus, unter dem Titel: *An Inquiry into the Consequences of neglecting to give the Prayer Book with the Bible.* Einige Monate danach erschien von ihm eine *History of Scripture Translators*, und im May 1812 *A Letter to the Regle Honourable N. Vansettart*, als Antwort auf einen zweyten Brief von ihm, und zu gleicher Zeit als Antwort auf eine Menge anderer Schriften, die gegen ihn geschrieben waren. Nun blieb Hr. *M.* ruhig bis zum Ende des Jahres, da er von einem katholischen Priester, Namens *Gandolphy*, angegriffen wurde, der (wahrscheinlich von den Methodisten aufgehetzt) vorgab, dafs er die englische Kirche nach *katholischen* Grundsätzen vertheidigte. Dieses Vorgeben widerlegte Hr. *M.* im Jan. 1813, in *a Letter to the Rev. Pater Gandolphy.* Einige andere unbedeutende Streitigkeiten hatte er in demselben Frühjahr; aber im May 1813, gerade wie er anfing seine öffentlichen Vorlesungen zu halten, kam ein sehr grofser und sehr heftig gegen ihn geschriebener Octavband zum Vorschein, welcher den Hn. Dr. *Milner*, Präsidenten des Quiens College in Cambridge, zum Verfasser hatte. Da nun Hr. D. *Milner* für den Goliath der calvinistisch-methodistischen Partey gehalten ward: so hielt es Hr. *M.* der Mühe werth, eine Lanze mit ihm zu brechen. Im August also 1813 gab er eine Antwort heraus unter dem Titel: *A Reply to the Strictures of the Rev. D. Milner;* und seit der Zeit ist dieser mächtige Gegner ruhig geblieben. Er hatte nur während dem vorigen Winter zwey Briefe an Hn. *Simeon*, der ein ordentlicher Apostel von der Partey ist, herauszugeben. Jetzt lassen ihn die Methodisten ruhen, weil sie sehen, dafs sie keinen Vortheil aus dem Kriege ziehen.

Den vorigen Winter also und einen grofsen Theil des verflossenen Sommers hat Hr. *M.* mit einer für die jetzige Zeit sehr wichtigen Untersuchung zugebracht, und das Resultat ungefähr im August v. J. herausgegeben unter dem Titel: *A Comparation View of the Churches of England and Rome.*

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Herabgesetzte Bücherpreise.

Obgleich das Buch
Versuch einer practischen Darstellung des Deich- und Faschinen-Baues an der Oberelbe im Lüneburgischen. Entworfen von *G. G. H. Buchholz*, Deichinspector an der Oberelbe. Mit einer Vorrede vom königl. preussischen Herrn Geheimen Oberbaurath *Eytelwein* zu Berlin. 1ster Theil, welcher die Deichbaukunst ent-

hält. Auf Kosten des Verfassers. 1809. 4. XXII und 217 S.
in den göttingschen gelehrten Anzeigen Jahrgang 1809, Stück 168, in der halleschen Literatur-Zeitung Jahrgang 1810 No. 91 und in der jenaischen Literatur-Zeitung Jahrgang 1811 No. 185 auf eine, ich darf wohl sagen, sehr schmeichelhafte Weise recensirt ist, und überdiess durch eine sehr vortheilhafte Vorrede von dem königl. preuss. Herrn Geheimen Oberbaurath Eytelwein zu Berlin empfohlen wird: so ist dennoch der Absatz dieses Buches nicht von der Art gewesen, dass meine, der theuren Kupfer wegen, sich noch über 400 Rthlr. belaufenden Druck- und Neben-Kosten dadurch gedeckt wären. Vielleicht sind die bisherigen dem Buchhandel so sehr nachtheilig gewesenen Zeiten Schuld daran, vielleicht aber ist der Preis von 2 Rthlr. Manchem zu hoch. Ich habe mich daher entschlossen, den Preis dieses Buches auf 1 Rthlr. 8 ggr. herabzusetzen, und mache bemerklich, dass dasselbe, nach wie vor, in der Hahnschen Buchhandlung zu Hannover und bey mir zu bekommen ist.

Stade, am 13 Januar 1815.

G. G. H. Buchholz,
Oberdeichgräfe.

II. Erklärung.

In dem Septemberhefte 1814 der neuen theologischen Annalen und theologischen Nachrichten Seite 510 der Recension der *Fischerschen* Dissertation kommen folgende die Theologie und theologische Facultät zu Würzburg unmittelbar betreffende Äusserungen vor.

1) Seite 511 heisst es: „Diess Verfahren, die Vulgata zur Hauptsache zu machen, so dass ihr der hebräische Text und die andern Versionen nur dienen müssen, ist eigentlich ein Product der Reformation, die zu Würzburg mit dem theologischen Studium in der letzten Zeit vorgenommen worden ist, und ist ganz nach dem Sinn und Geist der daselbst waltenden theologischen Facultät, von welcher diese Abhandlung die erste Probeschrift ist."

2) Seite 517: „Recensent will nur noch einiges von den theologischen Thesen anführen, die sich in dem Anhange befinden, und die unsere Leser in den Stand setzen werden, von den Fortschritten der theologischen Aufklärung zu Würzburg einigen Begriff zu machen. Die citirten Thesen sind die 8, 9, 12, 25, 26, 14, 21."

3) Seite 518 am Schlusse heisst es: „Damit glaubt Recensent seinen Lesern hinlänglichen Stoff an Handen gegeben zu haben, um nicht sowohl über den Verfasser, als über die zu Würzburg dermal gängige theologische Lehrart ein gründliches Urtheil zu fällen."

Die theologische Facultät hält es zwar unter ihrer Würde, in Betreff der hier in den marburger theologischen Annalen (die überhaupt, wie sich eine geachtete Literaturzeitung ausdrückt, nicht selten Recensionen zu gestatten scheinen, in welchen gallsüchtige Leidenschaft sich so ausspricht, dass die Angegriffenen sie stillschweigend der Verachtung des einsichtsvollen gelehrten Publicums überlassen können) angeführten verunglimpfenden Äusserungen mit einem anonymen Recensenten näher sich einzulassen; sie glaubt es aber doch ihrer Ehre und insbesondere der Achtung gegen das auswärtige Publicum schuldig zu seyn, hiemit öffentlich zu erklären: dass das Ganze der Angabe ein Gewebe von Unwahrheiten sey, welches von einer Triebfeder herrührt, und auf einen Zweck berechnet ist, der durch eben jene Äusserungen sich selbst nur zu deutlich ausspricht. Sie erklärt daher ferner, dass es falsch sey, dass man in dem Lehrvortrage der gegenwärtigen theologischen Facultät die Vulgata zur Hauptsache mache, so dass ihr der Grundtext und die anderen Versionen nur dienen müssen, und dass diess ganz nach dem Sinn und Geist der hiesigen theologischen Facultät sey: — sie erklärt im Gegentheile (und kann sich in dieser Rücksicht zuversichtlich auf das Zeugniss des unterrichteten und unbefangenen hiesigen Publicums berufen), dass vielmehr von ihr gerade das Studium der biblischen Sprachen, und das Eingehen auf den Grundtext ganz vorzüglich (und wenn doch von Parallele die Rede seyn soll, mehr als vormals) durch den Lehrvortrag, durch fortgesetzte Übungen, durch wöchentliche und monatliche Prüfungen beachtet und befördert werde; dass gerade das hauptsächlichste Bestreben der Facultät dahin gerichtet sey, und der Sinn und Geist der theologischen Lehranstalt darin bestehe, die biblische Philologie auf alle nur mögliche und zweckdienliche Weise in Aufnahme zu bringen, und damit bey den Candidaten eine solide Exegese der Bibel und das Selbststudium derselben zu begründen; und dass ferner derselbe Grundsatz und Geist auch bey den übrigen Fächern der Theologie herrsche.

Die theologische Facultät sieht diese öffentliche Erklärung für genügend an, um das etwa durch jene falschen und boshaften Insinuationen des anonymen Referenten irrgeleitete Urtheil des Publicums zu berichtigen: — sie hält sich in gemeldeter Rücksicht um so mehr für gerechtfertiget, als sie sich bewusst ist, wie auch ihre Gesetze und die Verfassung der bestehenden theologischen Lehrart es beweisen, dass sie, weit entfernt, theologische Aufklärung zu hemmen, vielmehr stets bedacht sey, nach Kräften dieselbe zu befördern, und alle zu diesem Zwecke führenden Mittel zu ergreifen, um sowohl wissenschaftliche Köpfe zu wecken und zu leiten, als überhaupt die Candidaten zu guten und brauchbaren Gliedern der Kirche und des Staates zu bilden.

Die theologische Facultät
zu Würzburg.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

JANUAR 1815.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Nekrolog.

Karl Fürst von Ligne.

Der am 13 Dec. v. J. zu Wien Verstorbene war k. k. wirklicher Geheimer-Rath, Kämmerer und Feldmarschall, Ritter des goldenen Vliesses, Commandeur des militärischen Marien-Theresien-Ordens u. s. w., als muthvoller Krieger und geistreicher Schriftsteller gleich berühmt.

Er war den 29 Mai 1735 zu Brüssel geboren. Das Haus der Fürsten *von Ligne* gehört zu den ältesten und edelsten von Belgien. Es führt seinen Namen von einem Dorfe in der Castelaney von Ath, welches, der Familie zu Ehren, zu einem Fürstenthum erhoben ward. Zur Zeit der Kreuzzüge erwarben sich diese Fürsten glänzenden Ruhm. Unter den Helden jener Zeit nennt die Geschichte vor Allen *Bernhard von Ligne.* An die lange Reihe ausgezeichneter Ahnen schloss der Verewigte, als Feldherr, als Literator und Geschichtschreiber, als Moralist und Philosoph, als Dichter und schöner Geist zugleich ausgezeichnet, sich würdig an.

Seine Kindheit entwickelte früh jenes Aufstreben nach höherer Geistesbildung, das ihm bis zum Grabe treu geblieben ist, und zugleich den ritterlichen Muth, der durch eine frühe Vertraulichkeit mit der Gefahr unterhalten und gesteigert, sich in den nachherigen Kriegen glänzend bewährt hat. In dem Vorgefühle seiner künftigen Bestimmung hörte er aus seiner Kinderstube die Schlacht von Fontenoy (1745), und ergötzte sich an dem Anblicke der Beschiessung von Brüssel (1746).

Die Jünglingsjahre weihete er dem Studium der classischen Literatur, und vorzüglich der Kriegswissenschaften, welche er forthin bis an das Ende seiner Laufbahn leidenschaftlich betrieb. — So ausgerüstet trat er im J. 1755 in österreichische Kriegsdienste, und erhielt eine Compagnie in dem Regimente seines Vaters.

Sechzig bedeutungsvolle Jahre unserer Geschichte mit ihren Staatsmännern, Kriegern und Schriftstellern sind an diesem merkwürdigen Manne vorübergegangen, in deren Begebenheiten er bald als handelnde Person thätig eingegriffen, bald sie als geistreicher Beobachter in Denkschriften und Briefen den Zeitgenossen und der Nachwelt überliefert hat. So hat er die Schlachten von Collin, Görlitz, Breslau, Leuthen, die Belagerung von Schweidnitz, an denen er rühmlichen Theil genommen hatte, mit treffenden Bemerkungen und höchst originellen Ansichten geschichtlich dargestellt. In demselben Jahre (1757) wurde er zum Oberstlieutenant befördert. 1758 befand er sich bey dem Siege von Hochkirchen, eroberte mit stürmender Hand den sogenannten grossen Garten von Dresden, und wurde mit der Obersten-Stelle belohnt. 1759 wurde er mit der Nachricht von dem Siege bey Maxen an den König Ludwig XV gesandt. 1760 befand er sich bey der Einnahme von Berlin und der Schlacht von Torgau.

Nach dem hubertsburger Frieden, bey Gelegenheit der Krönung Josephs II zum römischen Kaiser (1764), wurde er zum General-Major befördert, und begleitete (1770) diesen Fürsten zu jener denkwürdigen Zusammenkunft mit König Friedrich II zu Neustadt, von welcher uns der Verewigte eine mit so viel Scharfsinn als liebenswürdiger Eigenthümlichkeit entworfene Schilderung hinterlassen hat. — Im J. 1771 wurde er Inhaber eines Infanterie-Regiments, Feldmarschall-Lieutenant und Ritter des goldenen Vliesses.

Jene glückliche Periode unserer Geschichte zwischen dem siebenjährigen und dem Ausbruche des Türkenkrieges, die, mit geringen Ausnahmen, dem Privatleben in Bezug auf Geistesgenuss blühend und freundlich dahin floss, scheint in dem Fürsten *v. Ligne* den Drang nach literarischer Auszeichnung, nach Erweiterung seiner Kenntnisse, und jenen liebenswürdigen Hang zur Geselligkeit vorzüglich begünstigt zu haben, der von einer hochherzigen Gemüthsart eine edle Richtung, und von seiner Verbindung mit den merkwürdigsten Männern seiner Zeit besondere Anmuth und Würde erhielt. In diese Epoche, in welcher er sich noch im Genusse eines ansehnlichen Vermögens befand, fallen seine Reisen nach Italien und der

Schweiz, nach Frankreich, Deutſchland und Polen; die häufigen Beſuche, mit welchen er von den Prinzen des franzöſiſchen Regentenhauſes auf ſeinem ſchönen Landſitze Beloeil beehrt wurde; ſeine Bekanntſchaft mit Montesquieu, d'Alembert, Rouſſeau; ſein Umgang und Briefwechſel mit Voltaire, und ſein ehrenvoller Antheil an Friedrichs II Vertraulichkeit.

Auch von der gröſsten Frau ihrer Zeit ſollte eine ſo ſeltene Vereinigung mannichfaltiger Naturgaben nicht unbemerkt bleiben. Im J. 1787 wurde er mit wichtigen Aufträgen an die Kaiſerin Catharine II geſandt. Mit vieler Laune ſcherzt er in ſeinen Briefen über die mannichfachen Sonderbarkeiten, zu welchen die Verſetzung eines ſo glänzenden Hofes an die Ufer des Boryſthenes die Veranlaſſung war. Als General-Feldzeugmeiſter begab er ſich im J. 1788 in einer militäriſch-diplomatiſchen Sendung zu dem Fürſten Potemkin, und begleitete die Bewegungen der ruſſiſchen Armee bis nach der Eroberung von Ozakoff. In dem Feldzuge von 1789 commandirte er mit vieler Auszeichnung ein Armee-Corps, theilte ſelbſt mit Laudon den Ruhm der Einnahme von Belgrad, und wurde zum Commandeur des Maria-Thereſien-Ordens ernannt.

So endigte ſeine militäriſche Thätigkeit. In den folgenden Kriegen war es ihm nicht vergönnt, für die Erhaltung eines Staates zu kämpfen, an den er, unter Karl VI und Eugen von Savoyen geboren, durch die früheſten Eindrücke der Jugend ſowohl, als durch ein hohes Pflichtgefühl gebunden war. Dieſe Geſinnung beurkundete ſich bald nach dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution, als er ſein in Brabant, von einer ſo langen Reihe von Ahnen angeſtammtes Vermögen preis gab, um der ſchuldigen Treue gegen ſeinen Souverän genug zu thun. Eine herbere Prüfung hatte ihm jedoch ſein Verhängniſs beſtimmt. Im glorreichen Kampfe gegen Frankreich im J. 1792 fiel ſein würdiger Sohn, der Oberſt *Karl v. Ligne*. Der einzige Schmerz, über den die Kraft ſeines Gemüthes ihn nie empor hob. Dieſe Wunde blutete noch in dem Vaterherzen, da es brach.

Im J. 1807 warde er zum Capitän der Trabanten-Leibgarde und Hofburgwache, im J. 1808 aber zur Würde eines General-Feldmarſchalls erhoben, welche durch eine ſeltene Fügung von ſeinem Vater und Groſsvater ebenfalls bekleidet worden war.

In ſeinem Privatleben vereinigte er die mannichfaltigſten Vorzüge. Sein treffender Witz ohne Dornen, ſeine Lebendigkeit mit ſo viel Ruhe, ſo viel Eigenthümlichkeit ohne Unart, die ſeltene Kunſt, das Geſpräch in ein Spiel zu verwandeln, in dem er ſeinen Gegner gern gewinnen lieſs, und endlich die unerſchöpfliche Güte des Herzens, die tiefe Liebenswürdigkeit, das immer rege Bedürfniſs, Hülfe und Troſt in jedes verwundete Herz zu gieſsen, hatten über ſein ganzes Weſen einen ihm eigenen und eben deſshalb unverwelklichen Reiz verbreitet. Jedem Unglücklichen verwandt, war ſein Haus eine Freyſtätte der gebeugten Menſchheit, wie es ſich der geſelligen Freude öffnete. In einer langen Reihe von Jahren hat er, ein Mann von ſeltener Perſönlichkeit, ein Muſter altfranzöſiſcher Feinheit und Grazie, mit ausgezeichnetem Erfolge über das geſellſchaftliche Leben geherrſcht. Eine Exiſtenz, wie die ſeine, war eine ganz eigene Erſcheinung, die von dem nicht begriffen werden kann, der nicht Zeuge davon war. Durch ſeine vielen Verbindungen in allen Theilen des cultivirten Europa, noch mehr durch ſeine witzigen Worte, die oft mit unglaublicher Schnelligkeit in den entfernteſten Ländern wiederholt wurden, war er nicht ſowohl das Eigenthum einer Familie, eines Kreiſes von Freunden, einer Stadt, als er dem ganzen gebildeten Geſchlechte ſeiner Zeit angehörte, und dennoch — von der Familie, von den Freunden, von der Stadt, in der er lebte, wurde er geliebt, als wäre er einzig für ſie alle geweſen. Mit ſeinem Rufe griff er in die entfernteſte Welt, mit der unerſchöpflichen Anmuth ſeines Umgangs erfreute er, was in ſeiner Nähe lebte. Indem er die Gegenwart mit der Heiterkeit ſeines Humors und mit der Fülle ſeines Herzens liebend umfaſste und erwärmte, fühlte man es mit Rührung — er war der Widerhall einer ſchon verklungenen Zeit.

Er ſtarb im 80 Jahre ſeines anakreontiſchen Alters.

Seine Schriften ſind in *Meuſels* Gel. Deutſchland unvollſtändig angegeben. Eine Sammlung derſelben erſchien zu Paris unter dem Titel: *Mélanges militaires, littéraires et ſentimentales. T.* 1 — 32. 1795 - 1810 8. (Leipzig bey Fleiſcher zu haben; nach Meuſel bey Walter in Dresden). Eine andere, in zwey Abtheilungen, zu Dresden bey Walter, unter den Titeln: *Oeuvres mêlées en prose et en vers.* T. I — XVIII. 1806. 8. *Oeuvres militaires.* T. I — XI . M. K. 1806. 8. Vor Kurzem gab Frau *v. Stael* einen Auszug in zwey Bänden heraus, unter dem Titel: *Lettres et pensées.* Paris (Leipzig b Fleiſcher) 1810. 8. Überdieſs hat man von ihm ſeine Unterhaltungen mit Friedrich II, ſeine *Reflexions*, zwey Sammlungen von Briefen, eine ältere und eine neuere, ſein Leben des Prinzen Eugen (anonym), ſeine Reiſen in Frankreich, die Schweiz, und vorzüglich ſeine Reiſe mit Joſeph II und Katharine II nach Taurien.

In den Jahren 1810 und 1812 erſchienen zu Weimar folgende Schriften: *Fragmens militaires, extraits des Campagnes du Maréchal Prince C. de Ligne. A Weimar, au Bureau d'industrie.* 1810. 286 S. 8. *Mémoires du Prince Eugene de Savoie, écrits par Lui même. Seconde édition. A Weimar, au Bureau d'industrie.* 1810. 210 S. 8. *Nouveau*

recueil de lettres du Feld-Maréchal Prince de Ligne, en reponse à celles qu'on lui a écrites. I Partie. A Weimar, au bureau de l'industrie. 1812. 218 S. *II Partie.* 1812. 177 S. 8. Die Veranlassung zu Erscheinung dieser Schriften gab der regierende Herzog von Sachsen-Weimar, der dem Verewigten nahe verwandt durch Geist, Sinn und Muth, mit ihm in langer Freundschaft lebte, und noch in seiner Krankheit fast alle Abende mit ihm zubrachte, auch seinem Leichenzuge folgte.

Überdiess hat der Fürst *v. Ligne* mehrere Manuscripte hinterlassen, welche nach seinem Willen dem Grafen *Moritz Odonell* (seinem Schwiegersohne) zur baldigen Herausgabe zugestellt worden sind. Auch bey dieser Gelegenheit hat der treffliche Fürst seinen edeln Charakter gezeigt; er hat nämlich, um selbst nach seinem Tode keine Missverständnisse oder Missverhältnisse zu veranlassen, empfohlen, sorgfältig Alles auszustreichen, was missfallen könnte. Wünschenswerth indess wäre es, dass man die Bemerkungen des geistreichen Mannes über die jetzigen Zeitumstände und den Congress nach dem eigenthümlichen Gepräge des Vfs., das so vielen Reiz über seine Reden und Schriften verbreitete, rein gäbe, wie es sich auch von dem Geschmack und dem Gefühle des Grafen *Odonell*, der den Verewigten bereits durch eine [von uns benutzte] biographische Skizze in der wiener Zeitung geehrt hat, mit Zuversicht erwarten lässt.

Am 18 Jan. d. J. starb zu Paris der im dramatischen und romantischen Fache beliebte Dichter, Chevalier *Boufflers*, Mitglied der französischen Akademie, 78 Jahre alt. Sein anziehender Witz und feine Liebenswürdigkeit liess in ihm manche Ähnlichkeit mit dem Fürsten *von Ligne* wahrnehmen.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

Die deutschen Blätter,

von welchen das 1ste Stück am 14 October 1813 unter dem Kanonendonner der Vorbereitungsschlacht von *Liebertwolkwitz*, wenige Stunden vom Schlachtfelde entfernt, furchtlos gedruckt wurde, und welche als die erste bedeutende Schrift anzusehen sind, in der die seit sieben traurigen Jahren für Deutschland verloren gewesene Pressfreyheit ihre Rechte wieder ausübte, werden seit jenem Zeitpuncte ununterbrochen fortgesetzt. Zwar erschien eine kurze Zeit lang in Freyburg eine periodische Schrift nicht nur unter gleichem Titel, sondern auch angeblich als Fortsetzung dieser Blätter, während sie selbst fortfuhren, immer kräftiger und ausgebreiteter zu wirken; allein jene *pseudo-deutschen Blätter* gingen schnell wieder unter, und sie würden als Ephemeren keines Andenkens werth seyn, wenn nicht die öffentlichen Anzeigen des Herausgebers der Freyburger Blätter, besonders im südlichen Deutschland und am Rheine, auf die unsrigen bezogen worden wären, und zu dem irrigen Glauben geführt hätten, dass diese nicht mehr erschienen.

In keinem anderen deutschen Blatte wurden so früh als in dem unsrigen die grossen Wahrheiten ausgesprochen, welche die Welt retteten und Deutschland sichern. *Kein Friede mit Napoleon — keine Rheingrenze* — war ihr Wahlspruch. *Jetzt*, im Augenblick einer grossen *neuen* politischen Schöpfung, ist ihr Wahlspruch: *Kleine Rechte müssen aufgeopfert werden*, um Deutschland die grössten, von seiner Wohlfahrt unzertrennlichen Vortheile zu verschaffen: *Kraft* und *Stärke*; ihr Grundsatz dabey: dass in *diesem* Augenblick keine *Gefühls-Politik* die neu entstehende Ordnung der Staatenverhältnisse gründen dürfe. — In den neuesten Stücken findet sich in *diesem* Sinne eine Prüfung aller über *Sachsens Verhältnisse* erschienenen Schriften. — Übrigens enthalten die deutschen Blätter monatliche Übersichten der neuesten Weltbegebenheiten, in denen man einen der ersten deutschen Historiker nicht verkennen wird, eine stete Revision der neuesten politischen Literatur, und Hindeutungen auf alles, was den Geist der Zeit anspricht; sie lassen nichts unbeachtet, was verständige *deutsche* Leser unterhalten und belehren kann.

Die äussere Form, in welcher die deutschen Blätter erscheinen, besonders das Octavformat, macht sie mehr als jede andere dazu geeignet, aufbehalten und in Büchersammlungen aufgestellt zu werden. Vierzig Bogen unter fortlaufenden Numern bilden jedesmal einen Band mit Titel und Register, und werden von der Verlagshandlung auf Verlangen nach Beendigung eines Bandes gleich brochirt geliefert. Bis jetzt sind 5 vollständige Bände von 214 Numern, und vom sechsten Bande die ersten 18 Numern erschienen; wöchentlich wird mit 2 oder 3 Numern fortgefahren.

Alle deutschen Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen sowohl auf complete Exemplare als auf den neuesten Band an, und wenden Erstere sich desshalb an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig, Letztere an den unterzeichneten Verleger und Herausgeber. Der

abſichtlich ſo gering als möglich geſtellte Preis eines jeden einzelnen Bandes iſt 1 Thlr. 8 gr. oder 2 Fl. 24 Kr. Mit der Endigung des wiener Congreſſes ſoll ein Abſchnitt gemacht werden, und eine neue Folge anheben, ſo daſs auch die Beſitzer der erſten Folge ein vollſtändiges Werk haben werden, das den merkwürdigſten Zeitraum in der vaterländiſchen Geſchichte umfaſſen, und ein dauerndes Intereſſe für ſie behalten wird. — Da die Verlagshandlung alle fehlenden Numern immer ſogleich wieder hat neu drucken laſſen — bey vielen muſste es 4 bis 5 mal geſchehen: — ſo ſind beſtändig ſowohl vollſtändige Exemplare des ganzen Werks und jedes Bandes als auch zur Completirung jede einzelne Numer zu erhalten.

Leipzig und Altenburg, den 30 Decbr. 1814.

F. A. Brockhaus.

II. Erklärung
die Herausgabe meiner hieſigen Original-Beobachtungen betreffend.

Die Recenſion meiner Venus- und Mars-Tafeln in No. 41 der Ergänzungsblätter der J. A. L. Z. 1814 giebt mir eine erwünſchte Veranlaſſung, mich über die darin im Eingang berührte Herausgabe meiner hieſigen Beobachtungen erklären zu können. Recenſent möge dieſe Erklärung ja nicht als eine Antikritik betrachten, da ich im Gegentheil für die eben ſo gütige als wiſſenſchaftlich-begründete Beurtheilung meiner Arbeiten verbindlichſt danke.

Das frühere Verſprechen, meine hieſigen Beobachtungen alljährlich in eben dem Maſse bekannt zu machen, wie dieſs von den greenwicher Aſtronomen geſchieht, wird für die vergangenen Jahre unerfüllt bleiben, weil meine Hoffnung, mit den hieſigen Inſtrumenten Beſtimmungen liefern zu können, die dem heutigen Zuſtand der beobachtenden Aſtronomie angemeſſen wären, es ebenfalls blieb. Das hieſige Mittagsfernrohr und Uhr gehören unter die vorzüglichſten auf Continental-Sternwarten befindlichen Inſtrumente, und ich hoffe noch im Laufe dieſes Jahres einige damit geſammelte Reſultate den Aſtronomen darlegen zu können; allein leider beſitzen die hier befindlichen höhenmeſſenden Inſtrumente, eine gleiche Vollkommenheit bey weitem nicht, ſo daſs Bekanntmachung der damit angeſtellten Beobachtungen eher ein Rück- als Vorwärts-Schreiten der Wiſſenſchaft bewirken könnte. Ich kann mich zu Begründung dieſer Behauptung theils auf zwey mit den Inſtrumenten der hieſigen Sternwarte bekannte Aſtronomen, *Gauſs* und *Beſſel*, theils auch darauf berufen, daſs mein Vorgänger, der Freyherr *von Zach*, bekanntlich einer der erſten Beobachter unſerer Zeit, wahrſcheinlich aus gleichem Grunde als ich, nie etwas von ſeinen Original-Beobachtungen bekannt gemacht hat, daſs er mit den hieſigen Inſtrumenten die Breite der ſeeberger Sternwarte, bis zum Jahre 1804, um 10″ irrig beſtimmt hatte, und daſs ſeitdem kein neues fixes Inſtrument angeſchafft worden iſt.

Eine Erläuterung erlaube ich mir bey dieſer Gelegenheit ferner, zu Recenſentens Behauptung, daſs ſich eine ſichere Correction der Sonnen-Parallaxe ſchwerlich aus beobachteten Venus-Örtern herleiten laſſen werde, da ich gerade in dieſem Augenblick mit einer anderweiten Unterſuchung dieſes Gegenſtandes beſchäftigt bin. Ich führe bey dieſer neuen Bearbeitung, aus Gründen, die man, wie ich glaube, genügend finden wird, den berechneten Ort auf den Aequator zurück, ſo daſs meine Bedingungs-Gleichungen folgende Geſtalt erhalten:

$$d.(AR) - A.dr. - B.d\lambda - C.di - D.\Omega = o;$$
$$d.(Decl.) - A'.dr - B'.d\lambda - C'.di - D.d\Omega = o;$$

Da der Werth von B gröſser als zwey werden, und für dieſen Fall die Störungen der Venus durch Erde noch 7 — 8″ betragen können: ſo ſcheint es mir, daſs die daraus, vermöge einer irrigen Erdmaſſe, in den berechneten geraden Aufſteigungen der Venus entſtehenden Fehler allerdings von der Art ſind, um durch gute und zahlreiche Beobachtungen beſtimmbar zu werden. Die Venus-Elemente für 1755 werden auf 260 bradleyſche Beobachtungen gegründet, die für 1815 auf eine gleiche Anzahl von *Pond*, *Beſſel* und mir; daraus folgt dann ferner eine dreyfache, ſich gegenſeitig controllirende und rectificirende Beſtimmung der Erdmaſſe und Sonnenparallaxe; einmal aus den periodiſchen Störungen für 1755, dann aus denen für 1815 und endlich aus der Säcular-Änderung der Excentricität der Venus-Bahn von 1755 — 1815. — Meine Arbeit iſt noch nicht ſo weit vorgerückt, als daſs ich mir ſchon ein beſtimmtes Urtheil über deren Reſultat erlauben möchte; allein ſoviel glaube ich vorläufig verſichern zu können, daſs die bradleyiſchen geraden Aufſteigungen, bey ſorgfältiger Reduction, eine Schärfe gewähren, die, bey einer auf 260 Beobachtungen beruhenden Beſtimmung, Theile von Secunden verbürgen läſst.

So wenig ich übrigens die abſolute Richtigkeit der in meinen Venus-Tafeln aus den Beobachtungen hergeleiteten Säcular-Änderungen vertheidigen mag: ſo kann ich doch auch einen Beweis ihrer Unrichtigkeit, *gegründet* auf deren Nichtübereinſtimmen mit den von *La Place* aus der Theorie erhaltenen Säcular-Änderungen, keinesweges gelten laſſen, da letztere, wie neuere Unterſuchungen mich mit Beſtimmtheit verſichern laſſen, weſentlicher Berichtigungen bedürfen.

Sternwarte Seeberg, am 18 Jan. 1815.

von Lindenau.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

Januar 1815.

Anzeige.

Da zu dem angefangenen zwölften Jahrgange unserer *A. L. Z.* und dem dritten der dazu gehörigen *Ergänzungsblätter* ein besonderer Vorbericht nicht nöthig erachtet wird: so legen wir hier das sonst in demselben gegebene Verzeichniss derjenigen Herren Mitarbeiter vor, welche in dem abgelaufenen Jahre der Tod unserem Institut geraubt hat, zugleich mit Bemerkung der ihnen übertragenen Hauptfächer:

Regierungsrath und Professor *Bredow* in Breslau	Geschichte.
Conferenzrath, Oberprocureur und Ritter Freyherr *v. Eggers* in Kopenhagen	Staats- und Finanz-Wissenschaften.
Dr. und Professor *Grimm* in Duisburg	Theologie.
Adjunct am k. k. Münz- und Antiken-Cabinet *Gruber* in Wien	Numismatik.
Dr. und Professor *Meyer* in Breslau	Medicin.
Capellmeister *Reichardt* in Giebichenstein	Musik und Reisebeschreibungen.
M. *Scheu* akad. Privatdocent in Wittenberg	Philologie.
M. *Wagner* in Leipzig	Handlungswissenschaft.
Hofkammerrath *Winkopp* in Aschaffenburg	Statistik und Erdbeschreibung.

Jena, den 31 Januar 1815.

Das Directorium der Jenaischen A. L. Z.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Universitäten und andere öffentliche Lehranstalten.

Strasburg.

Unter der Autorisation des Grossmeisters der Universität sollen auf der hiesigen Rechtsschule vom J. 1815 an von dem Prof. *Arnold* wieder Vorlesungen über Politik und Diplomatik gehalten werden. Diese Studien, welche durch die Revolution unterbrochen und verboten worden waren, trugen ehemals viel zum Flor dieser berühmten Universität bey, indem ihr dadurch eine grosse Zahl von Jünglingen aus den ersten Familien des Königreichs uud des Auslands, welche sich den Staatsgeschäften und der Diplomatik widmeten, zugeführt wurden. Die Wiedereröffnung derselben ist um so erwünschter, da die Rechtsschule hier mit allen Facultäten vereinigt ist, und der vollständige Unterricht, wie er auf einer Universität im wahren Sinn des Worts gefunden werden muss, noch durch die grossen öffentlichen Bibliotheken gefördert wird. — Der Plan zu den politischen und diplomatischen Studien ist in 4 besondere Cursus, jeder von 6 Monaten, getheilt: der erste wird die Grundsätze der Administration und der Staats-Ökonomie; der zweyte die Regeln und Elemente der Statistik, sowohl der allgemeinen als der besonderen; der dritte die Geschichte der Friedenstractaten, welche das äussere Staatsrecht der hauptsächlichsten Staaten begründet haben, und der vierte die Elemente der Diplomatik und der Heraldik zum Gegenstande haben. — Auch über das Natur- und Völker-Recht sollen besondere Vorlesungen gehalten werden.

Darmstadt.

Zu der öffentlichen Prüfung der Gynafiaften am 13 und 14 Sept. 1813 und zu der den 15 deffelben Monats gehaltenen Redeübung hat der Profeffor und Rector des Gymnafiums, Hr. *Joh. Georg Zimmermann*, durch ein Programm: *Einige der vorzüglichften Urfachen des altrömifchen Tugendfinnes.* Viertes Stück (b. Wittich 20 S. 8.), und zu der auf den 28 und 29 März 1814 beftimmten Prüfung der Gymnafiaften, fowie zu der den 30 März angefangenen Redeübung durch ein Programm: *Vaterlandsliebe der Griechen und Römer. Deutfchen Jünglingen gewidmet* (b. Wittich, 24 S. 8.) eingeladen. Die erften Stücke der erfterwähnten Programme find in unferer A. L. Z. 1810 No. 120 recenfirt.

II. Beförderungen u. Ehrenbezeugungen.

Der beym ehemaligen kaiferl. franz. Gerichtshof in Hamburg als General-Advocat angeftellt gewefene Hr. D. *Spangenberg* aus Göttingen ift nunmehr in fein Vaterland zurückgekehrt, und als Affeffor bey der königl. grofsbritannifchen hannövrifchen Juftizcanzley in Zelle angeftellt worden.

Der feitherige hannövrifche Deichinfpector an der Oberelbe, Hr. *G. G. Buchholz*, ift zum hannövrifchen Oberdeichgräfen an der Niederelbe, im Altenlande, an der Elbe, Efte, Lühe und Schwinge, befördert worden.

Hr. Hofrath D. *Weinhold* in Dresden ift zum Profeffor der Heilmittellehre an der dortigen medicinifch-chirurgifchen Militär-Akademie ernannt worden.

Die durch den Tod des im Sept. v. J. zu Breslau verftorbenen Profeffors und Regierungsraths *Gabriel Gottfried Bredow* erledigte Bibliothekarftelle hat der um diefe Bibliothek fehr verdiente Hr. Prof. *Schneider* erhalten. Hr. Prof. *von der Hagen* ift als Cuftos der Bibliothek ausgetreten, uud Hr. Prof. *Unterholzner* als folcher angeftellt worden.

III. Vermifchte Nachrichten.

Der Erzbifchof *Ignatius*, Stifter der griechifchen Schule zu Buchareft, hat diefer Stadt mit der reichen Bibliothek des franzöfifchen Naturforfchers *Sonnini*, die er an fich gekauft hatte, ein Gefchenk gemacht.

Die Bibelgefellfchaft zu St. Petersburg hat binnen zwey Jahren 38,700 Bibeln in fieben verfchiedenen Sprachen, und die ihr untergeordneten befonderen Gefellfchaften 31,500 Bibeln in vier Sprachen drucken laffen. Das Papier allein hat 90,600 Rubel gekoftet.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodifche Schriften.

Bey *Ziegler und Söhne* ift erfchienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Zürcherifche Beyträge zur wiffenfchaftlichen und gefelligen Unterhaltung, herausgegeben von *J. J. Hottinger*, *J. J. Stolz* und *J. Horner*. 1fter Band 1s Heft. 8. 1815. — jedes Heft à 12 Gr.

Inhalt.

Vorlefung über weibliche Bildung von *J. J. Hottinger.* — Befchreibung der Florentinifchen Peft von 1527 nach einem Briefe von *Machiavellis*, überf. von *C. v. Orelli.* — *Machiavelli* an *Vettori*, von ebendemfelben. — Homer und Virgil, aus einem Briefe von *J. H. Meifter.* — Erinnerungen an einige Gegenden um Deffau, von dem fel. Dr. *Häfeli* zu Bernburg mit einem Vorbericht von Dr. *Stolz.* — Die Äolsharfe, von *J. Honhart.* — Das Erwachen, von ebendemfelben. — Frühlingsgefang, von *T.* — Pindaros fechfte pythifche Ode, aus dem Nachlafs des fel. *Steinbrüchel.* — Über die Witterungslehre, von *J. C. Efcher.* — Fabeln und Erzählungen von *J. J. Schweizer.* — Das Lob des hohen Alters von *S. Hirzel.* — Recenfionen.

Nachricht, die Salzburger medicinifch-chirurgifche Zeitung für 1815 betreffend.

Die *medicinifch-chirurgifche Zeitung für das Jahr* 1815 wird eben fo prompt wie die vorhergehenden Jahre (eine Ausnahme macht das Kriegsjahr von 1813) verfandt, das heifst: an folide Buchhandlungen, die mich 1814 OM. richtig bezahlt haben. Der Jahrgang koftet 6 Rthlr. 18 gr. Von den Ergänzuugsbänden ift der 18te Bd. erfchienen, und koftet 1 Rthlr. 18 gr.

Leipzig, im Januar 1815.

K. F. Köhler.

An alle Buchhandlungen ift verfandt:

Jahrbuch der Staatsarzneykunde, herausgegeben von *J. H. Kopp*, 7r Jahrgang, mit *von Wedekinds* Bildnifs. gr. 8. Preis 2 Rthlr. 16 gr.

Seit einer Reihe von fechs Jahren hat fich diefs Werk durch den Werth feiner Auffätze immer beliebter gemacht, und der Herr Verfaffer fährt ftets fort, demfelben neue Vorzüge zu geben.

Um einen uns von mehreren Seiten geäufserten Wunfch zu erfüllen, wird diefer Band auch unter dem befonderen Titel:

Jahrbuch der Staatsarzneykunde für das Jahr 1815

verkauft. Die nämliche Absonderung soll auch für die Folge Statt finden. Jeder der Herren Ärzte, welcher die früheren Bände sich nicht anschaffen will, kann nun mit jedem neuen Jahre eintreten, und besitzt dann so ein für sich bestehendes Ganzes.

Die bisher erschienenen sieben Bände kosten zusammen 18 Rthlr. — und sind dafür in allen Buchhandlungen zu haben.

Frankfurt a. M. im December 1814.

Joh. Christ. Herrmannsche Buchhandlung.

II. Ankündigung neuer Bücher.

Des grossen *Linné's Reise nach Lappland*, im Jahre 1732 unternommen, und von dem Besitzer des linnéischen Nachlasses, Dr. *Smith*, erst jetzt aus der schwedischen Handschrift herausgegeben, wird von mir übersetzt, welches ich hiemit bekannt mache.

Halle, 1815.

Sprengel.

In letzter Mich. Messe ward ausgegeben:

Heinrich Ludens allgemeine Geschichte der Völker und Staaten. Erster Theil. *Geschichte der Völker der Staaten des Alterthums.* gr. 8.

Auch unter dem Titel:

Dessen allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Alterthums. gr. 8. 2 Rthlr. 12 Gr.

und schon 1811 — also noch zur Zeit unseres Unglücks und unserer Schande — erschien und ward eben deshalb geflissentlich weniger verbreitet, ja selbst verschrieen:

Heinrich Ludens Handbuch der Staatsweisheit oder der Politik. Ein wissenschaftlicher Versuch. Erste Abtheilung, mit einem Anhange. gr. 8. 2 Rthlr. 4 gr.

Beide Werke aber erläutern sich gegenseitig. In beiden bemüht sich der Herr Verfasser, in einer edeln, durchaus klaren und verständlichen Sprache die grossen Ereignisse des Lebens, die Schicksale der Völker und Staaten, die ewigen Grundsätze nachzuweisen, an welchen wir uns festhalten mussten, auf welche wir unsere Hoffnung bauen konnten, und durch deren Befolgung zuletzt die Freyheit wieder gewonnen wurde. So verdienen jetzt beide Werke Handbücher eines jeden gebildeten wahrhaft deutschen Jünglings oder Mannes zu werden.

Der 2te und 3te Theil der allgemeinen Geschichte und die 2te Abtheilung der Politik erscheinen nach und nach, wie die Zeit des Herrn Verfassers es erlaubt.

Jena, im Januar 1815.

Friedrich Frommann.

Von den *Generibus plantar. umbelliferar.* auctore *G. F. Hoffmann*, M. D. Prof. P. O. Bot. — Mosquae, 1814. 8. sind bey Unterzeichneter in bevorstehender Ostermesse Exemplare zu nachstehenden Preisen vorräthig:

Der Text, 15 Bogen stark, auf gutem Druckpapier mit drey grossen Kupfertafeln und Titel-Kupfer, broschirt, das Exemplar 2 Rthlr. 12 gr.

Derselbe in Pappdeckel geheftet, die Kupfer besonders in Folio in einem saubern Umschlag, das Exemplar 3 Rthlr.

Derselbe in gross Octav, auf Velinpapier gedruckt, in Pappdeckel geheftet, die Kupfer besonders in Folio in colorirtem Umschlag, avant la lettre 6 Rthlr. 6 gr.

Leipzig, den 20 Januar 1815.

Joh. Benj. Georg Fleischersche Buchhandlung.

Schon seit einigen Monaten sind von folgenden Schulbüchern meines Verlags neue Auflagen erschienen:

F. W. Dörings Anleitung zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. Zweyter Theil. Dritter und vierter Cursus. Kurzer Abriss der römischen Geschichte von der Erbauung der Stadt bis zum Untergang des abendländischen Kaiserthums. Beyspiele vom Brief- und Redner-Stil und Themata zur Verfertigung eigener Abhandlungen. *Dritte* vermehrte und verbesserte Auflage. 8. 1 Thlr.

J. Jacobs Elementarbuch der griechischen Sprache für Anfänger und Geübtere. Erster Theil. Erster und zweyter Cursus. Fünfte verbesserte Ausgabe. 8. 18 Gr.

Jena, im Januar 1815.

Friedrich Frommann.

III. Auction.

Am 22 May d. J. und folgende Tage soll die nicht unbedeutende Büchersammlung des verstorbenen Hn. Kirchenrath *Schmid*, D. der Theologie, Medicin u. Philosophie, wie auch ordentlichen Prof. der Theologie und Philosophie zu Jena, bestehend aus theol., medicin., philos., naturhistor., geschichtl., pädagog., mathemat., jurist., philol., und vermischten Schriften, in *Jena* öffentlich gegen gleich baare Zahlung versteigert werden. Cataloge sind *unentgeltlich* zu haben beym Hn. Hofcommissär *Fiedler* und akademischen Auctionsproclamator Hn. *Baum* in *Jena*; in der Expedition des *allgemeinen Anzeigers für Deutsche* in *Gotha*, in der *Expedition der Allg. Lit. Zeitung* in *Halle*, und bey Hn. *Gottlieb Reichel*, Inhaber einer Leihbibliothek in *Weimar*. Auswärtige Aufträge in *frankirten* Briefen sind zu übernehmen bereit: Hr. Kirchenrath D. und Prof. *Gabler*, Hr. Prof.

und Bibliothekar D. *Güldenapfel*, Hr. Hofcommissär *Fiedler* und der akademische Auctionsproclamator Hr. *Baum*, sämmtlich in *Jena*.

IV. Bücher zum Verkauf.

1) *v. Schiller* Gedichte, 2) *Klopstock* Oden, 3) *Salom. Gessner* Idyllen, 4) *Lessing* Emilie Galotti, 5) *v. Schiller* Maria Stuart, 6) *Hölty* Gedichte, 7) *Bürger* Gedichte, 8) *Mendelssohn* Phädon, 9) *v. Schiller* Wallenstein 1 Th., 10) *Dessen* Wallenstein 2 Th., 11) *Goetz* Gedichte, 12) *Engel* Philosoph für die Welt; ganz neu, broschirt, nicht aufgeschnitten, sind bey mir jedes einzelne Bändchen mit 1 Kupfer für 9 Gr. sächs. zu haben. Briefe und Geld erwarte ich aber, wie sich diess ohnehin versteht, *portofrey*.

Jena, im Jan. 1815.

Friedrich Fiedler,
H. S. Weimar. Hofcommissär.

V. Erklärung
die Monatliche Correspondenz für Erd- und Himmels-Kunde betreffend.

Durch meine Theilnahme am Feldzuge des vergangenen Jahres trat eine Unterbrechung der *Monatlichen Correspondenz für das Jahr* 1814 — 1815 ein. Jetzt erklärt der Freyherr *von Zach* in einem aus Genua im December 1814 geschriebenen Briefe, dass er sich veranlasst finde, die fernere Herausgabe dieser Zeitschrift in deutscher Sprache aufzugeben, um solche vielleicht künftig im Auslande französisch erscheinen zu lassen. Somit hört meine, seit dem Jahre 1807 in Hn. *von Zachs* Auftrag besorgte Redaction der *Monatlichen Correspondenz* auf.

Achtungswerthe Männer des In- und Auslandes haben den Wunsch, dass eine ähnliche Bearbeitung an deren Stelle treten möge, laut geäussert, und vereinigt mit einem unserer ersten jetzt lebenden Geometer, glaubt Unterzeichneter die Erfüllung dieses Wunsches versprechen zu können. Die nähere Anzeige, wie eine solche den exacten Wissenschaften gewidmete Zeitschrift erscheinen, und sich nach einem in rein wissenschaftlicher Hinsicht erweiterten Plane an die *Monatliche Correspondenz* anreihen soll, wird in den nächsten Monaten dargelegt werden.

Sternwarte Seeberg, am 16 Jan. 1815.

von Lindenau.

Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage im Januarheft der J. A. L. Z. und in den Ergänzungsblättern von No. 1 — 8 Schriften recensirt worden sind.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt. Der Beysatz E. B. bezeichnet die Ergänzungsblätter.)

Akademische Buchh. in Kiel 11.
Anonyme Verl. 6. 7. 11 (5). 15. 16. 17. 18. 21. E. B. 1. 2.
Barth in Leipzig 3.
Beck in Wien 8.
Black, Parry und Comp. in London 19.
Bohn in Hamburg 10.
Breuning in Erlangen 13.
Brockhaus in Leipzig u. Altenburg 6. 7.
Bruder in Leipzig 17.
Calve in Prag 10.
Coppenrathsche Buchh. in Münster u. Hamm 3.
Cotta in Tübingen 4. 20.
Craz u. Gerlach in Freyberg 2.
Dessauer in Aschaffenburg 8.
Dunker u. Humblot in Berlin 17.
Eberhart u. Dufart in Paris 19.
Elz in Aschaffenburg 11.
Gassert in Ansbach E. B. 3.
Gleditsch in Leipzig 17. E. B. 8.
Güntersche Buchh., neue, in Glogau 11.
Hahn, Gebr., in Hannover 6.
Hammerich in Altona 11.
Hartknoch in Leipzig 7.
Hayn in Berlin 21.
Hemmerde u. Schwetschke in Halle 11. 18.
Hesse in Kiel u. Leipzig 11.
Heyer u. Leske in Darmstadt 7. 11.
Hilpert in Erlangen E. B. 6.
Hitzig in Berlin 11.
Hofmannische Buchh. in Hamburg 17 (2). E. B. 7.
Kabis in Soest 10.
Keyser in Erfurt E. B. 1.
Kupferberg in Mainz 3.
Longmann, Hurst, Rees u. Orme in London E. B. 8.
Ludwig in Öls 17.
Macklot in Carlsruhe 11 (2).
Maurer'sche Buchh. in Berlin 5. 12. 20. E. B. 4.
Meinshausen in Dorpat 9.
Mohr u. Zimmer in Heidelberg 7.
Müntzel in Hof E. B. 6.
Nasse in Soest 10.
Nicolaische Buchh. in Berlin 11.
Palm in Erlangen 1.
Pélicier in Paris 19.
Renger in Halle 10.
Schulz in Kopenhagen 10.
Schulze in Oldenburg 17.
Stahel in Würzburg 11.
Steinkopf in Stuttgardt 3.
Thomann in Landshut 11.
Vandenhoek u. Ruprecht in Göttingen E. B. 3.
Varrentrapp u. S. in Frankfurt a. M. E. B. 5.
Wagner in Neustadt a. d. O. 3.
Waisenhausbuchh. in Halle E. B. 4.
Waisenhausbuchh., kurfürstliche, in Hanau 3.
Weygand in Leipzig 7. 20.
Widtmann in Prag 11.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1815.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Gotha, in der beckerschen Buchhandl.: *Reden bey der Feyer des achtzehnten Octobers* 1814 *in der Residenzstadt Gotha.* 40 S. 8.

2) Nürnberg, b. Riegel u. Wiessner: *Dankbares Andenken an den Tag der Vaterlands-Errettung. Eine Wochenpredigt*, am 19ten Oct. 1814 in der Kirche zu St. Ägidien gehalten, von *Valentin Karl Veillodter*, ernanntem Hauptprediger und Decan. 1814. 15 S. 8. (2 Gr.)

3) Leipzig, b. Fleischer: *Rede, zum Andenken der leipziger Hermannsschlacht, am* 23 *October* 1814, in Gegenwart des zweyten Füselierbataillons des zweyten westpreuss. Infanterie-Regiments gehalten von *Maximil. Friedr. Scheibler*, evangelisch lutherischem Prediger zu Montjoie. 1814. 24 S. 8.

4) Zittau, b. Seyfert: *Zwey Predigten zum Andenken an die in dem letzten grossen Völkerkampfe für die gerechte Sache gebliebenen Krieger und an die Siege bey Leipzig* — am 18ten und 19ten October 1814 — gehalten von M. *Karl Heinrich Gottfried Lommatzsch*, Frühprediger zu Zittau. 24 S. 8.

Die von *Arndt* zuerst angeregte Idee, die Jahrestage der leipziger Erlösungsschlacht als ein allgemeines Nationalfest unter uns zu begehen, ist bekanntlich in mehreren Provinzen des Vaterlandes zu einer erfreulichen Ausführung gekommen. Auch die vorliegenden Predigten, die in vier zum Theil weit genug von einander entfernten, deutschen Ländern gehalten wurden, geben Zeugniss davon. Die patriotische Gesinnung ihrer Vff. — bey jedem in seiner Weise — spricht sich darin unzweydeutig aus; der redliche Wille, ihre Mitbürger das Eine, was uns, die wir Deutsche heissen, Noth ist, kennen zu lehren, zeichnet besonders No. 1—3 aus.

No. 1. Hr. OCR. *Löffler* legt den Text Ps. 77, 6 zum Grunde, und entwickelt mit gewohnter Klarheit und Andringlichkeit — in Beziehung auf die an demselben Tage in Gotha Statt habende Verpflichtung des Landsturms — folgende drey Gedanken: „*Gott hat uns errettet, indem er den übermüthigen Feind demüthigte und vernichtete; indem er die siegenden Fürsten zu einem festen vertheidigenden Bunde vereinigte; indem er unter uns eine Bewaffnung entstehen läst, die nicht erobernd, das Vaterland schützt.*" Die Schwierigkeit, diese in sich selbst nicht eng verbundenen Gedanken dennoch leicht und befriedigend an einander anzuschliessen, musste auch dieser geübte Redner empfinden. Sie bleibt in der Rede nicht unbemerkt. Auch bedauert es der auswärtige Leser, dass — dem Localzwecke nach — dem Vf. nothwendig der dritte Gedanke als der am meisten hervorzuhebende und auszuführende erschien, wobey die beiden ersten verlieren. Was den Männern des Landsturms eingeschärft wird, ist würdig und passend. Auch die angehängte Rede des Hn. *Sahlbach*, vor Vereidung des Landsturms, verdient durch Zweckmässigkeit ihre Stelle.

No. 2. Hn. *Veillodter* werden es seine Mitbürger Dank wissen, dass er den 19ten October nicht ohne würdige religiöse Feyer vorübergehen liess. Der Text ist 1 Könige 8, 56 — 58. Es wird hienach mit schöner rednerischer Kraft aus einander gesetzt, *wie tief wir gesunken waren*, und wie wir nun zur Ehre des Gottes, der uns gerettet hat, *das treu bewahren sollen, was er uns gab.* Ganz nach dem Sinne des Rec. wird die gesammte Sache des Franzosenthums, die sich so tief in das Wesen unseres Volkes eingenistet hatte, als das Ziel *immer fortwährender Bekämpfung* aufgestellt. „Es drückt lastend auf uns jetzt wieder Befreyte, dass nicht des Feindes Übermacht, sondern unsere Sünde uns solche Schmach bereitete. Der leichtfertige Sinn jenes Volks, seine eitle Genussbegierde, seine *Lauigkeit in Hinsicht auf Religiosität* (diess ist Euphemismus; es sollte heissen: seine bodenlose Irreligiosität, sein erschreckender Unglaube) hatten verderblichen Eingang bey uns gefunden. Die Vaterlandsliebe war in Vieler Herzen erstorben; der unselige Wahn, von jenem Volke her müsse die Weisheit kommen, die unser Heil begründe, umdüsterte uns u. s. w. Das wieder errungene Glück kann uns nicht anders als durch Festhaltung *des* Sinnes, indem es erkämpft wurde, — des einträchtigen, freyen und frommen Sinnes, gesichert werden.

No. 3 bietet manche Berührungen mit No. 1 dar. Denn nach Jes. 61, 1, 2 wird gezeigt, dass die Gedächtnisstage des 18ten und 19ten October uns wichtig seyn müssen: *als furchtbare Tage ernster Bestrafung mächtiger Unterdrücker; als frohe Tage ersehnter Erlösung hülfloser Unterdrückten; als erwartungsvolle Tage endlicher Entscheidungen im Rathe der versammelten Fürsten.* Über jeden dieser Puncte

wird kurz, aber mit Wahrheit und Kraft gesprochen. Man hört es dem Vortrage an, wie es dem Vf. wohlthut, nachdem ihm, von fremden Treibern eingezwängt, die Zunge so lange gebunden war, sie wieder deutsch und frey gebrauchen zu können. Möchte der am Ende ausgedrückte Wunsch in Beziehung auf den *künftigen* Beherrscher jener überrheinischen Lande ihm und seinen deutschen Landsleuten in Erfüllung gehen! — Die Ausrufungen am Schluss: *Es lebe die deutsche Kaiserstadt!* — Es leben alle deutschen u. s. w. Fürsten! — und noch mehrere solcher Es lebe hoch! — sind unserem Gefühl nach für den heiligen Rednerstuhl zu profan, und die erste, welche der Kaiser*stadt* gilt, giebt nicht einmal einen Sinn. Auch die patriotische *Freude* muss sich überall, vornehmlich aber im Munde des Religionslehrers, ihres Sinnes und ihrer Würde bewusst seyn.

Der Vf. von No. 4 hat sich dagegen die Verlegenheit erspart, seine patriotische Freude etwa *zu weit* gehen zu lassen. In der zweyten zur Feyer des 19ten Octobers über Ps. 102, 19. 20. 22 gehaltenen Predigt (denn nur auf diese, nicht auf die *erste* den Text Sprichw. 21, 30 — 31 zum Grunde liegende Predigt beziehen sich die nachfolgenden Anmerkungen) kommt gar die unerwartete und harte Äusserung vor: „Wir feyern heute das Andenken an jene grosse und denkwürdige Begebenheit, *aber in einer Stimmung, wo wir nicht wissen, ob wir uns freuen oder traurig seyn sollen.*" Er versucht diess darauf durch die noch unbestimmte Lage von Sachsen — zu rechtfertigen: und so wird die ganze Haltung der Predigt in ihrem Verlaufe mehr beschränkt, local und beynahe verzagt politisch, als umsichtig, frey und muthig religiös. Wir müssen diese Manier an sich missbilligen. Denn die politische Privatansicht des Predigers darf — schon nach den allgemeinen homiletischen Gesichtspuncten — in seinen öffentlichen Vorträgen zu keiner Zeit hervorblicken. Allein eben diese Manier, wenn sie an einem solchen Festtage des deutschen Volks (und sind die Sachsen nicht Deutsche? sollten nicht Sie vor Allen ein deutsches Erlösungsfest feyern von dem Franzosenthum?) sich geltend zu machen wagt, macht einen vorzüglich widerlichen Eindruck. Denn sie erschwert oder verhindert gänzlich die uns Allen so wünschenswürdige und nöthige Erhebung zu dem Volksthümlichen, zu dem Gemeinsamen und Grossen, zu der Einheit unserer Nation. Diese Erhebung jetzt erschweren — in Zeiten, wie sie vielleicht nie wiederkehren für die Verwirklichung lang gehegter Wünsche aller ihr Volk treu liebenden Deutschen — ist eine Schuld an dem Vaterlande. Darum, wir gestehen es offen, sind wir jenem nüchternen, den hehren und herrlichen Gegenstand der allgemeinen deutschen Freude erst in Überlegung nehmenden, nach engherzigen Beziehungen der besonderen deutschen Provinz der man angehört, abwägenden und kalt moderirenden — Ton und Geist, worin jene ächten Volksfeste hie und da aufgenommen und wohl gar öffentlich besprochen werden und wurden, von Grund der Seelen gram. Wir glauben, dass es Noth thut, dagegen zu eifern und zu handeln, damit die Schwerkraft, die Gewohnheitssucht und Kleingeistigkeit, die man unserer Nation oft genug vorgeworfen hat, uns nicht nach einem glücklichen Aufraffen wieder ganz auf den Punct zurückschieben, wo wir standen.

g. b.

1) Neustrelitz, b. Albanus: *Predigt bey der Auffoderung zum freywilligen Dienste für die Rettung des Vaterlandes* im Herzogthum Mecklenburg-Strelitz am Bettage den 8ten April 1813, über Psalm 97, 9 — 11; — gehalten von D. *A. F. G. Glaser*, herzogl. meckl. strelitz. Consist. Rath, Superint. und Hofprediger. Zum Besten der Casse für die Ausrückung der Freywilligen. 1814. 32 S. 8. (4 Gr.)

2) Neustrelitz, b. Albanus: *Predigt* über Psalm 97, 9 — 12, *gehalten am gottesdienstlichen Feyertage* den 8ten April 1813, von *J. H. Horn*, Pred. zu Prillwitz und Hohenzieritz. Zum Besten der Freywilligen. 1814. 24 S. 8. (3 Gr.)

3) Zittau, b. Schöps: *Rede vor der feyerlichen Vereidung eines Bataillons Landwehrmänner* im Markgrafthum Oberlausitz, am 31 Jan. 1814 zu Zittau gehalten, von M. *Karl Heinr. Gottfr. Lommatzsch*, Diakonus. Gedruckt zum Besten der zurückbleibenden Weiber u. s. w. 1814. 16 S. 8. (2 Gr.)

Dem Herzogthum *Mecklenburg-Strelitz* gebührt der Ruhm, sich zu allererst unter den kleineren deutschen Ländern für die Sache der Freyheit gegen die französische Unterdrückung an die verbündeten Mächte angeschlossen zu haben. Es zeigt diess die Aufschrift und das Datum der Predigten unter No. 1 und 2. Damals war es bey der Möglichkeit einer neuen, wenn gleich temporären, feindlichen Besetzung dieser Länder (man denke an das Schicksal Hamburgs), bey der Ungewissheit des Ausgangs des grossen Kampfes, ein Verdienst, das Ungerechte und in seinen Folgen Niederschlagende und Empörende der französischen Usurpation mit so unschonender Freymüthigkeit darzustellen und zum allgemeinen mannhaften Aufstande dagegen so muthig aufzufodern, als es hier von beiden Vff. geschehen ist.

Nach einem im Verhältniss des Ganzen etwas zu langen und fast die Hälfte der Predigt einnehmenden *Eingange*, der ein Gemälde des damaligen Zeitpuncts in Beziehung auf die nächste Vergangenheit enthält, redet Hr. *G.* in No. 1 davon: „Was auch *wir* jetzt dem Vaterlande schuldig sind, wenn das freundliche Licht schönerer Tage ihm wieder aufgehen soll?" Die Antwort ist: 1) Jeder von uns muss willig und treu alles thun, was er zur Rettung des Vaterlandes beyzutragen vermag; 2) Wir müssen alle fest und lebendig auf Gott vertrauen, der unsere gerechte Sache nicht sinken lassen kann. Man sieht leicht, dass diese Puncte nicht als logisch geordnete Theile, sondern als Rubriken anzusehen sind, unter welche die Haupt-

gedanken des sich frey entwickelnden Vortrags gestellt werden. Worauf diese hindeuten, die männliche Jugend zum Kampfe zu begeistern und die übrigen Bürger zu freywilligen Gaben und Opfern auf dem Altar des Vaterlandes aufzuregen, läfst sich denken. Diefs geschieht andringend und energisch. Der Eingang und erste Theil des Vortrags könnte unserem Bedünken nach mehr *in das religiöse Licht* gestellt seyn.

No. 2 ist ein würdiges Seitenstück zu der eben beurtheilten Predigt. An einem solchen Tage *mufsten* die Gedanken der Vaterlandsfreunde zusammenstimmen. Auch hier findet man Auffoderung zum Dank für die glückliche Befreyung des Vaterlandes von fremdem Druck, und zu ernsten Entschliefsungen, um die neue Freude und Hoffnung ferner erfüllt und bestätigt zu sehen. Rednerische Kraft und Herzlichkeit zeichnen durchgängig diesen Vortrag aus. Selten hat uns ein steifer Ausdruck gestört, z. B. „das Land, dem wir mit grofsen Schulden *verhaftet* sind," u. s. w.

Wir verbinden hiemit wegen der Ähnlichkeit der Veranlassung die Anzeige der Rede No. 3. Passend ermahnt der Vf. die Landwehrmänner zu einem kindlich vertrauendem Andenken an Gott, und zur Bewahrung eines guten Gewissens. Er muntert sie auf durch Hinweisung auf den grofsen Zweck, der auch durch ihre Bemühung erreicht werden soll, und durch Beherzigung des zu erwartenden Lohnes. — Vor einem gewissen gefährlichen *Egoismus des Stils* glauben wir diesen Vf. warnen zu müssen, weil dadurch der Rede eine Farbe der Selbstgefälligkeit geliehen, und der Zweck reiner und ächter Wirkung verfehlt wird. Zum Beweise diene die Stelle S. 13: „indem ich davon noch sprechen will, so ergreift mich eine stille wehmuthsvolle Rührung," und das Folgende.

g. b.

1) Wittenberg, b. Seibt: *Noch zwey Predigten bey feyerlichen Veranlassungen des Jahres* 1814. Von D. *Carl Ludwig Nitzsch*, des wittenberg. Kreises Generalsuperint. 39 S. 8. (4 Gr.)

2) Sondershausen, b. Voigt: *Gott hat sich an dem deutschen Volke verherrlichet, damit es sich wieder verherrliche! Eine Rede bey der Gedächtnifsfeyer des Einzugs der Verbündeten in Paris, an heiliger Stätte gehalten.* Zur Unterstützung dürftiger Familien u. s. w. 1814. 28 S. 8. (4 Gr.)

3) Göttingen, b. Brose: *Predigt am Friedensfeste den* 24 *Jul.* 1814. Für seine werthe Gemeinde, zur Erinnerung an jenen frohen Tag, in den Druck gegeben von *Karl Aug. Moritz Schlegel*, Superint. und Pastor zu Göttingen. 1814. 32 S. 8. (3 Gr.)

4) Nürnberg, b. Riegel u. Wiesner: *Das grofse Friedensfest, oder das neue Zeitalter. Ein Beytrag zur Stärkung des Glaubens und der Hoffnung* von *Ph. Fr. Pöschel*, Pfarrer zu Bubenheim. 1814. 48 S. 8. (6 Gr.)

5) Wittenberg, b. Zimmermann: *Predigten im Jahr* 1813 *und* 1814 *zu Wittenberg während der Belagerung* gehalten von M. *Heinrich Leonhard Heubner*, der Theol. Baccal. und aufserordentl. Prof. und zweytem Diak. an der Stadtkirche. 1814. 311 S. 8. (20 Gr.)

Was die *erste* kleine Sammlung betrifft: so hat Hr. Dr. *Nitzsch* mehrmals durch schätzbare Gelegenheitspredigten gezeigt, wie er den Augenblick zu nutzen und das Passende mit Weisheit auch passend zu sagen wisse. In vorliegender Sammlung, die davon einen neuen dankenswerthen Beweis giebt, sind zwey Predigten mitgetheilt: die *erste* am Dankfeste wegen der Einnahme von Paris gehalten, die *andere* für die Geburtsfeyer des Königs von Preussen bestimmt. Uns hat die letztere noch mehr gefallen, als die erste. Diese handelt „*von der Verherrlichung Gottes durch die endliche Vernichtung einer ungerechten Herrschaft*", und ist zwar gedankenreich, aber in dem Vortrage hat sie *für einen solchen Festtag* etwas allzu Nüchternes. *Jene* aber, welche „*den frommen Dank für das Leben und Wohlseyn eines edlen Königs* treffend entwickelt, hat eine anziehende Eigenthümlichkeit, indem sie den tapfern und frommen König preist, ohne dabey den Unterthan eines anderen Regenten in dem Vf. verkennen zu lassen.

Der uns unbekannte Vf. von No. 2 ist nicht ohne rednerisches Talent, und wir können uns den Beyfall, den diese Rede — wie die grofse Zahl der vorgedruckten Subscribenten beweist — erhielt, wohl erklären. Desto mehr halten wir uns zu der Bitte an ihn berechtigt, die gefährliche Klippe der Schönrednerey vorsichtiger zu meiden, und die gewählten Gedanken darum durch einen gediegenen, nervösen Ausdruck, aber nicht durch einen Farbenschmuck der Worte zu heben, der die Probe nicht hält. Es ist überdiefs sehr viel Materie in diesem Vortrage, und es kann der Vf. bey mehreren Puncten nur auf der Oberfläche bleiben. Durch logische Stellung der Glieder würde das Ganze gewonnen haben, so wie durch ein unschonendes Wegschneiden bey denen Stellen, die durch übergrofse Fülle der Worte etwas Tiradenartiges anzunehmen scheinen, als S. 1, 9, 10 u. s. w. Auch die Popularität vermissen wir zuweilen. Die Theile dieser Predigt sind übrigens aus dem Hauptsatze, den der Titel angiebt, leicht erkennbar. Die Form des Thema's ist nicht ohne den Schein des Gesuchten.

Hr. *Schlegel* betrachtet (No. 3) nach Ephes. 5, 20. 21 „*den Dank, den wir als Christen Gott für die uns über alle unsere Begriffe und Erwartungen gewährte Hülfe schuldig sind.*" Hienach sollte man erwarten, dafs *zuerst* die uns über alle Begriffe u. s. w. gewährte Hülfe näher erklärt, und *dann* von dem Danke, den wir als Christen u. s. w. schuldig sind, gehandelt werden würde. Dagegen fragt der Vf. etwas unerwartet im 1sten Theile: „*warum* wir Gott insbesondere *alsdann* zum gröfsten Danke verpflichtet

find, *wenn* er uns über alle unfere Erwartungen und Hoffnungen hilft?" Es hat dadurch der erfte Theil, obwohl *nur* in der Form, etwas verloren. Defto mehr fpricht der *zweyte* durch feine zeitgemäfsen und dringenden Auffoderungen an. Die langen und fchleppenden Perioden S. 6, 7, 8 wären fchicklicher abgekürzt und getheilt worden. Auch macht die oftmalige Wiederholung des: *„um nun wieder zurück zu kehren,"* S. 26 keinen guten Eindruck.

No. 4 dürfen wir gleichfalls in die Reihe der Siegs- und Friedens-Predigten ftellen. Zwar hat die kleine Schrift nicht die Form der Predigt, aber fie enthält Anfprachen und Anfichten, wie fie in jedem am grofsen Friedensfefte vor einer gebildeten deutfchen Verfammlung zu haltenden Vortrage Raum finden würden, und diefe find durchgängig aus dem *religiöfen* Standpuncte, wie fich für das neue Zeitalter geziemt, behandelt worden. „Wollten wir *nun* ruhen und fchlafen, fagt der Vf., und deutet damit den Gefichtspunct für feine kleine Schrift an, da des blutigen Kampfes elende (?) Tage und Nächte vorüber find? *Lafst uns halten, was wir haben, damit uns Niemand unfere Krone raube!* Sie befteht nicht in eroberten Ländern, in phyfifcher und politifcher Kraftvermehrung, fondern *in dem Herrn*, in dem kräftigen, edlen *Nationalfeyn* und *Nationalgeifte*, veredelt durch *Gottfeligkeit* und *Tugend*. An dem Feuer grofser heiliger Ideen müffen Fürften und Völker den Sinn zu edlen Thaten, welche Deutfchlands Wiedergeburt vollenden, entzünden u. f. w." Dazu fucht Hr. *P.* durch Anregung eines würdigen Gedankenganges für die, welche denken und handeln wollen, mitzuwirken. Sind gleich die Ideen, worauf es hiebey ankommt, jetzt mehrmals in gröfseren und kleineren Flugfchriften dem vaterländifchen Publicum vorgelegt und empfohlen: fo werden doch auch diefe Blätter ihren Kreis finden, da fie fich durch eine wohlthuende Wärme und Angelegentlichkeit des Vortrags auszeichnen. Schade, dafs in mehreren Stellen etwas Affectirtes hervorfieht, das wohl gar zu Gefchmacklofigkeit des Stils verführt, als: „die *Maffa* der, wenn ich fo fagen darf, fich verbindenden *Cadres* (??) läuterte fich unter dem Einfluffe der *Pietät* u. f. w. S. 13. Wir machen es einem Schriftfteller, der die neue Zeit anfpricht, zum Hauptgefetz, *reines* Deutfch zu fchreiben. Die *Cadres* rufen noch überdiefs unglückliche Erinnerungen zurück.

An Hn. *Heubner* (No. 5) machen wir die Bekanntfchaft eines achtungswürdigen Predigers. Bis auf eine in dem Anhange mitgetheilte Predigt *über die Gefallfucht*, find fämmtliche übrigen 18 Predigten in der für das unglückliche Wittenberg fo verhängnifsvollen Zeit der Belagerung, Eine nach Befreyung der Stadt durch die preuffifche Armee, gehalten. Sie gewinnen dadurch ein gedoppeltes Zeitintereffe; und da fie fich durch lichtvolle Darlegung der Gedanken, durch ernfte prunklofe Erinnerung an wichtige religiöfe Wahrheiten in der Noth, durch das beftändige und motivirte Dringen auf praktifche Frömmigkeit, dabey durch eine befcheidene Freymüthigkeit auszeichnen: fo find es gewifs nicht blofs die Zuhörer des Hn. *H.*, die ihm für die Mittheilung diefer Vorträge Dank wiffen werden. Einige der intereffanteften hier behandelten Themen find: *„Nur Friede mit Gott vermag uns mit der Welt auszuföhnen"* über die Epiftel Röm. 5, 1—10. — *„Unfer Leben auf diefer Erde, ein Stand der Erniedrigung, der uns zur Erhöhung führen foll"* über Phil. 2, 5—11. — *„Die Tapferkeit des Chriften im Kampf wider das Böfe"* über Ephef. 6, 10—17. — *„Wie die göttliche Vorfehung über unfer Leben wache"* über Matth. 2, 13—23. — *„Wie die Macht böfer Könige fich mit Gottes Willen vertrage"* über Matth. 2, 1—12. — *„Die chriftliche Freude über unfere Befreyung"* über Pfalm 75. Auch die fchon erwähnte Predigt *über die Gefallfucht* (Koketterie) nach Marc. 6, 17—29 ift eine der pfychologifch gehaltreichften der Sammlung, und fie wird dem defto intereffanter vorkommen, der das Schwierige der Behandlung eines folchen Thema's auf der Kanzel kennt. Der *letzte* Theil diefes Vortrags, die Gegenmittel enthaltend, befriedigt am wenigften, da er nicht tief genug eingeht und — wie es dann gewöhnlich gefchieht — zu viel declamirt. In dem *erften* Theile, worin die Gefallfucht befchrieben wird, fcheinen einige Stellen gegen die auf heiliger Stätte nothwendig zu beobachtende Delicateffe zu verftofsen, als: „beobachtet nur jene Perfonen — wie beeifern fie fich nicht, *ihre Reize zu offenbaren, bald fie gleichfam wie durch einen geheimen Schleier durchblicken zu laffen, bald fie offener zur Schau zu tragen* u. f. w. Darauf wird Klage geführt, dafs die Gefallfucht felbft in der Kirche fichtbar werde — *„wo fie die Schauer des Unfichtbaren zu Boden fchlagen follten."* Die *Schauer* find nicht mehr als ein Wort. Der Sinn bleibt dem Hörer dunkel. Diefer Mangel an Klarheit in einzelnen Wendungen der Rede ift uns mehrmals aufgefallen, z. B. „wir fehen noch immerfort *am Himmel täglich wandelnde Geftalten* vorüberziehen" S. 207. Auf den folgenden Seiten ift die Schilderung des Wechfels aller Dinge nicht ohne Tautologie. Doch wegen diefer und anderer Ausftellungen, die zu machen wären, dienen dem Vf. die in der Vorrede angeführten Umftände allerdings zur Entfchuldigung.

g. b.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig u. *Altenburg*, b. Brockhaus: *Converfations-Lexikon, oder encyklopädifches Handwörterbuch für gebildete Stände.* Dritter Band. Dritte Auflage des erften bis vierten Bandes. D bis F. 1815. 920 S. Vierter Band. G und H. 871 S. 8. (S. die Rec. Jahrg. 1811. No. 46.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LANDSHUT, b. Hagen: *Über den Wirkungskreis eines Landgerichts im Königreich Baiern*, von *J. Rheingruber*, Landrichter zu Pfaffenhofen. 1814. 2 Bände. 1416 S. 8. (7 Gulden.)

In wortreicher Fülle verbreitet sich die Vorrede über die Wichtigkeit der allgemeinen Landgerichtspraxis für alle Staatsbeamten, um auf die dringende Nothwendigkeit eines akademischen Lehrcurses darüber hinzuleiten. — Es ist dabey nicht undeutlich ausgedrückt, dass für alle Staatsgeschäfte gleichsam erst durch vorstehendes Werk das Licht angezündet, und der baierischen Regierung die Pflicht auferlegt sey, auf der Universität Landshut für den Vf. einen eigenen praktischen Lehrstuhl zu errichten. Die jungen Baiern könnten auf diese Weise nicht bloss theoretisch, sondern auch praktisch ausstaffirt, also vollkommen ausgebildet, und mit einem sichern Leitstern versehen, die Universität verlassen.

Baiern besitzt schon ähnliche ältere Werke über die *praxis aurea*, z. B. von *Ertl*, *Prechtl*, *Chlingensberg*, *Rottmanner* u. A., keines aber mit einem so prahlenden Aushängeschilde. Freylich mag es ehedem nicht gewesen seyn wie heute: „denn welche Stelle, sagt der Vf. S. 18, kann eine Wirkungssphäre von 16 Hauptabtheilungen und 200 Unterabtheilungen der ungleichartigsten Gegenstände aufweisen, als ein Landgericht in dem Lande der Agronomie — dem gegenwärtigen Baiern"!! — Vor so viel Ab- und Unter-Abtheilungen der Geschäfte möchte man freylich zurückschrecken, und Hn. *R.* Dank wissen, wenn er aus einem solchen Labyrinthe glücklich führt. Staunen müssen wir aber auch zugleich, wie sich die baierische Staatsmaschine unter solchen Verhältnissen regelmässig fortbewegen könne. Diess veranlasst uns, diesen zwey dickleibigen Bänden eine grössere Aufmerksamkeit zu widmen, als sie wirklich sonst verdient hätten.

Die Einleitung beginnt wie ein Declamatorium: „Der Zweck des Daseyns des Menschen als vernünftigen Sinnenwesens besteht in dem höchst möglichen Genusse dieses Daseyns, nach dem Gebote der durch reine Gottesreligion und Sittlichkeit geleiteten Vernunft." — Dann wird über Recht und Sittlichkeit das Nähere entwickelt: „Ihr kategorischer Imperativ enthält nicht bloss das Verbot des Rechts-Imperativ, sondern u. s. w." Bey dem Recht wird ein Abstecher nach dem Felde der Processordnung genommen. Auffallend ist uns hier die Darstellung, dass wegen einer streitigen Summe von 60 fl. die gewöhnlichen Schriften und Termine eine Zeit von 11 Monaten unausweichlich erfodern, ehe nur die erste Sentenz erfolgen kann. Also mögen einem in diesem Lande bis zum Ende eines Processes immer graue Haare wachsen. Hr. *R.* schlägt daher abgekürzte Termine, Vergleichscommissionen wie in Dänemark, vor. — Über Staatszweck, Finanzwirthschaft, Militärmacht werden nun viele Phrasen angebracht. So erreicht man den I Theil und das 1 Capitel: *Statistischer Überblick des Königreichs Baiern, und Darstellung der Staatsverwaltungs-Zweige mit ihrer Wirkungssphäre im Allgemeinen.* Nichts anderes erfahren wir dabey, als was theils das baierische Staats-Handbuch von 1813, theils die neuen Geographieen von Baiern enthalten, dass Baiern 1770 Quadratmeilen, und 3,565000 Einwohner zähle, dass 177 Städte, 412 Märkte, 30,000 Dörfer sammt Schöffern und Weilern sich vorfinden; — dass seine grösste Länge 76, und die Breite 70 deutsche Meilen betrage; dass Baiern in 9 Kreise getheilt, und seit dem 1 May 1808 mit einer Constitution versehen sey. — Wie im bemerkten Staats-Handbuche wird §. 1 das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten mit seinen Sectionen aufgeführt, §. 2 das Ministerium der Finanzen, §. 3 das Ministerium des Inneren, §. 4 das Justizministerium, §. 5 das Kriegswesen, §. 6 der Wirkungskreis des geheimen Rathes, §. 7 die 9 General-Kreiscommissariate, worunter die Polizeydirectionen und Polizeycommissariate, dann die Landgerichte und Districtsadministrationen der Stiftungen und Communen stehen, §. 8 der Oberstrechnungshof, die General-Salinenadministration, General-Bergwerksadministration, unmittelbare Münzcommission, General-Forstadministration, General-Zoll- und Maut-Direction, General-Direction des Wasser-, Brücken- und Strassen-Baues, unmittelbare Steuer- und Kataster-Commission, Redaction des allgemeinen Regierungsblattes, General-Lottoadministration, Centraladministration der ehemaligen Johanniter-Ordensgüter, Brauwesen-Administration, Staatsschulden-Tilgungscommission, die 9 Finanzdirectionen, Ronlämler u. s. w. §. 9 sagt, dass das Reich in Ansehung der Katholiken in 9 Bisthümer, und in Ansehung der protestantischen Kirche in General- und Districts-Dekanate getheilt sey. §. 10 führt von der Justiz an, dass ein Oberappellationsgericht zu München die letzte Instanz vorstelle, jeder Kreis aber zur zweyten Instanz ein Appellationsgericht habe; dass es dann noch Wechselgerichte, Stadtgerichte, Landgerichte und Patrimonialgerichte gebe.

§. 11 handelt vom Generalauditoriat, als oberster Militär-Justizstelle, von dem Kriegsökonomierathe und der General-Lazarethinspection. §. 12 erwähnt die Akademie der Wissenschaften, die der bildenden Künste, die 2 Universitäten Landshut und Erlangen, die Studienanstalten in den 15 grösseren Städten des Reichs, die Studienschulen und weiblichen Erziehungsinstitute, die 6 Schullehrer-Seminarien, das Cadettencorps in München, die 3 landärztlichen Schulen, die Central-Veterinärschule, die Leihhausanstalt, und die Armen-Krankenanstalten. — Im 2 Cap. lernen wir dann den *Wirkungskreis eines Landgerichts im Allgemeinen* kennen. Er umfasst 1) die Verwaltung der Justiz und Polizey; 2) die Erhebung der daraus fliessenden Gefälle und Taxen; 3) die Einnahme der Depositen und Führung der Vormundschaftsrechnungen; 4) die Bestätigung und Siegelung der Contracte, Errichtung der Briefe; 5) Beschreibung und Schätzungen der Schäden zur Begründung der Nachlässe an Abgaben; 6) die Aufnahme der Gemeinderechnungen; 7) die Kirchengeschäfte: darunter sind verstanden die Besorgung der *jura circa sacra*, der Kirchenpolizey, der Güter der Geistlichen, der geistlichen Verlassenschaften, des Kirchenbaues, Concurrenzwesens dazu, des Schulwesens; 8) die Aufsicht auf Strassen, Wege und Brücken, und Wassergebäude; 9) die Einwirkung auf das Rechnungswesen des Rentamts; 10) die Gegenstände, die durch den Jahresbericht bezeichnet sind. Darunter erscheint im 3 Cap. folgende Generalübersicht: 1) Landeshoheit- und staatsrechtliche Gegenstände. 2) Statistische Gegenstände. 3) Staatswirthschaftliche Gegenstände. 4) Polizeysphäre. 5) Sphäre der nicht streitigen Gerichtsbarkeit. 6) Sphäre der streitigen Gerichtsbarkeit. 7) Criminalgerichts-Sphäre. 8) Finanz-Gegenstände. 9) Communalwesen. 10) Allgemeine Militärgegenstände. 11) Militärconscriptions-Gegenstände. 12) Kriegs- und Marsch-Gegenstände. 13) Geistliche und Kirchen-Gegenstände. 14) Commissionsgegenstände. 15) Registratur- und Kanzley-Gegenstände. 16) Rechenschaftsjahrsberichte, und Berichte über besondere Ereignisse. Im 4 Cap. werden die 200 Unterabtheilungen davon aufgeführt. Man sieht daraus, dass die Schreibereyen, Tabellenmachereyen, Verwirrungen ins Unendliche gehen müssen. Der Vf. gesteht selbst S. 114: „Aus dem bisher Angeführten lässt sich die Thatsache leicht erklären, warum die Landgerichte selbst bey dem eifrigsten Bestreben (und sammt dem zahlreichen Personale von einem Landrichter, 2 Assessoren, 1 Actuar, einer Menge Prakticanten und Schreiber) den Foderungen so vieler heterogener Oberbehörden nicht entsprechen konnten, und auch nie entsprechen werden." — Und doch findet Hr. *R.* diese Verfassung vortrefflich, und glaubt, es bedürfe nur, den Bezirk eines Landgerichts kleiner zu machen, nämlich statt der bisherigen 12—20 Quadratmeilen und 20,000 Seelen den Flächenraum auf 4 Quadratmeilen, und 6000 Seelen zu beschränken. Wie kann er eine Verfassung vortrefflich nennen, die schon beym Anblick alle Übel an der Stirne trägt? Es fällt uns dabey die Scene aus dem Lustspiele — Alles in Einem — ein, wo der Fremde einen ihm zuerst im Dorfe begegnenden Mann um den Bürgermeister fragt. „Herr, das bin ich," war die Antwort. Er fragt ihn dann nach dem Wirthe. „Das bin ich auch." — Nach dem Schullehrer. „Das bin ich auch." Dann nach dem Kirchendiener. „Das bin ich auch." Nach dem Barbier. „Das bin ich auch, und zwar Schröpfer, Aderlasser und Klystirer." — Dann nach dem Hirten. „Das bin ich auch, und zwar Kuh-, Pferd-, Schwein- und Schaf-Hirt." Also Alles zusammen!! Der Unterschied besteht nur darin, dass statt des Lustspiels hier ein Trauerspiel erscheint, wenn man nämlich jedes Landgerichtshaus von einer Menge Bürger und Bauern stets umlagert sieht, sieht wie sie grösstentheils nach hartem Warten bis späten Abend wieder unverrichteter Sachen abziehen, und so von einem Tage zum anderen Zeit, Geld und Ruhe verlieren. Die sonst weise baierische Regierung wird sicher nicht den Rath des Hn. *R.* befolgen, sondern darin fortfahren, was sie schon bey den höheren Behörden gethan hat, nämlich das Justiz- und Criminal-Wesen von der übrigen Verwaltung sondern. Die Landgerichte stellen eigentlich Untercommissariate eines Kreises vor. Der Bezirk soll in diesem Betrachte eher vergrössert als gemindert werden. Jeder solcher vergrösserte Bezirk als Untercommissariat wäre dann für Justiz- und Criminal-Wesen in 2-3 Cantone zu theilen, wovon jeder einen Cantonsrichter hätte u. s. w. — Diess würde für alle Fälle eine einfachere und weit zweckmässigere, für Staat und Unterthanen minder kostspielige Geschäftsbehandlung hervorbringen.

Im II Theile liest Hr. *R.* von S. 120 — 147 ein Capitel über den *Wirkungskreis der Staatswirthschaft*, das wir billig überschlagen können. Im 2 Cap. geht er auf die *baierische Landwirthschaft* über, und zwar hauptsächlich auf die Ursachen, warum, wie er sich S. 149 ausdrückt, „Tausende der Landbebauer selbst bey gesegneten Erndten dennoch hungern, dass sie kaum die über ein Dreyviertheil des Jahres ersehnten Früchte in die Scheune bringen, um sie sogleich zur Abführung ihrer dringenden vielen Ausgaben und Schulden um den niedrigsten Marktpreis hinzugeben, dass ihnen schon mit dem Monate März das nöthige Speisgetreid mangle, und sie bis zur kommenden Erndte von Kartoffeln und nur zu oft in einer Art von wahrer Hungersnoth ohne Früchte und Geld dahin leben müssen." Als erste Ursache davon giebt er das leidige Feudalsystem an, worin wir ihm allerdings beystimmen. Er irrt aber dabey, wenn er behauptet, Kaiser Napoleon habe durch sein Decret von Mainz aus diesem System den Stab gebrochen, indem diess beym Anfang der Revolution eine der ersten und wichtigsten Angelegenheiten der Nationalversammlung, ihr Losungswort, war. Eben so irrig unterscheidet er den emphyteutischen Nexus, gutsherrliche Jurisdiction, Scharwerk- und Zehend-Wesen davon, da alle einerley Kinder sind, alle zum Feudalreich gehören. Dieses Reich der Finsterniss hat die baierische Regierung, seit Einführung der Constitution, im Allgemeinen zerstört, indem sie Leibeigen-

ſchaft und alles daraus Entſproſſene aufhob, und alle grundherrlichen Rechte für immer ablösbar erklärte. Doch, wie der Vf. richtig bemerkt, und wir bey einer anderen Gelegenheit rügten, bleibt der Regierung der Vorwurf, daſs ſie mit den Lehen und Lehenverhältniſſen nicht eben ſo groſsmüthig und gerecht verfahren, und nicht alle Lehenbarkeit, als mit dem jetzigen Zeitgeiſte unverträglich, unterdrückt habe. — Daſs Hr. *R.* in Vertheilung der öden Gründe, Haiden und Sümpfe, Aufhebung der Gemeindeweiden u. ſ. w. ein Hinderniſs des Aufblühens der Landwirthſchaft finden will, darüber müſſen wir für ihn erröthen, und ihn bedauern, daſs ihn ſeine aufgehäuften Acten und Papiere hinderten, die wirkliche Welt zu ſehen. Sonſt wäre ihm in jedem Winkel ſeines Vaterlandes in die Augen geſprungen, wie aus Tauſenden von öden Strecken, Haiden und Sümpfen die ſchönſten Fluren, neue Wohnungen, ja ganze Dörfer emporſtiegen, und die baieriſchen Culturgeſetze wirklich Wunder gewirkt haben. Deſswegen müſſen wir das in unſeren Blättern öfter Geſagte wiederholen, daſs ſie anderen Staaten zum Muſter dienen können. — Lächerlich ſind des Vfs. Einwürfe S. 165: „weil die Wieſen in ganz Baiern mit den Ackergründen in gar keinem Verhältniſſe ſtehen, könnten nur die Gemeinweiden den Viehzügel erhalten." Wir könnten billig fragen: Welchen? Wäre Hr. *R.* aus ſeinem Landgerichtsbezirke in andere Länder gekommen: er hätte bald ſich überzeugt, daſs man den ſchönen und zahlreichen Viehſtand nicht dort findet, wo das Vieh auf öden Plätzen, Haiden und Sümpfen das Futter kümmerlich ſuchen muſs, ſondern wo es im Stalle gut geflegt, gut genährt, und mit guten Raçen veredelt wird. Die Landwirthſchaft liegt noch in der Wiege, wo der Landmann ſeine Gründe nicht verhältniſsmäſsig, in ſtetem Wechſel für Getreide, künſtliche Wieſen, Fabrik- und Handlungs-Pflanzen zu benutzen weiſs, wo alſo nicht alles Land in immerwährender Cultur liegt. Nicht zweckmäſsiger konnte die baieriſche Regierung handeln, als daſs ſie die Landleute aus dem Schlafe aufgeſchreckt, durch Vertheilung der Weideplätze zu mehr Benutzung der Gründe ermuntert, und ſo wenigſtens den vierten Theil des Königreichs in mehr Cultur geſetzt hat. Warum aber die Geſetze dergleichen Gründe unter die Individuen der Gemeinde gleich vertheilen, will Hn. *R.* nicht einleuchten. Er glaubt, es müſſe dieſs nach dem Hoffuſs, oder nach der Möglichkeit, das Vieh zu überwintern, geſchehen. Darüber kömmt er auf jeder Seite mit ſich ſelbſt in Widerſpruch: denn er ſelbſt räth an, die Gebundenheit der Güter, den Hoffuſs vollends aufzuheben; er ſelbſt leugnet nicht, daſs die Individuen einer Gemeinde gleiche Anſprüche auf die Güter der Gemeinde haben; er ſelbſt geſteht, daſs das Viehüberwintern zufällig iſt, ein kleiner Gutsbeſitzer, wenn er die Brache aufhebt, künſtliche Wieſen anlegt, noch einmal ſoviel Vieh überwintern kann, als ein groſser Bauer; er ſelbſt beſtätigt, daſs die Weisheit der baieriſchen Culturgeſetze ſich darin bewährt habe, daſs vorzüglich die kleinen Gutsbeſitzer die Cultur beförderten, die öden Gründe ſogleich bearbeiteten, indem der groſse Bauer ohnehin an dem Übel krank liege, zu viele Gründe zu beſitzen, daher brachen und weiden müſſe; — er ſelbſt endlich behauptet, daſs nur die kleinen Gutsbeſitzer in Wohlſtande, hingegen alle groſsen Bauern in den elendeſten Umſtänden ſich befinden. — Wenn übrigens Hr. *R.* eine ſolche Vorliebe für Weide hat: ſo müſſen wir ihn in Wüſteneyen verweiſen, nicht in blühende Länder, wo die Cultur den Hirtenſtab ſchon längſt verbannt hat. — Als weitere Hinderniſſe des Aufſchwungs der Landwirthſchaft werden angeführt: die Güterſchätzungsart oder die Gerichtspraxis, nach welcher man bey Käufen, Übernahmen u. ſ. w. die Bauerngüter zu hoch in Anſchlag bringt, und daher dem angehenden Landmann ſchon den Weg des Verderbens bezeichnet; der Mangel eines Creditſyſtems (allerdings ein groſses Übel, indem dieſer Mangel die Landwirthſchaft aller Capitalien beraubt); der ſchwerfällige Gang der proceſſualiſchen Formen der Juſtiz, wo, nach den eigenen Ausdrücken des Vfs. S. 183, „man über den Ausgang eines Proceſſes grau wird, und ſtirbt, ohne daſs dem Richter ein Saumſal zur Laſt gelegt werden kann" (!!); der Mangel an Ackerbau-Unterricht; endlich die ungeheueren Formen, die zur Erhaltung eines Capitals von Kirchen und milden Stiftungen erfoderlich ſind, wodurch dem Landmanne auch die letzte Hoffnung, ſich und ſein Gut zu retten, benommen wäre. — Im 3 Cap. thut der Vf. Vorſchläge zur Vermehrung der *Population* und Beförderung der *Cultur*, daſs nämlich die zu groſsen Bauerngüter getheilt werden. Aber auch hierin zeigt ſich ſein beſchränkter Geiſt, indem er für das Minimum eines Guts 15 Tagwerk Feld, 5 Tagwerk Wieſen, und 6 Tagwerk Holz, alſo 26 Morgen unvermeidlich fodert!! Im 4 Cap. ereifert er ſich über die vielen *Krämer*, über die *Juden*, die den Luxus befördern, und das Geld dem Auslande zuführen. Er wünſcht daher die Äuſserung der ſchwediſchen Reichsſtände: „ein ſchwediſcher Mann ſoll ſchwediſche Fabrique tragen", auch in ſeinem Vaterlande in Anwendung gebracht zu ſehen. — Vorzüglich kümmert ihn der Verfall der Tuchmacherzunft, indem 1683 in Baiern 399 Tuchmacher mit 800 Knappen, im Jahr 1792 nur 204 Tuchmacher mit 187 Knappen oder Geſellen waren. Welche Erbärmlichkeit!! Doch ſie erſcheint noch gröſser, wenn man ſieht, wie Hr. *R.* die Mittel zur Aufhülfe von ein paar Tuchmachern in wild herum laufenden Schaafheerden finden will. Er wünſcht daher S. 226 — 227 *das ganze Oberland Baiern in einen Tummelplatz der Schaafheerden verwandelt.* — Beſonders verlangt er S. 228 *ungeheuere Schaafheerden um München als der Hauptſtadt.* Zur Gewährſchaft führt er an, daſs Kurfürſt Ferdinand Maria an ſeinen Verwalter in Schleiſsheim einmal die Frage ergehen lieſs, warum er in einem Jahre nur 13000 Schaafe gehalten habe. Leider — wie wir wiſſen — wurden ſeither in Schleiſsheim viele Tauſend Schaafe gehalten, Tauſende ſind oft in einem Jahre zu Grunde gegangen; erweislich wurden darüber viele Millionen Gulden, ja noch jährlich viele Tauſende zum Fenſter hinausgeworfen. Die Früchte davon ſind

ſo in die Augen ſpringend, daſs man nur ſtaunen muſs, wie man, einer ſo ſchlechten Cameralökonomie wegen, von München bis Schleiſsheim eine Wüſte laſſen kann, während auſserdem muntere Dörfer, eine lachende Gegend erſcheinen würde. — Im 5 Cap. geht der Vf. die verſchiedenen *Steuerſyſteme* durch. Er deckt die Fehler bey dem baieriſchen Steuerproviſorium auf, indem in Anſehung der Grundſteuer der Currentwerth angenommen worden; die Gewerbſteuer ſey deſswegen mangelhaft, weil ſie zu wenige und unverhältniſsmäſsige Claſſen enthalte; eine Hausſteuer laſſe ſich gar nicht rechtfertigen, „*da das Haus die Bedingung des zu beſteuernden Gutes oder Gewerbes iſt.*" Dem neuen Steuerkataſter ertheilt er übrigens die gebührenden Lobſprüche; und geht auf ſein eigenes Steuerſyſtem *nach dem reinen Ertrage des Vermögens,* als der einfachſten Methode, über. Nach S. 268 „ſollte jeder Staatsbürger nach vorher abgelegtem Eide die Berechnung ſeines Ertrages ſchriftlich einer aus fähigen Subjecten unter Leitung des Beamten zuſammengeſetzten Commiſſion überreichen. Die Commiſſion hätte dieſen Ertrag zu prüfen. Nachdem nun mit dem Fatenten und der Gemeinde bey jeder Faſſion die Differenz in Güte gehoben iſt, ſoll der Ertrag nach dem daraus von ſelbſt reſultirenden Vermögens-Capital in das Vermögenskataſter eingetragen, und das Kataſter alle 5 Jahre einer Reviſion unterworfen werden." — Gott bewahre Baiern vor ſolchen Vermögens- und Beutel-Inquiſitionen, die nebenbey noch mehr abgenöthigte falſche Eide zu Tage förderten!! — Im 6 Cap. zeigt uns Hr. *R.*, wie die beſte *Staatsverwaltung* beſchaffen ſeyn müſſe. „Da jeder Herrſcher, ſagt er S. 278, ſo heilig ſeine Perſon iſt, doch immer ein an Kenntniſſen und Erfahrung beſchränkter Mann bleibt: ſo ſoll die Staatsverfaſſung eine Pyramide vorſtellen, ſohin in einem Staate von 3 — 4 Millionen Menſchen, welche vorzüglich von der Landwirthſchaft leben, aus einem einzigen dirigirenden Miniſter mit den untergeordneten, das Miniſterium conſtituirenden Directoren beſtehen." Und da nach S. 281 „der diplomatiſche Glanz nur einen Mann von anſehnlicher Geburt auf dieſen Poſten ſetzen kann, welcher theils wegen ſeiner früheren diplomatiſchen Bildung, theils wegen ſeiner glücklichen Familienverhältniſſe, nie bis zur niedrigſten Stufe der Bedienſtungen (!) herabſtieg, um da aus der Quelle fruchtbare Kenntniſſe und Erfahrungen in allen Staatsverwaltungszweigen zu ſammeln u. ſ. w.: ſo ſoll dieſes ſo weſentliche Bedürfniſs durch einen dem Miniſter untergeordneten Generaldirector der Staatsverwaltung — (dem Anſchein nach durch einen ſolchen Mann wie der Vf., die *praxis aurea* gleich dem goldenen Reichsapfel in der Hand tragend) — ausgefüllt werden." — Noch wiſſen wir nicht, ob dieſes Spaſs, oder wirklicher Ernſt ſeyn ſoll! — Cap. 7 lärmt wieder über die zu groſsen *grundherrlichen Foderungen,* da ſie die Landwirthſchaft vollends erdrücken. Cap. 8 appellirt daher an die *Forſtwirthſchaft*, daſs ſie der Landwirthſchaft zu Hülfe komme, in den Waldungen die Weide (die liegt Hn. *R.* gar ſehr am Herzen!) und das Streuſammeln geſtatte. — Lauter Dinge nach Form der germaniſchen Wälder! — So hätten wir uns denn aus dieſer ſchrecklichen Staatswirthſchaft herausgewunden! Leider aber bedroht uns Hr. *R.* noch mit einem eigenen, noch ausführlicheren Werke über Baierns Staaswirthſchaft! —

Im II Abſchnitte — von der *Polizey* — vernehmen wir, daſs Baiern keine umfaſſenden Polizeygeſetze, keinen Polizey-Codex beſitze. Der Vf. hat daher nur aus allen den Hunderten von alten und neuen Polizey-Verordnungen Fragmente geſammelt. Im Capitel über *Sicherheit* kömmt zuerſt die Gensd'armerie zur Sprache, die den vorigen Sicherheits-Cordon vertritt, aus 344 Mann Cavallerie und 1332 Mann Infanterie beſteht. Der Vf. ſcheint ihr keinen Vorzug einzuräumen, theils weil es ein fremdartiges Inſtitut iſt, — theils nicht ſelten in eine koſtſpielige Verköſtigung ausartet u. ſ. w. Freylich wäre dann nur eine neue Geiſsel für den Bürger und Landmann ins Leben gerufen, und der ächte Zweck nicht erreicht. — Die Engländer mögen vielleicht nicht ganz Unrecht haben, ſich lieber mit einer etwas unvollkommneren Polizey zu begnügen, als ihre Freyheit mit einer Gensd'armerie aufs Spiel zu ſetzen. Zur Sicherheitspolizey rechnet der Vf. noch die Gerichtsdiener und Gemeindevorſteher. Erſtere (nach dem gewöhnlichen Namen, Schergen) nennt er die tauglichſten Spürhunde; ſie ſind auch immer mit groſsen Fanghunden verſehen. Die Gemeindevorſteher wechſeln alle 3 Jahre, und machen mit den 2 Älteſten der Gemeinde den Gemeinderath. Dieſer ſtellt eine Art Friedensgericht vor, und kann kleine Vergehen beſtrafen; doch darf die Strafe nicht über einen Gulden, und der Werth der Beſchädigung nicht über 3 Gulden betragen. Alle Monate muſs der Gemeindevorſteher einen Rapport an das Landgericht erſtatten. Unter ihm ſtehen die Dorfwache, Nacht- und Flur-Wache. Alles dieſes iſt löblich, wenn es in der Ausübung genau beobachtet wird. Auf gleiche Weiſe werden die Vorſchriften der Feuerordnung und Brandverſicherungsanſtalt dargelegt. Aber alles ſcheint ſich ſchöner auf dem Papier auszunehmen, als in der Wirklichkeit. Bey wenigen Dörfern findet man, wie wir wiſſen, Löſchanſtalten, und das Brandverſicherungsinſtitut bedarf groſser Verbeſſerungen. Man hat hundert Schwierigkeiten bey Vergütung der Brandſchäden u. ſ. w. In Anſehung der Flurwachen behauptet der Vf. mit Recht, daſs ſie von äuſserſter Wichtigkeit und Nothwendigkeit, aber leider beynahe nicht im Gebrauche ſeyen. Übrigens handelt er hier noch von der Aufſicht über die Märkte, macht aufmerkſam auf das ſchädliche Hauſiren und allerley Unterſchleife, und zeigt dann die Formen bey dem Paſsweſen. Dieſes Paſsweſen iſt, nach unſerer Meinung, leider zu einer entſetzlichen Plage der Reiſenden erwachſen. Wie wenig es aber in der That nütze, mag aus den neueſten Geſchichten der Räuberbanden zu entnehmen ſeyn, wovon die Individuen immer mit den beſten Päſſen verſehen waren; und dadurch die Aufmerkſamkeit auf ſie nur leichter von ſich abwenden konnten.

(*Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LANDSHUT, b. Hagen: *Über den Wirkungskreis eines Landgerichts im Königreich Baiern*, von *J. Rheingruber* u. f. w.

(*Fortfetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenfion.*)

Im 2 Cap. über die *Gefundheitspolizey* bemerken wir mit Vergnügen, dafs bey jedem Landgerichte ein mit 600 Gulden befoldeter ordentlicher Arzt angeftellt, und ihm die Leitung der Gefundheitspolizey im Zufammenhange mit den höheren Medicinalbehörden anvertraut ift. Man wollte auch Landärzte aufftellen, wahrfcheinlich um das Bartfcheeren von der Chirurgie zu trennen. In der Ausführung fcheint es aber Schwierigkeiten gefunden zu haben. Für die Geburtshülfe giebt es auch auf dem Lande überall geprüfte Hebammen. Nach Ausfage des Vfs. follen fie nicht felten eine wahre Geifsel für die Gebärenden feyn, grofse Koften, oft auch fchrecklichen Unfinn veranlaffen. Das Augenmerk der Regierung war nicht minder auf Vermehrung der Apotheken auf dem Lande, auf Bildung von Thierärzten gerichtet. Allein in Anfehung der Letzteren mag es fehr traurig ausfehen, indem der Vf. das Geftändnifs nicht unterdrücken kann, dafs die Curen des Viehes (häufig auch der Menfchen) beynahe allgemein den Schindern (auch Scharfrichtern) überlaffen find!! Bey dem Artikel über Abwendung epidemifcher Krankheiten berührt der Vf. die Schutzpockenimpfung, die in Baiern *gefetzlich* eingeführt ift. Diefs verdient von allen Staaten nachgeahmt zu werden. In Anfehung der Todten oder Scheintodten räth derfelbe verfchiedene Vorfichtsmafsregeln an, wovon das allgemeine Dafeyn der Leichenhäufer die ficherfte wäre. — S. 414, wo von der Sorge für Schwangere die Rede ift, fagt der Vf.: „Befondere Aufmerkfamkeit des Staats aber verdient das fo äufserft traurige und bisher fo wenig gewürdigte Schickfal der unehelich Schwangern u. f. w." Leider feufzt in diefer Hinficht ganz Deutfchland unter noch fehr barbarifchen Verhältniffen — und zwar fowohl in Anfehung der Gebärenden, als der dabey vorkommenden Strafen, Proceffe, und der meift unglücklichen Kinder. — Mit den von Hn. *R.* vorgefchlagenen Gebärhäufern in den 9 Kreisftädten möchte im Ganzen noch nicht viel geholfen feyn. — Bey der Sorge für Neugeborne bringt er das Taufen in den Kirchen als fchädlich in Anregung, nicht minder das zu frühe Anftrengen der Kinder zur Arbeit. Er rühmt, wie billig, das Dafeyn eines Taubftummen-Inftituts in Freyfing. Von der Sorge für gefunde Nahrungsmittel, gefunde Wohnungen, reine Luft, zweckmäfsige Kleidertracht, Vergnügungen u. f. w. das Gewöhnliche! — Cap. 3 zergliedert den baierifchen *Schulplan*, von dem in diefen Blättern fchon öfter die Rede war. Der Vf. behauptet, dafs alle Geiftlichen zugleich Schullehrer feyn follten: denn, fagt er S. 445, „am dringendften beweift die Nothwendigkeit der Realifirung meines Vorfchlags der Umftand, dafs in Baiern die bedeutendften Dörfer und ganze Gegenden weder Schullehrer, noch ein Schulhaus befitzen, wo alfo die Kinder wie Wilde aufwachfen." Weife fcheinen die Culturgefetze entgegen gekommen zu feyn, da fie nach S. 448 alle Cultur-Straffälle den Schulen jedes Orts zugewiefen, und von jeder Abtheilung der Gemeinweide der Schule in der Gemeinde, felbft wenn noch keine exiftiren follte, einen gleichen Antheil zufprechen. — Im 4 Cap., von der *Nahrung*, rügt er, dafs in Baiern im Durchfchnitte nur 1015 Menfchen auf eine Quadratmeile gehen, und doch fodert er hartnäckig zu jeder Anfiedelung die oben befchriebene Zahl von 26 Morgen. Richtiger fieht er bey den Dienftboten S. 475: „3 Jahrhunderte find alle Zeugen, dafs Verordnungen über Taxationen des Liedlohns das Schickfal derjenigen Verordnungen hatten, dafs fie, weil fie Gegenftände in Anfpruch nahmen, worüber die Natur und Concurrenz fich allein das Difpofitionsrecht vorbehalten haben, im Momente der Publication der Vergeffenheit übergeben, und nirgends befolgt wurden." — Dann wird ein Langes und Breites von den Gewerben gefprochen. Wir fehen daraus, dafs Zunftzwang noch im vollen Schwunge, und die Polizey-Ordnung von 1616 noch überall die Führerin ift. In neueren Zeiten wurden die Wanderfchaften ins Ausland aufgehoben, und bey den Handwerksgefellen, denen man fie erlaubte, Wanderbücher eingeführt. Die Regierung ertheilt zugleich nach Umftänden Gewerbeconceffionen, die zwar nur perfönlich find, aber wegen der Willkühr bey Verleihung derfelben viele Klagen veranlaffen. In Anfehung der Handwerks- und Gewerbe-Gerechtigkeiten hat die Regierung den Verkauf in etwas befchränkt. Bey Fleifch-, Brod-, Bier-Verkauf u. f. w. beftehen Taxen. Man ift alfo nach unferer Anficht bey dem fo wichtigen Artikel der Induftrie und Gewerbe nicht weit vorgerückt! — Hr. *R.* macht fogar S. 481 die Bemerkung dazu: „Es fcheint Baierns Wohlftand mehr zu frommen, dafs die Kräfte auf den Ackerbau, als auf die Gewerbe, hingeleitet

werden." Eben ſo auffallend, wie dieſe, iſt ſeine Bemerkung über die Fabriken S. 593: „indeſſen verdienen einzelne mit eigenen Familien beſetzte Gewerbe nach ächten Grundſätzen der Staatswirthſchaft wegen Beförderung der Population immer vor den Fabriken und Manufacturen den Vorzug." Alſo keine Fabriken! — Ein Staat weiſs ſeine Bürger nicht anders in Thätigkeit zu bringen! Was eine Maſchine in groſser Zahl von ſelbſt bewirkt, darüber ſollen immer 20 Männer klopfen und ſchwitzen!! — Bey dem Handel weiſs er ebenfalls nichts weiter anzuführen, als die nachtheilige Vermehrung der Kleinkrämer, das Schädliche des Hauſirens. In Anſehung der Sorge für Wohlfahrt und Güte der Lebensmittel werden fleiſsige Viſitationen auf den Märkten und Aufrechthaltung des nöthigen Maſses und Gewichts empfohlen. Wir erfahren zugleich, daſs Baiern ein gleiches Maſs und Gewicht hat, welches immer ſehr wohlthätig, und für ganz Deutſchland wünſchenswerth iſt. Am Schluſſe dieſes Capitels wird auch von Herſtellung und Unterhaltung der Communicationswege — als einer allerdings ſehr wichtigen Sache — geſprochen. Schade, daſs die Ausführung dem Wunſche nicht zureichend entſprechen will. Hierauf kömmt der Vf. auf die Armenanſtalten, die in allen Bezirken eingeführt werden ſollen. Auch dieſes wäre ſehr löblich! — Das Salpeterweſen als Regale fügt der Vf. hier an. Es ſcheint, ungeachtet neuerer Milderungen, noch groſsen Druck für die Unterthanen zu veranlaſſen. Bey dem darauf angereihten Ziegel- und Kalk-Brennen geht es beſſer, indem ſeit einigen Jahren hiebey volle Freyheit Statt findet. Endlich von den Pottaſchen-Siedereyen, worüber Patente ertheilt werden.

III Abſchnitt. *Über die Strafgeſetzgebung in einem agronomiſchen Staate.* Der Hauptvorſchlag iſt S. 636: „Die Gefängniſs-Strafe auf die möglichſt kurze Dauer zu beſchränken, dagegen ſie nach dem Grade des Verbrechens oder Vergehens durch härtere Arbeit, Minderung der Koſt, oder körperliche Züchtigung zu ſchärfen." Der Vf. findet dieſes der Erfahrung gemäſs nothwendig. „Von *ſo manchen* der unterſuchten Verbrecher ward ihm, nach S. 625, auf die gewöhnlich zu ſtellende Frage, ob er ordentlich verpflegt werde, und keine Klage habe, geantwortet, daſs er auf allem wohl zufrieden ſey, und im Gefängniſs weit beſſer und ſorgenfreyer ernährt werde, als auſser demſelben u. ſ. w. — Wie gleichgültig endlich derſelbe ſey bey der Ankündigung einer mehrjährigen Zuchthaus-Strafe, vielmehr ſich ſchon während der Verhöre laut und wiederholt äuſsere, er fürchte das Zuchthaus nicht, weil er wiſſe, daſs er dort bey mäſsiger Arbeit ordentlich und ſorgenfrey verpflegt werde, und dort die Woche zweymal Fleiſch erhalte, dagegen er in ſeinem Stande (als Bauer) ſonſt das Jahr hindurch, auſser den 3 heiligen Zeiten, nie Fleiſch erhielt." — Dieſes Bild des äuſserſten Elends des Bauernſtandes wird noch gräſslicher S. 637: „Es iſt wirkliche Thatſache, die vielleicht mancher Criminalrichter mit mir aus eigener Erfahrung beſtätigen kann, daſs ſo mancher Brave' aus dem Volke, der unter beſtändigem Kummer und beiſsenden Nahrungsſorgen bey den beſchwerlichſten Arbeiten nicht Brod genug für ſich und ſeine Kinder hat, nach dem glücklichen Looſe und der Koſt des Züchtlings ſich ſehnt." Übrigens räth der Vf. zur Verminderung der Verbrechen öfteres Streifen und gute Sicherheitsanſtalten an. Denn, ſagt er S. 639, „als ich im J. 1803 als Landrichter nach Pfaffenhofen geſetzt wurde, war in dem ganzen Landgerichts-Diſtricte, wie es notoriſch iſt, die Unſicherheit ſo groſs, daſs Raubmord, Straſsenraub, nächtliche Einbrüche, gewaltthätige Diebſtähle bey Tag und Nacht an der Tagesordnung waren, und kein Reiſender ohne groſsen Schrecken und Gefahr die vielen das Landgericht durchkreuzenden und durch lange Waldungen führenden Landſtraſsen durchreiſen konnte." Mehrere organiſirte Polizeycorps und öftere Streifen führten nach S. 640 die Sicherheit in dem Grade herbey, daſs ſeit dieſer Zeit die Verbrechen ſehr ſelten wurden — welches für Hn. *R.* gewiſs verdienſtlich bleibt. — Cap. 5 ſucht er zu beweiſen, wie nothwendig die Strafe des gegründeten Verdachts ſey — (immer etwas gewagt, beſonders ohne ein Geſchwornen-Gericht), und im 6 Cap., daſs nach obigen Grundſätzen die Strafinſtitute zu organiſiren wären, wo es alſo Hunger und Schläge nach Ungnade gäbe.

Zweyter Band. Durch die Vorrede und das 1 Cap. wird man mit der fixen Idee des Vfs. über die Wichtigkeit der nicht ſtreitigen Gerichtsbarkeit, und der groſsen Rolle eines Landrichters dabey bekannt, welche fixe Idee durch die Hälfte des zweyten Bandes durchblickt. Unter der nicht ſtreitigen Gerichtsbarkeit verſteht er die *jurisdictio voluntaria*, die eigentlich verwaltend iſt, Contracten, Inventarien den öffentlichen Glauben aufdrückt, alſo unſerer Meinung nach füglicher Gerichtsverwaltung (oder Notariat) genannt werden könnte; wogegen dann die entſcheidende oder ſtreitige Gerichtsbarkeit das Richteramt heiſsen ſollte. Nach dem Vf. iſt der Zweck der nicht ſtreitigen Gerichtsbarkeit die Prüfung und Zurechtweiſung aller Contracte und der nicht ſtreitigen Privatrechtsgeſchäfte. Er eifert daher über die allgemeine Vernachläſſigung dieſer Gegenſtände, indem ſie unter dem Namen Brieſnoteln von den Landrichtern unerfahrnen Schreibern überlaſſen werden. Es ſey nirgends ein allgemeines Protocoll (eigentlich Gerichtsjournal) vorhanden, und die verſchiedenen Protocolle gröſstentheils nicht nach den nöthigen Formen gefaſst. Indeſs ſollten, wie wir ſchon oben bemerkten, dieſe gerichtlichen Handlungen von den Landgerichten getrennt ſeyn. Denn an der erwähnten Vernachläſſigung iſt meiſt die Überhäufung mit Geſchäften Schuld. Übrigens iſt es noch eine Frage, ob der Gerichtsvorſtand eine ſolche active Rolle dabey ſpielen ſollte, als es den Vf. dünkt. Die Parteyen über ihr Intereſſe, und die dahin einſchlagenden Geſetze zu unterrichten, iſt Sache der Rechtsbeyſtände. Wenn der Gerichtsvorſtand ſchon bey Verfaſſung einer

Urkunde zu activ ist: dann kann bey einem darüber erregten Streite der Fall eintreten, dass Richter und Partey sich in Einer Person finden. — Das 2 Cap. hat die Aufschrift, als handle es von Gutsschätzungen und Gutsanschlägen; wir lesen aber dafür vom Ursprunge des Geldes, von den Silberflotten, und am Ende von dem Grundsatze, dass die Capitalsrente gleich sey der Grundrente. Diesen Grundsatz verfolgt das 3 Cap. noch weiter, wo zuerst vom baierischen Zinsfuss 5 vom Hundert, dann von den nöthigen Banken gesprochen, und mit der Phrase geendet wird: „Bey dieser Voraussetzung also dürfen Capitalsrente und Grundrente zur Bestimmung eines Werthcapitals in staatswirthschaftlicher Rücksicht gleichgestellt werden, da man jedes Capital nach den ständigen Zinsen oder dem reinen Ertrage taxirt." Nach vielen unnützen Worten erhält man erst im 4 und 5 Cap. Aufklärung darüber, was der Vf. damit sagen will. Er behauptet nämlich §. 26: „Wesentlich ist vom Grundwerthe der Kaufpreis oder Kaufschilling unterschieden. Kaufschilling als Massstab des Werthes eines Grundstückes oder Gutes aufstellen, heisst die Ordnung der Natur verkehren." Nicht der Werth einer Sache bestimmt nach seiner Meinung den Massstab des Kaufes, sondern die Freude zum Eigenthum. Hören wir darüber seine eigene Phrase S. 28: „Nach dem Grade dieser natürlichen Freude oder dieses natürlichen Strebens nach Eigenthum, dessen Rechte sich selbst in der stürmischen Nacht der französischen Revolution erhielt, und als die Grundfeste des Staats selbst von dem in England mit der Pillory bedrohten, aber entflohenen, und in Paris zum Gesetzgeber berufenen Erzaristokraten Paine laut proclamirt wurde, richtet sich auch die Summe des Kaufpreises." Wird da nicht jeder Leser ausrufen: O! — Wenn also die Käufe ohne Rücksicht auf den wahren Ertrag und Vortheil geschlossen werden, und dieses in der Regel anzunehmen ist: dann müssen auch alle Käufer in der Regel von Sinnen seyn! Wir dächten vielmehr, dass der alte Grundsatz: *tanti valet, quanti vendi potest,* nicht so leicht zu bekämpfen sey; dass von jeher die Kaufschillinge aus der Erfahrung des Ertrags, des Nutzens sich gebildet haben. Zwar lässt sich nicht leugnen, dass Umstände oder besondere Vorliebe (*pretium affectionis*) den Kaufschilling über das Gewöhnliche erhöhen können: allein diess gilt nicht als Regel, sondern als Ausnahme. Oft ist auch dieses *pretium affectionis* nur scheinbar. Z. B. es kauft Einer einen Acker um höheren Preis, weil er ihm näher liegt, seine Gründe arrondirt u. s. w.: allein eben desswegen kann er ihn auch besser bearbeiten, zu höherem Ertrage bringen. Dieser Acker hat also in seinen Händen einen höheren Werth. Felder hingegen eines einzigen Inselbewohners haben, selbst zu einem ungeheuern Ertrage gebracht, selbst wenn das Füllhorn der Ceres darauf ausgeschüttet ist, keinen Werth. — Dem Vf. sind, besonders bey Bearbeitung des Steuerprovisoriums, viele abweichende Schätzungen über das nämliche Gut vorgekommen. Diess hat in ihm eine eigene Theorie über den Capitalanschlag eines Landgutes erzeugt, mit der er uns im 6 Cap. bekannt macht. Er bestreitet hier den bisher bey Renten eines Gutes (man sieht, er meint ein herrschaftliches Gut) angenommenen Massstab, nach welchem man den beständigen Gulden der Einnahme zu 30—25, und den unbeständigen zu 25—20 zum Capital erhob. Er behauptet, dass die Gutsrente zu 5 pro Cent gelten, also mit 20 multiplicirt werden müsse; und zwar aus dem Grunde, weil von einem Capital der gewöhnliche Zinsfuss 5 vom Hundert, und diess der 20ste Theil des Capitals ist. Die Getreidepreise setzt er nach der Durchschnittssumme von 219 Jahren, und zwar einen Scheffel Weizen 9 Gulden, Korn 7, Gerste 6, Hafer 4 Gulden an. Eben so für die Küche ein Kalb 4 Gulden, ein Lamm 36 Kr., eine Gans 36 Kr., eine Ente 20 Kr., ein Huhn 12 Kr., ein Ey ½ Kr., ein Pfund Fische 12 Kr., ein Pfund Schmalz 20 Kr., ein Pfund Käse 4 Kr. Ein Brauhaus bringt er damit in Anschlag, dass er die gewisse jährliche Einnahme nach 5 p. C. zum Capital erhebt. Bey einem Ziegelstadel weicht er von seiner Methode ab, und lässt den bleibenden Einnahme-Rest nach 10 p. C. oder mit 10 multipliciren, weil, wie er sagt, „es sich hier um eine sehr ungewisse Fabrications-Rente frage." In Betreff der verschiedenen Eigenschaften der Güter bemerkt er die Verhältnisse: ein Allodialgut mit einer reinen Rente zu 150 Gulden habe einen Werth von 3000 Guld., da hingegen, wenn es mit einer Erbgerechtigkeit behaftet ist, es um ⅕ weniger gelte, also 2400 Guld.; als lehenbar um ⅓ geringer, also 2000 Guld.; als leibrechtbar ⅔ weniger, folglich 1000 bis 1100 Gulden. Er glaubt ferner S. 51, dass die Gründe eines Gutes nur *in complexu* geschätzt werden müssen, weil man z. B. Steuern, Anlagen, Gilden u. s. w. nicht auf einzelne Stücke eines Guts ausschlagen könne. Aber warum nicht? Dieser Ausschlag geschieht überall, wo man einen provisorischen oder wirklichen Kataster herstellt. Dieses ist für jede ökonomische Berechnung nothwendig. Selbst was die Arbeit jedes Morgens eines Guts kostet, muss berechnet seyn. Darüber, so wie in Hinsicht auf das, was er S. 53 über Wälder und Waldtaxationen vorbringt, können wir den Vf. auf neuere ökonomische Werke verweisen, wo diese Gegenstände weit richtiger entwickelt sind. Weil bey einem Landgute nicht selten Wittwen- und Pensions-Gehalte vorkommen: so giebt es uns eine Menge Tabellen über die bekannten Lebensdauer-Berechnungen. Er räth ferner, die grundherrlichen Ausstände bey Gutsanschlägen zu berücksichtigen: denn, sagt er S. 68, „die Erfahrung ist allgemein, dass die Grundunterthanen mit Gild und Stiften gegen alles ökonomische Verhältniss überlastet sind, folglich sehr viele derselben ihre Abgaben schlechterdings nicht reichen können." Er führt das Landgericht Pfaffenhofen als Beyspiel an. 1812 musste da alle Ausstände liquidirt werden. Die Anzahl der Restanten war 1092, und darunter meist grossbegüterte Bauern der aufgehobenen Stifter und Klöster. Die Ausstände, grösstentheils in grundherrlichen Ab-

gaben, betrugen 96000 Gulden. Blofs 3 Unterthanen ausgenommen, mufste allen Übrigen Nachlafs gestattet werden. — Der Vf. warnt zugleich S. 69, bey Gutskäufen auf der Hut zu feyn, „dafs man vorzüglich die Gildregifter durchgehe, und die Gildreichniffe mit den in den Rechnungen vorgetragenen grundherrlichen Ausftänden prüfe: denn mancher boshafte Landgutsbefitzer (die Herren Gutsbefitzer werden ihm dafür nicht Dank wiffen!) fteigert in Veränderungsfällen die grundherrlichen Reichniffe des Grundholden auch nur in blofser Abficht, um beym vorhabenden Verkaufe feines Landguts ein weit höheres Anfchlagscapital herauszuziffern zu können, ungeachtet diefe Reichniffe nur auf dem Papier erfcheinen, in der That felbft aber von dem ohnehin bis auf das Mark ausgefaugten Grundholden, wenn man ihm gleich jede Gelegenheit ablaufcht, um einen Kreuzer Ausftand zu erfchnappen, fo oft man einen dabey weifs, nie erhalten werden können." Am Ende ift noch ein detaillirter Gutsüberfchlag angefügt, worüber wir das fchon im Allgemeinen Bemerkte wiederholen müffen.

(Der Befchlufs folgt im nächften Stück.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Römische Literatur. *Marburg: Prolufio ante lectionum catalogum Marburgenfem. Semeft. Pafchal.* 1813. Hr. Prof. *Wagner* folgt bey der Anzeige der Vorlefungen auf der Univerfität Marburg der rühmlichen, fonft fehr gewöhnlichen Sitte, ftatt einer leeren *allocutio ad Commilitones*, welche, wofern nicht die Profefforen der Beredfamkeit durch Localverhältniffe darauf befchränkt find, weder ihnen noch ihrer Univerfität Ehre bringt, einige Stellen aus alten Claffikern kritifch zu behandeln, die wir mit Beurtheilung auch in unfere J. A. L. Z. niederzulegen für Pflicht halten.

Zuerft nimmt er fich *Tacit. Ann. III*, 22 (nicht I, 22, wie durch einen Druckfehler fteht) *alios teftes illexit ad proferenda, quae velut reticere voluerat*, an. Hr. *W.* erklärt mit *Ernefti* diefe Stelle für verdorben, und ftreicht *velut*, das er durch ein Verfehen des Abfchreibers, rückfichtlich auf *voluerat*, entftanden glaubt, aus; aber er fetzt dafür *Senatum*, und beweift hinlänglich, dafs, da *Senat.* kurz vorhergeht, Tac. die Wiederholung deffelben Wortes nicht immer vermieden habe. Rec. kann das *velut* nicht verdammen, es fcheint ihm ganz an feiner Stelle zu feyn. *Ernefti* giebt es fehr gut durch *quae ante fimulaverat, fe reticere velle*, der es auch nur darum gegen *Brotier*, fchon irregeleitet durch *Acidalius*, dem *Pichena* abgeborgte, Conjectur *reticeri*, für verdorben hielt, weil ihm nach feinem, oft überfeinen Ohre (wie bey *ac* und *atque*), *velut voluerat* kakophonifch zu feyn fchien. Eher hätten wir erwartet, dafs Hr. *W.* fich weiter verbreitet, und über *proferenda* etwas gefagt hätte. Die MSS. haben hier (*vid. Gronov. Ed.*) *profenda*, woraus man leichter *profanda* machen könnte, was in Hinficht auf *reticere* recht gut paffen dürfte; oder über die Lesart der Codd. *reicere*, welches (*reiicere*) *Pichena* mit *Julius Nellius* in den Text nahm. — Die zweyte Bemerkung trifft die vielgedeutete Stelle *Hift. I, 71 fed ne hoftis metum reconciliationis adhiberet, ftatim — habuit.* Hr. *W.* fchlägt vor: *fed in hofte mutuam reconciliationem adhiberet;* und erklärt es: *non, quafi ignofceret, fed, quafi cum eo, qui fe non inferior loco, fed fibi par effet, hoftis vero partes hactenus egiffet, in gratiam rediret.* Der Zufammenhang dürfte nichts Erhebliches gegen diefen Sinn haben, wohl aber die Textes-Kritik. Sah denn Hr. *W.* nicht, dafs der Cod. *Flor.* (vid. Pichena), *Agric.* (v. Ryck.), *Bud.* (v. Rhen. et Oberl.), Codd. *Pariff.* (v. Lallem. et Anquetil), Ed. pr. *Spirenfis*, im Allgemeinen in folgender Lesart, welche *Ryckius* und neulich noch *Anquetil* beybehielten, übereinftimmen: *Sed ne hoftes metueret conciliationis (es) adhibens?* Nach unferer Meinung kann der Stelle nach diefer *fcriptura Codd.*, auf die man nothwendig zurückgehen mufs, fo geholfen werden: *Sed ne hoftes metuerent (re) conciliationes, adhibuit ftatim inter intimos amicos.* Die Abfchreiber konnten fich hier leicht irren, indem fie durch Verfehen das Wort *adhibuit*, oder *habuit* doppelt fchrieben. Rec. befitzt aus dem Nachlaffe des verewigten *Heyne* einige *notulas* über den Tacitus, wo der würdige Mann die Stelle fo erklärt oder conftruirt: *Et Otho ftatim — habuit, non quafi ignofceret, fed ne hoftis adhiberet (hoc fi non ignofceret,) metum (h. e. tamquam cauffam metus) reconciliationis (cur non fideret Othoni, exemplo eius, quod in Celfum is ftatuiffet).* — Es folgt *Suet. Nero c. 20 excellentiffimo cultu pueri.* Schon *Graev.* und nach ihm *Burmann* und *Ernefti* hielten *pueri* für unächt oder verdorben. Hr. *W.* ift derfelben Meinung und fchlägt dafür *mundi* vor. Rec. ift nicht abgeneigt, zu glauben, dafs in *pueri* ein Adjectiv oder Particip verborgen liege. Nur kann er fich nicht überzeugen, dafs es *mundus* fey. Dafs *mundus cultus* (was aber weiter nichts heifst, als ein *fauberer, reiner Anzug*) vorkomme, lehrt fchon das fchellerifche Lexic., und aus ihm Hr. *W.* Den Beweis aber, wo aufser dem *Ennius ap. Feft. mundus cultu* oder *aliqua re* vorkomme, hat er nicht geführt. *Pueri* kann wegen des vorhergehenden *adolefcentulos* nicht gut geduldet werden. Man fchreibe entweder *puerili*, oder fuche in diefem Worte ein Adjectiv, etwa *induti*, wie vorher *infignes*, oder mit *Ernefti culti (induti, ornati)*, und mache aus *pueri* die von Citherfpielern gebräuchliche *palla. Ovid. Faft. II*, 107. *Auct. ad Heren. IV*, 47 *palla inaurata indutus.* Es fcheint wenigftens in *pueri* ein fpecieller Schmuck zu liegen, da *coma* vorhergeht und *annulus* folgt; was fchon *Ern.* bemerkte, indem er nicht fchlecht *purpura* vorfchlug. Ebenfo liegt gewifs in dem *fine* vor *annul.* irgend ein bezeichnendes Beywort, fo wie es die früheren Subft. mit fich führen; und das *ac* der MSS. ift gewifs ächt, wofür unfere Edd. *nec* haben. — Die letzte Bemerkung trifft den Anfang des 31 Cap. der Rede *Cicer. pro Mil.* Hr. *W.* bemerkt fehr richtig, dafs *neque* in diefer Stelle auf den ganzen Satz zu beziehen fey, und will die Worte von *eft*, *eft — praecl. motu* fragend interpungiren, indem er Beyfpiele anführt, dafs die Frage oft die Stelle der Verneinung vertrete. —

Die ausführliche Anzeige, die wir diefen gut vorgetragenen Bemerkungen gewidmet haben, mag dem Vf. ein Beweis feyn, wie fehr wir ähnliche Fortfetzungen wünfchen, die, wenn gleich in ihren Theilen nicht immer haltbar, doch den Gegenftand der Unterfuchung feiner genaueren Entwickelung näher bringen. G † Sd.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Landshut, b. Hagen: *Über den Wirkungskreis eines Landgerichts im Königreich Baiern*, von *J. Rheingruber* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Das 7te Capitel widmet der Vf. Überschlägen einzelner Bauerngüter, und entwirft ein gräsliches Gemälde von dem Elende, in welches die Landleute schon bey Übernahme eines Guts versenkt werden. Denn, sagt er S. 111, „die Bauerngüter kommen in der Regel von den Ältern durch Übergabsvertrag auf eines ihrer Kinder. Für die Schätzung des Guts dient theils ein ungefährer Kaufpreis, genannt Currentwerth, oder man lässt die Schätzung durch einen Gerichtsdieners-Knecht mit den nächsten besten zwey ungeprüften Schätzmännern vornehmen. Man stipulirt nun Heirathsgüter und Austrags-Summen für die Ältern u. s. w., welche Überbürdungen der Bräutigam, nur seine Braut ansehend, und wenig von dem, was man ihm vorliest, hörend, sich unbedingt gefallen lässt. Bald erwacht nun so ein junger Gutsbesitzer, und findet sich am Rande des Abgrundes." Der Vf. wirft alle Schuld davon auf das Verfahren bey Gutsanschlägen, indem man sie nicht auf den reinen Ertrag gründe. Daraus gehe nach seiner Meinung hervor, dass einem solchen Gutsübernehmer für sein Capital und Arbeit nicht einmal so viel übrig bleibe, als der Lohn eines Dienstboten beträgt. Als Beyspiel führt er drey Höfe an:

Hof A) zu 82½ Morgen Feldgründe, 20 Morgen Wiesen, 20 Morg. Holz, zusammen: 122½ Morgen. *Einnahme:* An Getreide und Vieh 1018 fl. 5½ kr. *Ausgaben:* Die Cultur davon 697 fl. 30 kr., grundherrliche Abgaben 111 fl. — kr., Staatsabgaben 180 fl. 14 kr. Zusammen 916 fl. 44 kr. *Rest* 101 fl. 21½ kr. — Dabey ist für die Interessen des Capitals zu 6200 fl., um die der Hof 1808 gekauft wurde, — dann für übrige Ausgaben noch nichts in Anschlag.

Hof B) mit 66 Morg. Feldgr., 20 Morg. Wiesengr., 20 Morg. Holz, zusammen 106 Morgen. *Einnahme* an Getreide und Vieh 850 fl. *Ausgabe:* auf Cultur 630 fl., grundherrliche Ausgab. 49 fl. 26 kr., Staatsabgaben 60 fl.; zusammen 739 fl. 26 kr. *Rest* 110 fl. 34 kr. — Auch hier sind die Interessen des Capitals zu 2950 fl., um die das Gut 1799 gekauft worden, so wie andere Ausgaben, nicht in Ansatz; auch nicht der beträchtliche Austrag, der an die Ältern zu bezahlen ist.

Hof C) 102 Morg. Feldgr., 37 Morg. Wiesengr., 17 Morg. Holz, 7 Morg. öde Gründe. Zusammen 163 Morgen. *Einnahme:* an Getreide und Vieh 1114 fl. 15 kr. *Ausgaben:* auf Cultur 944 fl. 11 kr., grundherrliche Abgaben 182 fl. 44 kr. 2 pf., Staatsauflagen 64 fl. 8 kr. 1 pf. Zusammen 1191 fl. 3 kr. 3 pf. Kömmt also ein Deficit heraus von 76 fl. 48 kr. 3 pf. Dann sind die Interessen von 4000 fl., um die der Besitzer 1801 den Hof übernahm, auch der Austrag an die Ältern, nicht mit angeschlagen.

Weiter ist zu bemerken, dass bey allen obigen Ansätzen der grundherrlichen Abgaben die Laudemien, Consense und andere Taxen nicht mit begriffen sind. Es lässt sich denken, dass solche Unterthanen in den Ausstandsregistern immer verzeichnet sind. Darüber bricht der Vf. S. 148 in gerechten Eifer aus: „Nicht genug, man liess diese Ausstände oft nur so lange aufgeschoben, bis das Gut verändert wurde; dann zog man dem neuen Maier (Käufer oder Übernehmer) durch Laudemieen, Taxen, Ausstände-Zahlungen, die Haut sammt den Haaren ab. Werden also die Grundabgaben dieser ehemaligen Klöster- und Stifter-Unterthanen (wahrscheinlich aus Schonung will der Vf. nicht alle anderen Grundunterthanen mit begreifen) nicht für beständig moderirt: so führen diese nicht nur ein elendes Sclavenleben, sondern sie gehen in wenig Jahren alle zu Grunde, da man jetzt schon nicht mehr Leute genug zu Executanten der laufenden Abgaben auftreiben kann, weil nicht einmal die Executionsgebühr erhoben werden kann." — Der Vf. wollte darüber seinen Erfahrungen allein nicht trauen. Er besprach sich mit anderen unterrichteten Männern verschiedener Gegenden des Reichs, und die erlangten Resultate waren die nämlichen, wozu er auch ein Beyspiel aus dem Landgericht Erding aufstellt, das ein ähnliches Deficit von 45 fl. 9 kr. jährlich, ohne andere nöthige Zuschläge, auswirft. „Daher, ruft er S. 150 aus, daher der so traurige tägliche Anblick, welchen das Wegtreiben des Viehes aller Art aus den Ställen (der Unterthanen) als Executionsmittel gewährt!!!"

Der Vf. giebt sich im 8 Capitel desswegen selbst die Frage auf: „wie die Bauern dennoch leben können?" Die Antwort ist, dass sie alle mit einer langsamen Auszehrung behaftet sind, und nach acht Perioden politisch, oder natürlich sterben. — 1 *Periode.* Der Bauer sucht sich durch Schuldenmachen zu helfen. 2 *Periode.* Da kein Hypotheken- und Credit-System existirt, erhält er kein Capital. Er bleibt allen Handwerkern schuldig. Diese borgen bald auch

nicht mehr. Die Baulichkeiten, Schiff und Geschirr kommen in Verfall. 3 *Periode.* Er kann die Dienstboten nicht mehr bezahlen. Sie gehen ihm davon. Das Gut wird schlechter bebaut. 4 *Periode.* Um nur einige Gulden zu bekommen, verkauft er das Stroh. Die Gründe werden nicht mehr begailt (gedüngt). 5 *Periode.* Der Bauer fängt auch an, die Kühe zu verkaufen. Noch mehrere Äcker bleiben brach. 6 *Periode.* Er versetzt Äcker und Wiesen, schwendet seinen Wald ab. Die Äcker werden meist öde. 7 *Periode.* Er beginnt auch seine Pferde oder Ochsen, seine Haus- und Baumanns - Fahrnifs zu verkaufen, seine Kleider zu versetzen u. s. w. — Endlich erscheint die 8 *Periode*, oder die des allgemeinen Concurses, „wonach S. 157 gewöhnlich das *jus delendi* eintritt, und das Bauerngut um einen Spottpreis übernommen wird, nachdem drey Viertheile ihre Foderungen zurücklassen müssen!" — In jedem nur etwas fühlenden Busen wird dieses Gemälde schreckliche und traurige Eindrücke zurücklassen! — Indefs begreifen wir eben nicht, wie diesem Übel damit abgeholfen wäre, wenn bey jedem Gutskauf oder Übernahme, nach des Vfs. Weise, der reine Ertrag ausgemittelt, und jeder Landrichter auf die Sphäre seiner sogenannt nicht streitigen Jurisdiction mehr aufmerksam gemacht wird. Höchstens könnte sich dadurch ergeben, dafs die jungen Landleute vor dem Kaufe oder der Übernahme eines Guts, wie vor einem Ungeheuer, zurückgeschreckt würden, die Güter nach und nach alle ohne Besitzer, und die Felder öde blieben. Eine Null wäre nach des Vfs. Meinung beynahe bey jedem Gute der reine Ertrag; dieselbe Null zeigte sich dann auch für die Staatsabgaben. Dadurch rechtfertigt er seine vielen Vorwürfe gegen die provisorische Steuererhebung. — Unserer Meinung nach liegt die Quelle des Übels nicht in obiger Ausmittelung des reinen Ertrags, sondern in der Art, wie die Landwirthschaften geführt werden. Wahrlich ein Hof von 122½ Morgen ist nicht theuer um 6200 fl. sammt Gebäuden und aller Baumannsfahrnifs. Der Morgen steht nicht auf 50 fl. Die Gründe sind auch nicht schlecht, da ein 8 — 9 facher Körner-Ertrag vorkömmt: desto schlechter ist aber dabey die Dreyfelder-Wirthschaft; — desto schlechter sieht es mit dem so geringen Viehstande von 9 Kühen aus; — desto schlechter ist es, dafs diese auf der Weide herumlaufen müssen, dafs davon Schmalz und Butter nur 12 fl. einträgt, und der Hirtenlohn 14 fl. kostet. — Desto unverhältnifsmäfsiger und theurer sind auch dabey 3 Knechte und 2 Mägde u. s. w. Diese schlechten Verhältnisse erscheinen nicht minder bey dem 2ten Hofe. Auch hier ist die Dreyfelder-Wirthschaft; auch hier laufen die 6 Kühe auf der Weide herum, wovon der Schmalz- und Butter-Erlös 5 fl., und der Hirtenlohn 12 fl. ausmacht; — auch hier sind die 2 männlichen und 2 weiblichen Domestiken viel. Nicht anders verhält es sich bey dem 3ten Hofe. Auch dieser schleppt sich mit der Dreyfelder-Wirthschaft herum; die 10 Kühe mögen sehen, wie sie auf öden Plätzen ihr Futter finden. Für Butter und Schmalz giebt es hier gar keine Einnahmsrubrik; hingegen kostet der Hirt 16 fl. und 4 männliche und 2 weibliche Dienstboten werden unterhalten. Leider hat sich wegen dieser so vielen Diestboten das Sprichwort gebildet: „was der Pflug gewinnt, frifst das Gesind." Aber woher kommt es, dafs meist zu viele Dienstboten gehalten werden? — Daher, weil die Güter nicht arrondirt, alle Felder auf die sonderbarste Art in der Flur zerstreut sind, also zur Cultur doppelte Zeit, doppelte Arbeit erfodern. — Endlich ist auch nicht zu leugnen, dafs die grundherrlichen Abgaben zu unverhältnifsmäfsig, zu willkührlich, und neben den Staatsabgaben zu unverträglich auf den Gütern lasten. — Bey solchen Vorbildern müfste sich freylich die Überzeugung aufdringen, dafs Land und Leute dem Untergange entgegen eilen, wenn nicht auf der anderen Seite die Bemühungen der baierischen Regierung bekannt wären, der Landwirthschaft mit allen Kräften aufzuhelfen. Dafür zeugen die Culturgesetze, die auf Vertilgung der Dreyfelder-Wirthschaft, auf Einführung des Futterbaues statt der schädlichen Weide hinarbeiten. Dafür zeugen die nach öffentlichen Blättern schon öfter ausgesetzten Preise zur Lösung der Aufgabe, wie am zweckmäfsigsten die Arrondirung der Güter, als die Seele der Landwirthschaft, zu bewirken sey. — Dafür zeugen die oben erwähnten Edicte zur Aufhebung aller Leibeigenschaft und der damit verbundenen Foderungen — die Edicte über Ablösbarkeit aller grundherrlichen Abgaben, Zehenden. Wahrscheinlich ist die baierische Regierung eben mit den Mitteln beschäftigt, wie alles dieses am leichtesten auszuführen ist. Damit wäre dann der Landwirthschaft — Land und Leuten — für die bisher harten, finsteren Tage ein wahres goldenes Zeitalter verheifsen!

Im 9 Cap. erscheint wieder die alte Klage gegen das *Steuerprovisorium.* Der Ausdruck *Provisorium* möchte schon die Regierung rechtfertigen, besonders da sie gerechten Beschwerden stets abhilft. Die definitive Steuer wird erst durch das Kataster bestimmt. Daher ist nur zu wünschen, dafs dieses rühmliche Werk bald für alle Kreise — 2 sollen bereits fertig seyn — die Vollendung erreiche. — Im 10 Cap., *vom Vorzuge des Geld - Capitals vor einem Landgute*, sagt der Vf. nicht undeutlich, dafs es am besten sey, jedem von der Übernahme eines Ökonomieguts abzurathen. Er meint S. 164, die Revolution im Feudalreiche würde sich dann von selbst ergeben!! Cap. 11 sucht er zu beweisen, dafs ein Grundherr höchstens auf den 5ten Theil des reinen Ertrags, also von 200 fl. reinen Ertrags auf 40 fl. Anspruch machen könne. Wir halten eine so allgemeine Regel nicht für anwendbar — selbst für gefährlich. Eben so schwankend dünken uns seine Anschläge eines einzelnen Morgen Ackers im 12 Cap. Er bringt nämlich vom besten Weitzenboden im 6jährigen Turnus keinen höheren jährlichen reinen Gewinn (nur die Culturkosten abgezogen) heraus, als 6 fl., beym Kornboden 4 fl. 2 Kr., beym geringen Sandboden gar ein *jährli-*

ches Deficit. Alfo, glaubt er, müfsten alle diefe Güter (beynahe die Hälfte des Reichs) den Schaafen überlaffen werden. Wirklich gäbe es dann ein fchönes Schaafreich!! — Auch die *Getreide-*, *Öl-* und *Säge-Mühlen* werden nicht vergeffen, fondern im 13 Cap., der fchönen Verbindung wegen, in Anfchlag gebracht.

Im II Theile fchreibt der Vf. in 9 Capiteln, wie ein wahrer *Strykius de cautelis*, für alle verfchiedenen Contracte, Heuraths-, Gutübernahms-, Austräge-Urkunden die nöthigen Mafsregeln vor, wobey eben nichts Neues vorkömmt. Das 10 Cap. handelt von Vertheilung und Verlofung der Gemeindegründe, wovon wir die Formen bereits aus dem baierifchen Culturkatechismus kennen. Cap. 11 und 12 kommen Verlaffenfchafts-Inventarifationen und dergleichen Auseinanderfetzungen auf gewöhnliche Art zur Sprache. Eben fo im 13 und 14 Cap. das Vormundfchaft- und Depofiten-Wefen. Wir vermiffen für diefe Gelder öffentliche Anftalten, und überhaupt für diefe zwey wichtigen Zweige die hierüber in anderen Staaten herrfchende Ordnung. — Sogar die Lehre von Teftamenten mifcht der Vf. im 15 Cap. mit ein. Wir wünfchen, dafs die neuere Gefetzgebung diefen fo vielen und verwickelten Formen einmal ein Ende mache. — Cap. 16 räth der Vf. grofse Vorficht bey Ertheilung der Vermögens-Zeugniffe an, und Cap. 17 geht er auf die Nothwendigkeit der Einführung einer allgemeinen Hypotheken-Ordnung über. Baiern, wie wir fehen, hat nur in den ehemalig preuffifchen Provinzen eine Hypothekenordnung. — Der Vf. hat darin Recht, dafs ohne fie kein Creditfyftem möglich, und fie für einen Staat erftes Bedürfnifs ift. Nicht gänzlichen Beyfall aber können wir der von ihm gepriefenen preuffifchen Hypothekenordnung geben, fondern glauben, dafs fie, mit der franzöfifchen amalgamirt, erft das zweckmäfsige Refultat liefern würde. Im 16 Cap. fagt uns der Vf. über Adminiftration eines Gutes das Gewöhnliche, dafs Ökonomieen, auf Regie geführt, nichts taugen, und die Einnahmen von Verwaltern oder Dienftboten verfchlungen werden. Natürlich, wenn man die Wirthfchaft weder felbft führt, noch verfteht! Eine theilweife Verpachtung der Gründe an die Kleingütler wird in folchen Fällen als das Befte empfohlen. Bey einem Brauhaus oder Ziegelftadel aber verwirft der Vf. jede Verpachtung. Cap. 19 fpricht er noch von der Deterioration und Melioration eines Landguts, fo wie es aus der Natur der Sache fliefst.

Der III Theil umfafst das *Communalwefen.* Die Organifation davon gründet fich auf das Edict vom 12 Sept. 1808. Der Vf. eifert gegen zuviel veranlafste Tabellen und Schreibereyen, und äufsert zugleich den Wunfch, dafs die unmittelbare Verwaltung wohlthätiger Anftalten, z. B. für Kranke, den Bürgern des Orts felbft überlaffen, oder zurückgegeben werden möchten. — Im IV Theil wiederholt das erfte Capitel das, was fchon oben über *Staatswirthfchaft* und *Finanzen* verkündigt wurde. Im 2 Capitel werden die Quartalacten und Rechnungen aufgezählt, die alle Vierteljahre von den Landgerichten zu den Finanzdirectionen einzufenden kommen; es find 22. Das Rechnungswefen befindet fich fonach in einem fehr complicirten Zuftande. Im 3 Cap. eröffnet der Vf. feine Grundfätze über den Mafsftab der Abgabenumlegung bey Zerfchlagung der Bauerngüter, wobey er in die fchon oben gerügten Irrungen geräth. Der nämliche Fall ift beym 4 Cap. von den nöthigen Cautelen bey Güterzertrümmerungen. Weit nützlicher möchte, wie wir oben fchon bemerkten, *ein umfaffendes Gefetz über die Güterarrondirungen* feyn. Auch die folgenden Capitel, über die Prüfung der Moderationsgefuche von Seiten der Unterthanen, über grundherrliche und Staatsabgaben, — über Inftruirung der Gefuche um beftändige Moderation des Hoffufses und der Abgaben, — über Befchreibungen und Abfchätzungen der Feldfrüchte-Schäden, — über Liquidation der landesherrlichen und grundherrlichen älteren und neueren Ausftände, und der Nachlafsbegutachtung, verlieren nach unferem Dafürhalten ihre Anwendung, wenn die Ablöfungen der Feudalrechte eintreten, oder darüber in den Hypothekenbüchern fefte Beftimmungen gefchehen, wo fich dann von felbft auch ein einfacheres Abgaben-Syftem entwickelt. Im 9 Cap. wird erwähnt, dafs die Erbauung neuer Wohngebäude durch 5 Steuerfreyjahre begünftiget ift. Cap. 10 erklärt, wie die neuen Steuerkatafter bey Abfchätzungen der Bauerngüter und Grundftücke zu gebrauchen find, und Cap. 11, dafs der Getreideverkauf in grofsen Quantitäten auf den königlichen Käften (Getreidemagazins-Gebäuden) Nachtheil bringe, welches wohl nicht leicht Jemand in Zweifel ziehen wird. Im 12 Cap. geht er das Verfahren bey Getreide-Zehendverpachtungen, und im 13 die Theorie über den Kleinzehend durch. Es ift zu wünfchen, dafs über das Zehendwefen die neuere Gefetzgebung beftimmter abfpreche.

Der V Theil befchäftigt fich mit den *Militärgegenftänden*, und zwar zuerft mit dem Confcriptionsgefetze. Es gleicht, wie alle diefe Töchter, ihrer Mutter. Das Confcriptionsalter erftreckt fich vom 19 bis zum zurückgelegten 23ften, die Dienftzeit auf 6 Jahre. Sicher ift, unferer Meinung nach, die Confcription weit zweckmäfsiger als das ältere Soldatenwerben, Ausheben, und Condemniren. Allein wir können einen Wunfch nicht unterdrücken, die Dienftzeit nur auf 3 Jahre beftimmt zu fehen. Sechs Jahre machen eine zu grofse Lücke für einen Jüngling, der durch Profeffion, Studien u. f. w. fein Fortkommen fuchen will. — Der VI Theil bringt uns das ganze *Kriegs- und Marfch-Wefen* in Erinnerung, wovon beynahe Jeder felbft zu praktifch unterrichtet ift, als dafs wir noch Vieles darüber zu erwähnen brauchen, befonders da in einer Menge Schriften Alles darüber erfchöpft ift, leider aber beynahe überall die alten Übel bleiben. — Im VII Theile kommen die *Kirchen und geiftlichen Gegenftände* vor, als die Poffefsgebung eines Pfarrers, die Unterfuchung der Baufälle, Prüfung der Pfarrfaf-

fionen, wobey fich meift Ökonomieen befinden — alfo Schätzungen u. f. w. herzuftellen find. Die Stolordnung für die Pfarrer datirt fich noch vom J. 1616 her. — Der VIII Theil zeigt das Verfahren bey *Amtsextraditionen* und *Amtsunterfuchungen*, wo alle landgerichtlichen Fächer durchgegangen, alfo die Obliegenheiten mit den Handlungen zu liquidiren find. Eine folche Amtsextradition, Amtsunterfuchung und Revifion der Gerichts-Ökonomie- und Amts-Rechnungen ift auch im IX Theile zergliedert, in Auſehung eines Landguts, mit einem Herrfchafts- oder Orts-Gerichte verbunden. Ein Herrfchaftsgericht fteht ganz in der Kategorie eines Landgerichts; das zweyte ift befchränkter Art, z. B. werden da keine Concursproceffe, keine Criminalunterfuchungen u. f. w. vorgenommen.

Zum Schluffe lefen wir ein Weites und Breites über das Schickfal und das Intereffe der Staaten — über Vaterland, Vaterlandsliebe, wahre bürgerliche Freyheit, über Weltherrfchaft, über das glückliche Loos einer Monarchie, über Conftitution, über Nationalrepräfentation, über Prefsfreyheit. — Am Ende ift noch ein Verzeichnifs beygefügt über fämmtliche Monats-, Quartals-, Semeftral-, Annual-Anzeigen, und tabellarifche Berichte, die — unter 31 Rubriken — von einem Landgerichte den höheren Behörden einzufenden find. Wie fchon öfter bemerkt, mufs diefes Alles ein fchreckliches Tabelliren, Schreiben ohne Ende geben.

Diefe zwey Bände haben den Vf. ficher vielen Schweifs gekoftet, und man mufs darauf erwiedern: *Placet conatus.* — Auf keinen Fall aber können wir wünfchen, dafs den jungen Baiern auf der Univerfität Landshut über ein folches Chaos — praktifche Collegien gelefen werden.

— a — — —

JURISPRUDENZ.

HANNOVER, bey Hahn: *Sammlung der hannöverfchen Landesverordnungen und Ausfchreiben des Jahres* 1813. Herausgegeben von Dr. *Theodor Hagemann*, Ober-Appellationsrath in Celle. 1814. XXVI u. 493 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Bey dem bisher in den hannöverifchen Landen beobachteten Publicationsgebrauche der Gefetze und Verfügungen wurde es nach dem Verlaufe mehrerer Jahre oft fchwer, eine Verordnung aufzufinden: manche kam defshalb in Vergeffenheit, und wurde überfehen. Es gehört daher wahrlich nicht zu den kleinften Verdienften des um die Rechtspflege fowohl, als die Rechtswiffenfchaft der hannöverifchen Lande fo fehr und vielfach verdienten Vfs., eine Sammlung derfelben angelegt zu haben, welche den oben gerügten Mängeln wenigftens *für die Zukunft* — da eine gleiche Sammlung der von dem Schluffe des unter obrigkeitlicher Autorifation erfchienenen *Corpus conftitutionum* der verfchiedenen Herzogthümer an bis auf die Epoche der eingedrungenen fremden Gefetze bis jetzt noch fehr vermifst wird — abhelfen wird. Da es hier nicht der Ort feyn kann, die in diefer Sammlung enthaltenen einzelnen Gefetze durchzugehen, und zu beurtheilen: fo erlaubt fich Rec. nur, den Plan und die innere Ökonomie des vorliegenden Werks anzugeben, um die Zweckmäfsigkeit deffelben darzuthun. Es ift mit Erlaubnifs der Regierung herausgegeben, und umfafst die Gefetze, Ausfchreiben und Verfügungen des Regenten, des Staats- und Cabinets-Minifterii, der verfchiedenen proviforifchen Regierungscommiffionen, und der übrigen Behörden *aller* zu dem jetzigen Königreiche Hannover gehörigen Provinzen, alfo nicht blofs der bisherigen Kurlande. Die Reihefolge der Gefetze ift, wie diefes bey dergleichen Sammlungen immer die befte Methode ift, chronologifch geordnet, und hebt von der Periode an, wo die einzelnen Provinzen, oder Landestheile nach und nach von der feindlichen Gewalt befreyt find. Die Sammlung ift vollftändig, nur find mit Recht die Verfügungen nicht aufgenommen, welche blofs ein ephemeres, nicht einmal hiftorifches Intereffe hatten. Voran geht ein chronologifches Inhaltsverzeichnifs, welches in neben einander ftehenden Rubriken das Datum der Verordnung, die Behörde, von der fie erlaffen ift, die Provinz oder den Landestheil, für den fie erlaffen ift, und den Gegenftand des Gefetzes fummarifch angiebt, und die Seitenzahl, wo die Verordnung in der Sammlung fteht, nachweift. Zugleich werden in den Rubriken, oder in befonderen Noten die fpäteren Verordnungen, Declarationen u. f. w. über denfelben Gegenftand bemerkt, fo dafs man mit einem Blicke beurtheilen kann, ob die Verordnung allgemein, oder nur fpeciell für eine befondere Provinz — da bekanntlich jede der hannöverifchen Provinzen ihre eigene Verfaffung und Landesordnung hat — gegeben ift, und ob, und in wiefern fie durch fpätere Verfügungen modificirt, oder aufgehoben ift. Das Ganze befchliefst ein zweckmäfsiges Sachregifter. Da die Sammlung fortgefetzt wird, und jährlich ein Band erfcheinen foll: fo bemerkt Rec. in Hinficht diefes erften Bandes, welcher die Verordnungen des Jahrs 1813 enthält, noch diefes, dafs derfelbe gleichfam ein Ganzes ausmacht, und befonders eine documentirte Gefchichte der fucceffiven Reorganifation der hannöverifchen Landesbehörden und Verfaffungen, nach Vertreibung der feindlichen Gouvernements, enthält, welche der künftige Gefchichtsforfcher des Königreichs Hannover wohl zu benutzen verftehen wird, und dafs bereits von der Sammlung der Verordnungen des Jahrs 1814 das erfte Stück erfchienen ift, welches die vom 1 Januar bis zum 1 April erfchienenen Verordnungen in fich begreift.

M. E.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1815.

MEDICIN.

Halle, b. Kümmel: *Lehrbuch für Hebammen* von D. *C. F. Senff*, Prof. u. Director der akad. Entbindungs-Anstalt und Hebammen-Lehrer. Mit 12 Kupfertafeln. 1812. XXII u. 520 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Wir wollen mit dem Vf. nicht darüber rechten, dafs er zu den vielen fchon vorhandenen Hebammenbüchern noch ein neues fchrieb. Jeder hat feine eigenen Anfichten, und glaubt feine befonderen Bedürfniffe befriedigen zu müffen. Die grofse Anzahl von Hebammenbüchern fcheint uns zu beweifen, wie fchwer es fey, ein recht gutes zu fchreiben. Das vorliegende hat allerdings Vorzüge vor manchen anderen, ift aber doch auch noch von Vollkommenheit entfernt, welches der befcheidene Vf. felbft gefteht. Manche Unvollkommenheit hätte er vermeiden können und müffen: denn die Ungleichförmigkeit der Nomenclatur oder Terminologie gehört nicht zu den Fehlern, die man erft beym Vortrage über fein Buch gewahren follte. Es könnte kleinlich fcheinen, zu rügen, dafs der Vf. z. B. §. 10 und 90 *Kreuzbein*, §. 24 hingegen *Heiligbein*, ferner §. 23 *b* und 29 *Spitzbeinhöcker*, §. 27 und 31 *Spitzbeinknorren*, §. 19, 44, 45, 51 *Muttertrompeten*, §. 40 und 43 hingegen *Mutterröhren*, §. 63 *Kindswaffer*, §. 67 *Fruchtwaffer*, Nabel*ftrang* und Nabel*fchnur* §. 64, 65, §. 48 *Urin*blafe und *Harn*röhre, §. 55 erft *Pfeil*- dann *Scheitel*-Nath, §. 23 *bogen*förmige, §. 28 *halbmond*förmige Linie, S. 194 *Damm* und in der dritten Zeile wieder *Mittelfleifch*, auch S. 85 *Damm*, gleich darauf *Mittelfleifch*, in der nächften Zeile wieder *Damm*, ebenda *Geburts*- und *Gefchlechts-Theile* gleich hinter einander u. f. w. fchreibt; bey gebilderen Schülern oder Schülerinnen möchte auch wenig darauf ankommen, wenn nur da, wo die Benennung eines Theils oder Dinges zuerft vorkommt, allenfalls die Synonymie erklärt ift, welches doch bey dem Vf. meiftens nicht der Fall war: aber bey Hebammen, denen gewöhnlich das Lernen fchwer genug wird, follte fich der Lehrer durchaus an eine fefte und unwandelbare Terminologie binden. Auch mufs der Vortrag durchaus ungekünftelt, deutlich, der Volksfprache möglichft angenähert und ohne fremdklingende Wörter — wo wir irgend deutfche haben — feyn. Man lefe aber gleich den erften §.: „Die Erhaltung des ganzen menfchlichen Gefchlechts ift von der Natur faft *ausfchliefslich* den Frauen *übertragen* worden. Das Weib empfängt das Kind (?), *entwickelt* und ernährt den zarten *Keim* deffelben in ihrem (?) Schoofse, gebiert es unter Schmerzen, ernährt es an feinem Bufen, und pflegt es forgfältig, bis es die Kräfte hat, für fich felbft zu forgen, und nicht mehr der mütterlichen Pflege *bedarf*." Wie viele Hebammenfchülerinnen möchten dergleichen verftehen? *Befchleunigen*, *erblicken*, *Periode*, *normaler Zuftand*, alles in demfelben §. 89. *Nervenfyftem* §. 20; *Form*, *Hauptclaffen* §. 38; *elaftifch* §. 173; *Inftrument*, *Katheder* §. 186; *förmlich* §. 200, 4; *Moralität* §. 218; *Bidet* §. 220; *Diät* §. 228; *Epilepfie* S. 337; *Kanal*, *Axe*, *obere Beckenaxe* §. 60 (da vorher nicht einmal irgendwo angegeben ift, dafs auch eine untere angenommen werde); *Normalbecken* §. 32, warum nicht lieber regelmäfsiges Becken? da doch die Ausdrücke *Regel* und *regelmäfsig* mehrmals fonft vorkommen; — ein *gutes* oder *wohlgebildetes* Becken würde noch beffer gefagt feyn: denn der Kürze des Ausdrucks wegen darf man doch für Hebammen folche völlig fremde Wörter nicht aufnehmen! Dagegen follte der Vf. ftatt Schambein*verbindung* beffer und kürzer Schambein*fuge* fagen, fo wie für *obere* und *untere* Becken*öffnung* lieber Ein- und Ausgang; anftatt *Gefäfse* lieber Adern; anftatt *Schedel* §. 9 lieber Hirnfchaale, wobey fich die Schülerin viel eher die Sache denkt; anftatt *Kranz*nath lieber *Queer*nath; anftatt Scheiden*portion* §. 42 lieber Scheidentheil. Auch folche Ausdrücke müffen der Schwerverftändlichkeit wegen vermieden werden, wie §. 9, 10, 38 *eintheilen* und fich *theilen*, welches *namentlich* von der Gebärmutter *gilt* §. 28 am Ende; *belegen wir mit dem Ausdruck* §. 107, anftatt nennen wir; eine Frau *eröffnen* §. 38 (warum nicht deutlicher auffchneiden?); warum anftatt *verletzt* §. 39, 8 (was wohl keine Hebamme verfteht) nicht lieber zerriffen? In eben diefem §. kommt noch fonft einiges Tadelhafte vor: 1) Der Schamberg foll mit *fteifen*, *kurzen* Haaren befetzt feyn; ift diefes Haar fteif? Da möchte manche Frau widerfprechen. 3) „Der Kitzler macht den Hauptfitz der Wolluft mit aus." Wozu das den Hebammen? Zweckmäfsiger hätte der Vf. gefagt: ift ein fehr empfindlicher Theil, den man fich hüten mufs anzurühren. Ferner fagt der Vf., der Kitzler könne fich *krankhaft fo vergröfsern, dafs er mit der männlichen Harnröhre* (?) *Ähnlichkeit bekomme, und fo Veranlaffung zu dem irrigen Glauben an Zwitter geben könne.* Nicht mit der männlichen Harnröhre, fondern mit der männlichen Ruthe; und da der Vf. eben weibliche Ruthe gefagt hat: fo konnte er ja auch die männliche (Adamsruthe

nennt fie der gemeine Mann felbft oft) fetzen. Im 64 §. fagt der Vf.: „Die Schafhaut und Wafferhaut überziehen den grofsen Klumpen von Gefäfsen, die durch Zellgewebe verbunden find, der einer jeden Frau unter dem Namen *Mutterkuchen* bekannt ift." Rec. meint, die Sache, aber nicht diefer Name fey den Frauen bekannt; fie nennen den Mutterkuchen gewöhnlich die *Nachgeburt*, und überfehen die anderen dazu gehörigen Theile. Der Vf. thut aber Unrecht, beide Wörter *promifcue* zu gebrauchen. So fagt er am Ende: *Der Nabelftrang fetzt fich an die Nachgeburt.* Im 65 §. heifst es: „Die Länge des Nabelftrangs ift gewöhnlich ¾ Elle oder 18 Zoll." Nun wird aber §. 32, 33 ausdrücklich *parifer Mafs* für die Beckendurchmeffer angegeben, deffen 18 Zoll mit ¾ Ellen hallifchen Mafses nicht übereinftimmen. So wenig nun freylich darauf ankommt, ob der Strang 18 parifer oder 18 preuffifche Zoll lang ift: fo hätte doch durch das ganze Buch ein und daffelbe und am beften landesübliche Mafs angegeben werden follen. Ein grofses und kleines Normalbecken anzunehmen, und beide in allen ihren Theilen auszumeffen, wie §. 32 und 33, ift für Hebammen um fo weniger zweckmäfsig, da hieraus wieder leicht Verwirrung der Begriffe hervorgehen kann, indem die Hebamme fchon vorher von grofsem und kleinem Becken in einem ganz anderen Sinne §. 28 gehört hat. Es würde genügt haben anzuführen, dafs das Becken überhaupt in allen feinen Theilen zuweilen etwas mehr, zuweilen etwas minder Raum hat. Der §. 51 ift zum gröfseren Theile überflüffig. §. 67 hätte angeführt zu werden verdient, dafs das Ausdehnen und Ausfpannen der Gebärmutter nicht blofs mechanifch und leidend fey. Dafs nach §. 65 das Kindswaffer im gefunden Zuftande klar und durchfichtig fey, gilt nur von den früheren Monaten. Im §. 75 heifst es von der 25—28 Woche: „Bey Erftgebärenden kann man mit der Spitze des Fingers, bey Mehrgebärenden zum inneren Muttermunde eingehen." Offenbar von beiden zu viel gefagt; auch reimt fich damit nicht §. 79: „deren Muttermund bis zur vierzigften Woche noch immer verfchloffen blieb." — Bey den zufälligen Schwangerfchaftszeichen fehlt Manches, z. B. *Malacia*, *Ephelides*, Gröfserwerden und fonftige Veränderung der Muttermäler; auch hätte über das Ausbleiben der Menftruation als Zeichen mehr gefagt werden follen. Die Erklärung der erften Geburts*periode* §. 84 ift wenig verftändlich: „Die erfte nimmt einen unbeftimmten Anfang, begreift die Vorbereitung zur Geburt, und hört damit auf, wo die Geburt eigentlich anfängt, d. h. bey der Eröffnung des Muttermundes in der Gröfse eines Achtgrofchenftücks"!!! Am Ende der zweyten Zeit foll der Muttermund bis 4 Zoll geöffnet feyn; vier parifer Zoll breit aber ift bey regelmäfsigen Geburten derfelbe in diefer Zeit nie offen. Auch der Anfang des §. 86 ift nicht einfältig genug, und das Springfertigwerden der Blafe §. 87 nicht deutlich genug erklärt: denn eigentlich ift fie fpringfertig, wenn fie auch aufser der Wehe ftark gefpannt bleibt. Nach §. 88 foll im Anfange der dritten Periode der Kopf gewöhnlich in der oberen Beckenöffnung ftehen, da doch das Ende des §. 76 ihn fchon vor Anfange der Geburt in der mittleren Öffnung angiebt, welches letztere auch in der Regel das Richtige ift. — Der Unterfchied, den der Vf. zwifchen Hinterhaupts- und Scheitel-Geburten angiebt, ift nicht richtig: denn da, wo das Geficht gegen die Schambeine hinliegt (was er doch auch zur Hinterhauptsgeburt rechnet), fühlt man allemal — wenigftens Anfangs — die grofse Fontanelle in der Beckenaxe. Was §. 118 von der Veränderung der Kopflagen bey angefülltem Maftdarme gefagt wird, möchte fehr oft nicht eintreffen. Im 124 §. hätte der nöthigen Vorficht beym Unterfuchen des vorliegenden Gefichts erwähnt werden follen. Fufs- und Steifs-Geburten, wobey fich am Ende das Geficht nach den Schambeinen dreht, hätten nicht zu den regelmäfsigen, §. 132, gerechnet werden follen; wie felten möchte es dabey ohne künftliche Hülfe abgehen?? §. 137 hätte wohl des Vortheils der Steifsgeburt gegen die Fufsgeburt erwähnt werden follen, in fofern bey jener der Kopf leichter geboren wird. Nach §. 139 foll die bewegliche Kniefcheibe das Knie zu erkennen geben; ift diefe aber bey gebogenem Kniegelenke wohl beweglich?? Was hier ferner von dem nicht fchädlichen Hervorziehen der Arme bey vorliegenden Ellenbogen gefagt wird, S. 131 oben, möchte Rec. bey Leibe nicht gut heifsen. §. 142 fteht falfch *Unterfufs* für Unterfchenkel. Bey der Zwillingsgeburt heifst es S. 139: „gewöhnlich wird das erfte Kind ohne zu grofse Anftrengung der Mutter geboren;" es hätte aber doch angemerkt werden follen, dafs oft die Geburt des erften — obwohl kleinen — Kindes unverhältnifsmäfsige Befchwerde mache, weil die Zufammenziehungen der Gebärmutter nicht fo gleichförmig auf daffelbe wirken können, als da, wo nur *ein* Kind ift. Der §. 151, wo die Schülerinnen gewarnt werden, nicht die befferen Lehren wieder gegen den Schlendrian ihrer älteren Mitfchweftern zu vertaufchen, ift dem Rec. aus der Seele gefchrieben. Die Ausmeffungen der Finger §. 158 bedürfen Berichtigung; der Vf. nimmt den Unterfchied zwifchen kurzen und langen Zeigefingern nur zu ½ Zoll an. Faft lächerlich ift S. 149 die Art, den Abftand der Spitzbeinknorren zu meffen, indem fich die Frau mit dem einen auf die Spitze des Zeigefingers fetzen foll u. f. w. S. 154 wird gefagt, dafs zur Unterfuchung des geraden Durchmeffers der mittleren und oberen Beckenöffnung Menfchen mit kurzen Fingern fich des Zeige- und Mittel-Fingers bedienen müffen. So allgemein diefer Glaube feyn mag: fo wenig kann Rec. die Gültigkeit der Regel zugeben; dadurch, dafs der Mittelfinger vom vierten viel weniger entfernt werden kann, als der Zeigefinger allein vom Mittelfinger, geht der Vortheil der gröfseren Länge des Mittelfingers wieder mehr als verloren. Der S. 156 gegebene Rath, mit der einen Hand den Unterleib herabzudrücken, um mit der anderen den Muttermund in der Scheide leichter erreichen zu können, taugt nicht, am wenigften für Hebammen. Bey der Lehre von der Unterfuchung vermifst Rec. die Regeln für die Haltung der

Finger und der Hand, je nachdem die Hebamme den Muttermund oder den Kopf des Kindes zwischen Muttermund und Schamfuge erreichen will. Streckt sie im letzteren Falle die aussen bleibenden Finger unter den Damm hin: so kommt sie schwerlich an den Kopf, wenn er irgend noch hoch und beweglich steht. §. 172 hätten wohl die Speisen angegeben werden sollen, welche die als nöthig angegebene Leibesöffnung befördern können. Bey der Kleidung §. 175 wäre das Halten der Röcke durch Schulterbänder wohl anzuführen gewesen. Die §. 177 angegebenen Mittel gegen Engheit und Steifheit der Geburtstheile möchten wohl meistens wenig helfen, und können auf mehr als eine Weise schaden. §. 187 heisst es: „die zweyte Periode (Geburtszeit) hebt mit der Eröffnung des Muttermundes an", und doch sagt der Vf. §. 179: „die erste Periode — endet sich dann, wenn sich der Muttermund bis zur Grösse eines Achtgroschenstücks ausgedehnt hat." §. 190 hätte sollen des plötzlichen Dranges zum Stuhlgange erwähnt werden, welcher oft das tiefe Herabtreten des Kopfes andeutet. §. 191 ist es nicht richtig gesagt, „sich mit Händen und Füssen gehörig anstemmt"; mit den Händen soll sich die Frau nicht anstemmen, sondern vielmehr die Handhaben zu sich herziehen. Desshalb sind auch die festen Handhaben an dem vom Vf. abgebildeten Geburtsstuhle zu tadeln; es ist besser, die Handhaben an Riemen zu hängen, damit die Gebärende nicht anders kann, als sie zu sich her ziehen. Am Ende des §. 92 hätte auch von dem Verbieten des Ausarbeitens der Wehen, da wo die Geburt an sich schon schnell genug geht, ein Wort gesagt werden sollen. Das *Einreiben* des Öls oder Fetts in die äusseren Geburtstheile §. 200 könnte leicht missverstanden werden; es soll höchstens ein gelindes *Bestreichen* seyn. Ein höchst gefährlicher Rath ist S. 197 und 198 das Einsetzen der Finger *in den Nacken* des Kindes, um den Kopf dadurch gelinde anzuziehen. Wenn nach §. 204 ja das Blut aus dem Nabelstrange gestrichen werden soll: so muss wenigstens die Vorsicht hinzugesetzt werden, dass während des Ausstreichens der Strang mit ein paar dicht am Nabel angelegten Fingern festgehalten werde, um Zerren des Nabels und Nabelbruch zu verhüten. Auch ist hier vergessen, das Aufhören des Pulses des Nabelstrangs zu bemerken, vor welchem in der Regel das Unterbinden nicht geschehen sollte. Im §. 206 hätte vor allem das Hinfühlen auf den Leib der Gebärerin empfohlen werden sollen, um die Zusammenziehung der Gebärmutter zu bemerken; wo diese gehörig geschehen, eilt es mit dem Hervorziehen der Nachgeburt nicht so sehr, als hier angegeben ist. Selbst das Untersuchen, wie es zu Anfange des §. 207 angegeben ist, hält Rec. jetzt für überflüssig, sobald die Gebärmutter sich von aussen hart zusammengezogen anfühlt, und noch wenig oder gar kein Blut abgeht. Es ist schmerzhaft, und die Hebamme lässt sich nur zu leicht verleiten, zu stark am Nabelstrange zu ziehen. Das Ausprützen der Gebärmutter nach §. 209 ist für die gewöhnlichen Fälle ohne allen Nutzen. Das Hingehen vom Geburtsstuhle nach dem Bette hätte der Vf. auf keine Weise anempfehlen sollen. Das Wechseln der Wäsche gleich nach der Geburt — wenn die Gebärerin geschwitzt hat — hätte der Vf. nicht übergehen sollen. Das Umlegen der Leib-Binde nützt am meisten, je eher nach der vollendeten Geburt es geschieht, da es die auf einmal in einen sehr weit gewordenen Raum vortretenden Eingeweide und die schlaffen Bauchdecken zusammenhält; man lasse es daher nicht, wie der Vf. meint, mehrere Stunden nach der Geburt anstehen. In aufrechter Lage der Frau darf es freylich nicht geschehen; aber man kann es ja mit aufgerollter Binde, oder mit dem monro'schen Gürtel recht gut im Liegen thun. Bey der Behandlung des neugebornen Kindes hätte vor dem Einfallen zu starken Lichts in dessen Augen gewarnt werden sollen. Von dem Auffüttern eines Kindes heisst es §. 221: „Sind die Ältern dazu gezwungen: so lassen sie dem Kinde in dem ersten Vierteljahre hauptsächlich eine Mischung aus gleichen Theilen Milch und Fenchel, oder Zimmtthee trinken, wobey sie gleich anfänglich dem Kinde dreymal täglich einen halben Zwieback geben, der mit Thee aufgeweicht, und nachher mit Milch übergossen wird." Wie viel Fenchel oder Zimmt genommen werden solle, ist nirgends bestimmt, und wozu dem Kinde gleich ohne Ausnahme solche Reize? Kann es die verdünnte Milch ohne Gewürz ertragen: so ist es doch gewiss besser. Es ist auch nicht angegeben, wie die Milch beschaffen seyn müsse, ob frisch gemolken, oder älter; ob gekocht, oder nicht. Es wird bloss gesagt, sie dürfe nicht säuerlich seyn. Und wer wird dem Kinde gleich Zwieback geben?? Höchstens lässt Rec. das mit dem Zwieback gekochte Wasser zu, worin das Stärkemehl desselben, aber nicht der für das Kind unverdauliche Kleber befindlich ist. Wenn der Vf. im 224 §. den Wöchnerinnen das Aufseyn schon am dritten Tage früh und Nachmittags eine halbe Stunde erlaubt: so ist diess offenbar zu nachsichtig. Zu viel verlangt hingegen §. 225, dass sie *alle Tage* durch ein Klystier Öffnung erhalten sollen. Räuchern mit Essig und Räucherpulver ersetzt zwar freylich nicht das Öffnen der Fenster; aber den grossen Vorzug des gehörig angewandten Essigs vor den Räucherpulvern hätte der Vf. doch andeuten sollen. Die adstringirenden Einspritzungen beym weissen Flusse möchte Rec. nicht so unbedingt empfehlen, wie §. 226 geschieht. Die Behandlung der Fuss- und Steiss-Geburten im Allgemeinen §. 238—251 ist sehr verworren, und zum Theil verkehrt angegeben. Zur Probe nur S. 241 vom Armlösen. „Man geht, wenn die Schultern bis in das Becken hereingekommen sind, so dass man sie gut ergreifen kann, längs dem Rücken des Kindes mit dem Zeige- und Mittel-Finger in die Höhe, bis auf die Schultern, und drückt die Schultern so weit herab, als es möglich ist (wie oft möchte hier das Schlüsselbein oder das Acromion zu Schaden kommen!); dann geht man mit dem Finger nach der Brust des Kindes, und drückt das Oberarmbein queer über die Brust weg (wie oft möchte hier nicht der Oberarm zerbrechen!!) u. s. w." S. 244. „Haben wir das

Kinn auf die Brust gedrückt, so ziehen wir mit der anderen Hand den Rumpf des Kindes an (?), indem wir den Hals desselben zwischen den Mittel- und vierten Finger nehmen. Gewöhnlich werden wir durch einen mäfsigen Zug abwechseld am Gesicht und am Halse (!!) u. s. w." Solchen Rath den Hebammen?? Im §. 269, wo von dem zu weiten Becken die Rede ist, heifst es: „Ferner lassen wir die Frau entweder ganz im Bette liegen, oder erlauben ihr erst dann aufzustehen, wenn der Kopf nahe am Einschneiden ist." Sollte da noch Zeit zum Aufstehen seyn?? Ferner heifst es: „Sollte unsere Behutsamkeit nicht genug helfen: so mufs die Hebamme zu einem Geburtshelfer ihre Zuflucht nehmen." Da müfste wahrlich der Geburtshelfer sehr nahe seyn, wenn er bey weitem Becken nicht zu spät käme. Mit der Pfundzahl bey neugebornen Kindern ist der Vf. §. 292 offenbar zu freygebig. Wer wird einer Hebamme aufbinden, dafs es neugeborne Kinder von 22 Pfund gebe? Im 305 § hätte der Vf. bemerken sollen, dafs die Geburt eines todten Kindes deſshalb oft beschwerlicher ist, weil die Mutter selbst weniger krank ist: denn einzelne Fälle äufserer Gewalt - Erleidung abgerechnet, stirbt wohl bey vollkommen gesunder Mutter kein Kind in der Schwangerschaft ab. Was §. 308 über das aashafte Riechen des Kindswassers bey abgestorbenem Kinde gesagt wird, ist sehr einzuschränken; nur unter dem Zutritte äufserer Luft kann das Kind die gewöhnliche Leichenfäulnifs zeigen. Gegen §. 309 ist *Zellers* Erfahrung, der bey einer Venerischen ein Kind zur Welt beförderte, dessen Oberhaut fast vom ganzen Körper abliefs, und wobey doch das Kind noch 12 Stunden lebte. Bey dem Sprengen der Fruchtblase §. 337 ist der Vf. gar zu kurz; er lehrt weder verschiedene Arten, es zu thun, die doch unter verschiedenen Umständen nöthig sind, noch läfst er sich über Vermeidung der Verwechselung aus. §. 359 hätte angeführt werden sollen, dafs bey einer Frühgeburt vor der 38sten Woche es besser sey, die Blase nicht zu sprengen, wobey freylich die Geburt etwas länger dauern, dagegen aber auch die Nachgeburt gleich mitkommen wird, welche sonst oft sehr lange zögern kann, und wobey die Frau dann immer in Gefahr bleibt. Nur wo der Blutabgang bey solcher Frühgeburt gar zu stark ist, mufs die Blase gesprengt werden. Bey der Zurückbeugung hätte S. 334 die Lage näher bestimmt werden sollen, welche die Frau bis zur Ankunft des Geburtshelfers im Bette haben soll. Was der Vf. von der Epilepsie sagt, bedarf hin und wieder Berichtigung. Die gewöhnlichsten Zuckungen der Gebärenden sind nicht eigentlich Epilepsie; da, wo eine Frau schon vor der Schwangerschaft an Epilepsie litt, da ist der Anfall, wenn er etwa bey der Geburt sich wieder einfindet, lange nicht so gefährlich, als der Vf. angiebt. Unter den einen Anfall von Zuckungen verkündenden Zeichen vermissen wir das Doppelsehen u. a. Blofse Camillen - oder Baldrian - Klystiere, die S. 343 angerathen werden, möchten wenig oder nichts fruchten; Essigklystiere sind wirksamer. Bey den Kennzeichen der Rückenlagen der Frucht §. 413 ist die Angabe falsch, dafs die Wirbelsäule *starke spitze Hervorstehungen* hat; die Dornfortsätze sind ja bey Leibesfrüchten noch gar nicht ausgebildet. Auch was S. 384 von den Kennzeichen des Kniees gesagt wird, dafs es eine bewegliche Kniescheibe habe, kann, wenn das Knie gebogen ist, gar nicht gefühlt werden. Sehr zweckmäfsig hat der Vf. einen eigenen Abschnitt für die regelwidrigen Erscheinungen, als Folge von Fehlern, welche die Hebammen oder die Kreifsenden begehen, dem Rec. nur noch mehr Ausführlichkeit wünschte. Bey Umstülpung der Gebärmutter hätte der Vf. nicht, wie §. 475 geschieht, die Hebamme zum Geburtshelfer weisen sollen, ausgenommen wo sie wisse, dafs dieser nicht bald kommen könne. Der Vf. sagt selbst: „*dieser Zufall erfodert die schnellste Hülfe.*" Wenn nun die Hebamme vor der Gebärerin sitzt, und gleich nach dem Kinde ihr die umgestülpte Gebärmutter entgegenkömmt: soll sie da erst nach dem Geburtshelfer schicken, gesetzt auch er wohnte mit ihr an demselben Orte, oder soll sie nicht vielmehr unverweilt die Gebärmutter dahin zurückschieben, woher sie gekommen ist? Wird sie das nicht auf jeden Fall mit mehr Glimpf können als der Geburtshelfer, wenn er auch nur 10 Minuten später kommt? — Alle diese Bemerkungen mögen dem Vf. beweisen, wie aufmerksam Rec. sein Buch gelesen hat. Eine einfache, völlig schmucklose, dem Fassungsvermögen ungebildeter Weiber — denn das ist doch und bleibt die Mehrzahl der Hebammen — angepafste Schreibart, mit so wenig bildlichen Ausdrücken als möglich, würde bey einer etwanigen zweyten Auflage besonderes Augenmerk seyn müssen.

CRWW.

KURZE ANZEIGEN.

Kinderschriften. *Berlin*, in der neuen Societäts-Verlags-Buchhandlung: *Das Menschenleben* oder *Morgenunterhaltungen im Kreise der hellbachschen Familie.* Ein Lesebuch für gute Kinder, die gern verständig werden wollen. Von *C. G. H. Burdach*, D. der Philos. und Prediger zu Kohlo bey Pförten in der Niederlausitz. *Erstes Bändchen*, mit sieben illuminirten Kupfern. 1812. 144 S. 8. (1 Rthlr. 2 gr.)

Der Vf. führt seinen drey Kindern, von deren Lage, Alter und Sinnesart wir nichts erfahren, in zwanzig Gesprächen den Menschen in seinen Hauptveränderungen, von der Geburt an bis zum Alter einer Matrone und eines Kreises vorüber. Aber sonderliche Freude werden die Kinder daran nicht haben: denn Ton, Einkleidung und Erzählungsweise sind nichts weniger als anziehend. Die Reflexionen sind zu trocken und oft über das Kindesalter hinaus, die Darstellung nicht anschaulich und lebhaft genug, und die Ermahnungen zu predigtmäfsig. Sonst ist die Schrift in einem guten Sinn abgefafst, und Rec. hat nirgends etwas Anstöfsiges gefunden. Die Erzeugung und Geburt des Menschen ist sehr delicat behandelt. Die Kupfer sind schlecht gestochen und noch schlechter illuminirt; der Druck aber ist correct.

L. Th.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1815.

PHILOSOPHIE.

Jena, b. Schreiber, u. Leipzig, in Commiff. b. Mittler: *Über Sprach- und Begriffs-Verwirrung der deutfchen Philofophen in Verftand und Vernunft.* Ein Programm von *Carl Friedrich Bachmann*, Dr. der Philofophie, ordentl. Prof. zu Jena. 1814. 25 S. 4. (6 Gr.)

Der Vf. geht bey feiner Unterfuchung aus von den grofsen politifchen Ereigniffen unferer Tage, von der Anrühmung des herrlichen dabey fich offenbarenden deutfchen Geiftes, von dem Lobe der Werke, die Geift und Gemüth vereint im Reiche der Wiffenfchaft zeugen, und von den in unferer philofophifchen Literatur herrfchenden Mängeln und Gebrechen, um auf fein gewähltes, unter grofsem Zeitaufwand bearbeitetes Thema zu gelangen, von deffen Wichtigkeit er durchdrungen ift. Es betrifft die Bedeutung der verwandten Ausdrücke „*Verftand und Vernunft*," die von mehreren Philofophirenden unferer Zeit verfchieden gebraucht, und nach der Verficheruug des Hn. *B.* neuerdings von *Schelling* nnd *Friedr. Schlegel* höchft willkührlich beftimmt worden find. (Diefe Äufserung hat uns etwas befremdet, weil er felbft in der Hauptfache mit diefen übereinftimmt.) Er will es nun verfuchen, fie genauer als bisher zu entwickeln, und etwas Haltbares darüber feftzufetzen, zu welchem Zwecke er vorerft hiftorifch die bisherige darüber herrfchende Verwirrung darlegt, indem er aus den Schriften mehrerer der bedeutendften deutfchen Philofophen die gegebenen Beftimmungen davon anführt, und von da zur Entwickelung fortfchreitet. Wir übergehen das Erftere, und wenden uns fogleich zu der vorgenommenen Löfung der Aufgabe, welche fehr kurz ausgefallen ift.

S. 17 geht er von der richtigen Vorausfetzung aus, dafs es in dem menfchlichen Gemüthe nichts wahrhaft Entgegengefetztes gebe, und dafs, was wir in ihm wahrnehmend als befondere Vermögen bezeichnen, nur verfchiedene Äufserungen des ungetheilten Wefens, zum Behufe der Reflexion und der Wiffenfchaft, feyen. Der Verftand ift alfo auch nichts für fich Beftehendes, was in feinen Erzeugniffen unabhängig von Vernunft und ohne Zufammenhang mit Sinn und Einbildungskraft für fich wirkfam wäre. Die Vernunft hat den Verftand in fich, und der Verftand ift nichts als eine befondere Äufserung der Vernunft. Aber welche Äufserung der Vernunft ift denn nun der Verftand, und wie verhalten fich beide zu einander?

Er unterfcheidet eine zweyfache Bedeutung der Vernunft, eine weitere und engere: in jener ift fie das Allgemeine, die wir allen als etwas Ehrendes zufchreiben; fie ift das Allgemein-Denkende im Menfchen, oder der Geift als Quell aller Erkenntnifs, wie wir fie auch fchon dem eben geborenen Kinde beylegen; in diefem aber ift die Vernunft noch verhüllt und unentwickelt, d. h. die noch ungefonderte in befondere Beftimmtheiten und fcheinbare Gegenfätze noch nicht gefpaltene Einheit aller Vermögen und Kräfte des Geiftes, aber mit dem Beftreben, hervorzubrechen und fich zu entäufseren. Das Kind ift daher faft blofs Thier, fein erftes Bedürfnifs geht auf Nahrung, daher der eigentlich thierifche Sinn der *Gefchmack* ift, welcher auch der niedrigfte, fich zuerft entwickelnde Sinn ift. Auf diefer Stufe bleibt der Vernunft, als der urfprünglichen noch unaufgefchloffenen Einheit, gedacht vor aller Entwickelung der einzelnen Momente, blofs der Charakter der Erregbarkeit. Die Erregung felbft kommt von Aufsen; die auf die Organe des Körpers einwirkende Aufsenwelt erfcheint als das Anregende, den Geift zur Thätigkeit Beftimmende. Den Geift als diefes Erregbare, Antwortende, wodurch er bey dem erften Eindrucke fich gleichfam *ermuthigt*, fich erhebt und dem Dinge entgegengeht, um es zu erfaffen und feftzuhalten, bezeichnet die Sprache fehr ausdrucksvoll als *Gemüth*. (Wahrlich eine anfchauliche, aber gefuchte und willkührliche Deduction des Ausdrucks: Gemüth! Gleich darauf fetzt der Vf. das Gemüthliche gleich dem Gefühlvollen, und nennt das Gemüth auch das Princip der Empfindung, womit aber der Sprachgebrauch nicht ganz übereinftimmt: die Empfindung bezieht fich immer auf etwas in der Seele von Aufsen Angeregtes, das Gefühl dagegen auf Äufseres und Inneres zugleich, und das Gemüth ift das Gefühl in fittlicher und humaner Beziehung betrachtet; daher fcheint es auch unrichtig zu feyn, dem Gemüthlichen das Gefühllofe entgegen zu fetzen; es kann Jemand gemüthlos und doch fehr erregbar und der heftigften Gefühle fähig feyn, wie man diefes bey fehr reizbaren, cholerifchen, aber fehr inhumanen Menfchen findet.) Das Gemüth, fährt der Vf. fort, ift alfo nicht anders, als die Vernunft, mit dem *Charakter der Erregbarkeit und leichten Beweglichkeit.* Was weiter vom Gefühle gefagt wird, ift wahr und fchön gedacht. Wie auf die Erregung von Aufsen die Sinnesanfchauung folgt, wird S. 21

gezeigt, und dann wieder damit geschlossen, dass auch die *Sinnlichkeit* Vernunft sey, in wiefern sie auf ein Einzelnes, Empirisches, Gegebenes gerichtet ist, es fixirt und festhält. Vom Geschmack, als dem untersten Sinne, erheben sich die Sinne in steigender Veredlung bis zum Gesicht, über welches kein reineres Sinnenverhältniss denkbar ist; von hier zieht sich die ganze Sinnenreihe zusammen, und ihre Ausbreitung geht eben so nach Innen wie vorher nach Aussen, nicht in das Räumliche, sondern in die Tiefe und in das Zeitliche, so dass die ganze äussere Natur abbildlich in das Innere tritt, und in den Tiefen des Geistes zu einem eigenen Universum sich gestaltet. Denn es giebt nach der sinnreichen Behauptung des Vfs. eine innere, der äusseren ähnliche geistige Sinnenreihe; sie ist die umgekehrte äussere, d. h. der höchste Punct der äusseren ist der Wende- und Entwickelungs-Punct der inneren; der Vf. will aber hier nicht die einzelnen Glieder davon näher entwickeln, um sein Ziel schneller zu erreichen, und sagt daher ganz kurz, dem Gesichtssinn entspreche innerlich die *Einbildungskraft*, dem *Getaste* aber der *Verstand*. Denn der Verstand sey schon dem Sprachgebrauche nach das Vermögen des *Vorstehens* vor einem Gegenstande, also des Zusammenfassens, Festhaltens und Verstehens; *was vor uns stehe*, sey *verständlich*. Nun wird die Vergleichung des Verstandes mit dem Tastsinne weiter fortgesetzt. Z. B. das Tasten sey ein Befühlen und *Begreifen* des Dinges, um die äussere Form kennen zu lernen: eben so umschliesse auch der Verstand den Gegenstand von allen Seiten, *begreife* ihn, und bekomme eben desswegen den *Begriff* davon, woraus mit Sonnenklarheit folge, dass der Verstand das *Vermögen der Begriffe* sey. Wie ferner der Tastsinn absondere und zusammenfasse: so seyen auch die beiden Hauptthätigkeiten des Verstandes *Absondern* und *Begreifen*. — Das ist wenigstens eine sehr handgreifliche Erklärung der Natur des Verstandes, obgleich dadurch von ihm nichts weiter erkannt wird, als was man in den gewöhnlichen logischen Compendien darüber findet. Die Vergleichung der Verstandesthätigkeit mit dem Manipuliren der Hände beym Betasten eines äusseren Gegenstandes erklärt das Wesen des Verstandes so wenig, als das Ermuthigen die besondere Eigenthümlichkeit des Gemüthes, es sind höchstens grob sinnliche, weder ganz passende, noch erschöpfende Gleichnisse. Dass die vom Vf. angenommene Stellung der Sinne die wahre sey, davon ist Rec. durch die vorliegende Darstellung nicht überzeugt worden; er hält weder den Geschmackssinn für den untersten, nach den Gesichtssinn für den höchsten und geistigsten, vielmehr glaubt er, dass jener höher als der Tastsinn, und dieser niederer als der Gehörsinn stehe; durch den Geschmack werden schon innere Qualitäten der Körper empfunden, während durch das Betasten lediglich das Räumliche an denselben angeschaut wird; auch das Gehör steht mit dem Geiste in einer engeren Verbindung, als das Sehen, der Ton ist geistiger, ideeller als die Farbe, und regt auch den Geist mehr an, als dieses. Jedoch wollen wir unsere Ansicht Niemanden aufdringen, und glauben bloss, dass die vergleichende Naturwissenschaft hierin die Philosophie unterstützen müsse; sie kann am besten lehren, wie die Natur die Sinne nach und nach entwickelt, und der Entwickelung derselben im Thierreiche entspricht gewiss auch die in der Menschenwelt. Der Vf. meint zwar, alle bisherigen Theorieen der Sinne, bis auf die neuesten naturphilosophischen, seyen mangelhaft, weil sie überall mehr das Räumliche, Materielle, Passive oder bloss die Structur der Organe und ihre sogenannte *Bedeutung* beabsichtigt hätten, nicht aber die innere Selbstthätigkeit des Geistes, welche doch dabey die Hauptsache sey. Allein steht denn rücksichtlich der Sinne das Äussere nicht in wesentlicher Verbindung mit dem Inneren, und ist es so etwas Geringes, das Verhältniss der Sinne zur Aussenwelt und ihre *Bedeutung* zu bestimmen? und ist letzteres möglich, ohne auch die Thätigkeit und Wirkungsweise derselben zu erkennen?

S. 23 wird nun der Verstand als die eigentlich dialektische Kraft des Geistes, oder als die Vernunft selbst, sofern sie abstrahirt, reflectirt, Begriffe bildet, definirt, womit wir ganz einverstanden sind, so wie damit, dass dem Verstande auch das Urtheilen und Schliessen zukomme. Der Verstand steht also, wie *Schelling* nnd *Fr. Schlegel* behaupten, über der Vernunft in weiterer Bedeutung. Allein der Vf. unterscheidet noch eine engere, vermöge welcher die Vernunft über dem Verstande steht, und in dieser Beziehung sagt er S. 25: „Der Begriff ist nicht das Höchste und das Wesen des menschlichen Geistes in Sinn, Einbildungskraft und Verstand nicht erschöpft; vielmehr strebt er darüber hinaus, nach dem ewigen Urgrunde alles Daseyenden, wobey die Forschung stehen bleiben kann, und der Geist volle Befriedigung findet. Jetzt kommt in den Stoff des Verstandes Ordnung, Zusammenhang, Einheit, der Mensch reihet Beobachtung an Beobachtung, kettet Begriff an Begriff, Schluss an Schluss, belebt die einzelnen Glieder durch einen Grundgedanken, bildet so Systeme, und erhebt sich zu Ideen u. s. f. Was so über den Verstandesbegriff hinausgeht, der Ideen fähig ist, ist offenbar auch Vernunft, aber Vernunft in der höchsten Entwickelung, oder in der engeren Bedeutung." Allein Rec. hält diese zweyte Bestimmung der Vernunft nicht für wesentlich und nothwendig. Denn die Kraft des Geistes, welche Ordnung und Zusammenhang in den Stoff des Verstandes bringt, Begriff an Begriff, Schluss an Schluss kettet, ist eben nichts anderes als der Verstand, ja, der Vf. hat selbst diese Functionen dem Verstande beygelegt, da er ihn die dialektische, urtheilende und schliessende Kraft des Geistes nennt. Sollte aber dessenungeachtet noch ein Unterschied zwischen der Vernunft in weiterer und engerer Bedeutung angenommen werden: so musste er schärfer bestimmt, und ihr beiderseitiges Verhältniss genauer angegeben werden, als es vom Vf. geschehen ist. Er hat diesen Punct zu seiner besonderen Aufgabe gemacht, und hätte also ihn auch be-

fonders herausheben und erörtern follen. Soviel man aus dem Ganzen abnehmen kann, fo verfteht er unter der Vernunft im weiteren Sinne die allgemein menfchliche Denkkraft, fofern fie fich in den verfchiedenen Wirkungen kund giebt, fie ift das Allen zu Grunde Liegende, in ihnen Thätige, fie mögen einzeln oder im Zufammenhange wirkfam feyn. Wenn aber alle vollkommen ausgebildet, harmonifch zu einem Ganzen vereinigt find, und von Ideen getragen und geleitet werden: fo nennt er diefen Zuftand auch Vernunft, aber im engeren Sinne. Wo liegt denn aber hier der befondere Unterfchied? Nach unferem Dafürhalten findet kein folcher Statt: denn was den Grundgedanken angeht, welcher den einzelnen Gliedern eines Syftems zu Grunde liegt, fie belebt u. f. w., ift eben die Vernunft in der erfteren und weiteren Bedeutung, welche allen Bildern, Anfchauungen, Begriffen, Urtheilen und Schlüffen als Subftrat dient, ohne welches fie leere Gedanken wären. Denn die Wahrheit und objective Gültigkeit aller genannten Vorftellungen liegt nicht in ihnen felbft, fondern in der nothwendigen Beziehung derfelben auf ein von ihnen unabhängiges Reale; in Rückficht der empirifchen Begriffe ift es das mittelft der Empfindungen fich ankündigende Wirkliche, in Rückficht der Ideen aber find es die urfprünglichen Gefühle, die fich im Reflectiren darauf mit einer Art von Nothwendigkeit uns aufdringen, und die gerade aus der allen Menfchen gemeinfamen Vernunft ftammen. Wir fehen daher keinen Grund, über den wirklich gebildeten und dialektifch entwickelten Verftand noch eine befondere Vernunftkraft zu fetzen, wenigftens hat der Vf. die Nothwendigkeit davon nicht dargethan. Es thut diefes aber auch wenig zur Sache; er hat feinen Zweck dennoch erreicht, und das Verhältnifs des Verftandes zur Vernunft der Hauptfache nach richtig beftimmt.

Zum Schluffe erlauben wir uns noch einige Worte über eine Äufserung des Vfs. in der Vorrede. Nachdem er hier, wie auch an einer anderen Stelle, feines Fleifses bey der Ausarbeitung diefes Gegenftandes Erwähnung gethan, macht er einige bittere Bemerkungen über jene akademifchen Schriftfteller, „die fich berufend auf eine intellectuelle Anfchauung, auf ein höheres Organ und eine unmittelbare Eingeiftigung aller Mufen bey der Erzeugung ihrer Geifteswerke, alle fechs Monate einen dicken Band in die Welt fenden, der unverbefferliche Syfteme, vollendete Gemälde und delphifche Sprüche enthalte; auch alles Andere bezeichne diefen aufserordentlichen Zuftand, die unnatürliche Farbe des Gefichts, die krampfhaften Zuckungen u. f. w., welche nur Ungeweihte für Symptome einer krankhaften Organifation halten, dem Geweihten aber feyen fie untrügliche Zeichen, dafs das Individuum bereits über den Grad der Selbfterkenntnifs und Selbftbefchauung hinaus in den der vollendeten Klarheit und Erleuchtung getreten." Damit verbindet Hr. *B.* unmittelbar noch folgende Erklärung: „Das gutmüthige Publicum habe die Artigkeit gehabt, ihn wegen zweyer Schriften für einen Freund der Naturphilofophie, ja wohl für einen Naturphilofophen felbft zu halten; er fey aber nicht fo unbefcheiden, fich diefen Ehren-Namen anzumafsen, und der aufmerkfame Lefer diefer Schrift werde fich wundern, wie er dazu gekommen fey; er werde nämlich darin finden eine gewiffe Nüchternheit und Ruhe, ein leidlich gefundes Urtheil u. f. w., kurz, nichts von alle dem, was nur irgend auf einen exaltirten aufserordentlichen Zuftand, auf göttliche Raferey und hervorragende Geifteskräfte fchliefsen laffe; er bitte daher das Publicum höflichft, ihn mit jenem Ehren-Titel zu verfchonen." Der Vf. macht hier den fogenannten Naturphilofophen ohne Ausnahme Vorwürfe, die vielleicht Manche darunter verdienen mögen, welche aber von Allen zu beweifen, ihm kaum gelingen würde. Anfangs fcheint er auch nur einen und den anderen vielfchreibenden akademifchen Lehrer vor Augen gehabt zu haben; nachher aber trägt er die Befchuldigungen auf die ganze Schule über, wefswegen er es nöthig hält, ausdrücklich zu erklären, er gehöre nicht zu ihnen, und fey nicht wie Andere. Wir bekennen, nicht einzufehen, wozu eine folche Erklärung hier nothwendig gewefen; vielmehr darf man glauben, die Lehren des Vfs. würden fchon durch fich felbft ihn rechtfertigen; oder hat er es der Schwachen wegen gethan, welche das Wahre vom Gegentheil nicht felbft zu unterfcheiden vermögen, und denen es blofs um Refultate als Glaubensartikel zu thun ift, womit fie aber zugleich einen folchen innerlichen Abfchen vor der Naturphilofophie (eine wohl verzeihliche Idiofynkrafie) verbinden, dafs fie jene doch nur unter der Bedingung fich aneignen wollen, wenn fie von dem naturphilofophifchen Gifte frey find, worüber nun Hr. *B.* fich felbft ein feyerliches Zeugnifs zu ihrer Beruhigung ausftellt? Denn dafs er um feiner felbft willen fo etwas follte nöthig gehabt haben, dafür können wir uns keine Gründe denken. Auch kann Rec. ihm das zweckdienliche Zeugnifs ertheilen, dafs er in der einen Schrift, die er von ihm kennt, nämlich in der „*Kunftwiffenfchaft im allgemeinen Umriffe*" nichts *eigentlich Naturphilofophifches* gefunden habe, wohl aber Vieles, das feines Wiffens den Principien und einzelnen Lehren der fogenannten Naturphilofophie in anderer Beziehung eigenthümlich, oder in ihrem Geifte gedacht ift. Ob aber der Vf. aus diefer Quelle gefchöpft habe, getrauet Rec. fich eben nicht zu behaupten, beforgend, der Selbftftändigkeit feines Geiftes dadurch zu nahe zu treten.

Y. Z.

ASTRONOMIE.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Populäre Vorlefungen über die Sternkunde.* Gehalten zu Heidelberg im Winter 1811 auf 1812, von *Jakob Friedrich Fries*, Profeffor der Philofophie zu Heidelberg u. f. w. Mit 6 Kupfern. 436 S. 8. (3 Rthlr. 4 gr.)

Diefe populäre Darftellung der Sternkunde gehört zu denjenigen Büchern, welche bey vollkommener

Deutlichkeit des Vortrags, dennoch eine Gründlichkeit besitzen, die dem Leser einen tiefen Blick in die wahre Beschaffenheit der Erscheinungen und ihren Zusammenhang gestattet. Ein ernster, kräftiger Stil zeichnet ferner diese Vorlesungen aus, und wir können sie mit Recht denen, welche eine gedrängte Übersicht unserer astronomischen Kenntnisse zu haben wünschen, empfehlen. Ob des Vfs. Vortrag nicht gar zu gedrängt und kurz sey, läfst sich zwar im Allgemeinen wegen der Mannichfaltigkeit der Leser nicht entscheiden; doch müssen wir gestehen, dass es uns geschienen hat, als werde der, welcher sich zum ersten Male von dem Zusammenhange der himmlischen Erscheinungen und ihrer Ursachen belehren will, einer gröfseren Ausführlichkeit wohl an manchen Stellen bedürfen; dagegen werden diese Vorlesungen ganz dem Bedürfnisse derer angemessen seyn, welche, mit dem Einzelnen nicht unbekannt, das ganze System unserer Kenntnisse aus einem wohl gewählten Gesichtspuncte überschauen wollen.

Wir werden uns bey der Anzeige des Inhalts nicht sehr ins Einzelne einlassen, da es bekannt genug ist, was man hier zu suchen hat. Die erste Vorlesung enthält vorbereitende Betrachtungen, und stellt vorzüglich den Gedanken dar, dass das Anziehendste bey dem Studium der Astronomie doch immer das Anerkennen der Kraft des Geistes sey, die sich in Erforschung des Sternenlaufs und seiner Gesetze so grofs gezeigt hat. Die vier folgenden stellen die Erscheinungen des Himmels dar, und geben eine kurze Geschichte der Hauptfortschritte, welche die Wissenschaft machte.

In der sechsten Vorlesung ist Alles zusammengedrängt, was die Beantwortung der Frage nach den wahren Bewegungen der Weltkörper und ihren Gesetzen betrifft. Hier möchten wir glauben, obgleich sehr Vieles mit wenigen Worten gesagt ist, dass der Leser dennoch wünschen wird, vollkommener unterrichtet zu werden. Angedeutet ist Alles, was die Gröfse der Erde, die Parallaxe überhaupt, und besonders die Parallaxe des Mondes und der Sonne betrifft; ferner wie man dahin geleitet sey, zuerst Venus und Mercurius als um die Sonne gehend zu betrachten, dann der Erde selbst eine Bewegung um die Sonne beyzulegen und zugleich ihre Umdrehung um sich selbst anzunehmen; wie diese Kenntnifs der Bewegung der Erde *Keplern* zu Ausmessung der Marsbahn leitete, deren elliptische Figur und das Gesetz der Gleichheit der Sectoren in gleichen Zeiträumen er nun bald erkannte; welches Gesetz er zwischen den Abständen der Planeten von der Sonne und ihren Umlaufszeiten fand, — das alles ist hier auf 40 Seiten, so weit diese Kürze es verstattet, sehr schön abgehandelt. Dann enthält dieselbige Vorlesung noch die Gesetze des Falles, der Wurfbewegung, die erste Hinleitung auf den Gedanken an eine in sich zurückkehrende Bahn des geworfenen Körpers, die Abnahmen der anziehenden Kraft in gröfseren Entfernungen und die Gesetze der Bewegung in Ellipsen. Dass hier Manches nur historisch angegeben, nicht eigentlich als nothwendig dargestellt werden konnte, erhellt von selbst, und wir müssen gestehen, dass der Vf. uns durch diese Kürze seinem eigenen Plane etwas zuwider gehandelt zu haben scheint. Zwar giebt der Anhang zu dieser Vorlesung Vervollständigungen dieser Lehren; aber diese sind mit Buchstabenrechnung erläutert und also (zwar leicht genug, aber doch) nicht so für Alle geschrieben, wie es bey diesen Lehren möglich ist.

Die 7te Vorlesung handelt sehr schön von den Grenzen der wissenschaftlichen und religiösen Betrachtung des Himmels und der Natur überhaupt, und geht dann zu näherer Betrachtung der Erde über. Die Bedingungen des Lebens oder des Bestehens der Lebendigen auf ihr machen eigentlich den Inhalt der letzten Hälfte dieser Vorlesung aus, und uns will nicht einleuchten, warum der Vf. diefs mystisch das Leben der Erde nennt? Mit schönen Betrachtungen über den Zweck des Menschenlebens auf Erden schliefst diese Vorlesung.

Die 8te Vorlesung — die Erde als Planet — enthält das, was man in der mathematischen, theils auch in der physischen Geographie vorzutragen pflegt. Die ganze Darstellung hat uns sehr gefallen; nur sind wir S. 267 nicht überzeugt worden, dass der dort erwähnte Meeresstrom durch die Erwärmung des Meeres erzeugt wird. Wegen stärkerer Erwärmung müfste ja das *obere* Wasser vom Äquator nach den Polen abfliefsen, so wie gerade umgekehrt, die *untere* Luft nach dem Äquator hinströmt; und wollten wir auf die Verdunstung viel rechnen: so würde die Hypothese wenigstens nicht so gar *strenge* zu erweisen seyn. Merkwürdig hat uns dagegen das geschienen, was der Vf. über das in sehr langen Perioden (wie es scheint) wechselnde Steigen und Sinken der Meere sagt, wo er nämlich dieses aus einer fortdauernd wachsenden und nach langen Perioden wieder abnehmenden gröfseren Erwärmung der einen Erdhalbkugel erklärt.

Diese Hypothese, obgleich sie immer Manches gegen sich hat, verdient wohl eine nähere Prüfung, zu der geologische Beobachtungen von der südlichen Halbkugel der Erde vielleicht am besten Gelegenheit geben könnten.

Die letzten 4 Vorlesungen theilen einen ganz kurzen Abrifs von dem mit, was wir von der Beschaffenheit des Mondes, der Sonne, der Planeten, Kometen und Fixsterne wissen, wobey der Vf. auch eigene Betrachtungen und Vermuthungen eingestreut hat. Nach dem ganzen Plane konnte der Vf. hier nicht ausführlicher seyn; aber der Leser wird schwerlich den Wunsch unterdrücken können, vollständiger belehrt zu werden, als es hier geschehen konnte.

c. e. e.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1815.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Maurer: *Das Leben Friedrich Wilhelms des Grossen, Kurfürsten von Brandenburg.* Nebst Andeutungen über die Idee und die spätere Geschichte des preussischen Staats vom Jahre 1688 bis 1814, von *Franz Horn.* 1814. XVI u. 303 S. mit Einschluss des Subscribenten-Verzeichnisses, 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Der Vf. erklärt sich in der Vorrede umständlich über die Entstehung seines Werkes, über den Zweck desselben, über die Schwierigkeiten der Ausführung und über die Art, wie er die Geschichte und den Charakter Friedrich Wilhelms auffassen und wiedergeben zu müssen geglaubt hat. Wir erfahren hier, dass schon vor 10 Jahren, als Hr. *H.* zum ersten Male nach Berlin kam, der Gedanke bey ihm aufstieg, die Geschichte des grossen Kurfürsten zu schreiben, „und er will nicht verhehlen, dass unter allen Kunstwerken der schönen Königsstadt keines in so hohem Masse ihn ansprach, als jene herrliche Rossstatue auf der langen Brücke; und da er sie gar häufig betrachtete, so schien es ihm schon damals, als müsse in der Seele des Helden ein noch reicherer Geist und eine tiefere Idee gewohnt haben, als die meisten Historiker ihm beygelegt." Erst nach Jahren jedoch konnte der Vf. seinen Vorsatz ausführen. Er hat „dabey, wie es billig ist, mehrere Arbeiten seiner Vorgänger benutzt, und nennt dankbar *Puffendorf* und *König*, die ihm manche einzelne Data lieferten." — Er würde aber auch eine Geschichte Fr. Wilhelms aus eigener Erfindung haben schreiben müssen, wenn er gar keine Quellen hätte benutzen wollen. — „Doch, fährt er fort, in der Art, wie sie (*P.* und *K.*) den Geist der Zeit und des Fürsten auffassten und ihre historischen Compositionen bildeten, bin ich gänzlich von ihnen abgewichen. So ist denn mein Werk ein ganz eigenes und für sich bestehendes geworden, und jedes Lob und jeder Tadel, die ihm gebracht werden dürften, treffen dasselbe allein." — Rec. hat es bisher für eine nothwendige Eigenschaft jedes Kunstwerkes gehalten, dass es für sich allein bestehe, und jedes historischen Werkes insbesondere, dass man nicht erst nöthig habe, die Quellen nachzulesen. Auch können Lob und Tadel nicht diese, sondern nur die Art und Weise, wie sie ausgewählt und benutzt worden sind, treffen. — Bey der Berührung der Schwierigkeiten klagt der Vf., dass die Geschichte uns gleichsam nur das Exoterische von Fr. W. gebe, aber das innere Wesen und den Kern zu finden, dem Forscher überlasse, und hält es für „höchst bedeutend, dass wir fast gar keine Anekdoten oder sogenannte Bonmots von ihm aufzuweisen haben." Er meint, der Kurfürst habe dadurch allerdings die Arbeit des Historikers erschwert, aber „wer dürfte es wagen, darüber mit ihm zu rechten!" — „Was ich vermocht habe, sagt er zuletzt, gebe ich mit freundlicher Liebe und stiller Bescheidenheit. Fr. W. darzustellen, wie er lebte und wirkte, wie er die Zeit ergriff und beherrschte, wie er kämpfte und siegte, wie er, durch eine stets gehaltene grosse Idee gekräftigt, jegliche Schwierigkeit überwand, und endlich das hohe Ziel erreichte, der Schöpfer eines ganz neuen Staates voll der tiefsten Bedeutung zu werden: *das* vollständig und genau, einfach und klar darzustellen, war mein Streben. Ich wünsche innig, dass es mir gelungen seyn möge, dieses Werk einigermassen würdig gemacht zu haben, ein freundliches Hausbuch der Kenner und Freunde der vaterländischen Geschichte und des wackeren Volkes zu werden, dass ich vermocht haben möge, die leitende Idee richtig wiederzugeben, durch die uns die ganze Regierung des trefflichen Fürsten deutlich wird. Haben wir über *diese* erst Klarheit gewonnen: dann erhellet sich auch noch mehr die ganze grosse Gegenwart in allen ihren erfreulichen Beziehungen, und so war es natürlich, dass ich, nachdem ich die Geschichte des Kurfürsten beendigt hatte, auch noch die *Umrisse* der späteren Geschichte Preussens zu entwerfen, und des edlen Reiches Geist und Wesen in *kurzen Andeutungen* zu zeichnen versucht. — Möge diesem Werke eine freundliche Aufnahme begegnen: dann ist mir der zehnmonatliche Fleiss, den ich ihm widmete, reichlich belohnt."

Dieser Lohn wird dem Vf. gewiss nicht entgehen. Reinheit und Reichthum der Sprache, eine leichte und gefällige Schreibart, eine kräftige, an das Romantische streifende Darstellung, der schwermüthige Ton, der durch das Ganze herrscht, und das Interesse des Gegenstandes selbst, machen das Werk zu einem anziehenden Lesebuche, und versichern ihm eine günstige Aufnahme. Auch die sich stets wiederholenden Lieblingswörter und gewisse gewählte Formen des Ausdrucks, von denen die aus der Vorrede ausgehobenen Stellen Beyspiele geben, werden einer zahlreichen Classe von Lesern zusagen. Als Geschichtschreiber möchte jedoch der Vf. noch manche billige Foderung unbefriedigt gelassen haben. Es ist jetzt beynahe zur Sitte geworden, die Begebenheiten der Vorzeit stets mit Hinsicht auf die Gegenwart zu beschreiben, und allerdings gewährt eine solche Zusammenstellung, wenn

sie mit Mass und unbeschadet der gehörigen Kritik durchgeführt wird, manches unsere Theilnahme ansprechende Gemälde und eröffnet manchen belohnenden Gesichtspunct. Aber der Geschichtschreiber darf sich durch dieses Bestreben nicht verleiten lassen, die Gefühle, die Denkungsart und die Gesinnungen des neunzehnten Jahrhunderts der schlichten, härteren Weise unserer Väter unterzulegen, ihren Handlungen unsere Bewegungsgründe zu leihen, wenn er nicht Gefahr laufen will, ihre schöne Eigenthümlichkeit durch diese fremdartigen Zusätze zu verwischen. Überhaupt soll die Geschichte, als solche, keinem übrigens auch noch so lobenswerthen Nebenzweck huldigen; sie wird dadurch in das Gebiet der moralischen Erzählungen herabgezogen. Wenn in den verflossenen Jahrhunderten die historische Kunst den Deutschen fremd gewesen ist; wenn die Schriftsteller der Vorzeit sich mit einer nüchternen Aufzeichnung des Geschehenen begnügten, oder, nach dem Ausdruck des Vfs., nur das Exoterische gaben: so haben sie uns doch gute Materialien hinterlassen, und bieten uns oft, weniger durch das, was sie berichten, als durch die Art, wie sie es erzählen, einen nicht zu verschmähenden Massstab zur Beurtheilung ihres Zeitalters dar. Den Charakter des Helden in ihren Angaben zu erforschen, und die Schilderung desselben aus seinen Handlungen hervorgehen zu lassen und auf sie zu begründen, ist allerdings eine der schwersten, aber auch der anziehendsten Aufgaben des Geschichtschreibers. Der Vf. hat das Geschäft umgekehrt; er schildert zuerst den Charakter Fr. Ws., und erklärt dann daraus seine Handlungsweise.

In dem vorausgeschickten *einleitenden Wort* erinnert er flüchtig an die Reformation, den Religionskrieg und den dreyssigjährigen Krieg, der durch einen Frieden beendigt wurde, „in welchem Fremdlinge in allen äusseren Beziehungen vorschrieben, was nimmer hätte vorgeschrieben werden dürfen. In dieser beyspiellos traurigen Zeit trat Fr. W. auf; er rettete nicht nur, was noch zu retten war, sondern er schuf auch das Neue." — „Er erfasste (S. 4) die Idee, dass der Geist des Protestantismus ein *sichtbares* Panier haben müsse, dass es eines durchaus neuen mächtigen *Staates* bedürfe, um dem Protestantismus einen erhabenen Strebepfeiler zu geben, einer schützenden Säule, an die man sich gern und vertrauend schliessen mag."

Das erste Buch beginnt nun gleich mit der Geburt Fr. Ws. im Jahr 1620 und seiner früheren Erziehung, ohne den Leser nur im Geringsten mit der Charte des Landes, auf welchem er herumgeführt werden soll, bekannt zu machen. Er bleibt über die Begebenheiten des dreyssigjährigen Krieges, über die so wichtige Bewandtniss der jülichschen Erbschaft, über die damalige Verbindung des Herzogthums Preussen mit Polen, über die Verhältnisse des Kurfürsten gegen Kaiser und Reich, gegen Schweden und gegen die Stände seines eigenen Landes völlig im Dunkeln, und wenn der Vf. auf die vorbereitende Lage der Dinge da, wo sie gerade in die spätere Geschichte eingreift, einen Blick wirft: so schildert er sie doch immer nur mit einzelnen flüchtigen Zügen. Mit Recht übergeht der Lebensbeschreiber Alles, was seinem Helden fremd ist: aber eine Biographie soll doch auch ein vollständiges Ganzes ausmachen, sie soll nichts auslassen, was auf ihren Gegenstand Bezug hat, nicht wesentliche Umstände als bekannt annehmen. Eine gedrängte, aber deutliche Schilderung des Zustandes von Europa, von Deutschland und den brandenburgischen Ländern, und von den Verhältnissen der verschiedenen Mächte in Beziehung auf diesen Staat, hätte der Erzählung der Begebenheiten des Kurfürsten vorausgehen sollen. Sie würde der Einheit des Kunstwerkes weniger, als die durch den Mangel derselben entstandenen Lücken, geschadet, dem Gemälde zum Hintergrunde gedient und die Hauptfigur kräftiger haben hervortreten lassen, die nun gar zu einsam im leeren Raume schwebt. Der Vf. hat dieses gefühlt, wenn er (S. 69) meint, aus dem, „was der Kurfürst als solcher und als Herrscher für das deutsche Reich und für seine Länder insbesondere gethan habe, werde der innere Mensch klar genug hervorgehen;" aber er vergisst, dass der Leser die Handlungen des Helden nicht gehörig zu würdigen vermag, wenn er nicht mit den Verhältnissen desselben und den Gründen, welche ihn bestimmen mussten, hinlänglich bekannt gemacht worden ist.

Schon die in dem Vorwort aufgestellte Grundidee ist zu unbeschränkt angenommen. Der stets nach kräftiger Selbstständigkeit strebende Kurfürst konnte unmöglich den neuen, von ihm geschaffenen Staat einem ausserhalb desselben liegenden Zweck unterordnen wollen. Ihm musste der Staat selbst der höchste Zweck seyn; in dem Protestantismus, dem er aufrichtig zugethan war, bildete sich ihm ein mächtiger Beystand, den er sorgfältig zu erhalten bemüht war, und so war denn auch die Unterstützung wechselseitig, und eben darum desto sicherer. Fr. W. zeigt sich in seinem ganzen Leben als ein weiser und trefflicher Regent, der, auf seine edlen Absichten vertrauend, keinen Augenblick das Ziel, das er sich vorgesteckt hatte, aus den Augen verlor. Er wollte seine zerrütteten Provinzen zu einem blühenden, nicht nur für Deutschland, sondern auch für Europa bedeutenden Staat erheben. Um aber die Übel, die an dem Inneren nagten, aus dem Grunde heilen und das Bessere einführen zu können, musste er vor allem Anderen Herr in seinem Lande seyn; verjährte Vorurtheile mussten besiegt, die gar zu grosse Gewalt der Stände musste eingeschränkt werden. Um sein Besitzthum zu behaupten und es zu erweitern, erfoderte die Politik, dass er sich bald an die eine, bald an die andere der vorherrschenden Mächte Europas anschloss, bald an Österreich, bald an Frankreich, bald an das gefürchtete Schweden, bald an das durch innere Unruhen geschwächte Polen. Indem er abwechselnd sich mit diesen Staaten verband und sie bekriegte, dem Strom der Übermacht wich, um unter günstigeren Umständen sich ihr desto nachdrücklicher entgegen zu stemmen, war seine Politik nie schwankend. Er wusste stets, was er wollte, und erscheint gleich gross als Feldherr, als Staatsmann und als Regent, am grössten darin, dass er die unedlen Ränke

einer hinterlistigen Staatskunst im Äusseren verschmähete, und im Inneren seine Gewalt nie in Willkühr ausarten liess, und sie nur dazu anwendete, seine Unterthanen glücklich zu machen. Er war ganz der Mann seines Zeitalters und seines Volkes, ein Mann, der Treue und Redlichkeit übte, aber von politischer Sentimentalität eben so weit entfernt als von einer gewissen modernen Deutschheit, welche sein Jahrhundert nicht kannte.

Hätte der Vf. die Gegenwart nicht stets zu sehr im Auge gehabt, indem er die Vergangenheit schilderte: so würde er nicht so oft in Verlegenheit gerathen seyn, die Handlungsweise Fr. Ws. mit dem ihm gegebenen Charakter in Übereinstimmung zu bringen, sich nicht, um die Wirkung zu erhöhen, so oft genöthigt gesehen haben, manches Vielleicht als geschehen anzunehmen. So heisst es z. B. (S. 7) bey Gelegenheit einer Reise, welche der dreyzehnjährige Prinz nach Wollgast machte, um die Leiche Gustav Adolphs zu sehen: „Wohl schweigt die Geschichte von den Gefühlen, welche bey dem Anblick derselben in ihm rege wurden, und von den Gelübden, die er damals sich selbst that; doch sein Leben und dessen ganze Bedeutung verkündet sie desto entschiedener." — Die Gelübde wenigstens werden doch hier etwas zu romantisch vorausgesetzt. — S. 11 werden die Mordanschläge auf den aus Holland zurückkehrenden Kurprinzen, selbst eine durch die starke Natur desselben und die Geschicklichkeit des Leibarztes unschädlich gewordene Vergiftung so erzählt, dass der Leser über die letzte zweifelhaft bleiben muss, bis nach einem durch andere Begebenheiten ausgefüllten Zwischenraum erst S. 17 die Unwahrscheinlichkeit erhellet. — In dem Streite mit den Landständen, dessen *Fortsetzung* wir (S. 32) erfahren, ehe wir den Anfang kennen gelernt haben, weiss der Vf. nicht recht die Gemüthlichkeit des Kurfürsten mit dem Streben nach der Herrschaft zu vereinigen, und sucht, ehe er darauf zurückzukommen genöthigt ist, sich bald (S. 49) mit der Ausflucht: „die Frage, auf wessen Seite das Recht war, kann nur in der Geschichte des gesammten Deutschlands beantwortet werden, denn diese Geschichte selbst ist die einzige Antwort;" bald wieder (S. 87) mit der Versicherung zu helfen, es habe dem Kurfürsten „grosse Überwindung gekostet, das zu bekämpfen, was seinem eigenen Herzen ohne Zweifel sehr theuer war." — Bey Gelegenheit des Krieges, in welchen Brandenburg im Jahre 1655 u. folg. zuerst gegen die Schweden, dann mit ihnen vereinigt gegen Polen, und zuletzt wieder im Bündniss mit Österreich und Polen gegen Schweden, verwickelt wurde, theilt der Vf. (S. 61) seine „*Vermuthungen* über das Gemisch von Empfindungen mit, das diese seltsame Zeit und die so schnell verwandelten Verhältnisse in Fr. Ws. Seele hervorbringen mussten." Sollten nicht die schwedische Übermacht und die, in dem Vertrage von Wehlau gesicherte Unabhängigkeit des Herzogthums Preussen das Betragen des Kurfürsten am leichtesten erklären? Es gereicht ihm wahrlich nicht zu geringem Ruhme, dass er selbst unter den nachtheiligsten Umständen seine politische Selbstständigkeit zu behaupten und stets einen vortheilhaften Frieden zu schliessen wusste, ohne doch jemals die Achtung und das Vertrauen der Partey, welche er zu verlassen genöthigt war, zu verscherzen. Dieser letzte, durch die Geschichte bewährte Grund spricht besser für ihn, als der doch nur vorausgesetzte Kampf der Gefühle. Er dürfte auch bey dem Frieden von Saint Germain und der nachherigen Verbindung Fr. Ws. mit Ludwig XIV am sichersten geltend gemacht werden. Ludwig wird (S. 151) einer „sogar *offenherzig* unsittlichen und atheïstischen Politik" beschuldigt, weil er die Glieder des gegen ihn im Kriege begriffenen Bundes durch angebotene vortheilhafte Bedingungen zu abgesonderten Verträgen zu bewegen suchte. Für ihn war der Bund keine Verpflichtung, der Vorwurf könnte daher wohl nur diejenigen treffen, die sich auf seine Vorschläge einliessen, und da dieses die Mächtigsten unter den Verbündeten, Spanien, Holland, der Kaiser und das Reich selbst waren: so ist wenigstens hier der Satz schief gestellt und die ganze Ansicht verrückt. Der Vf. findet selbst, aber erst in dem folgenden Buche (S. 161), nöthig, die Strenge seines Urtheils zu mildern, und meint, der Kurfürst habe eher dem übermächtigen Feinde, als den schwachen Freunden verzeihen können. Er gab einen Theil seiner, in dem, von ihm allein mit Vortheil, von seinen Bundsgenossen aber unglücklich geführten Kriege gemachten Eroberungen zurück, aber nicht ohne Entschädigung an Geld und Ländern. Dennoch lässt der Vf. ihn (S. 159) nach der Unterzeichnung „voll tiefer, schmerzstillender Ahndung" ausrufen: *Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!* und schliesst das dritte Buch sehr schön mit diesem Ausruf; aber die enge Verbindung mit Ludwig, welche darauf folgte, widerlegt ihn, und überhaupt kann es nur dem Dichter erlaubt seyn, seinen Helden prophetische Worte in den Mund zu legen. — Am schwersten wird es dem Vf., die Verordnung des Kurfürsten, dass nach seinem Tode das Land zum Nachtheil des Kurprinzen getheilt werden sollte, zu erklären, und am wenigsten haltbar möchte wohl der (S. 165) hingeworfene Gedanke seyn, Fr. W. dürfte es „für Deutschlands Heil erspriesslicher gehalten haben, wenn neben der österreichischen Kaisermacht *kein* bedeutendes Nebenreich an der Ostsee sich erhöbe." Das ganze Streben der langen, ruhmvollen Regierung des grossen Kurfürsten spricht gegen diese Ansicht.

Glücklicher ist der Vf., wo er sich die Mühe gegeben hat, von der Geschichte auf den Menschen, und nicht umgekehrt, zu schliessen, und gewiss sehr richtig bemerkt er (S. 27), dass Fr. W. bey dem Gedanken an eine Verbindung mit der schwedischen Christine sich für sein Land opfern wollte, und dass diese Königin seinem Herzen fremd war. Zu den gelungensten Zügen rechnen wir die schöne und treffende Schilderung Ludwigs XIV im Anfang des dritten Buches, und meisterhaft entwickelt sind (S. 71 ff.) die Fortschritte des Einflusses, welchen der Kurfürst auf die allgemeinen Angelegenheiten Deutschlands und des benachbarten Polens gewann. Mit vorzüglicher Theilnahme aber wird der Leser in der letzten Hälfte des zweyten und dem grössten Theile des vierten Buches sehen, was

Fr. W. in feinem Lande für die Aufnahme des Ackerbaues und Handels, für die Verbefferung der Finanzen, für die Armee, für Religion und Sittlichkeit, für Künfte und Wiffenfchaften that. Über die, für die brandenburgifchen Staaten fo wichtige Aufnahme der aus Frankreich vertriebenen Proteftanten verbreitet fich der Vf. mit Recht umftändlich. Bey Gelegenheit der Schulen (S. 103) fagt er: „Religion und alte Sprachen wurden gelehrt, diefe aber unter *Furcht und Zittern, wefshalb* denn auch gar grofse Gelehrte, die eine fade und platte Folgezeit Pedanten genannt hat, daraus hervorgingen." Der Satz ift vielleicht nicht ohne Wahrheit, aber doch feltfam ausgedrückt.

Am wenigften befriedigend find die Begebenheiten des Krieges vorgetragen. Ohne eben eine militärifche Gefchichte zu fchreiben, würde doch der Vf. bey einer etwas ausführlicheren Darftellung der Waffenthaten des kriegerifchen Fürften manche Gelegenheit gefunden haben, den Charakter deffelben in einem neuen, gewifs vortheilhaften Lichte zu zeigen. Bey der Befreyung von Rathenow begnügt er fich, auf das Schaufpiel, welches diefen Gegenftand behandelt hat, zu verweifen, und ungern vermifst man eine mehr ins Einzelne gehende Befchreibung der Feldzüge, befonders des berühmten Zuges nach Oftpreuffen, und vor allem von der Art der Führung des Kriegs, durch welche Fr. W. mit fo glücklichem Erfolge den Mangel der Streitkräfte gegen überlegene Heere zu erfetzen wufste.

Rec. glaubt durch die angeführten Beyfpiele fein Urtheil hinlänglich belegt zu haben. Er ift überzeugt, dafs der Vf. bey den Mitteln, welche ihm zu Gebote ftehen, und denen jeder Lefer wird Gerechtigkeit widerfahren laffen, eine treffliche Gefchichte des grofsen Kurfürften würde haben liefern können, wenn es ihm gefallen hätte, fie auf die Begebenheiten, und nicht auf eine Idee zu gründen. Werken der Einbildungskraft giebt die folgerecht durchgeführte Erforfchung und Entwickelung des inneren Gemüths der von dem Dichter gefchaffenen Hauptperfon den höchften Reiz; aber die Freyheit, einen Charakter aufzuftellen, dem das Gefchehene fich anfchmiegen mufs, verträgt fich nicht mit der Strenge der Gefchichte. Dafs der Vf. feine Quellen nicht nachgewiefen hat, kann ihm, bey der ihm gewählten Art der Darftellung, nicht zum Vorwurf gemacht werden. Die einfache Schönheit des, für den Ernft des Gegenftandes faft zu fehr nach Kindlichkeit ftrebenden Vortrages wird durchgehends durch eine forgfältig gereinigte Schreibart glücklich unterftützt; nur felten ift der Vf. aus dem fonft ftets gehaltenen Ton gekommen, z. B. (S. 40) bey Gelegenheit einer ausgefchriebenen Kopf- und Vieh-Steuer, wo er über die trauliche Gemeinfchaft von Menfchen und Thieren fcherzt, oder (S. 175) wenn er das deutfche Reich fich unbeolfen gebehrden läfst. — Nur bey einem Schriftfteller, deffen Schreibart und Sprache in fo hohem Grade fich auszeichnen, können fo leichte Schatten bemerkt werden. Rec. rechnet dahin auch das zu den Lieblingsausdrücken gehörende, fonft fchöne Wort: klar, deffen häufige, mit wenigen Ausnahmen faft auf jeder Seite vortönende Wiederholung doch am Ende auffällt.

Das ganze Werk ift in vier Bücher getheilt, die wieder in eine Reihe mit Ziffern bezeichneter Paragraphen zerfallen, eine Einrichtung, welche die Beyfügung eines Regifters oder wenigftens einer Inhaltsanzeige fehr erleichtert haben würde. Die *Beylagen* enthalten mitunter intereffante Notizen, die fich nicht wohl in die Gefchichte felbft verweben liefsen, und für deren Mittheilung man dem Vf. Dank wiffen mufs. Die erfte A) fchildert den traurigen Zuftand des Landes während des dreyfsigjährigen Krieges, als Fr. W. die Regierung antrat, und enthält feltfame Züge von der Theaterliebhaberey der damaligen Berliner mitten in ihren Nöthen. — B) Der aus einer Handfchrift mitgetheilte ausführliche Bericht von der Sendung des Hn. *v. Blumenthal* an die Höfe von Frankreich und Spanien in dem Zeitpunct, als Ludwig XIV zum Empfang der ihm verlobten Infantin nach Bayonne gegangen war. Es follte jedoch die Gefchichte des Marquis Spinola (S. 255), welche als Nebengrund der Gefandtfchaft angegeben wird, nicht fo ganz mit Stillfchweigen übergangen worden feyn. — C) Eine Anekdote von einem brandenburgifchen Minifter, deffen Name nicht ausgefchrieben ift. Auch vorher (S. 246) werden zwey Edelleute, die dem Vater des Kurfürften ein Bittfchreiben überreichten, nur mit den Anfangsbuchftaben bezeichnet. — D), E) und F) handeln von dem bekannten *Pomarius* oder *Baumgarten*, von dem Dichter *Paul Gerhard* und von dem Probft *Fromm*, und ihren Streitigkeiten mit der Regierung; G) und H) von dem eigenfinnigen Sprachlehrer *Müller*. — I) Die Anekdote von dem Menfchen, der dem Kurfürften vorfchlug, den berühten *Turenne* zu vergiften. — K) Der Tod des Stallmeifters *Froben*, der bey Fehrbellin feinem Herrn das Leben rettete, und L) die Lebensumftände des Feldmarfchall *Derflinger*.

Die letzten 12 Seiten find den *kurzen Andeutungen über die Idee Preuffens und deffen fpätere Gefchichte vom Jahre* 1688 *bis* 1814 gewidmet. Was der Vf. hier in kurzen gedrängten Sätzen vorträgt, ift fehr lefenswerth, und macht feinem Scharffinn und feinem Herzen in gleichem Grade Ehre; aber es ift keines Auszugs fähig. Er giebt genau, was er in der Überfchrift verfprochen hat, Andeutungen, aber voll Gehalt. Rec. mufs, da er das Ganze nicht abfchreiben kann, die Lefer auf das Buch felbft verweifen.

Druck und Papier find fchön, die Beylagen kleiner gedruckt; überhaupt verdient die Erfparnifs des Raums, ohne Nachtheil für das Auge oder die äufsere Form, rühmlich erwähnt zu werden; weniger die Correctur, und ein Verzeichnifs der Druckfehler würde nicht überflüffig gewefen feyn. Wir wollen hier nur einige bemerklich machen, die auf den Sinn Einflufs haben. S. 42. Z. 3. v. u.: „noch immer in den Händen u. f. w." — wahrfcheinlich foll es heifsen: noch immer *nicht* in d. H. — S. 69. 1757, l. 1657. — S. 158. Z. 8. v. o.: der Minifter *Pompon*, l. Pomponne. — S. 199 Anfang des §. 34: „*Wie fehr ihm am Herzen lag* u. f. w." — hier fehlt der Schlufsfatz, auf den fich der Eingang bezieht, u. a. m.

Kf.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1815.

PHILOSOPHIE.

STUTTGARDT, b. Haſſelbrink: *Lebens-Anſichten.* Von *Fr. L. B.* 1814. 224 S. 8. (16 Gr.)

Der ſehr geiſtreiche Vf. dieſer Schrift erklärt ſich in der Vorrede ſehr beſcheiden über ſeine Arbeit, macht nicht auf Originalität Anſpruch, glaubt aber doch damit etwas Nützliches geleiſtet zu haben; und Rec. geſteht gern, daſs er lange Zeit keine Schrift ähnlicher Art geleſen habe, welche ihn ſo freundlich angeſprochen hat, als die vorliegende. Durchaus findet man, daſs der Vf. ſeine Bemerkungen nicht Büchern abgeſchrieben, ſondern ſelbſt geſchaffen habe; ſie tragen alle das Gepräge eines tiefſühlenden, richtig und klar ſpürenden Geiſtes, und einer ſchönen Individualität; ſie ſind von *einer* Seele belebt, die von Idealen getragen wird, welche ſie aus der Wirklichkeit genommen, und nach denen ſie wiederum dieſelbe miſst und würdigt. Die aphoriſtiſche Form, welche der uns unbekannte Vf. wählte, hat Manches gegen und für ſich; die ſchnellen Übergänge von einem Gegenſtande zu anderen, die nicht in einer beſonderen Verbindung unter einander ſtehen, miſsfallen gewöhnlich eben deſswegen dem Verſtande, ſie ſchwächen wechſelsweiſe ihre Eindrücke, und ihre fortgeſetzte Lectüre erzeugt eine Art von Schwindel. Andererſeits geben ſie uns in gedrängter Kürze und vereinter Kraft die Quinteſſenz von Gedanken, welche in einer breiteren Rede verdünnet und oft kraftlos ſchwimmen, und unſerer Aufmerkſamkeit zum Theil entgehen; ſie weiſen uns unmittelbar auf den Mittelpunct einer Sache hin, ſammeln um denſelben die erleuchtenden Strahlen, wecken und befördern das Nachdenken, und geben Stoff zu den mannichfaltigſten Reflexionen. Zunächſt der dialogiſchen Form, der vollkommenſten, die wir bey philoſophiſchen Gegenſtänden kennen, ſteht die aphoriſtiſche; wozu noch kömmt, daſs jeder Leſer gezwungen iſt, die Gründe und den Zuſammenhang unter den einzelnen Sätzen ſelbſt aufzuſuchen, und daher ſelbſt zu denken.

Die Schrift iſt unter folgende Rubriken gebracht: 1) *Über Leben im Allgemeinen,* 2) *Erziehung,* 3) *Geſchichte und öffentliches Leben,* 4) *Kunſt,* 5) *Wiſſenſchaft, Studium u. ſ. w.* 6) *Religion.* Wenn der Raum uns gleich nicht geſtattet, viele Auszüge zu machen: ſo wollen wir doch wenigſtens unſere Leſer auf die Stellen aufmerkſam machen, die uns beſonders gefallen haben.

I. Unter den Bemerkungen *über Leben im Allgemeinen* kommen mehrere vor, die eben ſo wahr, als ſinnreich und neu ſind; z. B. S. 15 die Erklärung des „*nitimur in vetitum;*" S. 19 „die verſchiedene Zeitanwendung;" die S. 23 unter der Aufſchrift „Vergleichung" angebrachten Reflexionen; S. 30 „über das Rauchen," und S. 33 über die Hoffnung." Es wäre unbillig, zu fodern, daſs alle gleich intereſſant ſeyn ſollen; es iſt ja das Leben nicht in allen ſeinen Beziehungen und Momenten gleich bedeutend, wie ſollte es deſſen Schattenriſs ſeyn? Wenn mehrere Aphorismen eine Sache bloſs von Einer Seite darſtellen, die man vielleicht durch Vorkehrung einer anderen widerlegen zu können glaubt: ſo muſs man nur bedenken, daſs ſie auf Allſeitigkeit keinen Anſpruch machen, und ſich begnügen, nur unter einem beſtimmten Horizont dieſelben wahr und ſinnig auszudrücken. Noch hat uns aus dieſer Abtheilung das *kleine Abentheuer auf dem Königſee in Berchtolsgaden* beſonders wohlgefallen; die Erzählung iſt lieblich und anſchaulich, und einige beyläufig angebrachte Bemerkungen gehören zu den am tiefſten gedachten Stellen in der ganzen Schrift. — II. Die Aphorismen aus dem Gebiete der *Erziehung* hätte der Vf. gewiſs ohne Mühe reichlicher ausſtatten können, wenn er gewollt hätte; vielleicht that er es aus dem Grunde nicht, weil es ein von vielen Anderen fleiſsig und vielſeitig bearbeiteter Gegenſtand iſt. Um ſo trefflicher ſind die Gaben, welche er uns zum Beſten giebt, durchaus wahr, meiſtens neu, und friſch aus dem Leben genommen. Hieher gehören S. 55 „die jüngſten Kinder meiner Laune;" S. 61 „Beſchränkungen;" S. 77 „das merkwürdigſte Jahr meines Lebens;" S. 65 „der Erziehungsort," und mehrere andere, wovon wir nur einige Gedanken auszugsweiſe mittheilen wollen. S. 63. „Man ſollte dem Kinde nicht frühzeitig die *Rückſeite* der Welt zeigen. Es halte ſeine Ältern, Lehrer, Freunde, Verwandten, Oberen, die berühmten Männer ſo lange als möglich für groſs und gut. Es ſeyen ihm koloſſale Geſtalten, ehrwürdige Vorbilder. — Eben ſo richte man den Sinn des Kindes auf das Groſse, das Bleibende, das tief unter dem unwahren, lügneriſchen, feindſeligen Getriebe fortwebende Wahre und Gute. — Kann man das Böſe nicht länger vor ihm verbergen: ſo laſſe man es in einer gewiſſen ſymboliſchen Geſtalt anſchauen, wozu die heiligen Schriften am Beſten die Hand reichen; man halte Gutes und Schlechtes wie Himmel und Hölle aus einander, wie Reich Gottes und der Welt. Die Religion bewahre ihm ſo lang als möglich

diefe fchroffen Gegenfätze; fo nähre man es mit der Bibel und den Alten; die höhere Welt mache man ihm fo phantafieenreich als möglich, und in der wirklichen bilde man es fo fertig, geübt, emfig, häuslich, praktifch und ordnungsliebend, als man kann." S. 71. „Die meiften, gröfsten und reinften Freuden des Kindes find religiöfe Freuden." S. 75. „Der Unterricht der Alten war thetifch: Loblieder der Voreltern, Helden, Götter u. f. w.: der unfere ift analytifch und fynthetifch; wir fpalten, um wieder leimen zu können." S. 76. „*Handelnd* lernt man am meiften. An das, was der Menfch will, hofft, thut, knüpfen fich die wahrften, gediegenften, unvergefslichften Kenntniffe, und Jeder hat ein gutes Gedächtnifs für das, was ihn intereffirt." III. Unter den Anfichten aus dem *Gebiete der Gefchichte und des öffentlichen Lebens* kommen fehr viele und ganz vorzügliche Stellen vor, die wir gern alle abfchreiben und unferen Lefern mittheilen möchten, wenn es der Raum uns erlaubte, und wir nicht glaubten, dafs das Werkchen ohnediefs bald in den Händen Vieler feyn werde. Es ift eine köftliche Perlenfchnur von tiefen Reflexionen über das Leben; es find Wahrheiten, an die man mit Luft und Wehmuth erinnert wird. Die Anfichten über das Staatsleben find gröfsentheils philofophifche Thefes, welche die nächfte Beziehung auf das wirkliche Leben haben. Zu den fchönften und gediegenften zählen wir die Bemerkungen über den Einflufs der Wiffenfchaften auf die Nation, und die Disputirfätze über das Sinken der Nationen. Um unter Vielen nur einiger zu erwähnen: S. 93. „Die Wiffenfchaften find urfprünglich mit dem Bewufstfeyn der Nation von ihren höchften Gütern, Kräften und Intereffen *eins;* aber im Verlauf der Zeiten trennen fie fich, die Wiffenfchaften bilden fich als ein eigenthümliches Leben fort, und verzweigen fich in Virtuofitäten, bemühen fich um Relativitäten, und helfen das einfache grofse Bewufstfeyn von dem *Selbft* der Nation noch mehr fchwächen. Statt der Phantafie, der Weisheit, der Lebensfreude herrfchen nun Abficht, Convention und Noth, und der edleren Wiffenfchaft bleibt nichts als der Gram, fich mifsverftanden, oder wohl gar von Tafchenfpielern zu Lug und Blendwerk mifsbraucht zu fehen." S. 98. „So wie manche Eheleute hundertmal fich zanken, hundert Unarten an einander rügen, und fich defshalb noch nicht fcheiden laffen: fo follten unfere neueren Staatskünftler auch nicht alles Unebene fogleich ganz wegfchaffen, fondern gleichfam damit verehlicht es, wenn auch zankend, doch zu würdigen und zu dulden wiffen." S. 103. „Man verfteht und begreift auch die einfachften Blumen nicht vollftändig, darüber ift man einig. Sind aber Verfaffung, Religion, Kunft und andere Anftalten und Erfcheinungen im Kreis der Menfchheit nicht auch Blumen, und zwar nicht blofs gleichnifsweife, fondern wirkliche Gewächfe höherer Art? Warum wollen wir denn diefe ganz begreifen und durchfchauen? „S. 106. „Der Verftand, wenn er da regiert, wo das Gemüth regieren follte, führt den Tod entgegen: denn ihm ift Alles verdächtig, was er nicht beherrfcht. Er glaubt nicht an den Sieg des Lebens, an die ewige Heilkraft der Natur." S. 107. „Die erwachfenen Völker leben von den Brofamen, die von der Jugendvölker Tifche fallen." S. 112. „Ein Staat mufs, wie ein Menfch, ein Gemeingefühl haben, wozu jedes Organ das Seinige beyträgt, und daran Theil nimmt. Nur in fo weit ein Staat diefes Gemeingefühl hat, in fo weit lebt er." IV. *Aus dem Gebiete der Kunft.* Auch hier zeigt der Vf. durchaus viele und gründliche Kenntniffe, nirgends Übertreibung, überall Mafs, richtiges Urtheil, geübt an Kunftwerken, und gebildet durch richtigen Blick und lebenvolle Empfänglichkeit für alles Schöne in dem Gebiete der Natur und der Kunft. Mit grofsem Vergnügen wird jeder Gebildete des Vfs. Bemerkungen *über das Heitere* S. 145 und *Einiges über Kunfturtheile* S. 155, fo wie die über *Störungen beym Kunftgenufs* S. 163, lefen. Durchaus herrliche Naturanfchauung, und inniges Gefühl für das Verhältnifs der Naturerfcheinungen zu unferem Gemüthe, zur Kunft und zum Leben. Zugleich beweifet er, dafs er eben fo fähig ift, bejahende als verneinende Urtheile über Kunftwerke zu fällen, und in genauen Umriffen das Mangelhafte eben fo richtig zu zeichnen, als das Schöne und Erfreuliche aus ftörenden Umgebungen herauszuheben. Vielfeitige Anfichten der verfchiedenen Kunftwerke, die günftigen Standpuncte, von denen aus fie müffen betrachtet werden, und die mannichfaltigen Gemüthsftimmungen, die fie zu geniefsen, fähig oder unfähig find, werden hier angedeutet. Was der Vf. V und VI *aus dem Gebiete der Wiffenfchaft und Religion* mitgetheilt hat, möchte Rec. gröfstentheils den Lefern zum Genuffe geben; in den Bemerkungen über den *Zufall*, über den *Schein bey Zeit-* und *Raum*, über die Begriffe *Möglichkeit*, *Wirklichkeit* und *Nothwendigkeit* beurkundet er fich als einen treuen Beobachter und fcharffinnigen philofophifchen Denker. Das Hauptbedürfnifs des menfchlichen Herzens, die Religion, ftellt er nach ihrer bedeutungsvolleften Seite dar, hellt ihre Dunkeln, dem gemeinen Auge unfichtbaren Tiefen auf, und weifet ihre innigfte Beziehung zum menfchlichen Leben nach. So wirkt der Vf. alfo in der ganzen Schrift auf das Sittliche und Schöne hin, und fucht eine höhere Denk- und Lebens-Weife geltend zu machen; fein Werk ift ein wohl gelungenes Panorama, das die herrlichften und mannichfaltigften Lebensanfichten gewährt.

M. N —

Breslau, b. Korn d. ält.: *Ideen zu einer philofophifchen Naturkunde*, von *H. Fr. Link*, Profeffor zu Breslau. 1814. VI u. 205 S. 8. (20 Gr.)

Der Vf. gehört zu den nüchternen, überlegenden, kenntnifsreichen Naturphilofophen. Durch feine ruhige Betrachtung, feine gefällige Darftellung kann er Vieles zur Verföhnung zwifchen den fogenannten empirifchen Naturforfchern und den Naturphilofophen beytragen. Vorliegendes Buch enthält zwar nur wenige philofophifche Naturgegenftände; aber die wich-

tigften, die ftreitigften, und es behandelt fie fo, dafs fie jedem Naturfreunde verftändlich, und doch dem Geifte der Naturphilofophie angemeffen find. Es giebt der Darftellungen viele; diefen Lefern fagt diefe, jenen jene zu. Eine Menge von Lefern, denen bisher keine Darftellung der Naturphilofophen behagte, wird ficher hier diejenige finden, die fie fucht, und dafür dem Vf. Dank wiffen, dafs er fich bemüht hat, die höchften Anfichten über die Natur in der gewöhnlichen Sprache vorzutragen. Diefes Buch hat aber nicht blofs diefes Verdienft, fondern auch das von neuen Deutungen, Vergleichungen und mehreren eigenthümlichen Lehrfätzen.

Es befteht aus neun befonderen *Abfchnitten*, welche jedoch mehr als felbftftändige, an einander gefchobene Abhandlungen zu betrachten find. Der erfte hat zum Gegenftande die Lehre von den *Ideen*, der zweyte die *Erfahrung*, der dritte die *mathematifche Phyfik*, der vierte die *Naturphilofophie*, der fünfte den *Chemismus*, der fechfte den *Organismus*, der fiebente die *Geogonie*, der achte die *Kosmogonie*, der neunte die *Weltfeele*.

Der Abfchnitt über die *Ideen* fängt mit Unterfuchungen der logifchen Thätigkeiten unferes Geiftes an, und befchäftigt fich vorzüglich mit der Frage, ob das *Seyn* mit dem *Gewahrwerden* übereinftimme, welches bekanntlich der Urftreit in der Philofophie ift. Für die höchfte Wahrfcheinlichkeit diefer Übereinftimmung werden mehrere Gründe vorgebracht; doch glaubt zuletzt der Vf., man müffe es am Ende doch blofs auf *Glauben* annehmen. Uns dünkt es aber über allen *Glauben* erhaben, dafs es keinen (materialen) Körper gebe, der nicht völlig einem mathematifchen gleich wäre, dafs es keine (*phyfifche*) Natur gebe, die nicht in die mathematifche mit allen Prädicaten pafste. Die Entwickelung des Sinns der Ideen, ihr Verhältnifs zu den wirklichen Dingen, wie es in der Naturphilofophie ausgefprochen worden, ift hier auch dem Laien deutlich vorgetragen. „Alle befonderen Ideen deuten zuletzt nach einer höchften Idee, oder fie *find* nur jene höchfte Idee, wie fie fich entwickelnd auf den verfchiedenen Stufen ihrer Ausbildung zeigt. Wir erblicken fie nur in ihrer Befonderheit und einzeln, wenn wir *feitwärts* geftellt (fehr getroffener Ausdruck), das Ganze mit reinem Blick nicht zu faffen vermögen. Was ift denn die Materie fonft, als unaufhörliches Wiedererzeugen von Raum und Dauer, von ausdehnender und anziehender Kraft, zweckmäfsig zufammenftimmend zu diefem Erfolg, Ausbildung, Hervortreten des Wefens der Idee aus ihrer dunkelen Leere? *Das Univerfum ift eine verkörderte Idee.*" Nach diefer fchönen Äufserung kann man nicht wohl begreifen, wie folgen kann: „Es wäre das Vermeffenfte, was fich je die menfchliche Vernunft erlaubt hätte, wenn fie je behaupten wollte, das höchfte Wefen (die höchfte Idee) fey nur auf diefe Äufserung, auf diefes Univerfum befchränkt."

Der Werth und die Nothwendigkeit der Erfahrung neben dem Ausgang von den Ideen wird vom Vf. fo anerkannt und herausgehoben, wie es fich von einem Naturforfcher, der fchon fo viele Beobachtungen gemacht hat, erwarten läfst. Er bringt hier vorzüglich einen neuen Grund für die Nothwendigkeit der Erfahrung auch in der Philofophie vor, den wir fcharffinnig nennen müffen: es ift die *Gröfse*, überhaupt das *Mafs* der Dinge. Diefes, glaubt der Vf., laffe fich fchlechterdings nicht anders, als durch Beobachtung finden. Es wäre wohl unfinnig, wenn Jemand im Ernft behaupten wollte, Erfahrungen, Beobachtungen, Verfuche, wären in den Wiffenfchaften überflüffig, oder nur, nicht nothwendig; allein dafs die *Philofophie* fich *ganz* ohne alle Erfahrung (natürlich nicht ohne die fogenannte Erfahrung von unferem Selbftbewufstfeyn) entwickeln und vollenden könne, dafs fie fogar das *Mafs* der Dinge beftimmen könne, ift gewifs. Sie bedarf allerdings der Erfahrung, aber nicht mehr, als der Mathematiker des *Hinfchreibens der Figuren auf die Tafel* bedarf; nämlich nur um für das *Gedächtnifs*, und mithin für die *Conftruction* einen *Anhaltpunct* und Faden zu haben, an dem die Reihe der Probleme in gehöriger Ordnung, und ohne eines zu vergeffen, *erfchaffen* wird. Gäbe es einen Mathematiker von folch ungeheurem Gedächtnifs und fo lebhafter Phantafie, dafs ihm alle Zahlanfätze und Figuren und Einzeichnungen in diefe Figuren deutlich vorfchwebten: fo bedürfte er ohne Zweifel der Kreide, des Lineals, Cirkels und der Tafel nicht. So der Philofoph. Da es nun aber keinen folchen Menfchen geben wird: fo wird auch nimmermehr eine Philofophie ohne Erfahrung zu Stande kommen, fo wenig als eine Mathematik ohne Rechentafel.— Was nun die *Beftimmbarkeit der Mafse* der Dinge betrifft: fo brauchte der Philofoph nur die Gröfse der Sonne und der Erde als gegeben zu begehren, um daraus die Gröfse aller Kryftalle, Pflanzen und Thiere zu folgern. Denn ein philofophifches Mineral-, Pflanzen- und Thier-Syftem mufs ja die *mögliche und wirkliche* (was eins ift) Zahl der *Gattungen* (*Genera*) ausmitteln, und mithin die *vorhandene Erdmaffe* an fie vertheilen, alfo ihre Gröfse beftimmen können. Denn dafs ein *Urthier* nur die Gröfse eines phyfikalifchen Punctes haben könne, ift klar, mithin des erften Thiers Gröfse beftimmbar. Das ift auch möglich von den übrigen; nämlich durch Ableitung aus ihrer Bedeutung oder Stufe, auf der fie zu anderen Thieren ftehen. — Der andere Grund, warum Erfahrung nöthig fey, feyen die *Stoffe* der Körper, deren vielleicht noch viele, und in Menge entdeckt werden können. Das mag feyn: aber doch gewifs nicht mehr als Ideen find, die fich doch nach dem Vf. felbft müffen beftimmen laffen. Dafs in der Medicin vorzüglich die Erfahrung unentbehrlich ift, liegt nicht im Wefen der Medicin. Haben wir ja noch nicht einmal ein natürliches Pflanzen- und Thier-Syftem, gefchweige Phyfiologie! An eine wiffenfchaftliche Medicin ift bis dahin verftändiger Weife nicht zu denken, und man kann den jungen Medicinern nicht genug empfehlen, dafs fie, während fie die Medicin als *Wiffenfchaft ftudiren*, diefelbe ja nicht anders als *erfahrungsmäfsig üben*. Jeder Verftändi-

ge wird übrigens dem Vf. beystimmen, dafs er ernstlich darauf dringt, dafs jeder Gebildete beide Wege gehe, den der Wiffenfchaft und den der Erfahrung, dafs er einen nur durch den anderen finde. In der *mathematifchen Phyfik* werden die hergehörigen Eigenfchaften der Materie unterfucht, Ausdehnung, Dauer, Undurchdringlichkeit, Beweglichkeit, wobey der Vf. keine ohne neue Bemerkungen übergeht. Im Abfchnitte über *Naturphilofophie* wird fehr auf das Entfprechen des Geiftes und der Materie gedrungen, und Alles nur nach diefer Vorausfetzung betrachtet, unter beftändiger Begleitung der kantifchen Lehre von dem Wefen der Materie; daher Wärme, ja felbft Elektricität, Magnetismus, und fogar Licht, als feine Materien behandelt werden. Zu fagen, die Materie fey auch nichts weiter als eine Kraft oder zwey, hilft diefer Meinung nichts: denn im Licht erfcheint nicht die Kraft als Kraft, fondern nur ein *befonderer Zuftand* der Kraft (alfo in fo weit Materie); Zuftand aber ift doch nimmermehr Materie, auch nicht Kraft zu nennen. Man würde fonft gezwungen feyn, den Geift auch eine Materie zu nennen. — Die Vergleichungen der Materien mit Naturproceffen, des Unorganifchen mit Organifchem enthalten vieles dem Vf. Eigenthümliches; auch ftimmt er der Lehre bey, dafs im organifchen Körper fich alle Beftimmungen wiederholen, welche wir im Unorganifchen antreffen, dafs er nur ein Zufammengetztes von höherem Rang, ein Mikrokosmus fey; er nennt felbft die Naturphilofophie die Lehre von der Wiederholung und Darftellung des menfchlichen (beffer göttlichen) Geiftes in der Natur, wodurch er fie fafst, — und er wünfcht, dafs die Phyfiker nicht vor folchen, wenn auch gleich keck ausgefprochenen Vergleichungen ohne Prüfung fich zurückfchrecken laffen mögen, er verfichert, dafs er fich freuen würde, wenn er durch feine Bemühung und offene Darlegung feiner Meinung hierüber zur Verföhnung zwifchen den empirifchen Phyfikern und den Naturphilofophen etwas Erkleckliches beytragen könnte. Diefer Abfchnitt verdient allerdings von jenen gelefen und beherziget zu werden.

Über Chemismus. Des Vfs. Lehre über Darftellung des Feften durch Vermehrung der *Flächen* des Flüffigen hat viel Scharffinniges, felbft Überrafchendes, fo dafs man ohne Nachdenken, gleichfam Nachprobiren, fchwer damit fertig wird. Dafs Alle, welche die Bildung des Kryftalls erklären wollen, fchon einen fymmetrifchen Körper, Kryftall, vorausfetzen, kann nicht mehr behauptet werden. Über Mifchung, Verwandtfchaft, Leitung und Nichtleitung vortrefflich. Über *Organismus* ift uns nicht fo intereffant vorgekommen. Die Rede fchwebt zu fehr im Allgemeinen, und ift mehr gefchichtlich als fchaffend. Es fehlt an Gliederung, fo auch in dem Abfchnitt über *Geogonie*. Dafs die Mitte der Erde Metall, die Berge durch Hebung entftanden feyen, ift fchwer zu glauben, obgleich es fchon oft gefagt worden. Dagegen wird mit Kraft gegen das Präformationsfyftem der Mineralogie geeifert, das, um den Kalk auf der Erde zu erklären, ihn im Primordialfluidum aufgelöft feyn läfst. Die *Kosmogonie* kurz, aber voll fchöner Anfichten. In der *Weltfeele* wird durch die ganze Natur nur Ein Princip, Ein Gedanke, Eine Idee ftatuirt, ja die Natur für nichts anderes, als für die Darftellung diefer Idee erklärt, ganz der jetzigen Naturphilofophie gemäfs; nicht aber, wenn über der Vernunft noch ein ahnendes Gefühl vermuthet wird, auf dem fie zu Gott fteigen foll. Der Naturphilofophie mufs die Vernunft allein hinreichen, Gott zu erkennen. Gott ift doch wohl Vernunft!

Das Beftreben des Vfs., durch fein Anfehen, welches er fich durch feine gründlichen Kenntniffe in allen naturhiftorifchen Fächern, durch feine vielen eigenen Unterfuchungen, durch feine Studien, Reifen, und endlich durch feine Ruhe und Parteylofigkeit allgemein, bey den empirifchen Naturforfchern wie bey den Naturphilofophen, erworben hat, die höhere Wiffenfchaft über die Natur durch eine zufammenhangende, erzählende, gewöhnliche Sprache den Gewohnheiten des bisherigen Lebens näher zu bringen, und dadurch die Abgeneigten, Gleichgültigen oder Unachtfamen (von den Gegnern oder gar Parteyfüchtigen wird Niemand Hoffnung hegen wollen) anzuregen, das ihnen Fremde, und darum Wunderbare in der Nähe zu betrachten, ift alles Lobes werth, und verdient den Dank der Wiffenfchaft. O.

KURZE ANZEIGEN.

Ausländische Sprachkunde. *St. Gallen*, b. Huber und Compagnie: *Übungsftücke über das ganze Vocabular der Sanguin'fchen und anderer franzöfifcher Sprachlehren.* Ein Hülfsmittel zu leichterer Erlangung eines gröfseren Wörtervorraths. Von *Johann Friedrich Sanguin.* 1813. 420 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Niemand wird bezweifeln, was der Vf. in der Vorrede behauptet, dafs bey Erlernung einer Sprache von Anfang an vornehmlich auf Erlangung eines fattfamen Wörtervorrathes Bedacht genommen, und zu diefem Endzwecke das Gedächtnifs mit Vocabellernen fleifsig geübt werden mufs. Diefes durch feine Trockenheit Kindern fo läftige, abfchreckende Gefchäft hofft Hr. S. dadurch zu erleichtern, dafs er die Lehrlinge die Wörter, welche fie auswendig lernen follen, auch fchreiben läfst, und zwar in Verbindung mit anderen Wörtern, in kleinen Sätzen, die einen vernünftigen Sinn bilden. Dazu hat er diefe Übungsftücke ausgearbeitet, die man übrigens auch ohne feine Grammatik gebrauchen kann, weil die dazu gehörigen franzöfifchen Wörter vollftändig dem Texte untergelegt find. Jeder Lehrer kann freylich ohne grofse Mühe folche Sätze felbft nach eigenem Gefchmacke erfinden; aber ein Vortheil ift es allerdings, des fo viele Zeit hinnehmenden Dictirens überhoben zu feyn. Aus diefem Grunde glaubt Rec., dafs diefes forgfältig ausgearbeitete Buch vielen Lehrern der franzöfifchen Sprache angenehm feyn wird. Billig aber hätte der Vf. die Gegenftände nach einer befferen Ordnung auf einander folgen laffen follen: denn es ift doch in der That zum mindeften unnatürlich, dem Kinde die Namen überfinnlicher Gegenftände zuerft zu nennen. *Funkens Orbis pictus* hätte hiebey einen Leitfaden abgeben können.

Bl.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1815.

SCHÖNE KÜNSTE.

Schriften auf die Tagesgeschichte in Deutschland bezüglich.

1) Berlin, b. Maurer: *Die Völkerschlacht bey Leipzig.* Ein Heldengesang von *Heinrich Schmidt*, Prediger in Teltow. Zweyte verbesserte Aufl. 1815. 52 S. gr. 8. (8 Gr.)

2) Erfurt, b. Müller: *Die Alliirten vor Leipzig am 18 Oct.* 1813. Ein kriegerisches Gemälde in 1 Akt. Zur Feyer des Tages der Erlösung von den Galliern. 1814. 27 S. 8. (3 Gr.)

3) Eisenach, b. Wittekind: *Deutschlands Fest. Am 18 Oct.* 1814. Ein Gedicht von (D. *Ch.*) *Schreiber.* 7 S. 8. (2 Gr.)

4) Berlin, b. Quien: *Le Chansonnier prussien*, ou *recueil de chansons d'occasion.* 1814. 59 S. 8. (6 Gr.)

5) Glogau, b. Günther: *Friedensgesang der Deutschen*, von *W. H. Pax.* 1814. 1 Bog. in 4.

6) Neustrelitz, b. Albanus: *Die Helden.* Ein Gedicht zur Feyer der Zurückkunft des verwundeten Helden, des Prinzen Karl zu Mecklenburg-Strelitz, von *Karl Hahn.* 1813. 13 S. 8. (2 Gr.)

1. Den Kampf der neuesten Tage zum Gegenstand eines epischen Gedichts zu machen, ist ein Unternehmen, dem manches auffallende Hinderniss entgegenarbeitet. Die Begebenheiten stehen einem Jeden noch so frisch vor den Augen, dass das Bedürfniss ihrer Vergegenwärtigung durch nachahmende Bilder nicht sehr gross seyn kann. Nur das eigentlich Vergangene, das in der Zeit für sich vollendet da steht, ist Stoff epischer Darstellung. Vor unseren Blicken ist das Epos dieser Tage noch selbst lebendig, und was wir zur Ergänzung etwa bedurften, erwarten wir zunächst von den fliegenden Blättern der Zeitgeschichte. Die poetischen Erwähnungen dessen, was uns noch zu nahe steht, erscheinen dem Leser leicht parodisch, ja gewisse Bilder, die mit dem modernen durchaus unpoetischen Costum contrastiren, sogar lächerlich.

Wenn der Vf. von No. 1 diesen Schwierigkeiten wohl nicht entgangen ist: so kann man ihm doch alles Verdienst desshalb nicht absprechen. Im Tone scheint er den Tasso nachahmen zu wollen, er häuft die Bilder, und setzt bey den meisten das vergleichende, aber auch höchst entkräftende *So wie* u. s. w. voran. Bey einfacherer Behandlung, und klarerer Aussparung der bisweilen recht schönen Bilder (z. B. S. 20 oben) würde das Ganze, das nach den entscheidenden Kämpfen bey Leipzig in *vier Tage* abgetheilt ist und sehr gelungene, nur in einem älteren Stil gearbeitete Stellen hat, noch mehr Wirkung thun.

No. 2 gereicht es keineswegs zum Vorwurfe, dass Wallensteins Lager als sein Vorbild erscheint; Wallensteins Lager selbst ist vor unseren Augen auferstanden gewesen. Auch hat die vor uns liegende Dichtung manches Gelungene und Gute, das eigenthümlich ist, besonders die Gestalt des Feldpredigers, der den Beschluss macht. Die Idealität mancher Ausdrücke möchte nur in sofern nicht gegen das Verhältniss des Ganzen streiten, als sie *freywilligen* Gemeinen in den Mund gelegt ist; dass aber die Schildwache mit dem Gewehre vor dem Prediger niederknieet, um sich segnen zu lassen, wird Manche veranlassen, auf einen friedlichen theologischen Vf. zu rathen. Die Figur des Adjutanten, der den gemeinen Soldaten immer getreuen Rapport bringt von dem, was geschieht, steht auch etwas possierlich da, wie der Erklärer vor einem Guckkasten.

No. 3 beschäftigt sich mit einer kurzen Vergegenwärtigung der Jahresfeyer des 18 Oct. im Umkreise des Vfs. Das Beste darin ist die passend vorgeführte Erscheinung eines alten Ritters.

Der Zusatz *prussien* bey dem *Chansonnier* No. 4 ist im ersten Augenblicke befremdlich, weil man heut zu Tage keine Preussenlieder in französischer Sprache erwartet. Man findet hier Satiren auf Napoleon u. s. w., aber auch mehrere Gedichte mit Privatbeziehungen, die dem Leser nicht alle einleuchtend sind, und der Ton der ganzen Sammlung (nur die Versification ist auffallend abgemessen) ist so ganz der eines gebornen, wenn auch wohl vielleicht bey uns naturalisirten Franzosen, dass jener Zusatz *prussien* auf dem Titel nur in der persönlichen Lage des Vfs. seinen Ursprung zu haben scheint.

No. 5 ist gewiss mit dem besten Willen gedichtet, und auch, nach der zweyten Hälfte zu besonders, nicht ohne gelungene Stellen. Der deutsche Eifer hat auch hier nicht versäumt, mit *Walhalla*, *Thuiskon*, und allen geschichtlichen Tyrannen-Namen (auf die der Vf. mit einer ganz eigenen Gewandheit Reime zu schmieden weiss) gerüstet, aufzutreten. Ob der Name *Pax*, der sich zu diesem Gedichte bekennt, ein Wortspiel des Vfs. oder des Ungefährs ist, weiss Rec. nicht anzugeben; es ist in jedem Fall kein bedeutendes.

In No. 6 ist wenig eigenthümlicher Geist. Das Ganze ist Schillers herrlichem Liede von der Glocke,

man kann wohl ſagen mit veruntreuender Treue, nachgebildet. Indeſſen muſs man ſich bey den vielen Zeitgedichten dieſes Augenblicks, um des Eifers und der guten Abſicht willen, manche Pfuſcherey ins Gebiet der Poeſie gefallen laſſen, wenn nur Drang des Herzens, wie wir hier bey No. 6 wirklich vorausſetzen, — und nicht groſsſprecheriſche Eitelkeit und Marktſchreyerey, die da alles betaſten und mit bereden muſs, die Worte eingiebt. Die Worte haben aber nur ſo viel Kraft, als in dem wohnet, der ſie ſpricht; und dem Nichtigen fallen ſie ſelbſt vernichtet wieder anheim; nur in den Reinen ſind Worte und Thaten Eins — Flügel zur Ewigkeit. — us.

1) Petersburg, Berlin, Wien, München: *Patriotiſche Lieder im Erlöſungsjahre* 1813 *geſungen.* Fürſten und Völkern, die zur Verklärung des göttlichen Geſetzes kämpfen und bluten, dankbar gewidmet. 94 S. 8.

2) Berlin, in Commiſſ. der maurerſchen Buchhandl.: *Geſänge für Chriſten im Kriege für deutſche Freyheit und bey Beendigung deſſelben.* Von *J. C. Gieſecke,* Prediger zu Neutempel und Diedersdorf. 1814. 264 S. 12. (16 Gr.)

Hieraus beſonders abgedruckt und in derſelben Buchhandlung zu haben:

a) *Heilige Geſänge bey der Wiederkehr unſerer Helden aus dem Kampf für deutſche Freyheit.* Zum gottesdienſtlichen Gebrauch. (Zum Beſten eines Wiederkehrenden.) 1814. 20 S. 12. (2 Gr.)

b) *Friedenslieder* aus den Geſängen für Chriſten u. ſ. w. 1814. 36 S. 12. (2 Gr.)

3) Naumburg, b. Klaffenbach: *Religiöſe Friedenslieder aus dem Jahre* 1814. Nach gefälligen Kirchenmelodieen. Von M. *J. K. G. Mann,* Archidiac. in Naumburg. Zum Beſten der Frühverwaiſten im thüringiſchen Kreiſe. 1814. 32 S. 8. (4 Gr.)

4) Ohne Druckort und Verleger: *Ergieſsungen deutſchen Gefühles in Geſängen und Liedern bey den Ereigniſſen dieſer Zeit.* I. Geſänge für das im heiligen Kampfe erſtandene Vaterland. 1814. 322 S. 8. (18 Gr.)

Es iſt kein Volkskrieg, der nicht Sänger weckte. Was Aller Herzen erfüllt, das ſpricht ſchön und kräftig der Dichter aus, und — ergreift auch nicht ſeine Begeiſterung die Menge — ſo wird doch durch ihn die Bedeutung des Kriegs manchem Sinne klärer. Auch die Liederſammlungen, die wir hier zuſammenſtellen, ſind aus dem durch unſere begeiſternde Zeit lebendiger aufgeregten Patriotismus hervorgegangen, und verdienen mindeſtens von dieſer Seite Anerkennung, wenn auch die darin mitgetheilten Gedichte mehr ein erwärmtes Gefühl für Vaterland, Fürſten und Religion, als jene ächte Poeſie ausſprächen, die, ohne je den Schein zu haben, als wäre ſie herbeygerufen, ſich durch ihr eigenthümliches Feuer und durch ihren aus dem Inneren hervorſtrömenden Glanz in jeder Strophe des Gedichtes ankündigt und den Hörer hinreiſst.

No. 1 rührt aus jener Periode, wo der Tyrann zwar ſiegreich bekämpft, aber doch ſo gefürchtet wurde, daſs man bey patriotiſchen Liedern den Namen des Patrioten, der ſie zu dichten wagte, verſchwieg. — Die Geſinnung des Vfs. iſt ohne Tadel, gerade, deutſch — jedoch etwas derb und vernehmlich. Auch würden manche ſeiner Gedichte, z. B. *an die Fürſten, an die Preuſſen, Germania und Franz* u. v. a. bey geringer Abänderung viel von dem Charakter des guten *Volksliedes* an ſich tragen, wenn ſie weniger breit wären. Das Volkslied muſs vor allen Dingen ſeinen Sinn kurz, bündig und ſtark aus den Verſen heraustönen laſſen; dann mag ihm eher eine Ungefügigkeit des Versbaues hingehen, wenigſtens nimmt ſein unmittelbares Publicum daran kein Ärgerniſs. Matte und inhaltsleere Verſe, worin nur der Reim Tyrann iſt, als:

„Hört, Fürſten, eurer Völker Flehn,
Verlaſst die böſen Franken
Sollt ferner ihnen nicht *beyſtehn,*
Wir wollens euch auch danken.
Seht unſern Muth!
Selbſt unſer Blut
Soll euch von dieſen Böſen,
Beym wahren Gott! erlöſen" —

müſſen ganz ausgemerzt werden. So willkührlich, wie hier in *beyſtehn* die erſte Sylbe kurz gebraucht wird, iſt mit ſehr vielen anderen Wörtern verfahren. Auch ſind die kirchlichen Melodieen (wie hier die Melodie: „Auf Gott und nicht auf meinen Rath" u. ſ. w.) bey Liedern dieſes Geiſtes und dieſer Haltung nicht paſſend. In den Melodieen iſt nicht Mannichfaltigkeit genug. Eine, nämlich: „Auf, auf, ihr Brüder und ſeyd ſtark!" — wird ſehr oft gebraucht, und doch iſt ſie wegen jedesmaliger Wiederholung der letzten Strophe ſchwierig anzuwenden, und ihr Gebrauch nur dem anzurathen, der über den Reim volle Herrſchaft ausübt, und dieſen Refrain zu nutzen verſteht. Dieſe Ausſtellungen hindern jedoch nicht, den braven Vf. — der nach den letzten Gedichten S. 49 und fgg. *ein Braunſchweiger* iſt — aufzufodern, uns eine abgekürzte, revidirte und ſtreng geſäuberte Ausgabe dieſer patriotiſchen Lieder zu geben. Mehrere verdienen wegen ihres herzlichen, treuen Ausdrucks eines redlichen Vaterlandsſinnes aufbehalten zu werden.

Der Vf. von No. 2 bringt eine reiche Gabe von religiös-patriotiſchen Liedern (zuſammen ſind deren 101) dar, unter gewiſſe Rubriken geſtellt, als: „Bitten um Beyſtand Gottes zur Zeit des Krieges — Demüthigung vor Gott — Ermunterung zum Vertrauen — Beym Aus- und Durchmarſch vaterländiſcher und verbündeter Truppen — Gebete vor der Schlacht — Siegeslieder — Friedenslieder — Todtenfeier — Bey der Wiederkehr unſerer Helden." Alle zeugen von dem chriſtlichen Sinne des Vfs., von ſeiner Liebe zu König und Vaterland, von ſeinem Eifer für das, was der Bewaffnung gegen den gemeinſchaftlichen Feind förderlich werden konnte, und von ſeinem Bemühen, daſs dieſer Befreyungs-Krieg mit Religion angeſehen

und geführt werde. Schon darum wird sich die Sammlung, deren Abdruck überdiess einen wohlthätigen Zweck hat, denen empfohlen haben, die gewohnt sind, ihre Foderungen an Gesänge dieser Art, in Rücksicht auf die zum Theil schwere und drückende Zeit, worin sie entstanden, billig zu beschränken. Auch dieser Vf. würde, wenn er weniger gegeben hätte, etwas Besseres geliefert haben. Bey einer so grossen Zahl von Liedern, die sich sämmtlich in dem Hauptgegenstande begegnen, bringt das Festhalten und Wiederholen derselben religiösen Gedanken und Wendungen eine gewisse Einförmigkeit hervor, die desto eher ermattend und der Wirkung nachtheilig wird, wenn Reichthum an eigenthümlichen Ideen und Bildern und höherer poetischer Geist nicht das Ähnliche verschiedenartig zu gestalten weiss. Dazu fehlt es nicht an Reminiscenzen aus bekannten kirchlichen Gesängen, nicht an Wiederholungen, nicht an Versen, denen der widerspenstige Reim, oder die Vernachlässigung des Mechanischen der Prosodie, etwas Ungelenkes und Ungefälliges giebt, besonders nicht an sogenannten *Flickwörtern*, die den Eindruck stören, oder, was noch schlimmer ist, an ganzen Strophen, die völlig müssig sind, und nur dienen, den Vers nothdürftig zu Stande zu bringen. Einmal begegnet es sogar dem sonst gutmüthigen Vf., dass er in seinem Eifer den milden Sinn seiner Religion vergisst, und den gehassten Feinden ewiges Unheil anwünscht. Wir führen diesen Vers an, weil er mehreren unserer Ausstellungen zum Belege dienen kann:

„Häng' an denen *ewge Schande*,
Die nur suchen Hader, Streit;
Leg' die Stolzen du in Bande,
Gieb uns wieder Sicherheit.
Frieden send' uns du herab;
Stürz' die Zwietracht in das Grab,
Decke uns mit deinem Flügel
Auch noch unterm Aschenhügel."

No. 5 enthält zwölf Lieder, die sämmtlich näher oder entfernter in Beziehung auf den Frieden stehen, und sich durch passende Gedanken, durch eine würdige, gebildete Diction, und durch fleissigen Versbau auszeichnen. Sie verdienen von denen wohl beachtet zu werden, welche bey dem noch bevorstehenden grossen Friedensfest die Auswahl der Gesänge ihres Orts zu leiten haben. Die beiden ersten: „*Feyerlied auf den europäischen Völkerfrieden*," und „*Danklied für Freyheit und Frieden*," sind, unserem Gefühle nach, die gelungensten der Sammlung. Jenes hat die erhabene, wahrhaft tief gedachte Melodie: „Wachet auf, ruft uns die Stimme," und hebt also an:

Auf, den Thränenblick vom Staube!
Ihr Völker, auf! Es siegt der Glaube,
Dass noch ein Gott im Himmel lebt.
Fürsten auf der Väter Thronen,
Frohlockt mit euern Millionen!
Der Sieg der Menschheit ist erstrebt,
Weit über Land und Meer
Ertöne laut und hehr:
Friede! Friede!
Im Freudendrang
Bringt Lobgesang,
In freyen Zungen Preis und Dank!"

Wir machen, um mit der Kritik nur bey diesem einen Verse stehen zu bleiben, folgende Bemerkungen: Die „Fürsten *auf der Väter Thronen*," lassen den Sinn dunkel: „die ihr auf der Väter Throne zurückgekehrt seyd," und scheinen auf den ersten Blick ein müssiger Zusatz. Das „*mit euern Millionen*" giebt wegen der Elision eine Härte, die vermeidlich war. Das „*erstrebt*" erinnert an den Reim, und das „*in* freyen Zungen" ist sowohl wegen des Vorhergehenden, als weil es bedeutender wird, in *mit* zu verwandeln. Auf gleiche Weise wird die wiederholte genaue Durchsicht bey einem etwanigen neuen Abdruck den Vf. zu mancher Verbesserung führen. — Dass in einem dieser Lieder auch der grossherzigen Britten Milde gegen unglückliche Deutsche gepriesen wird, verdient rühmliche Erwähnung. Solche ächte Humanität, die ein Volk gegen das andere ausübt, sollte unsere ganze Nation dankbar verherrlichen.

Über No. 4 dürfen wir kurz seyn. Es ist eine mit Geschmack unternommene Blumenlese von Freyheits-, Kriegs-, Sieges- und Vaterlands-Liedern der neuesten Zeit, die grösstentheils anderweitig bekannt sind. Bey weitem die mehresten rühren von *E. M. Arndt* her, und über Geist und Art dieses Dichters dürfen wir um so weniger etwas hinzusetzen, da seine Lieder in dieser Zeitung bereits beurtheilt sind. An sie schliessen sich wackere Kriegslieder von *Werner*, *Theodor Körner*, *Friedr. de la Motte Fouqué*, *Fr. v. Kleist*, *Gustav Scholz*, *G. Feuerlein*, *Schenkendorf*, *Blumenhagen* u. A. Sie sind nicht von gleichem Werth: allein dem Sammler gebührt das Zeugniss, dass *nichts Schlechtes* aufgenommen ist. Eine Sammlung dieser Art gewährt nicht nur dem Zeitgenossen vielseitigen Genuss; auch die künftigen Geschlechter sollen daraus erkennen, wie deutsche Sänger mitwirkten, um die grosse Zeit der Befreyung und des wieder erwachenden Nationalsinnes vorzubereiten und dann zu feiern und zu verherrlichen.

g. b.

Berlin, b. Nicolai: *Der Spanier und der Freywillige in Paris.* Eine Geschichte aus dem heiligen Kriege von *Caroline Baronin de la Motte Fouqué.* 1814. 209 S. 8. (20 Gr.)

Man hat der höchst geistreichen Vfn. in den Beurtheilungen ihrer früheren Werke häufig eine gewisse flackernde Nebelhaftigkeit ihrer Gestalten vorgeworfen; und die Wahrheit ist, dass sich die ungemeine Fülle ihrer poetisch - reflectirenden Kraft Anfangs in ihrem bunten Reichthum gefiel, oder vielmehr erst nach und nach die einzelnen Figuren aus dem überall lebendigen und geschäftigen Stoff ihrer Gebilde herauszuheben und zu sondern vermochte; die neueren scheinen eine immer meisterhaftere Zeichnung und eine immer entschiedenere Persönlichkeit der Gestalten vor den ersteren vorauszugewinnen. In den früheren war es oft, als ob eine sehr kluge und phantastische Person in allen Rollen des Buchs sich sprechen zu hören nicht ermüden könnte; in den neueren bemerkt man, dass eine gestaltende Ruhe in die

Fülle gekommen ist, das, man möchte sagen, geschlechtlos Heraussprechende ist mehr zurückgetreten, und die einzelnen Charaktere haben es als Entwickelungskraft, Bedeutung und bezeichnende Bestimmtheit gewonnen. Dass es der Frau *von F.* auch früher an charakteristischem Zeichnertalent nicht gebrach, bewiesen schon mehrere weibliche Gestalten im *Rodrich;* immer scheint Fr. *v. F.* in Darstellung des weiblichen Gemüths, Sinnes und Wesens ungleich glücklicher und mit sich einiger, als in den männlichen Charakteren, denen es häufig an Haltung und wahrer Gemüthlichkeit gebricht. Auch im gegenwärtigen kleinen Romane, der allerdings keine Novelle bleiben konnte, aber dennoch hie und da einige Breitheit zu viel in seinen höchst einfachen Verhältnissen hat, haben wir diese Bemerkung wiederholt. Den Freywilligen, *Philipp*, um dessen Portrait die Vfn. einen recht schönen und rührenden Nimbus der Kunst und feines Gemüths angelegt hat, lässt sie doch weiterhin fallen, um die Steigerungen in *Alonzo's* leidenschaftdurchglühtem Gemüthe ununterbrochen anzubringen, und Philipp, dessen letzter Brief an Alonzo dem Gefühle durch seinen klugen meisternden Ton nicht wohlthut, wird eigentlich nur noch stehen gelassen, um ein paar Mal bey Alonzo's Beängstigungen dienstbar hervorzutreten. Dagegen ist in *Blansche* ein Gemüth, man möchte lieber sagen eine Blume von einem Gemüthe aufgeschlossen, wie sie selten dieser Erde duftet, und deren Ätherglanz jeden entzücken und, ist es auch leider nur für den Augenblick des Schauens, lauterer machen muss, dem diese Dichtung sie nahe bringt. Man muss der genialen Vfn. Glück wünschen, dass ihre Phantasie und ihr Gemüth der Spiegel wurde, von welchem wir die Strahlen eines so zarten Blumenlichts empfangen. Die ganze französische Welt älterer und neuester Zeit ist mit einer Wahrheit, mit einer Frischheit und Anschaulichkeit wiedergegeben, die vor dem Leser — hier hat ja doch jeder Reminiscenzen zu feiern — ganz lebendig wird. Unter die tiefsten Blicke in diess französische Wesen ist wohl eine Stelle in Alonzo's Briefe an Philipp, S. 165 und 166, zu zählen. Auch ist die Zeichnung der Männer in dieser französischen Welt hier vorzüglich und meisterhaft gerathen: vielleicht, weil bey den Darstellungen derselben das allgemein Symbolische überwiegend war. Unerreichbar treffend ist Blansche's Mutter gemalt.

Unter allen uns bekannten Werken der Vfn. scheint uns keines mit einer einfacheren Anlage eine anschaulichere und reinere Tendenz und Zeichnung zu verbinden; und der unendlichen Sinnigkeit der Vfn. in allem Einzelnen, was sie beschreibt und ausmalt, folgt man grossentheils willig und gern. Der Sprache der Gefühle ist hier ein weiter Raum gegeben, das reflectirende Element ist dagegen mehr ausgespart, die Entwickelung ist bey aller Traurigkeit sanfter und allmählicher, als in den meisten Geschichten der Fr. *v. F.*, die nächste Gegenwart ist auf das glücklichste, und ohne im mindesten aufzudrücken, wie das wohl bey zu nahen Darstellungen zu befürchten ist, durch das Ganze durchgeflochten, und giebt ihm einen ganz eigenthümlichen Halt, der Erfindung einen entschiedenen Vorzug vor vielen Versuchen ähnlicher Art; die Sprache ist reich und klar; und um all dieser Zugänglichkeit und Eindrücklichkeit willen kann diess Werk mit Recht auf ein zahlreicheres Publicum Anspruch machen, als es bis jetzt hie und da manchem anderen Werke dieser grossen Schriftstellerin werden konnte.

Eine sonderbare Bemerkung ist es, dass eine Frau, der die Elemente der unendlichen Geistersprache unterthan sind, als wäre Salomonis Ring an ihrem Finger, der deutschen Schriftgrammatik Meisterin nicht werden kann. Man findet hier S. 43: Es war mir spasshaft genug, dass sie *mich* zu imponiren glaubten; S. 80: Was ängstet *dem* Adler; S. 86: es schwebte Wehmuth um *ihren* Lippen; S. 107: die zurückgezogene (n) Herzen (dieser Fehler ist in allen Schriften der Vfn. einheimisch); S. 109: das Barett lag auf *die* dunkeln Locken; S. 117: die Ergebung in *dem* Unabwendbar*en;* S. 118: seit Jahrzehnt*e;* S. 133: als habe ein Mensch in *sein* Inner*es* gelesen; S. 147: er verlor ein paar Stunden an *einem* Spiel; S. 164: die Nacht lag über *sein* ern*stes* Gesicht, — Beyspiele genug, auch zum Beweise, dass hier keine Entschuldigung mit Druckfehlern vorauszusetzen bleibt. Auch gefällt sich die Vfn. gar sehr in manchen seltsamen, gewaltsamen Ausdrücken, als *schnarrend*, *wispern*, *schringend*, die immer wiederkommen. So entschlüpft ihr wohl auch manchmal ein Bild, das den zarteren Sinn unangenehm verletzt, und da eine rücksichtslose Kraft ankündigt, wo man sie nicht suchen sollte. S. 23 heisst es: die Worte schlüpften behend, wie leichtfertige Boten, über die Lippen hin, während sich der kaum hervorgelockte Bart *wie ein ernster Wolkenstreif* darüber hinzog. Ein widriges, ungeschicktes, unzartes Bild! Nur in den Novellen einiger Spanierinnen findet man ähnliche Einfälle. Der Ausdruck *ritterlich*, so wie das Gefallen an Pferden, ist in diesen Roman der Vfn. aus den Gedichten ihres Gemahls fleissig übergegangen.

Diese kleinen Rügen sind in Bezug auf diess Werk selbst unbedeutend. Es verdient ein Andenken an den Aufenthalt der Verbündeten in Paris, an jene merkwürdigen Tage zu bleiben, deren tiefster Sinn, wie alles Grosse und Edle, sich nur zu leicht aus dem Gedächtnisse der Menschen verwischt. Ohne diesen Sinn — den der Roman der Fr. *v. F.* herrlich ausspricht — hat keine Zeit und keine Erinnerung eine Bedeutung und eine Wirkung.

— ug.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1815.

NATURGESCHICHTE.

Berlin, b. Hitzig: *Repertorium des Neuesten und Wissenswürdigsten aus der gesammten Naturkunde.* Eine Zeitschrift für gebildete Leser in allen Ständen. Herausgegeben von *Heinrich Gustav Flörke.* Mit schwarzen und ausgemalten Kupfern. Erster, zweyter und dritter Band. Oder Jahrgang 1811. Januar — December, Jahrgang 1812. Januar und Februar. 8. (Preis des Jahrgangs 7 Rthlr.)

Die neuesten Entdeckungen und Berichtigungen in der Naturkunde liegen zum Theil in grösseren Werken so zerstreut, sie sind überdiess in ihrer wissenschaftlichen Form für viele Leser so unzugänglich, dennoch aber so wichtig und belehrend, dass der Gedanke, sie für ein grösseres Publicum gebildeter und wissbegieriger Menschen auch annehmlicher zu machen, recht viel Aufmunterung verdient. Der Vf. dieses Repertoriums hat diesen Gedanken aufgefasst und bis hieher glücklich ausgeführt. Zu wünschen wäre vielleicht, dass das eigentlich Wissenswerthe von den Gegenständen einer bloss literarischen Neugierde sorgfältiger geschieden würde, und dadurch die Wissbegierde der Gebildeten aus *allen* Ständen glücklicher befriedigt wäre; einige Aufsätze in diesem Repertorium gehören offenbar nicht unter diese Rubrik, und werden vielleicht von manchem sehr gebildeten Leser dennoch überschlagen werden. Da eine Zeitschrift dieser Art nicht richtig beurtheilt werden kann, wenn nicht wenigstens das Wichtigste daraus dargelegt wird: so hält es Rec. für nothwendig, die interessantesten Aufsäzte hier anzudeuten.

I Bandes 1stes Stück: I. *Die wahrscheinlichsten Vermuthungen über die vom Himmel fallenden Steine.* (Luftsteine, Aërolithen, Mondsteine.) Sehr vollständig ist hier Alles zusammengetragen, was über diese Materie gesagt worden ist. Die Hypothesen, dass diese Steine aus dem Monde durch Vulcane herabgeschleudert werden, oder vulcanische Producte der Erde seyn, oder dass sie durch chemische Processe in dem Luftkreise gebildet würden, werden hier gehörig gewürdigt, und endlich wird die Meinung derer als die befriedigendste hier aufgestellt, dass diese Steine durch elektrische Entladungen von den Polen zu uns herübergetrieben werden. III. *Das seltsame Schnabelthier aus Neuholland; nebst einigen Bemerkungen über die Stufenleiter der Natur, mit einer Abbildung.* Wahrscheinlich ist es allerdings, dass dieses Thier seine Jungen nicht säuget; der Mangel der Zitzen bey dem weiblichen Geschlecht, und der völlig entenartige Schnabel deutet auf diesen sonderbaren Umstand, der das Schnabelthier aus der Reihe der Säugthiere hinwegnimmt. IV. *Der grosse europäische Höhlenbär, — ein ausgestorbenes Thier der Vorzeit.* Neuere Beobachtungen bestätigen je länger je mehr die Vermuthung, dass manche Thierarten, unbeschadet der Welterhaltung, ganz ausgestorben seyn können; auch diese Mittheilungen über den Höhlenbär bestätigen jene Vermuthungen. Wenn übrigens in einer Anmerkung bey dieser Gelegenheit gesagt wird, dass in dem Bernstein nur allgemein verbreitete Insecten gefunden werden: so scheinen doch neuere Untersuchungen darzuthun, dass auch solche Insecten, die man nicht unter die allgemein verbreiteten rechnen kann, im Bernstein sich finden, z. B. mehrere aus der Gattung *Lebia, Mordella, Crioceris,* u. s. w. V. *Naturkörper, welche abwechselnd Pflanzen und Thiere sind.* Hr. *Trentepohl* hat es durch seine Beobachtungen ausser Zweifel gesetzt, dass sich aus den Wasserfäden (*Conferva*) belebte Thiere erzeugen. VII. *Ein paar Worte über Hn. D. Haberle's Wetterprophezeihungen.* Die Versuche des Hn. Dr. *Haberle,* aus den Planetenstellungen die Witterung vorher zu bestimmen, werden hier gehörig gewürdigt, und in ihrer Nichtigkeit dargestellt. VIII. *Kürzere Notizen und Bemerkungen.* Unter diesen verdient der hier erzählte Kampf der Adler mit den Ochsen vor anderen Aufmerksamkeit, indem dadurch über unsere bisherige Theorie von den Trieben der Thiere doch manche Bedenklichkeit erregt werden dürfte.

I Bandes 2 Stück. XI. *Erkenntniss des Muschelthiers aus der Schaale.* Die Organe des Athmens sind bey den Muschelthieren sehr bezeichnend, sie zu unterscheiden. Was die Kiemendeckel der Fische sind, das sind die Schaalen der Muscheln, das sind die Rippen der Säugethiere; die Muschelschaalen sind eine Reihe verwachsener Rippen. Die Bewohner der Schaalen sind sich gleich, wenn die Furchen der Rippen gleich sind; und so dienen diese Organe als sichere Eintheilungszeichen der Familien. Diese wichtigen Beobachtungen des Hn. Hofr. *Oken* verdienten eine nähere Anzeige, da sie dem bisher so unsicheren Systeme sehr zu Hülfe kommen. XIV. *Die Wünschelruthe.* Eine historische Darstellung des älteren und neueren Glaubens an die Wünschelruthe. XV. *Über den Bau des Blutigels.* Hr. *Morand* hat besonders den Bau der Säugwerkzeuge des Blutigels sorgfältig untersucht; er fand in dem Munde ein gezähneltes

Werkzeug, einer Feile ähnlich, womit das Thier beym Saugen die dreyeckige Wunde verursacht.

I Bandes 3 Stück. XX. *Entstehung der Perlen und Perlenfischerey.* Höchst wahrscheinlich wird es hier gemacht, dass die Perlen aus der Tendenz aller Muschelthiere entstehen, alles Fremdartige, was in die Muschel kommt, und was das weiche Muschelthier hart berührt und reibt, mit einer glatten Materie (Perlenhaut) zu überziehen, um es stumpf und weniger scheuernd zu machen. XXII. *Die verschiedenen Grade der Wärmeleitung einiger Stoffe, deren man sich gewöhnlich zur Kleidung bedient.* Nach den Versuchen des Hn. *Sennebier* sind Atlas und Taffet kühler als Leinwand. Grobe und lockere Tücher, deren Dicke die Feinheit ersetzt, haben in Absicht der Wärmeleitung vor den feinsten den Vorzug. Einwärts gekehrtes Pelzwerk hält die Wärme länger, als das auswärts gekehrte. Unter allen Bekleidungen des Thermometers hielten die Eyderdaunen die Wärme am längsten.

I Bandes 4 Stück. XXV. *Perlenfischerey.* Eine sehr belehrende Erzählung. XXVIII. *Von den Organen der Stimme, besonders bey den Vögeln.* Nach den angestellten Versuchen bildet sich die Stimme der Vögel am unteren Ende der Luftröhre. Das wahre Mundstück der Vögel ist eine Falte der inneren Haut des Luftröhrenastes, deren elastischer Rand nach oben gewandt ist, und durch Muskeln verkürzt und verlängert werden kann. Durch Verlängerung dieser Falte wird der Ton tiefer, und durch Verkürzung höher. XXX. *Bemerkungen über die, im Coburg-Saalfeldischen auf dem Schnee gefundenen Insecten.* Von Hn. Geh. Conferenzrathe Freyherrn *von Röpert* in Coburg. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, dass die auf dem Schne im Winter gefundenen Raupen und Käferlarven aus ihren Winterlagern hervorgekommen sind. Rec. fügt noch die Bemerkung hinzu, dass der Winterschlaf der überwinternden Raupen nie so vollständig ist, als der der übrigen Insecten, z. B. der Käfer selbst; auch aus diesem Umstande lässt sich vielleicht das frühe und unzeitige Hervorkommen der Raupen aus ihren, unter dem Schnee oft warmen, Winterlagern desto natürlicher erklären.

I Bandes 5 Stück. XXXII. *Beyträge zur Naturgeschichte des Strausses.* Vom Hn. Prof. Dr. *Lichtenstein.* Eine treffliche, höchst vollständige Naturbeschreibung, mit vielen bedeutenden Zusätzen und Berichtigungen älterer Irrthümer. XXXV. *Die Raubzüge der Ameisen.* Rec. hat die Erzählung von den Raubzügen der Ameisen mit soviel grösserem Interesse gelesen, da er selbst in seinen Waldumgebungen ähnliche Streifzüge unter den Ameisen längere Zeit beobachtet hat. Neu aber ist die Erfahrung des Vfs., dass die, aus den geraubten Nymphen entstehenden Ameisen zu Arbeitsameisen gebraucht werden. — XXXVI. *Die Reizbarkeit oder Bewegungsfähigkeit der Pflanzen.* Der Vf. wagt es nicht, die Ursache der Bewegungsfähigkeit zu bestimmen, und bleibt bloss bey der Reizbarkeit der Pflanzen stehen, d. h. bey einer Eigenschaft der Pflanzentheile, wenn gewisse Reize angewandt werden, ihre Lage zu verändern. Die Sache bleibt übrigens dabey noch im Dunkeln, und künftige genauere Untersuchungen können vielleicht weiter führen.

I Bandes 6 Stück. XXXVIII. *Der bärtige Geyeradler, oder Bartgeyer.* Unrichtig war die Benennung Greifgeyer; diess ist der amerikanische *Cuntur,* — *Vultur Gryphus Lin.* Der hier beschriebene Geyeradler ist ein Bewohner der tyroler und schweizer Alpen; indess sah Rec. vor einigen Jahren in den Umgebungen des Harzwaldes einen, in einem Roggenfelde erlegten Geyeradler: ein Beweis, dass dieser Vogel auch zuweilen, besonders in sehr heissen Sommern, in anderen Gebirgsgegenden streift. XXXIX. *Die Entwickelung des Küchleins im Eye.* Enthält die neueren Beobachtungen des fleissigen *Malpighi*, die von den älteren des *Harwey* etwas abweichen: nach dem Letzteren ist das Küchlein am 7ten Tage vollkommen ausgebildet, nach dem Ersteren aber schon nach 40 Stunden; wahrscheinlich hat der grosse *Harwey* seine Beobachtungen ohne Vergrösserungsgläser angestellt, die zu seiner Zeit noch sehr unvollkommen waren. XLI. *Nimmt das Meer ab oder zu?* Die Gründe *für* und *wider* werden gehörig gewürdigt. Die Erfahrungen scheinen das Sinken des Meerwassers, also seine Verminderung, zu beweisen, die Erscheinung selbst bleibt ein Problem. XLII. *Haben die Pflanzen ein Vermögen, eigenthümliche Wärme zu erzeugen?* Alle bisherigen Untersuchungen führen zu dem Resultate, dass die Gewächse keine eigenthümliche Wärme haben.

II Bandes 1 Stück. II. *Das Gewitter.* Enthält eine Geschichte der Meinungen über die Gewittermaterie in befriedigender Vollständigkeit. V. *Etwas zur Bestimmung des Alters unserer jetzigen Erdoberfläche.* Auf einem Gipfel des Berges *Chenn-schan* in China wurde im Jahr 2278 vor Christi Geburt von *Yü* dem Grossen eine Inschrift auf einen Stein gesetzt, als er die Gewässer abgeleitet hatte, die das Land überschwemmt hatten; diese Inschrift ist in China unter dem Namen *Yü-bei* bekannt. *Bei* — bezeichnet nämlich einen viereckigen Stein mit einer Inschrift. Nach diesem Datum wäre also China schon zwey tausend und einige hundert Jahr vor Christi Geburt, also zu der Zeit, in welche die noachische Sündfluth nach der mosaischen Zeitrechnung fällt, ein grosses, wohlorganisirtes Kaiserreich gewesen. Wie weit man aber den Anfang der Bewohnung dieses Landes hinauf datiren müsse, lässt sich freylich gar nicht bestimmen, und die ganze Behauptung erfodert noch sehr sorgfältige historische Untersuchungen.

II Bandes 2 Stück. VII. *Einige Sätze aus Hn. Hofrath Okens Lehrbuch der Naturphilosophie.* Jeder Freund der Naturgeschichte wird auch ein Freund einer *gesunden* Naturphilosophie seyn; aber solche Sätze, wie sie in diesem Aufsatze vorkommen, können dem unbefangenen Naturbeobachter keinesweges zusagen, da sie gar keine klaren Ansichten gewähren, sondern dunkele und verzerrte Bilder von den schönsten Naturgemälden aufstellen. Möge doch Jeder das

Seinige dazu beytragen, den Garten der Wissenschaft vor solchen Giftpflanzen zu bewahren! — XIII. *Die neuesten Beobachtungen über den Winterschlaf einiger Thiere.* Man findet hier die sehr fleissigen Beobachtungen des Hn. *Saissy* in Lyon über den Winterschlaf besonders des Murmelthiers, der grossen Haselmaus, des Igels, der Fledermaus. Wahrscheinlich kommen wir bald durch die Zusammenstellung so vieler neuer Beobachtungen über den Winterschlaf mehrerer Thiere zu sicheren und befriedigenden Resultaten.

II Bandes 3 Stück. XXIV. *Es giebt keine Furia infernalis.* Der berühmte *Linné* beschrieb unter den Eingeweidewürmern eine sogenannte höllische Furie; sie sollte sich in den bothnischen und schonenschen Sümpfen aufhalten, oft vom Winde auf Menschen und Thiere geworfen werden, in die Haut einkriechen, dann fürchterliche Schmerzen und gemeinhin den Tod verursachen. Genaue Untersuchungen haben gelehrt, dass diess furchtbare Thier gar nicht da ist, dass jene Schmerzen aber durch den Stachel einer Pflanze verursacht werden. XXVI. *Verschiedene Meinungen über die Fähigkeiten der buchstabirenden Vögel.* Die auffallenden Thatsachen von Erinnerungsfähigkeit und einer Art der Überlegung scheinen allerdings dahin zu deuten, dass verschiedenen Thieren etwas Intellectuelles nicht abzusprechen sey. Eine Meinung, die wenigstens eben so weit führt, als die bisherige Theorie von den Trieben der Thiere.

II Bandes 4 und 5 Stück. XXVIII. *Die Ursachen der verschiedenen Temperatur der kalten Quellen.* Die angestellten neueren Untersuchungen führen zu dem befriedigenden Resultate, dass die beständigen und unbeständigen Quellen in ihrer Temperatur von dem Klima abhängig sind. XXXIII. *Die Verheerungen der kolumbaczer Mücken oder Fliegen im temeswarer Bannat.* Dieses gefährliche Insect findet sich am häufigsten im Bannate und im Mecklenburgischen. Die Gattung, zu welcher dieses Insect gehört, ist von den Entomologen noch nicht sicher bestimmt; einige stellen es in die Gattung *Culex*, andere unter *Bibio*; Fabricius brachte sie mit noch wenigerem Rechte unter die Gattung *Rhagio*. Das merkwürdige Thier verdient eine noch genauere Untersuchung, um ihm seine Stelle anweisen zu können. In grossen Schwärmen erscheint es in jenen Ländern im Frühlinge und Sommer, fällt das weidende Vieh an allen von Haaren entblössten Stellen an, kriecht in alle Öffnungen in solcher Menge ein, dass es in einigen Minuten sterben muss. Das Insect ist nicht grösser, als eine gewöhnliche Mücke. — XXXV. Hn. Dr. *Haberle's prophezeihte Witterung des Sept., verglichen mit der beobachteten.* Diese Vergleichung lehrt, dass die Natur *ganz andere* Witterung verlieh, als Hr. *H.* sie ankündigte. XXXVI. *Versuche über die Erzeugung des Kohlenstoffs in wachsenden Pflanzen.* Die hier bemerkten Versuche scheinen zu erweisen, dass der Kohlenstoff hauptsächlich durch den Beytritt des Lichts zusammengesetzt werde; indess scheinen noch mehrere Versuche nöthig zu seyn, um diesen Satz vollkommen zu bestätigen, der über die heilsamen Wirkungen der Sonnenstrahlen auf alle organischen Körper ein neues Licht verbreiten würde. — XXXIX. *Die Ersteigung des Jungfraugletschers in der Schweiz.* Die Brüder *Meyer* aus Aarau erstiegen im August 1811 das im Oberlande des Canton Bern gelegene Gebirge, welches unter dem Namen die Jungfrau bekannt ist, und wohin sich noch kein Sterblicher gewagt hatte. Die merkwürdige Erzählung gestattet keinen Auszug. Möge es den beiden Brüdern gelingen, künftig bey einem ähnlichen Unternehmen mit grösserer Musse ihre Untersuchungen fortzusetzen! XL. *Die Bildung der Krystalle nach Hn. Hauy's Grundsätzen dargestellt.* Man findet hier die bekannte Theorie des Hn. *Hauy*, die übrigens gewiss erst durch künftige Forschungen über die Hypothese erhaben werden muss. XLIV. *Einige Befruchtungsmerkwürdigkeiten aus dem Pflanzenreiche.* Unter diesen verdient allerdings das Blitzen bey der Befruchtung einiger Blumen als ein Beweis elektrischer Erscheinungen in den Momenten der Befruchtung alle Aufmerksamkeit. Am deutlichsten will man dieses Blitzen bey der indianischen Kresse, und bey den feuergelben Ringelblumen bemerkt haben.

II Bandes 6 Stück. XLIX. *Die Thermolampen, Phlogeskope und Fumivore.* Die hier beschriebenen Versuche, durch künstliche Zusammensetzungen mit geringerem Aufwand Wärme und Licht zu geben, verdienen allerdings Aufmerksamkeit; in der Anwendung aber zeigen sich noch grosse Mängel, und diese Maschinen gehören, wie sie jetzt sind, bloss in das Gebiet der Theorieen. LII. *Von dem Proteus anguinus, einem eidechsenartigen Thiere, aus dem unterirdischen Sittiger See in Krain.* Nur in den unterirdischen Gewässern dieser Gegend lebt diess geheimnissvolle Wesen; es kann das Tageslicht nicht ertragen, und doch hat es keine Augen von Aussen. Seine Grösse beträgt 7 — 15 Zoll in der Länge, und 16 — 18 Linien in der Dicke. Ausser dem Wasser kann es nicht längere Zeit leben; es nährt sich von kleinen Schnecken. Alles deutet darauf hin, dass dieses Thier ein eigentlich unterirdisches sey, dessen Natur aber noch nicht hinlänglich untersucht ist. LIII. *Froſtableiter, um Obstblüthen vor dem Erfrieren zu schützen.* Die Sache hat sich durch die Erfahrung bewährt, und verdient ihrer Einfachheit wegen jedem Freunde seiner Obstbäume empfohlen zu werden. Die Strohseile werden nämlich zur Zeit der Baumblüthe um den Baum geschlungen, und von diesem einige Schritte abwärts in einen mit Brunnenwasser gefüllten Eimer geleitet. Sinnreich ist die Erklärung dieser sonst räthselhaften Erscheinung durch die Elektricität.

Unter den kürzeren Notizen, die an dem Ende jedes Stückes sich finden, kommen oft sehr bekannte Sachen vor, die man in jedem neuen Handbuche der Naturgeschichte findet, besonders aber in diesem sechsten Stücke; z. B. No. 4, 5 und 7: ein Umstand der diesem sonst sehr nützlichen Repertorium nicht gerade zur Empfehlung gereicht. Mit diesem sechsten Stücke schliesst sich der erste Jahrgang, welchem eine Inhaltsanzeige angehängt ist.

III Bandes 1 Stück. I. *Über das Daseyn eines*

grofsen Landes im höchften Norden. Die Gründe für und wider werden abgewogen; und das Dafeyn eines gröfseren Polarlandes im Norden fcheint nicht unglaubwürdig. II. *Das fteinfreffende Unglückskind und die junge unvergleichliche Minerva.* In einem Repertorium, wie diefes, follten folche blofs ausfüllende Sachen, die fo fehr gemein find, keinen Raum finden. Die Überfchrift eignet fich eher zu einem Anfchlagezettel an den Ecken der Strafsen. III. *Die Vulcane und ihre Wirkungen.* Sehr vollftändig und belehrend für Jeden, der eine richtige Anficht diefer grofsen Erfcheinung zu haben wünfcht. V. *Die Verfchiedenheit der menfchlichen Hautfarbe.* Das Bekannte gröfstentheils nach *Blumenbach.* — VI. *Ein paar naturphilofophifche Leckerbiffen.* Es ift hohe Zeit, diefem naturphilofophifchen Unfinn, der alles Zarte und Schöne in dem grofsen Naturgemälde entftellt und verzerrt, aus allen Kräften entgegen zu arbeiten. Auch diefer giftige Leckerbiffen ift ein redender Beweis von der Tollheit mancher fogenannter Naturphilofophemen; und der Vf. erwirbt fich ein wahres Verdienft, auch in diefem Repertorium von Zeit zu Zeit diefe lofe Speife vorzuzeigen, damit jeder Naturfreund mit unverdorbenem Gefchmacke fie defto mehr verabfcheuen lerne.

III Bandes 2 Stück. XIX. *Bemerkungen über die Zerbrechlichkeit der Blindfchleiche.* Die Zerbrechlichkeit der Wirbelbeine bey der Blindfchleiche ift allerdings nicht gegründet; blofs der Schwanz reifst bey der geringften Gewalt, wie bey den Eidechfen, ab. Die fleifsigen Unterfuchungen des verftorbenen Hn. *Lehmann* in Frankfurt haben die Sache aufs Reine gebracht; folche genaue Unterfuchungen find ein baarer Gewinn für die Naturgefchichte. XXII. *Die Verheerungen der Borkenkäfer.* Unrichtig, und aller Erfahrung zuwider, ift die Behauptung, dafs heftiger Froft im Winter die Brut des Borkenkäfers ganz und gar zerftöre. Die neuen forgfältigen Beobachtungen haben gelehrt, dafs der Käfer fowohl als feine Larve die heftigfte Kälte zu ertragen im Stande find, ohne darunter im Geringften zu leiden; felbft Abwechfelung von Froft und naffer Witterung fchaden weder der Larve noch dem Käfer. Zu der neueften Gefchichte der Verheerungen des Borkenkäfers gehört der unermefsliche Verluft, welchen der Unterharz an den kräftigften Tannen erlitten hat; die ganze Geftalt des Harzes ift in diefen Gegenden verändert, fo dafs man Mühe hat, fich in feinen vormals mit üppigen Wäldern bedeckten Thälern und Bergen zu finden. Das ficherfte Mittel, das aber hier nicht angeführt ift, befteht wohl nach den bewährteften Erfahrungen darin, dafs man *vor* dem Käfer her arbeitet, und nicht hinter ihm her. Diefe Vorficht hat in einigen Gegenden des Harzes Wunder der Errettung gethan. Die Kupfer find fehr belehrend.

+ d +.

Leipzig, b. Hinrichs: *Naturgefchichte für Real- und Bürger-Schulen mit befonderer Hinficht auf Geographie,* ausgearbeitet von D. *Chriftian Gottfried Daniel Stein,* Prof. am berlinifch-cöllnifchen Gymnafium zum grauen Klofter u. f. w. Mit 21 colorirten Kupfern. 1813. 198 S. 8. (16 Gr.)

Ein Auszug aus dem gröfseren Handbuche der Naturgefchichte von demfelben Vf. Er unterfcheidet fich von diefem durch ausführlichere Andeutungen über die mannichfaltigen Benutzungen der Naturproducte. Die Ordnungen und Claffen find hier wie in dem Handbuche; neuere Verbefferungen des Syftems hätten vielleicht hier mit Nutzen angebracht werden können. Einige Artikel find felbft in diefem Auszuge ausführlicher bearbeitet, als in dem Handbuche, fo dafs man dem Ganzen die beffernde Hand anfehen kann. So findet man z. B. bey dem Affen weit ausführlicher feine Lebensweife u. f. w. befchrieben, als in dem Handbuche, bey dem Igel ift die Zahl der Zähne angegeben u. f. w. Zu bedauern ift, dafs in diefem Auszuge wieder mehrere naturhiftorifche Unrichtigkeiten vorkommen, die man in einem Lehrbuche nicht erwarten follte, das nur die reinen Refultate vollendeter Beobachtungen aufzunehmen hat. Rec. hält es für feine Pflicht, die bedeutendften diefer Unrichtigkeiten hier anzudeuten. Der Hamfter beginnt feinen Winterfchlaf nicht immer, wie es hier heifst, im October, fondern er richtet fich dabey nach dem früheren oder fpäteren Eintreten der Winterkälte, wie diefs wohl bey allen Winterfchläfern der Fall ift. Rec. hat oft bey gelinden Wintern fpät im December die Hamfter noch auf freyem Felde gefehen. Dafs der fogenannte Neuntödter neun Vögel oder Infecten tödte, und die letzteren an dem Schwarzdorn auffpiefse, ehe er fie freffe, ift wohl nichts anderes, als eine naturhiftorifche Fabel. Rec. hat lange Gelegenheit gehabt, fehr in der Nähe die Lebensart diefes Vogels zu beobachten, und niemals etwas von diefer Sitte an ihm wahrgenommen. Die aufgefpiefsten Käfer tödten fich oft felbft im rafchen Fluge an den Spitzen des Weifsdorns, wie Rec. häufig bemerkt hat; aufgefpiefste Vögel hat wohl noch Niemand gefehen. Der Wendehals lebt nicht, wie hier fteht, in hohlen Bäumen, fondern, wie andere Vögel, auf den Zweigen der Bäume; nicht einmal fein Neft legt er in hohlen Bäumen an. Ganz unrichtig ift es, dafs der Wiedehopf fein Neft auf Grundlagen von Menfchenkoth anlege; die Nefter diefer Vögel find aus ganz anderen Stoffen zufammengefetzt. Der graue Reiher wie die Rohrdommel find nach neueren Erfahrungen keine Zugvögel, fondern nur Strichvögel; auch in fehr kalten Wintern find fowohl die Reiher als Rohrdommeln im nördlichen Deutfchlande an offenen, befonders warmen Quellen angetroffen worden. Überhaupt dürfte wohl in *Lehrbüchern* der Naturgefchichte das blofse „*foll*" gar nicht vorkommen. Diefe und mehrere Unrichtigkeiten abgerechnet, ift diefer Auszug ein fehr brauchbarer Leitfaden für Schulen. Die Kupfer find mittelmäfsig.

+ d +.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1815.

MATHEMATIK.

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Verſuch einer rein algebraiſchen und dem gegenwärtigen Zuſtande der Mathematik angemeſſenen Darſtellung der Rechnung mit veränderlichen Gröſsen, als desjenigen Theiles der Rechnung, den man gewöhnlich Differential-, Integral- und Variations-Rechnung, oder auch Functionen-Theorie zu nennen pflegt; im Umriſſe.* Zum Gebrauch bey Vorleſungen, auch als Entwurf eines ſyſtematiſchen Lehrbuchs dieſer Rechnung zu betrachten. Von *Aug. Leop. Crelle*, königl. Oberbaurathe. Erſter Band, welcher die ableitenden, oder den directen Theil der Ableitungs-Rechnung enthält. 1813. XXX und 776 S. 8. (3 Rthlr.)

Ein Hauptzweck des Vfs., der ſich ſchon früher durch eine kleine, aber recht wohl gelungene Schrift über die Theorie des Windſtoſses bekannt gemacht hat, war vorzüglich, den Vortrag der Differential- und Variationen-Rechnung ganz von allen dunkelen Vorſtellungen frey auszuführen, und die, wie er meint, faſt überall noch herrſchende Unbeſtimmtheit in der Darſtellung in das Elementare und zu einer völlig offenen, klaren Anſicht zurückzuführen. Die Darlegung ſeiner Bemühungen wird uns in Stand ſetzen, zu beurtheilen, wiefern ihm dieſes gelungen ſey.

Einleitung. Von der Stelle, welche die Rechnung mit veränderlichen Gröſsen in der Mathematik einnimmt. — Die ganze Mathematik beſchäftigt ſich mit der Vergleichung von Zahlgröſsen und von Raumgröſsen; die Vergleichung der letzteren iſt abhängig von jenen, ſtatt daſs die erſteren für ſich allein ganz rein betrachtet werden können. Der Calcul hat bey ſeiner jetzigen Vervollkommnung ſehr beygetragen, auch der Geometrie fortzuhelfen, — es entſtand ſo die analytiſche Geometrie, die aber, wie der Vf. ganz richtig ſagt, immer als ein Theil der Geometrie, welche ihr den Stoff giebt, nicht als Analyſis, betrachtet werden muſs. Was Hr. *C.* über die rein arithmetiſche Betrachtung der trigonometriſchen Functionen ſagt, iſt ſchon von Anderen bemerkt worden, und z. B. in *Thibauts* allgemeiner Arithmetik vollkommen ſo geleiſtet. Das Endreſultat dieſer etwas umſtändlichen Betrachtungen iſt, daſs man eine reine und angewandte Ziffernrechnung, eine reine und angewandte Gleichungsrechnung (Rechnung mit unbekannten Gröſsen, Algebra) und eine reine und angewandte Rechnung mit veränderlichen Gröſsen, als das ganze Gebäude des Calculs bildend, annehmen muſs; das Eingreifen dieſer Theile in einander rühre nur davon her, daſs unſere Kenntniſſe noch keine Vollendung erlangt haben. — Im Grunde iſt dieſs alles eben nicht unbekannt; ſchwieriger und verdienſtlicher wäre es dagegen, jeder Lehre, ins Einzelne gehend, ihre genaue Stelle anzuweiſen, was freylich hier des Vfs. Abſicht nicht war.

Von der Entſtehung und eigenthümlichen Bedeutung der Rechnung mit veränderlichen Gröſsen, nebſt dem Plane zum Vortrage derſelben. Man müſſe weſentlich unterſcheiden, ſagt Hr. *C.*, die Differenzen-Rechnung, welche es mit der geſammten Änderung einer Function zu thun hat, von denjenigen Rechnungen (Differential-, Variations- und Integral-Rechnung), welche ſich nur auf einen einzelnen Coefficienten der verſchiedenen Potenzen des Δx (wie es uns erlaubt ſeyn wird, kurz zu ſchreiben), beziehen. Die letzteren haben einen directen Theil, welcher lehre, wie jene Coefficienten gefunden werden, 1) wenn zwar die Hauptgröſsen ſich ändern, aber die Form ihrer Verbindung dieſelbe bleibt (Differential-Rechnung), und 2) wenn auch die Form der Verbindung geändert wird (Variations-Rechnung). Den weiteren Plan des Ganzen werden wir hier übergehen dürfen, da er ſich im Buche ſelbſt, alſo auch in der ferneren Anzeige deſſelben, entwickelt.

Bezeichnungen und Benennungen, die hier vorkommen. Der Vf. macht hier über Zeichen und Namen einige an ſich ganz richtige Bemerkungen; aber eine vorzüglich wichtige hat er dennoch vergeſſen, nämlich die, daſs die gröſste Verwirrung in der Welt und in der Wiſſenſchaft entſtehen würde, wenn ein Jeder (und wer glaubte nicht allenfalls dazu berechtigt zu ſeyn!) eigene Worte und eigene Zeichen einführen wollte. In der Sprache muſs *einige* Autorität gelten; ſobald man dieſe ganz aufhebt, ſo verfällt man in eben die Thorheiten, deren die Neuerer in der Orthographie ſich ſo oft ſchuldig machten. Über die Vorſchläge ſelbſt wollen wir uns kein Urtheil anmaſsen; aber ſollte es nicht viel beſſer ſeyn, die Gröſse, deren Abhängigkeit von gewiſſen unabhängigen Gröſsen der Vf. ſo ausdrückt: $| z\ u\ | x\ y\ t\ | w\ |||$, in Worten zu erklären? Wird nicht der Vortrag einer wirklichen Unterſuchung es ſchon von ſelbſt mit ſich bringen, daſs man ſich über die Entſtehung dieſer Gröſse erklären, alſo ſagen muſs: es ſind hier z, x, y, w unabhängige Gröſsen, t iſt abhängig von w, und u wieder von x, y und t, die Gröſse aber, welche wir eben darſtellen wollen, iſt abhängig von

z und u. — Rec. hat hier das Wort *Function* vermieden, weil Hr. *C.* es ſo wünſcht, und weil man allerdings mit dem Worte *abhängig* ausreicht: aber dennoch wäre es unrecht, jenes Wort ganz zu verbannen, da die Annehmlichkeit der Darſtellung doch auch einen Wechſel in den Ausdrücken fodert.

Was Hr. *C.* gegen die Namen Differential - und Integral - Rechnung ſagt, iſt zum Theil wahr: aber ableitende Rechnung und zurückleitende Rechnung iſt wenigſtens auch kein Name, der gleichſam eine Definition enthielte, da es der Ableitungen viele giebt, die mit dieſer ableitenden Rechnung nichts zu thun haben. Rec. geſteht, daſs ihm noch immer die Herleitung der Differential - Rechnung aus der Differenzen - Rechnung die allerpaſſendſte ſcheint. Allemal geht man doch von dem Begriffe aus, daſs eine Änderung der Hauptgröſse x in x + k eine Änderung der f x bewirkt, die ſich durch eine nach den ganzen Potenzen von k geordnete Reihe darſtellen läſst. Warum will man alſo nicht, nachdem dieſer in der Differenzen - Rechnung völlig klar entwickelte Satz da ſteht, ſich hier anſchlieſsen und ſagen: die Differential - Rechnung (oder man nenne ſie, wie man will) betrachtet nun jeden der Coefficienten von k, k^2, u. ſ. w. einzeln; ſie lehrt unter andern, wie man den erſten Coefficienten findet; zeigt, daſs dieſer erſte Coefficient bey jeder beſtimmten Function ſo nothwendig mit ihr ſelbſt, mit der Stammgröſse, zuſammenhängt, daſs man ſchon aus ihm allein dieſe wieder erkennen, und folglich das leiſten kann, was die Integral - Rechnung fodert. Hiebey bedarf es, ſo lange von Anwendungen nicht die Rede iſt, durchaus nicht der Erwähnung des Unendlichkleinen, ſobald nämlich (welches eben etwas ſo höchſt Weſentliches war) es einmal gelang zu beweiſen, daſs jener erſte Coefficient den nothwendigen Schluſs auf die Function, von welcher er herſtammt, erlaube. Wie man bey den Anwendungen zu klaren Anſichten gelangt, darüber können wir uns hier nicht äuſsern.

Daſs man für die partiellen Differentialen beſſere Zeichen haben ſollte, darin hat der Vf. ganz Recht; aber $(\frac{d}{x} z)$ ſtatt des bisherigen $(\frac{dz}{dx})\,dx$, wie *Euler* ſchrieb, zu ſetzen, werden wir uns dennoch nicht entſchlieſsen, da eine Erinnerung an Diviſion hier durchaus unpaſſend iſt; beſſer würde uns die *Karſtenſche* Bezeichnung $\overset{x}{d}z$, oder vielleicht noch mehr $\underset{x}{dz}$ gefallen. Völlig unbrauchbar dagegen iſt des Vfs. $d(\frac{z}{u})$, welches andeuten ſoll, in z ſollen alle Gröſsen, von welchen z abhängt, als veränderlich angeſehen werden, nur u nicht. Dieſes Zeichen bedeutet das Differential von z dividirt durch u, und iſt für nichts anderes zu gebrauchen. Die Vertauſchung des Integralzeichen mit $\frac{1}{d}$ können wir auch als keine Verbeſſerung anerkennen. Wollte man dieſes einführen, und die Neuerung ſo wichtig finden: ſo müſste man auch anfangen $\frac{1}{+}$ ſtatt $\div$ und $\frac{1}{\cdot}$ ſtatt : zu ſchreiben. Doch es iſt Zeit, daſs wir zu dem Haupttheile des Werkes übergehen.

Der Ableitungsrechnung erſter Theil, die ableitende Rechnung. A. Principien der ableitenden Rechnung (welche dieſen ganzen erſten Band füllen).

Erſte Hauptabtheilung. Principien derjenigen ableitenden Rechnung, die ſich auf Werthveränderungen von Gröſsen bezieht. Erſte Abtheilung. Von den Veränderungen entwickelt gegebener Gröſsen, und zwar 1) die nur von *einer* unabhängigen Gröſse abhängen. — Den Anfang macht mit Recht der Beweis des *Taylor*ſchen Lehrſatzes, der recht gut, obgleich etwas weitläuftig, dargeſtellt wird. Hieran ſchlieſst ſich die Betrachtung, daſs und wie es möglich ſey, aus den Ableitungen (Differentialen) die urſprüngliche Function herzuleiten, ſo, als ob dieſe an die Stelle der geſammten Differenz träten: — ein Satz, der allerdings ein wahrhaftes Fundament iſt für den gröſsten Theil des ganzen Lehrgebäudes. Weniger hat uns die Erörterung der Frage, wie die vorigen Schlüſſe beſtehen, wenn die Function bey gewiſſen Werthen von x unendlich wird, befriedigt; es iſt hier über die Divergenz der Reihen Einiges angedeutet, aber das keinesweges ganz ausgeführt, was man hier erwarten muſste, und hier um ſo lieber leſen möchte, da dieſe Lehre wohl noch mancher Aufklärung bedarf. Auch der Inhalt des 44 Paragraphs iſt nicht ganz genügend dargeſtellt.

2) Von den Ableitungen entwickelt gegebener Gröſsen, die von mehreren unabhängigen veränderlichen Gröſsen *unmittelbar* abhängen. — Hier kömmt unter anderen ein Beweis des Satzes vor, daſs für eine homogene Function u von n Dimenſionen $x\left(\frac{du}{dx}\right) + y\left(\frac{du}{dy}\right) + z\left(\frac{du}{dz}\right) = n \cdot u$ ſey, wenn u bloſs von x, y, z abhängt, und wir die partiellen Differentiale nach alter Art bezeichnen. Das Übrige, wie f (x + $\triangle$ x, y + $\triangle$ y) entwickelt wird, und was ſich daran anſchlieſst, wird Jeder ſchon ohne Erinnern hier ſuchen, und ausführlich dargeſtellt finden. Die Darſtellung iſt etwas weitſchweifig, im Übrigen aber recht gut.

3) Von den Veränderungen entwickelt gegebener Gröſsen, wenn dieſe von Gröſsen abhängen, welche ſelbſt Functionen unabhängiger veränderlicher Gröſsen ſind. Hr. *C.* hat in dieſem Abſchnitte eine gar zu groſse Allgemeinheit geſucht, und ſich dadurch in eine Weitläuftigkeit geſtürzt, die unnöthig war, indem man die Hauptſache ja ſehr bald überſieht, ohne darum nöthig zu haben, eine ungeheuer lange Reihe von Gröſsen, wo die zweyte von der erſten, die dritte von der zweyten u. ſ. w., oder gar noch verwickelter abhängt, vorauszuſetzen. Dieſe unerträgliche Weitläuftigkeit würde es Perſonen, die nicht ſchon gleich Anfangs das Ganze ziemlich überſehen, unmöglich machen, mit Geduld bis zum Ende auszuharren, ſelbſt wenn ſie

wohl anerkennten, dafs fie hier etwas lernen könnten.

Zweyte Abtheilung. Von der Veränderung und den Ableitungen abhängiger Gröfsen, die unentwickelt durch Gleichungen gegeben find. Diefe Abtheilung behandelt zuerft die Fälle, wo die Gröfsen nur von einer unabhängigen Gröfse abhängen, dann die, wo die Gröfsen von mehreren abhängen. Jeder diefer Abfchnitte ift wieder in zwey Stücke getheilt, deren einer den Fall abhandelt, wo man die Veränderlichkeit der unabhängigen Gröfse in ihren Werth legt, der andere den Fall, wo man die Unbeftimmtheit des Unabhängigbleibenden in die Form der Zufammenfetzung der unabhängigen Gröfsen legt. Die Sätze, die man hier erwarten kann, find fehr umftändlich und vollftändig vorgetragen. Es würde hier, da der Vf. fo ganz beym Allgemeinften ftehen bleibt, möglich und beffer gewefen feyn, fich etwas kürzer an das Vorige anzufchliefsen, und fo den Vortrag, ohne der ftrengften Gründlichkeit dasMindefte zu rauben, kürzer zu faffen.

Wir haben den Plan diefer beiden Abtheilungen nur kurz angegeben, da wir in einzelne Rechnungsfätze hätten eingehen müffen, wenn wir umftändlicher hätten feyn wollen; dagegen wird es der Mühe werth feyn, bey der dritten Abtheilung von den Ableitungsgleichungen etwas länger zu verweilen. Unter Ableitungsgleichungen verfteht der Vf. folche Gleichungen, welche aus Verbindung der Differentialgleichung mit ihrer Hauptgleichung entftanden find, und wo diefe Verbindung dazu benutzt ift, um eine der Gröfsen, die in der Hauptgleichung vorkommen, völlig zu eliminiren. Er macht hier zuerft darauf aufmerkfam, dafs nichts anderes als eine Conftante eliminirt werden kann, wenn nur eine unabhängige veränderliche Gröfse vorkömmt, dafs man hingegen eine in der Gleichung vorkommende abhängige Gröfse ganz, nämlich fie felbft mit ihren Differentialen, wegfchaffen kann, wenn diefe von mehreren unabhängigen Gröfsen abhängt. Der erfte Fall wird hier im erften Abfchnitte fehr umftändlich und recht gut abgehandelt; das nothwendige Eintreten der Conftanten bey der Integration, und das nothwendige Eintreten eines neuen Differentialgliedes, wenn man eine Conftante eliminirt, wird fehr gut gezeigt. Eben fo auch, dafs man aus den durch die verfchiedenen Ableitungsgleichungen einer höheren Ordnung fich ergebenden nächften Integralen die Stammgleichung durch Elimination finden könne, ohne die einzelnen zwifchenliegenden Differentialgleichungen niedrigerer Ordnung aufzulöfen u. f. w. — Die neue Bezeichnung $\frac{u \times du}{a}$, welche anzeigen foll, durch die Verbindung der Hauptgleichung u mit der Differentialgleichung fey die Conftante a weggefchafft, können wir nicht anders als tadeln: denn theils liegt in diefem Zeichen gar keine Andeutung von der beabfichtigten Operation, und theils ift ein Zeichen hiefür fchwerlich in irgend einem Falle nöthig, fobald man nämlich fich nicht, wie der Vf., in der Sphäre der höchften Allgemeinheit aufhält, fondern etwas Wirkliches und Einzelnes behandelt. Wozu aber foll uns denn diefe Überfüllung mit Zeichen?

Der zweyte Abfchnitt behandelt den Fall, wo mehrere unabhängige Gröfsen, alfo partielle Differentiale vorkommen, und wir brauchen wohl nicht zu bemerken, von welchem Werthe Betrachtungen der Art für die richtige Einficht in den Theil der Differential- und vorzüglich der Integral-Rechnung feyn müffen, welcher fich mit partiellen Differentialen befchäftigt. Indefs ift zu bedauern, dafs der Vf. fich nur bey der Zahl der möglichen Verbindungen, und faft allein bey der Eliminirung der Conftanten aufhält, da doch hier wohl der Ort gewefen wäre, von den Gründen zu reden, welche in der Integralrechnung zu einer Einführung unbeftimmter Functionen berechtigen. Diefen Gegenftand fcheint Hr. C. dem zweyten Theile vorbehalten zu haben.

Vierte Abtheilung. Vom Übertragen und von den Bedingungen der Unabhängigkeit veränderlicher Gröfsen in Ausdrücken mit Ableitungen. Der erfte Abfchnitt behandelt ähnliche Fälle, wie den, wo zuerft z als von y abhängig angenommen, und nun entweder die Unabhängigkeit auf eine neue Gröfse x, von welcher y abhängen foll, übertragen wird, oder auch z als unabhängig, und y als abhängig gedacht wird. Wir müffen indefs geftehen, dafs der Vf. uns auch hier zu lange zu verweilen fcheint, zumal da die Sache gar nicht fchwer zu überfehen ift. Der zweyte Abfchnitt handelt von den Bedingungen der Unabhängigkeit der veränderlichen Gröfsen in Ausdrücken mit Ableitungen. Der Vf. zeigt hier nicht blofs die Bedingungen der Integrabilität für Differentialgleichungen des erften Grades, fondern auch für höhere Grade. Seine Betrachtungen, die an fich wichtig genug find, können aber dem Anfänger unmöglich lehrreich feyn, theils weil das Streben nach einer ins Unbegrenzte gehenden Allgemeinheit des Vfs. zu allzu grofser Weitläuftigkeit führt, und theils weil er fchwerlich eine Ahndung faffen kann, wie etwa diefe unendlich allgemeinen Formeln fich auf beftimmte Fälle anwenden laffen.

Der fünfte Abfchnitt giebt nun die Geftalt der erften Ableitungen für Gröfsen von beftimmter Form, das ift, die Differentiale beftimmt ausgedrückter Gröfsen an.

Die zweyte Hauptabtheilung foll die Principien der Variationsrechnung angeben, oder derjenigen ableitenden Rechnung, wo die Zufammenfetzungs-Form abhängiger Gröfsen verändert wird. Die erfte Abtheilung giebt umftändlich Rechenfchaft über folche Verwandlungen, und wie fie fich von den Werthänderungen unterfcheiden, und dann auch die Grundformeln für die Entwickelung folcher der Form nach verwandelten Gröfsen. Der Vf. giebt fich viele Mühe, zu zeigen, wie diefe Formel mit der Formel, die der Werthänderung der Grundgröfse entfpricht, übereinftimmt, und wie fie fich un-

terſcheidet. Die zweyte Abtheilung — wie die Form - Verwandlungs - Operation bey Gröſsen Statt findet, die ſchon der Ableitungsoperation unterworfen geweſen ſind, — behandelt vorzüglich umſtändlich den Satz, daſs $\delta dx = d\delta x$. Die beiden folgenden Abtheilungen geben Regeln für die Operation der Formverwandelung, wenn Gröſsen mit Ableitungen vorkommen, und nun die unabhängig veränderlichen Gröſsen entweder 1) ſelbſt unwandelbar oder 2) ſelbſt der Verwandelung fähig ſind. Die 5te Abtheilung von dem Zuſammenhange der Abformungen, die Ableitungen enthalten, mit den Abformungen der Stammverbindungen der nämlichen Gröſsen, macht den Beſchluſs. Hier wird nämlich die Frage beantwortet, wie δu durch δv beſtimmt wird, wenn u die erſte zu v gehörige Stammverbindung iſt. — Der Vf. erwähnt hier zwar diejenigen Fälle, wo die Formverwandlungen zu einem Gröſsten oder Kleinſten führen ſollen; bleibt aber immer bey dem völlig Allgemeinen ſtehen, ſo daſs der Schüler wohl fragen möchte, welcher Stern ihn denn auf dieſem unendlichen Meere der zahlloſen Formverwandelungen leiten ſolle, und was für ein Ziel er erreichen könne, oder ſich zu erreichen vorſetzen ſolle.

Wir können dieſe Anzeige nicht ſchlieſsen, ohne noch einige allgemeine Bemerkungen beyzufügen. Unſtreitig iſt das ganze Buch voll von Beweiſen des Tiefſinns des Vfs., und überall zeigt es von dem rühmlichen Streben nach tief eindringenden und ſicher begründeten Kenntniſſen; aber ſofern es Anderen zur Belehrung dienen ſoll, hat es weſentliche Fehler. Der Vortrag des Vfs. iſt nichts weniger als klar, und ſein Beſtreben, durch immer gröſsere Weitläuftigkeit deutlich zu werden, iſt ein ganz verfehltes Beſtreben; ja wir ſind überzeugt, daſs man ſich noch eher aus der Darſtellung herausfinden würde, wenn weniger eine Erläuterung auf die andere gehäuft wäre, zumal wenn der Vf. ſtatt deſſen kurze und klare Überblicke zu geben geſucht hätte. Auch die neuen, ſelten mit Glück gewählten Zeichen machen das Leſen des Buches unangenehm. Und vor allem ſteht der Brauchbarkeit des Buches das entgegen, daſs der Vf. durchaus keine ſpeciellen Anwendungen von ſeinen höchſt allgemeinen Betrachtungen macht. Alle ſeine Functionen hängen ganz unbeſtimmt von den Hauptgröſsen ab, und die Anzahl dieſer iſt oft ſelbſt als unbeſtimmt angenommen, ihre Differentiale kommen bis zu unbeſtimmten Graden vor u. ſ. w. Der Leſer oder Lehrling wünſcht doch, ehe er einige hundert Seiten geleſen hat, zu ſehen, wohin das alles führt, und ſeine Geduld würde ſicher viel weiter reichen, wenn er nicht immer fort mit dieſen gänzlich unbeſtimmten, alſo gehaltloſen Formen unterhalten würde. Wir wünſchten daher ſehr, daſs der Vf. ſein Werk nicht in dieſer Manier fortſetzte, ſondern die Principien ſogleich mit der Anwendung auf beſtimmte Fälle in Verbindung ſetzte; dann würde ſein Eindringen in den inneren Zuſammenhang der Lehren und ſeine Gründlichkeit mehr Nutzen ſtiften.

i. e. e.

KLEINE SCHRIFTEN.

Katechetik. *Ansbach*, b. Gaſſert: *Feſt - Fragen*, oder: *Vollſtändig ausgearbeitete Katechiſationen auf alle hohen Feſttage des ganzen Jahres.* Ein Hülfsbuch für vielbeſchäftigte Pfarrer. *Erſte Lieferung*, welche die Katechiſationen am Oſterfeſte, am Buſstage, am Auffahrtstage und am Pfingſtfeſte enthält. 1811. IV u. 76 S. 8. (6 Gr.)

Sehr beſcheiden nennt der Vf. dieſe Feſtfragen unvollkommene Verſuche und Winke zur zweckmäſsigeren Einrichtung eines Theils unſerer Gottesverehrungen, die in ihrer jetzigen Verfaſſung an den meiſten Orten wenig Erbauung und Nutzen gewähren. Er wollte die Erwachſenen mehr ins Intereſſe ziehen, ihnen die Kinderlehren anziehender und erbaulicher machen und in das Ganze dieſer Gottesverehrungen mehr Haltung und Übereinſtimmung bringen. Auf die vollſtändige Entwickelung eines oder mehrerer Begriffe kam es hiebey nicht ſo ſehr an, als auf die erbauliche und lehrreiche Anwendung derſelben.

Die Katechiſationen, welche über die gewöhnlichen Feſttags - Evangelien vor einer Landgemeinde gehalten ſind, beginnen mit einem Gebete; dann folgt eine Erläuterung über Zweck und Beſtimmung des Feſttages, hierauf das Thema, und dann die Fragen und Antworten. Den Beſchluſs macht eine Ermahnung an die Kinder und an die Erwachſenen und das Gebet. Als Anhang ſind der kleinen Schrift *Schluſscollecten* und *Segenswünſche* an den auf dem Titel genannten Feſttagen beygegeben. — Rec. hat dieſe Katechiſationen ſehr zweckmäſsig gefunden, und kann ſie wegen ihres Reichthums an Ideen und Sacherklärungen beſonders angehenden Katecheten empfehlen; nur muſs er gegen das Ableſen der Fragen und Ermahnungen (was der Vf. ungeübten Katecheten räth) alles Ernſtes warnen. Nichts iſt beym Religionsunterricht verderblicher und heilloſer, als ein ſolcher mechaniſcher Schlendrian. Auch können wir dem Vf. durchaus nicht beyſtimmen, wenn er meint, daſs die Kinderlehren bey den öffentlichen Religionsübungen unendlich wichtiger und nützlicher ſind, als die Predigten. Dieſe machen im Gegentheil das erſte und vorzüglichſte Geſchäft des Predigers aus, und er hat mit Recht davon ſeinen Namen. Das Wort des ewigen Lebens zu verkünden und das Reich Gottes durch die Lehre des Evangeliums weiter auszubreiten auf Erden, dazu iſt er verordnet und berufen. Der Religionsunterricht der Kinder gehört in die Schule und in den Katechumenenunterricht des Predigers. Manche Prediger vernachläſſigen ſich in der Predigt des göttlichen Worts auf eine unverantwortliche Weiſe, weil ſie von dem einſeitigen Grundſatz ausgehen, *predigen* ſey zwar das *öffentlichſte*, aber das *geringſte* ihrer Geſchäfte. Daſs nur dieſer gefährliche Wahn in der proteſtantiſchen Kirche nicht allgemeiner werde!

L. Th.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) FRANKFURT a. M.: *Grundideen der Politik der österreichischen Monarchie.* 1815. 100 S. 8.

2) FRANKFURT a. M.: *Österreichs Politik und Kaiserhaus.* 1815. 225 S. 8.

Diese beiden Bücher, welche eines zum anderen gehören, gleichwie die Probe zum Exempel, können füglich als ein einziges betrachtet werden. Sie rühren, wie wir aus der Vorrede zu dem zweyten ersehen, auch von demselben Vf. her, der sich vielfach in diesem auf das erstere beruft. Sey er wirklich ein Bürger der ehemaligen freyen Reichsstadt Frankfurt, als welchen er sich kund giebt, oder nur angeblichermaßen; allemal ist dieser Standpunct glücklich gewählt. Ein Bürger jener alten freyen Reichs- und Krönungs-Stadt fühlte sich während der neueren und neuesten Zeiten, die das übrige Deutschland allmählich ganz davon losrissen, noch stets in einem gewissen Verhältniss zu dem Kaiserhause, und zwar in einem solchen, das ihm Veranlassung wurde, dessen Wesen und Beziehungen mit Theilnahme und Unbefangenheit zu prüfen; und ist folglich geeignet, uns sowohl die Grundideen der Politik des österreichischen Kaiserreiches zu entwickeln, als den Familiencharakter des Herrscherhauses an dessen Spitze darzustellen in Rücksicht seines Einflusses auf jene Grundideen, seines Verhaltens zu denselben.

In der Vorrede zu No. 1 äussert der Vf.: „dem Forscher der politischen Geschichte, so wie dem unbefangenen Denker über die ersten Elemente aller Staatskunst, wurzelt immer fester die Überzeugung, *dass jede grössere Macht, welche durch ihre lange Dauer schon beweist, das Schicksal habe auf sie in dem Staatensystem wesentlich gerechnet, nicht nur unabweichbare Regeln ihrer Politik vorgeschrieben finde, sondern sie auch mit mehr oder weniger Verirrungen und Unterbrechungen wirklich befolge.*" Sey eine solche Macht einfach, bestimmt ausgesprochen, ein *einzelner Staat*: so wäre es leichter, die Grundideen ihrer Politik zu entdecken, als bey einem sehr zusammengesetzten *Staatenverein* von ungleichartigen Bestandtheilen, ähnlich der österreichischen Monarchie. Sofort im ersten Abschnitt finden wir darauf die Begriffe von Staat und *Staatenverein* erläutert, aus denen er die allgemeine wesentliche Ungleichartigkeit in den Grundsätzen der Politik für beide herleitet. Sobald ein Volk geworden ist, bilde sich ihm nothwendig eine *Form* an, wodurch auf das bestimmteste ausgesprochen wird, dass die Individuen der zusammengetretenen Menschenmenge sich gegenseitig als eine Gesammtheit anerkennen; und diese Form heisst ein *Staat*. Die Elementar-Aufgabe der Politik für einen solchen setzt der Vf. darein, dass er den äusseren Feind, der die Volkseigenthümlichkeit zu vernichten strebt, abwehre, und diese hindere, sich durch irgend ein inneres Übel selbst aufzulösen. Ein *Staatenverein* werde durch Staaten gebildet, welche unter einander gegenseitige Beziehungen wahrnähmen, wodurch auch sie eine Gesammtheit, jedoch nur *in bestimmten Hinsichten*, würden. Ein solcher Verein werde nie von Dauer seyn, wenn ihn nicht irgend eine Naturnothwendigkeit hervorgebracht habe, welche sich aus der geographischen und physischen Lage der Völker, die sich zusammenhielten, erkläre.

Aus der Lage und dem Verhältniss der Länder, welche den österreichischen Staatenverein bilden, zu den angrenzenden wird hierauf der Zweck desselben hergeleitet, nämlich *eine Schluss- und Schutz-Macht der europäischen Republik, das östliche, südliche und westliche Europa hindurch bis an das mittelländische Meer, zu seyn.* Mit leichten, grossen Zügen ist das Bild von Hauptmomenten der europäischen Republik seit dem Augenblicke, wo mit Rudolf von Habsburg die Grösse Österreichs aufstand, entworfen; und wenn uns dadurch diese Bestimmung Österreichs vollkommen einleuchtend wird: so eröffnen sich zugleich überraschende Ansichten für Bestimmung und Politik der übrigen europäischen Mächte, welche hier auszuführen nur zu weit von unserem Zwecke ableiten würde. Denn auch der Vf. deutet in seinem Werke hier nur zuvörderst an, nach welchem Besitz die Politik Österreichs streben musste und gestrebt hat, um dieser Bestimmung immer vollendeter zu entsprechen, wie ein günstiges Geschick ihr Trachten, so oft es diese Richtung nahm, fast wunderbar durch den Lauf von Jahrhunderten begünstigte; wie eine enge Verbindung mit dem *deutschen*, von dem österreichischen dadurch verschiedenen Staatenvereine, dass jener ein Föderativsystem gleichartiger Völker unter mehreren souveränen Oberhäuptern ist, zur Vollendung dieser Bestimmung heilsam war, wie glücklich sie für die Ruhe und Freyheit Europa's gewirkt hat, wie wünschenswerth, ja nothwendig für beide in der Zukunft ist.

Die politischen Grundsätze, welche für die Verwaltung des Inneren aus dem Begriff der österreichischen Monarchie abgeleitet sind, finden wir zunächst erörtert. Es sey dieselbe ein Verein sehr ungleicharti-

ger Völker unter einem gemeinſamen unmittelbaren Oberhaupt, zu Erreichung einer, durch die phyſiſche Natur der Länder, aus denen er gebildet iſt, begründeten Abſicht. Der Staat ſoll nach der höchſten Einheit des Volkes trachten, der Staatenverein nur, in ſofern ſie zu Erreichung ſeiner Naturbeſtimmung erfoderlich werde, und dieſs geſchehe am füglichſten durch gegebene Mittelpuncte für Einſicht und Neigung der verbündeten Völker, die ihre phyſiſchen und moraliſchen Kräfte zu einem und demſelben Ziele führten.

Der vorzüglichſte Mittelpunct in einem Staatenverein wie der öſterreichiſche iſt das Oberhaupt und ſeine Familie. Des hausväterlichen Charakters, der deutſchen treuherzigen und ernſten Beharrlichkeit, und ſchonenden Auffaſſung fremder Volkseigenthümlichkeit im habsburgiſchen Geſchlechte geſchieht hier Erwähnung, mit gerechter Würdigung, wie ſehr eben ein ſolcher geeignet ſey, als vereinigender Mittelpunct für die verſchiedenartigſte Nationalität da zu ſtehen. Daſs alle Glieder der herrſchenden Familie, deren keines von der Möglichkeit ausgeſchloſſen wäre, dereinſt als herrſchendes Oberhaupt einzutreten, aller Sprachen der verſchiedenen Völker, die den Staatenverein ausmachen, kundig ſeyn möchten; daſs dieſes Oberhaupt abwechſelnd bey einem jeden derſelben den Glanz der Majeſtät ſcheinen laſſe, und ein Wiederſchein davon durch den Aufenthalt der Theilhaber an der erblichen Würde ſeines Hauſes auſserdem bey ihnen dauernd gemacht werde: alles dieſs ſind Maſsregeln, die aus Kenntniſs des menſchlichen Gemüthes herrühren, und deren Wohlthätigkeit die neueſten Zeiten beſtätiget haben. Nirgend zeigte ſich der Patriotismus ſo feurig und aufopfernd, als in den Reſidenzſtädten, welche auch durch perſönliche Bekanntſchaft den herrſchenden Häuſern anhingen; und wie die Sprache das erſte, theuerſte Gut der Nationen ſey, deſſen Mitgenoſſenſchaft ſogleich Liebe und Vertrauen begründe, iſt ebenfalls in unſeren Tagen von allen Seiten laut und kundbar geworden.

Der nächſte Vereinigungspunct, die Hauptſtadt, der feſte Punct, wo das gemeinſame Oberhaupt thront, ſoll ein Bild von der Einheit der verbündeten Nationen geben, der Centralpunct der Gelehrſamkeit, des Geiſtes und Talentes, ſo wie aller Verwaltung bey ihnen ſeyn; jedoch nie darauf ausgehen, ſich gleich der Hauptſtadt eines Staates über die vorzüglichſten Städte der einzelnen Völker zu erheben, zu deren Haupt und Muſter aufzuwerfen. Das Beyſpiel von Paris, deſſen Gegenſatz ſie in dieſem Stücke ſeyn müſſe, ſcheint uns beſonders glücklich gewählt, um dasjenige, was ſie vermeiden ſoll, in das gehörige Licht zu ſetzen, weil Paris den Erfoderniſſen eines einzelnen Staates, der hier in Rückſicht auf die Politik für das Innere als Gegenſatz zum Staatenverein genommen wird, am vollendetſten Genüge leiſtet.

Des Heeres gedenkt hierauf der Vf. als des unentbehrlichſten Mittelpunctes, in welchem alle Nationen des Völkerbundes zuſammentreffen, und giebt die Mittel an, wie ohne Vernichtung ihrer gegenſeitigen Nationalehre und ihres Nationalgeiſtes die höchſte Einheit deſſelben erreicht zu werden vermöchte. Die Nothwendigkeit, einem Jeden ſeine Nationalwaffe zu laſſen, „Sprache und Religion der Väter ausgenommen, liebt der Jüngling nichts ſo ſehr, als die Waffe derſelben," iſt gewiſs für Erhaltung jener beiden erſteren ſo weſentlich, als die letztere durch den Wechſel der Standquartiere in Friedenszeiten vorzüglich gefördert wird, den der Vf. anempfiehlt, und durch welchen der Soldat Gelegenheit erhält, mit den Localeigenthümlichkeiten der verſchiedenen Länder, die er gleich wie ſein Vaterland vertheidigen ſoll, bekannt zu werden, vaterländiſche Verhältniſſe in ihnen anzuknüpfen. Schön und wahr iſt in jener Hinſicht auch der Perſon des Oberhauptes als gemeinſamen Anführers gedacht, ſo wie der Kriegszeichen. Eine Liebe, Ehre und Gefahr knüpfen durch ſie Alle an das Gleiche, und wir erinnern uns hiebey an viele Thaten des letzten Krieges, wozu die Gegenwart ihrer Herrſcher unter ihnen die Heere, der grüne Buſch den Öſterreicher, ſein eiſernes Kreuz den Preuſſen beſeelte; wie die Franzoſen an ihren Adlern, an der Lilie von Valois hingen.

Ein allgemeines Geſetzbuch ſey gleichfalls zu Hervorbringung der nothwendigen Einheit unter den Nationen eines Staatenbundes unerläſslich und möglich, ſobald es alles dasjenige zu umfaſſen vermeide, was in das Staatsrecht hinübergreiſe, indem durch den Einfluſs der chriſtlichen Religion und des römiſchen Rechtes auf die Geſetzgebung ihre Verſchiedenartigkeit bey den neueren Völkern mehr in der Form der Proceſsordnung, welche für jegliche verſchieden ſeyn könne, als in den Grundſätzen beruhe.

Nächſt der ungehemmten Freyheit des Handelsverkehrs erörtert endlich der Vf. die Wichtigkeit einer gemeinſamen Sprache, der Geſchichte und der Religion für die Einheit von Staatenvereinen. Die Sprache des herrſchenden Hauſes ſoll als Begleiterin der Nationalſprachen bey allen ſeinen Völkern in der öffentlichen Verwaltung geſellt ſeyn. Für Öſterreich wäre ein beſonderes Glück, daſs ſein regierendes Haus als ein deutſches eine Urſprache beſitze, die durch ihren inneren Gehalt und durch ihre wiſſenſchaftliche Ausbildung die anderen Sprachen der Völker übertreffe, welche ſeinen Länderbund ausmachen.

Die Kunde ihrer Vorzeit insgeſammt, die Geſchichte ihres Herrſcherſtammes ſoll bey ihnen allen vorzüglich aus dem Geſichtspunct gelehrt werden, wie nothwendig und wohlthätig ihre politiſche Verbindung, was dadurch für ein jedes insbeſondere an Vortheil entſproſſen, was für das Ganze geſchehen und gelitten ſey.

Die chriſtliche Religion, welche für und unter allen Völkern Europa's obgeſiegt hat, ſoll, gemäſs der Anſicht des Vfs., in einem chriſtlichen Staatenverein ihre Kirchen der nothwendigen Offenbarung weihen, doch ihre Hallen der menſchlichen Freyheit öffnen: indeſſen liege in der Sache, daſs die römiſch-katholiſche Religion als herrſchend angeſehen werde, daſs ſich ſein Oberhaupt zu ihr bekenne, und daſs die proteſtantiſche, „die gleichſam von ihr austrat, um ſelbſt

in Angelegenheiten der Offenbarung die menschliche Freyheit unter der Gnade Gottes sehen zu lassen," sich ihr unterordne. Der Unterricht in der Religion soll dem gemäss eingerichtet, in protestantischen Schulen eine gesunde Vorstellung von dem katholischen Lehrbegriff und so wiederum in katholischen von den protestantischen beygebracht werden.

Die Nothwendigkeit eines durchaus festen und bestimmten Erbrechtes, das keine Möglichkeit zulasse, irgend ein Stück des Ländervereines dem Gesammterbrechte zu entziehen, deducirt der Vf. aus dem Begriff der österreichischen Monarchie als eines Staatenbundes der verschiedenartigsten Völker unter einem einzigen gemeinsamen Oberhaupte, und macht damit in einem besonderen Abschnitt den Übergang zu den politischen Grundsätzen dieses *Kaiserreiches* in Beziehung auf die auswärtigen Angelegenheiten. Den Namen *Kaiser* und den Titel *Kaiserreich* legt er dem Oberhaupte eines Staatenbundes und diesem vorzugsweise im Gegensatz zu *Königreich* und *König* bey, welche Benennungen dem einfachen Staate und dessen Oberhaupt gebühren. Seine Bemerkung, wie schon die Zeiten denselben Unterschied lange gemacht, wenn gleich nicht ausgesprochen hätten, ist auch in unseren Tagen bewährt.

Als Schutzmacht der europäischen Freyheit hat Österreich vorzüglich seine Richtung wider Frankreich, in dessen Politik das Streben, die europäische Republik zu unterjochen, seit Jahrhunderten, gleichwie eine fixe Idee vererbt, sich immer wieder zeigte: als östlich-südliche Schlussmacht Europa's gegen die Türken, die sich freylich in dem letzten Jahrhundert nicht in ihrer alten Furchtbarkeit zeigten, die jedoch durch irgend eine sehr denkbare Revolution in ihrem Inneren die christliche Welt wieder wie vordem bedrohen können. In der ersten Hinsicht finden wir hier die Wichtigkeit einer wohlbegründeten Macht Österreichs in Italien dargethan, und mit der grössten Klarheit und Eindringlichkeit vorzüglich die Nothwendigkeit geschildert, dass die ungetheilte, ungeschwächte Kraft Deutschlands ihm zu Gebote stehe. Wolle man Deutschland in zwey Hälften theilen, an deren Spitze Österreich und Preussen träten: so untergrabe man seine Kraft und Einheit, „es hiesse, die Zwietracht selbst constituiren," die wohlthätige Gegenwirkung des deutschen Nordens auf den Süden und die gegenseitige wäre aufgehoben; der natürliche Argwohn Baierns gegen Österreich, der in vergangenen Zeiten so oft von der arglistigen Politik Frankreichs benutzt worden, und durch dieses so viel Unheil über Deutschland brachte, würde unter solchen Umständen zwiefach verderblich seyn. Alles dieses sey vermieden, sobald Österreich wieder die deutsche Krone trage, Österreich, das in so vielen Jahrhunderten sich nie erobernd zeigte, dessen Gewalt an der preussischen ein Gegengewicht in Deutschland hätte, dem die Hauptmassen seiner Länder die Bestimmung einer Schlussmacht gegen die Türken und bey der wachsenden Macht Russlands auch gegen Russland gäben, wenn dieses zum Nachtheil der europäischen Freyheit weiter um sich zu greifen streben sollte; das schon durch diese physische Lage von dem verderblichen Gedanken zurück gehalten wird, Deutschlands freye Fürsten zu blossen Ständen herabzuwürdigen. Dieser Abschnitt wird das Buch dem deutschen Patrioten so wichtig machen, als die früheren dem österreichischen insbesondere.

Die Richtigkeit der Ansichten in der vorhergehenden Schrift darzuthun, ist der Zweck der gegenwärtigen zweyten. Sie soll zeigen, wie wunderbar die Vorsehung Österreich in Krieg und Frieden beschirmte und begünstigte, sobald es nach Vergrösserungen trachtete, die der zwiefachen Bestimmung einer östlich-südlichen und westlichen Schluss- und Schutz-Macht Europas entsprachen, wie sie ihm entgegen war, wenn es darüber hinausging, und alle anderweitige Vergrösserung seiner Macht nur scheinbar mehrte, wahrhaft schwächte, und bald wieder von ihm losliess; dagegen „jene Landschaften sich, so wie zu einander, zu dem Kaiserhause an ihrer Spitze, gleichsam durch eine Wahlverwandtschaft immer wieder hingezogen hatten, so oft sie das Verhängniss von einander riss." Den Charakter dieses Kaiserhauses schildert der Vf. uns in der Folge seiner Individuen, den Lauf der Jahrhunderte hindurch, unter allen Wechseln der Verhängnisse immer sich gleich in den ächtdeutschen Grundzügen von Mässigung, Tapferkeit, Bescheidenheit, Gründlichkeit, Ernst und Treue. Als sein Urbild tritt uns an ihrer Spitze der Stammvater Rudolf von Habsburg entgegen; es zeigt sich, wie er die Naturbestimmung seiner Macht ahndete, wie er sie durch Deutschland zu gründen vermochte, nachdem er Deutschland selbst durch Eintracht und Recht in sich gegründet hatte. Sein Sohn Albrecht brachte des Vaters Werk zurück, weil er den Argwohn erweckte, sein Haus strebe, Deutschland zu unterjochen, den freyen Fürsten die Wahlfreyheit zu rauben, indem nur einige der Eigenschaften seines Gründers sich auf ihn vererbt hatten, und mit anderen Charakterzügen in solcher Verbindung waren, dass sie nicht mehr ganz für Tugenden gehalten wurden. „Unter Friedrich dem Schönen beginnt der *Glanz* der Kaiserkrone dem Hause Österreich zu fehlen, allein ein Beyspiel in der deutschen Geschichte, das in allen Zeiten jedem Herzen unvergesslich ist, verklärt es. Jener musste den Ruhm habsburgischer Redlichkeit bey der deutschen Nation rein erhalten, welche ihrem Sprichworte: *der hat Rudolfs Redlichkeit nicht!* nun ein anderes zufügen konnte: *der hat Friedrichs Treue!*"

Unter den Herzogen von Österreich war das Glück den Habsburgern in allen Versuchen entgegen, die sie machten, um das Ansehen ihres Hauses dort, wo es herstammte, gegen die neuerwachte Freyheit der Schweiz aufrecht zu halten, indessen Kärnthen und Tyrol und Krain ihm ungesucht ohne Blut zufielen; und bald schien es, „als habe es bisher eine dunklere Rolle, wie nach dem Beginn seines Anherrn Rudolf ihm zu geziemen schien, nur spielen müssen, damit es sich auf den Trümmern des Hauses Luxemburg, das

den Sturm damaliger Zeit bestand, sicher heben könne." Kaiser Siegmund hatte den trefflichen Herzog Albrecht zum Gemahl seiner Erbtochter erwählt. Sie brachte die Kronen von Böheim und Ungarn, von Mähren und Schlesien an Habsburg, und mit den Worten des letzten sterbenden Luxemburgers an die Stände jener Reiche, dass sie durch Österreich als durch ein dazwischen kommendes Band gleichsam zusammengeknüpft seyen, eine Wohlthat von dessen Herrscher empfangen, ihm keine erzeigen würden, wenn sie ihn zum König wählten, schliesst der Vf. diesen Abschnitt. Der nächste handelt vom Kaiser Albrecht dem Zweyten.

„Zu derselben Zeit," heisst es darin, „da unter ihm zuerst der österreichische Länderverein dastand, enthüllte das Verhängniss unverzüglich die Naturbestimmung desselben, dass er eine Schutz- und Schluss-Macht der europäischen Republik werden sollte. Unter Amurad überschwemmte eine türkische Heeresmacht Servien. Sie von den Grenzen Ungarns abzuhalten, und dieses Reich zur Vormauer der Christenheit zu erheben, bot Albrecht die Völker seines Ländervereins, auch Deutschlands Krieger auf."

In dem frühen Tode dieses Fürsten erblicken wir ein Schicksal, das durch das Haus Habsburg oft wiederkehrt, und häufig da, wo sich an ein herrliches jugendliches Leben grosse Hoffnung knüpft. Diesesmal wurde der kaum geschaffene Verein dadurch sogleich wieder aufgelöst. Unter Friedrich dem Dritten entschied sich völlig der Verlust der alten stammländischen Besitzungen Habsburgs. „So offenbarte sich immer von Neuem, sagt der Vf., dass Österreich nach dem Schlusse des Schicksals nicht dort, wo sein Fürstenstamm entsprossen war, auch seine Macht gründen solle. Die Naturbestimmung, welche dem grossen Staatenverein unter seinem Scepter angewiesen war, bedurfte nicht solcher Grenzen, die Helvetien ganz oder zum Theil mit umfassten!"

Die Charaktere Friedrichs des Dritten, des kalten, nüchternen, zähen; Maximilians, des ritterlichen Kaisers, und Karls des Fünften sind vortrefflich gezeichnet. Wir heben aus der Schilderung des Letzteren einige Worte aus. „Er gehörte zu jenen tiefen Seelen, welche erst mit sich selbst vertraut werden, und ihre Vorstellungen ausarbeiten müssen, ehe sie lebhaft auf die äussere Welt einzuwirken lieben. Seinen natürlichen Hang zum beschaulichen Leben musste er überwinden, bevor er darthun konnte, welche grosse Kräfte in ihm waren." Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, die ganze schöne Stelle anzuführen.

Dass der Vf. Belgien, welches Maximilian durch seine Heirath mit Maria von Burgund an Österreich brachte, nicht zu den Besitzungen rechnet, welche der Naturbestimmung seines Staatenvereines nothwendig sind, und noch weniger Spaniens Kronen, die sein Enkel Karl der Fünfte durch seine Mutter Johanna von Castilien ererbte, versteht sich von selbst. Er zeigt die nachtheilige Wirkung dieses Besitzes die Abschnitte hindurch, welche von jenen beiden Kaisern handeln, den Schaden, welcher daraus auch für Deutschland hervorgegangen ist, und besonders für die der österreichischen Macht nothwendigen Besitzungen in Italien, indem Frankreichs Eifersucht durch Habsburgs übermässige Grösse auf das äusserste gesteigert wurde. Auch die Mässigung Karls in seinem Benehmen gegen Luther ist nicht übergangen, so wie alle wesentlichen Züge im habsburgischen Charakter dort, wo sie sowohl dazu dienen, ihn zu bezeichnen, als von Bedeutsamkeit für eine der Grundideen der österreichischen Politik sind, sich mit bewunderungswürdigem Nachdruck hervorgehoben finden. Wichtig ist besonders der Ausspruch, welchen unsere Tage gern mit dem Vf. anerkennen, nämlich, „dass die Macht Habsburgs als ein Bollwerk aller Wahrheit und Meinung des Herkommens in Staat und Kirche dasteht, an welcher, ohne dass es die allmähliche Umwandlung zum Besseren verhindern will und kann, das verderbliche Einreissen von Neuerungen sich brechen muss, bis wenigstens die Hauptgefahr von ihnen vorübergegangen ist." Das Interesse Spaniens hinderte Karl den Fünften, die Türken von einer Seite anzugreifen, wo es ihm wahrscheinlich gelungen wäre, sie gänzlich aus der europäischen Republik herauszutreiben, und eben so die Vortheile des Sieges bey Mühlberg gegen die protestantischen Fürsten und die Gährungen, welche durch den Protestantismus in Deutschland entstanden, gehörig zu benutzen.

Die Härte, mit welcher seine Nachfolger, Ferdinand der Erste und der Zweyte, Aufruhr und Protestantismus in Böhmen, wo sie eines und dasselbe waren, unterdrückten, wird einem fremdartigen Strich zugerechnet, den spanisches Blut, spanische Erziehung und Gesinnung in den habsburgischen Charakter brachten, und die gegen das Ende von dem Leben des trefflichen Bruders Karl des Fünften gänzlich der alten, angestammten deutschen Milde wich. Sein Sohn Maximilian der Zweyte widerstand dem neuen Geist der Zeit so wenig, als er die Bewegungen des Adels in Deutschland zu benutzen wusste, da die deutsche Nation unter Grumbachs Einfluss andeutete, dass sie, über die Souveränität ihrer Fürsten hinweg, sich ihrem König gern wieder unmittelbar anschliessen möchte. Dass ein *Stein* der Genosse Grumbachs war, gedenkt der Vf. nicht. Wir sähen gern, indem der sich ähnliche Geist eines alten deutschen Geschlechtes geschildert wird, auch desselben Beyspiels bey einem anderen erwähnt. Das Vertrauen, welches von der Wahrnehmung herrührt, wie derselbe Geist in den Geschlechtern so oder so vorherrschende Grundzüge nur wenig modificirt, in allen Zeiten wieder erscheint, könnte manchen alten Geschlechtern ihren Adel rauben oder bestätigen, und unter neueren mit der Zeit einen wahrhaft republicanischen Adel gründen.

Unter den Söhnen Maximilians sehen wir eine alte Periode des österreichischen Hauses zurückkehren, wie sie sich vormals unter den Herzögen von Österreich zeigte: Bruderzwist, dadurch veranlasst, dass die beiden Grundzüge des habsburgischen Charakters, Feuer und Milde, in seinen Individuen nicht vereint, sondern getrennt erschienen.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) Frankfurt a. M.: *Grundideen der Politik der österreichischen Monarchie*, u. s. w.

2) Frankfurt a. M.: *Österreichs Politik und Kaiserhaus*, u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ferdinand des Zweyten Härte gegen die Böhmen nach dem Siege auf dem weissen Berge wird in sofern gebilligt, als der Trotz dieser Nation, die Macht ihrer Stände, welche der königlichen nicht gestattete, mehr als ein Schattenbild zu seyn, das Vorherrschen der protestantischen Religion, welche die katholische, gegen die sie sich auflehnt, so wenig dulden kann, als diese bey aufgeklärten Begriffen alle neben sich leidet, unterdrückt werden musste. Die Ausrottung böhmischer Nationalität, die Vertilgung einer nationellen böhmischen Literatur tadelt der Vf., wenn gleich die Geschichte wahrzunehmen glaubt, dass in dem Plane, nach welchem die Vorsehung die Nationalitäten und die Cultur der Völker Europas leitet, sie beschlossen habe, die ursprüngliche *slawische* Individualität der Böhmen in die *deutsche* überzuführen, und in der böhmischen Nation nicht ein ungemischtes Volk mit einem Urcharakter, sondern ein solches darzustellen, welches durch seine vollendete Umwandlung die slawische sinnreiche und phantasievolle Beweglichkeit mittelst deutscher Tiefe, Umfassung, Beständigkeit und Ehrfurcht für die sittlichen Tugenden veredelt zeige.

Die übeln Folgen der Härte Ferdinands sind weiterhin nicht vergessen, als der Vf. auf Leopold den Ersten, und seine Kämpfe gegen die Türkenmacht, auf die Heldenthaten Montecuculis kömmt, die Siebenbürgen und Ungarn dem Hause Österreich retteten. Glücklich ist die Figur Ludwigs des Vierzehnten als Gegensatz zu der Sinnesart jenes Fürsten aufgestellt, und die Politik gelobt, welche ihn bewog, mit dem König der Britten zusammenzuhalten. „Wenn England und Österreich für Europa's Freyheit vereint sind: so muss es ein europäisches Völkerrecht geben."

Wie sehr Karl der Sechste bey der Erbfolge auf den Thronen seines Bruders durch die Abneigung, der Krone Spaniens zu entsagen, fehlte, und Frankreich durch diesen Fehler gewann, zeigt der Vf., und nennt es ein Glück für Österreich, dass Karl der spanischen Krone entsagen *musste*. Sein rechtlicher habsburgischer Sinn, der ihn bewog, zuviel auf die Garantie der pragmatischen Sanction, welche seiner Tochter Maria Theresia die Erbfolge in seinem Reiche sicherte, zu geben, wirkte nachtheilig auf die Angelegenheiten Österreichs. Dass durch jene Maria Theresia zum Thron gelangte, „eine Frau, die nur desshalb ein Weib zu seyn schien, um alle die ruhmvollen Eigenschaften ihrer Ahnen, die sich in der spröden männlichen Natur zum Theil nicht gegenseitig ausgleichen wollten, mit versöhnender weiblicher Huld in sich zu vereinen, und unter eine blühende Nachkommenschaft reichlicher zu verbreiten," hält der Vf. gleichsam für eine Wiedergeburt Habsburgs. Durch die Personalität des grossen Kurfürsten war Brandenburg zum Haupt der protestantischen Reichsstände erhoben. Das von ihm Gewonnene genügte dem grossen Friedrich dem Zweyten von Preussen nicht; auf Kosten Österreichs musste er sein Erbthum unter die Mächte vom ersten Rang erheben. Die Klugheit, mit welcher jene Fürstin gegen ihn und Europa ihr Erbtheil behauptete und erhielt, würdigt der Vf., indem er die Allianz Österreichs mit Frankreich überhaupt nicht billigt, wenn sie gleich in einzelnen Fällen, wie damals gegen Preussen, vortheilhaft seyn möge.

Den letzten Abschnitt dieses Werkes: Kaiser Joseph der Zweyte und unsere Zeit, halten wir für den allergelungensten. Joseph der Zweyte gehört zu den Gestalten, die in der Welt unendlich viel wirken, indem all ihr Streben der Gegenwart eitel und verloren scheint, und sie es selbst dafür halten müssen, weil es der Zeit, worin sie leben, vorausgeht, eine Zukunft vorbereitet, an welche es nicht reicht. Dadurch, dass er besonders durch französische Ideen gebildet worden, war ihm der Gesichtspunct verrückt, aus welchem er sein Reich betrachtete. Er verwechselte den *Staatenverein* mit dem *Staate*, verlangte, eine Einheit unter die verschiedenen Völker desselben zu bringen, die sie nicht haben können, noch haben sollen, regte alle gegen sich auf, erweckte den Argwohn der europäischen Mächte, und sah dermassen sein herrliches, ganz im ächten Geiste der Politik Österreichs gedachtes Vorhaben, die Türken aus Europa zu verbannen, wegen innerer Unruhen, wegen auswärtig herdrohender Kriege, schon fast unmöglich werden, als ein vorzeitiger Tod ihn davon abrief. Diese Ansicht des vielfach verkannten Kaisers, die alle Widersprüche seiner Erscheinung löset, ist so neu, als befriedigend. Das Schicksal scheint demselben Menschen nicht zu vergönnen, einen grossen Gedan-

ken für die Wohlfahrt der Menfchheit zu faffen und ins Werk zu fetzen, ein Streben, welches darauf zielt, übereilt den Gang des Schickfals; und in der Gefchichte nimmt man oft das Beyfpiel wahr, welches fich auch hier zeigt, dafs ein geringerer Geift, ohne Schwung, aber voll gewöhnlicher Klugheit, der die aufgeregten Kräfte niederfchlägt, die hohen noch unerreichbaren Zwecke aufgeben kann, und das Erreichbare, auf welche Weife es fich geben will, dahinnimmt, nach einer folchen glänzenden, herzerhebenden Erfcheinung als eine Wohlthat gepriefen werden mufs. Nach unferer Meinung fchlägt der Vf. Leopold dem Zweyten diefes Verdienft zu hoch an. Des langen Kampfes Öfterreichs gegen Frankreich, feiner grofsmuthsvollen Treue an der Sache deutfcher Freyheit in unferen Tagen, erwähnt er herzlich, kräftig und kurz. Durch das, was er für Deutfchland war und ift, verdient Franz der Erfte von den künftigen Gefchlechtern wahrlich fo genannt zu werden, als fein grofser Ahnherr Rudolf von den früheren.

Mit diefen Worten fchliefst das Werk. Wir haben feinen Inhalt, den Gang der Ideen des Vfs. hier mit Wenigem angegeben. In unferen Tagen, wo das Schickfal des Vaterlandes unter den Aufpicien des hier gefchilderten Kaiferhaufes entfchieden wird, ift es ein Buch, das den Deutfchen beruhigen mufs, und ermuthigen, auf das gründlichfte darüber aufklären, was er jetzt, was in Zukunft von der gröfsten deutfchen Macht zu erwarten habe. Auffallend war uns, dafs *Polens* nicht gedacht wird, welches doch in Hinficht auf die mögliche Richtung Öfterreichs gegen Rufsland von Wichtigkeit ift: diefe Befeitigung fcheint uns nicht zufällig. Allerdings war Polen, fo lange es als ein Wahlreich beftand, ein Nachbar, der Öfterreich vielfach beunruhigte, und Europa in Kriege verwickelt hat; als ein folches ift feine Fortdauer nicht wünfchenswerth. Aber wenn gleich feine Theilung eine alte Schuld ift, die auf Öfterreich am wenigften von den Mächten, die daran Theil haben, laftet: fo fcheint fie dem Geift entgegen zu feyn, durch den unfere Tage fiegreich waren, und dem habsburgifchen fchlechterdings.

Die Sprache in beiden Büchern ift fpruchhaft, und fafst und ftellt mit kühnen überrafchenden Wendungen die Begebenheiten in einem eben fo überrafchenden Lichte dar.

v. Klg.

GENF, b. Paschoud, u. PARIS, rue Mazarine No. 22: *De l'Intérêt de la France à l'égard de la traite des Nègres*, par *J. C. L. Sismonde de Sismondi.* 1814. 59 S. 8.

Allerdings hat es einen eigenen Eindruck gemacht, dafs bey einem Frieden, welchen die erften verbündeten europäifchen Mächte dem befiegten Frankreich mit einer Grofsmuth fchenkten, die vielleicht felbft von dem hohen politifchen Gefichtspunct, aus welchem fie handelten, kaum gebilligt werden mag, in die Abfchaffung des Negerhandels einzuwilligen, dafselbe noch Bedenken trug, und fich ihn wenigftens noch auf fünf Jahre fichern wollte. Mit Beredfamkeit und heller Einficht entwickelt hier Hr. *Sismondi* den Unverftand, welcher dabey zum Grunde liegt. Vortrefflich ift die Wendung, dafs er auf die Bemerkung, wie das Wort Negerhandel nicht unmittelbar die Einbildungskraft treffe, und darthue, was man mit ihm bezwecke, das ganze Bild deffelben hervorteten läfst, durch Bezeichnung der Individuen, welche die Waare des Handels find; und gleiches Lob verdient, dafs er auf das Nachdrücklichfte wiederholt hervorhebt, wie Frankreich keine Fortdauer, fondern eine Wiederherftellung des Negerhandels wolle, nachdem ihn England feit dem Jahre 1807 abgefchafft hatte, und Frankreich und Holland feit jener Epoche auch den Reft ihrer Kolonialbefitzungen von den Britten erobert fahen.

Die Vergleichung, unter welchen Umftänden er zuerft im funfzehnten Jahrhundert eingeführt ward, und jetzt wieder hergeftellt werden müfste, dringt fchon die Überzeugung auf, dafs diefe Wiederherftellung unmöglich fey. Mit Recht bemerkt Hr. *Sismondi*, die Greuel, welche mit Verfuchen folcher Art nothwendig verbunden wären, habe das Gedächtnifs der franzöfifchen Negociatoren bey Verhandlung des gerügten Artikels nicht gegenwärtig gehabt; diefe hätten nur das Geldintereffe Frankreichs berechnet, und demfelben feinen ganzen Handel vor der Revolution wiedergeben wollen. Er thut fiegend dar, dafs fie aber auch nach diefem Gefichtspunct etwas fo Verderbliches als Unerreichbares beabfichtigten. In den Antillen find Martinique und Guadeloupe an Frankreich zurückgegeben. Beide Kolonieen haben fich unter der englifchen Verwaltung blühend erhalten, und ihre Bevölkerung an Negern, die Brauchbarkeit diefer für die Pflanzer, ift feit Abfchaffung des Sclavenhandels geftiegen. Eine Wiederherftellung deffelben in Hinficht auf diefe beiden Kolonieen wäre alfo die ärgfte Ungereimtheit. Aber vielleicht darf man hoffen, mittelft deffelben Domingo reicher zu bevölkern und zu bepflanzen, nachdem der Friede den Franzofen erlaubt, diefe grofse Kolonie wieder zu erobern?

Es ift fchon gewagt, mit Hn. *Sismondi* anzunehmen, dafs die nun fchon fo lange freyen Neger dafelbft, gewöhnt an Waffen, und geübt für den Krieg, fich wieder der franzöfifchen Herrfchaft unterwerfen würden, wenn man ihnen die Fortdauer ihrer Freyheit verfpreche. Aber fie unter die Geifsel zurückbringen, Sclaven von Afrika auf ihre Felder ausfetzen zu wollen, wäre ein Unternehmen, das im glücklichften Fall einen grofsen Theil der franzöfifchen Kriegsmacht verfchlingen müfste, um die Einwohner von Domingo ganz auszurotten, ohne welche Ausrottung auch die ausgefchifften Sclaven fchleunigft in Aufruhr und Freyheit übergehen würden. Angenommen aber, die Unternehmung wäre gelungen, und die Franzofen fähen fich im Befitz der Infel: fo möchte ihr ganzes National-Capital aufgehen, um durch gekaufte Sclaven die Pflanzungen wieder blühend zu machen. Frankreich war wohl ehemals reich genug,

um ſeine Kolonieen in Gedeihen, und zugleich ſeine Manufacturen in Flor zu erhalten; allein damals beſaſs es das Capital von den Kolonieen, welches jetzt verloren iſt und wieder hergeſtellt werden ſoll, und durch die Revolution, durch mehr als zwanzigjährige, und welche Kriege, iſt der Nationalreichthum ſehr geſchwunden, das Continentalſyſtem giebt ihm jetzt erſt den letzten Stoſs: denn alle die koſtbaren Etabliſſements, welche nothwendig waren, weil der Franzoſe das ſelbſt ſchaffen ſollte, was er ſonſt aus der Fremde erhielt, die ihm nun geſperrt war, ſind nach Aufhebung dieſer Sperre verloren, weil ihre Arbeiten und Producte ſich weder an Güte noch Wohlfeilheit mit den ausländiſchen meſſen können. Die natürliche Folge wäre dann, daſs für Betrieb derjenigen Manufacturen, und ſolcher Handelszweige, woran das franzöſiſche Volk weit mehr gewinnt als an den Kolonialerzeugniſſen, die es aus dem wieder blühenden Domingo ziehen würde, das Capital mangelte, und ihr Ruin unvermeidlich würde. Dazu käme noch, daſs die Kolonialproducte jener Inſel ſchlechterdings viel höher im Preiſe ſeyn müſsten, als Frankreich ſie anders woher bekommen könnte. Die Zeit, wo Domingos Handel mit ihnen blühte, iſt aus den Verhältniſſen des Welthandels geſchwunden. Was Europa ehemals nur oder hauptſächlich aus den Antillen zog, konnte jenes groſse Eiland ſo gut und ſo wohlfeil wie die übrigen Kolonieen liefern. Die Concurrenz Groſs-Indiens werden die Antillen nicht lange mehr beſtehen können. Der Kaffee Arabiens, an ſich ſo viel ſchöner, viel leichter zu bearbeiten, durch freye Hände raſcher und wohlfeiler geſammelt, als durch Sclaven von Martinique und Domingo, wird bald, da die Eiferſucht der Araber und die Hinderniſſe durch Fracht und Abgaben immer mehr überwunden werden, bis zu dem Grade obſiegen, daſs man ſchwerlich auf den Antillen fortfährt, den Kaffee zu pflanzen und zu pflegen. Um die Zuckerpflanzungen auf dieſen nicht zu Grunde zu richten, haben die Engländer den oſtindiſchen Zucker mit ungeheueren Abgaben bey der Einfuhr belegt: denn er iſt an ſich faſt um Zweydrittel wohlfeiler, als der Zucker der Antillen. Aber England kann die Amerikaner nicht verhindern, immer gröſsere Maſſen deſſelben einzubringen, welche ſich von Neu-York über Europa verbreiten. Endlich haben auch die Kolonieen, welche Domingo umringen, von dem Unglück dieſer Inſel Vortheil gezogen, und die Concurrenz iſt auch dort ungleich gröſser geworden, wie ehemals. Gegen das holländiſche Guyana können ſelbſt die engliſchen Inſeln nicht beſtehen. Iſt gar die Freyheit des ſpaniſchen Amerika vollendet, ſeine Ruhe wieder hergeſtellt, und blühet es immer üppiger auf unter einer glücklichen Verfaſſung: wie wollen da die Antillen noch hoffen, ihre Erzeugniſſe zu einem ſolchen Preiſe, und mit einem ſo reichen Abſatze, wie zu jenen Zeiten, da ſie faſt ein Monopol mit den Kolonialwaaren trieben, nach Europa hinüber zu ſchaffen?

Alle dieſe hier nur angedeuteten Gründe, warum ſich der franzöſiſche Hof ſehr verrechnet, wenn er glaubt, in Hinſicht auf Domingo, Martinique und Guadeloupe des Eigennutzes wegen die Fortdauer des Negerhandels, gegen welchen die ganze Menſchheit ſich empört, wünſchen und bey den Nationen nachſuchen zu müſſen, hat Hr. *Sismondi* ausführlich entwickelt. Was ſie noch ſehr verſtärkt, iſt der Umſtand, daſs dem Friedensſchluſſe gemäſs der Handel mit ſchwarzen Sclaven nur auf fünf Jahre erlaubt iſt. Wie wird möglich ſeyn, in ſo kurzer Zeit die Expedition gegen und nach Domingo, wenn ſie auch gelingt, zu beenden und ſo zu benutzen, daſs durch die Arbeit der Sclaven nur einigermaſsen die aufgewandten Koſten vergütigt werden? Man wird ſich auf die Hoffnung ſtützen, daſs nach Ablauf der fünf Jahre eine Verlängerung dieſes Termins, oder wohl gar eine unbeſtimmte Erlaubniſs des Sclavenhandels, von den europäiſchen Mächten erlangt werden könne. Aber eine ſolche Hoffnung iſt unbezweifelt eitel: denn der Unmuth, welchen das engliſche Volk ſchon über jenen Friedensartikel geäuſsert hat, wird binnen fünf Jahren ſo ſtark und laut ſeyn, daſs kein Miniſterium und keine Diplomatik wagen darf, denſelben zu erneuen.

So gut der Vf. den Zuſtand der Neger und der Antillen kennt: ſo wenig ſcheint er von Verfaſſung und Beſchaffenheit der gegenwärtigen bürgerlichen Verhältniſſe in der nördlichen Hälfte von Europa zu wiſſen. Wenn er S. 52 ſagt, daſs man neulich, da man die Sclaverey im Norden, in *Böhmen* u. ſ. w. abſchaffen wollte, vergebens verſuchte, die Leibeigenen zu Pachtung von Land der Grundherrn zu bewegen; daſs ſie vor dem Gedanken erſchracken, ein Pachtgeld zahlen müſſen, welches trotz der Unbeſtändigkeit der Ernten ſich immer gleich bliebe, und ſie lieber in der Sclaverey verharren wollten, wo ſie von ihren Herrn ſicher genährt und unterſtützt würden; daſs endlich einige Grundherrn in Böhmen verſucht hätten, ihrem Bauer ein Stück Land zum Eigenthum zu geben, wofür ſie ſich ſeine Arbeit auf drey Tage der Woche ausbedungen: ſo iſt nur in dieſer letzten Behauptung einige Wahrheit, und alles Übrige grundfalſch. Von bloſsen Privatverſuchen, die Leibeigenen Böhmens in freye Pächter zu verwandeln, kann neuerdings gar nicht die Rede geweſen ſeyn, weil es gar keine Leibeigenen giebt. Hr. *S.* kennt alſo nicht die berühmte Verordnung aus Kaiſer Joſephs erſtem Regierungsjahre, durch welche die Leibeigenſchaft auch in Böhmen für immer aufgehoben wurde, ſo daſs an ihre Stelle eine Unterthänigkeit trat, welche die bisherigen Leibeigenen zu wahrhaftigen Grundeigenthümern machte, ohne deſshalb die grundherrlichen Gerechtſame aufzuheben, oder auch nur ſehr zu beeinträchtigen. Wie weiſe Joſeph Freyheit und Wohl der Bauern, und die alten wohlerworbenen Rechte ihrer bisherigen Herren zu miſchen verſtand, beweiſet vorzüglich ſein Urbarialpatent, und verdiente eine ausführlichere Darſtellung, als hier zweckmäſsig und erlaubt ſeyn könnte. Die Hauptſache iſt, daſs der nun freye Bauer gleichſam zur Vergütigung für das ihm geſchenkte Grundeigenthum, gleichſam

zur Zinszahlung für ein überlassenes Capital, drey Tage der Woche für seinen ehemaligen Herrn arbeiten muss, da er ehemals nach der Anordnung Kaiser Ferdinands des Zweyten, ohne frey und Grundeigenthümer zu seyn, fünf Tage der Woche für den Herrn arbeitete, was freylich schon unter Leopold dem Ersten und von Neuem unter Maria Theresia gemildert war.

Ob jene dreytägigen Frohndienste nun wirklich geleistet, oder durch ein gewisses Geld vergütigt werden, hängt in Böhmen von einer freyen Übereinkunft zwischen den Bauern und ihren ehemaligen Grundherrn ab, und es herrscht desshalb in diesem Punct die grösste Verschiedenheit. Weil jene Übereinkunft immer nur auf bestimmte Zeit geschlossen werden darf: so findet man sehr häufig, dass eben dieselben Bauern einige Jahre die Frohndienste wirklich verrichten, und in anderen dafür Geld zahlen. Wie billig gewöhnlich der Geldpreis ist, welcher für die Roboten stipulirt worden, sieht man daraus, dass in der Regel den Bauern noch einmal so viel Tagelohn bezahlt wird, als der Preis ist, für welchen ihnen der Robotentag erlassen ward. Erwägt man hiezu noch, wie der böhmische Bauer unter unmittelbarem Schutze des Kreisamtes steht, wie der Fiscus sein Advocat ist, der ihn unentgeltlich wider die Grundherren vertreten muss; wie ihn die schärfsten und bestimmtesten Gesetze gegen jede körperliche Züchtigung schützen, und er überhaupt, die nothwendigen Frohndienste abgerechnet, in der Würde des freyen Menschen lebt: so ist leicht zu ermessen, wie wenig der böhmische Bauer den Leibeigenen gleiche, womit Hr. *Sismondi* den europäischen Norden bevölkert.

Nur die Bemerkung des Vfs. ist richtig, dass unter der wirklichen Leistung der Roboten die Landescultur leide. Man hat in Böhmen Beyspiele, dass für dieselben auf einer Herrschaft etwa dreyzehntausend Gulden jährlich von den Bauern bezahlt werden, der Grundherr ihnen als Taglohn noch einmal so viel zahlt, wie sie für den erlassenen Robotentag erlegen, und dennoch im ganzen Jahr nur etwa sechstehalbtausend Gulden für Taglohn ausgiebt. Soviel träger ist der Frohnarbeiter, als der Taglöhner.

Indem wir diese Anzeige schliessen wollen, erhalten wir eine dritte Ausgabe jenes Buches, welche von S. 57 bis 100 neue Betrachtungen über den Negerhandel enthält; Hr. *Sismondi* hat einen solchen edeln Eifer für Bekämpfung desselben, dass er jeden Einwurf, welchen man ihm öffentlich macht, widerlegen will, um keine Schuld an dem Unglück und Blutvergiessen zu haben, welche von Wiederherstellung des verruchtesten Handels untrennbar wären. Man hat ihm entgegnet, dass es keine grosse Schwierigkeit haben werde, Negersclaven in Domingo einzuführen, und sie neben den freyen Negern arbeiten zu lassen: denn mit der Aussicht auf eine nahe und sichere Freyheit und auf alle Vortheile der letzteren würden sie sich ruhig und heiter der Arbeit unterziehen. Mit Recht wird hierauf geantwortet, dass eine solche Aussicht auf ihre nahe Befreyung durch nichts bewährt sey, die Pflanzer gerade das Gegentheil wollten, die eifrigsten Freunde der Schwarzen sie nicht zu hoffen wagten; denn man dürfe keinesweges den Termin der fünf Jahre, wo der Sclavenhandel ganz aufhören solle, auch für einen Termin zur Abschaffung der Sclaverey auf den französischen Kolonieen halten. Angenommen selbst, dass diese beiden Termine für gleichzeitig erklärt würden, gehöre dennoch eine unbeschreibliche Geduld der Sclaven dazu, den Zeitpunct ihrer Befreyung vergnügt und ruhig abzuwarten, zumal da ihre Herren sie so brauchen möchten, dass ihnen nicht vergönnt wäre, auch nur einen nahen Zeitpunct der Freyheit zu erleben. Um das auf sie gewandte Capital nicht zu verlieren, vielmehr mit Wucher zu benutzen, werde man, was überhaupt schon Grundsatz der besten Ökonomen unter den Pflanzern sey, die neu eingeführten Neger auf Domingo zu Urbarmachung von Ländereyen gebrauchen, wobey sie wegen der Ausdünstungen der Erde, ohne eine ganz besondere Obsorge für ihre Gesundheit, in zwey oder drey Jahren zu Grunde gingen, nachdem sie wegen des hohen Preises solcher Arbeit das Kaufgeld für ihre Person mit ihrem Leben schnell vergütigt hätten.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Nürnberg*, b. Riegel u. Wiessner: *Ameliens Stammbuch. Denkmäler der Liebe und Freundschaft. Blumenlese aus den besten Dichtern.* Ein Taschenbuch vorzüglich zum Gebrauche für Stammbuchblätter. 4te ganz umgearbeitete und vermehrte Auflage. 121 S. 8. (ohne Jahreszahl). (16 Gr.)

Ohne die ausdrückliche Unterschrift des Herausgebers unter die im gewöhnlichen Ausbietepathos zusammenbuchstabirte Vorrede, könnte man sich sehr leicht denken, dass hier eine Kostgängerin der Lesebibliotheken ihre mit erfoderlicher Empfindsamkeit und Bildung gemachten Excerpte dem Publico preis geben wollte. Diess zusammengestoppelte Machwerk gleicht einem weiblichen Modelltuch bey der Nähterey, und man möchte sich recht füglich die vorgedruckte Amalie als ein belesenes Putzmachermädchen, oder eine elegante Friseurstochter vorstellen. Dass unter den vielen Lappen, aus welchen diese leichte Arbeit besteht, sich mancher vornehmere Schneiderdiebstahl befindet, kann man dem Compilator kaum zu einem Verdienst anrechnen. Doch schon zu lange blieben wir vor diesem Werkchen stehen! Bezeichnend für den Charakter des Büchleins, besteht der Umschlag aus zwey Kupfern, eins einen *Antinous*block im *englischen* Garten zu München, das andere den *chinesischen* Thurm daselbst vorstellend: das abgeschmackte Titelkupfer mit der Schäferin verräth einen älteren Ursprung. — us.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Genf, b. Paschoud, u. Paris, rue Mazarine No. 22: *De l'Intérêt de la France à l'égard de la traite des Nègres*, par *J. C. L. Sismonde de Sismondi*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der Vf. verläſst übrigens in dieſen neuen Betrachtungen ſowohl ſeinen erſten Geſichtspunct, nur das Geldintereſſe zu erörtern, welches Frankreich bey dem Negerhandel haben möchte, als den Vorſatz, die Einwürfe ſeiner Gegner zu entkräften. Aber dagegen ſchildert er auf das nachdrücklichſte den Zuſtand, welcher in Afrika durch die unmenſchlichen Mittel, freye Menſchen zu Sclaven zu machen und Waare für den Negerhandel zu liefern, hervorgebracht werde. Über die afrikaniſche Küſte, in einem Umfang von Land, der zehn oder zwölf Mal gröſser ſey als Frankreich, habe ſich wegen der Nachwirkungen dieſes Handels Trauer und Barbarey gelagert. Ehemals blühten daſelbſt Völker, welche durch Gerechtigkeitsliebe und Anhänglichkeit an Vaterland und Hausweſen, durch ihren Fleiſs in Ackerbau und Manufacturen merkwürdig waren, und dieſe wären jetzo ſeit dem Sclavenhandel zum Auswurf der Menſchheit geworden. Dort, wo er und die Europäer wenigſtens nicht unmittelbar hinreichten, im Inneren Afrika's, habe ſich die bürgerliche Geſellſchaft herrlich entwickelt, und überaus groſse Städte voll Handel und Manufacturen ſeyen dort Häupter mächtiger Königreiche.

Eigentlich geſchieht daher im Namen Afrika's, daſs die freyeſte Nation Europa's von derjenigen, welche ſich für die am meiſten gebildete hält, und durch eine Revolution die freyeſte werden wollte, indem ſie mit immer ärgeren Sclavenketten klirrte, die gänzliche Aufhebung des Negerhandels fodert. Was bey dieſer Gelegenheit und bey Vertheidigung des Rechtes der Engländer, in dieſer Angelegenheit zu ſprechen, über den groſsen politiſchen Zuſammenhang der Völker geſagt wird, wie jegliches das Recht habe, über alle Maſsregeln einer einzelnen Macht, die ſich nicht ganz auf die Grenze derſelben beſchränken, ihre Stimme abzulegen, iſt ſo wahr, daſs es weit mehr in der Welt gelten ſollte, als es bisher gilt. In Betreff der Bemerkungen über Haiti, über den Schwung des Lebens, welchen man da immer ſieht, wo Freyheit über Sclaverey obgeſiegt hat, wird ſie hoffentlich Niemand durch die Aeuſserung ſchwächen wollen, daſs ſo Vieles, was officiell als ſchon auf Haiti vollbracht angemeldet wird, nur erſt beabſichtigt ſey. Bey lebhaften Nationen und revolutionären Regierungen wird immer der Ton ſeyn, daſs man ſchon gethan glaubt und geglaubt wiſſen will, was man eifrig bezweckt, und wegen der vorhandenen hinreichenden Mittel als ſicher thunlich anſieht. Darin nur Lug und Trug zu ſehen, hat plumpen und ſowohl der Welt als des geiſtigen Schwunges unkundigen Menſchen beliebt. Genug, daſs ſchon eine ſolche Tendenz, wie man bey der Regierung von Haiti wahrnimmt, ein glänzender Beweis iſt, wie viel die Freyheit ſchnell aus denſelben Negern macht, die der Europäer, doch nein, der Franzoſe, und auch dieſer nicht, die franzöſiſche Regierung noch als Vieh verkaufen will.

Ms.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig u. Amsterdam, im Kunſt- und Induſtrie-Comptoir: *Die Heilquellen am Taunus.* In vier Geſängen. Von *Gerning.* Mit Erläuterungen, 7 Kupfern und 1 Charte. 1814. 187 S. gr. 4. (5 Rthlr.)

Daſſelbe, ohne die Kupfer, aber mit der Charte. 282 S. kl. 8. (1 Rthlr.)

Der Tadel, welchen die beſchreibende Dichtart von den Rigoriſten in der Theorie ſo oft erfahren hat, rührt vielleicht bloſs von der unbequemen Benennung her. Muſik und Poeſie können allerdings das *Sichtbare* nicht füglich nachbilden (dieſe noch mehr als jene), ſo wie die Malerey das *Hörbare* nicht ausſprechen kann, weſswegen es z. B. in der Landſchaft wohl Blitze giebt, aber keinen Donner, es wäre denn, daſs es ein Maler verſtünde (was er eigentlich verſtehen müſste), einen Sinn durch den anderen zu erſetzen, und den Ton durch das Auge in die Seele zu führen. Wenn indeſs der Dichter mit dem Landſchaftsmaler nicht gut wetteifern kann, ja nicht einmal den Willen dazu haben darf: ſo bleibt ihm doch unbenommen, ſich an denſelben Gegenſtänden zu verſuchen, in wiefern er nämlich das Objective nur als Einfaſſung braucht, zunächſt und hauptſächlich aber die Wirkung der Gegenſtände auf ſein Gemüth darzuſtellen bemüht iſt, wie es unter anderen *Kleiſt* in ſeinem Frühlinge gethan hat, ein Dichter, den Rec. ſich faſt ſchämt anzuführen, da er weder alt noch jung genug iſt, um überall unter uns laut genannt werden zu dürfen. Auſserdem hat bey landſchaftlichen Gegenſtän-

den der Dichter sogar einen Vorzug vor dem Maler, in Hinsicht der *Staffage*: hier muss dieser sich auf das Idyllische beschränken, und darf selten das Historische zu Hülfe nehmen, wie Rec. an einem anderen Orte dargethan zu haben glaubt. Der Dichter aber kann sein Naturgemälde episch behandeln, und sich dem Dramatischen nähern, ja sogar sich manchmal bis zur lyrischen Vision erheben.

Durch diese Bemerkungen hat Rec. den Werth des vorliegenden Gedichts — in seinem Entwurfe — bestimmt. Der Vf. wählte nämlich zum Stoff die herrlichen Gegenden am Taunus, mit ihren Heilquellen, ihren Sagen und ihren Denkmälern aus den Zeiten, wo der Römer seine Cultur und seine Laster auch in die hercynischen Wälder zu verpflanzen suchte, ohne zu bedenken, wie wenig günstig der rauhe germanische Himmel den üppigen Treibhauspflanzen von der Tiber seyn könne. Diesen Bergen, die sich vom Main und Rhein zur Lahn, und bis gegen die Ems hin ziehen, entsprudeln die berühmten Quellen von Selters, Schwalbach, Fachingen, Wiesbaden und viele andere mineralische Wasser; hier ist der Garten Deutschlands, hier ist classischer Boden, wie der Altking, das Felsenbett der austrassischen Brunehild, die Saalburg, der Hunnenberg, Mamolshain und so viele andere Namen und Überreste römischer Castelle und deutscher Steinwälle, so manche Heldengräber beider Völker, und andere Monumente der Vorwelt bezeugen. Man sieht, der Stoff ist eben so ansprechend für die Phantasie als für das Gemüth, und darum für poetische Gestaltung äusserst empfänglich. Hr. *v. G.* hat sein Gedicht in vier Gesänge abgetheilt; Rec. will bey jedem derselben einige Augenblicke verweilen.

I *Gesang. Soden.* Der Vf. giebt zuerst einen leichten Umriss der Gegend, und ergreift diese Gelegenheit, seiner Vaterstadt Frankfurt ein verdientes Denkmal zu setzen. S. 15:

> Francofordia prangt in reicher Gestalt, ein Corinthus,
> Wo den Süden vom Nord trennet das heimische Land.
> Fernher raget ihr gothischer Thurm, und schauet, ein Fremdling
> Aus vergangener Zeit, nach den Gefährten sich um,
> (Also steht vom geheiligten Hain die letzte der Eichen,
> Trauernd senkt sie das Haupt in der verwandelten Flur.)
> Hier, aus wimmelndem Thal, am vieldurchruderten Mönus,
> Und das Ufer umweh'n Wimpel vom Panen Gestad.
> Vier Wartthürme, geweiht dem alten germanischen Grenzgott,
> Als dem freyen Gefild eigene Sitte noch galt,
> Blicken hervor aus Thälern und Höh'n voll südlicher Fülle,
> Welschlands Platanus grünt hier mit der Pappel und Ulm, u. s. w.

Er geht hier auch, mit einer guten, leichten Wendung, zu dem Einzelnen über, woran fast ein zu blendender Überfluss ist; doch weiss er seinen Stoff auch meist noch zu beherrschen, und verliert sich nie in die flache Sentimentalität so mancher Naturmaler, vielmehr ist auch sein Gefühl mehr ein reflectirendes, und die Scenerey hält ihn um so weniger fest, da ihm bey jedem Schritte seiner poetischen Wanderung grosse Erinnerungen entgegen kommen.

II *Gesang*. Wanderung zum *Feldberg* und *Altkönig*. Dieser Gesang ist mehr historisch: denn hier ringsum weht Odem der Vorzeit. Der Feldberg trägt noch die Spuren des alten germanischen Steinwalls. S. 85:

> Katten und freygewohnte Sigambrier, Römern so furchtbar,
> Treu dem suevischen Bund, thürmten das felsige Werk.
> Alle häuften es auf, und warfen es über den Feind hin,
> Wenn er den drohenden Höh'n stürmend zu nahen versucht.

Auf einem Bergrücken sieht man noch die Überreste von einem Castelle des Drusus, jetzt die *Saalburg* genannt. S. 87.

> Oft umschwebet es noch schrecklich ein drohender Geist.
> Schatten durchziehn, in Nebel gehüllt, die nächtliche Bergflur,
> Horch! es rasselt umher klirrendes Waffengetös.
> Und Pomponius steht noch blitzend mit Roms Legion hier;
> Her von der Nidda zieht Hadrians eiserne Schaar.

Auch das Mittelalter hat auf diesem Gebirge Monumente und Sagen zurückgelassen. Dahin gehört besonders der *Brunehildis*-Stein. S. 90:

> Oft in der Nacht weh'n Flammen am Felsenbett Brunehildens,
> Glühender Andacht voll flehte die Königin hier
> Sündliche Neigung weg, und sah in jedem Erwachen
> Ihr austrassisches Reich herrlich verbreitet umher,
> Bis sie nun ausgebüsst. Der Stein bewahrt die Gestalt noch!

Der *Altking* oder Altkönig musste den Dichter auf den edlen Ariovist führen, von welchem er den Namen trägt. S. 102:

> *Kühnig* nannt ihn das Volk, so stammt der Könige Name
> Von dem Herrlichen ab, der ihn getragen mit Ruhm.
> *Altkühn* nennet den Berg noch deutende Sage des Volkes;
> Kühn und alt ist fürwahr, was der Teutone gethan.

III *Gesang. Wiesbaden* und *Schlangenbad.* Eine Reihe heiterer Landschaften, mit dem fröhlichen Gewimmel des Badelebens, aber auch hier wieder Überreste einer grossen Vergangenheit. S. 122:

> Moosige Trümmer nun liegen umher vom Castell der Neronen,
> Traurig deutend, wie schnell menschliche Grösse vergeht!
> Doch es erhält die Natur ihr Werk mit liebender Treue,
> Siehe den Panwald noch grünen im fröhlichen Wuchs.
> Hier auch standen voreinst Tiberius dampfende Thermen,
> Und im Hibernium war gastlich die Nymphe dem Feind.

Von den Bädern schweift der Vf. in die herrlichen Umgebungen aus, die er meist kurz und ansprechend bezeichnet. Z. B. S. 126:

> Andre besuchen jetzt *Bibrichs* Flur, und die Gärten voll Anmuth,
> Wo der Bäume Geschlecht herrlich die Kronen erhebt.
> Sanft auch schmiegt die verschwisterte Kunst sich hier der Natur an,
> Herrschen und Dienen fürwahr beiden geziemet zugleich.
> *Schierstein* winket sodann zum heitern Sitze Pompona's,
> Auf Alcinous Flur thronte sie gastlicher nicht.
> Regeres Leben ist hier am alten Rhein, es bewegt sich
> Leicht und behende der Mensch, wie es erfodert sein Thun.
> Galliens Luft umweht die Bewohner, und römischen Anbau
> Zeigt das Gefild umher, deuten die Namen noch an.

Römische Sitt' auch pflanzte fich fort, und füfses Geflüfter
Tönt in ftiller Nacht oft an verfchwiegener Thür.

Bey *Schlangenbad* hat der Vf. den Namen fchön und dichterifch gedeutet. (S. 131.) Die Schlangen

— — verjüngen fich froh mit dem wiederkehrenden Frühling,
Wie die Menfchen fich hier heiter verjüngen am Quell.
Selber Apollo's Sohn ward unter Schlangengeftalt einft
An Epidaurus Altar kindlich von Griechen verehrt.

IV *Gefang. Schwalbach* und *Ems.* Rec. begnügt fich, noch ein paar kurze Stellen aus dem Schluffe des Gedichts auszuheben. Die zweyte enthält, in angenehmer Wendung, das Lob des *naffauifchen* Haufes, in deffen Gebiet die meiften vom Dichter befungenen Heilquellen und die köftlichften Rheinweingärten gehören. S. 166:

Herrliche Taunushöh'n, zwar fpendet ihr Silber und Gold nicht,
Aber Leben entquillt eurem *erquickenden* Schoos.
Niemals gebt ihr das Eifen zum Brudermorde dem Menfchen,
Ihr vermählt es dem Quell, welcher ihm Heilung gewährt.

S. 168:

Heil dem Heldengefchlecht, auf taunifchem Boden erblühet!
Freyheit danken und Ruhm rührige Bataver ihm,
Dem der Najaden Chor aus Heiligthümern der Erde
Ihre Gaben fo gern fpendet *mit fröhlichem Sinn;*
Welchem der falbe Main und der fchilfumkränzete Rhenus
Nectarfülle zugleich bieten von fonnigen Höh'n.

Der Vf. hat, wie fchon zum Theil aus den von Rec. mitgetheilten Stellen erfichtlich ift, fich durch das Studium der alten, befonders römifchen Dichter gebildet, und nähert fich in freyer, leichter Bewegung, heiterer Farbengebung, in glänzenden, oft überrafchenden Gegenfätzen und finnreichen Anfpielungen am meiften dem *Ovid.* Sollte er einft die verbeffernde Hand an fein Werk legen: fo würde er demfelben, ohne grofse Schwierigkeit, mehr Haltung in einzelnen Parthieen und eine ftrengere Fügung im Ganzen geben können.

Er hat fich der alten elegifchen Versart, des wechfelnden Hexameters und Pentameters, bedient, und dabey grofse Sorgfalt bewiefen, ohne fich überall an die ftrengeren Anfoderungen der Zeit- und Ton-Meffung zu binden. Der Dichter follte aber auch hier unabänderlich auf den gefetzlichen Rigorismus halten, zumal bey antiken Formen, die keine Art von Willkühr zulaffen.

Dem Gedichte find *hiftorifche* und *topographifche* Erläuterungen angehängt, in welchen der Vf. grofse Belefenheit und vielfache Kenntniffe an den Tag legt, und wodurch das Buch für die, welche die Heilquellen am Taunus befuchen, ein befonderes Intereffe erhält. Rec. will Einiges daraus anführen, was ihm einer Berichtigung bedürftig fcheint, oder, worüber feine Meinung von der des Vfs. abweicht. S. 176 fcheint uns die etymologifche Deutung des Namens Catten (*Chaffi, Haffi*), vom *Hafs* diefes Stamms gegen feine Feinde, nicht glücklich. *Katte* heifst in der alten Sprache eine Hütte oder Baracke. S. 191. Über die Wohnfitze der *Ubier*, deren der Vf. hier gedenkt, und deren Nachbaren unbezweifelt die *Sueven* waren, hätten die hier entfcheidenden Stellen beym *Caefar de bello Gallico* I, 8 und IV, 4 genauer berückfichtigt werden follen. S. 201. Das oft befprochene *Solicinium* dürfte fchwerlich am Taunus gefucht werden. Die Allemannen fafsen unter Kaifer Valentinian vom Main aufwärts, und die Römer hätten, vom Rhein aus, nicht viele Tagemärfche nöthig gehabt, um an jenes Gebirge zu gelangen.

S. 205. Der eigentliche Name des Melibocus, *Malchen,* verdiente eine nähere Unterfuchung. Ähnliche Ortsbenennungen kommen in der *Germania magna* vor, z. B. Malchin, Malchow, Malmuyens, und der fleifsige Forfcher *Alting*, der von dem durch *Voffens* Unterfuchungen aufser Zweifel gefetzten Bernfteinhandel der Phönicier am Rhein noch keine Ahndung hatte, macht (in feiner *Defcript. agri Batavi et Frifii*) die auffallende Bemerkung: „Wenn die Celten und alten Deutfchen den tyrifchen Hercules gekannt hätten: fo würde das Malcamus, Malchus oder Malica der Ammoniter und anderer Anwohner Syriens, das Malicantha der Punier, und das Malburg der Deutfchen einerley Urfprung und Bedeutung haben." S. 206. Gegen die *Riefenfäule*, als ein Römerwerk, find neuerlich fo gewichtige Gründe vorgebracht worden, dafs die Sache wenigftens problematifch ift. S. 122 werden die *Allemannen*, vom *Neckar abwärts*, bis an die *Lahn* gefetzt. Zu *Caracalla's* Zeit umfchloffen fie wohl fchon den gröfsten Theil der Decumaten, und fchwerlich dehnten fie fich je bis an die Lahn aus. — S. 252 kommt ein *Templerklofter* auf dem *Heiligenberge* bey Heidelberg vor. Die Gefchichte weifs nichts davon. — Rec. will, zum Schluffe feiner Anzeige, der typographifchen Auszeichnung des Werkes noch gedenken. Die Ausgabe in Quart hat ein allegorifches Titelkupfer und *fechs* fehr fchöne Landfchaften, von *Schütz* gezeichnet und in Kupfer gebracht. Die Umriffe find radirt, und die Ausführung ift in *aqua tinta.* Die genaue und zierlich geftochene Charte mufs eine willkommene Zugabe für den feyn, der die Bäder und Gefundbrunnen am Taunus befucht. Die Ausgabe in Octav hat die Charte ebenfalls, aber keine Kupfer. Beide find elegant gedruckt; doch hat Rec. in der kleineren einige Druckfehler bemerkt, welche in der gröfseren nicht vorkommen.

A. S.

1) Bremen, b. Heyfe: *Gedichte* von Dr. *N. Meyer.* 1814. 351 S. 8.

2) Bremen, b. Jöntzen: *Bardale. Gedichte aus der Zeit des Krieges für deutfche Freyheit.* 1813. 1814, von Dr. *Nicolaus Meyer.* 123 S. 16.

Hr. *M.* ift als Dichter nicht unbekannt, und man kann ihm poetifchen Sinn, Bildung und Gefchmack,

Talent und Geschick zur Abfassung eines Gedichts und eine gewisse Gewalt über die Sprache zur Wahl passender Ausdrücke nicht absprechen; doch gehört er mehr zu denen, welche die Poesie fortleiten als sie schaffen und erfinden, indem ihm jene Eingebungen fehlen, die ohne weiteres Wollen und Wirken Originalität erzeugen, sowohl in den Gedanken selbst, als in der Art und Weise, sie auszudrücken. Bey ihm steht ein Gedicht mehr als ein Aussenwerk da, wozu Andere die Materialien geliefert haben; man wird dabey an Muster und Vorgänger erinnert, die man bald in der Fügung des Ganzen, bald in den einzelnen Sätzen wieder erkennt. Daher dringt das Meiste nicht tief genug ein, so dass Herz zum Herzen spräche. Alles ist mehr äusserlich bezeichnet. Die besungenen Liebesscenen und Liebesverhältnisse sind gewöhnlicher Art, Argwohn, Eifersucht, Gunstbezeugung ohne tiefe Regung des Gemüths. Wenig ist oft mit vielen Worten gesagt, z. B. S. 34 im Gedichte: *Süsses Geheimniss:*

> Eines nur will nimmer weichen,
> Will nicht wechseln, nicht vergehen;
> Mag der Rose Roth erbleichen,
> *Will es dennoch feste stehen.*
>
> Was es ist, kann ich nicht sagen,
> Fest im Herzen steht's geschrieben,
> Lass sie spähen, lass sie fragen!
> Unentdeckt ist es geblieben.

Doch — um genau zu seyn — ein Gedicht findet sich in dieser Sammlung, das den geheimen Zauber der Innigkeit an sich trägt; es ist S. 33 *Bekanntschaft*, mit dem schönen Schlusse:

> So grüss ich dich mit stillen Blicken;
> Und wenn wir uns vorübergehn,
> Lass schweigend mich die Hand dir drücken,
> Zum Zeichen, dass wir uns verstehn.

Auch hat eine gute Gesangesweise *Liebe und Treue:*

> Liebe schwärmt auf allen Wegen,
> Treue wohnt für sich allein,
> Liebe kömmt euch rasch entgegen,
> Aufgesucht will Treue seyn.

Sonst gelingt dem Vf. im Ausdruck mehr das Erhabene, wo die Einkleidung des Gedankens am meisten wirken kann, z. B. S. 240, *Warnung*. So sagen auch vorzüglich Gelegenheitsgedichte seinen Kräften zu, und man liest hier mehrere, die nicht ohne poetische Schönheiten sind, z. B. das Gedicht: *Tiefurth*, das überhaupt viele Sorgfalt verräth. — Die Form des Sonetts ist seiner Muse ungünstig; zu den besten und kräftigsten gehört *der Freche:*

> *Freymüthig* nennt er sich? — Nennt ihn den Frechen!
> In seines Nichts durchbohrendem Gefühle
> Strebt er vergebens nach dem hohen Ziele,
> Drum möcht er gern sich an dem Sieger rächen.
>
> Der Bremse gleich, will er ihn blutig stechen,
> So sähe man ihn auch beym grossen Spiele;
> Doch in des Cirkus staunendem Gewühle
> Wird bald Verachtung ihm das Urtheil sprechen.
>
> Dass ferne Zeiten seinen Namen nennen,
> Liess Herostrat Dianens Tempel brennen;
> So möcht' auch er den Namen sich erwerben.
>
> Lasst ihn nur fort im tollen Taumel rennen!
> Die eigne Wuth bereitet sein Verderben,
> Am eignen Gift wird ohne Kampf er sterben.

Dagegen geht das Einfache, wo das Gewand die nöthige Hülfe versagt, leicht ins Prosaische über, z. B. S. 67 *der Besuch:*

> Still schleich ich durch den Garten,
> Und dunkel war die Nacht,
> Die Wetterhähne knarrten. —
> Ob Liebchen wohl noch wacht?
>
> Ich schlich am Hause hin und her,
> Doch fand ich keine Seele mehr.

Der *zweyten* Sammlung von Gedichten: *Bardale*, sieht man, weil sie patriotisch mit in die Zeit eingreifen sollen, billig etwas nach. Besser als die Soldatenlieder, die nicht neu, nicht kriegerisch und volksmässig genug sind, gelingen dem Vf. die Herzenserleichterungen im erhabeneren Stil, z. B. S. 55: *den Vertriebenen aus Hamburg*, wo es unter andern sehr kräftig heisst:

> Unglückselige! Des Friedens Mauern
> Drückt des Krieges donnerschwangre Wehr;
> Bajonette klirren, Dolche lauern,
> Nachtumgeben schleicht der Tod umher.
>
> Hekatomben blut'ger Opfer fallen;
> Und er steht, ein zweyter Herostrat,
> Sieht mit Lust der Feuersäule Wallen,
> Und den Buben freut die That!

In einem Gedichte: *der Barde*, hat der Vf. die nordische Mythologie eingemischt. Schwerlich möchten ihm aber Viele beystimmen, wenn er zuletzt in einer Anmerkung sagt. „Die nordischen Völker, und mit ihnen wir Deutschen, besitzen in der alten scandinavischen Götterlehre einen reichen Schatz der schönsten Poesie, welche dem würdigen National-Charakter der Deutschen ganz anders zuspricht, als die griechische Mythe, *die sich weder an Anmuth noch an Kraft mit ihr messen kann.*"

T.

NEUE AUFLAGEN.

Heilbronn, b. Class: *Lehr- und Lese-Buch für die männliche Jugend, besonders auf dem Lande, zum Gebrauch in den Sonntagsschulen.* Von M. *Philipp Heinrich Haab*, Stadtpfarrer in Schweigern, königl. wirtemberg. Oberamts Heilbronn. Zweyte verbesserte Ausgabe, 1814. XVI u. 419 S. 8. (1 Rthlr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1815.

SCHÖNE KÜNSTE.

Weimar, (in Commission der hoffmannischen Hofbuchhandlung): *Willkommen.* 1814. 80 S. gr. 8. (12 Gr.)

Während man die erfreuende Hoffnung hegt, dem hochverehrten Fürsten, dem diese Blumenlese geweiht ist, bald mit einem neuen, nicht minder fröhlichen *Willkommen* begrüſsen, und, wie damals Seine glorreiche Rückkehr aus heiligem Kampfe, so jetzt die beglückende Wiederkunft von dem Fürstenverein in Wien, heiteres Sinnes feyern zu können: scheinet es zeitgemäſs, das Andenken an jenen herrlichen Tag (1 Sept. 1814) zu erneuern, an welchem

„Von Albions reichem Gestade
Er kam gestärkt zurück,
Mit reichem Geist, im Herzen Gnade
Und Liebe für Sein Volk, damit entlade
Der Segen seine Last, und bring' ihm Glück."

Schon mehrere Wochen vorher war Alles mit erfinderischer Liebe und Sehnsucht zum Empfang dieses Fürsten, *Carl August's*, regierenden Herzogs von Sachsen-Weimar und Eisenach, in seiner Hauptstadt vorbereitet. Um die Wiederkehr würdig zu feyern, und, wie es der Stadt ziemte, die auch von Ausländern so oft und mit so vielem Rechte als das deutsche Athen gepriesen ward, mit freundlichen und bedeutsamen Symbolen dichtender und bildender Kunst zu bezeichnen, hatte sich unter der einsichtsvollen Leitung des Hn. Geheimen Raths *von Goethe* ein freyer Verein gleichgesinnter Männer gebildet. Man fand es angemessen, die Blüthen und Früchte, welche die Gunst der Muse dazu spenden wollte, nicht einzeln auszustreuen, sondern, in bestimmter Beziehung, zu Einem Festkranze zu verschlingen, der nicht unwürdig, dem zurückkehrenden Pfleger und Schützer deutscher Kunst und Wissenschaft dargeboten zu werden, zugleich bey auswärtigen Gönnern weimarischen Strebens und Wirkens geneigte Theilnahme finden und wecken möchte. So entstand, unter einfachem Titel, die hier anzuzeigende Sammlung von Gedichten, welche in einem zwiefachen Bezuge stehen. Einmal in einem *äuſseren, reellen*, zu den Gegenständen, die sie schildern und aussprechen, indem sie die Zierden der symbolischen Bilder, welche den Weg des einziehenden Fürsten als Ehrenbahn bezeichneten, begleitend auslegen, und dadurch, gleichsam als erläuternder Festalmanach, den verschiedenen besonderen Veranstaltungen einen festen Vereinigungspunct und ein allgemeines Interesse gewährten. Die zweyte Beziehung ist eine *innere, ideelle*, der Verfasser unter einander und zu der Feyer des Tages.

Jenen äuſseren Bezug erläutert die am Schluſs angefügte, mit sinnreichen Andeutungen des Herausgebers versehene *Übersicht*, so wie die Beschreibung des festlichen Aufzuges, welche aus dem weimarischen Wochenblatte (1814. No. 70) in mehrere öffentliche Blätter übergegangen ist; indeſs wird Referent, da er so glücklich war, Zeuge und Theilnehmer an der Feyerlichkeit zu seyn, zu näherem Verständniſs des Einzelnen noch manche Bemerkung beyfügen können. Den inneren Bezug erkennen wir in dem glücklichen Verhältnisse, worin der ehrwürdige Veteran des weimarischen Hofes und Parnasses, der diese Sammlung veranstaltet und geordnet hat, zu den späteren Kunstgenossen, die begabtesten und verdientesten Geister zu jüngeren Talenten und frischen Bestrebungen stehen, welche sich in der Huldigung des groſsen Genius, den Deutschland als seinen Cosmus dankbar verehrt, wie bey früheren Gelegenheiten so hier, mit heiterem Wetteifer vereinigten. Wenn demnach ältere Freunde unserer Literatur der Muse eines *Goethe, Einsiedel, Knebel* u. A. hier freudig begegnen: so mögen sie zugleich urtheilen, ob jüngere Theilnehmer, durch das Beyspiel der Meister geweckt und ermuthigt, sich diesem Kreise nicht unwürdig angeschlossen haben. Erfreulich und von schöner Vorbedeutung muſs dabey die Wahrnehmung seyn, daſs nicht bloſs die eigentlichen Genossen der Wissenschaft und Kunst, die ihr Beruf solchen Arbeiten widmet, sondern, wie in den blühendsten Zeiten Athens, Männer in wichtigen Staatsämtern, zum Theil in den ersten und höchsten, durch ihre Beyträge zu dieser Sammlung ein freyeres, geistreiches Leben und Wirken entfalten. Genannt ist keiner der Dichter: ihrer Bescheidenheit genügte an der Gabe; aber nachdem diese überreicht war, konnten auch die Geber nicht lange unbekannt bleiben.

Wer möchte auch nicht (um jetzt noch etwas über das Einzelne beyzufügen) von der staatsklugen, ernst-feyerlichen Muse des 6ten Gedichts in jene Zeiten zurückgeführt werden, in welchen derselbe Vf. (Hr. Geheimer Rath *von Voigt* in Weimar) den Wielandischen Mercur mit ähnlichen Erzeugnissen eines durch die Alten genährten und gebildeten Geistes ausstattete? So alterthümlich die Form, so kräftig ist der Gedankenschwung dieser Ode:

Wundervolles Geschick trifft die erstaunte Welt,
Wenn im Meere der Zeit woget der Rache Sturm,
Königreiche versinken
In der zürnenden Völkerflut.

Wenn gerechtester Sieg zwingt die unrechtliche
Willkühr, wenn er Gewalt tapferer bändiget,
Bricht die schmächlichen Fesseln
Übermüthiger Tyranney.

Regt des Genius Kraft nicht schon die freyeren
Schwingen, lange gelähmt durch den vergiftenden
Hauch des Ottergezüchtes,
das an leidender Menschheit sog?

Wer zu solchem Erfolg zückte das Fürstenschwert,
Schlug für Rettung der Welt nimmer sein Leben an,
Der half muthig ersiegen,
Was Germaniens würdig ist.

Rosen weihen sich ihm, Kränze des Wälderschmucks,
Froher Musengesang, wenn *Er* zum heimischen
Heerde kehrt, die Geschichte
Reichet künftig den Lorbeer *Ihm*.

Von demselben Vf. ist das naiv-anmuthige 15 Gedicht, worin *das römische As* zum Worte gelangt, um anzudeuten, wie Altes und Neues sich die Hand reichen: zwiefach angenehm den Freunden, denen nicht unbekannt ist, durch welche Studien der ehrwürdige Greis in jugendlicher Lebendigkeit seine ernsteren Geschäfte erheitert. — Einen anderen Geist athmet No. 2: man erräth bald den Vertrauten der spanischen Dichtkunst (Hn. Geh. Rath *v. Einsiedel* in Weimar), welcher, wie sehr auch Er sonst einheimisch sey in den Werken der Alten, durch den trefflich für die Bühne bearbeiteten Terenz schon längst beurkundet hat. Das Gedicht selbst bahnt von dem einleitenden *Sonett*, aus welchem wir oben eine Strophe mittheilten, den Übergang zu den übrigen. Es lautet also:

Friede! holde Himmelsblume,
Gleich der Rose unter Dornen
Aufgeblühet, goldne Ärnte
Die aus rauher Saat gereifet,
Siegesflamme und Gedenkfest
Edler Thaten — dich zu krönen,
Holde Friedenskönigin,
Reicht die Erde dir den Lorbeer
Und die Palme dir der Himmel.

No. 3 und 4, jenes *die Sterne*, dieses *Blumen und Pflanzen* überschrieben, sprechen das Gemüth nicht bloss durch den natürlichen und poetischen Sinn an, den diese Zeichen haben, sondern vorzüglich auch, weil sie die lebhafte, mit Einsicht verbundene Neigung des erhabenen Musenfreundes zu diesen Gegenständen der Natur andeuten. Es war sinnvoll gedacht und ausgeführt, dass mit den Himmelszeichen und Sternbildern der Carlsplatz und das Observatorium, mit den Blumen und Pflanzen vorzüglich das römische Haus, die Sommerwohnung des Fürsten, geziert waren. Beide Gedichte scheinen übrigens Einem Verfasser anzugehören, demselben, wie wir vernehmen, welcher nicht bloss der Hellenen Sprachschätze erforscht, und in einem trefflichen Wörterbuche den jüngeren Genossen aufgethan, sondern auch den tiefen Sinn dieser Nation sich angeeignet hat. Von ihm mag auch das Sonett No. 1, und das Gedicht No. 26 seyn, welches sich bemüht, zu der unmittelbaren Anschauung der Symbole, womit die *Kunstschule* im Fürstenhause ihre Pforte sinnvoll geschmückt hatte, solche Betrachtungen und Gedanken zu fügen, welche den geistigen Zusammenhang dieser allegorischen Bildwerke andeuten. Aus diesem Gedicht hier nur einige Strophen:

Drey Kränze sind die Künste hier verschlungen,
Selbstständig, und einander doch vermählt.
Die ernste, die auf Dauerndes gedrungen,
Hat von der Eiche sich den Schmuck gewählt;
Den Lorbeer hat die Bildnerin errungen,
Die Erz und Stein zum Menschenbild beseelt;
Den stillen Fleiss, dem Gottesfrieden eigen,
Ziert wohl ein Kranz aus der Olive Zweigen.

Der Menschheit Genius rief sie zur Erde,
Der eingeborne Liebling göttlicher Natur,
Ihn lehrte sie ihr Zauberwort: Es werde!
Und offenbart' ihm ihres Wirkens Spur. —
Wo ist ein Unheil das die Welt gefährde?
Da wo er weilt, gedeiht das Schöne nur!
Zum Himmel weiss er stets sich aufzuschwingen,
Und ihn der Erde neu zurückzubringen.

Der Schluss ist:

Und diese Künste, die Du Herr gepfleget,
Indess noch fern sich das Gewitter thürmte,
Ja die Du väterlich im Schoos geheget,
Wenn nah und näher die Verheerung stürmte,
Sie fühlen sich zu ew'gem Dank erreget
Dem Helden, dessen Arm sie muthig schirmte;
Es heben Farb' und Meissel, heben Lettern
Unsterbliches Verdienst Dich zu den Göttern.

Und sieh! schon in den ersten Friedensstunden,
Der wonnevoll die frische Welt erhebt,
Hat Kunst und Muse, schwesterlich verbunden,
Von Einem Geist, von Einem Trieb belebt,
Der Heldenstirn des Kranzes Schmuck gewunden,
Der glänzend in dem reinen Aether schwebt,
Und Himmelsmächte senden voll Gewährung
Ihr Strahlenlicht zu ewiger Verklärung.

In No. 13, *Schillers Halle*, spricht sich zart und anmuthsvoll die Pietät aus, die den abgeschiedenen grossen Geist noch bey jedem festlichen Ereigniss als unsichtbar gegenwärtig und theilnehmend ahndet, und den erhabenen Fürsten nicht würdiger zu begrüssen weiss, als wenn sie die Ewigkeit jenes Ihm so nah verwandten Namens und Daseyns gleichsam in Seinen Lorbeerkranz verflicht; weshalb auch die Anspielung auf den Lorbeerkranz an Virgils heiligem Grabe, die zugleich an Augusts Verherrlichung durch die hohen Sänger jener Zeit erinnert, doppelt passend erscheint. Der Vf. dieses Gedichts, das wir hier ganz mittheilen, ist Hr. Geh. Reg. Rath *Friedr. v. Müller* in Weimar.

Wie an Virgils geweihter Ruhestätte
Der ew'ge *Lorbeer* noch zum Himmel sprosst,
Wo — theures Kleinod aus gelobtem Lande —
Zu der Erinn'rung süssem Unterpfande
Ein heilig Blatt der Wandrer mit sich nimmt:

So steigt er vor des frommen Sehers Blicken
Aus nord'schem Boden jugendlich empor,
Die stille Halle deutungsvoll zu schmücken,
Wo *Schiller* einst mit heiligem Entzücken
Dem Schwester-Gruss der Himmlischen gelauscht.

Die Leyer seht ihr festlich aufgehangen,
Des hohen Meisters Spiel und süſse Lust,
Zu deren wunderlieblichen Accorden
Er hier mit Pindars göttergleichen Worten
Der Vorzeit Ruhm und ihre Helden sang.

Vorüber zieht der Fürst im Heldenschmucke,
Dem treu des Sängers edle Brust geglüht,
Des Friedens Palmen schmücken Seinen Wagen,
Und rings umher, wo seine Blicke tagen,
Entblüht verjüngt die Lust am Vaterland.

Da hört mans sanft im Lorbeer - Wipfel rauschen,
Und Blatt an Blatt drängt sich zum heitern Kranz;
Wie Geister - Gruſs aus fernen Melodieen,
Ertönen leise, sel'ge Harmonieen
Geheimniſsvoll aus heil'gem Saitenspiel.

Demselben Dichter verdanken wir No. 12 *die Sphinx*, worin sich das wahre Geheimniſs ächt maurischen Wirkens unter einem aufgeklärten Fürsten schön darlegt:

Wohl mag der Schicksals - Mächte dunkles Walten
Den Forschungstrieb der Sterblichen erregen;
Doch ihrer Räthsel Tiefsinn zu entfalten,
Wer darf den Stolz im kühnen Busen hegen?

Ein Höchstes soll der Mensch sich selbst gestalten,
Durch würd'ge That den Grund zum Tempel legen,
Wo Freyheit von den irdischen Gewalten
Ihm siegreich strahlt vom fernen Ziel entgegen.

Und kann sich Freyheit schöner offenbaren,
Als wo die Liebe jedes Herz umschlingt?
Wie freye Kraft das Herrlichste erringt,
Das hast Du längst, das hast Du oft erfahren,
Du, den ein Gott aus heiligen Gefahren
Im Palmenschmuck uns heute wiederbringt!

In gleichem Geiste sind auf die Sinnbilder der Freymaurer - Loge am fürstl. Witthums - Palais die übrigen *Gnomen* (No. 12), und *die Unsichtbaren* (No. 11), von Männern gedichtet, die fern von eitelm Prunke mit geheimniſsvoller Lehre, vielmehr das im Stillen erkannte Gute gern in bedeutenden Symbolen nach Auſsen zu wenden streben. Als Verfasser nennt man den Hn. Geh. Kammerrath *Riedel* und Hn. Legationsrath *Bertuch* in Weimar.

Patriotisches Still - Leben (No. 22), und *der Handelsmann aus Brüssel* (No. 23), contrastiren in heiterer Gemüthlichkeit mit dem Ernst und der Würde, die in No. 8 (*Worte der Zeit*), und in No. 9, welches *Wielands Pforte* überschrieben seyn sollte, in Schillerscher Weise kräftig ertönen. Verfasser ist Hr. Regierungsrath *Peucer*. Das letzte Gedicht verdankt man der glücklichen Idee der Frau Hofräthin *Schopenhauer*, an ihrer Wohnung das Bild des unsterblichen *Wieland* in zierlicher Umgebung zum Empfang auszustellen. Derselbe Umstand liegt auch dem 10 Gedicht (von Hn. Regierungsrath *Georg Friedr. Müller*) zum Grunde, „welches man (wie der Herausgeber sagt) mit Recht *gesellige Nachbarschaft* überschreiben könnte, da dasselbe sich auf jene Wohnung bezieht, welche ein geselliges Daseyn begünstigend, noch in gegenwärtigem Falle sich einer glanzreichen Nachbarschaft erfreut." Darauf beziehen sich die tiefempfundenen Strophen:

Hört! dicht bey Euch, Ihr Laren! hört Thalien,
Sie sendet ihrem Herrscher den Gesang.
So laſst auch alle Eure Blumen blühen,
Und mischt: „Glück auf!" in jenes Chores Klang!

Und ruft zu Euch der Töne ersten Meister,
Daſs er von da begrüſse seinen Freund;
Er weilt ja sonst wohl hier, im Kreis der Geister,
Die oft ein Genius so freundlich eint.

Von Euren freudefarb'nen Blum - Gewinden
Komm Ihm entgegen manch geflügelt Wort.
Könnt' Er die alte Stadt nicht wiederfinden,
Kling' doch sein altes Reich der Töne fort.

Und dieses Reich umfass' die fernsten Fernen,
Selbst Heimaths - Geister aus der Sfären - Welt.
Ruft Vater *Wieland* uns von seinen Sternen,
Daſs von den Lieben allen Niemand fehlt.

Auch er war einst so gern in diesem Kreise;
So mangle heute nicht sein würdig Bild. — —
Sieh, Fürst! Es grüſst Dich wirklich; selig - leise,
Von Laub aus *Tiefurths* Hainen halb verhüllt.

Nur wenig Schritte und Dir grünen Ranken
Um unsers *Schiller's* Dach von *diesem* Laub. —
So tritt selbst, freudig, in des Festes Schranken
Der Göttername, keiner Jahre Raub.

Er, dem die Harmonien alle klangen,
Willkommen! ruft er, ob er von uns schied. —
So reih't sich Ewiges, Dich zu empfangen,
Der Geister Gruſs, die Kunst, der Geister Lied.

An Wärme und Zartheit steht keinem Gedichte dieser Sammlung No. 28, „*Sehnsucht*," nach: worin ein sehr delicates Motiv, das aus der Vergeblichkeit früherer Anstalten zu des Fürsten Empfang hergenommen werden konnte, fein und sinnig benutzt worden ist. Man legt dieses Gedicht dem wackern Mathematiker am weimarischen Gymnasium, Hn. Prof. *Weichardt*, bey:

Manche Stunde ging ich, sehnlichst harrend,
Durch die Straſsen, auf die nächsten Höhen,
Ob nicht frohe Bothschaft gleich am Wege,
Staubgewölke nicht aus weitrer Ferne
Seines Zuges Kommen mir verriethen.

Und das Sehnen, das mein Herz bewegte,
Konnt' ich deutlich auch an andern spüren:
Alles blühte, grünte durch die Straſsen,
Und aus zarter Frauen Lieb' und Sorge
War ein zweyter Frühling aufgegangen.

Länger dauerte des Fürsten Säumen,
Zweig' und Blumen fingen an zu welken,
Kranz um Kranz fing an sich zu entfärben,
Ach der Sonne festlichklare Fackel
Zehrte mit an unsrem frommen Fleiſse.

Kümmerniſs lag da in allen Blicken,
Aber Kränze wand man immer neue;
Und was hier den zarten Schmerz verschönte,
Was des Festes Zögern fast versüſste,
War das Sinnen, schöner sie zu schmücken.

Als ich fo das Treiben fah und liebte,
Und im wohlbewufsten Herzen fühlte,
Wie fich Freud' und Sorge wechfelnd drängten;
War's mir doch, als wenn die allererften
Lebenswonnen freudig wiederklängen.

Sinnend fchaut' ich da in meinen Bufen;
Ift Verehrung eines folchen Fürften
Doch fo hold und forgenfüfs, wie Liebe,
Die in unfers Lebens grünen Stunden
Wir voll fel'ger Bangigkeit empfinden.

Auch No. 7 ift eine ausgezeichnete Ode, von Hn. Rath *Piftorius* im Geifte der Alten gedichtet. Gern überfieht man einige metrifche Härten bey fonft fo gelungenen Strophen:

Herrmanns Schilde glänzen am feften Eichftamm,
Roma's Varus mächtige Legionen
Sind verfunken; heilig im Rath der Götter
Waltet das Schickfal.

Bey No. 19, *Waffenglanz* (von Hn. D. *Schnaufs* in Weimar), ift für Auswärtige zu bemerken, dafs man zur Erheiterung der älteren ftädtifchen und fürftlichen Gebäude die in Stein gehauenen Wappen mit glänzenden Farben auffrifchte: ein Beftreben, das von Unkundigen leicht mifsgedeutet werden könnte, und hier feine ächte Auslegung erhält. — Ungern trennen wir uns von den übrigen Gedichten, unter denen fich die lateinifchen *Hendecafyllabi* des Hn. Prof. *Hand* (No. 17) durch catullifche Leichtigkeit empfehlen.

Das Ende krönet das Werk. So ftehet auch hier das vorletzte Gedicht (No. 31) „*den Einziehenden*", ein patriotifcher Zuruf, einfach und herzlich, von Hn. *von Knebel*, an feinem Platze; und wer möchte in dem letzten (No. 22), *Familien - Gemälde* überfchrieben, die freye Hand des grofsen Meifters verkennen, der, wie er das Ganze begann und einleitete, fo es aufs würdigfte mit der fürftlichen Familien-Scene zu fchliefsen, und noch Höheres anzudeuten und hoffen zu laffen verftand? Wir wiederholen das ganze Gedicht:

So leitet zu des Schloffes Pforten
Die Mufe feftlich jeden Schritt;
Es fehlet nicht an ernften Worten,
Und manches heitre tönet mit.

Bald blüht in diefen Luftgefilden
Ein neues Feft dem treuen Blick:
Gemahlin, Söhne, Töchter bilden
Den fchönften Kranz, ein häuslich Glück!

Der Künftler fteht entzückt im Schauen,
Entwirft, mit Ruben's Hand und Kraft,
Anftänd'ge Ritter, hehre Frauen,
Und aller Stoffe Farb' und Saft.

Schon hat er's emfig unter Händen,
Er fieht es wachfend vor fich ftehn;
Gelingt's ihm fchnell es zu vollenden,
So werdet ihr's mit Freude fehn.

Wenn, wie man hoffen darf, die bildende Kunft fich mit der dichtenden zur Vollendung diefes Entwurfs vereinigt: fo wird man von Neuem wahrnehmen, dafs der Patriotismus, welcher die Rückkehr des allgeliebten Fürften feyerte, fich am fchönften und würdigften und, ohne alle öffentliche Veranftaltung, wie von felbft, in der Refidenzftadt zeigte, welche auch durch perfönliche Bekanntfchaft dem herrfchenden Haufe am nächften fteht, und den heiligen Moment des Wiederfehens am fchicklichften weihen konnte. Indefs hat man auch auswärts die Gefühle der Freude mit Weimar getheilt. Selbft in obiger Sammlung erfcheinen zwey Gedichte von Jenaifchen Gelehrten, wovon das Eine (No. 29) *die Saale zur Ilm*, von Hn. Prof. *Danz*, eben diefen löblichen Wetteifer gemüthvoll ausdrückt, das zweyte (No. 17), in lateinifchen Diftichen von Hn. D. *Göttling* verfafst, die Empfindungen der Zeitgenoffen in alterthümlicher Sprache redet.

Aufserdem ift noch einzeln, ebenfalls aus eigenem Antriebe, nicht auf öffentliche Veranlaffung, ein Gedicht herausgegeben worden, das nur aus diefem Gefichtspunct beurtheilt werden mag:

1) Jena, b. Schreiber: *Sereniffimo Principi, CAROLO AUGUSTO, Patriae Patri, ex bello ad fuos reduci: dicavit Henricus Carolus Abrahamus Eichftädt*, Profeffor Jenenfis. 2 Bogen in fol.

2) Weimar, im Induftrie - Comptoir: *CARL AUGUSTS, Herzogs zu Sachfen, des Vaters des Vaterlandes, glücklicher Wiederkehr aus heiligem Kriege zu den Seinen.* Von D. *Heinrich Carl Abraham Eichftädt*, H. S. Geheimen Hofrath und Profeffor zu Jena. *Aus dem Lateinifchen.* Auguft 1814. 2 Bog. in fol.

Von diefem Gedichte hier etwas mehr zu fagen, als dafs es erfchienen ift, würde dem Ref. am wenigften anftehen. Zu der Voreiligkeit der Herausgabe, bevor es des Verfaffers glättende Feile erhalten konnte, ermuthigte der Gedanke, dafs dem fürftlichen Wohlthäter auch eine kleine Gabe, mit Dankbarkeit dargebracht, nicht mifsfallen könne; aber ein unerwarteter Lohn war es für den Vf., dafs derfelbe hochverdiente Staatsmann, der in der Anzeige obiger Sammlung zuerft genannt worden ift, es nicht verfchmähte, dem Gedicht durch Übertragung in die Mutterfprache (No. 2) mehrere wohlwollende Lefer zu gewinnen, und zugleich dadurch von Neuem zu bewähren, dafs Er Kunft und Wiffenfchaft nicht blofs durch Leitung und Auffïcht, fondern, was kräftiger für öffentliche Lehranftalten und wirkungsreicher ift, auch durch Beyfpiel und unmittelbare Theilnahme befördert. Und fo mögen auch von den 28 Strophen diefes Gedichts einige, im Original fowohl als in der Überfetzung, hier Platz finden.

Nach einem von dem erhabenen Gegenftande des Gedichts hergenommenen Aufruf an die *Salana Pieris: haud venale carmen altifono modulare plectro*, und nach einer darauf folgenden Schilderung der fiebenjährigen Schmach, fo wir von dem Tyrannen erduldet, fährt der Vf. alfo fort:

At non inultum tale nefas Deus *Despexit alta sede palatii,* *Pensare nec gentes furoris* *Supplicium sinit immerentes.*	Vom Thron des Himmels konnte den Unfug nicht Der Gottheit Auge schauen so ungestraft, Noch Quälungen schuldloser Völker Dulden vom Unsinn des grofsen Wüthrichs.
En scuta terris insolitis micant *Arctoa, fulgent Thracia spicula,* *Castrisque vexillum revulsum* *Sarmaticis fluitat per auras.*	Aus fernen Zonen ziehet die glänzende Rüstung des Nordens, Thracische Lanzenschaar; Herbey und von Sarmatiens Rossen Wehen in Lüften die muntern Fähnlein.
Quis ille vindex perfidiae, nova *Formosus ira, turbinis impetu* *Deproeliantis arva, fertur* *Per Scythias juvenis phalangas?*	Wer ist der Rächer solcher Verworfenheit, Im Zorn nur schöner, wenn er, Orkanen gleich, Rauscht über weite Schlachtgefilde, Jugendlich kämpfend mit seinen Scythen?
Huic Fridericus, fata resarciens *Virtute, fidam jungere dexteram* *Amatque Alexandri tropaeis* *Consociare suos triumphos.*	Da reicht, besiegend Unglück durch Tugenden, Ihm Friedrich Wilhelm treulich die Rechte dar, Will mit Triumphen Alexander's Einigen seiner Trophäen Schimmer.
Quam bellicosus fulminat aeneo, *Mavortiarum gloria gentium,* *Borussus igni, pro gemente* *Non timidus patria perire.*	Da wachet Preussens eherner Donner auf; Ruhmvoll vor allen pranget das Waffenglück Der Söhne Preussens, für gequältes Vaterland scheuen sie nicht zu sterben!
Frustra tremendi morte Moravii *Laetantur hostes: armipotens adhuc* *Viget Platovius senisque* *Blucherii juvenile robur.*	Furchtbar war Moreau, drum auch sein Unglückstod Dem Feind erfreulich, aber vergebens nur; Noch kämpfte Platow unerschrocken, Blücher, der Greis, noch mit Jünglingskräften.
Et Austria altos, te duce, spiritus, *Francisce, sumpsit, qui diademati* *Nepotis otium anteponens,* *Fatiferos gladios retundis.*	Durch Franz erglühet Österreichs hoher Geist, Des Enkels Kronenhoffnung verschmähet er, Und Wiederkehr des Friedens fördernd Dämpft er der blutigen Schwerter Rachgier.
Magni Britannus propositi tenax *Exsultat, iras vertere Sueciam* *Dum cernit atque heroa Gallum* *Degeneris puduisse stirpis.*	Wie jauchzt der Britte, grofsen Entschlüssen treu, Als er sich wenden schwedische Schwerter sah, Den Held aus Frankenstamm hinfort sich Seines Geschlechtes Entartung schämen.
Gaudent Iberi, sanguineam retro *Cessisse divam finibus Hesperis,* *Actamque in hostes nunc avito* *Parcere saevitiem penati.*	Wie jauchzt Iberien, als sich sein Königsstamm Aus Westen herstellt, wenn nun der Kriegesbrand, Forthin des Vaterlandes schonend, Lodert nur auf zu des Feinds Vernichtung.
Tandem et refuso pro lare Teutonum *Cruore pulcri nominis eluit* *Labem Bavarus, Wredianis* *Vulneribus satis expiatus.*	In neuem Lichtglanz strahlt der beschattete Kriegsruhm des Baiern, seit er für deutschen Heerd Sein Blut vergeufst, und Wrede's Wunden Glorreich versöhnen den alten Mifsklang.
Nec Wittekindi oblitus adoreae, *Tela, in suos heu quae male jecerat,* *Retorsit, et cervice foedum* *Saxo jugum valida repressit.*	Des Heldenruhmes Wittekind's eingedenk, Kehrt auch der Sachse sein gegen Vaterland Gezog'nes Schwert auf Deutschland's Feinde, Reifsend sich los von der Schmach des Joches.

Hierauf der Übergang zu des gefeyerten Fürsten Feldzug; endlich der Schlufs:

Io triumphe! Procubuit minas *Letumque spumans hydra tyrannidis,* *Ac tuta libertatis umbra* *Sceptra simul recreatque gentes.*	Tod und Verderben sprühete um dich her — Du bist zertreten, Hydra der Tyranney! Im Schatten ungestörter Freyheit Ruhen die Herrscher, die Völker wieder.
Fausto per agros Pax graditur pede *Laetos, bonarum fertilis artium,* *Et Fas pium Securitasque* *Cum patriae Patre nos revisit,*	Beglückten Fufses wandelt der Friede schon In Luftgefilden, fruchtbar an Wissenschaft Und Kunst; Gerechtigkeit und Ruhe Kommt mit dem Vater des Vaterlandes,
Qui Galliarum gratus et Angliae *Hospes reversus, Pieridum chorum,* *Apollinari vate doctum,* *Vimario Helicone fulcit.*	Ein Gast der Franken, Albions werther Gast, Bey uns nun bleibend, durch Ihn der Musen Chor, Geleitet von Apollo's Liebling, Steigt auf Wimariens Pindus höher.
Io triumphe! Mercurialium *Nutrix virorum, Jena, novum decus* *Ovans renidenti capessit* *Principis exhilarata vultu.*	Triumph! der Muse treuliche Pflegerin, Die alte Jena, jubelt in neuer Zier; Gern schöpft sie auch für sich Erholung Aus des erheiterten Fürsten Antlitz.
Sic atra quondam, quum Phrygias rates *Versaret Eurus, nubila lumine* *Neptunus adventans fugavit,* *Purpuream retulitque lucem.*	Wie auf den Meeren Phrygische Schiffe einst Im Sturmwind zagten, Wolken verdunkelten Den Horizont, Neptun vertrieb sie, Rufte den Purpur hervor Aurorens!

St. Petersburg, in d. Druckerey der kaiserl. Akad. der Wissensch.: Ὕμνος εἰς Νέμεσιν ἐν τῇ νίκῃ καὶ τῷ νόστῳ Ἀλεξάνδρου τοῦ Σεβαστοῦ. *Hymne à Némésis à l'occasion du Triomphe et du Retour de Sa Majesté l'Empereur.* Par le Dr. *F. Graefe*, Prof. à l'Institut-Pédagog. de St. Pétersb. et à l'Acad. de St. Alexandre-Newsky. 1814. 25 S. in 4.

Ebendaselbst: *Examen Graecum in Academia Alexandro-Nevensi habendum carmine Graeco commendat* D. *C. F. Graefe*, Prof. 1814. 8 S. in 4.

Hr. Prof. *Gräfe*, den Freunden der griechischen Literatur durch seine vortreffliche Ausgabe der Epigrammen Meleagers bekannt, hat *Alexanders* Rückkehr aus dem rühmlichen Kampfe für Deutschlands Freyheit durch diese Gedichte gefeyert. Der würdige Gegenstand und der innere Gehalt derselben, in welchen sich deutscher Sinn mit griechischem Geiste gepaart sehr kräftig ausspricht, machen es uns zur Pflicht, aus dem ersten, das sich den homerischen Hymnen in mehr als einer Hinsicht nähert, die Schilderung des gigantischen Eroberers und den Göttersprüch, den Zeus der flehenden Nemesis ertheilt, aus dem zweyten aber, das etwas früher als jenes erschien, eine nicht minder gelungene Stelle, in welcher der Dichter im Vorgefühl einer glücklichen Zukunft Alexanders Rückkehr ankündigt, als Proben auszuheben.

Καὶ γὰρ Ἀλάστωρ τις κατὰ γῆν ἐπάτησεν ἅπασαν
λάξ, δεινόν τι πέλωρ, ὀφιώδεσι ποσσὶ Γίγας ὥς·
αἵματος ἐξανέδυ, καὶ ἀφ' αἵματος ἔῤῥεεν ἴχνος
ὠμοβόρου. τοῦ δ' ἄντα Φόβος τ' Ἀπάτη τε βεβήκει,
καὶ Ψεῦδος μάλ' ἀναιδές· ὀπηδὸς δ' ἕσπετ' Ἀνάγκη,
χερσὶ σιδηρείαις ἀδαμάντινον ἧλον ἔχουσα,
Δουλοσύνη τ' ὀλοή, καὶ Ἀθυμίη μανιώδης,
καὶ Θανάτου μέλαν ὄμμα· τά τε Στυγὸς αἰνὰ πέλωρα·
τοῦ δ' ὑπὸ ποσσὶ μαραινομένης χθονός, οὐκέτι γαῖα
φρίσσεν ἐν ἀστάχυεσσιν, ἐν ἔγχεσι δ' ἀγχεμάχοισιν,
ὀγκωτοῖς τε τάφοις. μακάρων δ' ὅγε δώματα συλῶν
πάντα, θεῶν ξοάνοισιν ἑὸν κοσμήσατο θῶκον, —
ἀθανάτοισι μινυνθάδιον, καθαροῖς ἀκάθαρτον, —
συσφίγγων ἀλύτοισι πέδαις, ὡς Ἄρεα δῆσαν
παῖδες Ἀλωῆος, μάλ' ἀτάσθαλοι, αἶψ' ὀπίσω
ἄμφω κτεινομένω· Ῥώμης δ', ἔνθ' οἰκί' ἔναιον
ἔστατον, ἥν τ' Ἄρεως θυγάτηρ ἐδείμησε δαΐφρων,
ἐξέλασ' ἀθανάτους, φυγάδας καὶ δουριαλώτους,
αἰνὸν ἄγος! σὺν δὲ θνητῶν εἴδωλα καμόντων,
οἵ ποτ' ἀμυνόμενοι περὶ πατρίδος, εἰς Ἀΐδαο
εὔψυχοι κατέβησαν, ἐκίνησεν καὶ ἀπῆγεν,
μνήματ' ἐλευθερίης καὶ ἀρίστων λῆμ' ἐπιεικὲς
κωφαῖς ἐχθαίρων καὶ ἐν εἰκόσιν ἄφρονι λύσσῃ.

„Θάρσει, τέκνον ἐμόν, καὶ τέτλαθι, κηδομένη περ,
βαιὸν ἔτ'! οἶδα δὲ πᾶν· καὶ δὴ τετελεσμένον ἔσται!
γιγνώσκεις χθόνα δῖαν ὑπ' ἐσχατίοις Βορέαο
τέρμασιν, ἔνθα θέρους ἀκαμαντοπόδεσσ' ὑπὸ πώλοις
οὐρανὸν Ἠέλιος τέμνει κατὰ νύκτα καὶ ἦμαρ,
Ἠὼς δ' αὖ καινή, Ὠρειθυίης τέκος ἁγνόν,
χείματος ἐν ὥρῃσι ῥόδων στέφει αἰθέρα δῖον;
οὐκ οἶσθ', ἡμετέρου ταύτην χθόνα πατρίδ' ἐοῦσαν
αἰετοῦ; εἰσέτι δ' ἠρεμέει! ἴθι, τέτλαθι θυμῷ
βαιὸν ἔτ'! ἀμητὸς δ' Ἄτης οὐχ ὥριος οὔπω!
ἄλλο δέ τοι ἐρέω· τὸ δὲ καὶ τετελεσμένον ἔσται·
αἰετοῦ εὖτε λέων ποτ' ἐπαΐξησι καλίῃ,
καὶ μαλερῷ φοίνιξ φλέξῃ δέμας ἐν πυρὶ καλόν·
δὴ τότε ποίνιμος ἦλθε δίκη, σοὶ δ' ἔσσετ' ἀλέξων,
υἱὸς ἐμός, μακάρων τὸν ἐγείναμεθ' ἔμμεν ἀρωγὸν
αἰὲν ἐν ἀνθρώποισιν, ἐπώνυμον; ᾧ ὑπὸ μίτρην
ἵξεται οὐκ ἀέκοντα, δικαίῳ κοιρανέεσθαι,
γαίης πείραθ' ὅλης. διφυὴς δέ οἱ αἰετὸς ἔσται,
δισσὸν ἐλαφρίζων πυρόεν βέλος, ἐν χθονὶ ναίων,
ᾗ φίλος υἱὸς ἐμὸς πολλοῖς λαοῖσιν ἀνάσσει.
ὅς δὴ νικήσει τὸν ἀτάσθαλον! ἔξοχα δ' ἄλλων,
ὅσσοι ἐμοὶ γεγάασι Διοτρεφέες βασιλῆες,
τοῦ κλέος ἄφθιτον ἔσσετ' ἀν' Οὔλυμπον καὶ ἐπ' αἴης,
μεῖζον Ἀπόλλωνός τε καὶ Ἰνδοφόνου Διονύσου. —
ἀλλὰ σὺ μεῖνον ἐν Οὐλύμπῳ, ἕς τ' ἂν σεῦ ἀναστῇ
τιμωρός, θύγατερ, καὶ ἔχ' ἀτρέμας! οὐκ ἄνυσιν γὰρ
εὑρεῖν ἔστ' ἄλλως, ἐπειὴ πεπρωμένον οὕτως!"

Ἤδη δὴ Τυφῶνι λεοντοπροσώπῳ ἔρημος
ἔγκειται νῆσος, πῦρ τάχ' ἐρευγομένη· —
οὐ μὲν ἑκὰς Κύρνου· μητὴρ δ' ἀπανήνατο κόλπῳ
κρύπτειν, ὃν φάος οὐδ' ὤφελε πώποθ' ὁρᾶν· —
ἀλλά που ἐν νέφεσιν Διὸς αἰετός, ὀξὺ δεδορκώς,
ἕζεται, ἐκτήξων πῦρ χθόνιον στεροπῇ.
Οὐκέτ' Ἔρις θνητοῖς, ἄμοτον μεμαυῖα, προσίζει,
καὶ Κράτος ἠδὲ Βίην τῆλ' Ἀΐδης κατέχει.
Οὔ τιν' Ἄρης φοβέει κορυθαίολος, εἰ μὴ Ἔρωτα
νήπιον, ἐν κόλποις μητέρος ἑζόμενον.
Οὐκέτι λήϊα καλὰ βαρὺς στρατὸς ἐς χθόν' ἐρείπει,
οὐδ' ἔτι τις Τυφὼν λείρια καλὰ φλέγει.
Ἤδη Ἀθηναίη δρέψαι πάλιν εὔαδ' ἐλαίης
καρπόν, καὶ φύλλοις στέψαι ἑοὺς ἑτάρους.
Εἰρήνη δ' ἐπὶ γαῖαν ἀνῆλθ'· ἐγέλασσε δὲ γαῖα·
ἑστίῃ δ' αὖτις φαιδρὸν ἵησι σέλας.
Καὶ τάχ' ἐμὸς Βασιλεὺς πάλιν ὄψεται ἠθάδα πάτρην,
νίκης τ' εἰρήνης τ' ἀγλαὸς ἡνίοχος.
Δακρυόεν δὲ γελῶσα κύσει μιν δῖα γυναικῶν,
Μήτηρ, εὐσεβίης ὄλβον ἄγουσα μέγαν. —

Übrigens können wir am Schluss dieser Anzeige den Wunsch nicht unterdrücken, dass irgend ein Gelehrter, nach *Fischers* und *Mitscherlichs* Beyspiel, eine Sammlung griechischer und lateinischer Gedichte, die nicht in die Classe der gewöhnlichen Gelegenheitsgedichte gehören, sondern einen höheren Werth und ein allgemeineres Interesse haben, mit der nöthigen Auswahl veranstalten, und so für die Erhaltung und weitere Verbreitung derselben sorgen möge. Θ.

1) Bremen, b. Heyse: *Töne der Zeit*, von *Gerhard Anton von Halem*, herzogl. holstein-oldenburgischem Justizrathe. I. 1814. XVI u. 239 S. 8.

2) Hamburg, b. Bohn: *Spott- und Jubel-Almanach für Deutsche* von *Johann Friedrich Schink*. 1815. XXIV u. 192 S. 8.

No. 1. Ein edler Dichter redet hier Worte zu uns;

mit deren Klang jetzt so Mancher sich behängt und von der Gasse herauf beschwerlich fällt, und die nur da erfreuen können, wo sie mehr als Schellen oder Scherben sind. Die vorderen Blätter dieser poetischen Sammlung enthalten Lobgedichte auf mehrere Männer der Zeit, und patriotische Lieder, unter welchen das: *Trara! Kosak!* (nach dem Russischen) die anderen weit übertrifft. Was aber den eigenthümlichen Werth dieses Werks bezeichnet, sind die darauf folgenden, und, nur durch wenige andere Gedichte unterbrochen, bis zu Ende reichenden, meistens in Distichen abgefassten Sinngedichte oder Sinn- und Sitten-Sprüche. Mit freyer Stirn und klarem Herzen redet hier der Vf. die Wahrheit, und statt der taumelnden Begeisterung oder des nur wie fader Essig beissenden Nachgespötts der lieben neuesten Teutonisken, findet man hier Lehren, Warnungen, zu diesem Zwecke sinnreich gemachte Zusammenstellungen, treffende Worte für die Mängel der Zeit und die noch vielfach waltenden, willkührlichen und unwillkührlichen, Verblendungen. Wer Augen hat zu lesen, der lese! wer Ohren hat zu hören, der höre! Diese zum steten Ringen gegen den Schein aufrufenden Gedichte reden mehr die Sprache des Verstandes, als der Poesie; sie sehen aber auch nicht anspruchsvoll aus, und sie mögen uns als Fragmente einer geistreichen Reflexion, unter eine gedrungene, eindrückliche Form gebracht, erscheinen. In Bezug auf die Art, wie die Sprüche der alten prophetischen Weisheit ertheilt wurden, verdienen sie allerdings *Töne der Zeit* zu heissen; wir nennten sie aber noch lieber und bezeichnender Lehren der Zeit, Fürsten- und Männer-Spiegel, und möchten sie gern zu diesem Gebrauch als heilsam empfehlen können.

In Hinsicht der Form sind diese Distichen manchem Tadel unterworfen; oft hat aber auch der Blitz des Gedankens die Vollendung des Äusseren mit sich herbeygeführt. Die vielen, in dem Werke vorkommenden Paraphrasen bemerkenswerther Worte Anderer sind hier, wo sich die Zeit selbst im Spiegel der Wahrheit sehen soll, an ihrem Platze.

Die der Sammlung angehängte Schilderung des Märtyrerthums der beiden deutschen Männer, *von Fink* und *von Berger*, wird den Vaterlandsfreunden werth seyn, und ist ein Seitenstück zu den herzbewegenden Blättern, welche die Geschichten von *Beckers* Gefangenschaft und von *Palms* Tod einer freyeren Nachwelt überliefern.

No. 2, wie der Titel besagt, will spotten und jubeln; oder vielmehr, wie der Inhalt ausweist, seinen Jubel in Spottgedichten aussprechen, die „dem Corsen" (wie der Vf. den Weltfeind zu nennen affectirt) und seinen Heeren nachgepfiffen werden. Ob eine solche Auslassung unserer Freude der heiligen Zeit angemessen, ob solcher Spott als angenommener Stil überhaupt deutsch sey, bleibt dahin gestellt. Die Menge läuft dem Verurtheilten nach und spottet, wenn er gerichtet wird; den edleren Menschen macht jedes Gericht Gottes feyerlich still und in sich selbst gekehrt; der Lärm ist überhaupt nicht der Messer des Gefühls. Wir wollen dem Vf. im Geringsten nicht absprechen, dass er in seinem vollen Eifer gedichtet hat; dass er aber etwas Vortreffliches oder sehr Merkwürdiges geleistet — was er nach dem zur Vorrede dienenden Gespräche wohl glauben möchte — sprechen wir ihm unbedenklich ab. Er betrachtet mehrere dieser Gedichte, zur Zeit des Kriegs in Polen und Russland entstanden, als Weissagungen, deren Erfüllung ihm für seine Gesänge ein grosses Wort zu sprechen scheint; wer aber hat in jener Zeit nicht Ahnungen einer wunderbaren, alles Vorherige an Neuheit übertreffenden Entscheidung gehabt? Die Zeit selbst stand als ein Gesicht vor uns da. „Mehr als einmal," sagt Hr. *Schink* in dem einleitenden Gespräch (*Ein Freund und ich*) S. VII, „empfand ich mich in einer Art visionären Zustandes, und es bewegte mich, wie prophetische Weihe." Von der grossen Geistigkeit dieser Visionen sehen wir hier eben keine Probe.

Noch mehr auf das Einzelne einzugehen, halten wir für überflüssig. Das Beste scheint uns die *Herzenserleichterung bey Aufhebung des Congresses zu Chatillon* zu seyn. In dem Gedichte *Huldigung* hat der Vf. das elegische Mass mit Reimen angewendet; diese bey den ältesten deutschen Nachbildnern des Hexameters anzutreffende Weise könnte sich auch für manche Art von Gedichten recht gut eignen. Von der Kraftsprache des Vfs. mag Folgendes aus einem Gedicht „*an den Corsen*" zur Probe dienen:

Stirb', und verfaul', und fahre fort zu stinken;
Denn lange schon stankst durch dein Leben du! (S. 135.)

Rec. ist bey dem Abschreiben ganz widerwärtig zu Muthe. — Der Gedanke, im vorgedruckten Kalender jeden Tag mit merkwürdigen Begebenheiten der letzten Jahre zu bezeichnen, verdient, bey einem patriotischen Taschenbuche, Billigung und Lob, und der Vf. Entschuldigung, wenn dieser Kalender noch nicht völlig geordnet erscheint. Ziererey aber ist es, in diesen sehr ernsthaften Denkwürdigkeiten Napoleon nicht anders als „*den Corsen*" zu nennen. Es hat viele Corsaren gegeben, aber — wohl der Menschheit! — Napoleon wird einzig bleiben. — us.

NÜRNBERG, b. Riegel u. Wiessner: *Gustav Feuerleins Gedichte.* 1815. 147 S. 8. (14 Gr.)

Unter so manchen Ausströmungen des nationalen Gefühls, welche die Zeit veranlasst, verdienen diese Gedichte eine ganz besondere Auszeichnung. Wenn in einigen, und besonders den ersteren Blättern der Sammlung, die Sprache und ganze Behandlung der Gegenstände nicht unmittelbar poetisch, sondern mehr im Prisma der Rhetorik gebrochen erscheint: so sind viele andere so ganz dem innerst angeregten Gefühl entsprossen, und so voll der edelsten Andeutungen und Beziehungen der Zeit und des Volksthums, dass man sie recht liebgewinnt, und nicht wieder von sich lassen mag. Unter den bekannteren jugendlichen Erscheinungen, in welchen der gleiche Geist des deutschen Strebens sich ausspricht, wüssten wir keine passender mit diesen trefflichen Gesängen zusammen zu stellen, als die (in diesen

Blättern 1814. No. 171 beurtheilten) Gedichte von *Freimund Raimar*, die hoffentlich keinem unserer Leser ungekannt geblieben sind. In *Feuerleins* Gedichten weht mehr antiker Geist, antike Lyrik, es ist hier nicht die geringste Spur vom Tone deutscher Romantik, wie ihn *Freimund Raimars* Lieder vernehmen lassen; und das Mimische und komische Element in manchen der letzteren wird in *Feuerleins* Sammlung nirgends angetroffen: aber es ist Rec. eben höchst interessant gewesen, diese entschiedenen Gegensätze der Darstellung beider zu betrachten, und in beiden die höhere Einheit ihrer Feuergeister zu erkennen. In *Freimund Raimars* „geharnischten Sonetten" ist die Form der unseres Dichters mehr genähert. Eine vorzügliche Stärke hat dieser, die grofsen Namen und Muster der alten Geschichten mit den Bildern unserer Gegenwart zusammen zu stellen, und man möchte seine Gedichte in dieser Hinsicht einen wohlgeordneten Bildersaal oder *Heldenspiegel* nennen, wie eins derselben überschrieben ist.

Fast jedes dieser Gedichte verdient Lob und Liebe, und wird gewifs beides finden; um so weniger wollen wir mit einer vereinzelnden, vollständigen Aufzählung des Lobenswürdigsten dem Leser vorgreifen. Nichts aber unter dem Vielen, was Rec. angesprochen hat, ergriff ihn mehr, als das Gedicht an *Wellington*, und Graf *Bülow - Dennewitz*. Beides sind meisterhafte, ächte Heldengesänge; Bilder und Sprache in beiden folgen dem Dichter wie ein königlicher Strom. Das Gedicht: *Preussens Pilot*, obgleich in reimlosen Jamben gefertigt, hat etwas vom Stil und der Würde der politischen Canzonen Petrarca's. In dem Gedicht *Entthronung*, einem treffenden Bilde des entthronten Entthroners, heifst es:

> Noch bekleidet mit dem Fürstenflitter
> S c h e i n t er, sich zur Folter, gut gelaunt,
> Wie ein Tiger, der im Eisengitter
> Dumpf sein buntgeflecktes Fell bestaunt.

In dem Gedicht: *Preussens Wiedergeburt*, stellt der Vf., wie in einem anderen *den Niemen und die Beresina*, und dann *Tyrus* und *Hamburg*, so die Jahre 1806/7 und 1813 einander im Wechselgespräch entgegen. Wir heben eine Stelle aus:

> 1807.
> Verloren seyd ihr, weil ihr euch verloret,
> Euch und den Glauben an das Vaterland,
> Ihr, die ihr gegen Fesseln euch verschworet,
> Reicht jetzt aus Noth dem Schergen selbst die Hand,
> Und schliefst zu Tilsit einen ew'gen Frieden,
> Euch ewig ins Tyrannenjoch zu schmieden.
>
> 1813.
> Gerettet seyd ihr — weil ihr sterben lerntet
> Für Kind und Kindeskind, für euern Staat,
> Das Leben wird nur aus dem Tod geärndtet,
> Erst stirbt das Korn, dann sprofst die junge Saat,
> Bald kehrt im Ährenkranz der Frieden wieder,
> Sanft zu umketten alle deutschen Brüder!

Völlig unbefriedigt liefs uns nur das Gedicht: *Die Providenz und die Welteroberer.* (S. 4.) Die darin entfaltete Ansicht von der Geschichte und mancher aufserordentlichen Erscheinung derselben, wie z. B. Attila gewesen ist, erscheint den weiterhin folgenden unähnlich; die Darstellung ist in's Schwarze übertrieben; die Ansicht unpoetisch. Eine poetische Ansicht von der Geschichte nennen wir diejenige, welche nicht bey meteor-gleichen Bildern des Todes in derselben stehen bleibt, sondern das unerschöpfliche Leben betrachtet, in dem auch die Zerstörung eine Geburtsstunde ist. — In dem glühenden Gedichte *Moskau*, das nur etwas zu lang ist, bemerkten wir einen entstellenden Vers in der Strophe:

> Bald geht aus diesem schwarzen Aschenhaufen
> Ein seltner Phönix himmlischschön hervor,
> Den deutsche Schwerter gern mit Blut erkaufen,
> Wenn sie sich *voll* im Blut der Franken *saufen* —

Solche Versehen, und Reime wie *Schwerter* und *Mörder* S. 7, und *Phalangen* und *Franken* S. 51, wären zu vermeiden gewesen. So bemerkt man auch hie und da Provincialismen, wie *stoſst* für *stöſst*, *die* Frücht*en*, welche in der Druckſprache kein Bürgerrecht haben und hier nur zu billigen wären, wenn wir Volkslieder vor uns hätten, zu denen der Provincialismus oft recht angeboren und unnachläfslich gehört. Überhaupt, um kürzlich noch einmal auf die Parallele dieser Gedichte mit denen *Freimund Raimars* zurückzukommen, wird der Vf. der ersteren von Letzterem an poetischer Kraft, Rundung und Vollendung allerdings weit übertroffen, und hat es in der *Kunstnatur*, seine Poesieen zu einem runden Ganzen zu gestalten, noch nicht dahin gebracht, wo jener mit seinen Liedern steht; sein Geist giebt aber von einer anderen Seite an classischem Gehalte und flammender Kraft nichts nach.

Im Anhange will der Vf., nach den Äuſserungen der sehr ansprechenden Eingangsstanzen, auch Kleinigkeiten zu beseelen streben, nachdem er kühnere Flüge gewagt hat; wir sehen ihn aber hier nicht recht glücklich. Vielleicht liegt die Schuld daran, dafs er für diese leichten Spiele dieselben schwerfälligen Mafse wählte, worin er sich in den gröfseren Gesängen seiner Natur angemessener bewegt. Ganz wunderlich ist die von ihm angenommene Gewohnheit, zwischen jeder Stanze eine vier - bis fünfzeilige Strophe einzuschieben. Sie verdient keine Nachahmung, und keine Fortsetzung von Seiten des Dichters. Die *Stanzen* in diesem Anhang enthalten viel Zartes, Weiches und Dichterisches, und um so störender, als würde man immer wieder aus einem Strome gerissen, den man sanft hinuntergleiten wollte, sind diese Einschiebsel. Das vollendetste Gedicht ist das letzte: *Loos der Dichter*, im elegischen Mafse. *Finis coronat opus!*

— us.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1815.

BOTANIK.

Carlsruhe u. Heidelberg, in Commiss. b. Braun: *Franz Joseph Schelver's,* ordentl. Prof. der Medic. und Botanik zu Heidelberg, *Erste Fortsetzung seiner Kritik der Lehre von den Geschlechtern der Pflanze.* 1814. 118 S. 8.

Nachdem der Vf. in seiner ersten Schrift (J. A. L. Z. 1813. No. 41) die Gründe, auf welchen die eingewurzelte Lehre von der Befruchtung der Gewächse beruht, geprüft hat: so kommt er nun in dieser Fortsetzung zu dem wissenschaftlichen Beweise, dass das Geschlecht der Pflanzen-Natur widerspreche. Wir wollen ihm in seinem Raisonnement Schritt für Schritt folgen, um weder der Unterbrechung noch wo möglich falscher Auslegung Raum zu geben. I. *Von den Geschlechtern und der Erzeugung in der Natur.* Ein Ganzes muss, wenn es geschlechtsfähig seyn soll, einer Theilung fähig seyn; die Theilung des Ganzen aber besteht darin, dass das Seyn einmal seinem Inhalt nach da ist, aber im Mangel der Form steht (weibliches Geschlecht), das andere Mal aber seiner Form nach da ist beym Mangel des Inhalts (männliches Geschlecht). In dieser ursprünglichen Theilung liegt der Fortschritt des Lebens; sobald die beiden Geschlechter ihre Ausgleichung erhalten haben, ist das Leben über den zeitlichen Mangel und Wandel erhaben, es nähert sich um so mehr seinem Ende, als die Geschechter ihre Differenz tilgen; die vollendete Liebe ist auch die Ewigkeit. Umgekehrt dauert die Erzeugung fort, und erneuert sich aus jedem Act der Vermählung, je mehr die unendliche Mitte von dem einen oder anderen Geschlecht überwältigt ist; die vollkommene nicht wieder auflösliche Vermählung der Geschlechter aber, der Übergang in die ewige Liebe, ist der Tod des zeitlichen Lebens.

II. *Von der Erscheinung der Geschlechter und der Erzeugung.* Das Geschlecht und die Erscheinung der Geschlechter ist eben so verschieden als Leben und Lebens-Erscheinung. Wenn daher hier von den Geschlechtern der Erde, der Pflanze, des Thieres die Rede ist: so ist nur die Rede von diesen Erscheinungs-Weisen, und nicht von dem allgemeinen Begriff der Geschlechter; wenn also von der Erde und dem Gewächse gesagt wird, dass sie das Geschlecht nicht haben, dass es aber dem Thiere eigne: so kann diess nicht von der inneren übersinnlichen Beschaffenheit ihres Lebens gemeint seyn, sondern heisst nur, dass das Geschlecht in der Erde, dem Gewächse nicht zur sinnlich wahren Erscheinung gelangt sey. Dem Mangel dieser Unterscheidung des Übersinnlichen und Sinnlichen in der Natur ist die tolldreiste Schematisirung einiger und der Eigensinn einer dürftigen Analogisirung anderer Naturforscher älterer und neuerer Zeit zuzuschreiben: beide gehen zu weit, indem sie das Geschlecht in die Natur der Gewächse auf verschiedenem Wege hineinlegen; nur aus den nothwendigen Erscheinungsweisen des Lebens läfst sich das Gesetz der Geschlechtsdifferenz erkennen und einsehen, worin der Unterschied des Thiergeschlechts vom Pflanzengeschlecht liege. „Denn," sagt der Vf., „das Wesentliche in der Erscheinung ist die wesentliche Erscheinung des Seyns; das Unwesentliche in der Natur ist der in allem Natürlichen gleich vorhandene übersinnliche Geist, weil nicht dieses, sondern allein die sinnliche Form die Natur zur Natur macht. Der Geist der Natur ist nicht der in der inneren Gottheit schaffende, sondern der des sprechenden Wortes. — Da der Geist bisher nur durch den Tod und die Abstraction der Welt zum ewigen Vater eilte: so soll er jetzt aus diesem in den Sinn der Werke dringen, und die für ihn abgestorbene Natur soll ihm neu geboren auferstehen, als der ewigen Wahrheit offenbares Wort und gegenwärtiges Wirken."

III. *Von der Erhaltung und Fortpflanzung.* Das gegenwärtige Leben dieser Erde, dieser Pflanze, dieses Thiers ist eine fortbestehende Erzeugung ihres Lebens; sie haben also für und in sich selbst die Geschlechts-Differenz, die Vermählung und fortdauernde Gebärung desselben Lebens innerhalb dem Kreise ihrer Einzelnheit. Die Fortpflanzung ist aber die über den Kreis der Individualität hinausgehende Erzeugung desselben Individuums, man muss daher das äussere (Fortpflanzungs-) und das innere (Erhaltungs-) Geschlecht unterscheiden; die fortpflanzende Erzeugung aber kann nur erst dann erwachen, wenn die erhaltende vollendet ist. Dieses Erwachen geht aus dem Triebe der Selbstergänzung hervor, weil der Mann mit dem überwiegenden Formtriebe geboren die Materie — das Weib aber in der überwiegenden Materialität geboren die Form ihrer selbst suchen muss; der Mann setzt seine eingeborene Männlichkeit ausser sich selbst, und das Weib, die Form suchend, wird dadurch von der eingeborenen Weiblichkeit gelöst; das Mann-Individuum ist Mann-Weib seiner selbst, und das Weib-Individuum Weib-Mann ihrer selbst. Die Individuen folgen dem geheimen Liebeszuge, welcher über sie bestimmt wird, sie vermählen sich nicht selbst, sondern von den, aus ihrer Selbstergän-

zeug durchbrechenden Zeugungskräften überwältigt, wird der ihnen eingeborene und wieder ſprechende R[illegible] des Schöpfers gegen ihren Willen lebendig. Die fortpflanzenden Geſchlechter, Mann, Weib, ſind nothwendig jedes für ſich ein vollendetes Individuum.

IV. *Von den Stufen der Erzeugung und den Erſcheinungen des Geſchlechts.* Das bewegte Ganze (ſonſt *das Leben* genannt) entſteht auf dreyerley Art: es iſt 1) ein *Gemachtes, Gewordenes*; 2) ein *Werdendes*; 3) ein *Sich-ſelbſt-machendes.* In dem erſten Fall wirken Obergewalten und höhere Mächte zum Vermähltwerden, welches in der ſinnlichen Erſcheinung die Erde heiſst, das Reich der ſtrengen Gewalt und inneren Gleichgültigkeit des Lebens. Im zweyten Fall iſt des Schöpfers Geſetz nicht mehr auſser dem Geſchöpfe, ſondern in demſelben; des Schöpfers Wille in ihm iſt nicht der ſein Wollen ſchaffende Wille, ſondern ein beſtimmtes Wollen; es iſt nicht des Schöpfers Willen-Macht, ſondern eine Entſcheidung und Auſserung dieſer Macht: dieſes nennen wir in der ſinnlichen Erſcheinung: Pflanzen-Natur. Die Erde hat demnach die Geſchlechter nur *an ſich*, das Gewächs aber *in ſich*, jedoch nicht durch ſich. Die Pflanze iſt ferner nur erregbar, hat keinen inneren Lebenstrieb, erhält und vermehrt ſich nur auf äuſseren Antrieb, und hat alſo die Zeugungskräfte und Vermählungstriebe nicht ſelbſt, ſondern folgt den allgemeinen Zeugungskräften und Trieben der Natur. Im dritten Fall iſt die Seele zugleich mit dem Leibe und das Leben iſt ſich ſelbſt gehorſam, d. i., nicht mehr des Schöpfers Wille, ſondern des Schöpfers Willen-Erzeugung iſt in dem Geſchöpf: ein ſolches Leben iſt das (beſeelte) thieriſche Leben. Ein vierter Fall ſtellt die Menſchennatur auf, welche hier nicht betrachtet wird.

V. *Von der vegetativen Erzeugung.* Der Zufall erweckt das Saamenkorn; die Dauer, Gröſse, Schnelligkeit ſeiner Entwicklung iſt es ebenfalls der Beſchaffenheit des Zufalls ſchuldig. Iſt dieſe Gleichgültigkeit gehoben: ſo ſehnt ſich das Sonnenkind ein Kind der Erde zu werden, und umgekehrt; in dieſem Wechſelſpiele ſteigt die Verwandlung und Geſtaltung. Von der Erde geht der Trieb aufwärts zur Erzeugung der Keime, von der Spitze geht der Zug abwärts zur Entwickelung der Keime; von der Wurzel ſehnt ſich das Leben zur Fruchtbarkeit, und von der Frucht ſehnt es ſich zum Wurzeln. Der thieriſche Leib unterſcheidet ſich demnach darin von der Pflanze, daſs er die Auflöſung nicht von auſsen empfängt, ſondern das verzehrende Feuer in ſich hat, und in das Excrement ſeiner Selbſt geht: die Pflanze aber muſs im Tode wurzeln und den Chemismus empfangen. Auf gleiche Weiſe empfängt das Thier nicht die geſtaltende Kraft, ſondern es hat das Licht in ſich, und iſt die Herſtellung aus ſeinem eigenen Brande. Die vegetative Subſtanz iſt alſo zweyſeitig, eine Vermählung von irrdiſchen und himmliſchen „Eigenſchaften" (Erde und Sonne); jene geben das formloſe, dieſe die Form der Zeugung. Durch den *Sonnen-Einfluſs* wird das Gewächs zur Entwicklung und Geſtaltung genöthigt; es ſucht um ſo mehr die Erdnähe, geht in die Leiblichkeit und innerſte Vermiſchung, je mehr es vom Lichte getroffen iſt und geſtaltet iſt. Das Licht fodert nach ſeiner *Gewalt* Farbenloſigkeit und Helle. Aber die Vegetation ſetzt ihm gleichſam Selbſtbeſchattung in der Farbe entgegen, und wird umgekehrt im Licht-Mangel farbenlos. Im *Einfluſs der Erdmacht* aber und der daraus folgenden Zuſtände ſtrebt die Pflanze die Enthüllung, Entleibung, Deſtillation und Geſtaltung zu erreichen. Die Sonne lockt den Erdſaft heran, und dieſer greift den geformten Keim auflöſend, dehnend, füllend, vergröſsernd an. Indem nun das Wachsthum anfängt und die Sehnſucht auf Erde, den Keim in äuſserer Leiblichkeit darzuſtellen, lebendig wird: ſo geſchieht die Entfaltung.

VI. *Von der beſonderen Erſcheinung des Pflanzengeſchlechts.* Zwiſchen Erde und Sonne, Rohheit und Geſtaltung, ſchwebt die vegetative Geſtaltung nach dieſen zwey Seiten beunruhigt, bedroht und zur Wendung ins Gegentheil gelockt, und nur in ſofern das Eine oder das Andere (Sonne oder Erde) in der ganzen Pflanze überwiegt, *erſcheint* die Vegetation (im erſten Fall) im männlichen die Erde ſuchenden, oder (im zweyten Fall) im weiblichen das Licht ſuchenden Charakter. Dieſe Geſchlechter ſtehen alſo nicht in thätiger Beziehung auf einander, weil nicht in ihnen, ſondern auſser ihnen die Kraft ihrer Differenz iſt; daher ſich die weibliche und männliche Pflanze nicht unter einander vermählen, ſondern Sonne und Erde vermählen ſich in der Pflanze: dieſe iſt nur das männliche oder weibliche Kind des Vermählungsacts der Sonne und Erde; die Differenz, welche das Kind hat, iſt auch nicht dieſem eigen, ſondern der Sonne oder der Erde. Nach dieſer Anſicht heiſst auch ſchon bey Dioſcorides und allen Alten bis auf Tournefort mit eingeſchloſſen die ſaamentragende — die Erde ſuchende, durch ihre formloſe Leiblichkeit und Wildheit ausgezeichnete — Pflanze des Bingelkrauts u. ſ. w. die männliche, und die unfruchtbare — zartere, kleinere, lichtere, durch Bezähmung und ſchöne Geſtaltung ausgezeichnete — die weibliche Pflanze; wahrſcheinlich weil jene in den Früchten die Keime verkörpernd das Leben in die Erde zurückführt, da im Gegentheile an der unfruchtbaren Pflanze nur das unvollkommene Rudiment, nur die Rohheit des Germens iſt, welche noch der Befruchtung durchs Licht bedürfen; auch iſt der ganze Habitus der ſaamentragenden Pflanze durch den Trieb, die Leiblichkeit aufzunehmen und dem Erdſaft die himmliſche Tinctur einzuprägen, ausgezeichnet.

VII. *Erzeugungs-Geſchichte der Pflanzenſpecies.* Über den Urſprung der Pflanzenſpecies kann man nur aus der Geſchichte ihres Geſchicks, aus den Verhältniſſen zwiſchen Erde und Sonne, aus dem Wandel dieſer Verhältniſſe Einſicht erlangen. Man denke ſich eine Species in das entgegengeſetzte Geſchick fallend, wie ſie hier von der Erdgewalt übertrieben das Licht ſuchen muſs, und einen Fortſchritt in der Geſtaltung macht, oder wie ſie dort von der Sonnenkraft bedroht die Erde ſuchen muſs, und einen

Fortſchritt in Leiblichkeit, Unbeſtimmtheit und Löſung der Form macht: ſo werden dieſe zwey Gegenſätze von einander als weibliche und männliche Species unterſchieden werden. Man denke ſich umgekehrt, daſs jede dieſer zwey Species in die Gegend falle, welche das relative Gleichgewicht jener zwey Differenzen der Erde und Sonne hat, oder wo jede dieſer Species wieder das umgekehrte Geſchick antrifft: ſo wird ſie in eine mittlere Species umgewandelt werden, und das Kind der Geſchlechter aus Vermählung ihres Geſchicks genannt werden. Aus der Differenz dieſer dritten zu ihren Erzeugern entſtehen wieder neue Verhältniſſe u. ſ. w. Die Geſtalt der Blätter von mehreren Gewächſen, deren diagnoſtiſche Kennzeichen von dieſen Organen hergenommen ſind, geben Beweiſe hievon. So iſt z. B. die *Sorbus aucuparia* in den mehrgetheilten Blättern nur eine fortgeſetzte Evolutions-Geſchichte der *Sorb. hybrida*, ſo daſs beide nur durch das Geſchick unterſchieden ſind, welches die *S. hybrida* in eine *ſtärkere Innigkeit* des Gewebes, die *S. aucuparia* in eine *gröſsere Freyheit des Sproſſens* zu ſtreben antrieb, und mit dieſen Trieben auch die Frucht durchdringt. Auf gleiche Weiſe geht die *Arctotis hypochondriaca* in die *A. calendulacea*, dieſe in die *paleacea*, und aus dieſer wird jeder ſowohl die vorhandenen als die möglichen Mittelglieder erkennen, welche endlich zur *A. anthemoides* führen. Ein ähnliches Beyſpiel liefern die Blätter der *Morus nigra*, *alba* und *papyrifera*. So wird es auch nicht ſchwer werden, unter den Arten der Gattungen *Ranunculus*, *Pelargonium*, *Quercus*, *Acer*, *Platanus* u. ſ. w. Übergänge zu finden. Der Vf. verſpricht hier zugleich, bey einer anderen Gelegenheit auch die Grenzen dieſer Metamorphoſe und die Geſetze, nach welchen das Spiel äuſserlicher quantitativer Differenzen in innere qualitative generiſche Umbildungen erhoben wird, anſchaulich darzulegen. Der Vf. macht ſich nun ſelbſt folgende vier Haupteinwürfe, welche man dieſer Theorie entgegen ſetzen könnte. Der erſte iſt: „daſs wir doch von jener Macht der Erde und Sonne in Erzeugung der Species keine ſinnlichen Beyſpiele haben, daſs vielmehr die Species, aus einem Klima in ein anderes verpflanzt und ausgeſäet, unverändert bleibe; daſs dieſs ſogar die eigentliche Prüfung des ſpecifiſchen Charakters ſey." Dieſen Einwurf ſucht nun der Vf. theils durch Beyſpiele der *Peloria* und *Sambucus laciniata* und *nigra*, theils durch Raiſonnement über das Geheimniſs des Einfluſſes der Localität auf die Vegetation zu ſchwächen oder zu widerlegen. Zweyter Einwurf: „Wenn die Pflanzen-Species die Kinder des Geſchicks ſind: ſo kann das Gewächsreich weder eine Grenze und einen geſchloſſenen Kreis der Formen, noch eine innere Beſtändigkeit haben. Es würde eine Sammlung von Zufällen ſeyn, welche alle der Veränderlichkeit hingegeben, einſt anders waren und einſt anders ſeyn werden. Eine ſolche Vorſtellung iſt mit dem Leben unvereinbar, welches im zeitlichen Wandel zugleich ewig und unveränderlich iſt." Da aber nach des Vfs. Theorie nur diejenigen Erzeugniſſe unwandelbar ſind, welche ihre Erzeuger in ſich ſelbſt haben: ſo ſind und bleiben die Pflanzen-Species wandelbar und vergänglich; denn ihr Bildungsgeſetz, das beſondere Verhältniſs von Erde und Sonne, iſt allein ewig. Ein dritter Einwurf iſt: „daſs die Zeugungsgeſchichte der Species von der Fortpflanzung ihrer Individuen verſchieden ſey. Die Fortpflanzung ſey die Vermehrung der Species in ihren Individuen und Erhaltung der Species; — die beſchriebene Zeugungsgeſchichte ſey aber eine Vermehrung des Genus in ſeiner Species und eine Veränderung der Species." Es herrſcht aber von der Verſchiedenheit der Individuen bis zur Varietät und von dieſer bis zur Eigenheit der Species nur ein allmählicher gradueller Fortgang, und es iſt zwiſchen individuellen Abweichungen, Varietäten und Species nur der Unterſchied einer ſchwächeren oder ſtärkeren Spannung der Geſchlechtsdifferenz und des Geſchicks. Die Fortpflanzung der Species geſchieht durch dieſelben Mächte, welche die Umbildung der Species erzeugen, und *die Vermehrung der Individuen einer Species iſt nicht die Erhaltung einer Species, ſondern vielmehr der Anfang ihrer Umbildung.* Der vierte Einwurf endlich: „daſs die Fortpflanzung nicht darin beſtehe, was das Geſchick aus der Pflanze mache, ſondern darin, daſs ſie in jedem Geſchicke, welches ſie erleiden könnte, vermehrt wird. Möge aus dem Saamen der Pflanze werden, was Himmel und Erde entſcheiden: ſo werde doch immer in der Saamen-Erzeugung die Vermehrung dieſes Beſchluſſes erzeugt." Aber der Saamen wird auch nur durch den Einfluſs der Sonne und Erde erzeugt, antwortet der Vf., und iſt die Beendigung der Pflanzengeſchichte, weil die zwey Erregungen des Lebens hier aus der höchſten Spannung die Indifferenz erreichen. Da die übrigen Fortpflanzungs- (Vermehrungs-) Weiſen der Gewächſe der Geſchlechter nicht bedürfen: ſo ſehe man nicht ein, warum ſolches auf den Spitzen der Gewächſe ſeyn ſolle; daſs ihre Fortpflanzung durch Geſchlechter und auch ohne Geſchlechter geſchehen könne, bleibe ſo lange eine vernunftloſe Rede, bis ihre Verfaſſer dergleichen *begreiflich* gemacht hätten. Der ganze Irrthum rühre daher, daſs man das Saamenkorn mit dem befruchteten thieriſchen Ey verglichen habe, da es vielmehr mit dem unbefruchteten, aber reifen Keime des mütterlichen Eyerſtocks zu vergleichen ſey; es hat noch nicht die Entwicklungsgeſchichte des Lebens, vielmehr geſchieht erſt im Keimen die Befruchtung. Die ganze Lebensgeſchichte der Pflanze iſt nur Entwickelung, und kommt nicht weiter als der Foetus in Mutterleibe.

VIII. *Pflanzen- und Thier-Erzeugung.* Die vegetative und animaliſche Natur ſind wie Freundſchaft und Liebe unterſchieden. Die Gewächſe ſtehen wie in naher und entfernter Freundſchaft: denn Freundſchaft iſt unter Individuen, welche, weil derſelbe Schöpfer in ihnen wirkt, in der *empfangenen* Beziehung einander anſchauen. Liebe iſt dagegen unter den Individuen, welche in ſich ſelbſt den Schöpfer empfinden, und aus ſeiner ihnen freygegebenen

Macht in die Erzeugung gehen. Wie nun der Seligkeit des gemeinſamen Wollens und Wirkens die Freundſchaft vorangehen muſs: ſo iſt auch die Zeugung der beſeelten Weſen ein Übergang aus der vegetativen Natur, und die Thiere ſtehen noch mehr oder weniger unter vegetativen Zeugungsgeſetzen, je nachdem die Seele in ihnen ſtärker oder ſchwächer iſt; die Zeugungskraft und ihre Stärke hängt noch zum Theil vom äuſseren Geſchick ab; es überfällt endlich jedes in ſeiner Zeit das Geſetz; ſogar der Menſch empfindet und erkennt in den Geheimniſſen der Liebe das tiefe unergründliche Geſchick der Conſtellation, welche ſeine Neigungen regierend in den Wundern des Suchens und Findens unſichtbar die ſichtbare Verwandlung und Vermiſchung der Gemüther und Leiber geſtaltet. Die thieriſche Vermiſchung iſt nicht die Erhaltung der Species, ſondern vielmehr der Weg zur Umbildung derſelben; wie die Species im Pflanzenreiche dadurch, daſs ſie in das entgegengeſetzte Geſchick fällt, umgebildet wird. Je reger daher bey den Thieren die Zeugungskraft und Vermehrungsluſt iſt: um ſo mehr geht der ſpecifiſche Charakter in das Spiel neuer Formen über, um ſo mehr löſet der Schöpfer die Urgewalten zur neuen Weltgeſtaltung. Bey den Pflanzen iſt es ebenſo. Je mehr ſie das Glück des Saamen-Reichthums haben: deſto mehr werden ſie über ihren Standort hinaus fortgeſetzt, deſto mehr fallen ſie in ein anderes Geſchick, woraus dann der nothwendige Erfolg der Umbildung der Pflanze aus dem Übermaſs des Glücks ihrer Vermehrung. Die Thierſpecies beſtehen aber nur dadurch, daſs das Geſchlecht immer wieder gleichgültig, und ſelbſtſüchtig gegen die verwandelnden Triebe wird; ſo beſtehen auch die Pflanzenſpecies nur dadurch, daſs in der langſamen Bewegung des höheren Geſchicks die Saamen noch unzählige Mal in daſſelbe Geſchick fallen, ehe der Wandel ſie trifft.

IX. *Übergang der Pflanze zum Thier.* Die Pflanze geht von der Erde aus, und endet in der Thierheit; dieſe geht von der Pflanze aus, und endet in der Menſchheit. Die Pflanze hat die mit dem Schöpfer verſöhnte Erde, welche wieder entzündlich, brennlich und jeder Bildung fähig geworden iſt; aber den zündenden Funken ſchöpferiſcher Kraft erwartet ſie noch von auſsen her: ſie ſteht da in ihrem Verwandlungsproceſſe ſtill, wo das Brennliche aus ſich ſelbſt brennt. Die ſelbſtentzündliche Subſtanz iſt der Anfang des ſeligen Leibes. Je mehr eine Pflanzenart, und wie ſie die freyeren Seelen durch Freundlichkeit und Lieblichkeit der Genüſſe an ſich zieht, und deren Beruhigung an ſie verkettet iſt: um deſto mehr iſt die Pflanzenſubſtanz dem thieriſchen Leben verwandt. Aber keine Pflanze kann aus ſich ſelbſt den Leib verzehren, und in dieſer Entzweyung die Seele löſen. Dieſe Selbſtentzündung, welche die eigenen Geſchlechter entfaltet, und aus dieſem Brande wieder in die unendliche Zeugung geht, gehört dem thieriſchen Leibe. — Im Thiere iſt die Seele am Gewächſe des Leibes beſchäftigt, wie das Gewächs an der Erde beſchäftigt iſt. Das Fortſchreiten der thieriſchen Bildungen iſt zugleich die Steigerung der den thieriſchen Leib bedrohenden und wieder bezwungenen Vegetation. Die Seele wagt gleichſam mit einem immer neuen und gewaltigeren Ungeheuer der Leiblichkeit den Kampf; der Leib geht in alle möglichen wilden Ausſchweifungen, aber jede wird wieder ein dienendes Organ der Seele. Das allſeitig und ganz bezwungene Gewächs, die überwundene Selbſtloſigkeit, die allauflöſende, über ſich ſelbſt wachende, ſelbſtbewuſste Seele, das Reſultat und Ende der Thierheit iſt der Menſch. Dieſer geht, da er überwunden hat, in ein freyes Spiel der Liebe zwiſchen Seele und Leib, und je mehr er ſich als den Herrſcher empfindet, um ſo mehr ſtrebt er das leibliche Leben in die Gegenwart zu erziehen und den bewuſstloſen Abgrund zu erſchöpfen, da das Licht des Erwachens immer durch die Tiefe des Schlafes gemeſſen wird. — Die Pflanze geht in die Thierheit über (im Gewürm); aber nicht umgekehrt: denn dieſer Übergang in den erſtarrenden Leib wäre ein Rückgang des Lebens, ein Weg der Entſeelung und Bindung des Feuers, welches den Leib verzehrend, die Neigungen entzweyend, Form und Materie ſcheidend, die erſte Geſchlechtstheilung entfaltete. Der Wendepunct der Pflanze zum Thiere iſt auf dieſem Übergange der Geſchlechts-Entfaltung; er iſt die Umwendung des ruhenden von auſsen erregten Lebens zu dem aus ſich ſelbſt erzitternden und ſeine Indifferenz immer wieder verzehrenden Leben.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stück.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Aſchaffenburg*, b. Wailandt: *Die Berechnung der Dreyecks-Ebene aus ihren gegebenen drey Seiten.* Nach früheren Methoden faſslich dargeſtellt und neu bewieſen, von *Joh. Joſ. Ign. Hoffmann*, Director des Lehrinſtituts zu Aſchaffenburg u. ſ. w. 1813. 24 S. 4 und 1 Kupfer. (8 Gr.)

Der bekannte Satz, daſs jedes geradlinigten ebenen Dreyeckes Inhalt $= \sqrt{[s.(s-a).(s-b)(s-c)]}$ ſey, wenn s die halbe Summe der Seiten und a, b, c die einzelnen Seiten ſind, macht den Gegenſtand dieſer Schrift aus. Hr. *H.* theilt hier zuerſt den Beweis des *Frater Lucas de Burgo*, welcher 1494 bekannt gemacht iſt, mit; dann den Beweis von *Pfleiderer* und *Euler*, und bemerkt dabey die Schriften, wo man dieſen Satz auf ähnliche Weiſe bewieſen findet. Die Darſtellung dieſer rein geometriſchen Beweiſe hätte gewiſs ſehr gewonnen, wenn Hr. *H.* die zur Vorbereitung dienenden Sätze als eigene Lehrſätze abgeſondert hätte; dadurch wäre der Schein, als ob der Beweis ſo überaus weitläuftig ſey, weggefallen. Die Zuſammenſtellung dieſer Beweiſe iſt, da ſie ſich in unſeren gewöhnlichen Lehrbüchern faſt nirgends finden, ſehr angenehm. Weniger intereſſant iſt die Durchführung einiger analytiſch-geometriſcher und analytiſch-trigonometriſcher Beweiſe, die mit einer, ſelbſt für Ungeübte vollkommen zureichenden Ausführlichkeit dargeſtellt ſind, aber dem Weſentlichen nach ſich auch in den Lehrbüchern finden. Die ganze kleine Schrift iſt gut geſchrieben, aber ein wenig durch Druckfehler entſtellt.

i. e. e.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1815.

BOTANIK.

Carlsruhe u. Heidelberg, in Commiss. b. Braun: *Franz Joseph Schelver's*, ordentl. Professor der Medicin und Botanik zu Heidelberg, *Erste Fortsetzung seiner Kritik der Lehre von den Geschlechtern der Pflanzen*, u. s. w.

(*Beschlufs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Diefs ist nun die wissenschaftliche Auseinandersetzung des Vfs. von der Geschlechtsdifferenz. Wir haben, theils um Misdeutungen zu verhüten, theils die Sprache und die Tendenz des Vfs. unsere Leser kennen zu lehren, meist mit seinen eigenen Worten geredet; wir enthalten uns daher des Urtheils darüber, weil nun Jeder nach seiner eigenen Ansicht über den Werth oder Unwerth dieser Theorie leicht wird urtheilen können. Wir sagen nur noch einige Worte über den zweyten *kritischen Theil* dieser Schrift, welcher I) *unsere Recension* über des Vfs. Kritik d. L. v. d. G. d. P. abgedruckt und mit commentirenden Noten begleitet enthält, und 32 Seiten einnimmt. Wir überlassen es unseren Lesern, über die Beschuldigungen des Vfs. gegen den Rec. zu urtheilen, indem daraus mehr die Empfindlichkeit des Vfs. gegen Widerspruch, als Liebe zur Wahrheit, hervorleuchtet. Unsere Recension ist in 42 Sätze abgetheilt, wozu jedesmal eine Replik gefügt ist, im Tone eines beleidigten Schriftstellers. Wir übergehen diese daher, und berühren nur einige derselben, weil solche unmittelbar zur Sache gehören. Der Vf. beschuldigt in No. 17 den Rec. ebenfalls, dafs er *Spallanzani's* Versuche über die Befruchtung des Hanfs nicht gelesen habe. Nach *Spallanzani's* eigener Erzählung wurde dieser durch *Bonnet's* Bemerkung zu gröfserer Vorsicht bewogen, nachdem die Pflanzen schon versetzt waren. Denn er sagt *Opusc. Tom. III, (ed. Sennebier) p. 359*: „*Je devois donc être très attentif pour voir si quelques fleurs mâles ne se mêleroient point aux femelles*", und bald darauf heifst es ferner: „*Afin que l'examen fut plus vigoureux je coupai tous les rameaux à l'exception cet.*" Warum sollen nun hier keine Blüthen amputirt worden seyn? Zu No. 18 des Vfs. dient Folgendes: *Spallanzani* sagt a. a. O. S. 556: „*Car ils furent assez-grands pour distinguer les individus mâles des femelles.*" Ist diefs aber bestimmt genug gesagt, in welchem Zustande der Entwickelung die zum Versuch genommenen Pflanzen sich befunden haben? Mufsten sich nach dieser Äufserung die beiderley Blüthen nicht schon entwickelt haben? und geschieht nicht sehr häufig die Befruchtung schon vor der Entfaltung der Blumen? Dafs dieser letztere Umstand (welcher so höchst wichtig bey diesem Streit und bey Versuchen über diesen Gegenstand ist) dem Vf. unbekannt sey, erhellt aus dem Geständnifs in seiner Kritik S. 51, wo er sagt: „*mir und Anderen ist bisher bey aller Sorgfalt, Mühe und Wiederholung noch kein einziger Versuch* (der Bastard-Erzeugung) *gelungen,*" welche unzweydeutige Äufserung der Vf. aber in der *Fortsetzung* S. 92 in der Note zu leugnen scheint: woraus sich deutlich ergiebt, dafs der Vf. der Natur leichter etwas andichten, als sie über ihren Gang durch sinnige Versuche befragen kann; anderen Theils aber auch oft nicht mehr zu wissen scheint, was er geschrieben hat, und damit den Schein der boshaften Verläumdung auf den Rec. zu werfen sucht. — II. *Von den getrennten Blüthen.* Da die Trennung der Geschlechter bey den Pflanzen in verschiedene Individuen sowohl als in einem Individuum in verschiedenen Blumen bey Schwachsinnigen und zum Nachdenken trägen Menschen ein Haupteinwurf gegen die vorgetragene Theorie des Vfs. werden könnte: so sucht er denselben in diesem Auffatz folgendermafsen zu heben: Weil nach dem Gang der Metamorphose der Pflanzen auf die Krone die Staubfäden, und auf diese der Fruchtknoten folgt: so mufs man, wenn einer Blume der Fruchtknoten fehlt, dieses als eine gehemmte Entwickelung ansehen, und also die männliche Blume eine unvollendete nennen; bey denen Blumen aber, welche nur den Fruchtknoten enthalten, mufs man die Entwickelung als einen Grad übersprungen betrachten. Von denen Gewächsen aber, welche an verschiedenen Stellen männliche und weibliche Blumen haben, mufs man sagen, dafs ihre Entwickelungsgeschichte in der Spannung solcher Extreme ist, dafs sie einmal aus Trägheit und Hemmung unvollkommen wird, und das andere Mal aus Beschleunigung ein Mittelglied der Erscheinung überspringt. Der Raum dieser Blätter gestattet uns nicht mehr, die Gründe des Vfs. anzugeben, geschweige sie zu prüfen; wir müssen daher unsere Leser auf die Schrift selbst verweisen, wenn sie nähere Belehrung verlangen.

Ae.

Eisenberg, b. Schöne: *Handbuch der pharmaceutisch-medicinischen Botanik, zum Selbstunterricht für angehende Ärzte, Veterinär-Ärzte, Apotheker, Droguisten* u. s. w. Von *Joh. Chr. Fr. Graumüller*, der Weltweisheit Doctor und Pri-

vatlehrer zu Jena u. s. w. Erster Band. 1813. XXIV u. 496 S. Zweyter Band. 1814. XIV u. 466 S. 8. (4 Rthlr. 16 Gr.)

Der Hauptzweck des Vfs., bey der Ausarbeitung dieses Handbuchs, geht zunächst dahin, den Ärzten, Apothekern und Specereyhändlern über jede pharmaceutisch-medicinische Pflanze genügende Auskunft zu geben, und diesen Theil der angewandten Botanik gleichsam auf eine höhere Stufe der wissenschaftlichen Cultur zu erheben. In dieser Absicht hat er nicht allein alles, was die Botanik der Pharmacie und der Medicin darbietet, unter einen Gesichtspunct gebracht, nach dem jetzigen Zeitgeiste geregelt und sorgfältig geordnet, sondern die meisten Materialien, die für seinen Zweck sich eignen, und in früheren Schriften der Art zerstreut sind, selbst geprüft, verglichen und durch eigene Erfahrungen die Richtigkeit der Analogie zu bestätigen oder zu modificiren gesucht, also in dieser Hinsicht und in Beziehung auf eine deutliche Darstellung der abgehandelten Gegenstände ein recht brauchbares Werk geliefert.

Der erste Band enthält die fünf ersten Classen des linnéischen Systems, welches der Vf. zum Grunde gelegt hat. Einer jeden Ordnung ist eine kurze Charakteristik, sowohl der ihr zugehörenden Gattungen, als der natürlichen Familie, nach *Batsch* und *Jussieu's* Methode vorausgeschickt. Um unsere Leser von der Eintheilung und Anordnung der gesammelten Materialien näher zu unterrichten, wollen wir gleich bey der ersten Gattung *Amomum* stehen bleiben, und die Beschreibung der ersten Art zum Beyspiel aufstellen.

I) *Amomum Zingiber Linn.* Der gemeine Ingwer. 1) Kennzeichen: „Wurzel kriechend, knollig, handförmig, zusammengedrückt, fleischig; Schaft nackt, dick, rund; Ähre und Schuppen eyförmig; Blätter gleichbreit-lanzettförmig, abwechselnd, umfassend, am Rande fein gewimpert. 2) Wohnort: Ostindien. 3) Blühzeit: September." Bey Pflanzen, deren Früchte im Gebrauche sind, ist auch die Zeit der Fruchtreife angegeben, 4) Officinell: Wurzel. 5) Einsammeln: Im Winter, z. B. im Januar. 6) Geruch: „Dieser ist durchdringend angenehm und kampherartig." 7) Geschmack: „Gewürzhaft, scharf und feurig." 8) Chemische Bestandtheile: „Wesentliches Öl und ein scharfes mit gummigen Theilen vermischtes Harz u. s. w." 9) Arzeneyliche Kräfte: „Er ist permanent reizend und erwärmend." 10) Anwendung: „Bey den höheren Graden des Typhus mit großer Reizlosigkeit." 11) Präparate: „Außer dem Pulver (*Pulvis*) das destillirte Öl, der gebackene Ingwer u. s. w." 12) Abbildung: *Jacq. Vint.* Ferner in den Werken von *Rumph, Reede, Zorn* u. A.

Auf dieselbe Art und Weise hat Hr. *G.* alle in diesem Werke vorkommenden Pflanzen abgehandelt, und seinen Vorsatz, etwas Vollständigeres zu liefern als seine Vorgänger, consequent durchgeführt. Manchen Artikeln sind noch andere sehr schätzbare Bemerkungen und Notizen hinzugefügt. Z. B. ob die ganze Pflanze, von der eben die Rede ist, gebraucht wird, oder ob nur einzelne Theile derselben officinell sind, wie diess wirklich bey Vielen der Fall ist; ob sie vor oder nach der Blühzeit eingesammelt werden müssen, ob sie gleich nach dem Aufnehmen eine besondere pharmaceutische Zubereitung fodern, und endlich was man beym Trocknen und Aufbewahren zu berücksichtigen nöthig habe. Trefflich wird gelehrt, in welcher Lebensperiode die einzusammelnden Theile einer officinellen Pflanze im kräftigen Wachsthum stehen und ihre besten Arzneykräfte besitzen. Wer darauf achtet, wird sich von der Wichtigkeit dieser Kenntniss vollkommen überzeugen: denn sehr oft liegt die Schuld keinesweges an der Pflanze selbst, wenn die aus derselben bereitete Arzney die gewünschte Wirkung nicht hervorbringt, und der Arzt in seiner Erwartung getäuscht wird, sondern vielmehr daran, dass sie entweder nicht zur rechten Zeit eingesammelt, oder beym Trocknen u. s. w. vernachlässiget wurde. Hiebey kommt aber auch sehr viel auf den Ort an, wo sie stand; in einem fetten und kräftigen Boden, z. B. in Gartenbeeten, haben die Pflanzen allerdings einen üppigern Wuchs, sind aber bey weitem nicht so wirksam als an ihren natürlichen Standörtern. Aus diesem Grunde muss man bey der Cultur solcher ausländischen Gewächse, die in unserem Klima im Freyen fortkommen, und zum medicinischen Gebrauche in Menge gebaut werden, hauptsächlich die Lage und Beschaffenheit des Bodens in Betrachtung ziehen; man muss sich durch wiederholte Versuche überzeugen, in welchen Erdarten sie am besten gedeihen, ohne von ihren eigenthümlichen Kräften etwas zu verlieren. Gleich wichtig ist die Kenntniss, alle Pflanzen und ihre Theile, welche wir aus anderen Welttheilen erhalten, in getrocknetem Zustande von anderen, mit ihnen zunächst verwandten Arten zu unterscheiden, um die Verwechselung und die daraus hervorgehenden schädlichen Folgen zu verhüten. Demnach ist es nicht genug, wenn man dergleichen trockene Theile nur nach ihrem äußeren Ansehen vermittelst des Auges kennt; es müssen auch andere Merkmale, z. B. der Geruch und Geschmack u. s. w., zu Hülfe genommen werden, wodurch man sie von ähnlich aussehenden Körpern mit Sicherheit unterscheiden kann. Auch diese Kennzeichen genau zu bestimmen, hat Hr. *G.* keine Mühe gespart, besonders bey solchen Pflanzen, die durch keine Surrogate entbehrlich gemacht werden können. Sehr vollständig sind folgende Artikel abgehandelt: Ölbaum, Pfeffer, China oder Fieberrinde, Kaffee, Zimmtlorbeer, Kampferbaum u. s. w. S. 241 wird richtig bemerkt, dass wir die wahre Angustura-Rinde, *Cortex Angusturae* (*Angosturae*), nicht von *Brucea ferruginea l' Herit.*, noch weniger von *Magnolia Plumierii* und *glauca* erhalten, sondern von einem Baume, *Bonplandia trifoliata Willdenow*, welchen Hr. *v. Humboldt* in den Tropenländern entdeckt hat, und der seinen Namen zu Ehren des Hn. Dr. *A. Bonpland* führt. Bis jetzt ist nur diese Art bekannt. *Bonplandia Cavan. ic. b.* ist eine andere Gattung, die *Willdenow* späterhin unter dem Namen, *Caldasia* aufgeführt und im *Hort. Berol.* abgebildet hat, wovon aber hier nichts erwähnt

wird. Von unserer *Bonpl. trifol.* finden wir eine der Natur getreue Abbildung in *Tratinnick's* Archiv der Gewächskunde 2 Lief. No. 90, und im berlinischen Jahrbuch der Pharmacie 1804.

Auch der zweyte Band, welcher sich mit der dritten Ordnung der fünften Classe (*Pentandria trigynia*) anfängt und mit *Dodecandria* endiget, beurkundet das Streben nach Vollständigkeit und gründlichen Belehrungen. In der Vorrede erklärt Hr. *G.*, dass dieses Werk anfänglich nur auf zwey Bände berechnet war, weil es bloss die bis jetzt noch gebräuchlichen Arzneypflanzen enthalten sollte. Allein da viele seiner Freunde schriftlich und mündlich gegen ihn den Wunsch äusserten, alle Pflanzen, die für Ärzte und Apotheker merkwürdig seyen, mit aufzunehmen: so habe er, um den Foderungen der ihm Wohlwollenden zu entsprechen, seinen Plan erweitert, und neben den kräftig wirkenden Pflanzen auch alle diejenigen aufgestellt, denen die Alten grosse Heilkräfte zuschrieben, die sie aber nach genauer Untersuchung und Prüfung nicht besitzen, und doch auch wegen der Geschichte der Arzneywissenschaft nicht gänzlich übergangen werden dürfen. Ungern vermissen wir: *Verbena triphylla*, *Salvia Horminum*, *Galium Aparine*, *Lobelia Tupa*. Dagegen sind im zweyten Bande aus Versehen einige Pflanzen aufgezählt worden, von denen uns bis jetzt kein medicinischer Nutzen bekannt ist, und die nur Garten- und Blumen-Freunde interessiren, z. B. *Rhododendrum maximum*, *Dionaea muscipula*, 12 Arten von der reichen Gattung *Melastoma* u. s. w. Hr. *G.* verspricht noch einen Band zu liefern, der bald erscheinen soll. Aber Rec. zweifelt, dass das Ganze in drey Bände gefasst werden könne, zumal da die höheren Classen, besonders *Didynamia* und *Syngenesia*, viele officinelle enthalten, und daher reichen Stoff zu mancherley Beobachtungen darbieten. Indessen wird man gern einen Band mehr kaufen, um ein Werk zu besitzen, welches eine lange Reihe von Jahren eine sehr lehrreiche Unterhaltung gewährt.

Dch.

KINDERSCHRIFTEN.

1) Essen, b. Bädecker: *Buchstabir-, Syllabir- und Lese-Übungen, in eine natürliche Stufenfolge gebracht.* 1812. 60 S. 8. (3 Gr.)

2) Leipzig, b. Engelmann: *Erstes elementarisches Lesebuch für Kinder zum Lesenlernen, nach der Stephanischen Lautirmethode*, von *Gottlob Kunath*, Lehrer an der Armenschule in Leipzig. Nebst zwey Blättern elementarischer Vorschriften (und 10 Bogen Lautirtafeln). 1813. 64 S. 8. (18 Gr.)

3) Elberfeld, b. Eyrich: *Elementarbüchlein zur leichten und gründlichen Erlernung des Lesens*, von *C. L. T. Lieth*, Lehrer in Bonsdorf. Erste Lieferung. 1813. 32 S. Zweyte Lieferung. 1813. 32 S. 8. (6 Gr.)

4) Berlin, in der maurerschen Buchhandl.: *Die Lautung, oder naturgemässe und gründliche Leselehre.* Ein methodischer Lehrgang für die erste Sprachbildung der Unmündigen in der häuslichen Unterweisung und in den Elementarschulen des Volks, herausgegeben von *C. Heinecke*, Prediger in Eichstädt bey Berlin. 1813. XLIV u. 72 S. 8. (10 Gr.)

5) Halle und Berlin, in der Waisenhaus-Buchhandlung: *Versuch einer verbesserten Lesemethode, oder die Kunst, das Lesen ohne das Marter-ABC und sinnlose A, b, ab, in kurzer Zeit zu lehren.* Ein Anleitung zum zweckmässigen Gebrauche des vom Leichten zum Schweren fortschreitenden Kinderbuchs, von *Gustav Friedrich Neumann*, Prediger zu Jädickendorf unweit Königsberg i. d. Neumark. 1813. 64 S. 8. (2 Gr.)

6) Ebendaselbst, i. d. Waisenh.-Buchhandl.: *Neues, vom Leichten zum Schweren fortschreitendes Kinderbuch zur ersten Übung im Lesen und Denken.* Nach dem Elementarunterricht, ohne das Marter-ABC und sinnlose A, b, ab, mit Hülfe einer Lesemaschine, Wandfibel und Wandtafel. Nach den besten Schriften dieser Art in einem zweckmässigen Auszuge bearbeitet von *Gustav Friedrich Neumann*, Prediger zu Jädickendorf unweit Königsberg i. d. Neumark. Zwey Theile. 1813. 342 S. 8. (9 Gr.) 15 Tafeln Wandfibel. (8 Gr.)

No. 1. Diese Fibel setzt die Buchstabenkenntniss schon voraus, und hat als Buchstabir- und Lese-Buch keine besonderen Vorzüge.

No. 2. Der Titel von No. 2, bey welchem das Wort elementarisch überflüssig ist, giebt den Inhalt des Büchleins an, das aber keine besondere Auszeichnung verdient. Die beygefügten Blätter zu elementarischen Vorschriften geben zwar die Buchstaben nach ihrer Ableitung von einander an; aber ganz instructiv für Anfänger im Schreiben sind sie nicht, da sie nicht die richtige Länge der Striche dem ersten Anfänger im Schreiben durch mehrere paralellaufende Linien bemerkbar machen.

No. 3. Rec. sieht nicht ein, wie dieses Büchlein die *leichte* und *gründliche* Erlernung des Lesens befördern soll. Es ist nur eine einzige Seite, nämlich in der zweyten Lieferung S. 29, wo auf eine Übung im gründlichen Lesen aufmerksam gemacht wird, die man in Lesebüchern gewöhnlich nicht findet. Ein Satz mit fünf Worten ist hier fünfmal abgedruckt, und jedesmal ist das Wort, welches den sogenannten rednerischen Accent hat, mit grösserer Schrift bezeichnet, und in einer Parenthese der verschiedene Sinn des Satzes bemerkt, der durch die Versetzung des rednerischen Accents auf ein anderes Wort hervorgebracht wird, auf folgende Art:

„*Sind* hier alle Kinder gut? (oder werden sie es erst.)
Sind *hier* alle Kinder gut? (oder dort.)
Sind hier *alle* Kinder gut? (oder nur einige.)

Sind hier alle *Kinder* gut? (oder die Erwachsenen.)
Sind hier alle Kinder *gut?* (oder böse.)"

Hätte Hr. *L.* diese Übung, die nicht bloss das gründliche Lesen, sondern auch das richtige Denken befördert, in seiner zweyten Lieferung vervielfältiget: so würde sie dadurch einen grossen Vorzug vor vielen Lesebüchern erhalten haben. Vielleicht kann diess bey einer dritten Lieferung geschehen.

No. 4. Der Verfasser dieser Lautung ist, wie man in der langwierigen nicht zur Sache gehörigen Vorrede sieht, Vorsteher einer Unterrichtsanstalt für Schullehrer in der spandauer Diöces, und will den zum Unterricht ihm anvertrauten Schullehrern eine Anweisung geben, wie sie die Lautirmethode bey Kindern oder Unmündigen, wie er sie unrichtig auf dem weitschweifigen Titel nennt, in Anwendung bringen sollen. Aber nur der kleinste Theil von diesem Buche beschäftiget sich mit dem, was auf dem Titel steht. Die Einleitung, welche „allgemeine Vorkenntnisse" (wozu? doch nicht zur Lautung?) enthalten soll, hebt mit einer Zergliederung der zwey geistigen Hauptkräfte des Menschen, des Verstandes und der Vernunft, an, und macht aufmerksam auf die blossen Anlagen und Fähigkeiten im Menschen, die erst durch die Erziehung entwickelt werden müssten, und dergleichen bekannte Sachen mehr. Eine „nähere Einleitung zur Lautung oder Lautlehre" beschäftigt sich mit Parteyen, die für und gegen die Lautung streiten, mit der Geschichte derselben, und mit Polemik gegen die Lautmethode von *Olivier.* Endlich am Ende des Buchs kömmt es zur Hauptsache, zur Lautmethode selbst, nach *Stephani.* Und diese Hauptsache ist schon in mehreren Fibeln abgehandelt worden, die Hr. *H.* zu seinem Zwecke hätte brauchen können, ohne diese neue Lautung zu schreiben.

Der Vf. von No. 5, wo eine Anweisung zu einem zweckmässigen Gebrauche von No. 6 enthalten seyn soll, fängt also an: „Wieder eine Fibel, da doch schon die Zahl der bereits erschienenen Legion ist! So wird vielleicht Mancher beym Anblick dieser Schrift ausrufen. Obgleich diess Urtheil völlig gegründet ist: so getraue ich mir doch darauf antworten zu können, dass nach dem Zuschnitte dieses Werkes bis jetzt noch nicht etwas Ähnliches ans Licht getreten ist, wenigstens ist mir nichts davon, aller Bemühungen ungeachtet, bekannt geworden." Nach dieser Äusserung erwartet man eine neue, bis jetzt ganz unbekannt gebliebene Art des ersten Elementarunterrichts; aber es ist die lange bekannte, und in vielen ABC-Büchern schon enthaltene Lautirmethode, welche hier gelehrt wird. Wenn daher Hr. *N.* die Herausgabe der gegenwärtigen Schriften damit rechtfertiget, „dass bis jetzt noch nicht etwas Ähnliches ans Licht getreten sey:" so dürfte wohl diese Rechtfertigung bey einer Aufzählung der Schriften, in welchen die Lautirmethode enthalten ist, nicht Stich halten. Auch das Aushängeschild „vom Leichten zum Schweren" ist nicht neu, da jedes A B C-Buch eine solche Stufenfolge beobachtet. Und mehrere einzelne Beobachtungen, die Hr. *N.* als Verbesserungen bey dem Unterrichte in der Lautirmethode anbringt, z. B. dass man, um den Laut eines Consonanten genau zu finden, beliebige kurze Wörter, besonders solche nehme, deren vorletzter Buchstabe ein Vocal ist, und sie alsdann so ausspreche, dass jeder Buchstab, besonders der vorletzte, recht gedehnt werde, sind zu unbedeutend, als dass sie eine gerechte Veranlassung zur Herausgabe dieser beiden Schriften seyn könnten. Eine Bemerkung indessen, die Hr. *N.* in Rücksicht eines Fehlers macht, den mehrere Lehrer der Lautirmethode nicht vermeiden, verdient Beyfall. Er sagt nämlich S. 9: „Der gesammte Leseunterricht muss aber ja so ausfallen, dass die Kinder es kaum merken, dass man ihnen diese oder andere Regeln giebt; nur auf eine entfernte Art muss man darauf hindeuten, weil sie sonst dadurch verwirrt werden, oder ihnen das Lesenlernen zu schwer vorkommen könnte. Je einfacher und ungekünstelter man diess Geschäft treibt: desto besser geht es, wie ich aus eigener, vieljähriger Erfahrung weiss. Eben daher hat die von *Olivier* mit aller philosophischen Genauigkeit entworfene Method, nicht vielen Eingang gefunden, und dass diess auch künftig der Fall seyn möchte, getraue ich mir prophezeyhen zu können." — Die richtigste Art, die Lautirmethode zu lehren, ist, wenn man die Buchstabirmethode nachahmt. Da sagt der Lehrer dem Schüler den Buchstaben vor, und dieser spricht ihn nach. Bey der Lautirmethode mache der Lehrer den Laut des Buchstabens vor, und lasse das Kind ihn nachahmen. Die Regeln zur Erfindung des richtigen Lauts eines Buchstabens sind nicht für Kinder, sondern nur für den Lehrer. Und wenn *Olivier* und *Stephani* mit aller philosophischen Genauigkeit, wie unser Vf. sagt, die Regeln angeben, wie der Laut eines jeden Buchstabens in jedem besonderen Falle hervorzubringen sey: so wird dadurch gar nicht die Methode bestimmt, mit welcher der Lehrer dem Kinde die Kenntniss des Lauts beybringen soll. Diese muss dem Lehrer selbst überlassen bleiben, wie er sie nach der Individualität seiner Schüler für zweckmässig findet.

No. 6. Dieses Kinderbuch ist zwar zur ersten Übung im Lesen brauchbar, aber zur Übung im Denken bietet es nur in sofern eine Gelegenheit, in wie ferne jede Übung im Lesen von einem geschickten Lehrer zu einer Übung im Denken benutzt werden kann. Die 15 Tafeln Wandfibel können in einer zahlreichen Schule gute Dienste leisten.

n.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1815.

MATHEMATIK.

1) München, b. Fleischmann in Commiss.: *Neue Methode beobachtete Azimuthe zu reduciren* von *J. Soldner.* Aus den Denkschriften der münchner Akademie der Wissenschaften für 1813. 4.

2) *Beyträge zur Berechnung beobachteter Azimuthe* von *Anton von Stefenelli.* 1814. 4.

Beide Abhandlungen sind ganz verwandten Inhalts, und wenn deren gemeinschaftliche Beurtheilung deshalb passend ist: so machen andere weiterhin beyzubringende Gründe, deren Nebeneinanderstellung nothwendig, um ein richtiges Urtheil über beide fällen zu können. Der Gegenstand ist für praktische Astronomie und namentlich für höhere Geodaesie von wesentlichem Interesse und Alles, was seither von *Delambre, Suanberg, Zach* u. A. darüber beygebracht wurde, ist noch bey weitem nicht so erschöpfend oder so befriedigend, als dass nicht neuere Untersuchungen dem Mathematiker und Rechner willkommen seyn müssten.

So lange Azimuthe nur mit Quadranten oder Sextanten gemessen wurden, wo jeder gemessene Abstand einem bestimmten Zeit-Moment entsprach, hatte deren Berechnung keine besondere Schwierigkeit; allein das Princip des Multiplicirens und die dadurch nothwendig werdende Correction, wegen der nicht ganz gleichförmigen Änderung zwischen Zeit und Azimuth oder Abstand des terrestrischen Objects von einem Himmelskörper, führte Verwickelung herbey. *Delambre* gab zuerst in seinem früheren hieher gehörigen Werk „*Méthodes analytiques pour la détermination d'un arc du Méridien*" eine Anweisung zu Berechnung der mit bordaischen Kreisen beobachteten Abstände; erst unter der Voraussetzung, dass 4—6—8—10 Beobachtungen vereinigt und das arithmetische Mittel daraus genommen werde, und dann eine etwas strengere, allein sehr mühsame Methode zu Berechnung aller einzelnen Bestimmungen. Schärfer verfuhr *Suanberg*, der in seiner „*Exposition des opérations faites en Lapponie...* Stockholm 1805" zum ersten Mal den analytischen Ausdruck, für die Correction des aus sämmtlichen Beobachtungen genommenen arithmetischen Mittels, in ausreichender Allgemeinheit entwickelte. *Puissant*, in dessen weitläuftigen Werken über Geodäsie man wohl Erläuterungen hierüber hätte erwarten sollen, schweigt über das Schwierige dieser Berechnung ganz, und *Delambre*, der in seinem grossen Werk über die französische Gradmessung (*Base du système métrique Tom. II.* p. 117 f.) noch einmal darauf zurückkommt, schlägt zwar verschiedene Wege zur scharfen Berechnung solcher Beobachtungen vor, die aber alle gleich mühsam und weitläuftig sind. Freyherr *von Zach*, dem bey seinen neueren so zahlreichen astronomisch geodätischen Arbeiten, das Langwierige dieser Methoden besonders fühlbar werden musste, schlug einen ganz neuen Weg ein, und bestimmte (*Monatl. Corr.* B. 25. S. 544 f.), mittelst der reichenbachschen Repetitions-Theodoliten, Azimuthe durch Circummeridian-Abstände des terrestrischen Objects von Sonne oder Sternen: ein Verfahren, das eine Menge von Vortheilen in sich vereinigt, und das wir das vorzüglichste nennen möchten, wenn nicht die dabey vorausgesetzten Bedingungen einer sehr genauen Zeitbestimmung und der genau verticalen Bewegung des Fernrohrs in der praktischen Ausübung grossen Schwierigkeiten unterworfen wären. Die schon vom General *Roy* zu diesen Bestimmungen gebrauchten Abstände des Polaris in den grössten Digressionen verdienen in vieler Hinsicht eine besondere Empfehlung, und die neuerlich hiefür gegebene Entwickelung von *Soldner* (Bestimmung des Azimuthes von Altomünster u. s. w.) ist ein schätzbarer Beytrag zu den Bemühungen, Azimuthal-Bestimmungen genauer und minder mühsam zu machen.

So weit war man im Wesentlichen hierin gekommen, als die oben genannten Abhandlungen erschienen, mit deren Inhalt wir unsere Leser nun bekannt machen wollen. Die von *Soldner* erschien zuerst, und wir machen daher auch mit dieser den Anfang. Der Vf. zeigt im Eingang, was die zeitherige Berechnung multiplicirter Abstände so weitläuftig mache, giebt dann die Gründe an, warum er die *zachsche* Methode der Abstände bey auf- und untergehender Sonne zu beobachten, nachsetzt, und geht nun auf die Darstellung der Mittel über, die Anwendung dieses Verfahrens zu erleichtern. Seine Methode besteht im Wesentlichen darin, dass er einen bestimmten Zeit-Moment als Normalpunct annimmt, und dann den analytischen Ausdruck aufsucht, mittelst dessen die ausser diesem Moment gemessenen Abstände auf den reducirt werden, der im Normalpunct Statt fand. Eine gelungene Entwickelung giebt für diesen Ausdruck

$$\Delta\alpha = \frac{\Delta t}{2.\sin.z}.\left\{(\sin.\varphi+\sin.\delta).\text{tang}.\tfrac{1}{2}.z.+(\sin.\varphi-\sin.\delta).\text{cotg}.\tfrac{1}{2}.z.\right\} + \frac{\Delta.t^2}{4}.M+\frac{\Delta.t^3}{6}$$

wo $\Delta\alpha$, Δt, relative Änderungen von Azimuth und

Stundenwinkel, φ, δ, z, Polhöhe, Abweichung und Zenithdiſtanz des Geſtirns, M, N, Functionen von φ, δ, z, t, bedeuten. Wird nun für jenen Normalpunct das arithmetiſche Mittel aus den beobachteten Zeit-Momenten genommen: ſo ſind offenbar die poſitiven und negativen Δt einander gleich, und es werden vermöge der von *Soldner* dieſer Reihe gegebenen *Form* alle erſten Glieder darin ſich gegenſeitig aufheben. Sind auch, wie es in der Ausübung faſt immer der Fall iſt, die Zwiſchenzeiten der Beobachtungen nahe gleich: ſo heben ſich auch die Δt^3 auf, und die ganze Reduction beſteht in

$$\Delta\alpha = \frac{2 . \sin .^2 \frac{1}{2} t .}{\sin . 1''} . M$$

wo M durch einen einfachen Ausdruck gegeben wird, der ſogar die vorläufige Berechnung der Zenithdiſtanz erſpart.

Ein numeriſches Beyſpiel erläutert den Gebrauch der gegebenen Formeln, und eine am Schluſs beygefügte Unterſuchung über den Einfluſs der Declinations-Änderung begründet deren rechtmäſsige Vernachläſſigung. Das ganze Verfahren iſt nun, abgerechnet den Factor M, der ein paar Logarithmen mehr erfodert, faſt daſſelbe wie für Reduction von Zenithdiſtanzen, da auch hier, wie bey jenen, das variable Glied aus ſchon vorhandenen Tafeln genommen wird. Die Berechnung gemachter Azimuthal-Beobachtungen hat durch dieſe gelungene Behandlung eine Kürze und Leichtigkeit erhalten, die bey der früheren Weitläuſtigkeit dieſer Reduction kaum zu erwarten war. Und doch iſt *Soldners* Idee äuſserſt einfach, allein neu, und eben ihrer Einfachheit wegen verdienſtlich; Niemand vor ihm hatte der Reihe für $\Delta\alpha$ *die Geſtalt* gegeben, vermöge der bey Reduction der Beobachtungen auf das mittlere Zeit-Moment das erſte Glied, und *eben dadurch* der mühſamſte Theil der früher nach *Suanbergs* Methode erfoderlichen Operationen, verſchwindet.

Nur eine Bemerkung fügen wir dieſer Anzeige noch hinzu. Der Einwurf, den *Soldner* gegen die Circummeridian-Abſtände aus dem Grunde macht, daſs hier gewöhnlich die Sonne beobachtet werden müſſe, iſt nicht ganz begründet, da Sirius, wie Rec. aus eigener Erfahrung behauptet, ſchon drey Uhr Nachmittags ſehr ſchön im Fernrohr eines reichenbachſchen Theodoliten ſichtbar iſt.

Wir wenden uns nun zu No. II.

Da *Stefenelli's* Abhandlung über denſelben Gegenſtand nach der ſoldnerſchen erſchien: ſo konnten wir im Voraus neue Zuſätze und Bereicherungen darin erwarten. In wiefern dieſe Hoffnungen gerechtfertigt wurden, wird ſich aus dem Nachſtehenden ergeben. Der Vf. ſagt im Eingang, daſs er durch Leſung von *Suanbergs* Expoſition auf eine neue Methode Azimuthalbeobachtungen zu reduciren geleitet worden ſey, und bey dieſer Gelegenheit zwey Reihen entdeckt habe, die er hier nebſt deren mannichfaltiger Anwendung bekannt macht. Da die ganze Abhandlung auf dieſen beiden Reihen beruht: ſo wollen wir ſolche mit des Vfs. eigener Bezeichnung hier ausheben.

In einem ſphäriſchen Dreyeck PSO ſey PS $= \delta$, PO $=$ p unveränderlich, SO $=$ d, SPO $=$ u, veränderlich, und zwar ſo, daſs d in d + y ſich verwandelt, wenn u in u + x übergeht.

Erſte Reihe:

$$y = a . tg . d . x + \tfrac{1}{2} (b - a^2) \, tg . d . \sin . 1'' . x^2 -$$
$$- \tfrac{1}{2} a . (b - a^2) . tg . d . \sin^2 . 1'' . x^3 +$$
$$+ \tfrac{1}{8} . (b - a^2) (5 . a^2 - b) . tg . d . \sin^3 . 1'' . x^4 \ldots.$$

Es iſt hier

$$a = \frac{\sin . p . \sin . \delta . \sin . u}{\cos . d . tg .^2 d .}; \quad b = a . \cot g . u.$$

Sey nun ferner

$$D = (\beta - \alpha); \quad S = (\beta + \alpha)$$

β, α, die Winkel bey S und O: ſo iſt

Zweyte Reihe:

$$v = -y . \frac{\sin . \alpha . \cos . \beta}{\sin . u}$$
$$- \tfrac{1}{4} . y^2 . \left\{ \tfrac{1}{2} \sin . \delta . \sin . p \left(\frac{\sin . S}{\cos^2 . \frac{1}{2} d} + \frac{\sin . D}{\sin^2 . \frac{1}{2} d} \right) \right\} . \sin . 1''$$
$$- \tfrac{1}{8} . y^3 . \left\{ (\tfrac{1}{2} . \sin . \delta . \sin . p)^2 . \sin . u . \left(\frac{\sin . D}{\sin .^4 \frac{1}{2} d} - \frac{\sin . S}{\cos^4 \frac{1}{2} . d} \right) \right\} . \sin^2 . 1''$$

welche (S. 6) *die Änderung v des Winkels β durch Potenzen der Änderung* y *des Winkels* u *ausdrückt.* Der Vf. zeigt nun in den folgenden §§. die Anwendung dieſer Reihen auf Berechnung von Azimuthen und bemerkt S. 8, daſs, wenn man nach *Suanberg* das Mittel aller Beobachtungszeiten als Vergleichungspunct annehme, das erſte Glied verſchwinde, ſo daſs man nur die von x^2 und x^3 abhängigen zu berechnen habe, denen er dieſelbe Geſtalt wie oben *Soldner* zu geben verſucht. Die gefundene Formel wird auf eine Beobachtung von *Delambre* zu Watten angewandt. Delambre fand hieraus das Azimuth von Gravelines $= 20^\circ\, 21'\, 23''.9$; der Vf. erhält das genäherte Azimuth $= 20^\circ\, 21'\, 26''.35$, die Correction $= - 6''.5$, addirt dieſe zu letzteren, und ſetzt nun das *endliche* Azimuth von Gravelines $= 20^\circ\, 21'\, 33''.3$. Im folgenden §phen wird die ſuanbergiſche Formel auf die Berechnung deſſelben Beyſpiels angewandt, deren Beſchwerlichkeit getadelt und Jenem der Vorwurf gemacht, daſs er bey ſeiner Rechnung nicht ſcheinbaren Stundenwinkel und ſcheinbare Declination gebraucht habe. Der Vf. beſchäftigt ſich dann mit dem möglichen Einfluſs der Declinations-Änderung, und zeigt, wie ferner ſeine zwey allgemeinen Reihen auf andere Probleme, Reduction von Zenith-Diſtanzen, Abſtände vom Polaris in den gröſsten Digreſſionen...... anzuwenden ſind. Der letzte §ph der vorliegenden Schrift iſt polemiſchen Inhalts, indem hier *Soldners* Methode für identiſch mit der früher von *Suanberg* gegebenen erklärt wird. Suanberg, heiſst es hier S. 29, ſey der Erſte geweſen, der einen leichten Weg gefunden, eine ganze Reihe von Azimuthalbeobachtungen auf einmal in Rechnung zu nehmen; er nehme das Mittel der Zeiten als Vergleichungspunct an, weil dadurch die Correction ein Kleinſtes werde, und eben deſshalb weniger Glieder der allgemeinen Reihe berechnet werden dürften, und es ſey hieraus erſichtlich, daſs die

neue Methode, beobachtete Azimuthe zu reduciren, von Soldner im Grunde nichts als die ſuanbergiſche Methode vom Jahr 1805 ſey.

Da die vorliegende Schrift das erſte literariſche Product des Vfs. zu ſeyn ſcheint: ſo halten wir es doppelt für unſere Pflicht, ihn auf ſeine Fehler und auf das Miſslungene ſeiner Arbeit aufmerkſam zu machen. Jene zwey, die ganze Abhandlung begründenden Reihen, die mit ſo vielem Prunk angekündigt werden, und ſchon in einem anderen literariſchen Blatte als *neue Entdeckung* bekannt gemacht wurden, ſind *beide falſch.* Die erſtere iſt bis zu Gröſsen 4ter Ordnung entwickelt, die zweyte bis zu denen der 3ten, und beide ſind ſchon in den dritten Gliedern irrig. Bey der Entwickelung der erſteren wird zur Abkürzung angenommen

$$\sin^2 \tfrac{1}{2}x = \tfrac{1}{4}.\sin^2 x\,;\quad \sin.y = y\,;\quad \sin.x = x,$$

alſo Vernachläſſigung der Gröſsen 3ter und 4ter Ordnung!

Bey der zweyten Reihe wird

$$\mathrm{tg}.\tfrac{1}{2}x = \tfrac{1}{2}x\,;\quad \mathrm{tg}.\tfrac{1}{2}y = \tfrac{1}{2}y$$

geſetzt, und alſo abermals Gröſsen 3ter Ordnung vernachläſſigt. Offenbar ſind alſo auch die dritten und vierten Glieder beider Reihen falſch.

In der Entwickelung der zweyten Reihe herrſcht übrigens eine Verwirrung, die Rec. nicht verfolgen mochte. Der Vf. ſagt zweymal ausdrücklich, daſs er die Änderung des Winkels β ſuche, was der Winkel am Sterne iſt, findet aber zuletzt doch die Änderung des Azimuths.

Geht man von der Gleichung

$$\cos.d - \cos(d+y) = \sin.p.\sin.\delta\,[\cos.u - \cos.(u+x)]$$

aus: ſo findet ſich mit Zuziehung einiger von *Mollweide* gegebenen Relationen (Mon. Cor. B. XV. S. 445) ohne groſse Weitläuftigkeit der Ausdruck für die erſte Reihe

$$\begin{aligned} y = {} & a.\mathrm{tg}.d.x + \tfrac{1}{2}(b - a^2).\mathrm{tg}.d.x^2 \\ & + \frac{a.\mathrm{tg}.d}{2.3}.\left\{a^2.\mathrm{tg}^2.d + 3.a^2 - 3b - 1\right\}.x^3 \\ & + \frac{\mathrm{tg}.d}{2.3.4}\left\{b.a^2b.\mathrm{tg}^2.d + 18.a^2b - 9.a^4.\mathrm{tg}^2.d - 15.a^4 + 4.a^2 - 3b^2 - b\right\}.x^4 \end{aligned}$$

und durch ſucceſſive Differentiationen für den Ausdruck der zweyten Reihe:

$$\begin{aligned} v = {} & -y.\frac{\sin.\alpha.\cos.\beta}{\sin.u} \\ & - \frac{y^2}{8}.\sin.\delta.\sin.p\left\{\frac{\sin.S}{\cos^2.\frac{1}{2}d} + \frac{\sin.D}{\sin.^2\frac{1}{2}d}\right\} \\ & - \frac{y^3}{48}\left\{\sin^2.\delta.\sin^2.p.\sin.u.\left(\frac{\sin.S}{\cos^4.\frac{1}{2}d} - \frac{\sin.D}{\sin^4.\frac{1}{2}d}\right) - \right. \\ & \left. - \frac{\sin.\delta.\sin.p}{\sin.u}.\left(\frac{\sin.2S}{\cos^2\frac{1}{2}.d} + \frac{\sin.2D}{\sin^2.\frac{1}{2}d}\right)\right\} \end{aligned}$$

Ausdrücke, die denn freylich, wie es nicht anders zu erwarten war, im dritten und vierten Gliede ſtark von denen des Vfs. abweichen.

Die Art, wie (S. 10 f.) die numeriſche Berechnung geführt wird, iſt ziemlich unbeholfen, und die Anbringung der gefundenen Correction abermals falſch; die erhaltenen 6″.5 müſſen zum genäherten Azimuth nicht addirt, ſondern davon abgezogen werden, und das wahre Azimuth iſt nicht, wie der Vf. ſagt, 20° 21′ 33″.3, ſondern 20° 21′ 20″.3.

Die *geſchickte* Subſtitution, vermöge deren, wie es S. 21 heiſst, die delambreſche Formel erhalten wird, beſteht in einem neuen *Fehler*, indem hier irrig

$$x^2 = 4.\sin^2\tfrac{1}{2}x$$

ſtatt

$$x^2 = 4.\sin^2.\tfrac{1}{2}x + \tfrac{4}{3}.\sin.^4\tfrac{1}{2}x$$

ſubſtituirt wird; allein zufällig gelingt hier, durch dieſe Anhäufung von Fehlern, deren Aufhebung, und das Erhalten eines richtigen Ausdrucks.

Irrig iſt es ferner, wenn der Vf. es *Suanberg* als einen Fehler vorwirft, bey ſeinen Rechnungen nicht ſcheinbaren Stundenwinkel und Declination gebraucht zu haben, da es hier ganz gleichgültig iſt, ob wahre oder ſcheinbare Poſitionen eingeführt werden, wenn die Rechnung nur übrigens mit der gehörigen *Conſequenz* gemacht wird.

Was endlich vom Vf. über Einfluſs der Declinations-Änderung und über Azimuthalbeſtimmungen durch die gröſsten Digreſſionen der Polaris beygebracht wird, iſt richtig, aber völlig ſchon anderwärts bekannt.

Rec., dem es eben kein angenehmes Geſchäft war, ein ſo langes Sündenregiſter zu excerpiren, würde hier gern ſeine Recenſion beſchlieſsen, und die unbrauchbare Schrift für immer bey Seite legen; allein die Beſtimmtheit, mit der *Stefenelli* am Schluſſe ſeiner Arbeit behauptet, daſs die ſoldnerſche Methode die ſuanbergſche vom Jahre 1805 ſey, und ſomit Jenen eines Plagiats beſchuldigt, macht es zur unerlaſslichen Pflicht, noch etwas länger dabey zu verweilen, und das Wahre oder Unwahre dieſes Angebens näher zu beleuchten.

Wer *Soldners* Abhandlung, die hieher gehörigen §§. 36, 38 des ſuanbergſchen Werkes und endlich §. 18 der vorliegenden Schrift geleſen hat, der wird ſich wahrhaftig in groſser Verlegenheit befinden, ob er Hn. *Stefenelli* eines groſsen Mangels an Beurtheilungskraft, oder eines ſehr böſen Willens beſchuldigen ſoll. Eine andere Alternative bleibt für den unbefangen Beurtheilenden durchaus nicht übrig. Die Sache iſt im Weſentlichen folgende:

Suanberg ſchlägt am a. O. vor, aus allen beobachteten Zeiten und Abſtänden das arithmetiſche Mittel zu nehmen, und giebt dann den analytiſchen Ausdruck, um die ganze Correction aller einzelnen Beobachtungen und daraus die dieſes arithmetiſchen Mittels zu berechnen. Dadurch wurde nur die Möglichkeit einer ſcharfen, allein durchaus nicht die einer leichten Rechnung gewährt. *Suanberg* ſelbſt hält dieſe Berechnung für ſo mühſam, daſs er ſie nur einmal macht, ſeine übrigen Azimuthalbeobachtungen unbenutzt läſst, und S. XX der Vorrede als Entſchuldigung deſshalb ſagt: *„en effet ces sortes de calculs, lorsqu'on les veut pousser jusqu'à la dernière exactitude, sont extrêmement longs et ennuyeux, et tous ceux qui savent ce que sont de semblables opérations numériques, m'avoueront qu'elles sont capables d'effrayer même les calculateurs les plus indéfatigables."*

Delambre, das Beschwerliche dieser Methode wohl fühlend, machte bey seinen späteren Untersuchungen keinen Gebrauch davon, äufsert sogar Zweifel (*Connaiss. d. tems* 1808. p. 475) dagegen, und sucht durch Umwege zu demselben Zweck zu gelangen.

Soldner ist es, der *zuerst* in der oben angeführten Abhandlung der Reihe die *Gestalt* gab, dafs darin für das Moment des arithmetischen Mittels alle Glieder erster Ordnung verschwinden, und nur Glieder 2ter und 5ter Ordnung zu berechnen sind. *Dadurch*, nicht durch das längst bekannte und gebrauchte arithmetische Mittel aus einer Reihe von Abständen, ist es gelungen, dieser Rechnung alles Schwierige zu benehmen; und so einfach die dabey zum Grunde liegende Idee ist: so bleibt sie darum nicht minder schätzbar, da Alle, die sich früher mit diesem Problem beschäftigten, nicht darauf verfielen, dem Reductionsausdruck diese Form zu geben. *Stefenelli* führt S. 13 die suanbergsche Reihe selbst an, bemerkt das Mühsame ihrer Berechnung, rechnet danach, sieht dafs vier Glieder mitgenommen werden müssen, und dafs die daraus erhaltenen einzelnen Werthe das Dreyssigfache der nach der anderen Methode sich ergebenden sind, sagt endlich S. 29 ganz richtig, dafs *Suanberg* die *ganze* Änderung des Abstandes für die Zeit berechne, die von jeder einzelnen Beobachtung bis zum Mittel aus allen verfliefse, und kann dann doch auf derselben Seite behaupten, „dafs *Suanberg* einen leichten Weg gefunden habe, eine ganze Reihe von Azimuthalbeobachtungen auf einmal in Rechnung zu nehmen, dafs bey dessen Methode nur weniger Glieder der allgemeinen Reihe berechnet zu werden brauchten, und dafs die neue Methode, beobachtete Azimuthe zu reduciren, von *Soldner*, im Grunde nichts als die suanbergsche Methode vom Jahre 1805 sey."

Ist es wohl möglich, irriger und widersprechender zu urtheilen?

Dafs *Soldner* das Eigenthümliche seiner Methode nicht von *Suanberg* entlehnt hat, darüber kann nach dem Gesagten bey jedem Unbefangenen, auch wenn er Nicht-Mathematiker ist, wohl kein Zweifel übrig bleiben, und Hn. *Stefenelli's* desfalsiger Vorwurf ist um so merkwürdiger, da ein solcher viel richtiger ihn selbst trifft, indem er S. 8 von dem Verschwinden der ersten Glieder spricht, und so seine Rechnung führt, ohne es da nur mit einer Sylbe zu erwähnen, dafs nicht *Suanberg* und noch weniger *Stefenelli*, sondern *Soldner* zuerst darauf verfiel, der Reihe die *Form* zu geben, dafs darin das erste Glied verschwinden müfste. Nach einer Schlufs-Anmerkung wurde schon im Junius 1814 ein Theil dieser Abhandlung der physisch-mathematischen Classe der münchner Akademie übergeben, und also zu deren Kenntnifs gebracht; warum wurde denn, möchte Rec. wohl fragen, von deren Druck nicht abgerathen, und dem jungen Manne das Unangenehme erspart, mit einer *solchen* Arbeit in die literarische Welt eingetreten zu seyn?

Ψ (S.)

KURZE ANZEIGEN.

MEDICIN. *Berlin*, b. Hitzig: *Kleine Schriften zur populären Medicin.* Für gebildete Leser, die der Arzneywissenschaft unkundig sind. Von D. *S. G. Vogel*, herzogl. mecklenb.-schwerinschem Leibarzte, Hofr. u. Prof. der Medicin in Rostock, Mitglied d. kaiserl. Akademie der Naturforscher u. s. w. Erstes Bändchen. Von Kopf- u. Zahn-Schmerzen. Nebst einer kurzen Geschichte der Badezeit am Seebade zu Doberan im Sommer 1813, und einigen Beobachtungen, welche den Nutzen des Seebades in mannichfaltigen Krankheiten bestätigen. 1814. IV u. 122 S. 8. (12 Gr.)

Auch unter dem zweyten Titel:

Über Kopf- und Zahn-Schmerzen. Für gebildete Leser, die der Arzneywissenschaft unkundig sind. Von D. *S. G. Vogel* u. s. w.

Die beiden hier behandelten Krankheiten haben bey unserem weichlichen Geschlechte, besonders in den höheren Ständen, eine so allgemeine Verbreitung erhalten, dafs sie es vor allen anderen verdienen, in einer populären Schrift zugleich mit den Mitteln zu ihrer Verhütung und Heilung, in sofern nämlich die Möglichkeit dazu in der Hand des Nichtarztes liegt, abgehandelt zu werden. Auch ist dieses hier auf eine Weise geschehen, wie sich solches von einem so anerkannt guten praktischen Arzte, als der Vf. ist, erwarten liefs; und obgleich die Schrift zunächst nur für den Nichtarzt Interesse haben kann, und auch von dem Vf. nur für ihn bestimmt ist: so enthält sie doch gewifs auch manches Nützliche für Ärzte von Profession, und verdient daher auch in ihrem Kreise eine weitere Verbreitung. Überhaupt wäre zu wünschen, dafs nur Meister ihrer Kunst die Bearbeitung populär-medicinischer Gegenstände übernähmen, um nach und nach das viele leere Stroh, das auf dieser Tenne von dazu unfähigen und unberufenen Menschen gedroschen wird, zu vertilgen. Daher kann auch eine Fortsetzung dieser Schrift, worin der Vf. das nicht ärztliche Publicum über allerley sich auf das physische Wohl beziehende Gegenstände zu belehren verspricht, nicht anders als erwünscht seyn. — Angehängt ist diesem Bändchen eine kurze Geschichte der Badezeit am Seebade zu Doberan im Sommer 1813, nebst einigen Beobachtungen von dem Nutzen dieses Mittels in mannichfaltigen Krankheiten.

Hbm.

Kulmbach, b. Spindler: *Skizze meiner medicinisch-praktischen und literarischen Laufbahn*, zu meiner Rechtfertigung vor dem unparteyischen Publicum und zur Beruhigung meiner theilnehmenden Freunde in Hinsicht auf einen höchst ungesitteten Ausfall des Medicinal-Assessors und Apothekers *Braun* zu Baireuth in den fränkischen Provincialblättern, entworfen von D. *Johann Christian Voigt*, Hofrath und ausübendem Arzte zu Schwarzach bey Kulmbach. 1803. 30 S. 8. (3 Gr.)

Der Vf. verfertigte und dispensirte seit vielen Jahren sein sogenanntes graues boerhavisches Digestiv- und Temperir-Pulver. Darüber setzte ihn *Br.* öffentlich in eine Classe, in der Keiner gern stehen will, sagte demnach etwas mehr, als, wie Rec. dünkt, seine blofse Meinung. Auf die von *V.* dagegen bey der königl. Regierung zu Baireuth erhobene Injurienklage wurde *Br.* zu Abbitte, vierzehntägigem Gefängnisse oder 30 Thlr. Geldbufse, und Bezahlung aller Kosten verurtheilt. Letzterer appellirte dagegen an die königl. Regierung zu Ansbach, und diese annullirte obiges Erkenntnifs ganz und gar, wies *V.* mit seiner Klage ab, und erkannte auf Compensation der Kosten. Es würde vielleicht sehr interessant gewesen seyn, wenn beide Urtheilssprüche nebst den Rechtsgründen hier *in extenso* abgedruckt worden wären. — Das Übrige dieser kleinen Schrift ist zu individuell, als dafs Rec. hier weiter Notiz davon nehmen dürfte.

I. 7. 4.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

FEBRUAR 1815.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Universitäten und andere öffentliche Lehranstalten.

Jena.

Unter dem Prorectorate des Hn. Geh. Hofrath *Eichstädt* vom 6 August 1814 bis 4 Febr. 1815 wurden 90 neu angekommene Studirende inscribirt, nämlich 35 Landeskinder aus den vier sächsischen Herzogthümern, und 55 Ausländer. Abgegangen sind 56. Die Zahl der sämmtlichen Studirenden beträgt jetzt 354, nämlich 181 Landeskinder und 173 Ausländer. Darunter sind 165 Theologen, 96 Juristen, 68 Mediciner und 25 Philologen und Cameralisten.

Am 4 Febr. übergab Hr. Geh. Hofr. *Eichstädt* dem Hn. Hofr. *Fuchs* das Prorectorat. Abends wurde dieser Act von den Studirenden mit ungewöhnlicher Feyerlichkeit begangen. Beiden Prorectoren wurde in einem glänzenden Aufzuge mit Fackeln und doppeltem Musikchor eine Abendmusik gebracht; viele Häuser am Markte und in anderen Hauptstrafsen waren, dem abgehenden Prorector zu Ehren, erleuchtet und mit sinnreichen Transparents und passenden Inschriften versehen. Zugleich überreichten ihm die Studirenden ein Gedicht, von Hn. *Döring*, Stud. der Theol. aus Danzig, verfafst, welches von den Talenten des Vfs., wie von den Gesinnungen der Studirenden, ein gleich rühmliches Zeugnifs ablegt. Überhaupt war die Feyer dieses akademischen Festes, welches in fröhlicher Eintracht und mit Ordnung und Anstand begangen wurde, ein neuer schöner Beweis von der sittlichen und geistigen Bildung der hiesigen Studirenden, welche sie während dieses ganzen Prorectorats, wie Hr. Geh. Hofr. *Eichstädt* öffentlich in seiner Gegenrede rühmte, auf eine sehr ausgezeichnete Art, und ohne die Warnung irgend einer gesetzlichen Strafe zu bedürfen, an den Tag gelegt hatten.

Gera.

Zu der Feyer des Jahreswechsels auf dem Rutheneum am 2 Januar 1815 hat der Professor der Beredsamkeit, Hr. *August Gotthilf Rein*, durch ein Programm: *Fortsetzung einiger Bemerkungen über die älteste Geschichte der deutschen Nation* (b. Albrecht, 12 S. 4), eingeladen.

Guben.

Zum Examen auf dem Lyceum am 22 Nov. v. J. hat der Conrector, Hr. *Gottfried Aug. Benedict Wolff*, durch ein gelehrtes Programm: *De actibus et scenis apud Plautum et Terentium dissertatio IIda, in qua rectius, quam adhuc factum est, Terentii et Plauti fabulas in actus dividere conatus est* (b. Brückner, 25 S. 4), eingeladen.

II. Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Programma literarium.

A sexto inde post Christum natum saeculo insignes diu erant *Normanni* piratica atque praedationibus per oras Saxonicas, Belgicas et Francicas exercitis; unde et a scriptoribus Annalium Gallicis praesertim et Anglicis fuse narrantur expeditiones ipsorum maritimae illo saeculo posteriores. Nec est tamen a fide alienum, fecisse hos ipsos Normannos, antequam cursus tam longinquos tentarent, virium suarum periculum in littoribus propius sitis eorum populorum, qui, ut de Slavis habet Helmoldus (Chronic. Slavor. Lib. I. Cap. 7), prae manibus erant: quod etiam expressis Adami Bremensis (Hist. Eccles. Lib. I, Cap. 13) aliorumque hujus aevi scriptorum testimoniis confirmatur. Sic Reinbertus (Cap. 27), quocum conferri potest alter Ansgarii Biographus Gualdo Corbejensis (Cap. 63—69), injecta mentione factae in Chororum s. Curonum terram expeditionis, hos dicit, illorum principatui olim subjectos, sed hunc jampridem dedignatos, tum ad obsequii fidem tributaque solvenda rediisse. Neque Nestor non perhibet, a Slavorum Tschudorumque australia Finnici sinus littora incolentibus nationibus pendi, ante ejusdem noni saeculi medium, Normannis cepisse tributum: cum contra serius fuisse videatur Bothnicus sinus horum navigatorum incursionibus infestatus, et laudati demum

Adami tempore Dani Norvegique magno viae labore multoque periculo quantitatem hujus maris perfcrutati (de fitu Daniae Cap. 218); licet fint iftius quidem hiftorici de regionibus huic finui adjacentibus narrationes plus minus fabulofae.

Pofitis igitur extra dubium maritimis atque hoftilibus Normannorum per mare Balticum, ejusque nominatim Finnicum finum, curfibus, opportuneque facto, ut, propofito laboris praemio, pleniorem lucem huic quaeftioni affundi cuperet illuftris literarum amicus, isque non harum minus rerum bene gnarus, quam liberalis atque munificus, fed cujus nomen hac occafione filere jubemur, invitatos hoc fcripto voluit viros eruditos ad elaborandum in obfcuro hocce antiquioris dictarum terrarum hiftoriae capite, *ad conquirenda diligenter fingula huc fpectantia a Chronographis memoriae prodita rerum momenta, fimulque ad eadem fevrae crifi examinique fubjicienda, talique methodo ordine digerenda, ut certa inde colligi poffint confectaria.* Conftitutus ab eodem eft ultimus ineundo certamini dies primae anni MDCCCXVII Calendae, praemiumque, disquifitioni, quae palmam meruiffe cenfebitur, decernendum, numisma aureum majoris moduli, quod, ducatorum viginti quatuor pondus explens, cudi, in memoriam beneficiorum ab Auguftiffimo Imperatore acceptorum, fecit Academia haec noftra anno MDCCCXI; cujus a muneris datore promiffum praeterea eft, publicaturum femet fuis impenfis id fcriptum, cui praemio illo ornari contigerit, hujusque omnia et fingula exemplaria auctori, propriae poffeffionis jure, conceffurum. Scribi autem commentationes de hac laboris mercede certaturae poterunt lingua aut Ruffica, aut Germanica, Gallica, Svecana, Anglica, Latinave, at manu in omnibus tali, ut lectionem nihil moretur. Nec erit a concurfu illo quisquam eruditorum, cujuscunque gentis aut literariae focietatis is fuerit, exclufus, fed nomine celato, et appofitae obfignataeque fchedulae, eadem, qua ipfum fcriptum, epigraphe extrinfecus muniendo, cum munerum honorumque titulis et habitationis loco indicando commiffo: quarum et fchedularum haud alia refignabitur, quam qua auctor palma ornandus innotefcat, ceteris omnibus figillo non rupto comburendis.

Libellos in propofitam materiam componendos ad nos mitti et a nobis judicari voluit certaminis praemiique conftitutor. Dabamus Aboae die 18/30 Augufti MDCCCXIV.

Senatus Univerfitatis imperialis,
quae Aboae in Finlandia floret.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodifche Schriften.

Idunna und Hermode. Eine Alterthums-Zeitung für 1814. Herausgegeben von *F. D. Gräter.* (Gedruckt zu) Schillingsfürft in der Waltherfchen Verlags-Druckerey und (zu haben) Stuttgardt bey dem königl. General-Ober-Poft-Amt und auf allen löbl. Poft-Ämtern Deutfchlands. gr. 4. Mit literarifchen Beylagen und Holzfchnitten. Erftes und zweytes Viertel-Jahr, beide mit einem eigenen Umfchlag und Inhalts-Verzeichnifs.

Diefe Alterthums-Zeitung wurde zuerft in den Jahren 1812 und 1813 zu Breslau bey dem berühmten Typographen, Herrn *Barth*, gedruckt; da aber die grofsen Ereigniffe des vorigen Jahres eine Poften-Sperrung und Unterbrechung veranlafsten: fo zog fie der Herausgeber, Prof. und Pädagogarch *Gräter* zu Hall, in feine Nähe. Die Verfetzung des Druck-Orts verurfachte Aufenthalt, und der Druck des Jahrganges 1814, der eine ganz neue Folge beginnt, konnte erft im April d. J. angefangen werden. Allein eine Alterthums-Zeitung hat es nicht mit den Neuigkeiten des Tages zu thun, und es ift mithin ziemlich gleichgültig, ob ein folcher Jahrgang mit dem Kalender-Jahre, oder erft ein paar Monate fpäter beendigt wird. Indeffen find bereits 34 Wochen im Druck vollendet, und man kann mit Sicherheit verfprechen, dafs der neue Jahrgang 1815 fpäteftens mit der Ofter-Meffe feinen Anfang nimmt.

Die 26 Wochen der beiden erften Vierteljahre enthalten: 1) *An Holzfchnitten:* Das heidnifche Sonnen-Brod, und die nachmaligen Bretzeln. Gothifche Quittung des altdeutfchen Priefters *Ufitahari.* Die *Metafiationes contra Cattorum ftationes.* Gefunden 1490. Eingemauert auf der Garten-Steige oberhalb des Riedemer-Thors zu Hall jenfeits Kochers. Unbekannte Charaktere auf einer alten Glocke in Kaifersbach, Ober-Amts Lorch, im Königreich Würtemberg. Umfchrift auf dem Grabmal Kaifer Ludwigs, des Frommen, in der Klofterkirche zu Murrhard. Ein Runftein auf *Werner. Abrahamfons* Grab (in Kopenhagen) von *F. D. Gräter.* Abbildung zweyer auf dem Steine-Forft bey Gfchwend und in der Gegend bey Sulzbach an der Murr gefundener Kriegswerkzeuge von Bronze, welche Pfarrer *Prefcher* in Gfchwend befitzt. 2) *An literarifchen Beylagen.* Auszüge aus *Feyerabends* Jahrbüchern von Ottenbeuren. Königliche Villen. Das Heidenthum in Schwaben. Die Prophetin Thiota. Die Hunnen in Schwaben. Berichtigende und erläuternde Anmerkungen von dem erften Reichs-Archivars-Adjunct *Kiefhaber* zu

München. Nachricht von einer ältern Benutzung der Stifts-Bibliothek zu Comburg, vom Ober-Studien - Directions - und Ober - Regierungs-Rath *Schübler* zu Stuttgardt. Schreiben an den Herausgeber von dem Rath zu Freyberg im Erzgebirge über die dortigen Alterthümer. Das Hanſelmänniſche Muſeum und das Kunſt-Cabinet zu Kirchberg. Nachricht von einer Sammlung alter deutſcher Sprüche und Faſtnachts-Spiele, von dem verſtorbenen Diak. *Roth* in Nürnberg. Auszüge aus Privat-Briefen an den Herausgeber von Kopenhagen, Tübingen, Leipzig, Stuttgard, St. Gallen, München, vom Rhein, von U*, und Aarau, über die neueſten isländiſchen und däniſchen Schriften, über ein armeniſches Manuſcript, über *Kaiſer Friedrich Barbaroſſa's* Pallaſt, über den zweyten Theil der Edda, über den Antiquar *Arendt*, über den älteſten deutſchen Adel vor Carls des Groſsen Zeiten u. ſ. w. 3) *An eigenen Aufſätzen.* Merkwürdigkeiten aus der deutſchen Geſchichte durch alle Tage des Jahres. Januar bis Junius. *Freya*, die Göttin deutſcher Liebe und Treue; ein mythologiſcher Verſuch. Das griechiſche und das deutſche Ypſilon am Schluſſe des Jahres 1812. Verzeichniſs des älteſten deutſchen Adels, welcher 20 Jahre vor Carls des Groſsen Geburt zum Feilen-Forſt auf dem Schlachtfelde blieb. Soll man Teutſch oder Deutſch ſchreiben? Eine umſtändliche Unterſuchung von *F. D. G.* Proben runiſcher und gothiſcher Denkmäler, in Holz geſchnitten von *Franz Haſpel.* Das Feſt des Sonnenrads und das Sonnenbrod, oder die deutſchen Bretzeln. Bruchſtück einer vor 1000 Jahren gehaltenen altfränkiſchen Predigt. Beſchreibung einer noch unbekannten Handſchrift des Heldenbuchs: Die *Metaſtationes contra Cattorum ſtationes*, in Anſpruch genommen von Diffinitor *Glaſer.* Der Ritter St. Jörg. Actenmäſsige Berichtigung über die Jugendjahre des Kanzlers *v. Ludwig.* Über Bragur und die deutſchen Volkslieder, von *Abrahamſon.* Über die Alterthümer von Hall. Mündliche Überreſte. Bemerkungen über den altdeutſchen Charakter der Hälliſchen Volks-Sprache. Überreſte derſelben in Taufnamen, Familien-Amtsnamen, Orts-Benennungen u. ſ. w. Alte Volksſagen und Ammen-Mährchen. Volkslieder. 4) *Dichtungen.* Niord und Skade aus der Edda. Die Wallfahrt des Ritters *Morgener.* Das Erndtefeſt, vom Hauptmann *v. Gaupp.* Die Weinleſe, von Ebend. Der Narr *Hanns Bach* und der Stadtſchreiber zu Weil der Stadt, vom Herrn Prof. *C. Herrmann Büſchler.* Der vertriebene Städt-Meiſter von Hall, als Probe ſtädtiſcher Scenen aus Acten und brieflichen Urkunden, in acht Auftritten, von *Gr.* Kunigunde von Hoheneck, eine Geſchichte aus dem 13 Jahrhundert aus der kaiſerlicchen Bibliothek zu Wien. 5) *Leſefrüchte.* Altdeutſche Sprichwörter und ſprichwörtliche Redensarten vom Prof. *C.* Der Cardinal Frigunius. Der Spaanvogel. Schwert- und Spill-Magen. Meelthau, nicht Mehlthau. Mahl-Schloſs, nicht Mahler-Schloſs. Knüttel- nicht Knittel-Verſe. Der Franzoſen Fauteuils, und der deutſchen Faul-Stühle. Rehhane. Das Hörnertragen. Hamburgs Name. Der Fürſtenſtuhl u. ſ. w. Der Cabinets-Prediger *Cober.* Die venerable Diebs-Zunft. Der aus dem Staub von Gott erhöhte Arme. 6) *Lieder.* Straflied des alten Barden Starkathers. Das deutſche Mädchen, von Herrn Geheimen Sekretär *Haug*; das Winterlied; Lied vom Adler; auf *Guido's* Ermordung u. ſ. w. von Ebend. Das berühmte Grimnismal, aus der ältern Edda. Erich, der Liſtige, aus dem Saxo. Kleinigkeiten nach den Minne-Singern, von *H.* und *G.* Lied auf die Göttin *Freya.* Proben von den vergeſſenen Dichtern *Zeſen*, *Lobwaſſer*, *Milius*, *Harsdörfer*, *Lundius*, *Schirmer*, und einigen Ungenannten von *Haug.*

Die zwey erſten Viertel-Jahre koſten 3 fl. 45 kr. oder 2 Thlr. ſächſ. Wer aber auf 6 Exemplare bey uns oder dem k. General-Poſtamt zu Stuttgardt ſubſcribirt, erhält das 7 frey. Die Namen der deutſchen Vaterlands-Freunde, welche dieſes Unternehmen jetzt durch gütige Subſcription unterſtützen, und ſeine künftige Fortſetzung möglich machen, werden am Schluſſe dem Jahrgang vorgedruckt werden.

Schillingsfürſt, im Dec. 1814.

Friedrich Waltherſche Verlagsdruckerey.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

Von der Mitte dieſes Jahres an erſcheint in unſerem Verlage:

Mediciniſches Realwörterbuch nach den verſchiedenen Hauptabtheilungen der Heilkunde, verabfaſst von einer Geſellſchaft von Gelehrten und herausgegeben von D. *Joh. Friedr. Pierer*, Herzogl. Sächſ. Hofrathe, Amts- und Stadt-Phyſicus zu Altenburg. gr. 8.

Dieſes Werk, in den Hauptartikeln von den ausgezeichnetſten Schriftſtellern und Gelehrten bearbeitet, wird Alles umfaſſen, was zu dem Gebiete der Heilkunde, nach ihrem ganzen Umfange gehörig iſt. Indem es daher einerſeits und vorzüglich zum gründlichen Unterricht angehender, und zur Reminiſcenz und zum weiteren Studium ausübender Ärzte und Wundärzte beſtimmt iſt, wird es zugleich gebildeten Perſonen aller Stände ein ſehr brauchbares Handbuch abgeben, um daraus für tägliche, im gewöhnlichen Leben und in mannichfaltigen Geſchäftsverhältniſſen vorkommende Bedürfniſſe eine genügende Nachweiſung zu erhalten.

Jede Hauptabtheilung der Heilkunde bekommt ein eigenes, von A—Z fortlaufendes Wörterbuch. Das erſte wird die Kenntniſs der menſchlichen Natur im geſunden Zuſtande befaſſen. Alle einzelnen Wörterbücher bilden aber wieder eine in ſich zuſammenhängende Reihe, und ſo ein geſchloſſenes Ganzes.

Diefs Werk erfcheint auf Subfcription, unter fehr billigen Bedingungen, nach denen der Band zu 2½ Alphabet nicht höher als 2 Thlr. 2 Gr. auf Druckpapier und 2 Thlr. 8 Gr. auf Schreibpapier zu ftehen kommt.

Der Subfcriptionsplan felbft, wie auch Probebogen, find in jeder foliden Buchhandlung zu erfehen, auf welchem Wege man auch auf das Werk fubfcribiren kann.

Den 20 Januar 1815.

Literarifches Comptoir
in Altenburg.

Der Unterzeichnete hält fich aus mehreren Gründen verpflichtet, hiedurch bekannt zu machen, dafs von ihm bey Herrn Univerfitätsbuchhändler *G. F. Heyer* in Giefsen ein

Handbuch
der alten und neuen Gefchichte

in 6 Bänden, fammt einigen Supplementbänden, Beweife, Erläuterungen und kritifche Unterfuchungen enthaltend, erfcheinen wird.

Der Verfaffer gedenkt darin das Menfchenleben der Vorzeit in feiner Mannichfaltigkeit, feinem Widerftreite und feiner Einheit, der Entwickelung der Kräfte gemäfs, deren Refultat es ift, treu und gewiffenhaft darzuftellen. Sein Zweck ift diefem zufolge, der Seele feiner Lefer die anziehenden, überrafchenden, oft wundervollen Ereigniffe, welche die jugendlichen, reifen und finkenden Thätigkeiten des Lebens in ewigem Wechfel aus fich erzeugen; dann den Conflict der Kräfte mit niederbeugenden Zerftörungen und mit wieder aufblühenden neuen Schöpfungen, endlich die Harmonie des Ganzen oder die, auf ftrenger Gefetzmäfsigkeit beruhende, höhere Weltordnung fo vorzuführen, dafs fie in diefem Gemälde und in diefer dreyfachen Beziehung die Züge eines fchönen, herrlichen Menfchenlebens zur klaren, erheiternden Anfchauung bringen; dafs fie die grofsen Anlagen, wie im Kampfe das Schwache immer zerrinnt und zerfliefst, dagegen nur das Starke ohne Ausnahme fiegt und in Jahrtaufenden immer gefiegt hat, nämlich: Seelenadel, Rechtlichkeit, Moralität und Gottesglauben, dann, wenn fie die Speculation verläfst, lebhaft erkennen, und dafs fie, wenn fie die ordnende Hand eines aufserweltlichen, in der Endlichkeit unendlichen Geiftes, mit der Evidenz, wie fie nur die Erfahrung geben kann, dann, wenn fich Alles in Harmonie auflöft, finden, auf die Nothwendigkeit im Sinn diefer Gottheit zu handeln, auf ein felfenfeftes Vertrauen zu ihr, auf Muth und Entfchloffenheit das Ungöttliche, wo fie es treffen, felbft zu bekämpfen und, fo viel es von ihnen abhängt, die Übereinftimmung des Ganzen mit fich felbft erhalten und herftellen zu helfen, zurückgeführt werden. Dabey wird er fich einzig und allein an den Referaten, Berichte und Protocolle, welche wir in diefer heiligen Sache haben, halten.

Da er blofs den Weg, wie er eigene Überzeugung, die ihm wichtiger wie fein Leben war, fuchte und nach Jahrenlanger Anftrengung fand, befchreibt: fo hofft er, dafs fein Verfuch einer allgemeinen Weltgefchichte aus diefem Gefichtspuncte denen, welche ihm auf einer und derfelben Bahn begegnen, (den Werth geiftvoller und trefflicher Werke, welche wir fchon befitzen, vorausgefetzt) keine unangenehme und überflüffige Erfcheinung feyn wird.

Zugleich verbindet er die Nebenabficht mit feiner Arbeit, einen Commentar über fein, in den Jahren 1808 und 1811 erfchienenes, Lehrbuch dadurch zu liefern, und darin die Ideen, welche er in demfelben niedergelegt hat, felbft zu verarbeiten, die Methode, welche er für die zweckmäfsigfte und kürzefte hält, um die Jünglinge in den Geift der Gefchichte einzuführen, gleichfam im Beyfpiele weiter zu entwickeln und darzuftellen, auch fo dem Wunfche der Lehrer, welche fich in ihrem müh- und gefchäftsvollen Wirkungskreife oft vergebens nach der nöthigen Zeit und den unentbehrlichen Subfidien umfehen, nützlich entgegen zukommen, und ihn nach Kräften zu befriedigen. Er ergreift dabey mit Freuden die ihm dadurch dargebotene Gelegenheit, die Fehler mannichfaltiger Art, welche fich in dem genannten Abriffe eingefchlichen haben, und welche er nach einer ftrengen Revifion, unbefchadet der darin enthaltenen feftbegründeten, und in ihrer Anwendung für Veredlung jugendlicher Herzen nicht zu berechnenden, folgenreichen Elementarmethode, einfieht, vorläufig, bis zur zweyten Auflage des Lehrbuchs, hier zu berichtigen, und die Abfchnitte, welche einer gänzlichen Umarbeitung bedürfen, zur leichten Verbefferung in einer veränderten Geftalt zu liefern.

Dr. *Roth*,
grofsherzoglicher Rector der Schule
in Friedberg.

Auch diefes Werk des Friedens habe ich mit Vergnügen in Verlag genommen, und werde den Anfang des Drucks im Winter 1815 beginnen.

Giefsen den 25ten May 1814.

G. Fr. Heyer.

III. Vermifchte Anzeigen.

Aus Riga, vom 22 *Dec.* 1814.

Im Namen S. Erlaucht des Herrn Minifters der Aufklärung, durch ein Schreiben S. Excellenz des Herrn Geheimen Raths *Olenie*, Director der kaiferl. öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg, ift Hr. Dr. *Merkel* ehrenvoll aufgefodert worden, eine literarifche artiftifche Zeitung herauszugeben.

INTELLIGENZBLATT

DER

JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

FEBRUAR 1815.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Univerſitäten und andere öffentliche Lehranſtalten.

Berlin.

Am 9 Febr. feyerten die Studenten der hieſigen Univerſität den Tag, an welchem ihnen zuerſt der Aufruf unſers allverehrten Königs, ſich zum Kampfe für das Vaterland zu ſtellen, bekannt wurde, und ihnen die neue Bahn thatkräftiger Begeiſterung für ein ſchon längſt im Herzen getragenes Ideal eröffnete. Im groſsen Univerſitäts-Hörſale verſammelten ſich um 5 Uhr ſämmtliche Studirende und die von ihnen eingeladenen Profeſſoren. Ein erhebender für die Feyer dieſes Tages von *Fr. Gieſebrecht* gedichteter Geſang eröffnete die Feyerlichkeit. Sodann beſtieg eben dieſer die Rednerbühne, und ſchilderte in einer von jugendlicher Begeiſterung überſtrömenden Rede die Gefühle, welche jener Aufruf des geliebten Königs in den Herzen ſeiner Brüder erregt, und ſie in den heiligen Kampf begleitet, und welche ſie fortwährend für das Vaterland nährten. Die Erinnerung an die gefallenen Brüder erfüllte alle mit Wehmuth — denn wie viele edle Jünglinge haben wir verloren! — aber der Gedanke, daſs der Tod der Aufopferung nur ein beneidenswerthes Loos ſey, und daſs jene edlen Todten in einem höheren Leben lebten, und ihr Andenken unter uns ewig geheiligt und gefeyert bleibe, erhob ſelbſt dieſes traurige Gefühl wieder in die heitere Stimmung der Begeiſterung. Und ſo ſtimmte die Verſammlung nach geendigter Rede frohes Herzens in den Geſang ein: *Gaudeamus igitur, juvenes Germani.* Nach Beendigung deſſelben ſammelten ſich ſämmtliche Studenten auf dem Univerſitätshofe in einem wohlgeordneten Zuge, der von ungefähr 100 Fackeln erleuchtet und zwey Muſikchören belebt, einen herrlichen Anblick gewährte. So zogen ſie aus, um dem Rector, Prof. *Solger*, dem Prof. *Turte*, dem Kammergerichtsrath und Univerſitäts-Syndicus *Eichhorn* und dem Profeſſor *Eichhorn*, die mit ihnen den Kampf für das Vaterland gefochten hatten (Prof. *Bernſtein*, der dieſes Verdienſt mit jenen theilt, war abweſend), durch ein Lebehoch ihre Achtung und Liebe zu beweiſen. Nach der Rückkehr auf den Univerſitätshof wurden die Fackeln zuſammengeworfen, und nun erſcholl aus aller Munde ein Lebehoch dem Könige, der deutſchen Freyheit und der akademiſchen Freyheit. Hierauf eine höchſtrührende Erinnerung an die gefallenen Brüder durch den bekannten Vers: *So viele unſrer Brüder ſind geſchieden* etc.; ein frohes Mahl beſchloſs das Ganze.

Schwerlich iſt ein akademiſches Feſt nicht nur mit gröſserer Ordnung und Anſtand, ſondern vorzüglich in dieſem höheren Sinn und Geiſt gefeyert worden. Auch iſt nicht zu verkennen, welchen wohlthätigen Einfluſs die Theilnahme an dem Kampfe für das Vaterland auf unſere Studirenden gehabt hat. Die im Kriege geweſenen ſind nicht nur die fleiſsigſten, ſondern auch die geſittetſten und ernſteſten, und nach ihrem Beyſpiel bilden ſich die übrigen. Das rohe Studentenweſen wird immer mehr ausgerottet, die blutigen Spielereyen mit den Duellen ſind faſt ganz verbannt. Es beſtehen unter den Studenten gewiſſe Verbindungen; aber ohne alles Geheimniſs und ohne allen Zwang, nur berechnet auf die Erhaltung eines edlen Gemeingeiſtes. Daher kommen auch faſt gar keine Exceſſe vor, welche die akademiſche Disciplin zu ahnden hätte. Zwiſchen den Profeſſoren und den Studirenden beſteht ein wahrhaft freundſchaftliches Verhältniſs. An ein argwöhniſches Bewachen und Auskundſchaften des Betragens der letzteren wird gar nicht gedacht. Die Pedellen ſind bey uns gar nicht das, was ſie auf anderen Univerſitäten ſind: akademiſche Polizeywächter oder wohl gar Spione. Was man ſonſt durch ſtrenge Zwanggeſetze, und oft vergeblich, auszurotten ſuchte, ſittenwidrige und den Staatsgeſetzen widerſprechende Ungeziemlichkeiten und Auswüchſe des Burſchengeiſtes, hat der Senat der hieſigen Univerſität mit Glück durch bloſse vernünftige Vorſtellungen und zutrauliche Bitten bekämpft, und jetzt läſst ſich dergleichen gar nicht mehr bemerken.

II. Nekrolog.

Am 4 Nov. v. J. ſtarb in Adelshofen bey Rothenburg ob der Tauber im Königreich Baiern der dortige Pfarrer und vormalige Rector und Profeſſor am Gymnaſium zu Lipſtadt, Soeſt und Rothenburg ob der Tauber, M. *Chriſtian Balthaſar Lehmus*, im 66 Lebensjahre an Entkräftung. Seine, meiſtentheils pädagogiſchen Schriften ſind in *Meuſels* gelehrtem Deutſchlande angeführt.

Am 4 Dec. v. J. zu Fulda *Gottlieb Erdmann Gierig*, Gymnaſiarch, Prof. der Theol. am daſigen Gymnaſium, geb. im J. 1753; ein durch gründliche Schriften längſt bewährter Philolog. Bey der groſsen Liebe und Achtung, welche er ſich im Publicum und beſonders unter der ſtudirenden Jugend erworben hatte, wurde ſein früher Tod allgemein beklagt. Nur 8 Tage währte ſein letztes Krankenlager. Immer bey vollem Bewuſstſeyn erwartete er ſeine Auflöſung mit der Ruhe eines Weiſen. Seine ſterbliche Hülle wurde am 6 Dec. unter Begleitung ſämmtlicher Schüler, Lehrer, Mitglieder der Studien-Inſpection und vieler Freunde zur Erde beſtattet. Ungeachtet ſeiner allgemein anerkannten Verdienſte und ſeines redlichen Charakters, blieb der brave *Gierig* nicht von Verfolgungen frey. Mehrere Beleidigungen und Chikanen, die er erfuhr; der ſichtbare Verfall der hieſigen Schulanſtalten, durch zweckwidrige Einrichtungen herbeygeführt, welche aufzuhalten er nicht im Stande war, nagten an ſeiner Seele, und trugen vielleicht mehr als ſeine Krankheit dazu bey, ſeinen Körper völlig zu zerrütten. Der ſehnlichſte Wunſch des Verewigten war, daſs er es noch erleben möchte, daſs unſer Land einen guten Fürſten bekäme, weil er dann mit Zuverſicht auf Verbeſſerung der völlig vernachläſſigten Schulen rechnete. Eine lateiniſch verfaſste intereſſante Selbſtbiographie iſt unter ſeinen Papieren gefunden worden, und nach ſeinem Teſtament dem Hn. Geheimen Hofrath *Eichſtädt* in Jena beſtimmt.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodiſche Schriften.

An
das mediciniſche Publicum
beſonders
die Leſer des Reil- und Authenriethſchen phyſiologiſchen Archi s.

Die Fortſetzung des *phyſiologiſchen Archivs* von *Reil* und *Authenrieth* wird, wie ſchon im *zweyten Stück* des *zwölften Bandes* angezeigt worden, unter dem Titel:

Deutſches Archiv für die Phyſiologie

von dieſem Jahre an nach dem gleichfalls ſchon angegebenen Plane regelmäſsig erſcheinen. Der mit der Verlagshandlung abgeſchloſſene Contract ſetzt mich in den Stand, den Bogen mit *Sieben Thalern* ſo zu honoriren, daſs die Bezahlung regelmäſsig am Schluſſe des Jahres erfolgt. Der in der Anzeige angegebenen Tendenz gemäſs, iſt ſie nur für *Verſuche*, *Beobachtungen* und auf *Thatſachen* ſich ſtützende *ſolide Schlüſſe* beſtimmt. Faſt überflüſſig iſt die Bemerkung, daſs ich nur um *Originalaufſätze* bitte, wenn ich gleich für Nachweiſungen und Mittheilungen intereſſanter *ausländiſcher Aufſätze*, welche ſich zur Ueberſetzung oder zum Auszuge eignen, ſehr dankbar ſeyn würde. Eben ſo verſteht es ſich auch wohl von ſelbſt, daſs Aufſätze, welche hier abgedruckt werden, nicht auch in andere Zeitſchriften oder andere Werke überhaupt eingerückt werden können.

Halle, den 1 Jan. 1815.

Meckel.

Die unterzeichnete Handlung hat nach einer Übereinkunft mit der vorigen Verlagshandlung dieſes von allen Kennern hochgeſchätzte Archiv in ihrem Verlag *fortzuſetzen* übernommen. Es wird regelmäſsig alle Vierteljahre ein Heft von 10 Bogen erſcheinen. Vier Stück machen *Einen Band*, den jedesmal wenigſtens 6 Kupfer zieren ſollen. Der Preis bleibt wie bisher für einen ganzen Band 4 Rthlr. Man bittet wo möglich bey Zeiten die Beſtellung bey uns oder in den nächſtgelegenen Buchhandlungen zu machen, um danach einigermaſsen die Stärke der Auflage dieſes zugleich als ein *Neues Werk* zu betrachtenden Journals, für deſſen Wichtigkeit die Namen des Herrn Herausgebers und der Herrn Mitarbeiter bürgen, berechnen zu können. Das erſte Stück erſcheint in der *Oſter-Meſſe* dieſes Jahres.

Die Buchhandlungen des Waiſenhauſes
zu Halle und Berlin.

II. Ankündigung neuer Bücher.

Anleitung zu einem zweckmäſsigen Studium der Philoſophie mit Hinſicht auf ihr Verhältniſs zu den übrigen Facultätswiſſenſchaften, von **G. W. Gerlach.**

Der in den letzten Jahren vor der Hemmung der Univerſität zu Wittenberg durch ſeine ſtark beſuchten philoſophiſchen Vorleſungen vortheilhaft bekannte Verfaſſer, hat in angezeigter Schrift die Philoſophie beſonders von ihrer praktiſchen Seite gefaſst, und aus dieſem Standpuncte das Weſen und das Gebiet derſelben, die Methode ihres Stu-

diums, ihr Verhältniſs zu den anderen Wiſſenſchaften, und die Methode der Verbindung ihres Studiums mit dem Studium der letzten klar zu machen geſucht, und zugleich eine Anleitung beygefügt zur Kenntniſs einer zweckmäſsigen Literatur des philoſophiſchen Gebiets. So wie ſchon der Zweck dieſer Schrift die Aufmerkſamkeit jedes für wiſſenſchaftliche Bildung ſich intereſſirenden Mannes auf ſich lenken muſs: ſo hat auch der Verfaſſer ſeiner Seits nichts unverſucht gelaſſen, demſelben durch Gründlichkeit und zweckmäſsige Darſtellung zu entſprechen. Sie erſcheint künftige Oſtermeſſe im Verlage bey Zimmermann.

Zur Oſtermeſſe 1815 erſcheint beſtimmt:

D. *Franz Volkmar Reinhards Syſtem der chriſtlichen Moral*, 5ter und letzter Band, mit vollſtändigen Regiſtern über das ganze Werk. Wittenberg bey Zimmermann.

Das Schickſal, welches Wittenberg ſeit länger als zwey Jahren ſo hart getroffen, hat auch den Druck dieſes Bandes ſo lange verzögert. Vom 1 Bande dieſes Werks erſcheint in ganz kurzer Zeit die 5te Aufl. mit einigen Verbeſſerungen und Zuſätzen vom ſel. Herrn Verfaſſer.

Osnabrück, in der *Crone'ſchen* Buch-, Papier- und Kunſt-Handlung, iſt ſo eben fertig geworden, und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Camerer's, Dr. *C. C.*, *Vortheile der ſelbſtſtändigen Rechtsgeſetzgebung für den Staat und deſſen Juſtizpflege.* Zweyte Auflage. Schreibpapier. 12 Gr.

Da das Studium der engliſchen Sprache in Deutſchland immer beliebter wird: ſo bringt die *Myliusſche* Buchhandlung in Berlin folgende in ihrem Verlage erſchienene Abdrücke engliſcher Originalwerke in Erinnerung, die ſich ganz vorzüglich zur Übung in dieſer Sprache eignen:

Elegant Extracts in Proſe, calculated to form the ſtyle and improve the taſte of the learners of the English language, ſelected from the beſt writers, by the translator of the German Erato etc. (*Beresford*) 8. 1 Thlr.

Elegant Extracts in Verſe, ſelected from the beſt poets etc., by the author of the German Erato. 8. 1 Thlr. 4 gr.

Letters of Lady Worthley *Montague* written duringh her travels in Europe, Aſia and Africa. 8. 1 Thlr.

The Vicar of *Wakefield*, a tale ſuppoſed to be written by himſelf. The fourth edition. 8. 20 Gr.

The triumphe of Benevolence; or, the hiſtory of Francis *Wills*, by the author of the Vicar of Wakefield, in two vol. 8. 1 Thlr. 4 gr.

Principles of politeneſs, and of knowing the world by John *Trusler*. 8. 12 Gr.

Für den erſten Anfänger ſind beſonders zu empfehlen:

Erſte Anfangsgründe der engliſchen Schrift- und Sprachkunde von *J. M. F. Schulze*. 8. 8 Gr.

Engliſches Leſebuch für Anfänger, nebſt Wörterbuch und Sprachlehre von *F. Gedike*. 4 verbeſſerte Auflage. 8. 16 Gr.

Zur Beantworrung der vielen an mich ergangenen Anfragen zeige ich hiemit folgendes an:

Von *Komus Taſchenbuch* von *Th. Hell*, *Fr. Kind*, *A. F. E. Langbein*, *Fr. Laun*, *Guſtav Schilling*, *St. Schütze*, *u. A.* mit Kupfern nach *Rambergſchen* Zeichnungen von *W. Böhm* und *Jury*,

iſt eine *zweyte Auflage* fertig geworden, und für 1 Thlr. 8 gr. in allen Buchhandlungen zu haben. So auch das äuſserſt ähnliche Bild

Theodor Körners nach einer Zeichnung von deſſen Schweſter Emma, geſtochen von *Buchhorn* in Berlin. Preis für die erſten ausgeſuchten Abdrücke 1 Thlr., für die geringeren ſpätern 16 Gr.

Der erſte Band von *Th. Körners poetiſchem Nachlaſs*, enthaltend die beiden Trauerſpiele *Zriny und Roſamunde*, iſt vergriffen und eine zweyte Auflage unter der Preſſe. Dieſe, ſo wie der 2te Band, enthaltend *vermiſchte* (noch ungedruckte) *Gedichte und Erzählungen*, *eine Charakteriſtik des Dichters von C. A. Tiedge*, *biographiſche Notizen über ihn von dem Vater des Verewigten*, werden bis Ende Februars fertig, ſo wie

Die *vierte vermehrte Auflage* von *Seumes Gedichten*, herausgegeben von *Clodius*.

Von *Komus* wird zum Jahre 1817 ein zweytes Bändchen von den nämlichen und anderen berühmten Verfaſſern erſcheinen.

Leipzig, im Januar 1815.

Joh. Fr. Hartknock.

Den Subſcribenten der *Humboldtſchen Reiſe* habe ich die Ehre anzuzeigen, daſs der erſte Band der *Relation hiſtorique* in 4 mit Charten in fol. bey der *griechiſch-lateiniſch-deutſchen Buchhandlung in Paris* (als unter welcher Firma einer meiner Freunde bis zur Volljährigkeit meines Sohnes meine ehemalige Handlung fortführen wird), ſo wie bey Hn. *Cnobloch* in Leipzig, Hn. *Carl Spener* in Berlin und Hn. *Schaumburg* in Wien zu haben iſt. Paris, den 25 Januar 1815.

Schoell,
königl. preuſſ. Hofrath
bey der königl. Geſandtſchaft in Paris.

In der neuen Societäts-Verlagsbuchhandlung in Berlin iſt ſo eben erſchienen und zu bekommen:

Reibnitz, Ernst Wilhelm von, königl. preuss. Ober-Landes-Gerichts-Präsident, Versuch über das Ideal einer Gerichtsordnung. Erster Theil. gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Goſsler, C., Versuch über die Sitten der Völker. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Ebenderselbe, Gedanken über die Errichtung der Justiz in den Ländern, welche den preuss. Staaten jetzt zufallen werden, nebst einer kurzen Unterweisung über die Rechte und Pflichten der Eheleute. 8. 8 Gr.

Ifflands, A. W., Theorie der Schauspielkunst für ausübende Künstler und Kunstfreunde, 2 Bändchen, mit 15 Kupfertafeln. 12. 1 Thlr. 16 Gr.

Allgemeine Übersicht der Befestigungs-Manieren, seit der Einführung der Feuergeschütze; in einer Tabelle. Mit einer historischen Einleitung. gr. 8. 6 Gr.

Ist es gut und nothwendig, grosse und Handelsstädte zu Festungen zu machen? 8. 4 Gr.

NB. Die Fortsetzung von Frankreich und Rufsland verläſst binnen 3 Wochen die Presse.

Zur nächsten Ostermesse erscheint in unserem Verlage eine *zweyte, in den Principien berichtigte und völlig umgearbeitete Ausgabe* von

Bouterwecks Ästhetik.

Wir zeigen dieses vorläufig an, damit nicht ein Miſsverständniſs über unsere Befugniſs zu diesem Verlagsartikel entstehe, indem durch den Tod des Verlegers der ersten Ausgabe die Erfüllung der Bedingungen, die über diese 2te Ausgabe bereits verabredet waren, unmöglich geworden ist.

Der erste Theil ist abgedruckt, und kann auf Verlangen versandt werden.

Göttingen, im Februar 1815.

Vandenhöck-Ruprechtsche Buchh.

In der *Maurerschen* Buchhandlung in Berlin ist erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Grävell (königl. preuss. Regier. Rath), über Preſsfreyheit und Volksgeist. Nebst einem kurzen Bericht von dem Finanz-Wesen (Instruction für Fr. II. während seiner Gefangenschaft in Cüstrin). 8. 16 Gr.

Desselben Erwiederung auf die Antwort der allerhöchst ernannten Commissarien zur Aufstellung neuer liturgischer Formen auf Veranlassung des an sie erlassenen Glückwünschungsschreibens. 8. 6 Gr.

Neumann, Dr. F. (Lehrer an d. Taubstummen-Anstalt in Berlin), kurze Anweisung, Kinder in spätestens 3 Wochen richtig und mit Wohllaut lesen zu lehren, nebst beygefügter Lesetafel, Lehrern und Ältern, die ihre Kinder selbst unterrichten wollen, gewidmet. 8. geh. 3 Gr.

Zeune, A., Erdansichten, oder Abriſs einer Geschichte der Erdkunde, vorzüglich der neuesten Fortschritte in dieser Wissenschaft. Nebst 6 Charten. 8. 1 Thlr. 8 gr.

NB. Diese beiden letzteren Schriften werden den Schulen bey einer bedeutenden Anzahl Exemplare Ersteres für 2 Gr., Letzteres für 1 Thlr. erlassen, wenn man sich unmittelbar an die Verlagshandlung wendet.

In der *Myliusschen* Buchhandlung in Berlin ist erschienen:

Ciceronis historia philosophiae antiquae ed. D. F. *Gedike*. ed. tertia emendata. 8 maj. 1815. 1 Thlr.

Meierotto, J. H. L., über Sitten und Lebensart der Römer in den verschiedenen Zeiten der Republik. 3te verbesserte Ausg. 2 Thle. 8. 1814. 1 Thlr. 12 gr.

Platonis dialogi IV, Meno, Crito, Alcibiades uterque, cum virorum doctorum animadvers. curav. *Biester* et *Buttmannus*. ed. tertia emendat. 8 maj. 1811. 18 Gr.

III. Auction.

Eine beträchtliche Sammlung verschiedener, gröſstentheils belletristischer, historischer, juristischer und theologischer Bücher soll vom 25 April d. J. an in Coburg öffentlich versteigert werden. Catalogen sind zu haben in Leipzig bey Hn. Proclamator *Weigel*, in Nürnberg bey Hn. Buchhändler *Lechner*, in Frankfurt a. M. bey Hn. Antiquar *Hacken*, in Jena bey Hn. Hofcommissär *Fiedler*, und in den meisten Buchhandlungen. Die Zahlung geschieht in Speciesthalern zu 2 fl. 24 Kr. gerechnet.

IV. Erklärung.

Mit Befremden vernehme ich aus der Allg. Lit. Zeitung, Nro. 273, S. 637 v. J. das wiederholte Erscheinen meiner *empirischen Wesenlehre der menschlichen Seele* in der, mir ganz unbekannten Verlagshandlung: Fixdorf und Kleinheinz zu Bartenstein 1813 Ohne mich zu einer Rüge dieser unredlichen Buchhändlers-Speculation herabzulassen, will ich hierdurch nur erklären: daſs diese, schon 1801 von mir verfaſste, Seelenlehre bey Xaver Bienner zu Würzburg 1803 erschienen, und das zweymalige Erscheinen derselben, unter was immer für einer Gestalt, ganz ohne mein Wissen und Willen veranstaltet worden.

München, den 26 Januar 1815.

J. A. Eisenmann,
Professor der Geographie u. Geschichte
im k. b. Kadeten-Corps.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

Februar 1815.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Univerſitäten und andere öffentliche Lehranſtalten.

Wittenberg.

Am 22 Jan. 1813 vertheidigte unter dem Vorſitze des Hn. HGR. D. *Pfotenhauer*, Hr. *Joh. Gottlob Schiering*, aus Marzahna, *theſes juris controverſi.* (Dieſer geſchickte junge Mann ſtarb im Herbſte deſſelben Jahres zu Schmiedeberg, wo er ſeine Studien vollendete.)

Am 29 Jan. vertheidigte unter demſelben Präſes Hr. *Karl Aug. Wolf*, aus Loſſa in Thüringen, *theſes juris controverſi.*

Am 30 Jan. hielt der Prof. der Theologie, Hr. D. *Winzer*, ſeine Antrittsrede: *de juvenibus academicis ad ſtudiorum biblicorum gravitatem revocandis.* Er lud dazu durch ein Programm ein: *de daemonologia in ſacris N. T. libris propoſita, Comment. II.* (b. Gräſsler, 22 S. 4).

Das Oſterprogramm des theologiſchen Decans, Hr. Generalſup. D. *Nitzſch*, enthält: *de gratiae Dei juſtificantis neceſſitate morali, Comment. poſter.* (b. Graeſsler 3 Bog. 4). (Vgl. E. B. z. J. A. L. Z. 1813. No. 24 u. 77.)

Am 30 April war die halbjährige Magiſterpromotion. Der abgehende Decan der philoſophiſchen Facultät, Hr. Prof. *Aſsmann*, hatte während dieſes Halbjahres folgende 8 Gelehrte zu Doctoren der Philoſophie und Magiſtern der freyen Künſte ernannt: 1) Hn. *Karl Ferdinand Schleusner*, aus Göttingen, *Sacr. lit. cult.* 2) Hn. *Karl Fr. Heinr. Giehlow*, aus Cottbus, Nachmittagsprediger an der leipziger Paulinerkirche. 3) Hn. *Karl Eduard Sommer*, aus Wurzen, *Med. cand.* 4) Hn. *Karl Gottlob Bachmann*, aus Reichenbach im Voigtlande, *Rev. Min. cand.* 5) Hn. *Friedrich Gottlob Ackermann*, aus Waldkirchen, *Rev. Min. cand.* 6) Hn. *Chriſtian Tille*, Paſtor-Subſt. zu Lengefeld im Voigtlande. 7) Hn. *Karl Gottlob Ferd. Herrmann*, aus Löbau, *Sacr. lit. cult.* 8) Hn. *Friedr. Aug. Theod. Weppen*, aus Weſtphalen, *Philoſ. et eleg. lit. cult.*

Am 1 May war Rectoratswechſel. Da Hr. HGR. D. *Pfotenhauer* ſich bey der Juriſtenfacultät in Schmiedeberg aufhielt: ſo führte Hr. Propſt D. *Schleusner* das Rectorat bis zum 1 Sept. fort. Während des Winterhalbjahres, vom 18 Oct. 1812 bis 1 May 1813, wurden 18 akademiſche Bürger inſcribirt.

Am 1 May ertheilte die Univerſität die durch den Tod des M. *Scheu* erledigte Stelle eines Bibliothekars bey der Univerſitätsbibliothek dem Privatdocenten der Philoſophie, Hn. M. *Gerlach*, und die Cuſtodie bey derſelben dem Privatdocenten der Philoſophie, Hn. M. *Cramer.*

Zur Feyer des Pfingſtfeſtes lud der theologiſche Decan, Hr. Propſt D. *Schleusner*, durch ein Programm ein: *Auctarii obſervationum in Suidam et Heſychium ac alios Lexicographos graecos, ratione maxime habita gloſſarum ſacrarum, P. V.* (b. Gräſsler, 3 Bog. 4).

Der Lectionskatalog für das Sommerhalbjahr 1813 war zwar ausgegeben; es konnten aber, aus Mangel an Studirenden, und wegen der Kriegsunruhen, die Vorleſungen nicht eröffnet werden.

Am 9 Jun. ſtarb der Fechtmeiſter der Univerſität, Hr. *Karl David Döring*, im 30 Lebensjahre.

An demſelben Tage erhielt der Candidat der Medicin, Hr. *Chriſtian Sam. Krüger*, aus Spremberg, die mediciniſche Doctorwürde. Seine ſpäter erſchienene Diſputation handelt: *de lactationis commodis et incommodis* (b. Gräſsler, 30 S. 4). Dieſe Promotion kündigte der mediciniſche Decan, Hr. Prof. D. *Kletten*, durch ein Programm an: *de conſtitutione morborum nervoſa Comment. IV.* (16 S. 4.)

Am 16 Jun. erhielt der Cand. der Medicin, Hr. *Fr. Aug. Bormann*, aus Elſter, die mediciniſche Doctorwürde. Seine nachgelieferte Diſputation handelt: *de typho phlegmonode.* (b. Gräſsler, 32 S. 4.) Hiezu ſchrieb Hr. Prof. D. *Kletten*: *de conſtitutione morborum nervoſa. Comment. V.* (16 S. 4.)

Am 2 Jul. erſchien das Programm des philoſophiſchen Decans, Hn. Prof. *Henrici*, wodurch

er die nächſte Magiſterpromotion ankündigte: *de oſtento C. Julio Caeſari ad Rubiconem facto probabilia. Commentatio ad Suetonii Julium* c. 32. (b. Graeſsler, 12 S. 4.)

In Gemäſsheit des Reſcripts vom 30 Aug., nach welchem verordnet wurde, daſs bey der für nothwendig befundenen Entfernung der Univerſität von Wittenberg die Angelegenheiten derſelben einſtweilen von Schmiedeberg aus beſorgt werden ſollten, übernahm Hr. HGR. D. *Pfotenhauer* am 1 Sept. 1813 ſelbſt das Rectorat; und von dieſem Tage an trat die einſtweilige Adminiſtration der Univerſität in Schmiedeberg in Wirkſamkeit, wohin ſich, nach dem Vorgange der Juriſtenfacultät, ſeit dem Junius 1813 mehrere Mitglieder des *corporis academici* aus allen Facultäten gewendet hatten.

(*Die Fortſetzung folgt nächſtens.*)

II. Beförderungen u. Ehrenbezeugungen.

Der König von Schweden hat dem hochverdienten Herrn Abbé *Siccard*, Director des Taubſtummen-Inſtituts zu Paris, den Guſtav-Waſa-Orden überſandt.

Der beliebte franzöſiſche Schriftſteller, Hr. *Jouy* zu Paris, iſt an die Stelle des verſtorbenen Dichters *Parny* zum Mitgliede der franzöſiſchen Akademie erwählt worden.

Der Candidat des königl. ſächſ. Miniſterii, Hr. *Auguſt Tzſchentke* zu Graitſchen, unweit Jena, welcher *Predigten zur Erweckung und Beförderung wahrer Religioſität* (Jena, in der akademiſchen Buchh. 1811. 8) herausgegeben hat, iſt von der philoſophiſchen Facultät zu Jena zum Doctor der Philoſophie ernannt worden.

III. Nekrolog.

Am 21 Jan. d. J. ſtarb zu Hamburg *Matthias Claudius*, geb. im Jan. 1740 zu Rheinfeld im Holſteiniſchen. Er ſtudirte im J. 1760 zu Jena. Deutſchland kennt die Schriften dieſes würdigen Zöglings unſerer Univerſität, die er unter dem Namen *Asmus*, als wandsbecker Bote, herausgab. Sie bezeichnen ſeinen edeln und vortrefflichen Charakter als Menſch, als Familien-Vater, als Geſellſchafter, Bürger und Chriſt. Er lebte ſeit vielen Jahren in Wandsbeck, hatte ein wenig Zeit und Mühe foderndes Amt, als erſter Reviſor der ſchleswig-holſteiniſchen Bank in Altona, und dabey einen Ehrengehalt vom König von Dänemark. — Anfangs beſorgte er die Herausgabe der Hamburger Adreſs-Comptoir-Nachrichten. Dann zog er nach Wandsbeck. Daſelbſt ſchrieb er vom J. 1770 bis 1775 den wandsbecker Boten. Im J. 1776 ward er Ober-Landes-Commiſſär in Darmſtadt, verlieſs aber dieſe Stelle, und kehrte als Privatmann nach Wandsbeck zurück. Hier fuhr er fort ſeine Werke heraus zugeben, deren 8ter Theil 1812 erſchien, überſetzte Theraſſons Sethos, Ramſays Reiſen des Cyrus, St. Martins Werk über Irrthum und Wahrheit, und Fenelons Werke religiöſen Inhalts. — Er ſtarb zu Hamburg im Hauſe ſeines wackern Schwiegerſohns, des Buchhändlers Hn. Perthes, im 75 Jahre ſeines Alters.

IV. Vermiſchte Nachrichten.

In England wird eine neue Ausgabe von *Henrici Stephani Theſaurus linguae Graecae* veranſtaltet, welche alle Supplemente und die Zuſätze der berühmteſten ſowohl engliſchen als auswärtigen neueren Kritiker, Commentatoren und Grammatiker enthalten, und im Geiſte der griechiſchen Lexikographen wie *Damm*, *Schleusner*, *Sturz* u. A. gearbeitet ſeyn wird. Die Herausgeber ſind Hr. *A. I. Valpy*, Mitglied der Univerſität zu Oxford und Buchdrucker zu London, und Hr. *Barker*, Mitglied der Univerſität zu Cambridge. Das Werk erſcheint auf Subſcription; es werden davon 900 Exemplare auf gewöhnl. Papier, und 100 Exemplare auf groſses Papier abgedruckt. Es hatten ſich vor Kurzem ſchon gegen 800 Subſcribenten unterzeichnet.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodiſche Schriften.

Im Verlag der *Cotta'ſchen* Buchhandlung in Stuttgard und Tübingen beginnt in dieſem Jahr eine neue

Zeitſchrift für Chriſtenthum und Gottesgelahrtheit.

Ihr weſentlicher Zweck iſt, den Glauben an *Chriſtus*, und an die Wahrheiten des Evangelium, durch die Ausbeute ſtrenger, gründlicher, beſcheidener Forſchung, den Zeitgenoſſen wieder werther zu machen, und durch eindringende Betrachtungen in ihnen zu beleben.

Der Plan iſt in einer beſonderen gedrukten Anzeige (welche der unterzeichnete Herausgeber und die Verlagshandlung unentgeltlich abliefern) ausführlicher dargeſtellt.

Viele ehrenwerthe Männer, mehrere der bewährteſten Theologen, haben ſich zu thätiger Theilnahme an dieſer Zeitſchrift verbunden. Der Herausgeber wird mit redlichem Eifer und gewiſſenhafter Treue auf die Erreichung des anerkannt wichtigen Zwecks hinarbeiten, und der Herr Verleger wird ſeinerſeits Alles thun, was förderlich iſt.

Wir laden zu thätiger Mitwürkung alle die ein, die mit dem Geist und Zweck des Unternehmens sich befreunden können, deren zweckmässige Beyträge mit Dank aufgenommen und anständig honorirt werden sollen.

Bestellungen auf die ersten, zwanglosen Hefte können bey dem Herausgeber und der Verlagshandlung, so wie bey allen soliden deutschen Buchhandlungen gemacht werden. Das 1 Heft wird bald erscheinen.

Jena am 28 Jan. 1815.

Dr. *Friedrich Aug. Koethe*, Professor und Prediger.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

Subscriptions - Anzeige
an Freunde und Verehrer des seligen Henke.

In der unterzeichneten Handlung erscheint:

Heinrich Philipp Conrad Henke. — Denkwürdigkeiten aus seinem Leben und dankbare Erinnerung an seine Verdienste von zweyen seiner Schüler Dr. *G. K. Bollmann* und Dr. *H. W. Z. Wolff*,

worauf noch bis Ende Februar in allen guten Buchhandlungen Subscription angenommen wird. Das Werk ist bereits unter der Presse, und wird bestimmt gegen Ostern versandt.

Ich ersuche daher die Herrn Unterzeichner, den Bedarf baldmöglichst anzuzeigen, weil die Namen der Subscribenten dem Werke vorgedruckt werden. Der nachherige Ladenpreis wird bedeutend erhöhet. Noch füge ich hinzu, dass das wohlgetroffene Bildniss, von einem geschickten Künstler gestochen, das Werk zieren wird.

Helmstädt, den 1 Febr. 1815.

C. G. Fleckeisensche Buchhandlung.

Bey dem Buchhändler *Köchly* in Leipzig erscheint zur nächsten Ostermesse:

K. Lacretelle, Mitgliedes des Instituts und Prof. der Geschichte an der Akademie zu Paris, *Geschichte von Frankreich während der Religions - Kriege*, aus dem Franz. übersetzt und mit einigen erläuternden Anmerkungen begleitet von *J. G. C. Kiesewetter*, Dr. und Prof. der Philosophie. 2 Bde. gr. 8.

Francis Buchanan's,
d. A. und Mitgliedes mehrerer gelehrten Gesellschaften,

Reise von Madras durch die Länder Mysore, Canara und Malabar; auf Befehl des General-Gouverneurs von Indien unternommen, und besonders in der Absicht, um über den Zustand des Landbaues, der Wissenschaften und des Handels; über die Religion, die Sitten, Gewohnheiten, die Natur- und Völker-Geschichte und die Alterthümer Untersuchungen anzustellen. Unter der Autorität der ostindischen Compagnie bekannt gemacht; nebst einer Charte und Kupfern. Umgearbeitet und deutsch herausgegeben, so wie mit erläuternden Anmerkungen begleitet von *E. A. W. von Zimmermann*.

Dieses Werk, die fleissige Arbeit eines vorzüglichen Naturalisten, welcher viele Jahre, in Diensten der englisch-ostindischen Compagnie, die dortigen Länder studirt hat, und desshalb zu dieser Untersuchung ausgewählt worden ist, zeichnet sich vor allen bisherigen Reisenachrichten über Ostindien in mehr als einer Hinsicht aus. Sie lehrt nämlich einen grossen Theil von Hindostan kennen, mit dem wir, da er erst seit Kurzem dem aller Cultur entgegen strebenden Despotismus entrissen ist, nicht sehr bekannt waren. Hievon giebt sie aber nicht bloss eine allgemeine Übersicht, wie diess bis dahin nur von den mehresten Theilen dieses reichen Landes geschah: sondern sie liefert ein so genaues Detail über den Boden, die dortigen Producte und die Bewohner, dass man sie in dieser Hinsicht mit den Reisen des berühmten Agronomen *Arthur Young* vergleichen darf. Alles, was auf Ackerbau, Viehzucht, Handel und Technologie Bezug hat, ist hier mit grosser Genauigkeit dargestellt. Und da nun bekanntlich Hindostan ungewöhnlich reich ist, sowohl an Getreidearten und den trefflichen Holz-Arten, als an solchen Pflanzen, die theils in der Färberey von höchster Wichtigkeit sind, theils vorzügliche Gummi-Arten gewähren: so ist die Belehrung von seltenster Mannichfaltigkeit.

Ebenfalls wird man hier mit Völkerschaften, deren Sitten, deren Religion, deren Geschichte und Alterthümer genauer bekannt, wovon man vormals nur den Namen wusste. Diess ist der Fall bey mehreren Gebirgsvölkern und selbst zum Theil bey den merkwürdigen Bewohnern der malabarischen Küste, den Nayren.

Diess sind wohl hinreichende Gründe, das schätzbare aber theure Werk auf deutschen Boden zu verpflanzen, worüber die vorläufige Anzeige bereits vor sechs Monaten ins Publicum gekommen ist. Da indess ein bedeutender Theil des Details über einzelne Districte, über deren Producte und Ein- und Ausfuhr wohl nur dem Engländer besonders intressant seyn möchte: so wird man suchen, dergleichen, soviel es ohne wesentlichen Verlust an Belehrung geschehen kann, abzukürzen. Aus gleichen Gründen können wir dem deutschen Leser manche Kupfer ersparen, da mehrere nur Werkzeuge der indischen sehr einfachen Agricultur- und Manufactur-Arbeiten darstellen.

Das obige gehaltreiche Werk wird nächstens in meinem Verlage erscheinen.

Frankfurt a. M. im Februar 1815.

H. L. Brönner.

In der *Maurerschen* Buchhandlung in Berlin ist erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Güldenstädts, Dr. J. A., Reisen nach Georgien und Imeretki. Aus seinen Papieren gänzlich umgearbeitet und verbessert herausgegeben, und mit erklärenden Anmerkungen begleitet von *Julius von Klaproth*. Mit einer Charte. gr. 8. 2 Thlr.

Heinsius, Dr. T., Schulkalender für die Jahre 1814 und 1815, oder Tage- und Taschenbuch für Rectoren, Schulinspectoren, Vorsteher und Lehrer, an Gelehrten- und Volksschulen. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Derselbe der Sprachgerichtshof oder die französische und deutsche Sprache in Deutschland vor dem Richterstuhl der Denker und Gelehrten. 8. geheftet. 10 Gr.

Kreysig, Dr. F. L., die Krankheiten des Herzens systematisch bearbeitet und durch eigene Beobachtungen erläutert. 2r Thl. in 2 Abtheilungen, wovon die erste Abtheilung die nähere Diagnose der Herzkrankheiten, die Erkenntniss und Behandlung der dynamischen und die speciellere Pathologie der organischen Herzkrankheiten enthält. Die 2te Abthl., welche den Käufern bald nachgeliefert werden wird, enthält: Diagnose und Behandlung der organischen und mechanischen Krankheiten des Herzens, nebst Krankheitszufällen.

Beide Abtheilungen kosten 4 Thlr.

III. Anfrage.

Bey Gelegenheit des freundschaftlichen Streites, den Hn. Prof. *Littrow* mit einem Recensenten in dem Intelligenzblatte der Jen. A. L. Z. 1814. No. 63. über ein Problem von *Gauss* hatte, fiel einem Leser der Zeitung die Frage ein: Ob sich die Auflösung des Problems nicht noch um etwas abkürzen lasse, wenn man auf dasselbe arithmetische Reihen höherer Ordnung auf die Weise anwende, wie solches Prof. *Benzenberg* im dritten Theil seiner angewandten Geometrie lehrt?

Da jede Aufgabe auf eine arithmetische Reihe von der Ordnung führt, von welcher sie selber ist; da sie um so mehr Wurzeln haben kann, je höher diese Ordnung ist — und da diese Wurzeln theils möglich, theils unmöglich seyn können, — und nahe und entfernt an einander liegen: so giebt nur die Zeichnung der Reihe eine deutliche Ansicht von ihr. — Sind für eine Wurzel zwey Ordinaten entwickelt: so zeigt die Zeichnung schon beyläufig, in welcher Gegend man die dritte entwickeln muss. Ist diese gefunden: so giebt die Zeichnung den Durchschnittspunct für die vierte schon so genau, dass man die fünfte selten nöthig hat zu entwickeln. — Zugleich ist diese Auflösung mit arithmetischen Reihen auf dieselbe Weise direct, wie bey der Division das Suchen des Quotienten, der auch nur theilweise kann gefunden werden.

Ein Leser der J. A. L. Z.

IV. Erklärung

über einige Stellen der Recension meiner Orthodidaktik der Mathematik u. s. w. in dieser A. L. Z. Novbr. 1814. No. 216.

Die Unparteylichkeit und Nachsicht meines Hrn. Rec. verpflichten mich zu so grösserem Danke gegen ihn, als ich mich der Mängel meiner Arbeit bewusst bin. Die Ansicht aber, welche die Recension bey manchen Lesern veranlasst hat, nöthiget mich, um ihr mit einem Male zu begegnen, zu dieser Erklärung.

1) Diejenigen, welche die Meinung gefasst haben, dass bey der von mir vorgeschlagenen Methode die Bündigkeit und Srenge der Wissenschaft leide, können sich aus meiner Schrift selbst, vorz. S. 32 und 84, überzeugen, dass eben jene Eigenschaften — der *Geist* der Euclidischen Lehrart, den keine Methode verdrängen darf, als Hauptsache und die Übung im strengen und consequenten Denken als Zweck meiner Vorschläge angesehen wird.

2) Die Schwierigkeit, welche H. Rec. bey der Einführung derselben findet, lässt sich in einem sehr hohen Grade heben, wenn die Schüler nach dem *Lectionssysteme* classificirt werden. In der untersten Classe kann *technische Fertigkeit* Hauptsache seyn; in den übrigen die Wissenschaft nach *Cursus* entwickelt werden.

3) Wie bey der selbstfindenden Methode die Sokratik angewendet werden könne, werde ich nächstens in meinem Lehrbuche zu zeigen versuchen. Hier nur so viel. Wenn die Mathematik eine *Gymnastik* der Urtheilskraft werden soll, was *sie allein* im höchsten Grade seyn kann: so darf man nicht demonstriren, was *Andere* gedacht haben, sondern muss die Wahrheit *selbst* finden lassen. Diess fodert aber die *logische* Ordnung der Sätze, — daher einen Haupttheil meiner Schrift die logische Eintheilung ausmacht, welche auch der gelehrte Matthias in den Erläutt. s. Leitfadens 2te Abth. 1815 S. 194 gewürdiget hat. — Dadurch wird der mathem. Unterricht selbst eine praktische Logik. Die systematische Anordnung ist zwar nicht leicht (denn sehr wahr sagt Renaldinus: *mathematica multi sciunt, mathesin pauci*); aber was dadurch gewonnen wird, ist dem Kenner klar. — Nach der *rhapsodisch-ostensiven* Methode kann man sehr nützlich seyn, aber der höchste und würdigste Zweck der Mathematik, den Schüler an strenges und consequentes *Selbstdenken* zu gewöhnen, kann nur durch eine *logisch-heuristische* Betreibung erreicht werden.

Dresden, den 4ten Febr. 1815.

Dr. *Friedr. Schmeisser*,
Lehrer an der Ritterakademie.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

FEBRUAR 1815.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Universitäten und andere öffentliche Lehranstalten.

Wittenberg.

(*Fortsetzung.*)

Am 31 Jul. 1813 erhielt der Candidat der Medicin, Hr. *Heinrich Ferdin. Friedr. Leonhardi*, aus Dresden, die medicinische Doctorwürde. Seine Disputation ist überschrieben: *Historiae systematis glandulosi specimen primum, de glandulis in genere et glandulis aporicis* (Dresden b. Gärtner 39 S. 4). Diese Promotion kündigte der medicinische Decan, Hr. Prof. D. *Kletten*, durch ein Programm an: *de constitutione morborum nervosa. Comment. VI.* (14 S. 4.)

Durch höchstes Rescript vom 20 Sept. ward verordnet, dass für jetzt und bis auf weitere Anordnung Inscriptionen akademischer Bürger nicht Statt finden sollten; dass aber den von Wittenberg nach Leipzig gegangenen Studirenden, welchen die Universität, während ihres Aufenthalts zu Wittenberg, bestimmte Hoffnung zu Beneficien gemacht habe, die von ihrer Collatur abhingen, dieselben nach Leipzig conferirt werden könnten.

Es ist vielleicht nicht uninteressant, des interimistischen Aufenthaltes der Professoren in dieser Zeit zu gedenken. Von den Theologen blieb Hr. D. *Weber* bis zu der September-Nacht, wo seine Wohnung im Langguthischen Hause niederbrannte, in Wittenberg; dann aber wohnte er bis zu Michaelis 1814 in Schmiedeberg. — Hr. Generalsuperint. D. *Nitzsch* hielt sich blos vom 28 Oct. bis nach der Erstürmung Wittenbergs in Eutzsch auf. — Hr. Propst D. *Schleusner*, der im September seine Häuser durch Brand verlor, gieng damals nach Leipzig. — Hr. D. *Winzer* lebte bis Ostern 1814 in Chemnitz, worauf er im Sommer 1814, durch Verordnung dazu berufen, Vorlesungen auf der Universität Leipzig hielt.

Die Juristenfacultät war, als Corpus, bereits im April nach Kemberg, im May nach Schmiedeberg gegangen. Hr. Appellationsrath D. *Wiesand* hielt sich aber Anfangs in Pretzsch auf, und wandte sich erst im Winter 1813 nach Schmiedeberg. Hr. HGR. D. *Klügel* blieb in Wittenberg, und kehrte auch, nachdem er im Spätherbste und Winter 1813 (nach dem Brande seines Hintergebäudes) einige Wochen in Gräfenhaynichen und Leipzig zugebracht hatte, dahin zurück. Hr. Hofrath D. *Stübel* kam im Junius 1813 von Dresden nach Schmiedeberg. In dieser Stadt wohnten vom May 1813 an die Herren HGR. D. *Pfotenhauer*, D. *Klien*, D. *Schumann*, die ordentlichen Beysitzer der Facultät, Hr. D. *Francke*, Hr. Prof. D. *Andreä*, und die ausserordentlichen Beysitzer: Hr. D. *Gründler* und Hr. D. *Schmidt*.

Von der medicinischen Facultät lebten Hr. Prof. D. *Kletten* seit dem April in Leipzig, und seit dem Julius in Schmiedeberg; Hr. Prof. D. *Seiler* in Schmiedeberg, bis er im Frühjahre 1814 zur Reorganisation des *Collegii medico-chirurgici* nach *Dresden* berufen ward; Hr. Prof. D. *Schreger* Anfangs in Dabrun, seit dem Frühlinge 1814 aber in Schmiedeberg.

Von der philosophischen Facultät hielt sich Hr. Prof. *Anton* vom März 1813 an in Dresden auf, wo er am 4 Jul. 1814 starb; Hr. Prof. *Assmann* blieb in Wittenberg, nur dass er eine kurze Zeit in Hemsendorf lebte; Hr. Prof. *Henrici* wandte sich im August 1813 nach Schmiedeberg; Hr. Prof. D. *Langguth* blieb in Wittenberg, selbst nach dem Brande seines Hauses, und starb daselbst am 9 Febr. 1814; Hr. Prof. *Klotzsch* lebte seit dem Julius 1813 bis zum 20 Oct. 1814 in Schmiedeberg; Hr. Prof. *Raabe* ging im Sept. 1813 nach Wörlitz und im April 1814 nach Schmiedeberg; Hr. Prof. *Steinhäuser* lebte bis zum Oct. 1814 in Plauen; Hr. Prof. *Pölitz* lebte vom März bis im May 1813 in Leipzig, und seit dem Junius 1813 in Schmiedeberg; Hr. Prof. *Gruber* lebte seit dem May 1813 in Leipzig; Hr. Prof. *Lobeck* wohnte gleichfalls, bis zu seinem Abgange nach Königsberg im April 1814, in Schmiedeberg.

Hr. Prof. Theol. Extr. *Heubner* blieb in Wit-

tenberg zurück, und Hr. Prof. Extr. Med. D. *Nitzfch* wandte fich nach Kemberg.

Durch höchftes Refcript vom 12 Oct. ward verordnet: die Gerichtsbarkeit der Univerfität Wittenberg folle auch ferner von ihr, von Schmiedeberg aus, fo lange ein anderer beftändiger Aufenthaltsort für diefelbe nicht feftgefetzt worden fey, und zwar fowohl über die Profefforen, Privatdocenten und Subalternen der Univerfität, als auch über andere Perfonen, welche unter die Gerichtsbarkeit der Univerfität bisher gehört haben, ohne Unterfchied, es mögen fich diefelben zu Schmiedeberg, Wittenberg, oder an einem andern Orte des Königreichs aufhalten, ausgeübt werden, unter Vorausfetzung, dafs felbige durch ein gehörig beftelltes Gericht verwaltet werde.

Am 18 Oct. follte das Rectorat von dem Hn. HGR. D. *Pfotenhauer* auf den Prof. der Medicin, Hn. D. *Kletten*, übergehen. Der letztere übernahm es aber, wegen feiner Krankheit, erft am 1 December.

Während des Sommers hatte der philofophifche Decan, Hr. Prof. *Henrici*, folgende 16 Gelehrte zu Doctoren der Philofophie und Magiftern der freyen Künfte ernannt: 1) Hn. *Friedr. Gottlieb Günther*, aus Loitzfch bey Zeitz, *Sacr. lit. cultor.* 2) Hn. *Karl Auguft Pietzfch*, aus Oppach, *Rev. Min. Cand.* 3) Hn. *Joh. Karl Hefsler*, aus Collochau, *Rev. Min. Cand.* 4) Hn. *Joh. Ernft Vollbeding*, aus Annaburg, *Rev. Min. C.* 5) Hn. *Joh. Chr. Gottlob Stäglich*, aus Dommitzfch, *Sacr. lit. cult.* 6) Hn. *Gottfr. Karl Freytag*, aus Schweinitz, *Sacr. lit. cult.* 7) Hn. *Heinr. Wilh. Bartcke*, aus Weifsbach, *Sacr. lit. cult.* 8) Hn. *Gottlob Aug. Scharbe*, aus Lübbenau, *Sacr. lit. cult.* 9) Hn. *Ferdin. Heinr. Grautoff*, aus Hamburg, *Sacr. lit. cult.* 10) Hn. *Chr. Karl Breiter*, aus Jüterbogk, *Sacr. lit. cult.* 11) Hn. *Gotthelf Heymann*, aus Gahlenz, *Sacr. lit. cult.* 12) Hn. *Fr. Ernft Aug. Kerft*, aus Ohrdruff im Gothaifchen, *Rev. Min. Cand.* 13) Hn. *Chr. Fr. Wilh. Juft*, aus Grofsgottern, *Rev. Min. Cand.* 14) Hn. *Karl Aug. Rofenlöcher*, aus Hohenftein im Meifsnifchen, *Sacr. lit. cult.* 15) Hn. *Joh. Friedr. Sandhof*, aus Freyberg, *Sacr. lit. cult.* 16) Hn. *Chr. Aug. Münckner*, aus Grimma, *Sacr. lit. cult.*

Vom 1 May bis Ende Auguft 1813 waren 12 akademifche Bürger infcribirt worden.

Die am Schluffe des Jahres erfcheinenden *Monumenta publica* der Univerfität wurden diefsmal nicht ausgegeben.

Am 1 May 1814 war Rectoratswechfel. Das Rectorat ging vom Hn. Prof. D. *Kletten* aus der medicinifchen Facultät auf Hn. Prof. *Klotzfch* in der philofophifchen Facultät über.

Unter dem Decanate des Hn. Prof. D. *Langguth*, und, nach deffen Tode, unter dem Pro-Decanate des Hn. Prof. *Henrici*, erhielten nachfolgende 10 Gelehrte die Würde eines Doctors der Philofophie und Magifters der freyen Künfte: 1) Hr. *Karl Auguft Köhler*, Prediger zu Naumburg an der Bober. 2) Hr. *Johann Karl Theodor Zerche*, aus Ganzig, *Sacr. lit. cult.* 3) Hr. *Karl Georg Koch*, aus Drehbach, *Sacr. lit. cult.* 4) Hr. *Friedrich Chriftian Weber*, aus Wittenberg, Secretair beym Hn. General v. Dobfchütz. 5) Hr. *Karl Sam. Jacob Heinecke*, Prediger zu Eichftädt bey Berlin. 6) Hr. *Gottlieb Walther*, aus Voigtsdorf, *Rev. Min. Cand.* 7) Hr. *Friedrich Wilh. Mogk*, aus Ofchatz, *Sacr. lit. cult.* 8) Hr. *Joh. Gottlieb Ferd. Köthe*, aus Langenölfen in Schlefien, *Sacr. lit. cult.* 9) Hr. *Karl Eduard Berger*, Rector der Stadtfchule zu Strehla. 10) Hr. *Guftav Heinr. Heydenreich*, aus Dresden, *Sacr. lit. cult.*

Am 18 May erhielt der Candidat der Medicin, Hr. *Karl Friedrich Denicke*, aus Freyberg, die medicinifche Doctorwürde. Seine Disputation ift überfchrieben: *de vitiis dentium et gingivarum.* Das Programm des medicinifchen Decans, Hn. Prof. D. *Schreger*, zu diefer Feyerlichkeit, enthält: *Supplem. Zoochem. nofol. Contin.* 1.

Von dem hohen Kirchenrathe erhielten, unter dem 20 May, Hr. Propft D. *Schleusner* eine jährliche Penfion von 100 Rthlr., Hr. Prof. D. *Schreger* eine jährl. Penfion von 100 Rthlr., und Hr. Prof. *Gruber* eine jährl. Penfion von 50 Rthlr. fämmtlich aus der Procuratur Meiffen; und aus dem Überfchuffe der vormaligen deutfchen Ordensgüter Gratificationen: Hr. Prof. *Heubner* 150 Rthlr.; die Hnn. Proff. D. *Weber*, Generalfup. D. *Nitzfch*, Propft D. *Schleusner*, HGR. D. *Klügel*, HGR. D. *Pfotenhauer*, HGR. D. *Schumann*, D. *Kletten*, D. *Seiler*, D. *Schreger*, D. *Andreä*, *Afsmann*, *Henrici*, *Raabe*, *Steinhäufer*, *Pölitz* und *Gruber*, jeder 100 Rthlr., die Hnn. Proff. *Winzer*, *Anton* und Prof. extrord. D. *Nitzfch* jeder 50 Rthlr.

Durch höchfte Verordnung vom 6 Julius ward aus dem Corpore academico eine Commiffion — Prof. D. *Weber*, Hofr. D. *Stübel*, Prof. D. *Seiler* und Prof. *Pölitz* — ernannt, um eine genaue und vollftändige Kenntnifs der dermaligen Lage der Univerfität, und infonderheit ihrer Fonds, fo wie des von ihr während des letzten Krieges erlittenen Verluftes auszumitteln, und zugleich eine ungefähre Überficht der Wiederherftellungskoften zu geben, und Vorfchläge zu thun, wie die Univerfität eine, ihrem unter den gelehrten Inftituten Deutfchlands fo lange Jahre behaupteten Anfehen und dem jetzigen Zuftande der wiffenfchaftlichen Cultur an fich angemeffene, Vollftändigkeit erhalten könne.

Am 14 Julius erhielt der Candidat der Medicin, Hr. *Samuel Friedrich Flift*, aus Prenzlau, die medicinifche Doctorwürde. Seine Inauguraldisputation handelt: *de morbo dyfenterico.* Zu diefer Feyerlichkeit fchrieb der medicinifche

Decan, Hr. Prof. D. *Schreger*, ein Programm: *Supplementorum Zoochemiae nosol. Contin. II.*

Im September verliefs der ordentl. Prof. der Rechte und Subftitut des Hn. HGR. D. *Klügel* in der Juriftenfacultät, Hr. HGR. D. *Schumann*, die Univerfität, und ging nach Dresden als Appellationsrath.

Am 19 Aug. ertheilte die Univerfität das erledigte Paftorat zu Eutzfch dem Rector M. *Örtel* zu Schlieben; allein nach deffen am 7 Sept. erfolgtem Tode zu Schlieben, ward diefes Paftorat, am 23 Sept. dem Privatdocenten der Philofophie, Hn. M. *Ernft Adolph Richter*, fo wie das Paftorat zu Pratau dem bisherigen Paftor zu Apollensdorf, Hn. M. *Lederer*, ertheilt.

Am 17 Sept. erhielt der Candidat der Medicin, Hr. M. *Karl Eduard Sommer*, aus Wurzen, die medicinifche Doctorwürde. Seine Inauguraldisputation handelt: *de Syrigmo.* Der medicinifche Decan, Hr. D. *Schreger*, kündigte diefe Promotion durch ein Programm an: *Supplem. Zoochemiae nosol. Contin. III.*

Durch Refcript vom 26 Sept. wurde dem Hn. D. *Gründler*, dem Hn. Lector *Beck*, dem Hn. Tanzmeifter *Simoni* und dem Hn. Zeichenmeifter *Mofebach*, im Betracht der erlittenen Kriegsdrangfale, jedem eine Gratification von 40 Rthlr. bewilliget.

Am 18 Oct. war Rectoratswechfel. Das Rectorat ging vom Hn. Prof. *Klotzfch* aus der philof. Facultät auf den Hn. Prof. D. *Winzer* in der theol. Facultät über.

Während feines Decanats hatte Hr. Prof. *Raabe* folgende 15 Gelehrte zu Doctoren der Philofophie und Magiftern ernannt: 1) Hn. *Friedrich Karl von Bülow*, aus Liethie in Hannover, Adjutant des königl. preuff. Generals *v. Dobfchütz.* 2) Hn. *Wilhelm Matthias*, aus Stettin, königl. preuff. Artillerie-Hauptmann. 3) Hn. *Friedrich Reil*, aus Deffau, Propft in Wörlitz. 4) Hn. *Ernft Friedrich Kober*, aus Langendorf, Candidat des Predigtamts. 5) Hn. *Auguft Leberecht Bretfchneider*, aus Gersdorf im Schönburgifchen, Mufikdirector zu Mietau in Kurland. 6) Hn. *Karl Benjamin Dietrich*, aus Chemnitz, Studiofus der Theol. 7) Hn. *Ferdinand Karl Käftner*, aus Gebefee in Thüringen, Rector der Schule zu Zörbig. 8) Hn. *Joh. Gottlob Karl Lamprecht*, aus Falkenhain, Candidat des Predigtamts. 9) Hn. *Georg Chriftoph Gack*, aus Hof, Studiofus der Theol. 10) Hn. *Friedr. Wilh. Alexander Seidel*, aus Sulzbach, Studiofus der Theologie. 11) Hn. *Karl Gottfr. Sandig*, aus Müsdorf im Erzgebirge, St. der Theol. 12) Hn. *Ernft Guftav Weber*, aus Wittenberg, Baccalaureus der Theologie und Candidat des Predigtamts. 13) Hn. *Joh. Wilh. David Korth*, aus Berlin, Privatdocent der Handlungswiffenfchaften in Berlin. 14) Hn. *Ferd. Reinhold Neumann*, aus Königsberg, Lehrer an dem Taubftummen-Inftitut in Berlin. 15) Hn. *Friedrich Wilhelm Chrift*, aus Kyritz in der Mark, Lehrer der Chemie und Botanik an der königl. Thierarzney-Schule in Berlin.

Am 10 Oct. erhielt der Senator und Advocat zu Naumburg, Hr. *Gottlieb Ernft Pinder*, die juridifche Doctorwürde. Seine Inauguraldisp. ift überfchrieben: *an et quatenus cives ob caedem in hoftes civitatis admiffam puniri poffint?* (b. Graefsler, 48 S. 4.) Zu diefer Feyerlichkeit lud Hr. D. *Francke*, als juridifcher Decan, mittelft eines Programms ein: *de religione judicis in jure jurando de credulitate caute exigendo.* (16 S. 4.)

Am 1 Nov. erhielt der Candidat der Medicin, Hr. *Georg Chriftian Langguth*, die medicinifche Doctorwürde. Seine Inauguraldisp. handelt: *de fympathia uteri cum toto corpore humano, multorum morborum caufa.* Diefe Feyerlichkeit kündigte der medicinifche Decan, Hr. Prof. D. *Kletten*, durch ein Programm an: *de conftitutione morborum nervofa. Comment. VII.*

Am 25 Nov. ertheilte die Univerfität das erledigte Paftorat zu Rackith dem Hn. Baccalaureus der Theologie, Cand. M. *Weber*, und das erledigte Paftorat zu Apollensdorf dem Cand. Theol. Hn. M. *Wolff.*

Am 13 Dec. erhielt der Candidat der Medicin, Hr. *Müller*, aus Merfeburg, die medicinifche Doctorwürde. Seine Inauguraldisp. ift überfchrieben: *de Angina polypofa.* Zu diefer Feyerlichkeit lud der medicinifche Decan, Hr. Prof. D. *Kletten*, mittelft eines Programms ein: *de conftitutione morborum nervofa. Comment. VIII.*

Von der londoner Hülfsgefellfchaft find, durch die thätige Verwendung des Hn. *Ackermann* aus Sachfen, 300 Pfd. Sterling zur Unterftützung der akademifchen Docenten eingegangen, und, nach einem Befchluffe der Univerfität vom 30 Sept., unter Profefforen, Privatdocenten, Officianten u. A. vertheilt worden.

Schon bey der Ausmittelung diefer Hülfsgelder war der im In- und Auslande berühmte Hr. Hofrath *Böttiger* in Dresden für die Univerfität Wittenberg durch feine ausgebreiteten Verbindnndungen in England fehr thätig gewefen. Noch mehr bewährten fich feine raftlofen Bemühungen für die Unterftützung der bedrängten Univerfität durch die Empfehlung derfelben an feinen Freund, den berühmten D. *Marsh* in Cambridge, durch deffen Verwendung die Univerfität Cambridge 300 Pfd. Sterling den Profefforen und Docenten der Univerfität Wittenberg beftimmte. Diefe Summe ift, nach einem in Dresden entworfenen Plane, im December 1814 unter die ordentlichen und aufserordentlichen Profefforen, unter einige Kinder vormaliger Profefforen, und unter mehrere Privatdocenten der Univerfität vertheilt worden.

II. Nekrolog.

Am 13 Jan. 1814 ſtarb zu Schmiedeberg der Univerſitätsverwalter, *Friedrich Chriſtian Kunze*, am Nervenfieber, in einem Alter von 33 Jahren. Seine Stelle erhielt der Candidat der Theologie, Hr. *Tiemann*.

Am 30 Jan. zu Mitweyda, ſeinem Geburtsorte, der Candidat und Privatdocent der Rechte, *Karl Wilh. Tzſchirner*, im 28 Jahre.

Am 12 März ſtarb zu Schmiedeberg der Protonotarius der Univerſität, Hr. *Lechel*, am Nervenfieber. An ſeine Stelle wurde der Steuerprocurator und Actuarius der Juriſtenfacultät, Hr. *Kratzſch*, mit Beybehaltung dieſer Ämter, zum Protonotarius ernannt.

Am 4 Jul. zu Dresden der ordentliche Prof. der morgenländiſchen Sprachen und Baccalaureus der Theologie, *Conrad Gottlob Anton*, Ephorus der königl. Stipendiaten, Inſpector des Convictorii und Senior der philoſ. Facultät, in einem Alter von 68 Jahren. Zu unſerer A. L. Z. hat er im Fache der morgenländiſchen Sprachen mehrere ſchätzbare Beyträge geliefert.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

Auction.

Am 22 May d. J. und folgende Tage ſoll die nicht unbedeutende Bücherſammlung des verſtorbenen Hn. Kirchenrath *Schmid*, D. der Theologie, Medicin u. Philoſophie, wie auch ordentlichen Prof. der Theologie und Philoſophie zu Jena, beſtehend aus theol., medicin., philoſ., naturhiſtor., geſchichtl., pädagog., mathemat., juriſt., philol., und vermiſchten Schriften, in *Jena* öffentlich gegen gleich baare Zahlung verſteigert werden. Cataloge ſind *unentgeltlich* zu haben beym Hn. Hofcommiſſär *Fiedler* und akademiſchen Auctionsproclamator Hn. *Baum* in *Jena*; in der Expedition des *allgemeinen Anzeigers für Deutſche* in *Gotha*, in der *Expedition der Allg. Lit. Zeitung* in *Halle*, und bey Hn. *Gottlieb Reichel*, Inhaber einer Leihbibliothek in *Weimar*. Auswärtige Aufträge in *frankirten* Briefen ſind zu übernehmen bereit: Hr. Kirchenrath D. und Prof. *Gabler*, Hr. Prof. und Bibliothekar D. *Güldenapfel*, Hr. Hofcommiſſär *Fiedler* und der akademiſche Auctionsproclamator Hr. *Baum*, ſämmtlich in *Jena*.

Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage im Februarheft der J. A. L. Z. und in den Ergänzungsblättern von No. 9—16 Schriften recenſirt worden ſind.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt. Der Beyſatz E. B. bezeichnet die Ergänzungsblätter.)

Albanus in Neuſtrelitz 22 (2). 30.
Anonyme Verl. 24. 30 (2). 33 (2). 40.
Bädecker in Eſſen 39.
Beckerſche Buchh. in Gotha 22.
Bohn in Hamburg 36 u. 37.
Braun in Carlsruhe u. Heidelberg 38.
Brockhaus in Leipzig u. Altenburg 22.
Broſe in Göttingen 22.
Claſs in Heilbronn 35.
Druckerey der kaiſ. Akademie der Wiſſenſchaften in St. Petersburg 36 u. 37 (2),
Engelmann in Leipzig 39.
Ernſt in Quedlinburg E. B. 14.
Eyrich in Elberfeld 39.
Fleiſcher in Leipzig 22.
Fleiſchmann in München 40.
Gaſſert in Ansbach 32.
Göpferdt in Jena E. B. 11.
Gotſch in Lübben E. B. 15.
Günther in Glogau 30.
Haas in Baſel E. B. 11.
Hagen in Landshut 23.
Hahn, Gebr., in Hannover 25.
Hammerich in Altona E. B. 11.
Haſſelbrink in Stuttgardt 29.
Hemmerde u. Schwetſchke in Halle E. B. 14.
Heyſe in Bremen 35. 36 u. 37.
Hinrichs in Leipzig 31.
Hitzig in Berlin 31. 40.
Hoffmanniſche Buchh. in Weimar 36 u. 37.
Huber u. Comp. in St. Gallen 29.
Jöntzen in Bremen 35.
Klaffenbach in Naumburg 30.
Korn d. Ält. in Breslau 29.
Kümmel in Halle 26.
Kunſt- und Induſtrie-Comptoir in Amſterdam 35.
Landes-Induſtrie-Comptoir in Weimar 36 u. 37.
Luchtmans in Leiden E. B. 16.
Maurer in Berlin 28. 30 (2). 39.
Mittler in Leipzig 27.
Mohr u. Zimmer in Heidelberg 27.
Müller in Erfurt 30.
Nicolaiſche Buchh. in Berlin 30.
Paschoud in Genf 34.
Petſch in Berlin E. B. 12.
Quien in Berlin 30.
Riegel u. Wiesner in Nürnberg 22 (2). 34. 36 u. 37. E. B. 16.
Rötzl u. Kaulfuſs in Wien E. B. 13.
Schöne in Eiſenberg 39.
Schöps in Zittau 22.
Schreiber in Jena 27. 36 u. 37.
Seibt in Wittenberg 22.
Seyfert in Zittau 22.
Societäts-Verlagsbuchh., neue, in Berlin 26.
Spindler in Kulmbach 40.
Steinkopf in Stuttgardt E. B. 14.
Tauchnitz in Leipzig E. B. 12.
Teubner in Leipzig E. B. 16.
Vandenhoek u. Ruprecht in Göttingen 32.
Varrentrapp u. S. in Frankfurt a. M. E. B. 11.
Voigt in Sondershauſen 22.
Wailandt in Aſchaffenburg 38.
Waiſenhausbuchh. in Halle u. Berlin 39 (2).
Wittekind in Eiſenach 30.
Zimmermann in Wittenberg 22.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1815.

BIOGRAPHIE.

Tübingen, in der cottaischen Buchhandlung: *Aus meinem Leben.* Dichtung und Wahrheit. Von *Goethe.* Erster Theil. 1811. XII u. 515 S. Zweyter Theil. 1812. 573 S. Dritter Theil. 1813. 538 S. 8.

(Beschluss der in No. 6 abgebrochenen Recension.)

Es ist eine kluge Einrichtung, dass der zweyte Theil mit Schilderung des Idyllenlebens zu Sesenheim da schliesst, wo es den höchsten Punct seiner Lieblichkeit und arkadischen Unschuld erreicht hatte. Mit einer heitereren Stimmung kann man kein Buch beenden, und man beginnt den dritten Band mit Erwartung einer neuen und steigenden Fülle von anmuthigen Eindrücken, welche der Biograph und Dichter doch unmöglich erfüllen kann, weil das Geschick der Menschen ein Verhältniss so reicher Naturen, wie er und Friderike, nicht lange in so ungemischter Holdseligkeit fortblühen lässt. Der Tritt zur Geliebten bis in die Nacht, deren Mond das leidenschaftliche Unternehmen beleuchtete,

> Die Winde schwangen leise Flügel,
> Umsausten schauerlich mein Ohr;
> Der Mond von einem Wolkenhügel
> Sah kläglich aus dem Duft hervor:
> Die Nacht schuf tausend Ungeheuer
> Doch frisch und fröhlich war mein Muth;
> In meinen Adern welch ein Feuer,
> In meinem Herzen welche Gluth;

der Spatziergang in der herrlichen Sonntagsfrühe auf dem Lande an der Seite des lieben Mädchens stimmen jene Erwartung zu einer noch zuverlässigeren Hoffnung: aber der Nachmittag, als die bunte Gesellschaft nach Sesenheim kommt, mildert schon sehr den idyllischen Zauber. Wie wahr: „Bemerkt man in solchen Cirkeln eine angehende Neigung junger Personen: so sucht man sie verlegen zu machen oder näher zusammen zu bringen, eben so wie man in der Folge, wenn sich eine Leidenschaft erklärt hat, bemüht ist, sie wieder aus einander zu ziehen; wie es denn dem geselligen Menschen ganz gleichgültig ist, ob er nutzt oder schadet, wenn er nur unterhalten wird." Eben die Angst vor einem solchen Geist unserer gesellschaftlichen Verhältnisse, und die Frage, wie wird eine solche Liebe für das schöne unschuldige Kind enden, sind Ursache, warum der Zauber, die idyllische Heiterkeit uns nicht mehr beglücken, selbst noch ehe der Biograph seine Reue ausspricht, in die liebenswürdigste Seele Gram gebracht zu haben. Indessen blickt seine Reflexion über seine Leidenschaft und sein Verhältniss zu Frideriken immer schon durch die weitere Darstellung desselben, und man freut sich innigst des zarten sittlichen Gefühls, das ihm und uns die Freude an seiner Liebe trübt. Gesagt ist hier nicht, dass im Inneren der Pfarrerstochter der geheime Wunsch, die Hoffnung einer künftigen dauernden Verbindung mit dem Geliebten herrschte; und dieser war sich wohl bewusst, dass er nach äusseren Umständen, noch mehr nach Gang und Eigenheit seiner inneren Natur, einer solchen Hoffnung nicht Raum lassen sollte. Bey der ersten Regung dieses Bewusstseyns hätte er sofort sich von der Jungfrau trennen müssen, sagt der strenge Sittenrichter. Wir antworten darauf nicht, und verweisen diesen auf den Glanz der reichen Erde, die lauen Abende, die warmen Nächte, die der Dichter an der Seite der Geliebten oder in ihrer Nähe genoss. „Monate lang beglückten uns reine ätherische Morgen, wo der Himmel sich in seiner ganzen Pracht wies, indem er die Erde mit überflüssigem Thau getränkt hatte; und damit dieses Schauspiel nicht zu einfach werde, thürmten sich oft Wolken über die entfernten Berge, bald in dieser, bald in jener Gegend: sie standen Tage, ja Wochen lang, ohne den reinen Himmel zu trüben." Wir verweisen auf das Bild der Geliebten, das in der Darstellung uns so leicht und flüchtig, wie sie in der Wirklichkeit war, hin und her vor Augen schwebt, ohne dass uns irgend ein Zug dieser so eigenthümlichen Natur unenthüllt bliebe: man sieht zugleich den Liebenden in der Gegenwart, dem sich nun dieser, nun jener Reiz Friderikens offenbart; und vernimmt die spätere Reflexion, womit er die ganze Liebenswürdigkeit derselben sich erklärt, das zu ersetzen, was die Erinnerung im Vergleich mit der Gegenwart verliert. Zuletzt müssen wir doch auch bedenken, dass Dichtkunst und Historie eine so meisterhafte Darstellung wie diese Liebesgeschichte nicht erhalten hätten, wenn *Goethe* zu gewissenhaft gewesen wäre; und gewiss hat Friderike, wenn irgend etwas in ihrem nachherigen Geschicke ihr eine verdriessliche Empfindung über jene schöne Zeit zuzog, mit den Worten gefragt, die in diesem Buche in einem anderen Zusammenhang stehen: „ist denn das bürgerliche Leben soviel werth, dass man jede schöne Foderung von sich ablehnen soll?"

Wie neben der Schilderung der Liebe zu Gretchen die Beschreibung einer solchen Staatsaction als

die Krönung Josephs zum römischen König, so führt uns auch neben dieser elsassischen Liebeshistorie die Betrachtung auf die grossen Weltverhältnisse. *Schöpflins* Beyspiel, in dessen Gemälde hieselbst man wiederum ein vollendeteres Urtheil, als in dem Bilde Ölenschlägers u. s. w. wahrnimmt, konnte den Vf. für den Wunsch seiner Freunde *Koch* und *Oberlin* stimmen, dass er sich ganz der Historie, Politik, dem Staatsrechte weihen, und eine ähnliche Rolle, wie jener hochberühmte Mann, in der französischen Monarchie spielen solle. Was ihm den Entschluss, jenem Wunsch zu folgen, verleidete, nämlich französische Literatur und Sprache gegen die deutsche und den Deutschen gehalten, der sich jener befleissigen wollte, das politische Wesen des damaligen Frankreichs, verglichen mit dem deutschen und insonderheit mit dem Schwunge Preussens unter Friedrich dem Zweyten, veranlasst so reiche Bemerkungen als umfassende Blicke über die Welt. Dass er trotz der vielfachsten Übungen von Jugend auf in der französischen Sprache sie wunderlich genug redete, um vor das Ohr des gebildeten Franzosen eine chaotische Bewegung verschiedenartiger Elemente zu bringen, war eine Ungeschicklichkeit, die alle kräftigen geist- und gemüthvollen Deutschen mit ihm theilen, und die er schwerlich auch durch einen hartnäckigen Gehorsam gegen das Herkommen der französischen Zunge überwunden hätte. Am meisten verdross ihn zu bemerken, dass auch bey der glücklichsten Anstrengung der Fremde nach dem Urtheil der Franzosen nie dahin gelangte, französisch zu reden, und dass man ihnen nie durch die Sache genug thun werde, da sie an die äusseren Bedingungen, unter welchen alles erscheinen solle, allzu genau gebunden sind. Diese Verdriesslichkeit hatte an sich freylich keinen zu rechtfertigenden Grund, da jeder bey seinem Volke bleiben soll, und nur von diesem ganz gekannt und empfunden seyn kann; sie ist aber zu preisen, weil sie Anlass wurde, dass *Goethe* sich von dem französischen Wesen weg, und ganz zu dem deutschen wandte. Er ward darin befestigt durch die Anhänglichkeit, welche der Elsass noch an Sprache und Sitte der Deutschen hegte. „Wer die Hälfte seines Daseyns nothgedrungen verliert, rechnet sich's zur Schmach, die andere Hälfte freywillig aufzugeben, und hält an allem fest, was die Hoffnung der Wiederkehr der vergangenen guten Zeit nährt." Unsere Tage sahen den Moment, wo eine solche Hoffnung der Elsasser ganz hätte erfüllt werden mögen. Dass er wiederkehre, und bald vollende was wir schon gehofft, wünschen wir innigst. Auch *Goethe* sollte noch erleben, dass das schöne Land, wo er umschwirrt vom Franzosenthum sich als kräftiger Jüngling die Deutschheit anbildete, um sie auszubilden, ihr als Eigenthum zurückgegeben werde. Über die damalige französische und deutsche Verfassung wird witzig bemerkt, dass diese aus lauter gesetzlichen Missbräuchen, jene aus lauter gesetzlosen Missbräuchen bestand, warum ihr auch eine gänzliche Veränderung der Dinge schon in schwarzen Aussichten öffentlich und allgemein prophezeiht worden sey. Wir sehen also, welche Bewandniss es mit der Bewunderung eines Historikers über *Johann von Müllers* ausserordentliches Divinationsvermögen habe, der nämlich jenes Stadt- und Strassen-Gespräch in einem seiner Briefe zu derselben Zeit aufzeichnete. Dass die *bejahrte* und *vornehme* französische Literatur einer nach Lebensgenuss und Freyheit umschauenden deutschen Jugend nicht zusagen konnte, ist eben so begreiflich, als der Ärger des Dichters und seiner Gesellen über die damalige literarische Gährung in Frankreich, wo nur die gröbste Parteylichkeit und Unreife ohne alle Wahrheitsliebe die Urtheile sprach, so dass selbst *Voltaire* sich schwer über dem Strome der allgemeinen Nichtachtung emporhielt, wie sein jüngster Mitbewerber nach neuer Gunst haschen, seinen Freunden zu viel Gutes, seinen Feinden zu viel Übles erzeigen musste, sehr nachdrücklich und traurig an den gegenwärtigen Zustand der deutschen literarischen Welt erinnert, wo es einer solchen Fülle von Genius auch in den späteren Jahren unseres grössten Dichters, eines solchen Wechsels in der Art seiner Producte und einer so reichen Aufstellung seiner wissenschaftlichen, gelehrten und Künstler-Arbeiten bedarf, um seinen Ruhm gegen Parteysucht, Mäckeley und Dummheit zu behaupten, und wo Alles diess selbst dazu noch nicht einmal hinreichen würde, wenn die deutsche Gesellschaft und Literatur sich schon so in einander verschmolzen hätte, wie die damalige französische.

Was über die französische Bühne, *Diderots* Naturkinder, *Aufresne*, der die alte strenge, rythmische kunstreiche Tragödie mit einer Revolution bedrohte, über *Rousseaus* Pygmalion, „der das Höchste, was Geist und That hervorgebracht, durch den gemeinsten Act der Sinnlichkeit zerstören will," über das *Systeme de la Nature*, wo die Natur den deutschen Jünglingen gar zu cimmerisch und todtenhaft vorkam, und sie von der Metaphysik auf das lebendige Wissen, Thun und Dichten zurückschreckte, endlich über die Einwirkung *Shakespeare's* auf eine so gestimmte und von Frankreich abgewandte deutsche Jugend gesagt ist, hat seine Beziehung auf Vorbereitung jener deutschen literarischen Revolution, „von der wir Zeugen waren, und wozu wir, bewusst und unbewusst, willig oder unwillig unaufhaltsam mitwirkten." S. 103.

Um dieser Revolution, nachdem sie zu einer Periode geworden war, die spätere vollendete Gestalt zu geben, hat *Goethe* eben so viel beygetragen, als sie zuerst herbeyzuführen; und vorzüglich ward er dazu durch sein vielfältiges, frühzeitiges, und bey ihm durchs ganze Leben wirksames Schauen antiker Kunstwerke geeignet. Auf seiner Heimreise von Elsass nach Frankfurt sah er zu Mannheim den berühmten Antikensaal. Hier entschied er sich bereits die Frage, warum Laokoon nicht schreye, weil er nämlich nicht schreyen könne. Diesen Gedanken, der wenig Eingang fand, wo er ihn äusserte, hielt er gleichwohl fest, und hatte ihn eine Reihe von Jahren bey sich ruhen lassen, bis er ihn, seinen sämmtlichen Erfahrungen und Überzeugungen angeschlossen, in den Propyläen meisterhaft begründet und dargestellt hat. Kritik, wie wir von

ihm in seinen reiferen Jahren empfangen haben, ist aus der stillen Fruchtbarkeit der Eindrücke, die er von seinem Schauen behielt, allmählich erwachsen, und wäre gewiss nicht so gediehen, wenn er schon seiner Jugend durch zersplitterndes Urtheil die Reinheit des Kunstgenusses verdorben hätte. Wie wahr und warnend für unsere Zeit ist der Schluss des eilften Buches, dass die Jugend nicht kritisch seyn, sondern das Vortreffliche und Gute ohne Untersuchung und Sonderung auf sich wirken lassen solle.

Aus der Zeit, die der Biograph wieder im väterlichen Hause verlebte, ist seine Bekanntschaft mit *Merk*, der auf sein Leben den grössten Einfluss gehabt, das Denkwürdigste. In der Schilderung desselben wird man einige Züge entdecken, welche uns der Dichter schon an seinem Mephistopheles gezeigt hat. Dass er sie nicht fürchtete, die Ahndung von Zuversicht hatte, dessen verletzende Kraft werde sich nicht gegen ihn kehren, war schon die überwiegende Gewalt, womit sein hoher Geist sich immer gegen fremde Naturen behauptet hat, weil er sie in ihrer Art begriff, walten liess, und gleichwohl als einen Stoff für sich nahm. Auch übersehe man nicht den dilettantischen Productionstrieb, welchen *Merk* fühlte, und woraus kein Dichterruhm für ihn aufblühte. Er ging bey allen Arbeiten verneinend und zerstörend zu Werke, und die Kunst will die unschuldige Freude an der Darstellung selbst. In einer mephistophilesschen Natur kann das producirende Talent nur Unruhe und Gram hervorbringen: die Ruhe des Genius und der Kunst ist nur bey der Liebe. Im Verkehr mit jenem Mann, rückte der Dichter mit der Idee seines *Faust* vor; und wenn dieser uns viel verräth von *Goethe's* Schmerz um Frideriken, von seinem Verhältniss gegen *Merk*: so muss man, indem *Götz von Berlichingen* sich um dieselbe Zeit in seinem Geiste zusammenbauete, sich sein Bild von dem Münstergebäude gegenwärtig erhalten, um zu wissen, welchen Hintergrund diese Dichtung in seiner Seele hatte.

Seine Studien zu dergleichen Dichtungen über das funfzehnte und sechzehnte Jahrhundert führten ihn auf Luther und wieder auf die Bibel. Er suchte bey dieser durch Prüfung herauszufinden, welche Stelle den Sinn der Sache am meisten ausspräche, und hielt eine solche für die ächte, die andere für untergeschoben. Er versichert, dass sich schon damals bey ihm, entweder durch eigenes Nachdenken, oder durch fremde Einflössung, die Grundmeinung festgesetzt habe, bey aller schriftlichen Überlieferung komme es auf den inneren Sinn des Werkes an, dessen Körper bloss die Sprache sey, die immer wandelbar, mancherley und ungewissen Deutungen unterworfen, nicht verführen dürfe, die Unantastbarkeit des inneren Urwesens zu verletzen. Nach dieser Überzeugung wurde ihm die Bibel ein Ganzes; und da er jene nicht nur seinen übrigen literarischen Ansichten, sondern auch seinem sittlichen Lebensbau zum Grunde legte: so sieht man, wie er auch das gegenwärtige Buch beurtheilt haben will. Seine Gesinnungen und Handlungen in den verschiedenen Zeiten seines Lebens soll man wie Variationen der Sprache und Schrift ansehen; welche von ihnen sein inneres Urwesen am besten ausspreche, die müsse man als die ächte betrachten, und auch seinen sittlichen Werth nach der Richtung seines Lebens, und nicht nach einzelnen Stellen interpretiren. Ehe wir diese wunderschönen Seiten lasen, glauben wir diesem gerechten Verlangen bey unserer Beurtheilung seiner Biographie entgegen gekommen zu seyn.

An das Princip, welches ihn bey Erforschung der heiligen Schriften leitete, schliesst sich vortrefflich, und aus gleicher Tiefe entsprungen, was über *Haman* gesagt wird, der fast wie ein Buch verschiedener Zeitalter war, und nur durch sein eigenes Urwesen in seinen Variationen erklärt werden kann. Schön ist daher die Hoffnung, die *Goethe* hegt, eine Ausgabe der *Hamanschen* Werke zu besorgen. Was er über ihren Urheber, dessen Natur und Wesen sagen will, wird sie als ein Ganzes vor das Publicum bringen, dem sie vielleicht sonst immerfort nur Trümmer blieben.

Die historischen Studien für Götz von Berlichingen hatten den Dichter auch für den Aufenthalt bey dem Kammergerichte zu Wetzlar geschichtlich vorbereitet. Seinem Bedürfniss zufolge, sich und seinen jedesmaligen Zustand in den weitesten Beziehungen zu Welt und Vergangenheit zu denken, giebt er uns in dieser Biographie einen Umriss der Geschichte des Kammergerichts, dessen Grundmangel er in dem allgemeinen Fehler der Menschen findet, dass sie zu einem grossen Zweck unzulängliche Mittel anwenden. Eben so richtig ist bemerkt, dass dieser Fehler um so mehr bey Gründung des Kammergerichts obwaltete, weil der Kaiser es einigermassen als eine Anstalt der Reichsstände wider ihn nehmen musste, und jene wiederum zufrieden waren, wenn nur dem Blutvergiessen durch Fehden ein Ende gemacht worden, und eine Reichsjustiz in sofern bestand, dass der Landfriede Gültigkeit behielt. Wenn sich ungeheuere Rückstände in Rechtshändeln einzelner Familien anhäuften: so war der Staat oder das politische Ganze dabey beruhigt, dass irgend Jemand im sicheren Besitz war: ob auch im rechtlichen, die Ungewissheit konnte nur den Einzelnen drücken. Wie indess ob der Unmöglichkeit, alle Rückstände abzuthun, ob der Nothwendigkeit, die wichtigeren von ihnen zur Entscheidung auszuwählen, der Gunstbewerbung die Thür geöffnet wurde, hat der Biograph fein dargethan. Er kam nach Wetzlar, als die berühmte Visitation Josephs des Zweyten im Gange war.

Seine Bekanntschaft daselbst mit *Gotter*, „dessen Sinn zart, klar und heiter war, dessen Talent geübt und geregelt," brachte ihn in einige Berührung mit dem Musenalmanach von Göttingen, und den dort versammelten jungen Dichtern. Über das Bedürfniss der Unabhängigkeit, welches sich in einem deutschen Dichterkreise entwickelt, über die Elemente der Bardenperiode, die durch *Klopstocks* Darstellungen der Befreyung Deutschlands von dem Drucke der Römer aus dem Innern der Menschen zum Daseyn gerufen wurde, über die Nothwendigkeit, dass das Barden- und Vaterlands-Gefühl, da es keinen würdigen äu-

fseren Anlafs zu Thaten vorfand, fich die deutfchen Fürften und ihre Diener zu Tyrannen ftempelte, hören wir hier Bemerkungen, deren Gehalt durch den Zufatz fich mehrt, dafs *Goethe* einer folchen Bardenwuth, die fich felbft in die Rechtspflege einmifchte, durch feinen Götz von Berlichingen einigermafsen entgegenarbeiten, wenigftens in derfelben fich ganz von ihr losfagen wollte. Er fchilderte nach feinem Ausdruck in ihm einen braven Mann, der fich in wüften Zeiten allenfalls entfchliefst, an die Stelle der ausübenden Gewalt zu treten, aber in Verzweiflung geräth, wenn er dem anerkannten Oberhaupt zweydeutig, ja abtrünnig erfcheint. Gewifs trug zu einer folchen Anficht der Verhältniffe und der bürgerlichen Ordnung, mitten unter dem Braufen des Bardenlärms und einer einfeitig begeifterten Jugend, viel bey, dafs *Goethe* in einer freyen Reichsftadt, wo vielfache Erinnerung umging, wie freyes Ungeftüm fich unter Reichsgefetz und Kaifer gefchmiegt hatte, in einer Familie geboren und erzogen war, die an Handhabung der Gefetze über freye, doch gehorfame Bürger grofsen Theil befafs.

In Zufammenhang mit dem Bardenton ftand die fcheinbare Wiedererweckung der nordifchen Mythologie. Über das Geftaltlofe, für die Phantafie Unbrauchbare in ihr, wie in der indifchen, wird gefagt, was jetzt vorzügliche Beherzigung verdient. „Götter liefs ich überhaupt nicht viel auftreten, weil fie mir noch aufserhalb der Natur, die ich nachzubilden verftand, ihren Wohnfitz hatten." Aber die Götter der Griechen und Römer leben doch nun einmal, und find von einem wahrhaftigen Leben unter dem Volk unmittelbar der Kunft übergeben. Nordifche und indifche Gottheiten müffen wir von den Todten erwecken, um fie der Poefie einzuverleiben, und noch ift nicht gelungen, den Dunft der Gruft von ihnen zu bannen.

Was unferen Dichter, aufser feinem glücklichen Naturell und der vielfachen Berührung feines Wefens durch eine reiche Wirklichkeit, vor den nordifchen Nebelbildern bewahrte, die faft nur für Namen gelten konnten, war die herrlichfte, eben damals wieder auflebende Kraft, die vor allen fich eignete, um ihn gegen jene kunftwidrigen Gefpenfter zu fchützen. „Glücklich ift immer die Epoche einer Literatur, wenn grofse Werke der Vergangenheit wieder einmal aufthauen, und an die Tagesordnung kommen, weil fie alsdann eine vollkommen frifche Wirkung hervorbringen." Durch *Wood* gefchah, dafs man in den homerifchen Gedichten nicht mehr ein aufgedunfenes Heldenwefen, fondern eine uralte Wirklichkeit erblickte. Der Eindruck, welchen fie machten, fchirmte auch gegen eine Theorie, die damals aufleben wollte mit ihrer Foderung moralifcher Zwecke vom Künftler, die ihm fein Handwerk verderben, wenn gleich ein gutes Kunftwerk auch moralifche Folgen haben wird. So ward *Goethe* in dem guten Vorfatz beftärkt, die innere und äufsere Natur zu erforfchen, und fie felbft in feiner liebevollen Nachahmung walten zu laffen. Und indem ein folcher Vorfatz ihn durch und durch erfrifchte, erfüllten ihn die ältere Zeit des berlichingifchen Ritters, und die ihm gegenwärtige. Ein tiefer und gehaltvoller Jüngling wird die Gegenwart, die Momente ausgenommen, wo fie zu rafcher That und Hoffnung weckt, immer wehmüthig und tragifch nehmen. Die unglückliche Blüthe jener Gegenwart ift in *Werthers Leiden* gefchildert. *Lotte* („denn fo wird fie denn doch wohl heifsen"), die uns dort im Zufammenhange mit den fchmerzhafteften Vorftellungen und dem traurigften Ereignifs gefchildert ift, erfcheint hier nur heiter und ruhig, und ift mit der heiterften Ruhe gezeichnet. Was den Dichter ehemals im Verhältnifs zu ihr ängftigen, zu allgemeinen nicht troftreichen Betrachtungen drängen mochte, ift hier ganz abgefallen. So entladet fich ein grofses und reiches und künftlerifches Gemüth zuletzt aller Trübe, und fühlt alfo die felige Unfterblichkeit, von welcher wir Sagen haben, die kein Wiedergekehrter verbürgt. Das Glück Werthers im Verhältnifs zu Lotten hat der Biograph fo wirklich empfunden, als es in dem berühmten Roman befchrieben ift, und wie deffen Leiden, die auch feine Seele behaftet haben müffen, auf Figur und Ende des jungen Jerufalem übertragen, welcher die Gattin eines feiner Freunde mit entfchiedener Leidenfchaft liebte. Unfer Dichter dagegen entfernte fich, als die Verbindung Lottens mit dem Bräutigam nahe trat, „ehe er durch das Unerträgliche vertrieben wurde." Zu diefem Entfchlufs hatte *Merk* fehr mitgeholfen. Durch ihn felbft mit der Geliebten bekannt gemacht, fand diefer, dem fchlanke, zierliche Frauen, die ohne weitere Anfprüche eine lebendige Heiterkeit um fich verbreiten, eben nicht gefielen, gar kein Behagen an ihr, und fchalt ihn bitter aus, dafs er die junonifche Geftalt einer ihrer Freundinnen, die ohne Verhältnifs war, nicht vorgezogen, und fo die Zeit wieder mit einer befonderen Liebhaberey verdorben hätte. An Mephistopheles und Fauft wird man freylich hier erinnert; doch handelte hier jener bittere Mann, da er ihn zu einer Rheinreife bewog, als fein Freund: denn fein Verhältnifs zu Lotten war nach feinem eigenen Geftändnifs leidenfchaftlicher als billig von feiner Seite geworden. Dafs fie dagegen und ihr Bräutigam fich mit Heiterkeit in einem Mafse hielten, das nicht fchöner und liebenswürdiger feyn konnte, führte ihn bey der Gefahr vorbey, Lotte mit einem fchuldigen Gewiffen wie Friederike, und vielleicht noch fchuldigerem, verlaffen zu müffen.

(Der Befchlufs folgt im nächften Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1815.

BIOGRAPHIE.

Tübingen, in der cottaischen Buchhandlung: *Aus meinem Leben.* Dichtung und Wahrheit. Von *Goethe*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die wirkliche Entstehung der *Leiden Werthers* sehen wir erst späterhin; aber jetzt, da der Hauptstoff des Buches gewonnen ward, das diese Zeit festgehalten hat, macht der Biograph die Bemerkung, er sey nun zu einer Stufe seines gegenwärtigen Unternehmens gelangt, wo er sich zum ersten Mal leicht ums Herz fühle. Von nun an werde dieses Werk erst, was es eigentlich seyn solle. Es habe sich nicht als selbstständig angekündigt, sondern sey bestimmt, die Lücken eines Autorlebens auszufüllen. Mit Götz von Berlichingen und Werthers Leiden beginnt aber eigentlich erst das Autorleben *Goethe's*. Wenn er hinzufügt, dass das, was schon gethan sey, nicht wiederholt werden könne und solle, er daher auch sein Leben im Lahnthale, dessen Glück Werther beschreibt, nicht ausführlich wieder in dieser Biographie schildert: so muss man freylich sich auch diesen Gesichtspunct dankbar gefallen lassen. Indessen dürfen wir wohl äussern, dass es doch ein grosser Genuss, und in biographischer Hinsicht selbst erfoderlich wäre, wenn nach so viel wie möglich historischen Erinnerungen eben dasselbe von ihm beschrieben würde, was sein Dichterwerk, mit wieviel verwebter Wirklichkeit es sey, doch immer bloss zu poetischen Zwecken dargestellt hat. Er führt freylich für sich an, dass er jetzt die verdüsterten Seelenkräfte vergebens aufrufen würde, jene lieblichen Verhältnisse wieder zu vergegenwärtigen, die ihm den Aufenthalt im Lahnthale so hoch verschönten; allein wir glauben ihm diess nicht: wenigstens haben diese verdüsterten Seelenkräfte vermocht, die noch entfernteren Verhältnisse, und gewiss eben so lieblichen, eben so leidenschaftlichen, die ihm das Leben im Elsass verschönten, so im Einzelnen und mit solcher lebendigen Kraft zu schildern, wie er im Werther ein kaum vergangenes Glück im Vermögen der Jugendzeit beschrieb.

Wir eilen nun, dem angegebenen Zwecke dieses Buchs zufolge, zum Daseyn der beiden genannten Autorwerke des Dichters; und wollen daher nicht der feinen und beweglich charakterisirten Gesellschaft im Hause der Frau *von Laroche* erwähnen, wo sich eine neue Leidenschaft in ihm regte, ehe noch die alte ganz verklungen war: „so sieht man bey untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten den Mond aufgehen, und erfreut sich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter." Auch über seine Beschäftigung mit der Advocatur, die Bemerkungen über den damaligen Zustand des deutschen Theaters, insonderheit wie *Schröder* die englischen Schauspiele, „eine derbe und dabey gefährliche Speise, die bloss einer grossen und halbverdorbenen Volksmasse zu einer gewissen Zeit geniessbar und verdaulich gewesen seyn mag," von Grund aus veränderte und dem deutschen Sinn anähnlichte, oder wie *Thümmel* durch seine Wilhelmine, „eine kleine geistreiche, so angenehme als kühne Composition, worin er, ein Edelmann und Hofgenosse, die eigene Classe nicht schonend behandelte," und *Lessing* durch seine Emilia Galotti, wo er die Leidenschaften und ränkevollen Verhältnisse der höheren Stände schneidend schilderte, den Ton angaben, dass man in Deutschland die theatralischen Bösewichter immer aus den höheren Regionen wählte, alles diess, und manchen anderen Reichthum dieses Werkes lassen wir bey Seite liegen, um zunächst *Götz von Berlichingen* in das Leben eintreten zu sehen.

Ohne das Antreiben seiner Schwester, welcher er in Gesprächen den alten Ritter, dessen Leben ihm die dramatische Form über alle Theatergrenzen hinübertrieb, darzustellen pflegte, wäre der Dichter vielleicht nie dahin gekommen, auf das Papier fest zu bannen, was seine Einbildungskraft nach Shakespeares Weise gegenwärtig hielt. Als er schriftlich begonnen hatte, wusste sie ihn durch entschiedenen Unglauben an seine Beharrlichkeit so zu spornen, dass in sechs Wochen das Schauspiel beendet war. Merkwürdig ist, dass sein Freund *Mephistopheles* wohlwollend und verständig über dasselbe sprach, und *Herder*, welcher der Humanität so sehr oblag, sich unfreundlich und hart dagegen äusserte, und den Dichter wegen dieses Productes mit Schmähgedichten wenigstens neckte. Die Opposition, in welcher diese beiden vortrefflichen Geister einmal standen, erklärt diess nicht genug, und Einseitigkeit des Geschmacks lässt sich bey *Herdern* auch nicht annehmen. Uns scheint er durch das geheime Gefühl, dass bey seinen herrlichen Geistesgaben doch die darstellende Kraft in ihm ungemein schwächer, als in *Goethe*, war, hier missgeleitet zu seyn. Indessen war Götz von Berlichingen in dem mitgetheilten Manuscript noch nicht, was er bald darauf wurde. Der Dichter hatte sich unter dem Bemühen, Adelheid liebenswürdig zu schildern, selbst in sie verliebt, und von da an war seine Feder ihr,

und nicht mehr dem Ritter geweiht. Das Überwiegende ihrer Geſtalt in der Dichtung, die dadurch verletzte Einheit derſelben, entging ihm nicht. Vielleicht hätte er ohne Trotz gegen *Herders* Unart nicht das Ganze umgeſchrieben, und zu jener Vollkommenheit erhoben, in welcher es dann erſchien. Das erſte Manuſcript in ſeiner Urgeſtalt iſt noch in ſeinen Händen; wir hoffen, daſs er es der Welt nicht vorenthalten werde. Auch die Umarbeitung wäre durch die Vorſtellung, wie Manches noch umgearbeitet werden könnte, vielleicht ungedruckt geblieben, wenn nicht *Merk* gerufen hätte: „bey Zeit auf die Zäun', ſo trocknen die Windeln!"

Wir brauchen hier nicht zu erwähnen, wie ſehr auch der darſtellende Genius in jenem Drama die deutſche Welt hingeriſſen hat; aber gewiſs iſt, daſs nichts auf dieſelbe lebhaft wirkt, als was durch ſeinen Stoff ein Zeitbedürfniſs gewaltig in Anſpruch nimmt. *Goethe* überläſst Anderen zu entwickeln, in wiefern ſein Genius durch ſeinen Götz die Welt aufregte, und begnügt ſich mit der beſcheidenen Bemerkung, daſs die ungeheuere Theilnahme junger Männer an dieſem, wie an anderen ſeiner Stücke, meiſtens *ſtoffartig* war.

Was wir oben die unglückliche Blüthe der damaligen Gegenwart in Werthers Leiden nannten, wird von dem Vf. ausführlich und auf das Vortrefflichſte entwickelt, als Einleitung zu der Entſtehungsgeſchichte jenes Büchleins. Ein Überdruſs am Leben, welcher empfunden wird, ohne daſs Noth die Menſchen drängt, und leicht entſteht, wenn im Wechſel und Einerley der Natur und des menſchlichen Schickſals nicht ein Gefühl vom Unendlichen und Ewigen uns oft über den Wirbel erhebt, hatte ſich in den deutſchen Jünglingen jener Zeit durch das Überhandnehmen der brittiſchen Literatur unter ihnen eingefunden. Ernſter Trübſinn begleitet die Poeſie der Engländer. Das Aufreiben ſeiner Kraft durch eine bedeutende Welt von Jugend auf, ſelbſt ſchon das Anſchauen des Ganges ihrer Angelegenheiten, führt allerdings den Britten früh zu Überzeugung von der Eitelkeit aller irdiſchen Dinge, zum Überdruſs am Leben, zur trüben Poeſie; und wie ſchön und wahr iſt: „die ächte Poeſie kündet ſich dadurch an, daſs ſie als ein weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äuſseres Behagen, uns von den irdiſchen Laſten zu befreyen weiſs, die uns drücken." Aber fragen möchte man doch, warum die bedeutende Welt, worin der Britte von Jugend an lebt, da ſie etwas Groſses vorzüglich durch die Nationalfreyheit hat, nicht ſeiner Poeſie eine ſolche Elaſticität gäbe, daſs ſie ihn in der heiteren Region der Idee der irdiſchen Bürde entlade. Es giebt doch Beyſpiele, daſs eine bedeutende Wirklichkeit die Poeſie erhellte. Abgeſehn von allen phyſiſchen Urſachen, von Klima und Nahrung, erinnern wir nur, daſs der Welthandel das engliſche Gemüth, wo auch das politiſche Treiben es nicht beunruhigt, theils zu ſehr auf das Irdiſche ſpannt, theils durch den Wechſel in den ungeheuren Glücksgütern erſchlaffen, trübe werden, verzweifeln läſst. Dazu kommt, daſs das Gefühl der Nationalfreyheit, verſchwiſtert mit dem Bemühen um Reichthum, mehr einen halb edeln, halb kaufmänniſchen und ſatten Stolz, als ein heiteres Ideenſpiel veranlaſst; und beruht überdieſs jene Freyheit nicht auf einer ewigen, conſtitutionellen Oppoſition? Auch *Goethe* bemerkt ſo ſchön als richtig, daſs das beſte ſchriftſtelleriſche Talent in England für den Haſs der Parteyen geworben und verbraucht werde, und durch die ſatiriſchen Waffen, welche die entſchiedenſten Talente von beiden Seiten gegen einander richteten, die dazwiſchen liegende Welt zerſtört und rein aufgehoben würde.

Er vergiſst nicht, zu erwähnen, wie ſelbſt *Shakespeare*, der die reinſte Heiterkeit zu verbreiten weiſs, indem er zu einer Zeit Englands lebte, wo der Welthandel noch nicht laſtend war, der politiſche Parteygeiſt weniger alt, noch angethan mit ritterlicher Friſche, noch geiſtiger durch den religiöſen Zuſatz, doch auch beytrug, in den deutſchen Jünglingen einen trüben, die menſchliche Natur untergrabenden Sinn zu ſtiften. „Hamlet und ſeine Monologen blieben Geſpenſter, die durch alle jungen Gemüther ihren Spuk trieben." *Oſſian* verlockte ſie nun gar bis an das letzte Thule. Die vortreffliche Stelle über ihn ſchildert ſeine geiſterhafte Nebelwelt auf grauer unendlicher Haide mit Ausdrücken, von welchen jeglicher ein Strich von Friedrichs Pinſel zu ſeyn ſcheint. Mit ſolcher Stimmung der jungen Deutſchen hing der Selbſtmord natürlich zuſammen. Dem Gedanken von *Montesquieu*, daſs Helden und groſse Männer ſich nach Befinden den Tod geben dürften, iſt hier die Bemerkung zur Seite geſtellt, daſs jenen Jünglingen eigentlich Mangel von Thaten und übertriebene Foderungen an ſich das Leben verleideten. Auch unſer Biograph ſpielte mit dem Gedanken von Selbſtmord ernſtlich und wohlbedächtig. Er überlegte, wie unnatürlich es ſey, daſs der Menſch ſich ſelbſt vernichte, und er darum gewöhnlich zu mechaniſchen Mitteln greife, um den Vorſatz des Selbſtmordes auszuführen. Nur Kaiſer Otho habe dieſe That mit Groſsheit und Freyheit des Geiſtes verrichtet, indem er mit eigener Hand ſich einen ſcharfen Dolch in das Herz geſtoſsen. Ihm zu gleichen, nahm er einen wohlgeſchliffenen Dolch jederzeit neben das Bette, konnte ſich aber nie überwinden, die ſcharfe Spitze ein paar Zoll tief in die Bruſt zu ſenken. Er griff lieber zu ſeinem alten Mittel, ſich von Gram und Schwermuth zu befreyen, zur Poeſie, die heilt, anſtatt zu verwunden. Der Trübſinn, welchen der Wandel der Liebe macht, lag ihm am nächſten, eignete ſich am meiſten zur dichteriſchen Darſtellung, und war in ihm ſchon der Mittelpunct der übrigen Elemente geworden, aus welchen der Entſchluſs zum Selbſtmorde entſtehen konnte. Auf einmal vernimmt er *Jeruſalems* unglücklichen Tod, den er gekannt und geſchätzt hatte, und nun war Alles zu der Dichtung bereit.

Daſs Werthers Leiden eine ſo ungeheure Wirkung hervorbrachten, erklärt er wiederum durch das ſtoffartige Intereſſe, welches die junge Welt an dem-

ſelben nahm. Dieſe hatte ſich ſchon ſelbſt ſo untergraben, daſs es nur eines geringen Zündkrautes bedurfte, um jene gewaltige Explosion im Publicum zu bewirken. Er hatte durch das Buch ſeine Heiterkeit wieder gewonnen, und ſeinen Bewunderern mehrte es den Trübſinn, wenigſtens den Beyſpielen zufolge, die am Tage lagen. Was der poetiſche Genius in Werthers Leiden einigermaſsen empfänglichen Seelen Heiteres, Beruhigendes, und den Schmerz der Liebe in eine freyere Geiſtigkeit an Milderung verlieh, blieb im Verborgenen. Dieſes poetiſchen Genius Würdigung überläſst *Goethe* wiederum Anderen. Wir unterſchreiben mit voller Seele, was der Freyherr *von S — a* neulich in der *Minerva* darüber geſagt hat.

Aus der geiſtreichen Schilderung der Drangſale, die der Dichter jenes Büchleins wegen erlitt, mögen ſich das Publicum, und beſonders die Recenſenten folgende goldene Worte tief einprägen: „Mit einer Eigenheit der Leſer, die uns beſonders bey denen, welche ihr Urtheil drucken laſſen, ganz komiſch auffällt, ward ich früh bekannt. Sie leben nämlich in dem Wahn, man werde, indem man Etwas leiſtet, ihr Schuldner, und bleibe jederzeit noch weit zurück hinter dem, was ſie eigentlich wollten und wünſchten, *ob ſie gleich kurz vorher, ehe ſie unſere Arbeit geſehen, noch gar keinen Begriff hatten, daſs ſo etwas vorhanden oder irgend möglich ſeyn könne.*" Wer iſt mehr berechtigt als er, an deſſen Werken ſich die Kunſt erzog, indem die Kunſtrichter ſie tadelten, ſolche Beſchwer zu führen? als er, der noch am Ende dieſes dreyzehnten Buchs in der Beſchreibung, wie *Juſtus Möſer* ihm damals erſchien und noch erſcheint, eine Probe ſeiner ſchönen Kritik giebt, die das Eigenthümliche achtungswerther Geiſter in ein Bild zuſammenzufaſſen weiſs und liebt?

Das vierzehnte Buch denkt zunächſt der Bewegung, welche ſich ob der beiden vom Publicum angeſtaunten Producte *Goethe's* in ſeiner nächſten Umgebung und unter ſolchen Freunden ereignete, die ſelbſt eine productive Kraft in ſich ſpürten. *Lenz* that ſich unter dieſen am lebhafteſten und ſonderbarſten hervor. Die Zeichnung von ihm, die ſchon bey Beſchreibung des ſtraſsburger Lebens begann, iſt auch hier noch nicht beendet. Wir ſind ungewiſs, ob dieſes der Grund iſt, daſs uns jener talentvolle, doch wahrſcheinlich nur durch Kränkeley auch genial erſcheinende Geiſt nicht recht anſchaulich wird, oder ob überhaupt ein Mann der Art nicht ganz anſchaulich gemacht werden kann. Der Zeichnung möchten wir keine Schuld beymeſſen: ihr fehlt nur, was der Biograph ſelbſt ihr nicht geben konnte, daſs nämlich eine Zeichnung von ihm ſelber ihr gegenüber ſtünde. Das irre, und eben darum an's Geniale ſtreifende Talent, und die Unnatur, wohin es ein Geniedrang treibt, werden nur verſtändlich in dem Beyſpiele von *Lenz* werden, wenn das ſich ſelbſt gründende, feſtbeſtimmte und klare Genie, jenes gewaltige Ergreifen der Natur, welches manche Krankheit und Unnatur der Zeiten geheilt hat, ihm ſo gegenüber ſtünde, wie es nicht ſich ſelber, nur ein Dritter es zeichnen kann. Über das reiche Leben eines groſsen Menſchen kann freylich nur er ſelbſt uns mit hinreichender Wahrheit und Ausführlichkeit belehren; iſt dieſs aber geſchehen: dann muſs ein Dritter, ein anderer Meiſter, der ihn genau ſtudirte, und ſein biographiſches Werk zu handhaben weiſs, das eigentliche Porträt von ihm aufſtellen. Wir haben dieſs oft auch bey dem gegenwärtigen Werke gefunden, das Niemand inniger liebt und bewundert, als wir. Übrigens werden wir auf *Lenz* zurückkommen, wenn ſeiner in den Fortſetzungen dieſer Biographie weiter gedacht wird. Bey *Goethe's* mächtig aufblühendem Ruhm benahm jener ſich ſo, wie ſich von ſeinem irren und reichen Talent erwarten lieſs: denn ein ſolches verwirrt nothwendig auch die ſittliche Natur.

Ausgebildet, feſt wie der Gezeichnete ſelber, iſt das Bild von *Klinger.* Seine Charakterſtärke und reine Würde bey ſo viel Drang der Phantaſie iſt vortrefflich hervorgehoben, und man ſieht ſein Inneres ſo beſtimmt, wie ſein ſchönes und gehaltvolles Äuſseres, das nach glücklicher Anordnung zuerſt beſchrieben wird. Zu einer frohen und freudigen Ausbildung gelangte er nicht, weil er ſich durch äuſsere Hinderniſſe durchſtrömen, durchdrängen muſste; aber ſollte darin allein, nicht in ſeiner urſprünglichen Natur vorzüglich, der Grund liegen, daſs Gemüth, Verſtand und Einbildungskraft ſich einander in ihm Abbruch thun, und weil die Stärke ſeines Willens keiner dieſer ſtreitigen Mächte einen entſcheidenden Sieg verſchaffen konnte, er weder zum entſchiedenen Dichter, noch Philoſophen, noch Geſchäftsmann, wenn gleich in dieſer dreyfachen Eigenſchaft achtungswerth wurde?

In dem Bilde *Lavaters* iſt die Verſchiedenheit zwiſchen dem Gezeichneten und dem Zeichner weit mehr hervorgehoben, als in den vorhergehenden Bildern. Der Grund mag ſeyn, daſs jener viel beſprochene Mann gar nicht darauf ausging, Künſtler und Dichter zu ſeyn, und praktiſch ſo reich und vielwirkend war, wie *Goethe* künſtleriſch. Der Biograph konnte, ohne den Anſtand zu verletzen, ſich hier mehr als Gegenſatz nehmen, wie bey *Lenz* und *Klinger.* „Nun fühlt' ich den Abſtand zwiſchen meiner und der *lavater*'ſchen Wirkſamkeit nur allzu ſehr: die ſeine galt in der Gegenwart, die meine in der Abweſenheit; wer mit ihm in der Ferne unzufrieden war, befreundete ſich ihm in der Nähe; und wer mich nach meinen Werken für liebenswürdig hielt, fand ſich ſehr getäuſcht, wenn er an einen ſtarren ablehnenden Menſchen anſtieſs." Überaus ſchön wird in Beziehung dieſes Unterſchiedes auch bemerkt, daſs derjenige, der ſittlich wirke, kaum eine ſeiner Bemühungen verliere, denn es gedeihe davon weit mehr, als das Evangelium vom Säemanne allzu beſcheiden eingeſtehe; wer aber künſtleriſch verfahre, der habe in jedem Werke Alles verloren, wenn es nicht als ein Künſtlerwerk anerkannt werde. Zur näheren Beſtimmung müſſen wir indeſs hinzufügen, daſs ein ſolches, unerkannt als ein ſolches, freylich in dieſer Eigenſchaft verloren ſey, und dennoch in ſittlicher Wirkung dem Bemühen um dieſelbe gleichkommen möge. Wären Werthers Lei-

den nie von künstlerischen Gemüthern als ein ihnen zusagendes Werk anerkannt: so hätten sie doch sittlich auf das Gemüth der Liebenden gewirkt, wie *Lavaters* Reden über die christliche Liebe.

Über dessen Physiognomik, die damals Deutschland in Bewegung setzte, hätten wir eine weitläuftigere Darlegung der Ansicht, der Ideen des Vfs. gewünscht; im Grunde berührt er ihr Wesen gar nicht. Wenn er sagte, um das religiöse Andringen von *Lavater* abzuwehren: beym Glauben komme alles darauf an, *dafs* man glaube; *was* man glaube, sey völlig gleichgültig: beym Wissen dagegen gar nichts darauf, *dafs* man wisse, sondern *was* man wisse: so ist darin nach bestimmter Hinsicht eine eben so grosse Wahrheit, als es ein vortrefflicher Fechterstreich war, um den zurückzuschlagen, der behauptete, man müsse Christ nach *seinem* Begriff seyn, oder ein Atheist. *Goethe* erklärte, dafs er, wenn man ihm sein Christenthum nicht lassen wolle, sich auch wohl zum Atheismus entschliessen könne, zumal da er sähe, dafs Niemand recht wisse, was beides eigentlich heifsen solle.

Die Gegensätze sind in der Welt so häufig, dafs ein eindringender Geist, der historisch zu Werke geht, fast ununterbrochen auf sie stöfst. So finden wir hier *Basedow* wieder gegen Lavater aufgestellt, jener mit den tiefen, kleinen, schwarzen, scharfen, unter struppigen Augenbraunen hervorblinkenden Augen, gegen diesen mit dem klaren und frommen Blick unter sehr breiten Augenliedern, den Stirnknochen von dem sanftesten braunen Haarbogen eingefafst. Lavater wandte gegen den, der ihn bestritt, unerwartet eine grofse, liebevolle Ansicht strahlend vor: Basedow sprach mit schnellen und scharfen Äufserungen, mit einem gewissen höhnischen Lachen, einem schnellen Herumwerfen des Gesprächs. Ungemein belehrend und anmuthig ist der Contrast zwischen beiden in vielfachen Scenen geschildert, und man verlangt noch immer mehrere, worin *Goethe*, der mit beiden im Bade zu Ems und auf mancher Fahrt zusammen war, als ein junger Genius erscheint, der die beiden verschiedensten Naturen begreift, zwar nicht in sich vereinigt, aber doch Lavaters allgemeine und himmlische Liebe durch Beflügelung einer reichen irdischen versteht, und Basedows Verwegenheit durch Verwegenheit eben so überflügelt, als er sein gar zu arges Erdenleben neckt.

Auf der Heimreise von Ems trafen sie zu Köln mit den Gebrüdern *Jakobi* zusammen, wo bey dem Dichter durch die Beschaffenheit des Ortes, die bey ihm überhandnehmende Sitte, Vergangenheit und Gegenwart in Eins zu empfinden, und so etwas Gespenstermäfsiges in die Gegenwart zu bringen, sich mächtig kund that. Einer der Anwesenden sollte nicht unterlassen zu beschreiben, wie *Goethe* in Jappachs Wohnung war. Eine Ahndung davon giebt uns Faust, wie er zum ersten Mal in Gretchens Wohnung eintritt und den grofsälterlichen Lehnstuhl sieht, wiewohl in Köln die Erschütterung über die Vergangenheit in der Gegenwart ganz rein und ohne eine andere leidenschaftliche Beymischung war. Wie gemüthlich ihm die Richtung gegen das Unerforschliche bey *Friedrich Jakobi*, wo ihn kein christlicher Widerstreit wie mit Lavater, kein didaktischer wie mit Basedow hemmte, ist vortrefflich erläutert durch die Wirkung, die *Spinoza* auf ihn gethan hatte. Dafs die grenzenlose Uneigennützigkeit in allen Sätzen dieses Denkers, in seinem Worte: wer Gott recht liebt, mufs nicht verlangen, dafs Gott ihn wieder liebe; seine ganze Seele erfüllte, dafs seine höchste Lust war, uneigennützig zu seyn in Allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, dafs ihm die Frage aus dem Herzen quoll: wenn ich dich liebe, was gehts dich an? wahrlich, wir müssen bekennen, dafs diese Äufserung so die liebenswürdigste als die stärkste ist, die wir je von einem menschlichen Herzen vernahmen.

In diesem überschwenglichem Geiste war auch seine Idee zu einem Trauerspiel *Mahomed* gefafst. Die Hymne, womit es begann, die wirklich gedichtet wurde und verloren ging, die sich aber zum Zweck einer Cantate wohl wieder herstellen liefse, ist sie noch von keinem unserer besten Componisten dringend verlangt? Leider ist das Drama selbst eben so wenig ausgeführt, als das epische Gedicht, die *Geschichte des ewigen Juden*, in welcher die hervorstehenden Puncte der Religions- und Kirchen-Geschichte dargestellt werden sollten. Über Fabel und Gang desselben sey uns vergönnt zu reden, wann die Wanderung des Schusters Ahasverus von Jerusalem und das Ereignifs, wodurch das Gedicht zwar geendigt, aber nicht abgeschlossen werden sollte, in den weiteren Theilen des vorliegenden Werks beschrieben sind. Der Plan zu diesem epischen Gedicht war zu riesenmäfsig, und erfoderte für einen Dichter, der gern so gründlich zu Werke geht, wie der beste Gelehrte, eine zu ungeheuere Gelehrsamkeit, als dafs er zu Stande gekommen wäre, wenn *Prometheus*, der auf eigene Hand Menschen bildet, dem Zeus und den neuen Göttern trotzend, auch nicht den Hans Sachs von Jerusalem bey dem Dichter verdrängt hätte.

Die productive Naturgabe, welche dieser in sich wahrnahm und als sein eigenstes Eigenthum betrachtete, das nicht von fremder Gunst noch Mifsgunst abhing, und nur in der Einsamkeit ihre Schöpfungen vollenden konnte, brachte ihn auf die Idee, jene alte mythologische Figur darzustellen, die, abgesondert von den Göttern, von ihrer Werkstätte aus eine Welt bevölkerte.

In diese Lebensepoche *Goethe's* voll unermefslicher erzeugender Kraft fiel auch das Ereignifs, welches seinem äufseren Schicksal die dauerndste Richtung gegeben, und es auf einen Standpunct gestellt hat, welchen er vorzüglich zum Mittelpunct der höheren Kunst der Deutschen machte. Brauchen wir zu erwähnen, dafs wir den Anlafs meinen, der ihn nach *Weimar* brachte? und wäre es nicht Übereilung darüber schon sprechen zu wollen, ehe wir ihn selbst weiter vernommen haben? Der dritte Band schliefst so, als wenn dieser *prometheische* Geist an den väterlichen Heerd durch gewöhnliche Ehefesseln gebunden werden sollte, und darum erquickt, schon vorher die Aussicht auf Weimar eröffnet zu sehen.

G. u. P.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1815.

THEOLOGIE.

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *Versuch einer historisch-philosophischen Darstellung der Offenbarung, als Einleitung in die Theologie* von *Friederich Brenner*, Dr. der Philos. u. Theol. und Kaplan an der Stadtpfarrkirche zum heiligen Martin im Bamberg. Zweyte Auflage. 1812. Erster Theil. 174 S. Zweyter Theil. 160 S. Dritter Theil. 50 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Mit besonderem Interesse begann Rec. die Lectüre dieser Schrift, da sie in der Vorrede die Darstellung und Ausführung einer Idee ankündigt, welche auch nach Rec. Urtheil, wenn sie richtig und allseitig aufgefasst wird, für die Würdigung des Christenthums und seiner einzelnen Lehren, Anstalten und Vorschriften in ihrer vollen Bedeutung von der grössten Wichtigkeit ist. Es ist die heilige Idee vom Reiche Gottes, um welche sich die ganze Offenbarung, namentlich die christliche, wie um ihren Mittelpunct bewegt. Auch Hr. *B.* hat sie von dieser Seite aufgefasst, und will in dem vorliegenden Werke (laut der Vorrede S. 4) die Offenbarung vom Anfange an bis auf die letzten Zeiten verfolgen, um zu zeigen, ob und wie sich die Idee vom Reiche Gottes in den verschiedenen Perioden ausprägt und an die Menschen kommt, und wie unverkennbar alles, was die heiligen Bücher der Juden und Christen Göttliches enthalten, nach einem einzigen Plane angelegt ist, und eine herrliche Erziehungsanstalt, ein grosses Ganzes ausmacht, welches nach der Idee vom Himmelreich angeordnet, durchgeführt, und vollendet ist. Indem aber Rec. die Idee selbst, welche diesem Werke zum Grunde liegt, vollkommen billigt, und in mehreren einzelnen Ansichten des Vfs. über Mosaismus und Christenthum das Wahre und Treffende erkennt, muss er doch auf der anderen Seite gestehen, dass ihm die Art, wie der Vf. seinen Endzweck zu erreichen sucht, im Ganzen nicht Genüge geleistet hat. Wir vermissen hauptsächlich die Gründlichkeit, Bestimmtheit und Bündigkeit, welche in jeder ächt wissenschaftlichen Untersuchung herrschen sollte. Der Vf. begnügt sich sehr oft gerade da, wo man ein tieferes Eindringen in das Wesen der Sache und eine genaue Entwickelung der Begriffe am meisten erwartet, mit allgemeinen oberflächlichen Bemerkungen und Declamationen. Wir können diess um so weniger billigen, da der Vf. seine Darstellung der Offenbarung als Einleitung in die Theologie betrachtet wissen will, in sofern namentlich die Exegese, Dogmatik, Geschichte nach jener Ansicht behandelt werden soll. Eine genauere Darlegung des Inhalts und Ideenganges dieser Schrift wird unsere Behauptung am besten rechtfertigen.

Die ganze Untersuchung wird im *ersten Theil* mit einer Einleitung eröffnet, wo sich der Vf. über die Offenbarung erklärt. Er fühlte selbst, wie nothwendig das Ganze an eine genaue Bestimmung dieses Begriffs geknüpft werden müsse. Der bekannte Unterschied, den man zwischen der natürlichen und ausserordentlichen Offenbarung zu machen pflegt, wird auch hier festgehalten. Die Idee von Gott wird mit Recht als eine Idee betrachtet, welche im menschlichen Geiste liegt (wenn sie auch Anfangs schlummert), und die Moral als etwas mit Religion innig und genau Verbundenes. Wie aber die Religion in das klare Bewusstseyn trifft, und wie das Anerkennen und Empfinden der heiligen Nothwendigkeit, welche im religiösen Glauben liegt, mit wahrer und ächter Menschlichkeit in unzertrennlicher Verbindung steht, darüber eilt die Untersuchung schnell hinweg, ohne den wissenschaftlichen Forscher zu befriedigen. Eben so wird über den Unterschied und die Verwandtschaft der Religion und Poesie S. 7 fg. zwar in poetischen, nicht aber in bestimmten Ausdrücken geredet. Vorzüglich aber vermissen wir S. 18 fg. (wo allerdings wichtige Ansichten über den Zweck der eigentlichen Offenbarung geäussert werden) eine genaue Erklärung des Begriffs, den der Vf. mit dem Ausdruck: *besondere ausserordentliche Offenbarung*, verbindet, und der Art, wie er diese von der natürlichen unterscheidet. Auch hätte die (vorzüglich durch *Nitzsch* in ein helleres Licht gesetzte) Verschiedenheit einer äusseren und einer inneren Offenbarung in dieser Einleitung beachtet werden müssen. Was über den ursprünglichen Zustand der ersten Menschen S. 25 folgg. nach Anleitung der ältesten mosaischen Urkunden gesagt wird, ist ebenfalls zu oberflächlich entworfen, und ohne alle Berücksichtigung der neueren exegetischen Forschungen, welche sich auf jene Urkunden beziehen, aufgestellt. Die Einleitung schliesst übrigens mit dem richtigen Resultate: Der Mensch ging ursprünglich vollkommen (Rec. möchte lieber sagen *unschuldig*) aus der Hand des Schöpfers hervor; er wendete sich aber selbst von Gott, und zerstörte sein ursprüngliches glückliches Verhältniss zu dem Schöpfer; er kann nichts inniger wünschen, als Wiederherstellung dieses ursprünglichen Verhältnisses; es

läſst ſich aber auch von Gott erwarten, und Gott berechtigt ſelbſt den Menſchen zu der Hoffnung, daſs er jenes Verhältniſs erneuere, und einen Zuſtand des Menſchen auf Erden analog mit jenem im Paradieſe ſchaffen werde. Wie nun alle Offenbarungen und Anſtalten Gottes dahin gingen, das zerſtörte Himmelreich auf der Erde wieder herzuſtellen, ſoll im Folgenden gezeigt werden. Der Vf. unterſcheidet daher *die alte Welt*, oder *die reale Darſtellung des Himmelreichs*, womit ſich der erſte Theil des vorliegenden Werkes beſchäftigt, und die *neue Welt*, oder die *ideale Darſtellung* des Himmelreichs, welcher der zweyte Theil gewidmet iſt, und läſst darauf im dritten Theile die Betrachtung *der Welt jenſeits*, des Himmelreichs im Himmel, folgen. In der alten Welt werden (nach einer ſchon früher gewöhnlichen Eintheilung) die patriarchaliſche Zeit, die moſaiſche, die prophetiſche unterſchieden. Die *patriarchaliſche Zeit* betrachtet der Vf. als die durch die erſten Offenbarungen Gottes geſchehenen Vorbereitungen der realen Darſtellung des Himmelreichs. Es wird daher von S. 33—48 ein kurzer Auszug aus der im erſten Buch Moſis befindlichen Geſchichte gegeben, und dann etwas Allgemeines über den religiöſen Zuſtand der patriarchaliſchen Welt und ihr Verhältniſs zu Gott bemerkt. Rec. erwartete vielmehr, daſs der Vf. ſeine Leſer auf die Keime der Vorſtellung von einem Gottesreiche, welche ſich im Buche der Geneſis finden, aufmerkſam machen, und ſich darüber erklären werde, wie die heilige Idee einer *Familie Gottes*, welche ſchon in den älteſten Zeiten der hebräiſchen Nation fromme Gemüther beſeelte und durchdrang, bald (unter höherer Leitung) in die Vorſtellung von einem *Volke Gottes* überging, und ſo die weitere Entwickelung der Idee: *Reich Gottes*, *Himmelreich*, vorbereitet wurde. Von S. 48—88 wird *die moſaiſche Zeit* geſchildert, welche der Vf. als die erſte Darſtellung des Himmelreichs im Judenthume als ſeiner unvollkommenen Form charakteriſirt. Der Vf. führt einige Hauptſtellen aus den moſaiſchen Büchern an, ſucht zu beweiſen, daſs in der moſaiſchen Theokratie die Grundlinien einer Kirche lagen, und zeigt, wie die poſitiven Anordnungen des moſaiſchen Geſetzes zur Beförderung des kirchlichen Vereins dienen ſollten, und zur Heiligung des Volks, und, wie die moſaiſche Anſtalt ganz dazu geeignet geweſen ſey, die Iſraeliten zur wahren Moralität, zum Streben nach Gottähnlichkeit empor zu heben. Rec. billigt es vollkommen, daſs der Vf. S. 73 folgg. auf den (in neueren Zeiten oft zu ſehr verkannten) moraliſchen Geiſt der moſaiſchen Geſetze aufmerkſam macht. Nur iſt dieſs freylich mehr aus einzelnen Stellen als aus dem ganzen Geiſte der moſaiſchen Geſetzgebung dargethan; und wenn der Vf. in dieſem ganzen Abſchnitt zu beweiſen ſucht, daſs die moſaiſche Anſtalt eine reale Darſtellung des Himmelreichs ſey (in ſofern es hier, wie es S. 76 heiſst, nur durch äuſsere Anſchauung von der rohen materialen Menge der Iſraeliten aufgefaſst werden konnte): ſo vermiſst man eine genaue Erklärung des Begriffs, den der Vf. an den Ausdruck: *Himmelreich, Reich Gottes*, knüpft. Wäre die ganze Unterſuchung von dieſer Erklärung ausgegangen: ſo würde unfehlbar die ganze Darſtellung ſowohl in dieſem als in den übrigen Abſchnitten bündiger, befriedigender und zuſammenhängender geworden ſeyn. Eben ſo wünſchte Rec., daſs der Vf. in die S. 70 berührte Idee der Verſöhnung, welche bey den jüdiſchen Sühnopfern zum Grunde lag, tiefer eingegangen wäre, und gezeigt hätte, in welcher nothwendigen Verbindung ſie mit dem Reiche Gottes ſtehe. Nach einigen (zum Theil allerdings treffenden) Bemerkungen über den Zuſammenhang, in welchem die göttlichen Führungen des iſraelitiſchen Volkes mit der Abſicht ſtehen, es für ein Gottes-Reich zu bilden, folgt S. 88—133 die Schilderung der *prophetiſchen Zeit*. Der Vf. charakteriſirt ſie als die beginnende Umformung des materialen Himmelreichs in ſeine wahre letzte Geſtalt. Auch dieſer Abſchnitt beginnt mit einem fortgeſetzten kurzen Abriſs der Geſchichte der Juden. Hier befremdete es Rec. in der That, daſs der Vf. den Einfluſs, den der Übergang der bisherigen Verfaſſung der Juden in eine königliche Regierung auf die Entwickelung der Idee vom Reiche Gottes äuſsern muſste, ſo wie das, was Davids und Salomos glückliche Regierung ſelbſt in dieſer Hinſicht gewirkt hat, die erſte Bildung und Geſtaltung der Meſſiashoffnungen der Juden, und den Eindruck, welchen das babyloniſche Exil in Anſehung der Vorſtellungen vom Meſſias und von dem Gottes-Reiche auf die Juden gemacht hat, mit Stillſchweigen übergeht. Der Begriff der Propheten, über den ſich der Vf. S. 94 folgg. genauer erklärt, iſt wohl im Ganzen richtig aufgefaſst. Nur hätte auch gezeigt werden ſollen, wie ſich der Stand der Propheten von dem prieſterlichen unterſchied. Die Darſtellung der religiöſen Ideen der Hebräer dieſes Zeitraums S. 99—112 iſt ziemlich mangelhaft und ungeordnet: denn der Vf. begnügt ſich damit, eine Reihe von Stellen aus den Pſalmen und Propheten anzuführen und zu überſetzen. Sehr richtig findet Rec. die Bemerkung S. 112 f., es ſey ein eigenes Geſchäft der ſpäteren Propheten geweſen, zu zeigen, daſs die bildliche Darſtellung des Reichs Gottes durch Moſes die letzte und vollendete nicht ſey, ſondern daſs das Materielle verſchwinden, und dem Ideellen weichen müſſe. Welche Ausſichten in die neue Welt von den Propheten geöffnet wurden, wird S. 116—131 dargethan. Möchte nur der Vf. hier, anſtatt eine Reihe von Stellen aus den hebräiſchen Propheten in der Überſetzung mitzutheilen, die auf das Gottes-Reich und ſeine Erwartung ſich beziehenden Reſultate, welche ſich aus der Vergleichung prophetiſcher Stellen ergeben, beſtimmt dargelegt, und nach der Verſchiedenheit der Zeiten und der Propheten geordnet haben! Befriedigender ſind die S. 133 folgg. befindlichen Reflexionen über die Schickſale der Juden während der prophetiſchen Zeit. Daran knüpft der Vf. S. 143 fgg. Bemerkungen, die das Verhältniſs betreffen, in welchem das Judenthum zu dem religiö-

sen Zustande anderer Völker der alten Welt steht, den er als ein dunkles Abbild von jenem göttlichen Urbilde betrachtet, das wir bey den Hebräern finden. Warum verweilt er aber bloss bey der griechischen und römischen Mythologie, ohne das, was hier vorzüglich in Betrachtung kommt, die *indische* Religionslehre und ihr Verhältniss zur hebräischen, zu berücksichtigen? Rec. theilt mit dem Vf. die am Schluss des ersten Theils noch einmal ausgesprochene Überzeugung von dem höheren Ansehen, welches die hebräischen religiösen Schriften als *Offenbarungsurkunden* behaupten. Aber die dafür gegebenen Beweise (S. 169 folgg.) werden zu kurz abgefertigt, und mit zu weniger Berücksichtigung der Verschiedenheit theologischer Ansichten, als dass die Ausführung dieses wichtigen Punctes genügen könnte. Übrigens gehörte zur Vollendung der Untersuchungen, welche der erste Theil umfasst, nothwendig eine Darstellung der Art und Weise, wie sich die Vorstellungen vom Messias und vom Gottes-Reich in der *späteren jüdischen Theologie* (welche der Vf. gar nicht berührt) in den letzten Jahrhunderten vor Christo gestalteten.

In der *neuen Welt* (oder der idealen Darstellung des Himmelreichs), mit welcher sich der zweyte Theil beschäftigt, werden zwey Perioden unterschieden, die *christliche* und die *apostolische*. Das Eigenthümliche der christlichen Zeit charakterisirt der Vf. durch den Ausdruck: zweyte Darstellung des Himmelreichs im Christenthume als seiner vollendeten Form. An einen kurzen Abriss der Geschichte Jesu knüpft er S. 3 folgg. nähere Bestimmungen über das Amt Johannis des Täufers und die Person Jesu, und zeigt (durch Anführung einiger Stellen), wie sich die Verkündigungen Johannis, Jesu und der Apostel sämmtlich in der Idee des Himmelreichs, welches, durch Jesum vom Himmel auf die Erde gebracht, das menschliche Geschlecht erneuerte, vereinigen. Über die Natur des Himmelreichs selbst, wie es im Christenthum erscheint, erklärt sich der Vf. S. 17, 18 so: „Das Himmelreich ist selbst nichts anderes, als *die Anstalt Gottes, in welcher der Mensch entsündigt und geheiligt wird, so, dass er nicht nur ohne Makel vor Gott dasteht, sondern an der göttlichen Natur gewissermassen Antheil nimmt, und sich daher in einem Zustande befindet, dessen sich die Himmlischen freuen, und in dem sich die ersten Menschen vor dem Falle befanden; es ist also keine blosse Lehranstalt, keine blosse Bildungsschule für Religion und Tugend, kein bloss ethischer Staat, sondern ein Reich der Gnaden und Erbarmniss Gottes, ein Reich der Wunder, in welchem Gott zum Heil der Menschen ausserordentlich wirkt; ein Reich, das den Himmel zur Erde bringt; ein heiliges überirdisches, gleichwohl auf der Erde existirendes Reich; ein Reich, das die Menschen aus sich selbst nicht constituiren können, weil ihrer ganzen Weisheit im Heiligthume die Erdschlacke anklebt; weil ihre ganze Tugend des Abfalls wegen die reine Gottgefälligkeit nicht hat.*" So weitläuftig auch diese Erklärung ist: so gewährt sie doch weder einen hinlänglich deutlichen noch einen vollständigen Begriff von dem, was die neutestamentlichen Urkunden *βασιλεία τοῦ θεοῦ* oder *τῶν οὐρανῶν* nennen. Zuvörderst thut der Vf. nicht wohl, sich bey der Erörterung eines Ausdrucks, der schon an sich etwas Tropisches hat (*Reich* Gottes, oder der Himmel), mehrerer Ausdrücke, die wiederum an sich vieldeutig sind, und einer genaueren Bestimmung bedürfen (z. B. Reich der Gnade, Reich der Wunder), zu bedienen, ohne sie zu erklären. (Was dachte sich der Vf. namentlich bey den Worten, dass der Weisheit der Menschen im Heiligthume die Erdschlacke anklebt?) Zweytens ist die Idee Himmelreich oder Gottesreich hier offenbar einseitig aufgefasst worden. Denn der Vf. bezieht jenen Ausdruck immer (wie sich auch aus vielen Stellen des ersten Theils, z. B. S. 32, ergiebt) auf das Gottes-Reich, in sofern es schon in der Gegenwart auf Erden existirt, von Jesu verkündet und gestiftet. Die Vergleichung der Aussprüche Jesu und der Apostel, in welchen die *βασιλεία τοῦ θεοῦ* oder *τῶν οὐρανῶν* erwähnt wird, führt nothwendig auf die Unterscheidung des Gottes-Reichs, in sofern es schon *gegenwärtig* ist (vergl. z. B. Matth. 11, 12. 12, 29. 13, 52. 1 Corinth. 4, 20. Hebräer 12, 28 u. a. m.), und des *künftigen* (z. B. Matth. 8, 11. 19, 28. 29. 1 Corinth. 6, 9. 2 Petri 1, 11.). Von diesem künftigen Reiche Gottes spricht zwar der Vf. im dritten Theil. Da aber beide Bedeutungen des Ausdrucks *βασ. θεοῦ* oder *οὐρ.* in den Vorträgen Jesu und der Apostel in einer so genauen Verbindung stehen, dass er sich an sehr vielen Stellen eben sowohl auf das Gegenwärtige als auf das Kommende bezieht, und die Natur der Sache selbst lehrt, wie innig und genau das Eine mit dem Anderen zusammenhängt: so hätte auch hier, wo die christliche Idee vom Reiche Gottes überhaupt dargestellt werden sollte, beides zugleich beachtet werden müssen. Endlich hat sich der Vf. selbst in Beziehung auf das gegenwärtige Reich Gottes nicht bestimmt erklärt, *in wiefern* die Gesellschaft wahrer Verehrer Gottes, die sich zum Evangelio Jesu bekennen, ein *Reich* Gottes genannt wird. Rec. erwartete nun, dass der Vf. die Aussprüche Jesu, welche sich im Allgemeinen auf das Himmelreich beziehen, zusammenstellen, die Frage, warum Jesus die *βασιλεία τοῦ θεοῦ* bisweilen mit Ausdrücken schildert, welche von jüdischen Staatsverfassungen entlehnt sind, und wie diese Ausdrücke gefasst und beurtheilt werden müssen, beantworten, und auf die Beziehung aufmerksam machen werde, in welcher alle Lehren, Thatsachen, Anstalten des Christenthums zu jener höchsten leitenden Idee vom Reiche Gottes stehen. Statt dessen folgen S. 21—103 allgemeine von einigen Stellen neutestamentlicher Urkunden begleitete Bemerkungen über die höchste religiöse durch das Christenthum gewirkte Aufklärung, über die Auffoderung des Christenthums zur sittlichen Vollkommenheit, über Universalismus des Christenthums, über christliche Kirche, über das Verhältniss des Himmelreichs zu den Reichen dieser Erde, über die Er-

füllung, welche der mit Abraham und David geschlossene Gottesbund, das mosaische Gesetz, die Propheten im Christenthume fanden, über das Verhältniss zwischen Judenthum und Christenthum, und den Übergang des Ersteren in das Letztere, über die durch heilige Thatsachen, welche sich mit Jesu, seinen Schülern, seiner Lehre ereigneten, geschehene Abbildung gewisser Wahrheiten des Christenthums, über das Eigenthümliche des wahren Christen (des Bürgers im Himmelreich), über die allgemeine Ahndung von einem Himmelreich, welche sich schon in der Urwelt bey allen Völkern angekündigt habe, über die Ewigkeit des Christenthums. Ohne leugnen zu wollen, dass im Einzelnen so manches Wahre und Treffende bemerkt worden ist (besonders über das Symbolische im Christenthum S. 79—86), vermisst doch Rec. in mehreren dieser Untersuchungen, z. B. in dem Abschnitte vom Universalismus des Christenthums, die erwartete Gründlichkeit; andere Materien dagegen, z. B. über das Verhältniss des Judenthums zum Christenthum, sind zu weitschweifig behandelt (wozu hier die Citationen langer Stellen aus den Kirchenvätern?); und dem ganzen Ideengange fehlt es an strengem Zusammenhange, an jener systematischen Ordnung, welche in einem wissenschaftlichen Werke unentbehrlich ist. Von S. 104—136 betrachtet der Vf. die apostolische Zeit, welche er als die Ausdehnung und Erhaltung des Himmelreichs durch die Apostel und ihre Nachfolger charakterisirt. Es wird hier gezeigt, wie die Einwirkung Gottes auf seine Kirche noch immer fortdauere, wie und warum das Wundervolle in dieser Periode successiv verschwinde, wie die Religionslehre formal ausgebildet worden sey, warum von gar keiner Perfectibilität des Christenthums die Rede seyn könne (ein Punct, der, wie manche andere in diesem Werke vorkommende Untersuchungen, ganz flüchtig berührt worden ist, ohne alle Berücksichtigung dessen, was man in neueren Zeiten in der protestantischen Kirche *pro* und *contra* gesagt hat). Vergebens erwartete Rec., dass der Vf. in diesem Abschnitte besonders darauf aufmerksam machen werde, wie die Idee *Himmelreich* oder *Gottesreich* im Ganzen namentlich vom Johannes, Paulus, Petrus aufgefasst und dargestellt worden sey, und wie sie das gegenwärtige und künftige unterscheiden. Mit dem Ausdruck *apostolische Zeit* wird übrigens hier nicht bloss, was man nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche *aevum apostolicum* zu nennen pflegt, sondern der ganze Zeitraum umfasst, der seit der Entfernung Jesu von der Erde verflossen ist. Auf diesen Zeitraum im Ganzen bezieht sich auch der S. 138 folgg. befindliche Abschnitt: Mögliche Verwirrungen im Reiche Gottes, eine kurze, nicht eben tief eindringende Übersicht der mannichfaltigen Entfernungen der Menschen von dem wahren Geiste des Christenthums, welche theils durch die irreleitende Speculation, theils durch Oberherrschaft der Phantasie veranlasst worden sind. Zuletzt deducirt der Vf. S. 155—160 unseren Glauben an die Schriften und Offenbarungen des neuen Bundes hauptsächlich aus der moralischen Harmonie unseres inneren Wesens mit dem, was uns im Christenthum anspricht. Befriedigender wäre diese Deduction, wenn der Vf. vor allen Dingen den Satz, dass Jesus selbst seine Lehre für eine göttliche im engeren Sinne (d. h. für eine aus Offenbarung empfangene) erklärt, exegetisch dargethan, und dann aus dem heiligen Charakter, aus dem göttlichen Sinne und Geiste Jesu, der sich in seinem Leben wie in seiner Lehre ausspricht, bewiesen hätte, dass das eigene Zeugniss Jesu uns allerdings berechtige und verpflichte, seine Lehre als eine geoffenbarte zu verehren.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

KURZE ANZEIGEN.

Theologie. *Hamburg*, b. Perthes: *Unterhaltungen über Religion überhaupt, und besonders über die christliche; für gebildete Leser aus allerley Ständen.* Von dem Schulcollegen *Johann Niklas Bandelin.* Zweyte, verbesserte und vermehrte Ausgabe. 1812. 186 S. 8. (16 Gr.)

Die erste Ausgabe erschien im J. 1809, und betrug 144 S. 8. Als Zweck seiner Schrift giebt der Vf. an: „Freunde und Verehrer des Christenthums in ihrem, schon hinlänglich begründeten Glauben an Göttlichkeit und Wahrheit der edelsten aller Religionen noch mehr zu befestigen." Genau genommen ist also die Schrift des Vfs. ein überflüssiges Werk: denn ein hinlänglich begründeter Glaube ist ein solcher, der fest steht, und nicht über den Haufen geworfen werden kann. Ein solcher bedarf in keiner Hinsicht neuer Stützen; diese könnten leicht dazu dienen, die Festigkeit des Gebäudes selbst in übeln Ruf zu bringen. — Der Vf. hat sich besonders bemüht, die Beweiskraft der Wunder und Weissagungen Jesu für die Göttlichkeit und Wahrheit der christlichen Religion darzuthun. Er hofft, christliche Leser, die noch keinem der neueren Philosopheme gehuldigt haben, durch dasjenige zu befriedigen, was hier von Jesu Wundern und Weissagungen beygebracht worden ist. „Jene wurden überall mit der edelsten Freymüthigkeit verrichtet, nicht etwa bloss vor gutmüthigen Jüngern, sondern auch unter den Augen auflauernder Feinde; und haben schon dadurch (wie selbst der Gegner des Christenthums zugestehen muss) *ein vorzüglich reines und scharfes Gepräge der Ächtheit* erhalten: diese aber werden, auch noch in unseren Tagen, und durch ihre fortdauernde Erfüllung, hinlänglich genug bestätigt." Wie Gelehrten gut predigen ist, so ist auch Gläubigen gut beweisen. Wahrhaft unbefangene Leser werden an den Schlüssen des Vfs. und ihren Prämissen Manches auszusetzen finden. Der beste Beweis für die Wahrheit und Göttlichkeit der Religion Jesu, und der einzig zulässliche, bleibt immer der von Jesu selbst angegebene Joh. 7, 17. Er macht alle anderen überflüssig, indem er keiner weiteren bedarf. Die Zusätze dieser neuen Ausgabe betreffen die eigenthümlichen Tugendmittel des Christenthums, zu denen die Abendmahlsfeyer und das Gebet gekommen, und die Lehre von den Wundern, als äusseren Beweisen für den göttlichen Ursprung des Christenthums.

Cd.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1815.

THEOLOGIE.

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *Versuch einer historisch-philosophischen Darstellung der Offenbarung, als Einleitung in die Theologie* von *Friederich Brenner*. I—III Theil u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der *dritte* Theil wendet sich zur Darstellung der *Welt jenseits*, oder *des Himmelreichs im Himmel.* Es soll hier gezeigt werden, wie sich das Himmelreich rein von allem Irdischen bey Gott in seiner Unendlichkeit finde, oder, wie das Christenthum im Himmel entledigt von allen Schranken und frey von jedem sichtbaren Ausdrucke in seinem Wesen dastehe. Nach einigen Bemerkungen, die Vorstellung von einem tausendjährigen Reiche betreffend, welches der Vf. in einem höheren Sinne, als die *vollendete* Kirche auf Erden, nimmt, ohne jedoch über diesen streitigen Punct mit Gewissheit entscheiden zu wollen, folgen in mehreren einzelnen Abschnitten weitere zum Theil von Stellen des neuen Testaments begleitete Erörterungen über die Beschaffenheit des wahren Himmelreichs (im Himmel), über die anschauliche Religionskenntniss, den vollkommenen Gottesdienst, die ewige Heiligung, die völlige Getrenntheit der Unheiligen von den Heiligen, die Unmöglichkeit einer Verirrung, die Erfüllung aller Weissagungen, die vollkommene Beobachtung aller Foderungen Gottes an die Menschen, welche jenseits Statt finden wird u. s. w. So wenig auch Rec. die Schriftmässigkeit und Vernunftmässigkeit der einzelnen in diesen Abschnitten aufgestellten Lehren in Anspruch nimmt: so sehr ist er doch auf der anderen Seite überzeugt, dass diess alles zum Theil mit grösserer Präcision, zum Theil in einem strengeren, mehr systematischen Zusammenhange vorgetragen werden musste. Interessant, ob gleich mehr angedeutet als ausgeführt, ist S. 36 fgg. die Analogie zwischen dem Himmelreiche und dem Reiche der Natur in ihren Darstellungen, und S. 42 fgg. die Anwendung der ganzen Idee, mit welcher sich dieses Werk beschäftigt, auf das Studium der Theologie und die Classification der theologischen Wissenschaften.

Dass der Vf. von einer sehr wahren und schönen Idee, deren Richtigkeit und Fruchtbarkeit bey der Behandlung und Auffassung des Christenthums auch andere Theologen anerkannt haben, ausgegangen, und durch diese Idee zu mehreren einzelnen eben so wahren Bemerkungen und Ansichten veranlasst worden ist, kann man gewiss nicht leugnen. Dass dessen ungeachtet in der Art und Weise der Ausführung so mancherley zu wünschen übrig geblieben ist, liegt in der für wissenschaftliche Untersuchungen nicht immer vortheilhaften Herrschaft, welche der Vf. seiner Phantasie eingeräumt hat (daher in den einzelnen Abschnitten so wenig Zusammenhang — und so oft poetische Stellen statt bestimmter Begriffe), in dem Mangel *exegetischer* Gründlichkeit, der besonders da fühlbar wird, wo man eine genaue Darstellung der reinen biblischen Lehre, und Absonderung der verschiedenen Zeiten und verschiedenen biblischen Schriftsteller erwartet hätte, und zum Theil auch in gewissen vorgefassten Meinungen, von welchen der Vf., als Mitglied der römisch-katholischen Kirche, nicht selten ausgegangen ist. Was den zweyten, auf die Exegese des Vfs. sich beziehenden Punct betrifft: so begnügt sich Rec., ihn nur darauf aufmerksam zu machen, dass im ersten Theil S. 27 fg. S. 31 der Zustand des ersten Menschen etwas *willkührlich* idealisirt wird; dass die neueren Ansichten von dem Baume der Erkenntniss (in der Genesis), dem Baume des Lebens, den Ursachen des göttlichen Verbots S. 29 fg. gar nicht berührt und benutzt worden sind; dass der Vf. S. 117 fg. die Stelle Deuteron. 18 von Christo erklärt, ohne genauer zu bestimmen, ob Moses das Bild von Jesu dem Messias bestimmt vor Augen gehabt habe, und ohne alle Berücksichtigung der Einwürfe, welche gegen diese Erklärung erhoben worden sind; dass eben so wenig die bedeutende Verschiedenheit der Meinungen über mehrere S. 117 folgg. angeführte Stellen beachtet worden ist; dass die auf einige Aussprüche der Kirchenväter gegründete Erklärung des Ausdrucks λόγος bey dem Johannes: Sprecher Gottes, (im zweyten Theil S. 7, 8) wenig befriedigt; dass man die in neueren Zeiten angestellten Untersuchungen über die Versuchungsgeschichte Jesu nicht mit dem Vf. (S. 81) darum für *unnütz* erklären kann, weil jene Geschichte ein sinnlicher Ausdruck unseres Kampfes mit dem Bösen sey, und der jedesmaligen Überwindung desselben durch die Waffen des Christenthums u. s. w. Zu den vorgefassten Meinungen, welche den Vf. irre leiten, gehört z. B. die Behauptung (im zweyten Theil S. 69), das N. T. dürfe nicht aus dem A. T. erklärt werden, weil das A. nur den Schatten, das N. die Wahrheit selbst enthalte; der Satz (S. 110): „alle Decisionen der allgemeinen Kirche müssen frey vom Irrthume gewesen seyn, und auch für die Folge noch immerfort seyn;" die Überzeugung (S. 129 fg.), dass die katholische Kirche die Schriften der ältesten Kirchen-

väter mit Recht als eine *Quelle* der Religion benutze u. dergl. Druck und Papier empfehlen fich bey diefem Werke fehr. Nur ift die Bogenzahl durch allzu fehr gehäufte Abfätze unnöthiger Weife vergröfsert und dadurch das Ganze vertheuert worden.

St.

Breslau, b. Korn d. Ä.: *Erinnerungen aus der deutfchen Reformations-Gefchichte, zur Beherzigung unferer Tage,* von D. *Joh. Chriftian Wilh. Augufti*, k. preuff. Conf. u. Reg. Rathe u. Prof. der Theol. zu Breslau. 1814. Erftes Heft. VIII u. 150 S. gr. 8. (16 Gr.)

Die häufigen Anklagen gegen die Reformation felbft von Proteftanten und das immer fühlbarer werdende Bedürfnifs einer Reform der kirchlichen Angelegenheiten machen Erinnerungen, wie die anzuzeigenden, fehr nothwendig. Hr. *A.* will, dafs gleichzeitig mit der neuen politifchen Geftaltung Deutfchlands, der wir voll Vertrauen und Hoffnung entgegen fehen, auch eine neue Organifation der Kirche beginnen müffe, und diefe Erinnerungen, für deren Fortfetzung Betrachtungen über Kirchen-Verfammlungen, Confiftorien, öffentlichen Gottesdienft, Kirchen-Agenden u. f. w. beftimmt find, follen auf das Bedürfnifs einer folchen Reform aufmerkfam machen, und diefelbe befördern. Daher nimmt der Vf. das Wort Reformation in einer bisher ungewöhnlichen Bedeutung, und verfteht darunter wahrfcheinlich (denn genau hat er fich nicht erklärt) alle Ideen und Anftalten, welche von Luther an im Geifte des Proteftantismus zur weiteren Bildung und Befeftigung der Kirche gedacht, eingeleitet und ausgeführt worden find. Der Inhalt diefes Heftes, in welchem der Vf. blofs die Fürften berückfichtiget hat, wird diefs beweifen. Die Einleitung S. 1—81 weifs Rec. nicht treffender zu bezeichnen, als mit Hn. *A's.* eigenem Ausdrucke S. 80: es find Expectorationen über politifche und kirchliche Gegenftände, welche durch die grofsen Begebenheiten der Zeit unwillkührlich angeregt und hervorgetrieben werden. Aufserdem finden fich noch zwey Auffätze in diefem Hefte. Der erfte fchildert von S. 82—125 den Herzog von Gotha, *Ernft den Frommen*, und ftellt fein Streben und Wirken als einen Spiegel für die Fürften unferer Zeit auf. Es ift fehr gut herausgehoben, was diefer wahrhaft fromme Fürft zur Beförderung der Religiofität im Familienkreife gethan, für die allgemeine Sache des Proteftantismus unternommen und in feinem eigenen Lande ausgeführt hat, und was ihm die Bewunderung und Ehrfurcht aller Zeiten fichert. — Der zweyte Auffatz S. 126—150 fteht mit dem vorhergehenden in genauer Verbindung, und enthält eine *Andeutung* der Verdienfte, welche fich die Herzöge von Sachfen um den Proteftantismus erworben haben. Es fetzt wirklich in Erftaunen, welche Anftalten zum Beften der Kirchen und Schulen faft alle Linien des erneftinifchen Fürftenftammes, vorzüglich Weimar und Gotha, getroffen und ausgeführt haben. Sehr gefreut hat Rec., welcher der Univerfität *Jena* weder jetzt angehört, noch ehedem angehöret hat, auch die treue Schilderung der Verdienfte, welche diefe Univerfität von ihrer Stiftung an bis auf diefen Augenblick fich nicht nur um die theologifchen, fondern um fämmtliche Wiffenfchaften erworben hat. Mit Recht nennt Hr. *A.* die Gründung und Erhaltung derfelben das Hauptverdienft diefes Fürften-Haufes. Indem Rec. in die Wünfche des Vfs. für diefen hochverdienten und ehrwürdigen Fürften-Stamm von Herzen einftimmt, und lebhafter fühlt, wie das Glück der Völker nur dann feft begründet ftehen kann, wenn in den proteftantifchen Ländern, wo die Kirche faft nur noch dem Namen nach da ift, diefelbe wieder in ein wohlgeordnetes Ganzes verbunden, und zu einer wohlthätig wirkenden Anftalt umgefchaffen wird: fo kann er doch nicht bergen, dafs er nach den Zeichen der Zeit die gröfste Behutfamkeit bey der Reorganifation der proteftantifchen Kirche für höchft nothwendig hält. Die Form der wieder herzuftellenden Kirche kann nicht, wie ehedem, aus dem gemeinfchaftlich gefühlten Bedürfnifs Aller hervorgehen, weil fich noch kein öffentlicher Geift der Religiofität wieder gebildet hat. Daher dürfte das Werk der Wiederherftellung der Kirche auch nicht gelingen, wenn der Fürft in jedem Lande nur einigen, durch Amt oder Celebrität dazu geeignet fcheinenden, Männern Auftrag ertheilen wollte, eine Kirchenverfaffung zu entwerfen und einzuführen, weil es unvermeidlich wäre, dafs einfeitige Anfichten der Kirche aufgedrungen würden.

O. P. B.

München, b. Lindauer: *Kritifche Gefchichte der älteften Zeugen und Lehrer des Chriftenthums nach den Apofteln, oder Patrologie.* Von Dr. *Vitus Anton Winter*, königl. baier. und regensb. erzbifch. wirkl. geiftl. Rathe u. f. w. 1814. VIII u. 303 S. 8. (20 Gr.)

Bald nach der Herausgabe diefer Schrift hat Hr. *W.* fein, der Wiffenfchaft und der Beförderung jedes Guten gewidmetes, Leben befchloffen; die Kritik hat daher nur das Bedürfnifs der Lefer unferer A. L. Z. zu berückfichtigen. Der Vf. verftehet unter Patrologie (S. 9) die Wiffenfchaft, die Schriften der Väter recht zu benutzen, um die Religion Chrifti daraus abzuleiten, zu beleuchten und zu befeftigen, und unterfcheidet fie von der Gefchichte der Väter und der Patriftik auf die Art, dafs jene fich blofs mit der Bio- und Bibliographie der Väter befaffe, ohne zu lehren, wie man die Früchte davon in fein Gebiet verpflanzen folle, und diefe, um die Bio- und Bibliographie der VV. unbekümmert, die Zeugniffe derfelben auffammele und zufammenreihe, um Dogmen oder Sittengefetze zu begründen. Nachdem in der Einleitung S. 1—28 der Begriff und die Methode diefer Wiffenfchaft beftimmt, und die Nothwendigkeit derfelben gezeigt worden ift, wird in zwey, dem inneren Umfange nach fehr ungleichen, Abtheilungen das, was der Vf. zur Patrologie rechnet, abgehandelt. In der erften Abtheilung von S. 29—156, allgemeine Patrologie überfchrieben, wird als leitendes Princip die-

ser Wissenschaft die Einheit aufgestellt, und auf die dahin einschlagenden Gegenstände in dreyfacher Beziehung angewendet. Es kommt nämlich in der allgemeinen Patrologie nach Hn. *W.* an a) auf die Einheit der Schrift oder des Zeugnisses mit dem Vf., b) auf die Einheit der bezeugten Thatsache mit dem Zeugen, und c) auf die Einheit des Sinnes des Lesers mit dem des Vfs. Daher zerfällt die erste Abtheilung wieder in drey Theile, den geschichtlichen S. 29 — 95, dogmatischen S. 96 — 148, und hermeneutischen S. 149 — 156. Der erste handelt die Grundsätze ab, welche sich auf die Kritik der patristischen Schriften beziehen, und die Geschichte der Kirchenväter selbst; der zweyte giebt die Beweise an für das Ansehen und die Glaubwürdigkeit derselben aus ihrem Charakter und ihren Kenntnissen, und vertheidigt sie als Quelle der Tradition; der dritte endlich stellt summarisch die vorzüglichsten Regeln auf, nach welchen die Kirchenväter ausgelegt werden sollen. — Die zweyte Abtheilung, mit der Überschrift: besondere Patrologie, enthält weit weniger, als die Leser zu erwarten berechtigt sind. Es wird nur das Leben, die ächten und untergeschobenen Schriften nebst der Lehre der apostolischen Väter, und aus dem zweyten Jahrhunderte des Papias, Justin und Irenäus abgehandelt, und dann mit der Bemerkung abgebrochen, dass die Bio- und Bibliographie der übrigen Väter den Collegien vorbehalten werden müsse, um den Preis des Buches nicht ohne Noth zu erhöhen. — Aus der gegebenen Übersicht können die Leser unserer A. L. Z. selbst sehen, was sie in der vorliegenden Schrift zu finden hoffen dürfen. Rec. will nur noch im Allgemeinen hinzufügen, was ihm gefallen, und was er vermisst hat. Lobenswürdig ist der milde Sinn gegen die anderen Confessionen, indem der Vf. nicht nur erklärt, dass er die Protestanten nicht Ketzer nennen könne, sondern auch die Schriften mehrerer namentlich anführt; auch ist Alles mit grosser Klarheit, hie und da nur zu weitläuftig dargestellt und zusammengefasst, was von Hn. *W.* über die Kirchenväter gesagt worden ist. Vermisst hat Rec. durchaus die Literatur der Ausgaben, die wohl mit Recht von einem, zu akademischem Gebrauche bestimmten, Compendio gefodert wird. Auch nicht eine einzige Ausgabe von den Schriften der behandelten Väter wird angeführt oder gewürdigt. Diese gänzliche Übergehung der Literatur scheint eine Folge davon zu seyn, dass die von Hn. *W.* zusammengestellten Grundsätze und Resultate nicht aus einem sorgfältigen und kritischen Studio der Kirchenväter hervorgegangen, vielmehr von Anderen entlehnt sind. Ein Beyspiel mag hinreichen, um diess zu beweisen. Den ersten Brief des *Clemens R.* an die Korinther vertheidigt der Vf. aus inneren und äusseren Gründen als ächt; allein er erwähnt nicht mit einer Sylbe die Schwierigkeit eines sicheren Urtheiles, die schon daraus entspringt, dass die Handschrift, aus welcher *Patr. Junius* denselben herausgegeben hat, die einzige ist, und weil sie an vielen Stellen unleserlich war, der Text kritisch noch nicht hat berichtigt werden können. Wenn schon dieser Umstand die grösste Behutsamkeit im Urtheile nöthig macht: so wird der prüfende Forscher noch bedenklicher durch die Untersuchung der äusseren Gründe. Es ist nicht zu leugnen, dass durch eine lange Reihe von Zeugnissen aus den frühesten Jahrhunderten an das Daseyn eines ersten Briefes des Clemens an die Korinther bestätigt wird; allein die Identität dieses Briefes mit dem, den wir noch besitzen, wird durch den Umstand sehr zweifelhaft, dass die Zeugen für denselben fast alle von einer grossen Ähnlichkeit desselben mit dem Briefe an die Hebräer sprechen, welche auch Hr. *W.* S. 195 erwähnt. Rec. beruhigte sich, um diese Ähnlichkeit zu finden, nicht bloss bey dem Verzeichnisse von ähnlichen Stellen, welches *Grabe* (*Spicil.*), und aus ihm *Semler* (hist. Einleit. zu *Baumgarten's* Unters. theol. Streit. II. S. 16 f.) gegeben hat, sondern hat zwischen beiden Briefen selbst die genaueste Vergleichung in Ansehung der einzelnen Worte, der Redensarten und der ganzen Vorstellungsweise angestellt. Das Resultat war: der Brief des Clem., welchen Eusebius, Hieronymus u. A. gelesen haben, müsse ein anderer gewesen seyn, als der jetzt noch unter dieser Aufschrift in unseren Händen sich befindet. — Nach dem bisher Gesagten glaubt Rec. über diese Schrift das Urtheil fällen zu dürfen, dass sie als Leitfaden zu Vorlesungen wegen der Weitläuftigkeit und dem Mangel an Literatur und Behandlung aller KVV. nicht zu gebrauchen sey, dass sie aber denen als Lesebuch sehr nützlich werden könne, welche, ohne tief in das Gebiet der Patrologie eindringen zu wollen, sich mit den hier behandelten Gegenständen bekannt zu machen wünschen. O. P. B.

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. 1) *Berlin* (ohne Angabe der Buchhandlung): *Antwort auf die unter dem Titel: „Glückwünschungsschreiben an die Mitglieder der zur Aufstellung neuer liturgischer Formen ernannte(n) Commission" erschienenen Schrift.* 1814. 14 S. kl. 8. (Unterzeichnet von *Sack*, *Ribbeck*, *Hanstein*, *Hecker*, *Offelsmeyer*, *Eylert.*)

2) *Berlin*, in Commission der maurerschen Buchhandl.: *Erwiederung auf die Antwort der allerhöchst ernannten Commissarien zur Aufstellung neuer liturgischer Formen auf Veranlassung des an sie erlassenen Glückwünschungsschreibens.* 55 S. in kl. 8. (6 Gr.) (Unterzeichnet hat sich *Grävell.*)

No. 1. Eine in sehr bescheidenem anspruchslosem Tone abgefasste Antwort. Die Mitglieder der Commission haben die Schwierigkeiten ihres Auftrags, auf welche das Glückwünschungsschreiben hindeutet, wohl erkannt, wie sie versichern. Es sey Niemand unter ihnen, sagen sie, der, wenn es ohne *Pflichtverletzung* hätte geschehen können, das ihnen befohlne Geschäft nicht gern kraftvolleren Händen überlassen haben würde. Dennoch haben sie im Vertrauen auf Gott und unter dem gegenseitigen Angeloben, treu zu bleiben dem, was ihnen als wahr und recht erscheint, getrost das heilsame Werk begonnen. Sie glauben sogar, ungeachtet dieser Schwierigkeiten, und obschon vielleicht der Erfolg ihren eigenen Wünschen und den Erwartungen Anderer nicht ganz entsprechen werde, Ursache genug zu ha-

ben, sich zu dem erhaltenen Berufe Glück zu wünschen, vornehmlich darum, dafs sie zu Werkzeugen erwählt worden, die grosse Sache, auf die es hier ankommt, so viel mehr zur Sprache zu bringen, dafs sie es vor dem Throne selbst sagen dürfen und sagen müssen, was ihnen zur allgemeinen Wiederbelebung und Befriedigung des religiösen und kirchlichen Sinnes als nothwendig erscheint. Sie hoffen, dafs durch sie ein besserer Zustand der protestantischen Kirche, wenn auch nicht *bewirkt*, doch *veranlafst* werde. (Wir gestehen, dafs uns dieses nicht bescheiden, sondern umgehend geredet zu seyn scheint. Hat der König von Preussen nicht die Absicht, auf die Vorschläge dieser Commission, also *mittelst derselben*, einen bessern Zustand der protestantischen Kirche in seinem Lande herbeyzuführen? Wird von ihr nicht weit mehr erwartet, als sie hier selbst zugestehen will?)

Was die in Umlauf gekommenen Vermuthungen und Sagen über den Auftrag der Commission betrifft: so wird in dieser Antwort gewünscht, dafs nur das geglaubt werden möge, was dieserhalb als ganz zuverlässig und factisch bekannt sey. Ein Weissagen des Zukünftigen und ein Tadeln und Verwerfen dessen, was noch nicht da sey, erscheine eben so ungeziemend, als die Besorgnifs eitel und thöricht sey, es könne oder werde die an sich unerschütterliche und mächtig beschützte Sache des Protestantismus durch absichtliche oder unvorsichtige Mafsregeln in Gefahr gerathen. (Es wird hiemit das Publicum sehr sanft zur Ruhe verwiesen; uns scheint aber, dafs, selbst übertriebene Besorgnisse da nicht ganz thöricht sind, wo in einer Sache, die Alle so lebhaft interessiren mufs, und wo *Jeder* eine Stimme hat, eine höhere Macht, auf den Vorschlag von sechs Geistlichen, allgemein geltende Verfügungen treffen will.)

Mit den Grundsätzen des Glückwünschungsschreibens ist die Commission ihrer Erklärung nach fast überall einverstanden. Sie ist ebenfalls der Meinung, dafs der Predigt im Gottesdienst kein untergeordneter Rang anzuweisen sey; sie erkennt die Nothwendigkeit der vorsichtigsten Behutsamkeit bey Einführung solcher kirchlichen Formen, welche der Sinnlichkeit ein Übergewicht geben möchten; sie hält dafür, dafs dem kirchlichen Leben nicht etwas Äufserliches aufhelfen könne, sondern dafs die wahre Reform von Innen heraus kommen müsse; es erscheint ihr nothwendig, dafs auf die Verschiedenheit der beiden protestantischen Kirchen eine sehr bedachtsame Rücksicht zu nehmen sey; auch stimmt sie mit dem Vf. des Glückwünschungsschreibens darin überein, dafs die aufzustellenden liturgischen Formen nicht zu einer unabänderlichen Norm für alle Zeiten gemacht werden könnten, und dafs sie von Zeit zu Zeit einer Durchsicht und Erneuerung unterworfen werden müfsten — nur in Einem Punct, der uns hochwichtig zu seyn scheint, wird diese Übereinstimmung nicht erklärt, und also wohl stillschweigend verneint, in der Nothwendigkeit einer *freyen Verfassung der Kirche*. Vielleicht schien diese Übereinstimmung der Commission „Pflichtverletzung" zu seyn?

No. 2. Der freymüthige Vf., welcher kein Theolog ist, giebt der Commission über ihre Antwort seine Zufriedenheit zu erkennen, bemerkt aber, dafs sie einen Punct des Glückwünschungsschreibens zu leicht genommen habe. Er glaubt nämlich, dafs die Mitglieder, bey all ihren Verdiensten, doch nicht die nöthige kirchen- und dogmenhistorische Kenntnifs befäfsen, und fodert sie daher auf, das Ministerium zu veranlassen, ihnen ein paar Kenner dieser Fächer beyzugeben. Aber er verlangt noch mehr! Die Commission soll sich selbst freywillig bescheiden, dem ihr gemachten Auftrage in seinem ganzen Umfange nicht genügen zu dürfen, und soll höheren Orts Veranlassung machen, denselben in so weit zu modificiren, dafs sie die Pflicht der Staatsbeamten und Unterthanen mit denen des religiösen Menschen leicht und froh vereinigen könnten, und beide nicht in Collision geriethen. Der Staat hat nach dem Vf. das Recht nicht, der Kirche befehlende Vorschriften zu geben; auf Rath und Unterstützung sey dessen positive Thätigkeit in Beziehung auf die Kirche beschränkt; er könne nur die Kirche veranlassen und es ihr erleichtern, ihren inneren Zustand zu verbessern: und so seyen auch in der Geschichte grosse Kirchenreformen immer von freyen Beschlüssen der vereinigten Kirchengesellschaft oder von der stillschweigenden Zustimmung der Kirche abhängig gewesen. „Wie wäre es auch möglich, in einer Sache, deren Verwirklichung lediglich aus dem Inneren sämmtlicher Kirchenglieder hervorgeht, zu bewirken, dafs sie Gebote einer fremden Einsicht und Gewalt für verbindend achten, und mit Liebe und Ergebung befolgen sollten?" Die Meinung des Vfs. geht nun dahin, dafs die Commission eine *Kirchenversammlung* veranlassen soll, welche allein die von jener gemachten Vorschläge billigen und annehmen könne. Diese Kirchenversammlung müfste aus den Repräsentanten aller Gemeinen, d. h. den Geistlichen derselben, zusammengesetzt seyn, und der Regent würde sie zu berufen, auch ihre Beschlüsse zu sanctioniren oder zu verwerfen haben u. s. w. Der Vf. hofft von dieser Versammlung sehr viel, besonders auch eine allgemeine Belebung des religiösen Interesse. Uns aber stellen sich manche Bedenklichkeiten entgegen, welche sich auf die gar nicht erfreuliche Geschichte aller Kirchenversammlungen gründen. Doch stimmen wir mit dem Vf. vollkommen in der Foderung *einer freyen Verfassung der Kirche* und also auch einer Repräsentation derselben überein, und wir wünschten nur, dafs recht Viele diese Foderung aussprächen, damit die wohlwollende und freysinnige preussische Regierung sich von dem Vorhandenseyn des kirchlichen Freyheitssinnes überzeugte, und sich veranlafst sähe, ihn zu achten und zu schonen.

Übrigens enthält diese kleine Schrift noch manche gute Bemerkungen. Der Gang, den der religiöse Geist in der neueren Zeit genommen hat, ist im Ganzen richtig bezeichnet. „Durch fortgesetzte Vergleichungen überzeugte sich die Vernunft nach und nach, wie in so manchen Puncten der Verstand zu weit gegangen sey. Es wurde eingesehen, dafs der Verstand des Menschen, als eine endliche, an formelle Denkgesetze gebundene Kraft, nicht vermöge, und mithin auch nicht berechtigt sey, Alles erkennen zu wollen, dafs es über sein Forum hinaus noch Dinge gebe, welche die Vernunft selber nur ahnden und glaubig annehmen könne." In Ansehung der liturgischen Formen sind wir mit dem Vf. sehr darin einverstanden, dafs er die meiste Wirkung von der Musik erwartet und von der Verbesserung des Kirchengesanges. Richtig bemerkt er auch, dafs die erhabene Bauart einer Kirche im gothischen Stil sehr dazu geeignet sey, das Gemüth zur Andacht zu erheben.

A. S.

Berlin, b. Saalfeld: *Dritter Unterricht in der Religions- und Tugend-Lehre*, von *Johann Karl Friedrich Witting*, Pastor an der Magnuskirche in Braunschweig. Erster Theil. 1812. 113 S. 8. (8 Gr.)

Wie weit wird dieser Unterricht noch ausgesponnen werden? Nun erscheinen auch Fragen über den schon in zwey Theilen herausgegebenen Unterricht, die dem Lehrer, wie sich der Vf. ausdrückt, eine Hülfe schaffen, und dem Lehrling ein Mittel seyn sollen, sich auf den Unterricht vorzubereiten und ihn selbst zu wiederholen; vorzüglich sollen sie (vermuthlich die Lehrer und Lehrlinge) dadurch in Stand gesetzt werden, die ihnen erklärten Fragen schriftlich im Hause zu wiederholen. Allein der Lehrer, der diese Fragen zu benützen geschickt ist, kann auch wohl selbst Fragen entwerfen, und der Lehrling wird sich schwerlich die Mühe geben, die Fragen mit dem Unterrichte zu vergleichen, oder darüber selbst nachzudenken und sich die Fragen zu beantworten suchen. Gegen die Fragen selbst wäre Manches zu erinnern, auch gegen die Verbindung der Materien unter einander, wenn, unter anderen, zu dem rechten Verhalten in Ansehung des Todes die Keuschheit gerechnet wird. Dafs übrigens die Fragen einen Reichthum von Sachen enthalten, und einem geschickten Lehrer ein Leitfaden zu einem zusammenhängenden Unterrichte seyn können, daran zweifeln wir nicht.

φ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1815.

JURISPRUDENZ.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek und Ruprecht: *Praktische Bemerkungen über die Gerichtsverfassung und das gerichtliche Verfahren der älteren und neueren Zeit.* Von *Georg Heinrich Österley*, Vice-Syndicus der Universität zu Göttingen. 1814. 151 S. 8. (12 Gr.)

Niemand ist fähiger, die Zweckmäfsigkeit oder Unzweckmäfsigkeit gesetzlicher Verfügungen über Gegenstände des Privatrechts richtig zu beurtheilen, als praktische Rechtsgelehrte, welche Beobachtungsgeist mit wissenschaftlicher Bildung vereinigen, und langjährige Erfahrungen über den Einfluss der Gesetze auf die mannichfachen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens gesammelt haben. Das Urtheil eines solchen praktischen Rechtsgelehrten hat in dieser Hinsicht ungleich höheren Werth, als das des blofsen Gelehrten, und selbst als das des praktischen Staatsmannes, wenn dieser nicht die Schule der juristischen Praxis selbst durchgemacht hat. Der Vf. dieser Schrift hat seit länger als zwanzig Jahren in verschiedenen Dienstverhältnissen theils die älteren, theils die neueren in dem Königreich Westphalen bestandenen Procefsgesetze angewandt; er hat sich zugleich als Schriftsteller, besonders über letztere, vortheilhaft bekannt gemacht, und durch mehrere, vorzüglich brauchbare Werke seinen Beruf zu einer Arbeit, wie die vorliegende, hinlänglich dargethan: er vereinigt also alle jene Erfodernisse, und verdient für die Mittheilung dieser Bemerkungen aufrichtigen Dank. Die Vergleichung der älteren (deutschen) und der neueren (französischen und westphälischen) Einrichtungen ist sein eigentlicher Zweck. Auf grofse Gelehrsamkeit und Tiefe des Räsonnements macht er keinen Anspruch. Aber das, worauf es bey Werken dieser Art weit mehr ankommt, Wahrheit und schlichte Brauchbarkeit, wird man bey seinen Bemerkungen selten vermissen, und ungeachtet manches Oberflächlichen, das mit unterläuft, können sie besonders dem praktischen Staatsmanne manche Belehrung gewähren. — Rec. will den Inhalt der einzelnen Abschnitte kurz anzeigen.

A. *Landesherrliche, — Patrimonial-Gerichte.* Vorschläge, die Aufhebung der letzteren mit der Gerechtigkeit gegen ihre Besitzer zu vereinigen, oder die Patrimonial-Gerichte durch Modificationen in ihrer Verfassung unschädlich zu machen. — B. *Trennung der rechtsprechenden von der verwaltenden Behörde,* und C. *Trennung der streitigen von der willkührlichen Gerichtsbarkeit.* Gegen beide Trennungen, soviel die *untersten* Behörden betrifft, und besonders auf dem platten Lande, spricht ein Hauptgrund, welchen der Vf. nicht hervorgehoben hat. Der Unterthan, besonders der Landmann, welcher in *allen* seinen bürgerlichen Angelegenheiten zunächst mit einem und demselben Beamten zu thun hat, gewöhnt sich, in diesem, wenn derselbe nur einigermafsen für ein solches Verhältnifs Sinn und Fähigkeit hat, nicht blofs den Staatsdiener, sondern seinen Beschützer und väterlichen Rathgeber zu sehen: ein Verhältnifs, welches die wohlthätigsten Folgen hat, aber ganz hinwegfällt, wenn derselbe Unterthan in denselben Angelegenheiten bald zum Notar, bald zum Friedensrichter, bald vor das Tribunal, bald zum Maire, bald zum Einnehmer gehen mufs. Der Beamte, welcher alle Beziehungen, in welche der Unterthan zum Staate kommen kann, in sich vereinigt, wird durch den täglichen und allseitigen Verkehr mit den Unterthanen von selbst auf ein solches näheres Verhältnifs zu ihnen geführt; dem Beamten hingegen, welcher nur in einzelnen Beziehungen, und defshalb auch seltener, mit den Unterthanen zu thun hat, und welcher diefs Verhältnifs in Rücksicht anderer Beziehungen mit mehreren Beamten theilt, kann es kaum einfallen, sich in ein solches näheres Verhältnifs setzen zu wollen, und es ist ihm, wenn er aus besonderem Wohlwollen ja danach strebt, bey dem besten Willen selten möglich, seinen Zweck zu erreichen. Rec. hat Gelegenheit gehabt, sich aus eigener Erfahrung hievon so fest zu überzeugen, dafs er von jener Trennung bey den *untersten* Behörden auf das entschiedenste abrathen mufs, so sehr er auch einsieht, dafs sie der Theorie nach auch bey diesen Statt finden sollte, und dafs sie bey den mittleren und höheren Behörden in jedem Falle nothwendig ist. — D. *Eintheilung der Gerichte, — Instanzen.* — E. *Aufsicht über die Justizpflege.* Das *ministère public* bey den französischen und westphälischen Gerichten ist und war gewifs eine der besten Seiten dieser neuen Gerichtsverfassung. Der Vf. theilt gute Gedanken über seine Einführung bey deutschen Gerichten mit. — F. *Gerichtsstand.* — G. *Advocaten und Procuratoren.* — H. *Huissiers.* I. *Sporteln.* Besonders über die Grundsätze, welche einer neuen Sportel-Taxe zum Grunde gelegt werden müssen. — K. *Anordnung der Procefs-Ordnung.* — L. *Selbstleitung des Processes, — Direction des Gerichtes.* — M. *Fristen.* — N. *Präjudiz der unterlas-*

fenen Antwort auf die Klage. Befonders über die Nachtheile des Präjudizes der negativen Litisconteftation. Diefe Nachtheile find in der That, wie jeder praktifche Rechtsgelehrte aus eigener Erfahrung bezeugen mufs, fo aufserordentlich grofs, dafs es unbegreiflich ift, wie daffelbe noch geduldet, oder gar neueren Procefs-Ordnungen zum Grunde gelegt werden kann. — O. *Öffentlichkeit gerichtlicher Verhandlungen.* Der Vf. bezeugt nach feiner Erfahrung, dafs die Öffentlichkeit des Verfahrens, welche die weftphälifchen Gefetze nach dem Mufter der franzöfifchen vorfchrieben, nicht nur keinen Nutzen gewährt, fondern wirkliche Nachtheile geftiftet hat, und Rec. ftimmt ihm hierin völlig bey. Unter den Mitteln, den beabfichtigten Zweck auf eine beffere Weife zu erreichen, gedenkt der Vf. auch des Vorfchlages (ohne ihm ganz beyzuftimmen), den Parteyen denjenigen Theil der Relation, welcher den Thatbeftand und die Procefsgefchichte enthält, mitzutheilen, und ihnen zu geftatten, Erinnerungen dagegen vorzubringen. Nach Rec. Überzeugung verdient diefer Vorfchlag mehr Rückficht, als der Vf. einräumen will. Neuerlich ift er im Herzogthum Braunfchweig realifirt, wo auch diefe Einrichtung, foviel Rec. vernommen hat, den gehofften Nutzen allerdings gewähren foll.

Der Vf. macht in der Vorrede Hoffnung zu einer Fortfetzung diefer Bemerkungen, und Rec. glaubt ihn bey dem grofsen Intereffe, welches diefer Gegenftand gerade im gegenwärtigen Augenblicke hat, um fo mehr dazu aufmuntern zu müffen.

R. V. K.

Bremen, im Comptoir für Lit. u. Kunft: *Gefchichte der weftphälifchen Femgerichte; nebft einem Rückblick auf die Vorzeit Weftphalens, befonders auf das vormalige Juftizwefen und den criminalrechtlichen Zuftand überhaupt; zur Erläuterung der Entftehung und Befchaffenheit der nachmaligen Femgerichte.* Ein Beytrag zur Gefchichte der deutfchen Reichs- und Juftiz-Verfaffung in den mittleren Zeiten vor, unter, und nach Karl dem Grofsen. Mit mehreren Urkunden. Von *Theodor Berck,* der Rechte Dr. Erfte Abtheilung. 1814. 267 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Jetzt, da, nach glücklicher Vertreibung der aufgedrungenen franzöfifchen Legislation, die lange unterdrückt gewefenen deutfchen Gefetze gleichfam von Neuem aus ihrem Grabe hervorgerufen werden, mufs jede Unterfuchung über ihren Urfprung, fo wie jede Beleuchtung der dem wiedergeborenen Vaterlande eigenen Rechtsinftitute, ein neues und erhöhtes Intereffe gewinnen. Je willkommener daher diefelbe im Allgemeinen feyn mufs: um fo erfreulicher ift die Erfcheinung des gegenwärtigen Werks, welches eines der älteren, viel befprochenen, aber bis jetzt noch wenig oder gar nicht aufgeklärten Rechtsinftitute — die Femgerichte — aus einem ganz neuen Gefichtspuncte betrachtet, und mit Geift und Lebendigkeit darftellt. Bisher hat man nämlich diefes abentheuerliche Tribunal, welches Weftphalen, dem claffifchen Boden des deutfchen Juftizwefens, entfprofste, nachmals feinen Arm über ganz Deutfchland ausftreckte, und deffen Völker Jahrhunderte hindurch mit Furcht und Schrecken erfüllte, nur von der Seite gekannt, dafs man in den Femgerichten nichts als Greuel der Vorzeit, und in ihrem Wirken nur die Verrichtungen gewöhnlicher Henkersknechte und Banditen erkannte, ohne das Gute, das fie hinterlaffen, ihren Einflufs auf die Ausbildung der peinlichen Rechtspflege und der Cultur der deutfchen Nation, zu berückfichtigen. Der Vf. betrachtet dagegen die Femgerichte aus diefem letzteren Gefichtspuncte, den man, einfeitig genug, bisher ganz aus der Acht gelaffen hat, und zündet dadurch ein Licht an, welches das Dunkel zertheilt, das bisher über der älteren Juftizverfaffung Deutfchlands in criminalrechtlicher Hinficht fchwebte. Die Gefchichte der Femgerichte führt nämlich auf Manches, welches ohne Vergegenwärtigung der älteren Zeiten unmöglich richtig beurtheilt werden kann. Zunächft find fie in der Gefchichte des Juftizwefens eine höchft merkwürdige Erfcheinung, und daher ein Blick auf den älteren rechtlichen Zuftand von nicht geringer Wichtigkeit. Der Urfprung der Femgerichte ift von Vielen, welche fich mit der Enthüllung deffelben befchäftigt haben, in die früheften Perioden gefetzt. Diefe Meinung zu prüfen, ift bey der Kunde der Vorzeit das erfte und nothwendigfte Erfodernifs. Der Vf. hat daher an die Spitze feines Werks fehr richtig eine Darftellung der Vorzeit Weftphalens gefetzt, welche die Juftizverwaltung fowohl diefes Landes, als des älteren Deutfchlands im Allgemeinen, gründlich und lichtvoll aus einander fetzt. Er theilt diefelbe in vier Perioden, von welcher die erfte die Gefchichte der Rechtspflege von den älteften Zeiten bis auf Karl den Grofsen, die zweyte die Veränderung derfelben unter diefem Kaifer, die dritte den Zuftand Weftphalens feit Karl dem Grofsen bis zu dem Abgange feines Herrfcherftammes in Deutfchland, und die vierte Weftphalen unter den folgenden Kaifern und Königen bis zum Erfcheinen der Femgerichte befchreibt. Hierauf folgt eine weitere Gefchichte der weftphälifchen Femgerichte felbft, und zwar im erften Buche die Periode ihres Beginnens und Gedeihens. Nachdem der Vf. im 1 Capitel gezeigt hat, dafs felbft die Zeitgenoffen die Femgerichte nur wenig oder gar nicht kannten, und unfere Kenntnifs defshalb bey den angeftrengteften Bemühungen nur Stückwerk bleibt, berührt er im 2 Capitel die Quellen, aus welchen wir unfere mangelhaften Nachrichten zu fchöpfen haben, und beweift, dafs die gleichzeitigen und älteren Schriftfteller, ein *Heinrich von Hervorden, Aeneas Sylvius, Auguftin Patricius, Werner Rolevinck* und *Conrad Botho,* nur eine fehr geringe Ausbeute geben, die fpäteren Autoren dagegen nur diefe Nachrichten abgefchrieben, und erweitert haben; warnet ferner in Hinficht der Urkunden, dafs man, da diefelben gröfstentheils von den Wiffenden felbft herrühren, fich ja hüten müffe, das, was man fich in denfelben anmafst, geradezu für wirkliche gefetzliche Befugniffe zu nehmen, und er-

klärt hierauf die noch vorhandenen Rechtsbücher, wie die ruprechtſche Femgerichtsordnung, die alte arensbergiſche Reformation, die Geſetze und Gebräuche des Freyſtuhls zu Dortmund u. a. m., für die beſten und reichhaltigſten Quellen. Im dritten Capitel kommt der Vf. auf die verſchiedenen Benennungen der Femgerichte, erzählt die verſchiedene Etymologie des Worts *Fem*, und tritt der von *Leibnitz*, *Haltaus*, *Spittler* und *von Halem* adoptirten Ableitung des Worts von dem Worte *fama*, Ruf oder Leumund, bey, ſo daſs man Femgerichte diejenigen genannt hätte, welchen, gegen die altdeutſche Regel, die Gewalt verliehen war, Leute ohne ſtrengen Beweis, wegen des bloſsen Leumunds, zu verurtheilen. (Recenſ. glaubt bey den mannichfaltigen Hypotheſen über das Wort Fem bemerken zu dürfen, daſs daſſelbe dem gemeinen Sprachgebrauche nach in den lüneburgiſchen Provinzen ſoviel als Mahl, Zeichen, bedeute, wie denn z. B. gefemte Schweine und Schaafe gezeichnete Schweine und Schaafe ſind, und man vielleicht annehmen kann, daſs auch die von dem heimlichen Gerichte bezeichneten Verbrecher deſshalb verfemt genannt, und die Gerichte, die dieſelben bezeichneten, deſshalb mit dem Namen Femgerichte belegt ſeyn können.) — Das vierte Capitel beſchäftigt ſich mit der Grenzbeſtimmung Weſtphalens, als des Gerichtsſprengels der Femgerichte, und beweiſt, daſs in dieſer Hinſicht Weſtphalen, oder die rothe Erde, den ganzen Winkel zwiſchen Weſer und Rhein begriffen habe, ſo daſs die Grenze gegen Morgen durch die Weſer, von dem Flüſschen Ochum bey Bremen bis zu dem Urſprung derſelben, nämlich den Zuſammenfluſs der Werra und Fulde bey Münden, gegen Mittag durch eine Linie aus der Gegend der Graſſchaft Sayn, um die Südſeite der Graſſchaft Gimborn-Neuſtadt, bis zu dem bergiſchen Orte Wipperfurth, und hierauf zwiſchen Werden und Eſſen durch bis nach dem weſelſchen Diſtricte, gegen Abend durch Geldern, Ober-Yſſel, zwiſchen Münſter und Holland bis an die oſtfriſiſche Grenze, und gegen Mitternacht durch Friesland beſtimmt ſey. — Im fünften Capitel beweiſt der Vf., daſs die Femgerichte nur in Weſtphalen geweſen, und daſs die entgegenſtehende Meinung anderer Schriftſteller nur durch die Verwechſelung der weſtphäliſchen Femgerichte mit ähnlichen Inſtituten entſtanden ſey; und erzählt im ſechſten Capitel die Ausbreitung der Femgerichte über ganz Weſtphalen, ſo wie er dann auch die Zahl und Sitzungsörter der damaligen Freyſtühle angiebt; berührt hierauf im ſiebenten Capitel andere fälſchlich für weſtphäliſche Femgerichte ausgegebene Juſtizanſtalten auſserhalb Weſtphalen, namentlich bey Zelle, in der Graſſchaft Wölpe, zu Braunſchweig, in Oſtfriesland und in Tyrol; und geht ſodann im achten Capitel zu dem Urſprunge der Femgerichte über. Er zeigt in demſelben, daſs es falſch ſey, wenn man dieſen Urſprung in einer Anordnung Karls des Groſsen, in den Sendgerichten, in einer Verfügung des heiligen Engelbert, Erzbiſchofs von Cölln, in den Küchegerichten, carolingiſchen Grafengerichten, und der Achtserklärung Heinrichs des Löwen finden wolle, und beweiſt im neunten Capitel, daſs ſich die erſte ſichere Spur in einer Urkunde des Grafen Engelbert von der Mark im Jahre 1267 finde; kommt ſodann auf Ruprechts Reformation der Femgerichte von dem Jahre 1404 oder 1405, als die erſte, unter öffentlicher Autorität für dieſelben verfaſste Rechtsquelle, und ſchlieſst mit der Statthalterſchaft des Erzbiſchofs von Cölln, welche ihren Einfluſs über alle Freyſtühle in Weſtphalen verbreitete, und eine Art Oberaufſicht über dieſelben veranlaſste. — Hiemit ſchlieſst der erſte Band dieſes gehaltreichen Werkes. Der zweyte wird noch intereſſanter ſeyn, da er die innere Verfaſſung der Femgerichte, von der man bisher noch ſo unvollkommene Begriffe hatte, und ihren Einfluſs auf die Rechtspflege der damaligen Zeit, erläutern wird. Rec. erwartet ihn mit Sehnſucht, da er ſelten auf ein Werk geſtoſsen iſt, welches, wie dieſes, auf jeder Seite von einem tiefen Quellenſtudium und einer ſorgfältigen Prüfung der geſchichtlichen Data die überzeugendſten Beweiſe ablegt; er möchte es wohl eine mit Geiſt und Umſicht verfaſste, und in jeder Hinſicht vollendete muſiviſche Arbeit nennen; beſonders da ſich der Vf. von jeder Sucht, Hypotheſen aufzuſtellen, frey erhalten, und nur hiſtoriſche Facta, durch ſcharfſinnige Combinationen verbunden, gegeben hat, was allein den *wahren* Hiſtoriker auszeichnet. M. E.

S T A T I S T I K.

Erlangen, b. Palm: *Handbuch der Statiſtik des Königreichs Baiern*, von *G. H. Keyſer*, Profeſſ. der Philologie und geſchichtlichen Studien am k. Gymnaſium. Mit königlicher Cenſur. I Bd. 1814. 452 S. 8. (2 Rthlr.)

Dem Fleiſse des Vfs. und ſeiner Umſicht muſs Rec. vollkommen Gerechtigkeit widerfahren laſſen, aber zufrieden kann er weder mit dem Plane im Ganzen, noch mit der Ausführung im Einzelnen, noch mit der Angabe der Materialien ſeyn, doch gegen letztere hat er weniger als gegen die beiden erſteren einzuwenden. Der Vf. bediente ſich *Aug. Niemann's* Abriſs der Statiſtik und der Staatenkunde, Altona 1807, als Leitfaden, ohne ſich daran ſclaviſch zu binden. Hierin pflichten wir ihm bey; aber er verläſst nicht nur den Begriff der Staatenkunde und Statiſtik, wie ihn *Niemann* aufgeſtellt hat, wodurch alſo die ganze *Niemanniſche* Anordnung gewiſſermaſsen zuſammenfällt, ſondern er beengt auch den Begriff, den er davon hat (reine und vollſtändige Darſtellung des organiſchen Lebens des Staats in ſeiner Gegenwart), ſo ſehr, daſs ein wichtiger Theil, den *Niemann* die Nationalkunde nennt, nicht darin aufgenommen iſt. Der Inhalt des vorliegenden zerfällt in zwey Theile, 1) in eine rein geographiſch-phyſiſche Darſtellung des Landes, 2) in die Darſtellung der Verfaſſung und Verwaltung des Reichs. In die erſte nimmt er auf Gröſse und Geſtalt, Naturgrenzen, Gebirge, Waſſerſcheiden, Abdachungsflächen, Gletſcher, Schneelawinen, Erdfälle, Höhlen, Gewäſſer, Strom-

gebiete, Weiher, Moräste, Boden, sofern er tragbar, Klima, Witterung, Erzeugnisse der drey Reiche, Bewohner des Landes in Ansehung ihrer physischen Beschaffenheit und ihrer Krankheitsübel; er schliesst also zuerst eine historische Darstellung des Staatsgebiets aus, die hier an sich, und in politischer, ethnographischer und statistischer Hinsicht wohl besonders nöthig gewesen wäre; er schliesst aus, um nur einige wenige Rubriken anzugeben, genaue Angabe der Grösse und des Flächeninhalts des ganzen Gebiets, mehrere Theile der physischen Flächenkunde, die Volksmenge und Bevölkerung, und ihre Vergleichung mit dem Flächeninhalt, Angabe der Zahl der Wohnörter und ihres Verhältnisses zum Flächeninhalt, verschiedene Theile der physischen Volkskunde. Soll dieses in einem anderen Theile, oder in den Excursen zu diesem Handbuche, wie es der Vf. nennt, abgehandelt werden: so hat er die Verbindung zerrissen, und wenn er die Nationalkunde noch zum Gegenstand eines besonderen Theils machen sollte, die Berührungen derselben mit der Staatskunde im engeren Sinne aus den Augen gesetzt. Wir wünschen, dass der Vf. diese Einwürfe bey der Herausgabe des zweyten Bandes widerlege. Was die Materialien anlangt: so stehen viele in einem grossen Missverhältniss zum Ganzen; z. B. der Orteler und der Grossglockner zu den übrigen Bergen; und wie weitläufig (von S. 104—112) ist die Erscheinung einer Landwasserhose gerathen! Wie sehr sticht die fast poetische Darstellung von dem Werthe der Gebirge (z. B. die Kinder der Flora sind in ihrer Anmuth auf die Berge verpflanzt, wo sie ihren Freund begrüssen, und für die Anstrengung, womit er sich ihnen naht, belohnen u. s. w.) mit der inhaltsleeren, alphabetisch geordneten Nomenclatur von Mineralien, Pflanzen, Thieren ab, wobey nichts als der Name, fast kein Land, wo sie, und wie sie vorkommen, ohne Unterschied, ob sie natürliche, vom Boden besonders begünstigte, ob naturalisirte sind, ohne wissenschaftliche Eintheilung, und der alphabetische deutsche Name erwähnt ist! Und wie soll man z. B. Alben, eine besondere Erdart, wie gelbe Erde ohne Charakter, wie Marmor ohne Unterscheidung verstehen? Unter Hund ist bloss der gemeine angeführt, und von dem Bologneser, der unter *b* vorkommt, getrennt. Die Schwalbe ist übergangen, die Wasserschwalbe genannt, die Steinschwalbe verschwiegen, eben so Insecten, Würmer, die ganze Entomologie unerwähnt. In Ernst kann es der Vf. wohl nicht gemeint haben, dass auf den höchsten Gebirgen die Pflanzen- und Thier-Welt ganz verschwunden ist, S. 29; und dass das tiefe Räthsel der Schöpfung, der Cyklus, in dem die ursprünglichen Kräfte sich geäussert haben, nur auf den Höhen zu lösen sey, S. 37: denn sonst würde er ausser der Behauptung von zwey unwahren, oder nicht richtig ausgedrückten Sätzen, sich noch widersprechen. Warum fertigt er S. 179 den Cretinismus mit den wenigen Worten (er sey eine Entartung des Organismus, und der Grund desselben beruhe nicht auf dem Wasser allein, sondern auf mehreren Ursachen) ab, da doch hierüber noch im Jahre 1813 (s. Miscellen für die neueste Weltkunde von 1813) vortreffliche Winke zur Beachtung gegeben sind. Gegen die Anordnung des II Theils lässt sich weniger einwenden; doch ist sie auch nicht vorwurfsfrey. In Ansehung der Materialien erinnert Rec. bloss, dass S. 181 die Beschränkung der k. Gewalt bey anhängigen Rechtssachen und angefangenen Untersuchungen, und neben der alleinigen Ertheilung der Gnadenbriefe uud Privilegien die Ernennung aller Staatsdiener, und der Präsidenten und Secretäre der Nationalrepräsentation aus den freygewählten Mitgliedern des Reichs hätte erwähnt; die Reichsverweserschaft S. 184, das Costum der Kronbeamten S. 189 und der Ordenszeichen S. 196 hätte gedrängter vorgetragen, bey der Stiftung des Hubertus-Orden der Stifter und die Zeit der Stiftung, und S. 195 die den Rittern des Georgsordens gehöriben 8 Pflegegerichte hätten angeführt werden sollen. Die Genealogie S. 205 bedarf einer Berichtigung und Ergänzung. Z. B. bey 4 Kindern erster Ehe heisst Karl Theodor auch Maximilian August; die Wittwe des Kurfürsten Karl Theodor, Maria Anna Leopoldina von Österreich, gehört nicht zu der herzogl. bairischen Linie, und Maria Elisab. Francisca war nicht den 9 May 1788, sondern den 5 May 1784 geboren (allg. genealogisches Staatshandbuch v. 1811). Warum hat der Vf. in dem genealogischen Schema nicht auch die Ordensdecorationen des Königs, des Kronprinzen u. s. w. angegeben? Ehe von den 5 Ministern bey der Verwaltung des Reichs S. 207 gesprochen wird, durfte wohl der *geheime Rath* um so mehr vorhergehen, da er nicht aus Staatsministern allein besteht. Die weitläuftige Auseinandersetzung der Competenz des geheimen Raths in 17 Artikeln S. 210 konnte durch wenige Worte deutlich gemacht werden. Warum ist S. 212 der Bestand der Lehn- und Hoheits-Section, die Verbindung der Kronfiscale, S. 214 der Bestand der Generalpostdirection, warum S. 217 die unter dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten stehenden Archive, warum in dem Ressort des Finanzministers S. 217 die Verausgabung der Staatseinkünfte, die Aufsicht und Unterordnung der Staatsschulden, das ganze Rechnungswesen der Hof-, Staats und Militär-Ökonomie, die Anfertigung der Etats weggelassen, und warum S. 223 die Rubriken, die zur Berathung kommen, nicht lieber in dem Ressort entwickelt? Warum steht S. 238 das, was von der K. g. Kreis- und Städte-Commission gesagt wird, unter dem Titel *verwaltende Behörden*, da die Commission sich auch auf die Untergerichte, also auf *Justizbehörden*, erstreckt, welche letztern der Vf. von der verwaltenden Behörde trennt? Die gesetzlichen Quellen S. 353 sind ohne vorhergegangene Geschichte unverständlich. — Rec. hat eine Menge anderer Bemerkungen seitwärts liegen lassen, bekennt aber gern, dass sie alle das Verdienst des Vfs. um so weniger schmälern sollen, als er selbst weiss, mit welchen Schwierigkeiten die Anfertigung einer solchen genauen Statistik verbunden ist; desswegen hat er ihnen auch meistens das Gewand bescheidener Fragen gegeben.

Dk.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1815.

MEDICIN.

STENDAL, b. Franzen u. Grofse: *Johann Herrmann Beckers,* Doctors der Arzneywiffenfchaft und ausübenden Arztes zu Parchim in Mecklenburg., *Verfuch einer allgemeinen und befonderen Nahrungsmittelkunde.* Mit einer Vorrede von Dr. *S. G. Vogel,* herzogl. mecklenburg-fchwerinifchem Leibarzte, Hofrathe und erftem Prof. der Medicin in Roftock u. f. w. *Erfter Theil.* Die Einleitung in die Nahrungsmittelkunde. Literatur und Gefchichte derfelben. *Erfte Abtheilung.* 1810. *Zweyte Abtheilung.* 1811. *Dritte Abtheilung.* 1812. XXXII u. 1744 S. 8. (6 Rthlr.)

Auch untem dem Titel:

D. *J. H. Becker's Verfuch einer Literatur und Gefchichte der Nahrungsmittelkunde* u. f. w.

Es ift erfreulich in unferen Tagen, in welchen die Sucht, fich in neuen Theorieen, Meinungen und Hypothefen zu zeigen, noch immer die Oberhand behält, und bey manchem Arzte und Naturforfcher das Streben nach dem, was man fonft unter dem ehrwürdigen Namen der wahren Gelehrfamkeit begriff, beynahe ganz in den Hintergrund zurückgedrängt zu haben fcheint, auf ein Werk zu ftofsen, welches fich gerade in diefer letzteren Hinficht auf eine ganz befondere Weife auszeichnet; ein Werk, welches den unferer Nation eigenen Ruhm des Fleifses und der Beharrlichkeit aufs vollkommenfte beurkundet, und ein um fo verdienftvolleres Unternehmen ift, als der Stoff, den es behandelt, bisher bey weitem nicht mit derjenigen Aufmerkfamkeit betrachtet wurde, den er verdiente. Schon die drey vor uns liegenden, die Literatur und Gefchichte der Nahrungsmittelkunde enthaltenden Abtheilungen deffelben füllen nach dem Urtheile des würdigen Vorredners, dem wir vollkommen beyzutreten kein Bedenken tragen, eine beträchtliche Lücke in der Literatur aus, und gewähren ein überaus fchätzbares Repertorium der wiffenswertheften Gegenftände, und von einem folchen unermüdeten Fleifse, wie er fich bis hieher ausgefprochen hat, läfst fich auch für die Fortfetzung nur Gutes erwarten. Hoffentlich ftellen fich derfelben unter den jetzigen Verhältniffen, wo auch der deutfche Buchhandel fich wieder mit neuen Schwingen erhebt, nun keine Hinderniffe mehr in den Weg, und das Werk erreicht auch äufserlich diejenige Vollendung, die ihm innerlich, und von Seiten des Vfs., in fofern nämlich die Kräfte eines einzelnen Menfchen überhaupt etwas Vollendetes zu geben hinreichen, wohl nicht fehlen wird.

Der Plan, welchen der Vf. bey der Abfaffung deffelben wählte, ift folgender: Er ftellt alle Subftanzen, die als Nahrungsmittel für Menfchen benutzt worden find, und unter verfchiedenen Himmelsftrichen noch benutzt werden, in alphabetifcher Ordnung auf, und läfst die aus der fpeciellen Kenntnifs der einzelnen Nahrungsmittel hervorgehenden Refultate fowohl, als die übrigen, zur Nahrungsmittelkunde gehörenden Betrachtungen, in fyftematifcher Ordnung folgen. Voran geht eine vollftändige, gleichfalls fyftematifch geordnete Literatur der von den Nahrungsmitteln der Menfchen überhaupt fowohl, als insbefondere, handelnden Schriften, an welche fich eine Gefchichte der Nahrungsmittelkunde anfchliefst. Jene faffen mit Einfchlufs der Einleitung die erften beiden Abtheilungen, diefe die dritte Abtheilung des Buches. Sollten wir uns hier eine kleine Ausftellung erlauben: fo wäre es die, dafs es dem Vf. gefallen haben möchte, die Literatur der einzelnen Nahrungsmittel der folgenden Befchreibung diefer felbft unmittelbar anzuhängen, theils um dadurch der Mühe des Nachfchlagens, die bey einem fo voluminöfen Werke allerdings in Anfchlag kommen mufs, überhoben zu feyn, theils weil der Vf. dort genöthigt feyn wird, fich auf einzelne, den befonderen Gegenftand angehende Schriften zu beziehen, was ohne weitläuftigere Citate nicht wohl gefchehen dürfte.

In der Einleitung befchäftigt fich der Vf. zunächft mit denjenigen allgemeinen Begriffen, welche voraus gehen müffen, um daran die allgemeine fowohl als die befondere Lehre von den Nahrungsmitteln anzuknüpfen. Er handelt demnach von den Gefühlen des Hungers und des Durftes, und dem hiebey obwaltenden Unterfchiede diefer Gefühle bey dem Menfchen und Thiere, fo wie bey dem verfeinerten und ungebildeten Menfchen; ferner von dem Unterfchiede zwifchen Leckerey und Nahrungsmittel, von den näheren und entfernteren Beftandtheilen der Nahrungskörper, von den beiden Hauptclaffen derfelben, nämlich der animalifchen und vegetabilifchen, bey welcher Gelegenheit auch die Frage in Unterfuchung genommen wird, in wiefern anorganifche Körper, befonders Waffer und manche Erdarten, zu den Nahrungsmitteln gezählt werden können, oder nicht; ferner von der Eintheilung derfelben in Speifen, Getränke und Gewürze. Der Vf. unterfucht hierauf den

Grund der verschiedenen Urtheile in Ansehung des Eindruckes, den dieser oder jener Stoff, diese oder jene geniessbare Substanz auf das Geschmacksorgan der Menschen macht, und findet ihn besonders in 1) dem allgemeinen Nationalgeschmack, der wieder von der Stufe der allgemeinen Cultur, worauf die verschiedenen Nationen stehen, so wie von vielen anderen Nebenumständen, z. B. politischen Ideen, religiösen Gebräuchen, Vorurtheilen u. s. w., abhängig ist; 2) der Erziehung, und 3) der Gewöhnung. Ausser diesen allgemeinen Ursachen der Differenz der Urtheile über die durch die Eindrücke der Geniessbarkeiten erweckten Empfindungen, hängt diese Differenz noch von folgenden individuellen Ursachen ab: 1) von der individuellen Beschaffenheit des Geschmacksorgans selbst, und 2) von Idiosynkrasie.

In Bezug auf das Organ des Geschmackes werden die Geniessbarkeiten eingetheilt in solche, welche ganz unangenehm und widerlich sind, oder doch nur von wenigen Personen, und zwar meistens nur als Folge der Gewöhnung, und in solche, welche fast allgemein, bis auf wenige Ausnahmen, angenehm gefunden werden. Zu jenen gehören der fade, der bittere, der laugenhafte, der faule, der herbe, der scharfe u. s. w. Geschmack, zu diesen der süsse, der fette, der aromatische, und der geistige, weinigte.

Um endlich unsere Leser vorläufig noch in Kenntniss zu setzen, welchen Plan der Vf. noch besonders bey der Ausarbeitung dieses Werkes befolgt hat, theilen wir ihnen noch dasjenige, was hierüber diese Einleitung enthält, kürzlich mit. Unter dem Namen *Nahrungmittelkunde* umfasst derselbe die geordnete Aneinanderreihung der empirischen Kenntnisse von der Beschaffenheit und den Eigenschaften der als menschliche Nahrungsmittel angewandten Substanzen, sowohl an sich, oder objectiv, als auch insbesondere nach ihrem Verhältnisse zu ihrem Subjecte, dem Menschen, subjectiv betrachtet. Es zerfällt demnach die gesammte Nahrungsmittelkunde in zwey Haupttheile: in den objectiven oder historischen, und in den subjectiven oder den angewandten. Jener enthält, was dem Vf. sowohl eigene, als fremde Erfahrung aller Zeiten von den menschlichen Nahrungsmitteln an sich betrachtet gelehrt hat, und zerfällt in den allgemeinen und besonderen, wovon sich jener mit Betrachtung derjenigen Substanzen, die wir Nahrungsmittel nennen, überhaupt beschäftigt, dieser aber alle als menschliche Nahrungsmittel bekannten Substanzen einzeln aufzählt, und, was zu ihrer Kunde gehört, angiebt. Der specielle Theil der historischen Nahrungsmittelkunde betrachtet 1) die natürlichen Körper, welche entweder roh, so wie sie die Natur producirt, oder nach vorhergegangener, mehr oder weniger künstlicher Vor- und Zubereitung genossen werden; 2) die aus diesen natürlichen Körpern durch die Anwendung gewisser Künste verfertigten Zubereitungen und Zusammensetzungen selbst, sowohl in fester, als in flüssiger Form. Der Zweck dieser historischen Kenntnisse der einzelnen Nahrungsmittel ist: aus diesen einzelnen Facten allgemeine Schlüsse und Resultate über die Natur und Eigenschaften der Nahrungsmittel selbst zu ziehen, welche als die Basis des zweyten Haupttheils, der subjectiven oder angewandten Nahrungsmittelkunde, angesehen werden müssen. Daher gehören denn auch hieher diejenigen Geniessbarkeiten, welche man nur in besonderen individuellen Lagen, z. B. aus Noth, geniesst; diejenigen, welche von auswärtigen Nationen genossen werden; so wie endlich diejenigen, welche bey der Vorwelt gebräuchlich waren. Zur Kenntniss der rohen Naturproducte, als Nahrungsmittel, gehören: 1) Kenntniss der Namen; 2) genaue Angabe der Stelle im Natursystem, die sie einnehmen; 3) natürliche Geschichte derselben; 4) physiographische Beschreibung der Theile derselben; 5) chemische Analyse; 6) Kennzeichen der Güte derselben und ihrer Verfälschungsarten; 7) Angabe der Vor- und Zubereitung zum Genuss; 8) Betrachtung in ökonomischer Hinsicht; 9) Angabe dessen, was wir von den absoluten Eigenschaften und Wirkungen derselben wissen; endlich 10) die Geschichte dieser Körper selbst. Bey den Zubereitungen und Zusammensetzungen derselben werden betrachtet: 1) ihre verschiedenen Namen; 2) das Technische der Zubereitung und Zusammensetzung selbst; 3) das Nöthigste von der Geschichte der Zubereitung. Derjenige Theil des Werks, welcher die *allgemeine historische Nahrungsmittelkunde* enthält, beschäftigt sich 1) mit dem Begriff: Nahrungsmittel, ihrem allgemeinen Charakter und ihrem Unterschied von den Arzneymitteln; 2) mit den einzelnen Bestandtheilen der Nahrungsmittel und mit den nährenden Stoffen; 3) mit den verschiedenen Classificationsmethoden derselben und den einzelnen, nach verschiedenen Entheilungsgründen festgesetzten Classen und Ordnungen; 4) mit der Zubereitung der Nahrungsmittel überhaupt, der dazu gehörigen Feuermaterialien, Gefässe u. s. w. Endlich handelt der subjective oder angewandte Theil der Nahrungsmittelkunde von den Wirkungen und dem Einfluss der Nahrungsmittel und der Leckereyen auf den menschlichen Organismus im Allgemeinen, in sofern diese Körper sowohl zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit, als auch zur Erzeugung der Krankheiten beytragen; und 2) von den Wirkungen der Nahrungsmittel und Leckereyen auf den menschlichen Organismus insbesondere, oder unter gewissen Umständen, Verhältnissen und Rücksichten. Hier wird die Einwirkung des Genusses der Nahrungsmittel und Leckereyen auf den gesunden und kranken Zustand des Menschen betrachtet, und erwogen, wie durch regelmässige Anwendung dieser Substanzen der kranke Zustand des menschlichen Organismus umgeändert werden könne; der Einfluss der Nahrungsmittel auf die Seele des Menschen, als Mittel zum Lebensgenuss, und endlich ihr Einfluss auf ganze Nationen sowohl in Ansehung der Ausbildung des National-Charakters, als auch in Hinsicht der durch sie erzeugten Krankheiten, der endemischen sowohl als der epidemischen, untersucht.

Der erste, zweyte und zum Theil auch der dritte Abschnitt des Werkes besteht aus einem ziemlich

vollständigen Verzeichniss der hieher gehörigen Schriften, bey deren Angabe der Vf. folgenden Plan befolgt hat. 1) Sind alle Schriften weggeblieben, die nicht ausschliesslich von den Nahrungsmitteln handeln, sondern diese nur beyläufig betrachten. Auch die Schriften über Diätetik fehlen, ob mit Recht, bezweifeln wir, da ja das Werk, selbst dem angegebenen Plan zufolge, diätetische Betrachtungen nicht ausschliesst, ja da vielmehr diese mit zu dem Zweck desselben gehören. Demnach sind 2) nur die Schriften aufgeführt, welche sich ausschliesslich mit Beschreibungen und Untersuchungen über einzelne Nahrungsmittel beschäftigen, so wie auch die in anderen Werken, besonders in den Schriften der verschiedenen gelehrten Gesellschaften, in den Sammlungen, Magazinen und Zeitschriften befindlichen Abhandlungen, die ausschliesslich Bezug auf die Kenntniss der Nahrungsmittel haben. 3) Bey der Angabe dieser Schriften selbst ist eine möglichst strenge systematische Ordnung gewählt, und 4) die einzelnen über einen Gegenstand handelnden Schriften, nach chronologischer Ordnung aufgeführt; 5) ist bey den meisten derselben eine kurze Nachricht von ihrem Inhalt und ein kurzes Urtheil über ihren Werth beygefügt.

Wir nannten vorhin das Verzeichniss der angegebenen Schriften *vollständig*, und wirklich verdient es diesen Beynamen, wenn man anders billig urtheilen, und erwägen will, dass der Vf. nur wenige Vorarbeiten zu benutzen fand, und entfernt von grösseren Bibliotheken lebte, demnach sich nur mit grossen Schwierigkeiten die nöthigen Materialien verschaffen konnte. Daher denn auch der aufmerksame Literator hie und da noch manche Lücke auszufüllen finden möchte. Wir unseres Theils geben hier als einen kleinen Beytrag zur Ergänzung, was wir beym Durchlesen des Buches vorfanden, damit es zu seiner Zeit von dem Vf. benutzt werde. Bey S. 129 Art. *Satzmehl*, fehlt: *Jo. Fr. Cartheuser de amylo.* Francof. 1763. 8; bey S. 168 Art. *Kochöfen*: Unterricht zur Bereitung der *Rumford*'schen ökonomischen Suppen von L. S. Leipzig 1802, und *Hildebrandts* Encyklopädie der gesammten Chemie, 2ter Theil. 8 Hft. Erlangen b. Walther; bey S. 205 Art. *Töpfergeschirre*: *Heyer* über die Kochgeschirre in der braunschweigischen Gegend, im braunschweigischen Magazin. 1795. 1—4 Stück; bey S. 216 Art. *Papins Topf*: *Wilkens* Verbesserung desselben in *Crells* neuen Entdeckungen in der Chemie. I. S. 88; bey S. 412 Art. *Malzdarre*: *Neuenhahn* über die Helme der Brantweinblasen. Erfurt 1795, wo eine von dem Vf. angelegte Rauchmalzdarre beschrieben wird; bey S. 416 Art. *Krankheiten des Getreides*: *Osservazioni sopra il Lolium femulentum L. di Vinc. Landau, Benedetto Mojon et Franc. Silvano* in *Memorie della Soc. med. di emulazione di Genova.* Tom. I. 1801. Zu S. 443 Art. *Kriebelkrankheit* gehört noch eine Schrift von *Tissot* unter dem Titel: „Nachricht von der Kriebelkrankheit mit Anmerkungen, nebst Abhandlung vom Honigthau, von verfälschten Weinen, ingleichen vom Brode, das man statt des gewöhnlichen zubereiten kann." Lpzg. Müller 1771; von der wir jedoch nicht wissen, ob sie nicht mit der von dem Vf. unter einem anderen Titel aufgeführten eine und dieselbe ist. Unter eben diesem Artikel werden von dem Vf. mehrere Schriften mit falscher Jahreszahl angeführt. *Leidenfrosts Opusc.* sind nicht 1796, sondern 1797 — 98; *Wichmanns* kleine medicinische Schriften, nicht 1794, sondern 1799, und *Marcards* medicinische Versuche, nicht 1788, sondern 1777, erschienen. Bey S. 484 Art. *Schwämme*, fehlt zu *Zevianis* Abhandlung die Übersetzung in *Kühns* ital. Bibliothek I Bd. 1 St. Bey S. 549 Art. *Zuckerahorn*, fehlt: *Peter Kalms* Beschreibung, wie Zucker in Nordamerika von verschiedenen Arten Bäumen gemacht wird, in den schwedischen Abhandlungen, 1751. XV S. 149, und in *Crells* chemischem Archiv V. S. 89, so wie *Hermbstädt* in den Schriften naturforschender Freunde zu Berlin, 1799. N. XVIII; bey S. 658 Art. *Solanum tuberosum*: *Pfaff, C. H.*, über unreife, frühreife und spätreife Kartoffeln und die Varietäten der letzteren, vorzüglich in chemischer, medicinisch-polizeylicher Hinsicht, und *C. Viborg* von der Unschädlichkeit der unreifen und der rothen Kartoffeln. gr. 8. 1807. Kiel, akademische Buchhandlung; bey S. 764 Art. *Menschenmilch*: *Parmentier* und *Deyeux* Analyse in den *Ann. de Chem.* T. VI. p. 195 und *Mém. de la Soc. de méd. à Paris.* 1786. p. 415 — 524; bey S. 799 Art. *Brodverfälschung*: Nachrichten von den londoner Brodverfälschungen in der Zeitschrift: London und Paris, 5 Jahrg. N. I. S. 25; bey S. 841 Art. *Bierbrauen*: Praktische Anleitung zu der physikalisch-chemischen Kunst, das Malz und die Biere zu verfertigen, von *Odo Staab*, Frankfurt a. M. 1802. 8. und *Siegm. Fr. Hermbstädt* Sammlung praktischer Erfahrungen für den Bierbrauer, Berlin 1802. 8; endlich *C. L. Müller* geprüfte Anweisung zu der Kunst, mit weit weniger Aufwand als bisher ein weit vorzüglicheres Bier zu brauen. Giessen 1807. 8; bey S. 869 Art. *Brantweinbrennen*: *Just. Wilh. Christ. Fischer* Beschreibung einer zur Sparung des Holzes abzweckenden, verbesserten Destillationsanstalt, nebst einigen wichtigen Handgriffen zur Verbesserung der Brantweinbrennerey, im Journal für Fabriken, Manufacturen u. s. w. XVII. S. 473; bey S. 900 Art. Verfälschung des Brantweins (mit Pfeffer) eine kurhannöversche Verordnung d. d. 5ten Decemb. 1736. Art. 4; bey S. 992 Art. *Weinbau*: *Pickel*, die Witterung des Jahres 1805 mit ihrem Einfluss auf die Pflanzenproducte, besonders jenes des Weinbaues, nebst manchen über den schlechten Most angestellten Versuchen. Würzburg 1806. 8. Bey S. 1016 findet sich eine *Diss.* von *Fried. Hoffmann* unter dem Titel: *Naturae et usus vini Rhenani.* Halae 1705, und Leid. 1708. Uns ist eine unter dem Titel bekannt: *de vini Rhenani praestantia*, 1703. Es fragt sich, ob sie mit jener eine und dieselbe ist. — Bey S. 1033 Art. *Verfälschung des Weins* fehlt: *Hartlebens* deutsche Justiz- und Polizey-Fama. Jul. 1802. — Bey S. 1038 heisst der Vf. der *Diss. de vinis lythargyrio mango-*

nisatis nicht *Wöllin*, fondern *Wollin*. Bey S. 1049 Art. *Butter* fehlt: *Fourcroy* über die Butter und den Milchrahm der Kuh in den *Annales de Chimie*. VII. p. 166, überfetzt in *Crells* chemifchen Annalen 1793. II. S. 435; bey S. 1091 Art. *Zucker*: *Précis sur la canne et sur les moyens d'en extraire un sel essentiel* par *M. du Trône de la Couture* in den *Annales de Chimie* VI. 51, und *Cruikfhank* über die Natur des Zuckers in *Crells* chemifchem Journal I. 6. S. 636. Bey S. 1095 heifst der Vf. der *Diff. de falibus faccharinis etc.* nicht *Schritzel*, fondern *Schrickel*.

Die dritte Abtheilung des Werkes enthält die Gefchichte der Nahrungsmittelkunde von den älteften bis auf die neueften Zeiten. Sie ift mit befonderem Fleifse und mit grofser Einficht in alle Fächer des medicinifchen Wiffens abgefafst; und obwohl unferes *Sprengels* claffifches Werk vielfältig benutzt ift: fo geht doch aus dem Ganzen unwiderfprechlich hervor, dafs der Vf. überall aus der Quelle felbft gefchöpft hat, und feinem eigenen Urtheile gefolgt ift. Was Vollftändigkeit anlangt: fo bleibt dem Lefer nichts zu wünfchen übrig; vielmehr könnte es dem Vf. zum Vorwurfe gemacht werden, dafs er fich hie und da, befonders was die gefchichtliche Darftellung der verfchiedenen medicinifchen Theorieen und Syfteme, z. B. des brownfchen und der nachfolgenden Erregungstheorie, worüber ohnehin die Acten noch frifch vor Aller Augen daliegen, etwas zu weit ausgedehnt, und fo fein Werk ohne Noth vergröfsert habe. Indeffen wird die Nachwelt auch diefes zu fchätzen wiffen, fo wie denn überhaupt diefes Werk als Denkmal deutfchen Fleifses und deutfcher Gelehrfamkeit noch lange in Ehren bleiben wird.

Den Befchlufs diefer drey Abtheilungen macht eine vollftändige Inhaltsanzeige. Hbm.

Leipzig, b. Benj. Fleifcher: *Darftellung der Medicinal-Verfaffung Sachfens, nebft Vorfchlägen zu ihrer Verbefferung*, von Dr. *Anton Friedrich Fifcher*, Arzt zu Dresden. 1814. 64 S. 8. (8 Gr.)

Ungeachtet über die gebrechliche Medicinal-Verfaffung Sachfens fchon eine ähnliche kleine Schrift erfchienen, und von den Phyficis, fo wie von den Medicinal-Behörden felbft, bereits viele Vorfchläge zu Verbefferungen gethan worden find: fo könnte doch alles nichts helfen, weil die Regierung nicht executiv genug die todten Befehle vollzog. Diefes Schriftchen bringt das Alles wieder in Anregung, eifert gegen alle Aftermedicin, gegen die Königfeer, Ungarn und andere herumziehende Afterärzte. Die hallefchen Waifenhaus-Medicamente, Behmen's Medicin, Kaiferpillen, Lebenspillen und andere Arcana werden mit Recht verworfen. Eben fo klagt er über den Mangel an medicinifcher Polizey, fo wie über den eines allgemeinen Apothekerbuchs und einer Apothekertaxe, wodurch das Publicum doch fehr leiden mufs. Sehr fchön ift das, was der Vf. S. 30 fo wahr als treffend fagt: „derjenige Staat fteht auf der niedrigften Stufe der Bildung und Humanität, der auf diefe Art (nämlich durch fchlechte Medicinal-Verfaffung) eine öffentliche Geringfchätzung der fo dringend erfoderlichen Sanitätsbeamten an den Tag legt." Das Loos der praktifchen Ärzte hat fich wirklich feit einigen Jahren in Sachfen verfchlimmert; man glaubt nicht, wie weit die Unverfchämtheit der Wohlhabenden bey Bezahlung ihrer Ärzte geht. Für eine elende Summe von 20 bis 30 Thalern verlangen fie Wunderdinge. Daher die zunehmende Charlatanerie in diefem edeln Stande. Oben an ftehen die, welche bey jeder Gelegenheit anbringen: *Mir ift während diefer oder jener Epidemie keiner geftorben!* Was bezweckt diefs anders, als Herabfetzung ihrer Collegen? Dann kommen die, welche durch Erzählung von magnetifchen Curen die Damenwelt in Anfpruch nehmen. Ewig Schade, dafs diefe wichtigfte Entdeckung in der organifchen Phyfik von folchen Charlatans fo gemifsbraucht und profan, ja wirklich gottlos gemacht wird. Endlich hat fich neuerlich eine fonderbare Secte aufgethan, welche durch herrnhuthifche Betftunden Nebenzwecke zu erreichen fucht. Alfo auch die Religion wird zur Habfucht der Menfchen gemifsbraucht. Wenn der Staat nicht künftig den Erwerb des praktifchen Arztes beffer fichert: fo wird es noch fchlimmer werden.

Sehr gut fagt der Vf. ferner S. 36: „Die Epidemieen find der Zeitpunct, welcher den Staatsbehörden zeigt, wie grofs der Nachtheil einer vernachläffigten Medicinalverfaffung fey."

Nun gelangen wir auch zur Schattenfeite diefer kleinen Schrift: Erftens wimmelt fie von franzöfifchen, und fonft unächten Wörtern, welche fich der Vf. ja abgewöhnen möge. Zweytens empfiehlt er namentlich mehrere Perfonen zu Ober-Medicinalräthen, welches perfönliche Verhältnifs anzugeben, in einer folchen Schrift höchft unfchicklich, und für viele geachtete Männer beleidigend ift. Wie kann Hr. *F.* der Richter und Beurtheiler fämmtlicher fächfifcher Ärzte feyn wollen! Drittens fehlt ihm, um Vorfchläge zu Verbefferungen angeben zu können, aller *philofophifche Sinn*, welchen er S. 39 zu verachten fcheint; denn S. 50 foll das von ihm vorgefchlagene Ober-Medicinalcollegium alle *neuentftandenen medicinifchen Syfteme, Heilmanieren und empfohlenen Mittel* unterfuchen, bevor felbige von den *prakticirenden Ärzten in Ausübung* gebracht werden dürfen. Alfo dürften wir nächftens eine medicinifche Inquifition erhalten. Wenn nun Hr. *F.*, als Beyfitzer diefes Fehmgerichts, *Reil's* frühere Werke zur Unterfuchung bekäme, und weder er noch feine Collegen ein Wort von *Kants Philofophie* verftänden: fo könnte das Ganze nur mit einem *Auto da fe à la Hufs* fich endigen. — Nein! fo kann und darf der menfchliche Geift nicht eingezwängt werden; es wäre dadurch der Mittelmäfsigkeit, der Trägheit, und allen flachen Köpfen Thür und Thor zu Äskulaps Heiligthume geöffnet. Der Mittelmäfsige ift ohnediefs zu einer gewiffen Trägheit geneigt; würde er nun noch durch befchränkende Gefetze gefchützt: fo verfänken wir, wo nicht in eine irokefifche, doch gewifs chinefifche Geiftesarmuth. Die Geifel der wahren und kräftigen Kritik fchwinge fich über medicinifche Aftergeburten — aber fie *achte* auch das wahrhaft *Geniale* einzelner Männer, da es ohnediefs von der Gemeinheit der Wohlerfahrnen nicht *erkannt*, mithin auch nicht geachtet werden kann. Bd.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1815.

PHYSIK.

Nürnberg, b. Stein: *Statik und Dynamik der Physik. Erste Abhandlung, welche die wesentlichsten Eigenschaften mineralischer Körper behandelt;* nach eigenen Ansichten bearbeitet von *Joh. Leonh. Späth*, königl. baierischem Hofrath und Prof. der höheren Mathematik zu München. 1812. IV u. 120 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. bemerkte bey seinen physikalischen Vorlesungen, dass wir von dem eigentlichen Gegenstande der Physik, dem mineralischen Körper, eigentlich nichts wissen; und er nahm daher Veranlassung, über die Natur dieses Körpers nachzudenken. Es ergab sich ihm hieraus ein System, das sich auf das einfachste Princip gründete, und sich durch alle Phänomene, soweit sie Gegenstand der Physik sind, verbreitet. Dieses System will er in seiner Stufenfolge in Abhandlungen oder Abschnitten nach und nach erläutern. Es giebt Grundstoffe, lehrt der Vf., oder elementarische Stoffe, der Grösse nach verschieden, und zwar so, dass die Grundstoffe der ersten Ordnung als ein Ganzes zu betrachten sind, zerlegbar in mehrere Stoffe der höheren Ordnung und so fort; auch ist ein Grundstoff der höchsten Ordnung, oder der feinste in der Natur bestehende, ein erschaffenes Ganzes, eine Einheit für sich. Diese Grundstoffe haben eine gewisse ihnen angestammte Härte und Form, als rund, elliptisch, cylindrisch, fadenartig, prismatisch eckig oder auch blätterförmig. Alle diese Grundstoffe sind von Natur mit einem Stoffe getränkt, der in seiner Art der feinste unter allen erschaffenen Stoffen ist; es ist dabey dieser Stoff das Vehikel oder Fortleitungsmittel eines anderen im Raum allgemein verbreiteten Princips, welches Agens heisst, und giebt, mit diesem verbunden, ein allgemeines Verbindungsmittel der Grundstoffe ab, wesswegen der Vf. jenen Stoff das Gluten nennt. Das Gluten ist also angestammtes Attribut der Grundstoffe, und es constituirt sich durch ihre Tränkung mit demselben, und dem ihm beywohnenden Agens, die angestammte oder Urkraft eines Grundstoffes. Nach seiner Urkraft wirkt nun der mineralische Grundstoff rings um sich herum einzig durch Anziehung, welche in der Nähe stärker ist, in der Ferne schwächer wird. Verliert der Grundstoff unter gewissen Umständen an seiner Tränkung: so verliert er auch an seiner Attractionsweite, und er wird ganz unthätig, wenn er seine Tränkung ganz verliert. Er strebt aber dann, seine natürliche ihm angestammte Tränkung wieder zu erhalten. Der Lichtstoff scheint fadenartig gestaltet zu seyn; in seinem weissen, hellen Zustande ist er ganz ohne Tränkung, und daher auch ohne Anziehung, er zeigt sich im rothen Lichte, wenn er überaus getränkt wird, bey grösserer Tränkung von dunklerer Farbe, bey noch grösserer Wärmestoff, und endlich latent. Die Elasticität des Lichtstoffs rührt von dem Bestreben her, fadenartig zu bleiben. Vom Anfang an war jeder Grundstoff seinem Wesen nach thätig, äusserte diese Thätigkeit zuerst mit dem fadenartigen Lichtstoffe, umwickelte sich damit, und diese Umwickelung ging desto besser von Statten, je mehr sich die Lichtstoffe in das Gluten der Grundstoffe eintauchten, und dadurch von ihrer Elasticität verloren. Die fadenartigen Stoffe äussern nun ein beständiges Bestreben, sich los zu reissen, und ihre geradlinige Figur wiederum herzustellen; es äussert vermöge dieser Eigenschaft jede Schicht der Hülle eine Expansivkraft, die eine Function der Menge der Lichtstoffe der Schicht im gegebenen Raum oder ihrer Dichte, und der specifischen Elasticität ihrer Lichtstoffe ist. Elastisch flüssig sind die Stoffe, wenn sie so viel von jener Hülle um sich haben, dass sie merklich zusammengedrückt werden; tropfbar flüssig, wenn ihre Grundstoffe von ihren Hüllen so viel Schichten verlieren, dass sie nur die dichteren, weniger zusammendrückbaren Schichten übrig behalten, und sich desswegen in eine Cohärenz setzen, die beynahe ihrer Gravität gleich ist; Bastarden, wenn die Grundstoffe einander so nahe kommen, dass ihre Cohärenz ihrer Gravitation gleich werden musste; erstarrt oder fest, wenn die Cohärenz stärker ist, als die Gravitation. Erstrecken sich die Kräfte eines Grundstoffs A in die Hüllen eines anderen B so stark, dass sie die Hüllen stärker ziehen, als sie von B gezogen werden: so verflüchtigen sich die Hüllen durch ihre Fliehkräfte nach allen Seiten, und die Grundstoffe kommen einander näher. Dieser Vorgang heisst das Hüllenspiel. Hieraus erklärt nun der Vf. mehrere Erscheinungen der Wärme, des specifischen Gewichts u. s. w.; auch folgert er daraus, dass ein wärmerer Körper leichter sey als ein kalter. Ferner Anwendung auf das Wasser; Gestalt seiner Grundstoffe und Form, Gestalt anderer Körper; Härte einer mineralischen Substanz; Zähigkeit und Sprödigkeit, Elasticität. Auch die Farbe wird daraus erklärt; die rothe rührt von dem am wenigsten getränkten, mit der grössten Schnelligkeit fortbewegten Lichtstoffe her und so fort, nach der Reihe der prismatischen Strahlen, und mit der schwarzen Farbe sind sie so stark getränkt, dass sie sich in Wärme ver-

wandeln. Endlich werden die übrigen Eigenſchaften des Lichts nach dieſer Theorie erklärt. — Der Vf. kann nicht erwarten, daſs ſeine Theorie bey der jetzigen Stimmung in Deutſchland viel Beyfall finden werde. Sie iſt ſo atomiſtiſch, ja man möchte ſagen, ſo grob atomiſtiſch, daſs man ſich davon zurückgeſchreckt fühlt, wenn man ſich nicht an ſolche Vorſtellungsarten gewöhnt hat. Nicht allein Grundſtoffe von urſprünglich mannichfaltigen Formen fallen hier, wie in jeder atomiſtiſchen Lehre, auf, ſondern noch mehr die fadenartigen Lichtſtoffe, welche ſich um jene Grundſtoffe wickeln, und von ihrer Grundkraft getränkt ſind. Die ganze Natur wird dadurch ein höchſt trockenes Gewebe. Es heiſst auch wirklich alle Schwierigkeiten der Erklärung aus den Augen ſchieben, und in eine Vorzeit verſetzen, wo durch eine Kraft willkührlich dieſe mannichfaltigen Fäden und Formen geſchaffen wurden. Und wenn man hier auch ſagen möchte, es komme nicht darauf an, ob man etwas mehr oder weniger willkührlich geſchaffen annehme: ſo bleibt doch eine ſolche Theorie nur ein mathematiſches Spiel, welches man bloſs dadurch rechtfertigt, daſs man alle Erſcheinungen daraus erklären kann. Aber daſſelbe rühmten nicht mit Unrecht *Euler* von ſeiner verbeſſerten carteſianiſchen Theorie, ſo wie *Le Sage* von der ſeinigen, und ſo werden es Alle thun können, welche ſich die Erlaubniſs nehmen, das Erklären dahin zu deuten, daſs man nach den Erſcheinungen die Grundgeſtalten der Urſtoffe ſo erdichtet, wie man ihrer bedarf. Darin ſieht Rec. keinen groſsen Vortheil für die Wiſſenſchaft. Nimmt man die fadenartige Geſtalt der Lichtſtoffe aus, ohne welche dieſe Theorie wohl beſtehen könnte: ſo hat ſie viel Ähnlichkeit mit den Vorſtellungen, welche ſich *Lavoisier* und ſein Nachfolger von der Conſtruction der Materie machen. Kleine Körper (*molecules*) von urſprünglicher Feſtigkeit, urſprünglich verſchiedener Geſtalt und Gröſse, mit einer anziehenden Kraft begabt, berühren ſich nicht, ſondern ſchwimmen im Wärmeſtoff, der von ihnen mehr oder weniger verdichtet wird. Durch die Wirkung der Grundſtoffe auf einander wird mehr Wärmeſtoff zugelaſſen oder geſondert. Die Entfernung der Grundſtoffe von einander giebt dem Wärmeſtoff Freyheit herbeyzuſtrömen, die Näherung preſst ihn aus. Auch nimmt man an, daſs der Wärmeſtoff urſprünglich ausdehnſam ſey. Dieſe Lehre, mathematiſch ausgeführt, würde noch mehr Beyfall haben, als die des Vfs., welche man mit den ſinnreichen Dichtungen eines *Le Sage* in eine Claſſe ſtellen kann.

P. V.

Giessen, b. Heyer: *Über den Urſprung und die Bedeutung der Bewegung auf Erden* in Vorleſungen von *J. B. Wilbrand*, ordentl. Lehrer der Anatomie u. ſ. w. zu Gieſsen. 1813. XVI u. 166 S. 8. (16 Gr.)

Das Leben iſt nicht zu begreifen, ſagt der Vf., wenn es betrachtet wird als etwas, was den vergänglichen Dingen inhärirt, es iſt vielmehr eher als alle dieſe einzelnen Geſchöpfe. Es offenbart ſich nur in den Geſchöpfen, wird aber in keinem derſelben gefaſst, ſondern geht über das lebende Ding hinaus. Im Leben erkennen wir die innere Beſeelung deſſen, was Daſeyn hat; das Leben, in ſeiner Urſprünglichkeit betrachtet, iſt daher das Abſolute in ſeiner Selbſtaffirmation; es iſt die abſolute Aufnahme des Realen in das Ideale. Die anorganiſche Natur iſt von dem allgemeinen Leben nicht ausgeſchloſſen, nur verhält ſie ſich vorherrſchend leiblich. Die äuſsere Erſcheinung des Lebens iſt gegeben in der Bewegung. Wie es nur Ein Leben giebt: ſo giebt es auch nur Einen inneren Grund der Bewegung; daſſelbe, was da macht, daſs ſich im Univerſum die Weltkörper gegenſeitig zu einander bewegen, daſſelbe zeugt auch alle Bewegung auf Erden. Im Weltall bewegen ſich die Geſtirne, welche den Ausdruck der inneren Bewegung weniger in ſich haben, gegen jene, welche daſſelbe in einem höheren Maſse haben; die an ſich dunkeln bewegen ſich gegen die leuchtenden. Alle Augen ſind von Seiten ihres leiblichen Daſeyns zu einem harmoniſchen Ganzen verknüpft, welches uns am lebendigſten anſpricht in der Schwere. In ihr erkennen wir das wahrhaft Reale, und verehren in ihr die Identität der Natur überhaupt, die ſich abſolut real ausſprechende Natur. Die äuſserlich erſcheinende Schwere nennen wir Materie. Die Stoffe in der Chemie beziehen ſich nie auf das Weſen der Materie ſelbſt, die Materie iſt nicht wirklich in ſie zerlegt, ſondern ſie bezeichnen nur einige Haupterſcheinungen des Weſens der Materie. Durch die neueſten Entdeckungen in der Chemie iſt die Meinung, daſs Kohlenſtoff, Sauerſtoff, Waſſerſtoff und Stickſtoff die vier Elementarſtoffe machen, ſehr erſchüttert worden. Die allgemeine Beſeelung der Natur tritt im Lichte hervor: das Leben iſt in der Natur zu ſchauen als die actuell unendliche Aufnahme der Schwere in das Weſen des Lichts. Nun giebt der Vf. den Ausdruck des Lebens in der Bewegung der Weltkörper und der Bewegung unſerer Erde insbeſondere, wo die elliptiſche Bewegung unter der Potenz der Schwere, die Rotation unter der Potenz des Lichts ſteht. Die Duplicität der Bewegung durch Licht und Schwere läſst ſich auch in allen Erſcheinungen auf der Erde nachweiſen. Weil die elliptiſche Bewegung der Erde unter der Potenz der Schwere ſteht: ſo muſs dieſer Gegenſatz in der ſtets einen Natur der Erde gleichfalls unter der Potenz der Schwere, und eben ſo auch in der Nordſüdrichtung ſich darſtellen. Wir erkennen dieſes in den Erſcheinungen des Magnetismus. Nicht nur in der Nordſüdrichtung zeigt ſich der Magnetismus, ſondern er weicht von dieſer Linie an beiden Polen ab, und zwar deſswegen, weil im Magnetſtein in der atmoſphäriſchen Luft der magnetiſche Gegenſatz ſchon unter der Oſtweſtrichtung aufgenommen iſt. In der Mittheilung des Magnetismus ſieht man das rein geiſtige Verhalten deſſelben: denn er wird geweckt, wie im Geiſte des Menſchen durch Mittheilung Ideen geweckt werden. Der elektriſche Gegenſatz ſteht unter der Potenz des Lichts; das Hervortreten der Einheit der Natur in

der lebendigen Metamorphose unter der Potenz der Schwere ist der chemische Procefs, dasselbe Hervortreten unter der Potenz des Lichts ist die Organisation. In dieser zeigt sich, wie in dem chemischen Procefs, eine stete Evolution in der Auflösung der Gebilde, so wie eine Involution in der Wiederherstellung derselben. Verhalten der Organisation im Winter und im Sommer. Repräsentation des Magnetismus im Stamme und in den länglichen Theilen der Pflanzen, der Elektricität in den Blättern. Der ganze Bildungsprocefs ist im thierischen Körper im Kreislaufe der Säfte befangen, und macht hiemit ein Ganzes. Die Bewegung, worin die Metamorphose (die Bildung und Secretion, Excretion) gegeben ist, verhält sich zur Bewegung in den Säften, wie die elliptische Bewegung der Erde zur Rotation: in jener drückt sich die Leiblichkeit aus, sie steht also unter der Potenz der Schwere, in dieser die Beseelung, sie steht also unter der Potenz des Lichts. So steht ferner der grofse Kreislauf unter der Herrschaft des kleinen; die Bewegung des Blutes in den Pulsadern ist centrifugal und drückt Beseelung, in den Blutadern centripetal und drückt die Leiblichkeit aus. Genauere Vergleichung des grofsen und kleinen Kreislaufs mit der elliptischen Bewegung. Gegen Newtons Theorie von der Ebbe und Fluth. Bewegungen in der atmosphärischen Luft, worin ebenfalls Ebbe und Fluth Statt finden. — Aus dieser kurzen Darstellung erhellet der Gang, den der Vf. nimmt. Die Leser, welche mit naturphilosophischen Schriften vertraut sind, werden die Schrift lichtvoll und leicht, aber nicht viel neue Resultate darin finden. Auch hat diese ganze Ansicht der Natur ihren Werth; nur glaubt Rec., dafs sie sich viel kürzer mittheilen liefse, und die meisten Schriften dieser Art scheinen ihm durch unnöthige Weitläuftigkeit ermüdend zu werden. Es bedarf nur einiger Andeutungen, um das Übrige bald selbst zu finden. Das Besondere und Einzelne wird doch von einer solchen Darstellung nicht erreicht, welche weit mehr den Namen eines Skelets der Wissenschaft verdient, als die besondere, und durch die genaue Bestimmung erst Fleisch erhält, so wie nur das Mechanische des Pinsels dem Gemälde Fleisch und Wärme giebt. Die Erregung des Magnetismus wird nicht unrecht mit der Erregung der Ideen verglichen; aber ein wichtiges Problem ist noch, die organischen Veränderungen zu finden, welche mit den Ideen zugleich vorgehen, und so wollen wir auch im Magnetismus die körperliche Veränderung wissen. Was der Vf. gegen Newtons Theorie der Ebbe und Fluth erinnert, trifft nicht ganz, da der Vf. auf die Schwungkraft der Erde keine Rücksicht nimmt.

P. V.

SCHÖNE KÜNSTE.

ERFURT, b. Müller: *Granatblüthen.* Herausgegeben von *Gustav Osten.* Erster Band. 1815. 263 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Wir würden dieses Product mit dem ganz kurzen Worte: *fruchtlos*, abfertigen, wenn nicht der Titel, der vermuthlich auf einer Selbsttäuschung der Vff. beruht, auch manchem Leser eine Täuschung bereiten könnte. Diese Granatblüthen bestehen aus folgenden Beyträgen: I. *Romanzen und Balladen von Schier.* Wahrscheinlich sind Thränen, Gespenster, Mord und Tod, Mitternacht, und Ritter — gleichsam wie die sechs Endungen in einer Sestine — nach des Vfs. Ästhetik die Ingredienzen einer Romanze. An Gräfslichkeiten, ja man kann lieber sagen Abscheulichkeiten, ist hier allerdings ein reicher Apparat. Verunglücktere Poesieen sind Rec. lange nicht vorgekommen; Alles zerhackt in einen Topf geworfen und durch einander gerüttelt, scheint des Vfs. poetisches Recept zu seyn. Als Probe der auf jeder Seite zu findenden ungereimten Ausdrücke, folgendes:

S. 4:

Der Bart *umschwärmt* sein kaltes Herz,
In der Rechten schwankt der *Freund der Bahre*,

S. 10:

Und er entstürmt, von Helden umschaart,
Wie eine *Heerde von Ebern entflieht.*

Ebendaselbst:

Leichen *berücheln* das finstere Gebiet.

Am Schlusse dieses Gedichts bleibt es gar unverständlich, wer von zweyen der Ermordete und wer der Ermordende ist (S. 15). In dem folgenden „*bebaut* ein *Schäfer* das heimische Land, und gräbt die Erde mit treuer Hand." Weiter heifst es:

Wo lag die Insel der Liebe? *Holla!*
Kein Wandrer die Insel mehr sah!

und S. 26. — — — — Da schlug
Die Glocke von einsamen Thurmes Dach,
Zwölf Schläge der Westwind *vertrug.*

Die Versification ist des Gehaltes vollkommen würdig! II. *Die Alliirten vor Leipzig.* Ein kleines dramatisches Gedicht, das auch einzeln gedruckt ist, und auch einzeln in diesen Blättern beurtheilt vorkommt; hier das Beste in der ganzen Sammlung. III. *Gustav und Elise*, von *Theodor Heyne.* Eine alltägliche Geschichte, auch als solche nichts weniger als Neugier erregend; die Liebe und das weibliche Gemüth wird hier mit aller möglichen Unzartheit behandelt, und von charakteristischer Feststellung ist nicht die Rede; der Eingang ist noch das Einladendste daran. IV. *Kriegslieder eines preussischen Freywilligen.* Ohne alle Poesie. V. *Der gute Roger*, eine Schweizeranekdote. Hat eben so wenig wahren Gehalt, und überdiefs keinen Schlufs, wie ihn eine Darstellung erfodert. VI. *Lieder der Liebe* von *Schier.* In den Gedichten No. 1 läfst sich doch noch hie und da etwas wie Phantasie und Erfindung verspüren; diese Lieder der Liebe aber übertreiben ihre Anfoderungen an die Geduld des Lesers. S. 208 heifst es:

Jüngling' und Mädchen umarmen sich,
Auch mir pocht's im Busen, und — *fürchterlich!*

Endlich eben so gänzlich unbedeutend und uninteressant, aus dem Allergewöhnlichsten recht gewöhnlich

zusammengestrickt ist: VII. *Der Bruderzwist.* Vom *Herausgeber.* Im 2ten Bande soll die Fortsetzung dieser letzten Erzählung folgen. Ist dieses Ernst: so werden der Herausgeber und seine Mitarbeiter gebeten, das nächste Mal, wo möglich, in hochzeitlicheren Kleidern zu erscheinen. — us.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Jena,* b. Schreiber: *Friedrich Siegmund Voigt,* Prof. in Jena, *von der Wichtigkeit des Naturstudiums und einer noch zu wenig beachteten Seite desselben.* 1814. 21 S. 8. (2 Gr.)

Im alten Griechenland, sagt der Vf., waren physikalische Kenntnisse ein Hauptgegenstand des Strebens der Philosophen; nachher trennten sich die Philosophen von den Physikern, die Sonderung der Wissenschaften bewirkte eine zuerst nicht beabsichtigte Trennung, der man indess selbst im Mittelalter dadurch Einhalt zu thun suchte, dass man den praktischen Facultäten eine philosophische gegenüberstellte, und einen Cursus in dieser foderte, ehe man den Eintritt in jene erlaubte. Späterhin schlich sich die blosse Rücksicht auf das *Brauchbare* ein, und so entstand ein Geringschätzen des Universalen, ein blosses Hängen am Einzelnen, und eben dadurch ein Mangel an Selbstständigkeit, blindes Hingeben in den Strom der Zeit und blindes Kleben an herrschenden Systemen.

Unser Leben (so ungefähr fährt der Vf. dann fort) ist ein Capital, das wir würdig nutzen sollen; der Mensch kehrt zwar zum Staube zurück, aber er erhält sich, wenn er die von Gott Allen dargebotene Lebensquelle — die Natur — nützt. Und dennoch widersetzen wir uns so oft der Natur, moralische und unmoralische Gebäude führen wir ihr entgegen auf, und wähnen, es sey immer noch Zeit genug, zu ihr zurückzukehren. Ehemals war es anders! Da ging Entwickelung und Weisheit aus der Betrachtung der Natur hervor. Sollen wir nun das Herrlichste, was uns die Vorwelt aufbewahrt hat, uns aneignen können: so muss es uns zugänglich werden, durch die Verbindung mit jener Urkraft.

Bisher haben wir es zwar am Studium des Speciellen nicht fehlen lassen, aber Wenige besitzen oder erstreben Einsicht ins Ganze. Viele, ihrer vermeinten höheren Bildung ungeachtet, wissen fast nichts von der Natur und ihren Kräften, nehmen keine Notiz von der in uns hinein wirkenden Schöpferkraft, haben keine Ahndung von dem unaufhörlichen Wirken der Erde, das der Chemiker uns offenbart u. s. w.

Der Mensch hängt an so mannichfaltigen Fäden mit der Natur zusammen, hängt von ihr ab, kennt in körperlicher Beziehung so gut seine Abhängigkeit: warum erwägen wir denn so selten, dass auch das Geistige derselben, die blosse Einwirkung ihrer Thätigkeits - Erscheinungen, ihrer Bilder und Formen unserem Geiste Kraft und Nahrung geben können?

Der Vf. verweilt hiebey, als bey einem Hauptgedanken, länger, und sagt unter anderen: Nicht aus blossen Körpern besteht die Natur; nein, schon der blosse Ausdruck, die Physionomie der Wesen, das Erscheinen des Wachsens, Umwandelns, Vorschreitens und Zerfallens ist ein Theil des Ganzen, und der ächte Naturforscher hat an ihr so viel zu thun, als an der Anschauung und Kenntniss der Körper. — Dann fährt er fort: Ich fodere daher zu einem besseren Naturstudium in doppelter Absicht auf, einmal um zu dem, was wir, uns unbewusst, schon erkannt haben, das Vollständigere hinzuzufügen, dann aber auch in dem, was uns nahe liegt, das Tiefere, Geistigere mehr heraufzuholen, es uns immer mehr offenbar werden zu lassen, und uns zu stärken und zu bilden auf eine neu belebende Weise. Denn nur die innige Vertraulichkeit mit diesem Naturleben, nur eine klare Bekanntschaft mit den Gesetzen des ewigen Webens und Wirkens kann jene Fülle des Gemüths, jenen Reichthum an frischen Ideen wiedergeben, den einseitige Bildung den Meisten geraubt hat. — Soll Originalität, soll höheres Eigenleben mehr wieder hervortreten: so ist eine genaue, allumfassende Verbindung mit der Realwelt das, was jetzt vor Allem gesucht werden muss.

So weit unser Vf., dessen Abhandlung sich mit diesen Betrachtungen ungefähr endigt. Aber fragen wir nun, wie soll dann die Naturlehre studirt, wie soll sie gelehrt werden? Der Vf. giebt uns einen richtigen Wink, indem er zwey Abwege, die Manchen irre geführt haben, andeutet: das blosse sich Verlieren im Einzelnen, und dann im Gegentheil das stolze Einherschweben auf den Flügeln einer idealen Naturphilosophie: aber den richtigen Weg bezeichnet er uns nicht näher, und seine dunkelen Hindeutungen könnten leicht zu der Vermuthung hinleiten, dass auch er dem Dunkelen, Mystischen, mehr als gut ist, ergeben sey; — jedoch glauben wir, dass ihm mit einem solchen Vermuthen Unrecht geschehe. Um aber unsere Leser über den Zweck des Vfs. möglichst klar zu belehren, müssen wir noch einige Bemerkungen beyfügen. Wir haben zwar in dem obigen Auszuge das Wesentlichste dieser kleinen Schrift ziemlich vollständig dargestellt; aber über *einen* Punct scheint uns die Schrift selbst, und daher auch unser Auszug einige Dunkelheit übrig zu lassen. Was Hr. *V.* beabsichtiget, scheint nicht bloss zu seyn, ein klares Erkennen, ein tiefes, gründliches Eindringen in die Gesetze der Natur, sondern (wo möglich) das Hervorbringen jener Einwirkung auf das ganze Gemüth, welche man dem heiteren Leben in der freyen Natur zuschreibt, durch welche die frühesten Dichter fähig wurden, so klar und einfach wieder darzustellen, was sie mit kindlichem Geiste aufgefasst hatten. Aber wie, möchte man fragen, kann ein Unterricht hier hoffen, der Natur selbst nacheifern zu dürfen? Sollte diess ja möglich seyn: so müsste es freylich wohl geschehen durch die allereinfachste Darstellung, durch eine so treffend gewählte Aneinanderreihung der Erscheinungen, dass diese ohne Systemszwang selbst zu einem Systeme sich zu ordnen schienen; es müsste geschehen durch die gänzliche Entfernung aller dunkelen Worte, durch die Entfernung aller kunstvollen Hypothesen, aller phantasievollen Combinationen, die oft mehr bestimmt scheinen, das Genie ihres Urhebers verherrlichen, als die einfache Würde der Natur darstellen zu sollen. Es würde nöthig seyn, nur die einfachen Fragen aufzuwerfen, wodurch der hellsehende Beobachter zu neuen Beobachtungen geleitet wird, und die weniger der Beobachtung vorgreifen, als vielmehr das Auge zu dem Puncte hinlenken, wo noch etwas zu beobachten ist; es würde nöthig seyn, so fort und fort, indem man von Punct zu Punct fortschreitet, das Gebäude unserer physikalischen Kenntnisse vor den Augen des Schülers entstehen zu lassen, damit es, sofern Worte so viel vermögen, sein Gemüth mit der Freude und Bewunderung erfülle, die dem eifrigen Forscher sein Streben nach tieferen Kenntnissen zum höchsten Genuss gemacht.

Wenn es Hn. *Voigt* gelingt, dieses zu leisten: so wird Jeder ihm, seinen Schülern und der Wissenschaft Glück wünschen. Aber schwer wird dieses halten bey dem noch so unvollkommenen Zustande unserer physikalischen Kenntnisse! — In der Astronomie haben wohl einige Schriftsteller diesem Ziele nachgestrebt; und es da zu erreichen, wenigstens sich ihm zu nähern, war minder schwer wegen der grossen Vollendung, zu welcher diese Wissenschaft sich schon erhoben hat: aber wie wenige Abschnitte in der Physik können sich einer gleichen Vollendung rühmen!

i. a. a.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1815.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Leipzig, b. Gerh. Fleiſcher d. J.: *Sophoclis Tragoediae ſeptem ac deperditarum fragmenta* emendavit, varietatem lectionis, ſcholia notasque tum aliorum tum ſuas adjecit *Carolus Gottlob Auguſtus Erfurdt.* Accedit Lexicon Sophocleum et index verborum locupletiſſimus. Vol. VI. *Ajax.* 1811. XII u. 664 S. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Auch unter beſonderem Titel verkäuflich.

2) Ebendaſelbſt: *Sophoclis Tragoediae,* ad optimorum librorum fidem iterum recenſuit et brevibus notis inſtruxit *Carol. Gottlob Aug. Erfurdt.* Vol. II. *Oedipus rex.* 1811. 202 S. kl. 8. (21 Gr.)

Auch unter beſonderem Titel zu haben.

Über den Werth dieſer Ausgaben im Allgemeinen, und über die beſondere Einrichtung derſelben haben wir im Jahrgange 1810. No. 83 — 85 ſo ausführlich geredet, daſs wir uns ganz auf das dort Geſagte berufen können; und wir thun dieſs um ſo lieber, da eines Theils der Mann, der ſie uns lieferte, die dankbare Stimme ſeiner Zeitgenoſſen nicht mehr vernimmt, anderen Theils ſein Werk zu allgemein verbreitet iſt, um noch erſt einer anpreiſenden Verkündigung zu bedürfen. Es erregt wehmüthige Empfindungen, dieſen Mann, den Talent und Eifer ſo feſt an das Studium der Tragiker knüpften, mitten im Lauf ſeiner glücklichen Thätigkeit auf immer gehemmt zu ſehen; und nicht ohne Schmerz geht Rec. an die Beurtheilung ſeines letzten literariſchen Erzeugniſſes, die ihm ein freundlicher Zuruf des Verewigten, kurz vor ſeinem Hingange, um ſo mehr zur Pflicht zu machen ſcheint. Wir wollen uns dieſer Pflicht nach beſter Einſicht zu entledigen ſuchen, eingedenk der ewig waltenden Gerechtigkeit, die Todte wie Lebende mit ihrem mächtigen Schutz umfängt.

Eine Vergleichung der *Erfurdtſchen* Ausgabe des Ajas mit der zwey Jahre früher erſchienenen Lobeckſchen liegt ſehr nahe, und wohl kein Unbefangener möchte Lobecks überlegenen Scharfſinn und umfaſſendere Gelehrſamkeit verkennen. Zur Ehre *Erfurdts* ſey geſagt, daſs er ſelbſt dieſe mit Wärme anerkannte, wie ſeine nun zu beurtheilende Ausgabe beweiſt, worin er Lobeck, ſeinen geliebten Freund, ſo gern zum Führer wählt. Gleichwohl iſt *Erfurdts* Ausgabe nach der Lobeckſchen keineswegs als überflüſſig anzuſehen: denn erſtlich bietet ſie in den Anmerkungen viel Ergänzendes oder Berichtigendes, und überhaupt viel Neues oder dort Ausgeſchloſſenes, wie die Noten von Weſſeling, Brunck und Musgrave; zweytens hat die Erfurdtſche Ausgabe in Rückſicht der vollſtändigen Varianten und Scholien einen bedeutenden Vorzug vor der Lobeckſchen, welche bloſs die alten römiſchen Scholien und die ſogenannten Paralipomena vollſtändig abgedruckt hat, von den tricliniſchen aber nur ſolche, die auf eine genauere Textesrecenſion ſich beziehen, oder Reſte verloren gegangener Scholien enthalten, und faſt gar nichts aus den von Purgold bekannt gemachten Scholien der jenaer Handſchrift. — Nach dieſer allgemeinen Vorbemerkung gehen wir ſogleich an die Beurtheilung der vorzüglichſten Einzelheiten.

Ajax 7:

εὖ δέ σ' ἐκφέρει
κυνὸς Λακαίνης ὥς τις εὔρινος βάσις.

ἐκφέρειν in neutraler Bedeutung aufzufaſſen, iſt hier kein Grund. Die Conſtruction läuft: *βάσις εὖ σε ἐκφέρει.* — V. 9. Daſs *τυγχάνειν* abſolut ſtatt *εἶναι* ſtehen könne, wird gut gegen Porſon und Fiſcher dargethan. Schon Heindorf zeigt das, ad Platon. Phaedr. p. 306. — 15. *ἄποπτος* für *ἄνοπτος*, eine Bedeutung, die Lobeck bey guten Schriftſtellern leugnet, iſt genügend gerechtfertiget. — 22. *εἴργασται* nimmt *Erfurdt* nach Lobeck mit Recht in activem Sinne. Die Behauptung aber, daſs bloſs dieſe Bedeutung im Sophokles Statt finde, iſt falſch, ſobald ſie, was das Citat Antig. 428 fodert, auf das Particip ſoll ausgedehnt werden. Sowohl Aj. 315 als 377 ſteht *ἐξειργασμένον* in paſſivem Sinne, wie Aeſch. Ag. 1390. Perſ. 525. 756. Cho. 295; und *εἴργασται* Ag. 364. 1557. Prom. 242. In activem Sinne braucht Aeſchylos *εἴργασται* nur ein einziges Mal, Theb. 848. — 27. Vortrefflich wird der Unterſchied zwiſchen *χειρὶ* und *ἐκ χερὸς* von Hermann aus einander geſetzt. „Ἐξ ἀσιδήρου χειρὸς ἐπισκάπτει (aus der Anthologie), i. e. *non ſimpliciter ſine raſtro vel ligone, ſed quod nulla hujusmodi inſtrumenta habebat: aliis verbis, pro conditione ſua et ſtatu, in quo erat, qui, ut piſcator, carebat iſtis inſtrumentis.*" So kann auch *Phil.* 92 ins gehörige Licht geſtellt werden. Daſs aber *ἐκ χειρὸς* an unſerer Stelle *cominus* bedeuten ſolle, können wir Hn. H. nur einräumen, wenn er mit Jäger *) *pecudes non e longinquo telis jaculisve interfectas, ſed cominus gladio conciſas* verſteht: denn die mordende

*) *Annotationes ad Sophoclis Ajacem vulgavit Jo. Gottlob Jaeger.* Altona b. Hammerich 1811. Von einem anderen Rec. in unſerer A. L. Zeit. beurtheilt. 1812. No. 84.

Hand des Menfchen (im Gegenfatze von Zähnen und Klauen reifsender Thiere) fteht hier gar zu bedeutend. Da Hr. H. felber fagt, *interdum nihil referre, utrum dativo an praepofitione* ἐξ *utare:* fo find wir überzeugt, dafs hier ein folcher Fall eintrete, und würden felbft den Dativ nicht „froftig" finden. S. Lob. Ajax S. 268, wo eine Menge folcher Dative gefammelt find, die für den Begriff überflüffig fcheinen, und doch alle geeignet find, der Phantafie ein volleres Bild zu geben. — 51. γνώμας δυςφόρους, wofür Musgrave γλήμας liefet, welches man zum Scherz aus Ariftoph. Plut. 581 vertheidigen könnte, verfteht *Erfurdt* nach Solger παραφόρους. Richtiger fcheint uns Bothe, dem Lobeck folgt, mit Hinweifung auf V. 59 zu überfetzen: *Falfas imagines objectas, adeo triftes et horribiles, ut iis deterreretur Ajax.* — Und diefs mag auch Aft gewollt haben. — 54. Schäfers Lesart λείας ἄδαστα, die fich fchon bey Bothe findet, hätte eine Aufnahme im Text verdient. — V. 61. Die fchöne Lesart πόνου ift nach Schäfer und Lobeck eingerückt; dagegen wird die Meinung diefer beiden Gelehrten, μηδὲ συμφορὰν δέχου feyen *verba διὰ μέσου pofita*, mit Bezug auf Musgrave und Wefseling als unftatthaft verworfen. — 75:

οὐ σῖγ' ἀνέξει, μηδὲ δειλίαν ἀρεῖς;

Dafs δειλίαν αἴρειν *fumere timiditatem* bedeute, hat *Erfurdt* aufser Zweifel gefetzt. Zur Erläuterung diefer oft mifsverftandenen Stelle verweift Rec. auf Öd. Tyr. 637. 638:

οὐκ εἶ σύ τ' οἴκους, σύ τε, Κρέων, κατὰ στέγας,
καὶ μὴ τὸ μηδὲν ἄλγος εἰς μέγ' οἴσετε;

— 80: ἐς δόμους. — 122. Die Vulg. ἐποικτείρω δέ νιν, δύστηνον ἔμπας, in der Bothe und Schäfer das Komma tilgten, und ἐποικτ. mit ἔμπας verbanden, veranlafst Herm. zu der fchönen Bemerkung: *Recte juncta funt, ut in familiari fermone,* δύστηνον ἔμπας. *Hoc dicit: miferet me Ajacis, qui, ut fit inimicus, at mifer tamen, ideoque miseratione dignus eft.* — 130. βάθει zieht Rec. mit Herm. auch vor. S. Jäger, der diefe Lesart gefchickt vertheidigt. — 132:

Τελαμώνιε παῖ, τῆς ἀμφιρύτου
Σαλαμῖνος ἔχων βάθρον ἀγχιάλου.

Aft's und Bothe's ἀγχίαλον (vergl. V. 860) bleibt immer eine finnreiche Emendation, wenn fie gleich unnöthig ift, da Salamis, wie Lobeck und Jäger zeigen, wegen der Nähe am feften Lande füglich ἀγχίαλος heifsen kann. Hermanns gewifs nicht unpoetifche Vermuthung, der Dichter habe Infel und Stadt zugleich gedacht, und auf diefe das letzte Beywort bezogen, mag auf fich beruhen; fie wird durch Lobecks Bemerkung: *fed hoc de Lemno et aliis quibusdam Infulis, quas Aefchylus* ἀγχιάλους (*Perf.* 885: καὶ τὰς ἀγχιάλους ἐκράτυνε μεσάκτους, Λῆμνον *etc.*) *vocat, dici nequit,* nicht widerlegt, wenn des Rec. Annahme, dafs hier εἰναλίους zu lefen und μεσάκτους auf die Uferfelfen der Infeln felber zu beziehen fey, gegründet feyn follte. — 167:

χἠμεῖς οὐδὲν σθένομεν πρὸς ταῦτ'
ἀπαλέξασθαι, σοῦ χωρίς, ἄναξ.
ἀλλ' ὅτε γὰρ δὴ τὸ σὸν ὄμμ' ἀπέδραν,
παταγοῦσιν, ἅτε πτηνῶν ἀγέλαι
μέγαν αἰγυπιὸν ὑποδείσαντες.
τάχ' ἄν, ἐξαίφνης εἰ σὺ φανείης,
σιγῇ πτήξειαν ἄφωνοι.

So in der Ausgabe des Paulus Stephanus. Bruncks Lesart ἀγέλαι· μέγαν αἰγυπιὸν δ', die Porfon blofs wegen der ungewöhnlichen Stellung des δὲ verwarf, wird in diefem Stücke gefchickt vertheidigt, fonft aber, nach Lobecks Vorgange, jedoch ohne Angabe irgend eines Grundes, als eine unftatthafte verwiefen. Uns dünkt in ihr weniger, was Lobeck rügt, anftöfsig, als im 167 Verfe das völlig müffige γάρ, das auch Bruncken, wie feinen Nachfolgern, weiter keine Unruhe machte. Der Toupifchen, von Porfon geprieſenen Emendation

παταγοῦσιν, ἅτε πτηνῶν ἀγέλαι
μέγαν αἰγυπιόν, σ' ὑποδείσαντες· —

wird mit Recht vorgeworfen, dafs fie einen dem Dichter fremden Gedanken enthalte: denn nicht *vor Angft* lärmen fie, fondern im trotzigen Gefühl der Freyheit, wann Ajas den Rücken gewandt. *Erfurdt* lieft:

ἀλλ' (ὅτε γὰρ δὴ τὸ σὸν ὄμμ' ἀπέδραν,
παταγοῦσιν, ἅτε πτηνῶν ἀγέλαι·)
μέγαν αἰγυπιὸν σ' ὑποδείσαντες
τάχ' ἄν, ἐξαίφνης κ. τ. λ.:

in der Hauptfache, wie Jäger, der die Interpunction hinter ἀγέλαι aufhebt, und die Parenthefe bis αἰγυπιὸν fortgehen läfst, Toups σε gleichfalls für ächt erkennend. Die Unterfcheidung nach ἀλλὰ — gleichviel, ob Parenthefenzeichen oder Komma — billigen wir durchaus: denn hier findet keiner von den Fällen Statt, wo ἀλλὰ γάρ, wie unfer *aber ja*, eng verbunden ift (S. Schäfers *melet.* p. 76), fondern γὰρ gehört, wegen des ὅτε, einem Zwifchenfatz an, der *caufam continet eorum, quae fequuntur*, gerade wie Oed. Tyr. 1078. El. 577. 785. Aj. 328. Col. 755. Phil. 874. Aefchyl. Agam. 1077: ἐγὼ δ', ἐποικτείρω γάρ, οὐ θυμώσομαι. S. Thierfch im *fpecimen ed. Sympof. Platonis* p. 37. Gleichwohl dünkt uns, in der *Erf.* Anordnung die Periode etwas verfchroben, die offenbar beffer fo fortliefe:

τάχ' ἄν, ἐξαίφνης εἰ σὺ φανείης,
μέγαν αἰγυπιὸν σ', ὑποδείσαντες —,

und defshalb Jägers Anordnung vorzüglicher, die doch nur zwey Worte dem τάχ' ἂν voraufgehen läfst. Aber befriedigend ift auch diefe nicht. Das von Toup eingefchaltete σε ift unnöthig, weil nach Seidlers Unterfuchungen (*de dochm.* p. 80, wozu wir Aefch. Agam. 809 fügen: Ἑλένης ἕνεκ', οὐ γὰρ ἐπικεύσω) im anapäftifchen Sylbenmafs eine kurze Sylbe durch die Macht der Arfis verlängt werden darf, und möchte an diefer Stelle leicht den Gefichtspunct verrücken. Wir würden ohne Bedenken lefen:

ἄτε πτηνῶν ἀγέλαι
μέγαν αἰγυπιὸν ὑποδείσαντες),

da ja die *Synesis generum* gerade hier einen guten Grund hat, wenn wir nur ὑποδείσαντες als dem Sinne nach passend zu rechtfertigen wüssten. Da wir diess nicht vermögen, bleibt uns ein dreyfacher Ausweg. Entweder, wir verwandeln ὑποδείσαντες in ἀποδράσαντες, wodurch wir eine Periode erhielten, wie bey Apollon. Rhod. 1, 1049, den Brunck anführt; oder wir stellen es hinter φανείης; oder endlich, wir werfen es als eine unnütze Glosse ganz aus dem Text. Diess Letztere dünkt uns das Vorzüglichste, und demnach könnte die Periode also zu Ende gehen:

ἀλλ' (ὅτε γὰρ δὴ τὸ σὸν ὄμμ' ἀπέδραν,
παταγοῦσιν, ἄτε πτηνῶν ἀγέλαι
μέγαν αἰγυπιὸν) τάχ' ἄν, ἐξαίφνης
εἰ σὺ φανείης,
σιγῇ πτήξειαν ἄφωνοι.

— 176. Die Fügung, welche *Erf.* der Vulg. zumuthet: ἦ ῥα κλυτῶν ἐνάρων δώροις (*propter dona*) ψευσθεῖσα αὐτῶν, dünkt uns härter, als die Annahme, Sophokles habe ψευσθεῖσα δώροις, anstatt ψευσθεῖσα δώρων gesagt, an die wir uns immer noch lieber halten, als an Musgrave's von Lobeck und Hermann überschätzte Änderung φευσθεῖσ' ἀδώροις. Gleich darauf liest *Erf.* sehr gut mit dem Scholiasten des jen. Codex: ὁ χαλκοθώραξ ἤ τιν' Ἐνυάλιος, und behält S. 181 die gewöhnliche Interpunction bey. — 189. βασιλῆς wird als attisch erwiesen, gegen Lobecks Schreibart βασιλῆς. — 191: μὴ μή μ', ἄναξ, —. Um der Elision des μοι zu entgehen, liest *Erf.*, nach zwey Stellen des Aristophanes, μὴ 'μοιγ', ἄναξ, wodurch die Bitte an inniger Heftigkeit verliert, und ein viel zu grosser Nachdruck auf die Persönlichkeit des Bittenden gelegt wird. Nicht bloss diese Elision verwirft der Herausgeber, wiewohl er sie im οἴμ' für οἴμοι anerkennt, sondern überhaupt die Elision des Diphthongen *αι in primis ac tertiis personis et in infinitivo*, und die zahlreichen, für die entgegegesetzte Meinung von Lobeck angeführten Stellen sucht er sämmtlich durch Emendation zu heilen. Unter diesen sind einige sinnreiche, wie zu Aesch. Theb. 475, aber auch viele höchst verwerfliche. Wir bekennen, dass uns die Abhandlung, ungeachtet des Fleisses, der überall hervorblickt, durchaus nicht befriediget, zumal da wir nicht sehen, ob irgend ein philosophischer Grund, oder bloss die unsichere Foderung des Gehörs den Untersucher geleitet hat. — 196. ἄταν οὐρανίαν φλέγων. Wie diese Stelle zu deuten sey, lehrt das Citat aus dem Aelian nicht. Nach unserer Meinnng enthält das Scholion εἰς οὐράνιον ὕψος ἀνάπτων τὴν βλάβην mehr Wahres, als was *Wunderlich* will (*obs. crit.* p. 128), οὐράνιος sey bloss *immensus*, eine Annahme, die dem Ausdruck Alles entzieht, was er für die Phantasie ist, und ihn auf einen Verstandesbegriff beschränkt. Das ewige und ängstliche Zögern des Ajas facht das unselige Gerücht zu einer himmelhohen Flamme empor. — 205. Der Artikel vor μέγας getilgt. — 208:

τί δ' ἐνήλλακται τῆς ἀμερίας
νὺξ ἥδε βάρος;

Statt Hermanns schöner Conjectur εὐμαρίας, *quod tandem onus haec nox permutavit cum hesterna tranquillitate? i. e. pro ea invexit*, lesen wir den ziemlich unklaren Vorschlag τάδ' ἀημερίας. Die Lesart εὐμαρίας, da θολερῷ κεῖται χειμῶνι voraufgeht, lässt in Ansehung des Sinnes kaum einen Wunsch übrig; wir gewinnen das Bild einer Meeresstille vor einem über Nacht einbrechenden Sturm. Vielleicht jedoch lässt sich die Vulg. eben dahin erklären: *welche schwere Umwandlung hat diese Nacht gebracht nach dem vorigen Tage.* Νὺξ τῆς ἡμερίης (ὥρας) ist die Nacht des gestrigen Tages, und der Begriff, dass es gestern noch so ganz anders war, wie heute, liegt in ἐνήλλακται, und überhaupt im ganzen Zusammenhange. — 225: ὑποκλῃζομέναν, nach Brunck, statt ὕπο κλῃζομέναν. Dagegen scheint Aeschyl. Prom. 66 zu seyn:

Heph. Αἶ αἶ Προμηθεῦ, σῶν ὕπερ στένω πόνων.
Kr. Σὺ δ' αὖ κατοκνεῖς, τῶν Διός τ' ἐχθρῶν ὕπερ
Στένεις;

Soll das erste ὑπερστένω, welches Brunck herbeyruft, Ein Wort seyn: so muss es auch das zweyte; dann aber entsteht eine Brechung, die im jambischen Senar wohl kaum zu dulden wäre. Andere hieher gehörige Stellen hat Markland gesammelt zu Eurip. Suppl. 988. — 251: τοίας ἐρέσσουσιν ἀπειλὰς halten wir mit *Erfurdt* für ächt. Sollte geändert werden: so dürfte Jägers Vorschlag τοιάσδε ῥήσσουσιν ἀπειλὰς leicht der vorzüglichste seyn. — 279: ἥκῃ. — 307:

καὶ πλῆρες ἄτης ὡς διοπτεύει στέγος,
παίσας κάρα 'θώϋξεν. ἐν δ' ἐρειπίοις
νεκρῶν ἐρειφθεὶς ἕζετ' ἀρνείου φόνου,
κόμην ἀπρὶξ ὄνυξι συλλαβὼν χερί.

Ἐρειφθεὶς wird gegen ἐρεισθεὶς wacker vertheidigt. In dem letzten Verse hat *Erfurdt*, dem ὄνυξι-χερὶ fehlerhaft dünkte, aus einer *moskauer* Handschrift χεροῖν aufgenommen. Uns scheint der Tadel der Vulg. sehr gegründet: denn überall, wo das sogenannte ὅλον καὶ μέρος eintritt, wird das Ganze zuerst genannt, und der Theil des Ganzen zur näheren Bestimmung in dem selbigen Casus nachgeschickt. Wollte man sagen, die Nägel als der thätige Theil der Hand mussten zuerst genannt werden: so fällt wenigstens das ὅλον καὶ μέρος weg, und mit ihm alle aus dieser Figur hergenommenen Beweise für die Ächtheit unserer Stelle. Die Lesart χεροῖν enthält nun zwar keinen müssigen Zusatz, indem man sie fassen kann: „mit den Nägeln *beider* Hände"; doch bleibt die Verwandlung eines so leichten Wortes in das schwerere immer unbegreiflich. Rec. wagt kein Urtheil, kann aber nicht umhin, auf den sinnreichen Vorschlag des Herrn Jäger aufmerksam zu machen, der also liest:

καὶ πλῆρες ἄτης ὡς διοπτεύει στέγος,
κόμην ἀπρὶξ ὄνυξι, συλλαβὼν, χερὶ
παίσας κάρα 'θώϋξεν.

Hoc remedio adhibito (ſagt der würdige Mann) *totus verſus meliorem faciem induit, liberatusque onere, quo impediebatur, ita perſpicuus redditur, ut non caſu fortuito hanc in ſedem concedere, ſed ab ipſo Sophocle ſcriptus, quo ordine ſuaſi, exiſtimari poſſit. Conjunguntur etiam quae antea distracta divisaque locis legebantur, a poetis autem in luctu deſcribendo arcte colligari ſolent, capillorum laceratio cum capitis, pectoris aut lacertorum percuſſione, v. g. Eurip. Hel.* 377. *Ovid. Met.* 4, 139. — 315: *φανείην*. — 349: *μόνοι τ' ἐμμένοντες* wird gut gegen Schäfer und Hermann geſchützt. Die folgenden zwey Verſe ſind ſo abgetheilt:

> ἴδεσθέ μ' οἷον ἄρτι κῦ-
> μα φοινίας ὑπὸ ζάλης,

eine Anordnung, die ſich von ſelbſt widerlegt, wie V. 374 die Abtheilung:

> ἐν δ' ἑλίκεσσι βουσὶ καὶ κλυ-
> τοῖς πεσὼν αἰπολίαις,

wofür frühere Ausgaben richtig Choriamb. Dim. leſen. V. 397:

> — — οὔτε γὰρ θεῶν
> γένος, οὔθ' ἁμερίων
> ἔτ' ἄξιος βλέπειν, τιν' εἰς
> ὄνασιν ἀνθρώπων.

Erfurdts (oder vielmehr Lobecks) Erklärung: *οὐ γὰρ (εἰς) θεῶν γένος ἄξιός εἰμι βλέπειν, οὔτε εἰς ὄνησιν ἀνθρώπων: neque a deorum genere, neque ab hominibus auxilium expectare debeo*, dünkt uns mit der Anlage der Periode nicht verträglich; denn wäre im erſten Gliede eine Partikel ausgelaſſen: ſo muſste ſie im zweyten viel früher eintreten, wie Aeſchyl. Ag. 540: Πάρις γὰρ οὔτε συντέλης πόλις. Wir verbinden daher lieber: *οὔτε θεῶν γένος οὔτε ἀνθρώπων ἀξ. εἰμ. βλέπειν, εἴς τινα ὄνασιν.* Gleich darauf lieſt *Erfurdt* mit Wahrſcheinlichkeit:

> εἴγε τὰ μὲν φθίνει, φίλοι, τοῖσδ' ὁμοῦ πέλας,
> μωραῖς δ' ἄγραις προσκείμεθα, —

und in der Gegenſtrophe:

> ἐξερέω μέγ', οἷον οὔτινα Τροία στρατοῦ (*dochm. c. jamb.*).

Das Schwankende in der Strophe ſtimmt vortrefflich zur Gemüthsverfaſſung des Helden. Rec. verſteht: „wohin ſoll ich fliehen, wo Ruhe finden, da mein Ruhm geſchwunden iſt, zugleich mit dieſen da, die um mich liegen, und ich in den thörichten Fang mich eingelaſſen." Verluſt des vorigen Ruhms iſt ſein erſter Gedanke, Schande für die Zukunft ſein zweyter. So ſcheint auch *Erfurdt* die Stelle verſtanden zu haben, die nicht mehr Dunkelheit hat, als es die Natur der Sache fodert. — V. 475:

> τί γὰρ παρ' ἦμαρ ἡμέρα τέρπειν ἔχει
> προσθεῖσα κἀναθεῖσα τοῦ γε κατθανεῖν;

Über dieſe ſchwierige Stelle ſucht Hermann folgendes Licht zu verbreiten. *Quae difficultas viſa eſt eſſe in hoc loco, ea in eo eſt poſita, quod pro vita mors nominatur. At hoc recte factum eſt. Senſus enim hic eſt: quid delectare poteſt dies diei accedens, qui quidquid vitae addat vel demat, id tamen non niſi tempori, quo moriendum eſt, addat dematque.* Die *Erfurdtſche* Auslegung iſt keiner Mittheilung werth. Aber gut wird darin bemerkt, daſs *κἀναθεῖσα* (welches gleichwohl nicht in den Text gerückt würde) ſchon wegen *προσθεῖσα* den Vorzug verdiene. — V. 485, *ἀναγκαία τύχη* wird zu eng durch *captivitas* erklärt. Das *harte Verhängniſs* iſt gemeint, welches die Tekmeſſa ereilt hat, Verluſt der Freyheit, der Ältern und Angehörigen, des Vaterlandes u. ſ. w. So V. 803, und Electr. 48. Übrigens wird richtig gegen Lobeck bemerkt, daſs Tekmeſſa nicht tröſten wolle, ſondern den Ajas bloſs bitten, ihr herbes Schickſal nicht noch durch ſeinen Tod zu vergröſsern. — V. 511. διοίσεται (ὑπ' ὀρφανιστῶν μὴ φίλων), welches der Scholiaſt durch *βιώσεσται* erklärt, ſoll *διασπασθήσεται* ſeyn, nach einer Stelle aus dem Dio Chryſoſtomus. — V. 515. Statt:

> — — — σὺ γάρ μοι πατρίδ' ἤστωσας δορὶ,
> καὶ μητέρ'. ἀλλ' ἡ μοῖρα τὸν φύσαντά με
> καθεῖλεν Ἅιδου δανασίμους οἰκήτορας —

lieſt Hermann, und mit ihm der Herausgeber, *καὶ μητέρ' ἄλλη μοῖρα τὸν φύσαντά τε*, eine Änderung, der es an Härte des Gedankens und der rhythmiſchen Bewegung nicht fehlt. Uns ſcheint die Vulg. durchaus geſund, und *ἡ μοῖρα* wie *ἡ πεπρωμένη* geſagt zu ſeyn.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Frankfurt a. M., in der herrmannſchen Buchhandlung: *Sammlung der neueſten Überſetzungen der römiſchen Proſaiker, mit erläuternden Anmerkungen.* Dritter Theil. *Cornelius Nepos Biographieen.* Dritte verbeſſerte Ausgabe. 1815. XXIII u. 600 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Auch unter dem Titel:

Biographieen des Cornelius Nepos überſetzt von *Joh. Andr. Benign. Bergſträſser.* Dritte Ausgabe. Durchaus umgearbeitet von Dr. *Nicol. Gottfr. Eichhoff*, Prorector des herzogl. naſſauiſchen Gymnaſiums zu Weilburg.

Neuſtadt a. d. Orla, bey Wagner: *Schulverbeſſerungsplan, zunächſt für Landſchulen in Sachſen.* Zweyte, vermehrte Auflage. XIV u. 108 S. 8. nebſt 3 Tabellen in Folio. (9 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1815.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Leipzig, b. Gerh. Fleischer d. J.: *Sophoclis Tragoediae septem ac deperditarum fragmenta emendavit — — Car. Gottl. Aug. Erfurdt* etc. Vol. VI. *Ajax.*

2) Ebendaselbst: *Sophoclis Tragoediae — iterum recensuit Car. Gottl. Aug. Erfurdt.* Vol. II. *Oedipus rex.*

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

V. 519: οὐκ ἂν γένοιτ' ἔθ' οὗτος. — V. 534: πρέπον γέ τ' ἂν ἦν mit Porson. Rec. vermuthete πρέπον γὰρ ἦν ἄν. — V. 537: τί δῆτ' ἂν ὡς ἐκ τῶνδ' ἂν ὠφελοῖμί σε; ist gut hergestellt und vertheidiget. — V. 554:

ἐν τῷ φρονεῖν γὰρ μηδὲν ἥδιστος βίος·
τὸ μὴ φρονεῖν γὰρ κάρτ' ἀνώδυνον κακόν,
ἕως τὸ χαίρειν καὶ τὸ λυπεῖσθαι μάθῃς.

Den zweyten Vers hat der Herausgeber nach Bruncks Vorgange verstoßen, wodurch dem Dichter nach unserem Gefühl eine wesentliche Schönheit geraubt ist. *Videtur non inutilis* (sagt Jäger), *quin necessarius, ne Ajax aut Sophocles brutam illam infantiae indolentiam et stuporem a cogitando alienum simpliciter laudare et commendare sine circumscriptione videatur: quod facere sine veri transgressione neuter posset. Arctioris talis constrictionis fines designantur his verbis, quae Brunckius tanquam civitate expulit.* In der Verweilung bey dem bewußtlosen Zustande liegt etwas Rührendes, hier um so rührender, da ein Mann spricht, der so eben aus dem verwandten Zustande des Wahnsinnes zum Gefühl unsäglicher Seelenleiden erwacht ist. Einen ähnlichen Fall bieten die Choephoren V. 505:

ἄκου'· ὑπέρ σου τοιάδ' ἐστ' ὀδύρματα·
αὐτὸς δὲ σώζει, τόνδε τιμήσας λόγον.
καὶ μὴν ἀμόμφητον δὲ τίμα τὸν λόγον,
τίμημα τύμβου, τῆς ἀνοιμώκτου τύχης.

Wie herzlich betet hier Elektra zum geliebten Vater! und wie erhöht wird die Herzlichkeit durch Wiederholung des Hauptgedankens:

O hör', um dich ja tönet hier der Jammerton.
Dir selbst Erhaltung schaffst du, ehrend dieses Wort.
Ja wahrlich ehr' es dieses unschuldvolle Wort,
Des Grabs Verehrung, welches unbeweinet blieb!

τῆς ἀνοιμώκτου τύχης ist Apposition zu τύμβου, dem Grabe, welchem die Ehre der Todten, die Klage, nicht zu Theile ward. Den dritten dieser Verse mit Herm. und Schütz aus dem Texte zu werfen, wird Rec. nie über sich vermögen. — V. 596. In der ersten Strophe und Antistrophe ist *Erf.* Bothe's trefflicher Abtheilung gefolgt, ausser dass V. 605 und 606, was auch schicklicher dünkt, als zwey Verse gesondert bleiben. V. 602 u. 615 werden durch die Lesarten λειμωνίδι und φρενὸς οἰοβώτας in Einklang gebracht, welchen letzteren Ausdruck Herm. durch αὐτόγνωστος, *qui suo arbitrio pervicax utitur*, trefflich erläutert. Wie aber V. 601 Ἰδαία μίμνω und V. 614: κρατοῦντ' ἐν Ἄρει sich entsprechen sollen, ist nicht abzusehen. Da Ἄρει die erste Sylbe häufig lang hat, durfte ohne Bedenken das von Lobeck als ächt erwiesene εἰν aufgenommen werden. Im 597 V. ist für das unpassende ἀλίπλαγκτος aus einigen Handschriften ἀλίπλακτος, worauf schon Lobeck verfiel, mit Recht hergestellt, und V. 604 εὐνώμα. In der zweyten Strophe, die ebenfalls gut abgetheilt ist, haben Lobecks Änderungen, V. 633 ἄμοιγμα u. V. 635 ὁ νοσῶν, Aufnahme gefunden. V. 627 f. wird gut erklärt: *lugubre carmen occinet, neque* (*i. e. et quidem non*) *molles questus edet, ut luscinia, sed clamosos ejulatus.* — V. 649. καὶ περισκελεῖς wird gut vertheidigt. — V. 674:

δεινῶν τ' ἄημα πνευμάτων ἐκοίμισε
στένοντα πόντον· ἐν δ' ὁ παγκρατὴς ὕπνος
λύει πεδήσας, οὐδ' ἀεὶ λαβὼν ἔχει.
ἡμεῖς δὲ πῶς οὐ γνωσόμεσθα σωφρονεῖν;

Aus dem vielen, zum Theil von Rec. veranlassten Hin- und Hersprechen über diese Stelle, ist endlich der Vortheil erwachsen, dass sowohl die Erklärung στένοντα ὑπὸ δεινῶν ἀνέμων, als die Änderung λείων auf immer verbannt scheinen. Zu den früher von uns angeführten Stellen fügen wir Theokr. XI, 22:

φοιτῇς δ' αὖθ' οὕτως, ὅκκα γλυκὺς ὕπνος ἔχῃ με,
οἴχῃ δ' εὐθὺς ἰοῖσα, ὅκα γλυκὺς ὕπνος ἀνῇ με,

wo das Binden und Lösen vereint ist, wie das Aufregen und Besänftigen in Aeschyl. Ag. 645:

πῶς γὰρ λέγεις χειμῶνα ναυτικῷ στρατῷ
ἐλθεῖν, τελευτῆσαι τε δαιμόνων κότῳ;

Und diess finden wir häufig, dass einer Gottheit oder Naturgewalt beides, das Bringen und das Nehmen, gleichsam um die Grenzen ihrer Macht anzudeuten, zugleich beygelegt wird, z. B. Hor. Sat. 2, 3, 288: *Jupiter, ingentes qui das adimisque dolores,* Soph. Aj. ὡς ἡμέρα κλίνει τε κἀνάγει ἅπαντα τἀνθρώπεια u. s. w. Erfreulich ist es, auch hier mit einem Manne wie Jäger zusammen zu treffen. Dieser ehrwürdige Schüler Ernesti's, der ausser Bruncks und seiner Vorgänger Ausgaben nichts Neueres über den Sophokles kennt, aber den Mangel an Hülfsmitteln durch Scharfsinn und Gründlichkeit ersetzt, sagt Fol-

gendes: *Saeva ventorum rabies cum turbidum mare non tranquillum reddat, removenda huius difficultatis species est observatione, quae quis fieri patiatur, ei ipsi ut auctori attribui. Ad hanc normam* κοιμίζειν *non erit sedare, sed quietem esse sinere* u. s. w. Die Richtigkeit der letzten Bemerkung läſst ſich auch in anderen Fällen nachweiſen. Odyſſ. 4, 114: δάκρυ δ' ἀπὸ βλεφάρων χαμάδις βάλε, ſie entſtürzte ihm; 5, 315: τῆλε δ' ἀπὸ σχεδίης αὐτὸς πέσε· πηδάλιον δὲ ἐκ χειρῶν προέηκε, das Steuer entſuhr ihm (er entſandte, weil er wohl muſste); Ariſtoph. Av. 88: δείσας ἀφῆκας τὸν κολοιόν, *amiſiſti*. Soph. Aj. 373: ὃς χερὶ μεθῆκα τοὺς ἀλάστορας, gleich als wenn Ajas ſie ſchon in Händen gehabt hätte u. ſ. w. — Im 675 V. lieſt *Erf.* ἐκ δ', für ἐν δ', mit der etwas wunderlichen Bemerkung: „ἐν δὲ *non ponitur, niſi quum conjunguntur res, quae eodem temporis ſpatio vel ſunt vel fiunt.*" Richtiger Jäger: „ἐν *per tmeſin diſtractum eſt ab integro* ἐμπεδήσας." So Aj. 374: ἐν δ' ἑλίκεσσι βουσὶ καὶ κλυτοῖς πεσὼν αἰπολίοις, und Oed. Tyr. 27. Das vorangeſtellte ἐν deutet der Phantaſie an, daſs der Schlaf zuerſt gebunden habe, ehe er wieder löſt. Leſen wir mit Bothe ἐκλύει: ſo wird der Begriff des Löſens zuerſt ausgeſprochen, was gegen die anſchauliche Begriffsſtellung iſt. — V. 678: ἐγὼ δ', und dann ἐχθαρτέος. — In dem Chorliede V. 693—718 that *Erf.* ſehr Recht, ſich an die Herm. Abtheilung von V. 702 und 703 zu halten; die übrige Anordnung möchte noch manchem Zweifel unterworfen ſeyn. V. 714 lautet nun wieder, wie in früheren Ausgaben:

πάνθ' ὁ μέγας χρόνος μαραίνει τε καὶ φλέγει·

und der entſprechende Vers der Strophe:

νῦν γὰρ ἐμοὶ μέλει χορεῦσαι***

wobey wir die Möglichkeit nicht einſehen, den Vers, der ſo rund daſteht, auf eine Weiſe auszufüllen, die den Gedanken nicht ſchwächt. *Erfurdts* Vorſchlag, χαρᾶς ὕπαι einzuſchalten, iſt gar zu matt. Daſs der Gegenvers überladen ſey, ſagt uns auſser Lob. und Br. das eigene Gefühl, und Bruncks Weiſe, die drey letzten Worte zu tilgen, dünkt uns die einfachſte und beſte. Lobeck lieſt:

πάνθ' ὁ μέγας χρόνος φλέγει τε,

und erklärt φλέγει, das auch ganz anders gefaſst werden kann, durch προφαίνει. *Non enim ideo*, ſagt er, *nihil quidquam deſperandum eſt, quod tempus cuncta conficit, ſed quod nihil, non aliquando futurum eſt*, vielleicht an Phil. 306 denkend:

πολλὰ γὰρ τάδε
ἐν τῷ μακρῷ γένοιτ' ἂν ἀνθρώπων χρόνῳ.

Wie ſchön aber auch der Gedanke iſt, gerade hier ſcheint er den Zuſammenhang zu ſtören. Μαραίνει, welches *Erf.* mit Recht auf den Wahnſinn des Aj. bezieht, iſt unentbehrlich, und weiſet auf V. 647 zurück. — V. 717: Die Leſarten μετανεγνώσθη und θυμοῦ ſcheinen keinen Wunſch übrig zu laſſen. — V. 719: φίλον, Musgrave's nutzloſe Conjectur wird nicht aufgenommen; eben ſo wenig V. 726 Schäfers στρατῷ. — V. 751: τοῦ προσωτάτω. — V. 756: τῇδε θἠμέρᾳ, hier und weiter unten noch einige Mal, iſt mit Lobeck in τῇδ' ἐν ἡμέρᾳ verwandelt; nicht ſo Oed. Tyr. 1283. Ob jenes durchaus verwerflich ſey, iſt noch unerwieſen. — V. 758 κἀνόνητα iſt unſtreitig vorzüglicher als Vauvilliers Änderung κἀνόητα. — V. 859:

καί σφας κακοὺς κάκιστα καὶ πανωλέθρους
ξυναρπάσειαν· ὥσπερ εἰσορῶσ' ἐμὲ,
αὐτοσφαγῆ πίπτοντα, τὼς αὐτοσφαγεῖς
πρὸς τῶν φιλίστων ἐκγόνων ὀλοίατο.

Die leichtſinnig verſtoſsenen Verſe hat *Erf.* mit Recht beybehalten; ob aber die hinzugefügte Erklärung ihr Glück machen wird? „*Ac miror neminem fuiſſe interpretum, quin verbum* εἰσορῶσιν *de Atridis acciperet, quaſi vero hi eo tempore praeſentes affuiſſent: quum Furias debere intelligi et verſus 836 et res ipſa oſtendat. Poſt* πίπτοντα *itaque non comma, ſed ſemicolon ponendum eſt, ita ut quae ſequuntur, ad augendam imprecationis gravitatem ſuperadjici putemus.* Rec. kann ſich noch nicht überzeugen, daſs ὥσπερ und τὼς anders als in Beziehung zu einander ſtehen ſollten; und der Grund, warum die Atreiden verworfen werden, ſcheint durchaus ſpitzfindig. Ferner heiſst es: *Praedictionis nullum deprehendo veſtigium, eoque minus, quod divinantes futuris, non optativis uti ſolent.* Dieſs ſagt auch wenig, da ja hier die Ahndung von dem bevorſtehenden Tode des Agamemnon in den bitteren Wunſch eingekleidet iſt, daſs er noch ſchrecklicher ausfallen möge, als ihn das Schickſal beſchloſſen hat. Überhaupt dünkt uns auf Lobecks gedankenreiche Anmerkung zu oberflächliche Rückſicht genommen. — V. 877:

ἀλλ' οὐδ' ἐμοὶ δὴ, τὴν ἀφ' ἡλίου βολῶν
κέλευθον, ἁνὴρ οὐδαμοῦ δηλοῖ φανείς.

In den Anmerkungen wird Wunderlichs Verbindung: φανεὶς τὴν κέλευθον, wonach die beiden Komma wegfallen, als richtig anerkannt, und ἡ ἀφ' ἡλίου βολῶν κέλευθος durch *via, quae ab oriente ad occidentem ducit*, erklärt. In Rückſicht der Fügung δηλοῖ φανεὶς darf Ant. 20: δηλοῖς καλχαίνουσά τι, *patet occulte te quoddam facinus meditari*, nicht überſehen werden. — V. 885. Die Vulgata:

τίς ἂν δῆτά μοι — —
τὸν ὠμόθυμον, εἴ ποθι,
πλαζόμενον λεύσσων
ἀπύοι;

wird durch glückliche Interpunction vor unnöthigen Änderungen geſchützt. „Εἴ ποθι ſc. πλάζεται, *quod ex ſequente* πλαζόμενον *ſubaudiendum. Sic Phil.* 1182: ξίφος, εἴ ποθεν, προπέμψατε." — V. 1004:

ὦ δυςθέατον ὄμμα, καὶ τόλμης πικρᾶς.

Daſs τόλμης von ὄμμα abhange, wird überzeugend gegen Lob. und Musgr. dargethan. — V. 1047: οὗτος σὲ φωνῶ μὴ ξυγκομίζειν, Schäfers Leſart, wird in den Anmerkungen anerkannt. — V. 1056. Des Scholiaſten ὡς ἐλοιδόρει ſt. ὡς ἕλοι δορὶ dünkt dem Herausgeber eine *praeclara lectio*, mit welchem Rechte, vermag Rec. mit Jäger und Lobeck nicht einzuſehen. — V. 1105. Für ὅλων στρατηγὸς wird vorgeſchlagen ὅπλων στρατηγὸς, was als Phraſe ſich vertheidigen

läſst, aber durchaus keinen ſtatthaften Sinn gewährt. — V. 1117. Herm. lieſt: ὡς ἀνὴς, *ſcil.* αὐτοῦ. *Iſto tuo ſtrepitu nihil moveor, ut te eum omittere velim, quum talis homo ſis.* — V. 1120. Aus σμικρὰ φρονεῖν wird gegen Lobecks Bemerkung σμικρὸν φρονεῖν gemacht, der Regel zu Liebe, daſs *muta cum liquida* in Jamben und Trochäen keine Poſition hervorbringen. Die zahlreichen Stellen, welche der Regel widerſtreiten, ſind vom Herausgeber, und nicht allemal glücklich, wie z. B. Aeſch. Perſ. 779, wo zwey Worte durch Umſtellung eine ſchlechte Stellung gewinnen, emendirt worden. Die Sache iſt vom Herausgeber um ſo weniger zur Entſcheidung gebracht, da er in den daktyliſchen und anapäſtiſchen Verſen, auch den dochmiſchen, wie es ſcheint, dergleichen Poſitionsverlängungen zuläſst, und gar keinen Grund angiebt, weſshalb ſie hier und nicht auch dort zu dulden ſeyn ſollten. — S. 1134. ἐμίσουν iſt ſchön vertheidigt. — V. 1190. Wie man auch über die hermannſche Abtheilung, die uns nicht ſehr metriſch dünkt, urtheilen möge, gewiſs iſt die Vertheidigung von εὐρώδη dankenswerth, *quod vocabulum ſi de regione ad Trojam humidis pratis plena intelligatur, conſentit V.* 1208 ἀεὶ πυκιναῖς δρόσοις τεγγόμενος κόμας, *et Aeſch. Agam.* 569. Rec. wird über dieſe ſchwierige Stelle ſeine Meinung anderswo ſagen. — V. 1312: ἢ τοῦ σοῦ γ' — V. 1366: ὁμοῖα ἑαυτῷ hat Lobeck, wie auch *Erf.* anerkennt, trefflich erläutert. Nach unſerer Meinung muſs auf eine ähnliche Weiſe Trachin. 145 erklärt werden:

> τὸ γὰρ νεάζον ἐν τοιοῖςδε βόσκεται
> χώροισιν αὐτοῦ.

Die Jugend weidet auf eigenen Fluren, auf Fluren, die lieblich ſind, wie die Jugend ſelbſt.

Da der zweyte Theil der kleineren Ausgabe, den König Ödipus enthaltend, vor der Erſcheinung unſerer Anzeige dieſes Stückes in der gröſseren Ausgabe, ausgearbeitet und zum Theil abgedruckt war: ſo ſind wir einer neuen Anzeige überhoben. Bloſs in der letzten Hälfte des Stückes fanden wir eine in der Recenſion vorgeſchlagene Interpunctionsveränderung vom Herausgeber in den Text gerückt. Die *Addenda* enthalten eine durch jene Recenſion veranlaſste Prüfung von Oed. Tyr. 377 u. 378, die zu Gunſten der brunckiſchen Emendation ausfällt. Wir verkennen nicht den Scharfſinn des berühmten Vfs., ſind aber von ihm nicht überzeugt worden. — Die voreilige Beſchuldigung S. 28, *Ahlwardt* ſey nicht der *erſte*, der das Chorlied von V. 177 an in Strophen und Gegenſtrophen vertheilt habe, iſt bereits in dem Intelligenzblatte unſerer Zeitung widerlegt worden. Von Ahlwardt unabhängig hat Hermann dieſelbige Abtheilung gefunden, und von beiden unabhängig Solger; und dieſs iſt kein Wunder, da ſie ſich, wie Solger zeigt, durch die kennbaren Strophen-Anfänge und -Ausgänge gleichſam von ſelbſt darbietet.

Einem Gerüchte zufolge, dem wir gerne Gehör gaben, wird ein trefflicher Gelehrter und Schüler Hermanns die gröſsere Ausgabe, und Hermann ſelbſt die kleinere Ausgabe fortſetzen. Möge es ſich beſtätigen!

D. A. E.

STATISTIK.

KARLSRUHE, b. Müller: *Statiſtiſches Handbuch für das Herzogthum Baden,* enthaltend den Perſonalſtand der Hof- und Civil-Staatsdiener nach dem Beſtand im November 1814. 1815. 130 S. 8.

Der letzte badiſche Staatskalender erſchien im J. 1805. In dieſem Zeitraume muſsten in dem Perſonalbeſtand der angeſtellten Staatsdiener bedeutende Veränderungen vorgehen, zumal da das badiſche Gebiet ſich inzwiſchen ſo ſehr erweitert hat, und die Bevölkerung von 437,162 Seelen auf mehr als eine Million geſtiegen iſt. Dieſs veranlaſste den Verleger zur Abfaſſung des vorliegenden Verzeichniſſes, welches mit Unrecht ein ſtatiſtiſches Handbuch heiſst, obgleich die geographiſch-ſtatiſtiſche Überſicht des Groſsherzogthums aus *Büchlers* Topographie hier, als Einleitung, wieder abgedruckt iſt. An ein ſtatiſtiſches Handbuch würde der Leſer Anfoderungen machen, welchen zu genügen nicht einmal in der Abſicht des Vfs. liegen konnte. Auch will er ſeine Arbeit lediglich nur als ein *Privatunternehmen* angeſehen wiſſen, wozu er jedoch die höchſte Genehmigung erhalten. Die Anordnung iſt nicht ſtreng ſyſtematiſch. Die Hauptrubriken ſind folgende: *Hofſtaat.* Man findet hier nur 7 Oberhofchargen und 6 Hofchargen, und die Männer, welche ſie bekleiden, ſtehen gröſstentheils noch in anderen Ämtern. Die Zahl der Kammerherrn iſt 74, die meiſten haben Civil- oder Militär-Stellen. Dieſs iſt auch der Fall mit den 10 Kammerjunkern und 16 Hofjunkern. Das Hoftheater in Karlsruhe umfaſst ein Perſonale von 88 Perſonen, worunter 16 Schauſpieler, 17 Schauſpielerinnen, 14 Choriſten, und 12 Choriſtinnen. Die Muſik wird vom Hoforcheſter beſorgt. Unter der Rubrik: *Schlöſsverwaltung,* fehlen die Schlöſſer in Baden, Raſtatt, Waghäuſel, die Favorite u. a. Befremdend iſt es, daſs S. 73 der *Hofbildhauer,* der Hofbäcker und der Hofbürſtenmacher neben einander gereiht ſind, da doch der erſte ſeinen Platz bey dem Hofmaler hätte finden müſſen. Nicht minder fällt ebendaſelbſt die Zuſammenſtellung des *Hofjuweliers* mit dem Hofkaminfeger auf. Der Hofſtaat der Frau Groſsherzogin und der Frau Markgräfin geben Beweiſe von Simplicität und Anſpruchloſigkeit. Jener beſchränkt ſich auf einen Cavalier und vier Damen, dieſer auf zwey Cavalier und zwey Damen. S. 79 kommt noch ein *Hofſtaat* der vor 30 Jahren verſtorbenen, um das badiſche Haus vielfach verdienten Markgräfin *Karoline* vor. S. 83, 84 und 85 ſteht die Aufſchrift *Hofſtaat* ſehr unpaſſend. Es iſt daſelbſt nur von *Dienerſchaft* die Rede. Das *geheime Cabinet* beſteht aus drey Staats- und Cabinets-Räthen, zwey Legationsräthen, einem geheimen Secretär und einem geheimen Kanzliſten. Den *Staatsrath* bilden drey Staats- und Cabinets-Räthe, zwey Legationsräthe, ein geheimer Secretät und ein geheimer Kanzliſt. Fünf *Miniſter* beſorgen die inneren Angelegenheiten, die äuſseren, die Juſtiz, die Finanzen und das Kriegsweſen. *Hofgerichte* ſind in Mannheim, Raſtatt und Freyburg. Ein *Oberhofgericht* hat ſeinen Sitz in Mannheim. *Generalvicariate* ſind in Konſtanz und Bruchſal. Auf

dieſe folgen: die *Forſtämter*, die *Bezirksämter*, 91 an der Zahl, mit eben ſo vielen *Phyſicaten*, die *Domänenverwaltungen* und *Einnehmereyen*, die *Poſten*, die *Decanate* der drey Confeſſionen, und die zwey *Univerſitäten*, Freyburg und Heidelberg. Der *Militäretat* fehlt, ſo auch die *Lyceen*, *Gymnaſien* und *Pädagogien*. Unbedeutende Titularen ſind angegeben, wie Hofſeifenſieder, Hofſchieferdecker u. dergl. Das könnte da, wo man mit dem eigentlichen Verhältniſſe nicht bekannt iſt, auf den Wahn bringen, als ob ſolche Prädicate mit Beſoldungen verbunden wären, was nicht der Fall iſt. Zweckmäſsiger für den Gebrauch des Geſchäftsmannes wären die Namen der Ortsvorgeſetzten beygefügt worden, wie dieſs auch in den früheren Staatskalendern geſchehen.

S. R.

KLEINE SCHRIFTEN.

GRIECHISCHE SPRACHLEHRE. *Wittenberg*, b. Gräſsler: *De productione brevium ſyllabarum caeſurae vi effecta in verſu Graeco heroico, maxime Homerico.* Commentatio philol. — auct. *Franc. Spitzner*, Act. LL. M. et Lyc. Viteb. Conrect. (nunc Rectore). 1812. 48 S. 4.

Angeregt durch *Hermanns* Beobachtungen über den griechiſchen Hexameter und durch die Wichtigkeit der Sache ſelbſt, verſucht ein geiſtvoller und gelehrter junger Philolog in der vorliegenden Schrift, die Verlängerung kurzer Sylben durch die Cäſur, wenigſtens im Hexameter, unter gewiſſe Geſetze zu bringen, und ſo die älteſten Epiker von dem Verdacht regelloſer Willkühr hierin zu befreyen. Was ſich aus genauer Zuſammenordnung und Prüfung aller vorhandenen Fälle ergiebt, bietet dann zugleich eine feſte Norm für die ſpäteren Hexametriker, und ſo erſtreckt ſich der aus dieſer Forſchung erwachſende Gewinn über einen bedeutenden Zweig der helleniſchen Literatur: er beſteht theils in neuen Aufſchlüſſen über den inneren Bau einer der wichtigſten Versarten, theils in gröſserer Sicherheit und Conſequenz, wo es darauf ankommt, für die in dieſen Kreis fallenden Dichter einen haltbaren Text aufzuſtellen.

Der erſte Paragraph beſchäftigt ſich mit der dreyfachen Geſtalt, in der ſich die Verlängerung durch die Cäſur zeigen kann, bey einem kurzen Endvocal, dem ein einfacher Conſonant folgt, bey einem einfachen Conſonanten mit vorhergehendem kurzem Vocal, dem ein Vocal folgt, und, was der ſeltenſte Fall iſt, wo ein Vocal das erſte Wort ſchlieſst und das zweyte anfängt, wie Iliad. E, 576. Zugleich wird das Recht des paragogiſchen N nach *Wolfs*, *Hermanns* u. A. Vorgang gegen *Brunck* und *Northmore* geltend gemacht; ſelbſt da, wo ein folgender Doppelconſonant es als metriſche Krücke entbehrlich machen würde: es erſcheint alſo hier keineswegs als Nothbehelf, um verswidrige Kürzen zu beſeitigen, ſondern als ſelbſtſtändiges Beförderungsmittel des Wohlklanges. — Über das Digamma (§. 2) ſind keine neuen Anſichten mitgetheilt: bey den groſsen Widerſprüchen, die das Schweigen der Alten und das Schwanken der Neueren über dieſen Gegenſtand gebracht hat, dünkte es dem Vf. das Beſte, die durch ein angenommenes Digamma vertheidigten Kürzen und Hiatus nicht anders als die ſo nicht entſchuldigten zu behandeln. Der dritte §. beginnt die Unterſuchung ſelbſt, und fragt zunächſt, ob die Alten die Freyheit der Verlängerung durch die Cäſur nach gewiſſen Geſetzen beſchränkten. Da keine ausgeſprochene Regel hierüber auf uns gekommen iſt, vielleicht nicht einmal vorhanden war: ſo kann nur eine möglichſt genaue Zuſammenſtellung und Vergleichung aller hieher gehörigen Stellen zu einem Reſultat leiten. *Hermann* iſt mit einem guten Beyſpiel vorangegangen, und unſer Vf. ihm mit beharrlichem Ernſt gefolgt. Auf Zweyerley hat ſchon *Euſtathius* aufmerkſam gemacht, auf den Einfluſs, den hie und da die Aſpiration und der Accent bey Verlängerung urſprünglich kurzer Sylben ausübt. Der Vf. fügt als Gleiches bewirkend folgende Fälle hinzu, für welche die folgenden Paragraphen eine reiche Beyſpielſammlung und einfache Anwendungen enthalten: 1) Die flüſſigen Conſonanten bey voraufgehendem kurzem Schluſsvocal, N am ſeltenſten, P am häufigſten mit verlängernder Kraft, doch auch dieſs nicht bey allen beliebigen Wörtern, ſondern meiſt nur da, wo ſich das Wort auf keine andere Weiſe dem Vers fügen würde, welches freylich auf ein ganz abweichendes Princip zu deuten ſcheint. 2) Wörter von ſo beträchtlicher Sylbenzahl, daſs der Ton nothwendig an einer Stelle ſchwerer niederfallen, und dadurch einen künſtlichen Ictus bilden muſs: dieſs vorzüglich dann, wenn wieder ein langes Wort folgt, wie Iliad. Φ, 363. Od. ζ, 262. 3) Jede kleinere oder gröſsere Interpunction. 4) Einſylbige Wörter mit entſchiedener Rückbeziehung auf das Vorhergehende, wie ὥς in θεὸς ὥς. 5) Erhebung des Tons beym Vortrage, namentlich in Vocativendungen häufig. Unter dieſe Rubriken ordnet der Vf. faſt alle Fälle, die ihm ein genaues Studium ſeiner Epiker bis zu einem hohen Grad von Vollſtändigkeit an die Hand gegeben hat. Der leichteren Überſicht und auch einzelner weſentlicher Unterſchiede im Gebrauch wegen muſtert er in den §§. 4 bis 13 alle kurzen Vocale einzeln, in ihrer Reinheit und mit nachfolgenden Conſonanten zuſammengeſetzt, nach den verſchiedenen grammatiſchen Formen, in denen ſie ſich zeigen, genau beachtend, welche Fälle die ſeltenen, welche die häufigeren, und dieſs alles mit zahlreichen, wir dürfen wohl ſagen, erſchöpfenden Beyſpielen belegend. Es iſt dieſs der mühſamſte Theil der Abhandlung, und des Vfs. Fleiſs nicht genug anzuerkennen. Möchte es ihm ſelbſt weder an Neigung noch an Muſse gebrechen, dieſen Stoff zu ſeiner Zeit mehr zu verarbeiten, zu beleben, ihm noch einfachere Reſultate abzugewinnen. Denn, wir geſtehen es, anjetzt nöthigen ihn einzelne widerſtrebende Stellen noch ſo oft zur Aufnahme neuer Entſchuldigungsgründe, daſs man doch am Ende ſich dem Reich der Willkühr wieder näher ſieht, als es zu Anfang das Ausſehen hatte.

In den noch übrigen §§. 14 bis 20 wird nun, gleichfalls nach *Hermanns* Muſter, von dem bis hieher Ausgemittelten die Anwendung auf die ſpäteren Epiker, auf den Aratos, Apollonios von Rhodos, Nikandros, Oppian, Maximus, Manethon, den *Poeta de viribus herbarum*, den Nonnos und ſeinen Nachfolger Tryphiodor, Koluthos und Johannes von Gaza gemacht. Den Beſchluſs machen die Batrachomyomachie und die Überbleibſel des Empedokles, welche beide *Hermann* nicht berückſichtigte. Weil dieſer treffliche Gelehrte aus den übrigen Dichtern ſchon das meiſte hieher Gehörige gegeben, und nur eine geringe Nachleſe übrig gelaſſen hatte: ſo bewog dieſs Hn. *Spitzner*, zu reicherer Ausſtattung dieſes Abſchnittes zuweilen ſeinen eigentlichen Plan zu verlaſſen, und auch andere Stellen dieſer Dichter kritiſch zu behandeln. Dadurch gewinnt dieſe zweyte Hälfte einen eigenen Reiz; und zeigte uns die erſte den Vf. nur als grammatiſchen Berichtiger: ſo beurkundet er ſich hier vielfach an ſinnverdorbenen Stellen als gewandter, glücklicher und beſonnener Verbeſſerer. So ſcheint uns vortrefflich hergeſtellt: Oppian. Hal. 1, 637 *μόγῳ στονόεντι τετρυμμένοι ἅψεα πάντα, ἐξ ἁλὸς ἀΐσσουσι* ſtatt des verworrenen: *μ. στ. τετρυγμένοι, αἶψά γε πάντες ἐξ ἁ. ἀ.* So Maneth. 6, 137 *μῦθον — ἄῤῥητον ἐάσω* ſtatt des ſinnloſen *βάσω*. S. Nonnos. 5, 194, wo von einer Schwangeren die Rede iſt, *ἐννέα κύκλα Σελήνης* ſtatt *ἔνθεα*; 22, 85 *γαμήλιον ἔστεφεν εὐχὴν* ſtatt *ἔτρεφεν*, und vorzüglich glücklich: 27, 18. *Ἠελίου σελάγιζε βολαῖς ἀντίῤῥοπος αἴγλη* ſtatt des ganz unverſtändlichen *σελάγ. βέλος*.

Die elegiſchen Dichter hat Hr. *Spitzner* für dieſsmal nicht mit berückſichtiget. Möge ihn ſeine gelehrte Thätigkeit bald auch zu dieſen führen! Wir ſind durch die eben angezeigte Schrift berechtiget, für die Zukunft noch manches Bedeutende über die Metrik der Epiker von ihm zu erwarten.

V. K.

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1815.

ÖKONOMIE.

Berlin, in der nicolaischen Buchhandlung: *Elemente der Agricultur-Chemie in einer Reihe von Vorlesungen, gehalten vor der Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues* von *Sir Humphry Davy.* Aus dem Englischen übersetzt von *Friedrich Wolff*, Prof. am joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin, und *mit Bemerkungen und einer Vorrede begleitet* von dem königl. preuss. Staatsrathe *Albrecht Thaer.* Mit 1 Kupfer. 1814. 535 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Wenn dieses Werk die Erwartung, die man von den Schriften des berühmten Vfs. hat, dass sie nämlich die Wissenschaft fördern werden, nicht befriedigt: so kann es doch zur Vorbereitung derselben, besonders unter der achtbaren Classe der Landwirthe, Viel beytragen, und verdiente desshalb allerdings durch eine Übersetzung in Deutschland bekannter zu werden. Diess ist auch offenbar nur sein Zweck, und es muss also nicht aus dem Gesichtspuncte des Naturforschers, sondern des Landwirths, beurtheilt werden.

Die erste Vorlesung, worin eine allgemeine Übersicht der abzuhandelnden Gegenstände gegeben wird, ist wegen der Reichhaltigkeit und der Gedrängtheit der Ideen besonders anziehend, und in Ansehung des Vortrages die schönste.

Die zweyte Vorlesung hebt mit einem Versuche von *Knight* an, welcher erweisen soll, dass die eigenthümliche Richtung der Wurzeln und Äste von der Schwerkraft abhänge. Ohnerachtet dieser Versuch im Originale durch eine Figur erläutert ist: so gesteht Rec. dennoch, dass er jenen Beweis nicht darin finden könne. Was übrigens in dieser Vorlesung über die allgemeinen Potenzen und Stoffe gesagt ist, scheint für den Anfänger zu dunkel, und enthält nur einige Winke für den Kenner. Auch möchte sich der Übersetzer in dem Zusatze S. 59 wohl vergeblich bemüht haben, die Gründe, nach welchen die neueste Chemie die chemisch einfachen Körper durch Zahlen ausdrückt, demjenigen einleuchtend zu machen, der diese Lehre nicht schon kennt.

Dritte Vorlesung. Über die *Organisation der Pflanzen.* Der Vf. folgt hier grösstentheils *Mirbel*, und scheint unsere neueren deutschen Pflanzen-Physiologen wenig zu kennen. Dann von den näheren Bestandtheilen der Pflanzen. Beym Zucker sagt er, man ertheile ihm die Weisse dadurch, dass man Wasser durch ihn filtriren lasse, und setzt hinzu: „Da die den Zucker färbende Substanz in einer gesättigten Auflösung des Zuckers, oder in Syrup auflöslich ist: so kann man diese Operation weit schneller und ökonomischer verrichten, wenn man Syrup auf den gefärbten Zucker wirken lässt." Aber das sich durchziehende Wasser wird ja von selbst zu Syrup! Von dem *rein* dargestellten Zucker aus den Bete-Wurzeln scheint er noch nichts zu wissen, und sagt, dass er mit dem Trauben-Zucker übereinkomme. Die *Kirchhoffschen* Versuche mit der Umwandlung der Stärke in Zuckerstoff sind auch in England wiederholt, und der dadurch erhaltene Zucker komme zwischen den Trauben-Zucker und Rohr-Zucker zu stehen. In älteren Zeiten wurden die Erfindungen von blossen Empirikern durch Zufall gemacht, und dann durch Chemiker vervollkommnet; jetzt scheint es umgekehrt zu gehen: Chemiker erfinden und Fabrikanten vervollkommnen. So hat beym Bete-Zucker Hr. *Nathusius* auf Alt-Haldensleben endlich den wahren Punct getroffen, und hoffentlich wird dasselbe auch einmal mit dem Stärke- oder Kartoffel-Zucker erreicht; wenn auch nicht in völlig gleicher Gestalt, so wird er doch in gleicher Reinheit des Geschmacks mit dem Rohrzucker wahrscheinlich dargestellt werden können. Es wird S. 152 eine Tabelle über den Alcohol-Gehalt der bekanntesten Weine nach *Brandi* mitgetheilt. Die Analyse der Bestandtheile der Getreidearten und anderer vegetabilischer Nahrungsmittel nach *Einhof;* dann S. 167 eine andere Tabelle über die Menge der auflöslichen und nährenden Bestandtheile verschiedener vegetabilischer Substanzen, besonders Gräser, nach des Vfs. eigener Untersuchung, die in mancher Hinsicht merkwürdig ist.

Die vierte Vorlesung, über den *Boden und die Bestandtheile desselben.* Der Vf. macht, wenn er es gleich nicht ausdrücklich sagt, einen Unterschied zwischen den chemisch-elementarischen und den näheren Bestandtheilen des Bodens, und lehrt diese genauer beachten, als es bisher von den chemischen Agronomen geschehen ist. „Der unfühlbare Theil des Bodens, sagt er S. 178, welcher gewöhnlich Thon oder Lehm genannt wird, besteht aus Kieselerde, Alaunerde, Kalkerde und Talkerde, und ist in der That auf ähnliche Art, wie der harte Sand, zusammengesetzt, nur ungleich feiner zertheilt." Er lehrt also bey der Analyse des Bodens die fein zertheilte Erde erst durch Abschwemmen von dem Sande sondern. Letzterer bedarf keiner genaueren Untersuchung, als in sofern er beträchtlich Kalk enthielte. Ersterer aber wird einer

genaueren Analyse unterworfen, die der Vf. anzustellen lehrt, aber sehr richtig bemerkt, dafs man sich erst Übung in solchen Arbeiten verschafft haben müsse, bevor man grofse Genauigkeit in den Resultaten erwarten könne. Er geht aber bey dieser Untersuchung — wie alle Chemiker, aufser *Hermbstädt*, *Saussure* und die Agronomen der *Mögelinschen* Schule — zu leicht über die wesentlichste Substanz der Ackererde, welche die eigentliche Nahrung der Pflanzen, in sofern sie solche aus dem Boden ziehen, ausmacht, die *animalisch-vegetabilische Materie* (*Humus*) weg, und ohne sie in den mannichfaltigen Modificationen, die sie annimmt, zu verfolgen. Und diese Modificationen haben doch ohne Zweifel den wesentlichsten Einflufs auf die Fruchtbarkeit des Bodens, und folglich auf die physische Theorie des Ackerbaues.

Was der Vf. über die Wärme der Temperatur des Bodens sagt, ist nicht klar. Wir müssen unterscheiden: die eigenthümliche Wärme oder Wärme-Entwickelung des Bodens; die von der Sonne oder Atmosphäre ihm mitgetheilte Wärme, und das wärmeleitende Vermögen des Bodens. Letzteres ist wohl das wichtigste, und es kann vielleicht abgemessen werden durch die Verdampfung der Feuchtigkeit, welche ein Boden vor dem anderen bey gleicher atmosphärischer Temperatur und Luft-Exposition in derselben Zeit bewirkt. Die Anziehung des Wassers unterscheidet der Vf. in die chemische und in die cohäsive; nicht das Erstere, sondern nur das Letztere kann von den Pflanzenwurzeln angezogen werden. Die cohäsive Anziehung des Wassers hänge grofsentheils von dem Zustande der Zertheilung der Erdpartikeln ab; je feiner zertheilt, desto gröfser ihr absorbirendes Vermögen: doch fügt er gleich hinzu, dafs auch ihre besondere Natur mitzuwirken scheine. Das Vermögen des Erdreichs, Wasser aus der Luft zu absorbiren, hänge so innig mit der Fruchtbarkeit desselben zusammen, dafs es ein Kennzeichen der Fruchtbarkeit des Bodens abgiebt. Er führt verschiedene, mit Ackererde gemachte Versuche an, welche fortgesetzt zu werden verdienen. S. 209. Über die Verbindung, welche zwischen dem Erdreich und der organischen Materie vorgeht, und die als chemisch betrachtet werden könne. Reine Kieselerde und Kieselsand haben wenig Wirkung darauf; aber derjenige Boden, welcher die weifse Alaunerde und kohlensaure Kalkerde enthält, ist der, welcher die grofse chemische Energie in Erhaltung des Düngers zeigt. Daher ist der Sandboden gewöhnlich arm, der letztere aber reich an vegetabilischer Nahrung.

Wie die Bodenmengungen aus Zersetzung der Felsenmassen und Vermoderung der darauf erzeugten organischen Körper entstanden, ist recht anschaulich erklärt S. 215.

Die fünfte Vorlesung handelt von der *Vegetation.* Von der Anziehung atmosphärischer Stoffe. Das kohlensaure Gas sey zwar in den niederen Regionen der Atmosphäre nicht häufiger, wie in den oberen, halte sich aber doch wohl unmittelbar an der Erde, wenn es daselbst durch irgend einen chemischen Procefs erzeugt werde. Was hier gesagt wird, enthält zwar nichts Neues für den Naturforscher, und möchte einem ganz ununterrichteten Landwirthe nicht verständlich seyn; indessen wird jenem die Anwendung auf den Ackerbau, und diesem die Erklärung einiger Erscheinungen, die er aus der Praxis kennt, falls er nur einige allgemeine Kenntnifs der Naturlehre besitzt, interessant seyn.

Die sechste Vorlesung, über den *vegetabilischen* und *animalischen* Dünger. Erst über die Frage, ob unzersetzte Substanzen in die Pflanzen übergehen, bejahend. Von den verschiedenen in England gebräuchlichen vegetabilischen Düngungsmitteln. Der Vf. hält das Unterpflügen des unzergangenen Strohes für nützlich, und, wie uns scheint, für vortheilhafter, als wenn es in Gährung gegangen. Nur Holzfaser und Torf müsse erst in Gährung gesetzt werden. Die Holzkohle löse sich doch allmählich im Boden auf. Dann von den thierischen Düngungsmitteln. Über die neuerlich viel verhandelte Frage, ob es rathsamer sey, den Stallmist erst gähren zu lassen, oder ihn unzersetzt auf den Acker zu bringen. Der Vf. glaubt nach Theorie und Erfahrung für Letzteres entscheiden zu müssen.

Die siebente Vorlesung, von den *mineralischen* Düngerarten (*animalischen*, wie in der Überschrift steht, ist ein Schreibfehler). Der Vf. erklärt sich gegen die Meinung derer, welche dem Organismus die Kraft zuschreiben, Substanzen, welche die Chemie als Elemente betrachtet, zerlegen und zusammensetzen zu können, und giebt die aus *Schraders* und *Braconnots* Versuchen gezogenen Folgerungen nicht zu. Vom Kalk und seinem Gebrauch zur Düngung. Über die *Tennantsche* Erfahrung, dafs Talkerde im gebrannten Kalk der Vegetation nachtheilig sey: es lasse sich höchstens nur von der gebrannten Talkerde, die eine weit geringere Anziehung der Kohlensäure hat, wie der Kalk, und also mit diesem vermischt, sich erst spät damit sättigt, behaupten; kohlensaure Talkerde im Boden sey vielmehr gut. Was der Vf. über Kalkdüngung sagt, ist wenig befriedigend. Er glaubt übrigens, dafs der gebrannte Kalk ganz verschieden von dem kohlensauren wirke: letzterer verbessere blofs das Gefüge des Bodens oder sein Verhältnifs zur Absorption; ersterer dagegen wirke zersetzend auf unauflösliche Pflanzen-Nahrung, nachtheilig auf auflösliche, weswegen er nie mit gewöhnlichem Dünger zu verbinden sey. (Der Mergel wirkt aber ohne Zweifel anders, als auf die Verbesserung der Consistenz oder Wasseranziehung des Bodens. Denn aus dieser läfst sich die schnelle Fruchtbarmachung, die er auch auf ausgesogenem Boden bewirkt, nicht erklären.) Dann auch über den Gebrauch des Kalks zum Mörtel.

Über den *Gyps*, als Düngungsmittel. Der Gyps mache einen integrirenden Bestandtheil des Klees und anderer Gewächse aus, auf deren Wachsthum er wirkt; fänden diese Pflanzen keinen zureichenden Gyps im Boden: so würden sie unvollkommen. Daraus erkläre sich, warum der Gyps zuweilen grofse

Wirkung thäte, zuweilen keine. Letzteres, wenn ohnehin Gyps genug im Boden sey, und da diess in England der Fall wäre, so habe man daselbst nur selten Nutzen von der Gypsdüngung verspürt. — Da alle bisherigen Erklärungen der bald zusagenden bald versagenden Wirkung des Gypses unbefriedigend sind: so verdient diese eine nähere Untersuchung, ob nämlich der Gyps nur da *nicht* wirke, wo er sich ohnehin im Boden findet, und dagegen *immer* mit Erfolg gebraucht werde, wo er von Natur nicht ist. Es scheint etwas unwahrscheinlich, weil gerade da Gyps am meisten gebraucht und gerühmt wird, wo Gypsfelsen sind, und wir immer finden, dass die umliegende Ackererde an der Gebirgserde Theil nimmt.

Die achte Vorlesung. Von der *Verbesserung des Bodens durch das Brennen.* Der Vf erklärt die Wirkung dieser Operation auf thonigten, nasskalten Boden durch die Verbesserung seiner Consistenz und Verminderung seiner Wasseranziehung; dann, dass dadurch unauflösliche vegetabilische Stoffe auflöslich gemacht würden, und endlich aus der entstehenden Asche, und unterscheidet danach die Fälle, wo sie wohlthätig, und wo sie nachtheilig sey. Er giebt die Resultate der Untersuchung verschiedener solcher Aschen.

Vom *Bewässern.* Wasser, welches eine eisenhaltige Inprägnation hat, sey für jeden Boden nachtheilig, der nicht mit Säure braust; kalkhaltige Wasser bringen aber eine sehr gute Wirkung auf kieselerdigen und anderen Boden hervor, der keine merkliche Menge kohlensaurer Kalkerde enthält.

Das *Brachen* (Sommerpflügen) könne zuweilen des Unkrauts wegen nützlich seyn, weiter aber nicht. Eine Befeuchtung des Bodens durch Anziehung aus der Atmosphäre sey eine Chimäre; der Boden verliere eher durch Verflüchtigung des Kohlenstoffs mit dem Sauerstoff. Der Acker müsse immer mit Pflanzen besetzt seyn. Die Drillwirthschaft erhalte den Boden rein, und der Fruchtwechsel mit seinen grünen Ernten erhalte ihn in Kraft. „Die Ausfuhr des Getreides aus einem Lande, sagt der Vf. S. 414, wofern nicht andere Gegenstände, welche als Dünger dienen können, zum Ersatz dagegen eingeführt werden, muss endlich den Boden erschöpfen. Einige Gegenden im nördlichen Afrika und in Klein-Asien, welche ehemals fruchtbar waren, sind jetzt Sandwüsten. Sicilien war die Kornkammer Italiens, und die Menge Korn, welche von den Römern ausgeführt wurde, ist wahrscheinlich die Hauptursache seiner gegenwärtigen Unfruchtbarkeit" (!!).

Der Anhang enthält eine *Nachricht von den Resultaten der Versuche über den Ertrag und die nährenden Eigenschaften verschiedener Gräser und anderer Pflanzen, welche den Thieren zur Nahrung dienen, angestellt von John Herzog von Bedford.* Diese Versuche scheinen mit vieler Genauigkeit, aber in einem zu kleinen Massstabe, um Trüglichkeit zu vermeiden, angestellt zu seyn. Die nährende Kraft der Pflanzen ward bestimmt durch die Quantität des Extractivstoffs, den man erhielt, wenn sie getrocknet mit heissem Wasser infundirt wurden. *Davy* glaubt, dass dieses Verfahren in ökonomischer Hinsicht hinreichend genau sey (?). Die *Agrostis stolonifera* spielt unter den Gräsern, ihrer Nahrhaftigkeit wegen, einegrosse Rolle, und wird zum Anbau sehr empfohlen.

Die Übersetzung ist treu und verständlich, auch in Ansehung der technischen Ausdrücke richtiger, wie in den meisten Übersetzungen landwirthschaftlicher Schriften aus dem Englischen. Jedoch erscheint der im Original lebhafte und zierliche Vortrag des Vfs. hier etwas schleppend. Die Anmerkungen von Hn. *Thaer* scheinen nur sehr flüchtig hingeworfen zu seyn; auch hat er die Correctur wohl nicht nachgesehen, da Einiges sich, ohne einen Druckfehler anzunehmen, nicht wohl erklären lässt. Auf dem Titel ist *Board of agriculture* durch *Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues* übersetzt. Jener aber ist eine Staatsbehörde, wie der *Board of trade*, grossentheils aus Ministern und Parlamentsgliedern bestehend, mithin von grossem Einfluss auf die Gesetzgebung über landwirthschaftliche Gegenstände.

M.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

1) Züllichau u. Freystadt, b. Darnmann: *Theoretisch-praktisches Handbuch der deutschen Sprache mit Aufgaben zur häuslichen Beschäftigung.* Zum besonderen Gebrauche für Töchter- und Elementar-Schulen entworfen, von *W. Kuhn,* Vorst. einer weibl. Lehr- und Erziehungs-Anstalt zu Posen. 1810. 248 S. 8. (16 Gr.)

2) Darmstadt, b. Leske: *Systematische deutsche Sprachlehre für Anfänger, nebst einer Anleitung, sie den Kindern praktisch einzuüben.* Von *M. Desaga*, Schullehrer in Darmstadt. 1811. 168 S. 8. (10 Gr.)

3) Salzburg, b. Duyle: *Deutsche Sprech- und Rechtschreib-Lehre für die deutsche Schuljugend.* Von *A. Maier*, Lehrer an der deutschen Hauptsch. zu Salzburg. 1810. 127 S. 8. (5 Gr.)

4) Duisburg, b. Bädecker u. Kürzel: *Kleine deutsche Sprachlehre nebst Aufgaben zur Übung der im Brief- und Lese-Buche für Schulen enthaltenen Regeln zur Orthographie und zum Briefschreiben, als Anhang zu demselben*, von *J. Th. Vogel*, Schullehrer zu Langerfeld in der Grafschaft Mark. 1810. 80 S. 8. (4 Gr.)

5) Altona, b. Hammerich: *Kurzer Abriss des Wissenswürdigsten aus der deutschen Sprachlehre für das Volk und für Volksschulen,* in 4 Tafeln, von *C. F. Callisen.* 1810. fol. (4 Gr.)

Obige Bücher haben einerley Zielpunct, und schlagen auch grösstentheils einerley Weg ein, um zu jenem Puncte zu gelangen. Sie gehen nicht darauf aus, die Gesetze der deutschen Sprache in irgend einem Theile näher zu begründen, sondern wollen nur

das längst Begründete, wenigstens für begründet Erachtete, der Jugend vorführen und auf eine leichte und sichere Art einprägen. Nur No. 2 macht auch auf das Erste Anspruch. Wir wollen den Gang eines jeden Buches einzeln angeben.

No. 1 besteht aus zwey Theilen. Der erste enthält die Sprachlehre, und zeichnet sich dadurch aus, dass hinter jedem Redetheile, auch an anderen schicklichen Stellen, Aufgaben zu mündlichen und schriftlichen Ausarbeitungen geliefert und in denselben die Wörter, auf welche eine Regel angewandt werden soll, weggelassen und mit einem Gedankenstriche bezeichnet worden sind. Der zweyte Theil enthält eine theoretisch - praktische Anleitung zum schriftlichen Gedankenvortrage, und zwar im ersten Abschnitte leichte Aufgaben zur Ausbildung des Denk-, Sprach - und Schreibe - Vermögens, als Vorübungen zum schriftlichen Gedankenvortrage, im zweyten die allgemeinen sowohl, als auch die besonderen Regeln zu den verschiedenen Gattungen schriftlicher Aufsätze nebst Mustern und mehreren Aufgaben zu schriftlichen Ausarbeitungen. In der Anweisung zum Briefschreiben wird der Anfang mit den Antwortschreiben gemacht. Der Leser sieht aus dieser Inhaltsanzeige, was er in dem Buche zu suchen habe. Das Buch verdient für den praktischen Unterricht alle Empfehlung.

No. 2 enthält ebenfalls ausser der Grammatik in einem Anhange Aufgaben zu Schreibübungen. Hr. *D.* beurkundet sich überall als einen denkenden Lehrer und Grammatiker, wenn auch nicht Alles, was er aufstellt, als begründet erscheinen möchte. Der verst. *Eberhard* würde bey manchen Wörtern, die als schlecht oder veraltet aufgestellt und mit vermeintlich besseren vertauscht werden, den Kopf geschüttelt haben. *Abermals* kann keineswegs durch *Wieder* ersetzt werden: jenes drückt die Wiederkehr der ganzen Gleichheit, dieses die Wiederkehr der theilweisen Gleichheit aus; wer *abermal* ausmärzen will, geht darauf aus, der Sprache für eine begrenzte Vorstellung ein begrenztes Zeichen zu nehmen. Und wie kann nun gar *durchkommen*, *einstecken*, *übergehen*, *doch* u. s. w. für besser erklärt werden, als *hindurchkommen*, *hineinstecken*, *hinübergehen*, *dennoch?* *Rechtwinklicht* wird getadelt, weil *licht* keine Nachsylbe sey!

No. 3. Der Titel gäbe zu mehreren Bemerkungen gegründete Veranlassung. In dem Buche selbst sind alle aus fremder Sprache entlehnten Kunstausdrücke sorgfältig vermieden. Übrigens zeichnet sich dasselbe durch nichts Besonderes aus; zu einem höheren Unterrichte kann es füglich die erste Stufe werden, zu welcher es der Vf. bestimmt hat.

No. 4 setzt ein Brief - und Lese - Buch, in welchem die vornehmsten Regeln zur Recht - und Gut-Schreibung vorgetragen seyen, voraus; die Aufgaben, die zur Übung der Regeln für nöthig erachtet werden, sind in diesem Anhange besonders abgedruckt worden. Alle Wörter sind in diesem Anhange mit kleinen Buchstaben gedruckt, die Beystriche weggelassen, auch Vieles absichtlich falsch buchstabirt und gestellt worden.

Was gegen diese Methode der Einübung erinnert zu werden pflegt, wollen wir im Ganzen dahingestellt seyn lassen; indessen scheint sie uns wenigstens in so weit tadellos, als auch die Regeln und Vorschriften der Grammatik zu dem Übungsmaterial gewählt worden sind. Da dieser Theil des Buchs nicht allein mit dem Verstande gefasst, sondern auch mit dem Gedächtnisse aufgefasst werden soll: so möchte oft die fehlerhafte Form, von dem Auge zuerst ergriffen, früher sich dem Gedächtnisse eindrücken, als die verbesserte an Ort und Stelle ankommen kann. Das Bild der gedruckten Unrichtigkeit erhält gewiss leicht das Übergewicht über die geschriebene Richtigkeit. Dieses etwa abgerechnet, ist das Büchelchen durchaus als eine nützliche, mit vieler Umsicht und Kenntniss verfasste Arbeit zu empfehlen.

Für No. 5 sprechen schon der Name des berühmten Vfs. und die früheren tabellarischen Arbeiten in anderen Fächern. Man findet in diesen vier Tabellen das Nothwendigste aus der Grammatik zusammengedrängt; wem die Anordnung des Ganzen nicht gefällt, hat, da es getrennte Tabellen sind, freye Hand, das Letzte das Erste seyn zu lassen. Solche Tabellen eignen sich allerdings zum gemeinschaftlichen Gebrauch in solchen Schulen, in welchen nicht jedem Kinde der Ankauf einer, obgleich noch so kleinen, Grammatik zugemuthet werden darf.

st.

NEUE AUFLAGEN.

Erfurt, b. Keyser: *Auswahl der wirksamsten einfachen und zusammengesetzten Arzneymittel, oder praktische Materia medica, nach den besten medicinischen Schriftstellern aus eigener Erfahrung bearbeitet* von *Friedrich Jahn*, der Arzneywissenschaft Doctor u. s. w. Zweyter Band. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 1814. von S. 531 bis S. 1176. 8. (Beide Theile 3 Rthlr. 12 gr.) Das Buch verdient seiner Brauchbarkeit halber die dritte Auflage.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1815.

LATEINISCHE SPRACHLEHRE.

1) Frankfurt a. M., b. Varrentrapp u. Sohn: *Helfr. Bernhard Wenck's lateinische Grammatik für Schulen.* Erster Band, welcher die Etymologie und Syntaxe nebst Vorerinnerungen enthält. Siebente Auflage, durchaus umgearbeitet von *Georg Friedrich Grotefend,* Dr. u. Prof. 1814. VI u. 352 S. 8. (12 Gr.)

2) Berlin, b. Hitzig: *Regeln der lateinischen Syntax, mit zwey Anhängen.* Von *C. G. Zumpt,* Collaborator an dem Friedrichswerderschen Gymnasio zu Berlin. 1814. VIII u. 76 S. 8. (6 Gr.)

3) Berlin, b. Schöne: *Compendium Grammaticae Latinae nach Anleitung der grösseren lateinischen Grammatica Marchica,* für Schulen herausgegeben von *Carl Friedrich August Brohm,* königl. Prof. und Lehrer am berlinisch-kölnischen Gymnasium zu Berlin.

Mit dem Nebentitel:

Lateinische Grammatik für Schulen, herausgegeben von *C. F. A. Brohm.* 1813. VIII u. 402 S. 8. (12 Gr.)

Die nächste Auflage der *Wenck'schen* Grammatik wird unter den Händen des verdienten Herausgebers ein sehr brauchbares Schulbuch werden, wozu die vorliegende gegründete Hoffnung giebt. Hr. *G.* berichtet in der Vorrede, dass er auf Bitten des Verlegers die Besorgung einer nöthig gewordenen neuen Auflage von gegenwärtiger Sprachlehre übernommen habe, dass er aber durch die Kürze der Zeit, in welcher das Buch, besonders in Rücksicht auf das Gymnasium zu Frankfurt a. M., fertig werden musste, und andere Geschäfte verhindert worden wäre, seiner Arbeit die gewünschte Vollkommenheit zu geben, und verweist daher auf die demnächst nochmals vorzunehmende Umarbeitung. (Zugleich verspricht er „ein ihm ganz eigenthümliches Werk über die Art, wie die lateinische Sprache sich aus ihren Elementen bildete.") Hienach hält es Rec. nicht für nöthig, auf die in dem Buche befindlichen Mängel und Unbestimmtheiten (besonders in den Regeln über den Gebrauch des Conjunct., und in der Darstellung der *oratio obliqua* — deren eigentlich nur im Vorbeygehen Erwähnung geschieht —, des Accusat. c. Infinit. und der Ablat. Consequent.) aufmerksam zu machen, weil die nächste Auflage frey davon seyn soll; er hat vielmehr sein Augenmerk auf die Abänderungen zu richten, welche der Herausgeber getroffen hat, in wiefern sie „Verbesserungen genannt zu werden verdienen." Von diesen Veränderungen sagt Hr. *G.* in der Vorrede: „Meiner Aufgabe gemäss, Plan und Methode im Ganzen beyzubehalten, und nur das Einzelne nach besseren Ansichten zu berichtigen, blieb ich wider meine Überzeugung, soviel nur möglich, bey der gewöhnlichen Anordnung der Grammatiken, und liess alles unverändert, was noch einigermassen haltbar, und auf irgend eine Weise zu vertheidigen schien. Da dessen ungeachtet eine gänzliche Umarbeitung des Buchs nicht zu vermeiden war, wodurch alle früheren Ausgaben neben dieser unbrauchbar gemacht wurden: so wird man es mir nicht verargen, wenn ich mir auch hin und wieder eine veränderte Anordnung der Materialien erlaubte, Manches strich, und Anderes dagegen aufnahm." Die *Wenck'sche* Grammatik mag an Brauchbarkeit andere Schulbücher dieser Art (aber immer doch nur in gewisser Rücksicht) übertreffen: „für alle Classen gleich brauchbar" ist sie indess nicht, und wird es noch weniger auf dem von dem Herausgeber gewählten Wege werden. Man kann diese Grammatik nicht so gebrauchen, wie der Vf. bey ihrer Erscheinung vorschlägt: „für den ersten Anfänger gehören eigentlich die Paradigmata, und ich habe es daran am wenigsten fehlen lassen. So wie er darin geübt ist: wählt der Lehrer nach und nach die allgemeinsten und fasslichsten Regeln, lässt den Schüler die Exempel wie eine Art von Chrestomathie erklären. In den höheren Classen werden nach eben dieser Methode stufenweis ganze Capitel mit Inbegriff der Anmerkungen vorgenommen." Denn um nur einen Umstand zu berühren, so werden die „fasslichsten Regeln" doch offenbar schwereren entgegengesetzt; da nun aber der Vf. über jeden Gegenstand nur *eine* allgemeine Regel hat: so müssen die schweren dem Anfänger immer schwer bleiben, weil er auf sie durch die mit ihnen in keiner Verbindung stehenden fasslichen nicht vorbereitet werden kann. Gesetzt, die allgemeine Regel über die Ablativos absolutos wird dem Anfänger, als eine nicht zu den fasslichsten gehörende, nicht vorgelegt: wann soll sie für ihn fasslich werden, da die, welche man vor ihr durchgeht, nicht den Weg dazu bahnen? Ohne eine Abtheilung in besondere Cursus erreicht man ein zweckmässiges Übergehen vom Leichten zum Schweren nicht wohl, wozu besonders auch nöthig ist, dass man mehr auf inneren Zusammenhang der einzelnen Regeln sieht, als gewöhnlich geschieht. Dieser neuesten Auflage kann man noch weniger eine gleiche

Brauchbarkeit für alle Classen zugestehen, weil der Herausgeber seine Regeln gewöhnlich nach einer etwas höheren Ansicht darstellt (z. B. wenn von Correlation die Rede ist), und besonders sind mehrere seiner Beyspiele nicht von der Art, dass sie mit Anfängern gelesen werden können, z. B. gleich zu Anfange der Syntax kommen Verse aus *Lucretius* vor.

Zu den Verbesserungen rechnet Rec. 1) die Bemerkung bey den Pronominibus, dass sie nicht bloss, „um Misklang, sondern um Missverstand zu vermeiden," dienten. Denn z. B. in: „Cicero hält es für Cicero's Pflicht", könne von zwey verschiedenen Männern, die Cicero heissen, geredet werden, was in: „Cicero hielt es für *seine* Pflicht", nicht der Fall sey. 2) Die Aufzählung der Verba bey jeder Conjugation, die in ihrer Formation etwas Abweichendes haben. 3) Die Behandlung der Adverbia. 4) Die Bemerkung, dass die Römer in Briefen nicht *immer* ein Praeteritum statt des Praesens haben. 5) Die, dass das *nomen appellativum* dem *nomen proprium* vorstehe, wenn es eher gedacht werden muss; so wie überhaupt 6) die lobenswerthe Ausführlichkeit in Berücksichtigung der Fälle, die in Bezug auf eine Regel vorkommen können.

Für keine Verbesseruug hält Rec. 1) die Eintheilung der Pronomina in drey Classen, wodurch die Übersicht derselben nicht allein nicht erleichtert, sondern erschwert wird. (Bey dem, was Hr. *G.* über den Grund zu dieser Eintheilung sagt, scheint er ganz vergessen zu haben, dass er für Lernende, und nicht für die schreibt, welche die Pronomina schon nach allen ihren Beziehungen auf sich selbst und auf andere Wörter kennen.) 2) Folgende Anmerkung: „Irrig glaubt man in den angeführten Fällen, der Genitivus komme bloss vom ausgelassenen oder wirklich gesetzten Substantivo *homo, res* und dergl., der Ablativus vom ausgelassenen *praeditus.* Wäre dieses: so müsste man im Lateinischen eben so gut sagen können *vir religionis et auctoritatis*, oder *religione et auctoritate*, wie man im Deutschen zu sagen pflegt, *ein Mann von Religion und Ansehen.* Im Lateinischen wird aber immer ein Substantivum zugleich erfodert, weil die Construction das Genitivi oder Ablativi aus einem attributiven Adjectivo und adverbialischen Beysatze hervorgeht. Denn man sagt *vir ingentis animi et corporis*, oder *ingenti animo et corpore*, für das Virgilische *ingens animi, ingens corpore.*" Wir können im Deutschen zwar sagen: *ein Mann von Ansehen*, müssen aber das Adjectivum *gross* oder dgl. darunter verstehen, so wie jedes andere Beywort durchaus hinzusetzen, wie im Lateinischen, in welcher Sprache, wenn der Gebrauch es sonst erlaubte, *vir auctoritate*, eben so gut verständlich wäre, als das Deutsche *ein Mann von Ansehen.* Was Hr. *G.* aber ganz besonders übersehen hat, ist erstlich der Umstand, dass das Adjectivum sich selbst regierte; denn woher stände es sonst im Genitivo oder Ablativo (die „aus dem attributiven Adjectivo hervorgehen"); und zweytens, dass z. B. in: *vir plenus venustatis*, das Adjectivum in einem ganz anderen Verhältnisse zu dem Substantivo stehe, als in: *vir ingens corpore*, was dadurch in die Augen fällt, dass man statt *vir ingens corpore* sagen kann: *vir ingenti corpore*, statt *vir plenus venustatis* aber nicht: *vir plenae venustatis; ingens corpore* heisst nicht sowohl gross von Körper, als vielmehr: von Körper gross, d. h. der Ablativ rührt von etwas anderem als dem Adjectiv her. 3) Die Eintheilung der doppelten Accusativi bey einem Verbo, weil sie unnöthig ist. Denn braucht einem Lehrlinge, dem der Gebrauch des Nom. und Accus. schon bekannt ist, noch besonders gesagt zu werden, dass z. B. *Thebani Philippum, Macedoniae regem, ducem eligunt*, passiv ausgedrückt werden müsse: *A Thebanis Philippus, Macedoniae rex, dux eligitur*; dass aber nicht beide Accusativi in den Nom. zu stehen kämen, wenn Sätze wie: *Marcellus legiones Baetim transducit*, passiv gegeben würden? Übrigens ist hier noch zu bemerken, dass Fälle, wo ein Adjectivum bey einem Substantivo im Accus. steht, nicht wohl mit zu denen gerechnet werden können, in welchen ein doppelter Accus. bey einem Verbo vorkommt, und ferner, dass kein logischer Grund da ist, *creare* und *eligere* von *sumere* und *accire* durch besondere Numern in einer Unterabtheilung zu trennen, und *habere, haben*, zu einer anderen Unterabtheilung zu rechnen, als *habere, halten.* 4) Die Behauptung, dass *amem* zugleich Conjunctiv von *amabo* sey, und nicht *amaturus sim.* Hr. *G.* hat ganz Recht, wenn er z. B. *implores*, in dem Beyspiele: *Ubi socordiae te atque ignaviae tradideris, nequicquam deos implores*, für gleichbedeutend mit *implorabis* hält, irrt sich aber, wenn er *implores* zugleich *Conj.* von *implorabis* seyn lässt. Die Übereinstimmung des Conjunct. mit dem Futuro in manchen Fällen leugnet Keiner; es kann jedoch gar nicht darüber gestritten werden, auf welche Weise die Lateiner das (eigentliche) Futur. im Conjunct. ausdrücken, eben so wenig als darüber, wie sie es in der Construction des Accusat. c. Infinit. bezeichnen. Ohne das Futur. Periphrast. wären sie es nicht im Stande, ob sie dabey freylich den Unterschied nicht berücksichtigen, der z. B. zwischen *amabo* und *amaturus sum* ist. Die Zweydeutigkeit ist übrigens nicht so gross, als wenn der Conj. des Praesens zugleich der des Futur. wäre: *cum nobiscum faciant*, und *cum nobiscum sint facturi*, versteht ein Jeder, da man das Futur. zum Unterschiede vom Praes. in diesem Falle gar nicht bezeichnen könnte, wenn man *facturi sint* nicht gebrauchen dürfte. 5) Die Darstellung der Tempora. Hr. *G.* ist auf einem bey weitem besseren Wege, als seine Vorgänger, lässt aber doch noch sehr Viel zu wünschen übrig. Am wenigsten dürfte es zu billigen seyn, dass er zu den „historischen Tempor." nicht das Perf., sondern das Imperf. rechnet, d. h. in der Conjugationstabelle S. 80; in der Syntax erscheint das Perfect. als „Erzählungs-Tempus". Bey der Regel über dieses Tempus, nach welcher es eine „momentane Begebenheit oder Thatsache" ausdrücken soll, so wie zur Bezeichnung eines „fortdauernden Zustandes" das Imperf. diene, fragt Rec. den Vf., ob er

ſich nicht recht ſehr wundern würde, wenn ihm Jemand ſagte, z. B. in: *per triginta annos bellum gesſerunt*, werde eine momentane Begebenheit angedeutet, und ob er es ſeinen Schülern übelnehmen könne, wenn ſie in dieſem Falle *gerebant* ſetzten. In der nächſten Auflage wird dieſe Regel nicht wieder vorkommen, weil Hr. *G.* ſich bloſs an ſeine, S. 77 befindliche Anſicht von den beiden genannten Tempor. zu halten hat, um den Gebrauch derſelben recht anſchaulich zu machen, zumal wenn er *recht genau* Handlung (oder Zuſtand) und Zeit unterſcheidet; dann wird er auch nicht nöthig haben, z. B. dem Perf. den, einen Widerſpruch enthaltenden Namen: (*tempus*) *praeteritum in* (*tempore*) *praeſente*, zu geben.

Noch über einige andere Bemerkungen des Herausgebers, die nicht gerade zu den Änderungen gehören, ſagt Rec. ſeine Meinung. Von den drey folgenden Behauptungen wünſcht Rec., daſs ſie nicht etwa aus dem Buche genommen ſind, welches in der Vorrede über die lateiniſche Sprache verſprochen wird, in dem er, als dem Werke eines rühmlichſt bekannten Sprachforſchers, nicht allein etwas ſehr Durchdachtes und Gründliches, ſondern auch eine beſondere Berückſichtigung des Griechiſchen, erwartet: 1) Daſs die drey erſten Declinationen älter wären, als die beiden letzten, weil weder Eigennamen noch griechiſche Wörter, noch Adjectiva, noch Numeralia, noch Pronomina, nach der vierten und fünften gingen. Die lateiniſchen Declinationen ſind aus dem Griechiſchen entſtanden; und ſo wenig die Endungen der drey erſten griechiſcher ſind, als die der beiden letzten: eben ſo wenig ſind ſie älter. 2) Daſs die dritte Conjugation *die älteſte von allen ſey*. Hierüber gilt das ſo eben von den Declinationen Geſagte auch. 3) Daſs in allen Verbis auf *no*, das *n* als eingeſchaltet anzuſehen ſey. Als Beyſpiel wird unter anderen *gigno* angeführt, was nicht allein vermuthen läſst, ſondern geradezu anzeigt, daſs Hr. *G.* an das Griechiſche (γίγνομαι) nicht gedacht hat, eben ſo wenig wie bey der Eliſion des *n* im Perfect. von *ponere* (*poſui* ſtatt *ponſui*, wie z. B. der Dat. Plur. αἰῶσι, ſtatt αἰωνσι). — Wenn Hr. *G.* es in der Darſtellung des Verbi für nöthig hielt, bis zu ſeinem Entſtehen bey der Spracherfindung zurückzugehen: ſo muſste er weitläuftiger davon handeln. Überhaupt kann man zu den Zeiten der Spracherfinder nicht wohl die Eintheilung deſſen machen, was *iſt* (*nomen*), und deſſen, was *geſchieht* (*verbum*): denn damals unterſchied ſich Nomen und Verbum noch nicht von einander, weil eigentlich nur das bezeichnet wurde, was *geſchah* (z. B. bey dem Löwen das Brüllen, bey dem Schaafe das Blöken u. d. gl.). Der Vf. berührt dieſen Umſtand auch, aber nicht aus dem richtigen Geſichtspuncte, indem er ſagt, daſs Nomen und Verbum, „weil ſie beide gleich alt wären, in den Urſprachen, z. B. in der deutſchen, durch dieſelben Laute bezeichnet würden, z. B. *Pfeifen* und *pfeifen*." In dieſen beiden Wörtern iſt nämlich Nomen und Verbum ſchon geſchieden, und ferner findet ſich ganz daſſelbe auch in recht ſehr abgeleiteten Sprachen, z. B. *le pouvoir* und *pouvoir*, *il* (*divino*) *far* (*niente*) und *fare*, *el hablar* und *hablar*. — Der Infinitiv kann freylich als ein Subſtant. gebraucht werden; der Vf. geht aber zu weit, wenn er ihn kein Verbum, ſondern ein von dem Verbo abgeleitetes Subſtantivum verbale ſeyn läſst. (In den früheſten Sprachen iſt der Infinitiv der Stamm, und im Lateiniſchen iſt z. B. der Infinitiv *am-are* nicht mehr von der Wurzel *am* abgeleitet, als jede andere Form, z. B. *am-o*, *am-em*, *am-abam*.) — Daſs *quod* (als Conjunction gebraucht) aus *quod* (dem Pronomen) hervorgegangen ſeyn ſoll, iſt eine auffallende Behauptung, (zumal da Hr. *G.* kurz vorher beweiſt, daſs *quod* Pronom. relativ. iſt, indem es ſich immer auf *id*, *hoc*, *illud* u. dgl. beziehe).

Dieſs mag genug ſeyn, die Aufmerkſamkeit des Herausgebers auf die minder gerathenen Stellen ſeiner Arbeit für die nächſte Auflage noch zu vermehren.

Der Vf. von No. 2 hält die lateiniſchen Sprachlehren von *Scheller*, *Bröder*, *Wenck*, *Seyfert* und Anderen zwar für ſchätzbare Bücher, aber für unpaſſend zum Schulgebrauch: denn ſie ſeyen „für den Schüler ein dunkeles Chaos, worin nur der Abſchnitt etwas Licht bekommt, der ihm vielleicht erklärt wird." Dagegen werden „kurze, von dem Einfachen zum Zuſammengeſetzten aufſteigende Regeln, durch ein oder zwey leichte Beyſpiele erläutert," als das empfohlen, was der Schüler bedürfe; alles Übrige müſſe ihm der Lehrer geben, und er ſich ſelbſt unter deſſen Anleitung bey dem Leſen der Schriftſteller ſammeln. Hr. Z. hat ſeinen Leitfaden freylich zunächſt für die ihm anvertraute Claſſe herausgegeben; indeſſen ſagt er, daſs im Allgemeinen eine Schul-Grammatik ſo eingerichtet ſeyn müſſe, und da er die bis jetzt eingeführten Lehrbücher, als nur für die Lehrer brauchbar, aus den Schulen ganz verweiſt: ſo giebt er zu verſtehen, daſs ſein Buch für den Schulunterricht hinreichend ſey. Rec. ſtimmt zwar ſehr für das Stufenweiſe im Unterrichte, aber eben ſo wenig findet er es gerathen, bloſs eine der vorliegenden ähnliche Anleitung in Schulen zu gebrauchen, und den Schülern die weitere Ausführung der Grammatik zu überlaſſen: denn in dieſem Falle würde des von dem Vf. mit Recht verworfenen Dictirens kein Ende werden, und die Lernenden bekämen nichts Zuſammenhängendes, und ſomit keine gehörige Überſicht deſſen, was ſie wiſſen ſollen. Übrigens für eine der unteren Claſſen gelehrter Schulen hält Rec. gegenwärtiges Buch für brauchbarer, als eine der vorerwähnten Grammatiken, und zwar aus dem Grunde, weil den Schülern gerade nur ſo viel (in einer, im Ganzen gut gegebenen Überſicht) vorgelegt wird, als ſie vorläufig von der Syntax aufzufaſſen haben.

Was Rec. an dem Buche nicht billigt, iſt *im Allgemeinen*, daſs der Vf. es häufig an Beyſpielen fehlen läſst, beſonders bey den Anmerkungen, und ſelbſt ſolchen, die ohne Beyſpiel von den Lernenden nicht wohl verſtanden werden können. Z. B. S. 4, Anmerk. 2, wo von den Wörtern *bitten*, *fodern* u. ſ. w. die Rede iſt, in ſofern ſie einen doppelten Accuſativ bey ſich

haben. S. 11 bedurfte bey der Regel, nach welcher man ſagen muſs: *Doctoris intelligentis eſt*, die Anmerk.: „für *mei*, *tui* u. ſ. w. gebraucht man mit derſelben Ellipſe: *meum*, *tuum* u. ſ. w.", wenigſtens eines Beyſpiels, oder es hätte müſſen *mei*, *tui* gar nicht erwähnt, ſondern geſagt werden: die Pronomina der erſten und zweyten Perſon, ſo wie in der dritten auch *ſuus*, ſtehen als Neutrum (auf *negotium* bezogen) im Nom., weil man nicht ſage: *negotium mei*, ſondern *meum*. Sehr auffallend iſt der gänzliche Mangel an Beyſpielen bey dem, den Lernenden ſo viele Schwierigkeit machenden Gebrauche des Imperfect. zum Unterſchiede vom Perfect. Hr. Z. ſtellt zwar die Tempora auf eine ſehr anſchauliche Weiſe dar (worin ihn die künftigen Grammatiker nachahmen mögen); aber ohne Beyſpiele kann ſie dem Anfänger nicht gerade viel nützen. S. 22 ſieht der Schüler den Unterſchied zwiſchen *qui*, *quae*, *quod*, als bloſses Relativum, und als Conjunction gebraucht, ohne Beyſpiele von beiden Fällen, gegen einander geſtellt, und analyſirt, nicht recht deutlich ein. Was ſoll S. 26, Anmerk. 1: „Das Subject im Accuſativus, darf nie ausgelaſſen werden. Das deutſche *er* oder *ſie* wird, wenn in beiden Sätzen daſſelbe Subject iſt, durch *ſe*, wenn aber zwey verſchiedene ſind, durch *eum*, *illum*, oder *eos*, *illos* gegeben," ohne Beyſpiel? Daſſelbe muſs Rec. bey der Anmerk. S. 28 fragen, nach welcher es heiſst: „Wenn das Gerund. ein Adjectivum oder Pronomen Adjectivum bey ſich hat: ſo wird es, um Zweydeutigkeit zu vermeiden, nicht verwandelt." — Zuweilen läſst Hr. Z. Etwas unberührt, was ungeachtet der Kürze, welcher er ſich, ſeinem Plane gemäſs, befleiſsigen muſste, nicht unbemerkt bleiben durfte. Z. B. S. 4 muſsten bey *ſequor* die Compoſita, mit einer Bemerkung über das von der Regel abweichende *obſequi*, ſtehen. Beym Genit. durfte die Regel über z. B. *vir ſummae poteſtatis* nicht fehlen. Wo vom Conjunctiv bey Fragen die Rede iſt, muſste bemerkt werden, daſs er auch da ſtehen könne, wo die Frage nicht von einem Verbum abhängig iſt, z. B. *quis hoc credat*, zumal da hernach *zweifelnde Fragen* erwähnt werden. Bey *quin* hätte darüber Etwas geſagt werden müſſen, daſs es nicht gebraucht werden könne, wenn *qui* im Nomin. ſteht. In der Regel über die Ablativos abſolut. durften die Fälle nicht übergangen werden, in welchen nicht der Ablat. gebraucht wird, wenn auch im Deutſchen *da* oder *nachdem* vorkommt. Die erſte Anmerk. S. 21: „Diejenigen eingeſchalteten oder hinzugefügten Sätze, welche eine *bloſse Erklärung* oder *Umſchreibung eines Wortes* enthalten, ſtehen jedoch im Indicativ," muſste nicht allein bey einem vorhergehenden Conj., ſondern auch bey einem vorhergehenden Accuſ. c. Inf. gemacht werden. In der zweyten Anmerkung auf dieſer Seite durften die anderen Fälle, in welchen nach *cum* der Indicativ ſteht, nicht fehlen. Dergleichen Auslaſſungen kann der Vf., wie geſagt, nicht mit ſeiner beabſichtigten Kürze entſchuldigen: denn er hat zuweilen Bemerkungen, die mit der Regel, wozu ſie angeführt werden, nicht in näherer Verbindung ſtehen, als die ausgelaſſenen zu der ihrigen. Bey *quo* erinnert er z. B., daſs der Conj. nicht darauf folge, wenn es *deſto* heiſse, und bey dem Dat. erwähnt er den nicht gerade häufigen Gebrauch deſſelben" für *ab* mit dem Ablat.," z. B. *Uxor Darii ſemel tantum Alexandro viſa eſt.*

Das *Einzelne* betreffend, wünſchte Rec. Manches anders dargeſtellt. Z. B. „der Genit. wird im Latein. *ſubjective* und *objective* gebraucht," iſt für Anfänger zu hoch. Die Pronom. adjectiva *müſſen* nicht als Subſtantiva angeſehen werden, ſondern *weil* ſie ſo angeſehen werden, haben ſie den Genit. bey ſich. Die Regel, nach welcher das Perf. eine ehemalige Handlung, „ohne Rückſicht darauf, ob ſie damals ſchon vollendet, oder noch in der Vollendung begriffen war," bezeichnen, iſt unrichtig: denn eine Handlung, die *damals ſchon vollendet war*, wird durch das Plusquamp. ausgedrückt, und eine, die *damals noch* in der Vollendung *begriffen war*, durch das Imperf. Hr. Z. hat ſich bey ſonſt ſehr richtiger Anſicht von den Tempor. dadurch irre leiten laſſen, daſs er das Perf. mit dem griechiſchen Aoriſt (*tempus indefinitum*) vergleicht, weſswegen er auch von dem Perfect. conj. ſagt, daſs es „dieſe Unbeſtimmtheit" nicht habe. Daſs ein Unterſchied Statt finde zwiſchen *Puer de tecto decidit, ut crus ſibi fregerit*, und *Mulier tam vehementer lapidem de tecto dejecit, ut regis caput et galeam perfringeret*, iſt richtig angegeben; die daraus gezogene Regel aber, daſs „das unbeſtimmte erzählende Tempus der Vergangenheit im Conjunct. das Imperf. Conj. ſey," iſt falſch: denn wie will der Vf. beweiſen, daſs *fregerit* etwas Beſtimmteres bezeichne, als *perfringeret?* Beym Conjunct. iſt die Rede vom Accuſat. c. Infinit., von dem die Schüler indeſs noch nichts gehört haben, und alſo nicht wiſſen können, daſs er ein „abhängiger Satz" iſt; vom Accuſat. c. Infinit. muſs *vor* dem Conj. gehandelt werden, und zwar beym Accuſat.; wenn Hr. Z. dieſs gethan hätte: ſo würde er das Objectiviſche in dem Accuſat. c. Infinitiv (worauf er ganz mit Recht aufmerkſam macht) anſchaulicher gemacht haben können, und hätte die Regel No. 4. S. 26 mit ihren Unterabtheilungen nicht gebraucht, weil in den daſelbſt angeführten Fällen nichts Objectiviſches enthalten iſt. In dem zu No. 4, S. 21 angeführten Beyſpiele ſteht *poſſimus* nicht im Conj., weil ein Acc. c. Inf. in dem Satze iſt. Denn auch wenn man ſagt: *nihil injuſte faciendum eſt*: ſo muſs es doch heiſsen: *ſi omnes deos hominesque celare poſſimus.* Die Regel, womit die Lehre vom Acc. c. Inf. eröffnet wird: „Wenn der Infin. ſein eigenes Subject bey ſich hat: ſo ſteht dieſs im Accuſ.", iſt für Lernende nicht wohl verſtändlich; wie kann daher, daſs man z. B. nach dieſer Regel ſagt: *Victorem parcere hoſtibus aequum eſt*, „die Conſtruction des Acc. c. Inf. *entſtehen*"? Das Beyſpiel enthält ſchon den Acc. c. Inf.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1815.

LATEINISCHE SPRACHLEHRE.

1) FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp u. Sohn: *Helfr. Bernh. Wenck's lateinische Grammatik für Schulen.* I B. Siebente Aufl., durchaus umgearbeitet von *G. Friedr. Grotefend* u. s. w.

2) BERLIN, b. Hitzig: *Regeln der lateinischen Syntax.* Von *C. G. Zumpt* u. s. w.

3) BERLIN, b. Schöne: *Compendium Grammaticae Latinae,* herausgegeben von *C. F. A. Brohm* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Von den beiden Anhängen ist der ein nützlicher, in welchem die Deponentia nebst den Verbis, die in ihrer Formation abweichen, zusammen gestellt sind, um den Schülern das Lernen, oder auch das Nachschlagen zu erleichtern; der aber, welcher in Versen die Regeln über das Genus der Substant. enthält, hätte unbeschadet der Brauchbarkeit des Buches wegbleiben können. Rec. ist im Ganzen nicht gerade gegen dergleichen Verse eingenommen; er setzt indess voraus, dass sie wirklich Verse sind, d. h. dass das Sylbenmass dem Gedächtnisse zu Hülfe komme. Was ist aber dem Schüler damit gedient, wenn ihm z. B. die Masculina der dritten Declination auf *is*, nicht hinter einander, sondern in mehreren Abtheilungen vorgelegt werden? Zuweilen machen die Verse die Regel bloss weitläuftiger; z. B. bey der ersten Declination heisst es statt: *as* und *es* mascul., *a* und *e* fem., hier:

> Bey *a* und *e* in *prima* hat
> Das Femininum allzeit Statt;
> Die Übrigen in *as* und *es*,
> Bedeuten etwas Männliches.

Dann folgen in vielen Versen die Ausnahmen auf *a*, über die sich sehr kurz die Regel geben lässt, dass die Wörter auf *a* nach der ersten Declination, die etwas Männliches bedeuten, generis mascul. sind. Blosse Spielerey ist z. B.

> Dritte Hauptregel.
> Die *a*, *e*, *c*,
> die *l*, *n*, *t*,
> die *ar*, *ur*, *us*
> sind *neutrius*.

Unverständlich, ohne die prosaische Regel, sind folgende Verse:

> Brauch' *männlich o*, *or*, *os* und *er*
> Und *es*, dabey der Sylben mehr.

Die Herausgabe der Schulgrammatik No. 3 ist „nach dem Wunsche des Verlegers" unternommen, und „nach dem Muster der bekannten kleinen märkischen ausgearbeitet." Hr. *B.* sagt, dass die lateinische märkische Grammatik (so wie auch die griechische) sich vor vielen anderen durch Gründlichkeit und Methode auszeichne, und dass es daher nicht unzweckmässig sey, sie wieder in Erinnerung zu bringen; „diess konnte aber nicht bloss durch einen neuen Abdruck geschehen, wenn das Buch auch fernerhin seinen wohlerworbenen Ruhm behaupten sollte, vielmehr bedurfte es einer völligen Umarbeitung;" es werde ihn freuen, wenn das, was er gethan habe, so wie das ganze Unternehmen überhaupt, der Billigung und Empfehlung nicht unwerth erschiene. Das Buch sey nicht gerade für Zöglinge bestimmt, „welche schon reif sind, die lateinische Sprache und Grammatik nach ihrer ganzen Würde und Feinheit zu studiren;" dennoch würden auch solche darin „die Grundzüge und die Anleitung zu einem tieferen Studium der Grammatik nicht vermissen."

Rec. macht der märkischen Grammatik keinesweges den Ruhm streitig, zu *ihrer* Zeit, unter den besseren Schulbüchern einen wohlverdienten Platz eingenommen zu haben, kann sich aber eben so wenig davon überzeugen, dass sie sich, zumal *jetzt*, noch durch „Gründlichkeit und Methode" auszeichne. Die Wiedererscheinung derselben dürfte daher nicht gerade zu der Hoffnung berechtigen, dass etwas gethan sey, dem sich immer noch sehr fühlbar äussernden Mangel einer recht zweckmässigen Schulgrammatik abzuhelfen. Das „Unternehmen überhaupt" ist aus diesem Grunde jetzt, wo wir, wie der Herausgeber nicht leugnen wird, weit über die märkische Grammatik hinaus sind, nicht wohl „der Billigung und Empfehlung werth." Hr. *B.* sagt selbst, dass das Buch, bey einem „bloss neuen Abdrucke, seinen wohlerworbenen Ruhm nicht behaupten" würde; was ihm diesen erhalten soll, ist einzig die „Umarbeitung," die übrigens nicht „völlig" genannt zu werden verdient; es könnte ja auch sonst von einer „märkischen" Grammatik nicht mehr die Rede seyn.

Die „fast überall nöthigen Erweiterungen" sind nicht überall zu billigen, weil sie sich zuweilen da finden, wo man „Weglassungen" erwartet hätte. So enthält die gegenwärtige Auflage z. B. nicht allein die Paradigmen mit derselben unnöthigen Weitläuftigkeit wie die Original-Ausgabe (neben *mensa* wird *penna* ganz durchdeclinirt dargestellt, selbst *divitiae* nach allen seinen Casibus, und *me oportet*, *libet mihi* durch alle Personen des Singul. und Plur., selbst durch verschiedene Tempora, aufgeführt), sondern sie ist hie und da noch weitläuftiger, z. B. in der Aufzählung

der Wörter, welche nach den aufgestellten Paradigmen declinirt werden können; *bloss die Schemata* (die Bemerkungen darüber sind besonders) der dritten Declination nehmen 18 Seiten ein (selbst die grössere Ausgabe füllt nur 10 damit). Eine Vereinfachung (wo nicht gänzliche Weglassung) des zu weitläufigen Abschnitts über „die Bildung der Temporum" wäre auch sehr passend gewesen. Ist die Grammatik eine *kleine* zu nennen, welche auf 330 Seiten nur den etymologischen Theil enthält? Dieser Theil steht in offenbarem Missverhältnisse mit dem syntaktischen, in welchem doch weitere Ausführungen am rechten Orte gewesen wären, da die „Anleitung zu einem tieferen Studium der Grammatik" besonders in der Syntax gesucht werden muss. Rec. hat auch nichts gefunden, wodurch der Weg zu dem erwähnten Studium eigends vorgezeichnet würde; vielmehr sind die Regeln im Ganzen dieselben, welche die grössere Grammatik enthält, mit Weglassung dessen, was diese in den Noten zur ausführlicheren Kenntniss der Sprache hie und da mittheilt. Es fehlen selbst einige Regeln, die einem Lehrbuche, wie das gegenwärtige ist, nicht abgehen dürfen; besonders aber verdienen die Unbestimmtheiten eine Rüge, welche die Umarbeitung theils nicht verbessert, theils erzeugt hat.

Es muss den Anfänger irre leiten, wenn ihm vom Genit. in der ersten Regel gesagt wird, er stehe auf die Fragen „wessen, wovon, wovor, woran, wonach, wozu u. dergl. m." Hier mussten alle möglichen Fragen angeführt, und Beyspiele hinzugesetzt, und in sofern erklärt werden, als auch andere Casus nach diesen Fragen stehen können. Noch besser ist es freylich, in der ersten Regel nicht sogleich auf einmal alle Fragen vorzulegen, sondern sich zuerst bloss auf *wessen* zu beschränken, und dann auf andere nach und nach überzugehen, aber zu gleicher Zeit immer aufmerksam darauf zu machen, dass, ob man gleich sage z. B. *wozu*, doch *wessen* gefragt werden könne, wie in: *amor virtutis*. Von dem Genit. nach *participiis* durfte die alte Regel nicht beybehalten werden: „Wenn die Participia nomina werden: so stehen sie mit dem Genit.," Wann werden sie Nomina? Bey den Veränderungen, „in Hinsicht der Anordnung," hätte besonders die Trennung der Regeln über die Casus „mit einem Nomine" von denen über die Casus „mit einem Verbo" vermieden werden müssen: denn theils leidet dabey die leichte Übersicht, theils lässt sich, wenn man z. B. in der Lehre vom Accus. nicht von dem Verbo ausgeht, keine deutliche Ansicht dieses Casus geben. Diess hat Hr. *B.* gefühlt, und daher den Regeln über den Accus. mit einem Nomine etwas über den Accus. mit einem Verbo, vorausgeschickt, nur ist das Missverhältniss nicht vermieden, dass die Beyspiele dazu erst beym Accus. mit einem Verbo vorkommen. Ehe der Anfänger also eigentlich lernt, was ein Accus. ist, wird ihm eine Regel vorgelegt, die nicht sowohl in der Natur dieses Casus, als vielmehr im Sprachgebrauche gegründet ist, nämlich dass er auf die Frage: *wie lang*, *wie breit* u. s. w. stehe. Das ist nichts anderes, als von hinten angefangen. (Neben der erwähnten Trennung findet sich auch noch ein besonderer Abschnitt über die „Nomina der Zeit und des Ortes.") Für eine „nöthige" Erweiterung kann es Rec. nicht ansehen, wenn gelehrt wird, dass nach den Adjectivis und Verbis, bey welchen die angeführten Fragen Statt finden könnten, der Abl. stehe. Giebt die Bemerkung wohl Anleitung zu einer tieferen Einsicht in die Construction der Impersonalia *interest* und *refert*, nach welcher *interest mea* eine Ausnahme von der Regel ist? Hier durfte, auch ohne absichtliche Erweiterung, das Bekannte nicht übergangen werden. An Hn. *B's*. Behandlung des Conj. und Accus. c. Inf. ist dasselbe auszusetzen, was an No. 2 nicht gebilligt werden konnte, und ausserdem noch manches Andere, z. B. dass viele Verba angeführt werden, welche den Acc. c. Inf. nach sich haben, mit dem Zusatze: „u. dergl. m." Wollte der Vf. nichts geben, was den Lehrling tiefer in die Kenntniss der Construction des Accus. c. Inf. einführen konnte: so hätte er kürzer und bestimmter bloss das Gewöhnliche von den Verbis *sentiendi* und *declarandi* mitgetheilt. Was soll sich der Anfänger bey der Regel denken: „Der Accus. c. Inf. steht oft auch wie ein blosser Infinitivus," mit dem Beyspiele: *omnibus innatum est, esse deum?* In der Lehre von den Ablativis absolutis ist der Vf. zwar sehr weitläuftig; der Lernende möchte aber schwerlich, ohne genaue Erklärung verschiedener Beyspiele, einsehen, was es mit der genannten Construction für eine Bewandniss hat. Bey der Regel, dass nach *donec*, wenn es heisse *bis dass*, *so lange bis*, das Imperf. Plusquamperf. und Futurum Conj., aber das Perf. und Futur. Indicat. stehe, will Rec. nicht beweisen, wie nöthig es gewesen wäre, dass Hr. *B.*, bey seiner sonst guten Darstellung der Tempora, den Gebrauch des Imperf. Conj. näher angegeben hätte, sondrrn bloss auf die nicht passend gewählten Beyspiele aufmerksam machen. Denn z. B. in: *Increpabant novos consules, quod exspectassent, donec a praefecto annonae tanta res ad Senatum deferretur*, hängt der Conj. nicht sowohl von *donec* ab, als vielmehr von der *oratio obliqua* (von der sich übrigens in dem ganzen Buche nichts findet, wenn man nicht etwa die Bemerkung hieher ziehen will: „*Quod* regiert den Conj., wenn die Meinung Anderer angeführt werden soll." Hätte Hr. *B.* seine Leser über die *oratio obliqua* belehrt: so würden sie einsehen, was es für „ein Verhältniss" ist, in welchem die von ihm angeführten Conjunctionen den Conj. bey sich haben; obgleich in diesem Falle die Bemerkung gar nicht nöthig gewesen wäre, und der Lernende doch wüsste, dass die gegebene Regel nicht bloss von den genannten Wörtern gelte). Bey der Regel: „Wenn auf das Verbum substantivum *esse* das Pronomen relativum folgt: so steht nach diesem der Conj.," bleibt es bloss dem Schüler überlassen, sich nach und nach erst eine Regel zu abstrahiren, durch Gegeneinanderhaltung der Fälle, wo der Conj., und derer, wo der Indicat. nach *esse* steht. Wie leicht konnte bey *esse* der kurze Zusatz, wenn es heisst: „es giebt," gemacht werden. Womit kann Hr. *B.* die gänzliche Überge-

hung der Regeln vom Gebrauche der Tempora entschuldigen?!

Rec. könnte noch andere, nichts weniger als empfehlungswerthe Gegenstände des Buches anführen, wenn er nicht glaubte, dass es so vieler Beyspiele vielleicht nicht einmal bedurft hätte, um den Geist desselben darzulegen. K. P.

DEUTSCHE SPRACHLEHRE.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Theoretisch-praktische deutsche Grammatik, oder Lehrbuch zum reinen und richtigen Sprechen, Lesen und Schreiben der deutschen Sprache.* Für den Schul- und Haus-Gebrauch bearbeitet, von *Joh. Christ. Aug. Heyse,* Rector des Gymnasiums, und Director der Töchterschulen zu Nordhausen. 1814. X u. 536 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Nachdem der Vf. im Vorberichte gesagt hat, dass ihn ein vieljähriger Gebrauch seines jetzt herausgegebenen Werkes in seinem Wirkungskreise zu der Hoffnung berechtigt hätte, auch Anderen, auf dem von ihm gewählten Wege, die gründliche Erlernung unserer Nationalsprache, leichter und angenehmer zu machen, — wodurch er zu verstehen giebt, dass er den Weg seiner Vorgänger verlassen habe —: führt er als *Eigenthümlichkeiten* seines Lehrbuchs an: 1) dass er sich der lateinischen Kunstwörter, nach gehöriger Erklärung und Verdeutschung, bediene, und sie nur dann mit guten deutschen Stellvertretern vertausche, wenn sie durchaus nicht missverstanden werden könnten; 2) dass er die Regeln der Orthographie und Interpunction *vor* der umständlichen Betrachtung der 10 Redetheile abhandele; 3) dass er den etymologischen und syntaktischen Theil der Sprachlehre nicht trenne; und 4) dass er jedem Abschnitte verschiedene Beyspiele, als Übungsaufgaben, mit versteckten, nur der Zahl nach angegebenen Fehlern, beyfüge. Wenn der Vf. hienach auch nicht gerade einen neuen Weg gewählt hat, und es überhaupt seinem Vortrage im Ganzen an grammatischer Bestimmtheit fehlt: so kann sich sein Lehrbuch doch den bis jetzt erschienenen deutschen Schulgrammatiken sehr wohl an die Seite stellen.

In der Einleitung wird eine kurze Geschichte unserer Sprache gegeben. Die Prosodie ist nicht abgehandelt, „weil das Werk sonst die bestimmte Bogenzahl überschritten hätte." „Unentbehrlicher und nützlicher, sagt Hr. *H.*, schien mir ein dem Werke beyzufügendes vollständiges Register zu seyn, um dadurch dasselbe auch ausser der Schule, im täglichen Leben, zu einem bequemen Handbuche (oder Nachschlagebuche S. I) zu machen." Von den Bemerkungen, wozu die Prüfung der einzelnen Abschnitte dem Rec. Veranlassung gegeben hat, theilt er einige mit, um zugleich sein über den Vf. gefälltes Urtheil zu bestätigen. Unter den Nachsylben (S. 56) darf wohl neben *en* nicht *entlich*, z. B. *hoffentlich*, noch besonders aufgeführt werden. — Der Vf. wird die Grammatiker schwerlich überreden können, es für „eine Vereinfachung des Unterrichts" anzusehen, dass er einen Satz nur aus Subject und Prädicat bestehen lässt (S. 68). — S. 139 findet sich folgende ganz unnöthige Regel: „Man kann das *q* nur in Verbindung mit dem *u*, und zwar vor einem darauf folgenden Vocal, nie vor einem Consonant, gebrauchen." Auf dergleichen, möchte Rec. selbst sagen, muss man verfallen, wenn man die Orthographie so recht eigentlich systematisch lehren, und da überall Regeln in Bereitschaft haben will, wo sich doch nur so sehr wenig ausser der Bemerkung sagen lässt, dass man, um orthographisch zu schreiben, auf den allgemeinen Gebrauch zu achten habe. Eine unnöthige Weitläuftigkeit ist es ferner, wenn der Vf. eine grosse Menge Adjectiva aufführt, welche diesen oder jenen *casus* regieren; und was soll es dem Anfänger helfen, wenn ihm z. B. gesagt wird, dass *anheim* (das übrigens, besonders nach des Vfs. Ansicht, — wovon hernach —, kein Adject. ist) den Dat. verlange? Diess kann doch nicht anders der Fall seyn, als nach Hinzusetzung eines Verbi; dass aber z. B. *anheimstellen* den Dat. bey sich habe, weiss der Lernende schon aus der Regel, welche ihm sagt, dass er hier *wem?* fragen müsse. — Die Abbrechung der Wörter betreffend, wäre es freylich das Natürlichste, sie mit Rücksicht auf ihren Stamm zu trennen, z. B. *schreib-en*, *Sprach-e*; da diese Regel aber nicht befolgt wird, so könnte man dem Anfänger sagen: Hat ein Wort eine blosse Nachsylbe, die sich mit einem Vocal anfängt: so muss diese bey der Trennung, wo es möglich ist, den letzten Consonant des Stammes borgen. — Bey dem Artikel hätte der Vf. seinem Grundsatze treu bleiben, und die lateinische Benennung gehörig erklären sollen, statt sich des Wortes *Einzler* zu bedienen, wodurch die Beschaffenheit dieses sogenannten Redetheils höchst einseitig, oder vielmehr gar nicht angegeben wird: denn in wiefern wird in: „*die* Jugend hat keine Tugend." mehr *vereinzelt*, als in: „Jugend hat keine Tugend?" Diejenigen, welche den Artikel *Einzler* nennen, übersehen ganz den grossen Unterschied, der z. B. zwischen: die Jugend, und *die* (d. h. diese) Jugend, ist. Die Vereinzelung, welche durch den Artikel, statt des Pronom. demonstrat. gebraucht, bewirkt wird, findet sich in der so ganz artikellosen lateinischen Sprache auch, welche recht augenscheinlich zeigt, dass der Artikel nicht vereinzelt, denn sonst würden die Römer oft sehr undeutlich seyn; Niemand wird indess beym Lesen lateinischer Schriften den Abgang des Artikels fühlen. (S. *Jenisch* Vergleichung von 14 älteren und neueren Sprachen Europens. Berlin 1796. S. 34.) — Möchte der Vf. die Intransitiva immerhin „wirklose" Verba nennen, wenn er nur nicht von ihnen sagte: „ihre Wirksamkeit erstreckt sich bloss auf das Subject (S. 316)." — Zuweilen sind die Beyspiele nicht richtig gewählt, z. B. S. 228, wo es bey dem Genit. als „Adjectiv-Casus" heisst: „Anstatt: mein väterliches Haus, sagt man eben so richtig: das Haus meines Vaters." — In der Lehre von dem Adject. folgt Hr. *H. Adelung's* Ansicht, die von *Steinheil* (*Lehrgebäude d. deutschen Spr.* Stuttgardt 1812. S. 264) nicht ohne Grund, in ge-

wiffer Rückficht, logifch unrichtig genannt, und auch von *Kolbe* (*über den Wortreichthum der deutfchen und franzöfifchen Sprache*) beftritten wird. Wer mit *Adelung* annimmt, dafs z. B. in: „der Wald ift grün" (*Umftändliches Lehrgebäude d. deutfch. Spr.* I Th. S. 608), „grün" ein Adverb. fey, der mufs auch zugeftehen, dafs wir keine Adjectiva der Form nach haben (S. *Kolbe* l. c.). Denn wenn die Hauptfache in der Form befteht: fo ift z. B. „der reiche (Mann)," feiner Form und Flexion nach vom Subftant., z. B. „der Löwe," in nichts verfchieden, und alfo kein Adj. Wann wird man doch anfangen, in dergleichen Dingen den fchon fo alten Ausfpruch *Prifcian's* vor Augen zu haben: *Non fimilitudo declinationis omnimodo conjungit vel discernit partes orationis inter fe, fed vis ipfius fignificationis.*" — Die Ableitung der Nachfylben: *icht*, von *achten*, und *ig*, von *eigen*, ift eben fo unrichtig, als die daraus gefloffene Bemerkung: „*icht* zeigt an, dafs man ein Ding wohl für etwas achten, aber nicht wirklich dafür nehmen foll; — — *ig* zeigt an, was dem Dinge eigen ift;" *icht* ift vielmehr wohl nichts weiter, als verfchiedene Ausfprache von *ig* (fo wie in manchen Gegenden gefagt wird: *nurt* ft. nur, *mant* ft. man, daher *Niemand*), und zwifchen einer *fteinichten*, und einer *fteinigen* Birn nimmt der Vf. blofs deswegen einen Unterfchied an, weil er ein Beyfpiel nöthig hatte. Was die Ableitung der Sylbe *ig* betrifft: fo möchte fie Rec. von dem im alten Deutfchen häufig am Ende der Wörter fich findenden *i* (z. B. *unti*, und, *fini*, fein) herleiten, aus welchem fich, wenn noch eine Sylbe hinzugefetzt wurde, leicht ein g bilden konnte, z. B. *hilli* (heilig), in einem anderen Cafus *hillien*, fchnell ausgefprochen, *hilljen*, *hillgen*, woraus nachher, bey der Gewohnheit, zwifchen zwey Confonanten ein (mit dem Schwa Ähnlichkeit habendes) *i*, z. B. *Helide*, ft. Helden, zu fetzen, *hilligen* entftand. (In dem Gelübde der Sachfen an ihren Wodan, gegen Karl den Grofsen, fteht zu Anfange: „*Hilli* kroti Woudana," und am Ende: „up tinen *illiken* Artisberka.") — S. 322 heifst es von der Vergangenheit des Imperf.: „fie drückt einen Zuftand, oder eine Handlung in dem Augenblicke des Vergehens aus, in welchem etwas gefchah, oder Statt fand, z. B. als ich fchrieb, kam mein Freund zu mir (die Handlung des Schreibens war alfo noch nicht beendigt, als der Freund kam, der fie unterbrach)." Nach diefer (fo ganz allgemein aufgeftellten) Regel würde folgendes Beyfpiel: „Als er darauf ungehindert weiter fortfeegelte, entftand (noch dazu) ein günftiger Wind," das Gegentheil von dem ausdrücken, was es ausfagt. — Eine Unrichtigkeit ganz geradezu ift es, wenn S. 326 „der gelobt werdende" als Partic. Fut. aufgeführt wird. — Was foll man zu folgender Stelle fagen: „So wenig die Conjunctionen an und für fich bedeuten, wo fie gröfstentheils als Adverbia ftehen: fo wichtig werden fie als Bindewörter, in Anfehung ihres Sinnes, und ihres Einfluffes auf den ganzen Zufammenhang der Rede, daher es auch nicht gleichgültig ift, ob man diefe oder jene Conjunction gebraucht." — Wenn Hr. *H.* einen anderen Weg als manche feiner Vorgänger wählte, um fich *unvermeidliche* Wiederholungen zu erfparen (Vorbericht S. VI): fo find ihm *unnöthige* nicht wohl zu verzeihen; als Beyfpiel führt Rec. nur die Wiederholung theils der, bey den Cafibus üblichen Fragen, und theils der Pronomina dabey, durch alle Cafus, an (S. 382). — Dafs es fich der Vf. gewifs fehr angelegen feyn läfst, feinen Unterricht, bey dem diefe Grammatik entftanden ift, fo nützlich als möglich zu machen, beweift die lobenswerthe Genauigkeit in Angabe einzelner Spracherfcheinungen, wovon fich häufige Beyfpiele finden; nur geht er nicht felten zu weit darin. Denn wenn er z. B. lehrt, dafs man im Inf. das *n* nicht weglaffen, und z. B. nicht *lerne* ft. *lernen* fagen müffe: fo überfchreitet er die Grenzen *der* Sprache, über welche fich die Grammatik erftreckt.

Ök.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Erlangen*, b. Vf.: *Kurzer Unterricht in der chriftlichen Sittenlehre in gereimten Fragen und Antworten, mit beygefügten Bibel-Sprüchen und Sprichwörtern für die Jugend in Volksfchulen.* Herausgegeben von D. J. P. *Pöhlmann.* Zweyte, verbefferte und vermehrte Auflage. 1815. XVI u. 76 S. in 8. (4 Gr. — Wenn 5 Exemplare zufammen genommen werden: fo wird das Exemplar fchon gebunden um 2 Gr. 8 Pf. abgegeben. 50 Exempl. koften 5 Thlr.)

Diefes von einem unferer verdienftvolleften Pädagogen verfafste Büchlein hat fich fo fchnell vergriffen, dafs fchon die zweyte Auflage vorliegt. Dafs diejenigen Maximen, welche dem Menfchen, wenn er die Schule längft verlaffen hat, gleichfam als leitende Sterne auf dem Lebenswege dienen follen, fchon in früher Jugend dem Gedächtniffe eingeprägt werden müffen; dafs ein beftimmtes Sylbenmafs und der Reim dieses Auswendiglernen und Behalten nicht nur erleichtern, fondern auch den zu lernenden Wahrheiten einen gewiffen Reiz geben; dafs kernhafte biblifche Sprüche und gehaltvolle Sprichwörter und Sentenzen neben den auswendig gelernten Reimen am leichteften behalten werden, und einft am meiften den reinen Geift religiöfer, chriftlicher Tugend zu erhalten im Stande find, das wird wohl Jeder dem würdigen Vf. zugeftehen. Rec. glaubt auch, dafs diefer edle Zweck durch das vorliegende Büchlein erreicht werden könne, und dafs es zur Erörterung der weiteren Erklärungen, Beweife u. f. w. beym Unterrichte fehr zweckmäfsig fey. Einige Sittenlehren find auch darin mit kurzen Erzählungen begleitet, welches auf alle Lehren ausgedehnt das Werkchen zu theuer gemacht hätte. Es werden die Pflichten gegen Gott, gegen uns felbft, gegen unfere Nebenmenfchen, im Allgemeinen und in befonderen Verhältniffen, und gegen Thiere und Kunftgebilde zweckmäfsig ausgeführt; und obgleich diefe Auflage um einen Bogen vermehrt ift: fo ift doch der Preis nicht erhöht worden. Möge diefe kleine Schrift noch immer weiter verbreitet, und auch in den Sonntagsfchulen befonders eingeführt werden!

Kp.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

MÄRZ 1815.

KIRCHENGESCHICHTE.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Der heilige Bernhard und sein Zeitalter.* Dargestellt von *August Neander*, ordentl. Prof. der Theologie an der königl. preuss. Universität zu Berlin. 1813. 338 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Wir müssen bedauern, dass diess Werk vor der gänzlichen Vollendung dem Druck übergeben wurde, da der gelehrte und gründlich forschende Vf. dem wichtigen Gegenstande sonst allerdings gewachsen ist. So wie das Buch vor uns liegt, sind es nur schätzbare Bruchstücke und Originalstellen, *Bernhard* und die kirchlichen Angelegenheiten seiner Zeit betreffend. Es ist thöricht, mit einem Vf. über die Form zu rechten, die ihm die passendste schien, oder ihm vorzuschreiben, wie er einen Gegenstand behandeln soll; allein der Titel, den er seinem Buche giebt, berechtigt zu gewissen Foderungen, die man befriedigt zu sehen wünscht. Auch Hr. Prof. *Wilken* im 3ten Theil seiner Kreuzzüge beleuchtet das Leben des heiligen Bernhard aus den Quellen; das Buch des Hn. *N.* erscheint fast zu derselben Zeit: bey einer Vergleichung beider wird es um so mehr auffallen, dass Hr. *N.* da, wo wir am meisten Licht durch seine Forschungen erwartet hätten, keines angezündet hat. Er hat durchaus vergessen, dass Bernhard überall als Hauptperson erscheinen sollte: denn in der letzten Hälfte des Buches verschwindet er fast ganz, und statt einer Schilderung Bernhards wird eine, freylich interessante, aber doch auch unvollständige Geschichte der Petrobrusianer und Henricianer gegeben, über die nach so manchen Vorarbeiten jetzt viel mehr zu sagen wäre. Die grossen Unbestimmtheiten des Ausdrucks abgerechnet, ist übrigens das, was der Vf. giebt, gut und gründlich, nur sollte es mehr verarbeitet, gesichtet, und die Vorgänger strenger benutzt worden seyn. Freylich reicht es zur Bearbeitung eines Gegenstandes hin, die Quellen zu kennen und zu benutzen; aber es ist nicht möglich, dass dem Geiste zu jeder Zeit jede Stelle ohne Hülfsmittel gegenwärtig sey, und diess ist doch durchaus nothwendig, theils um vollständig zu seyn, noch mehr aber, um dem Neuen eine solche Stelle zu geben, dass es hervorspringe, und auch auf das Alte ein Licht werfe. Mit dem Schöpfen aus abgeleiteten Bächen ist aller Seichtigkeit Thür und Thor geöffnet: aber auch mit dem blossen Zusammenstellen und Übersetzen von Stellen ist zu wenig geschehen, besonders wenn man sich nicht darauf verlassen kann, dass durchaus nur treffende Stellen gewählt sind. Überdiess musste der Vf., sobald er die Sache nicht vollständig bearbeiten wollte, sich Ein Publicum wählen, entweder die Gelehrten, dann konnte alles kürzer seyn, und das Meiste ganz wegfallen, oder die Ungelehrten, dann konnten die Noten wegbleiben, und die übersetzten Stellen in Einen Vortrag verarbeitet werden. So wie es jetzt vor uns liegt, sind die Stellen nur einseitig gewählt, und die Schattenseite des Helden ist durchaus nicht angedeutet. Da, wo er als Hauptperson im Handeln erschien, und das Übermass seines Eifers als Warnung für die Frommen dastehen sollte, ist er auf einmal wie durch magische Kunst aus unseren Augen verschwunden, und andere Figuren, die ebenfalls nicht bestimmt genug gezeichnet sind, erscheinen dagegen. Hat die Geschichte irgend einen Nutzen: so ist es der, dass sie auch den Guten zeigt, *wie* sie das Gute thun müssen, damit es nicht Böses werde. Ist Indifferenz tadelnswerth: so ist auch übertriebener Eifer nicht lobenswürdig; und wie wenig lernt man vom heiligen Bernhard, wenn man nicht sieht, *wohin* ihn eigentlich sein Eifer führte, wenn man nicht erkennt, wie der contemplativ scheinende Sinn gerade durch seinen Eifer in eine Menge von weltlichen Händeln hineingerissen wurde, die ihn nie zu der Ruhe kommen liessen, welche er zu suchen schien! Der Vf. hätte um so mehr Gelegenheit gehabt, diess zu zeigen, da der ruhige, wenn gleich weniger hervorleuchtende Petrus Venerabilis von Clugny ihm als Punct der Vergleichung nahe lag, um Bernhards Verirrung zu zeigen, ohne sie anzuklagen. So hat er S. 299 No. 3 zu S. 222 ganz richtig die Mässigung und vernünftige Toleranz des heiligen Bernhard gegen die Juden dem blinden Eifer Peters gegenüber gestellt; nur hätte er hinzufügen sollen, dass der weltkluge, vielgereisete Bernhard die Wichtigkeit der Juden in einer Zeit, wo der gewerbtreibende christliche Bürgerstand noch sehr gering war, recht gut erkannte. An derselben Stelle S. 300 ist auch über die heilige Hildegardis manches Anziehende, was im Texte mehr Wirkung gethan haben würde. Doch wir wollen dem Vf. lieber nach seiner Ordnung folgen.

Das Buch zerfällt in drey durch kein Band verknüpfte, durch dazwischen gestellte Noten getrennte Abschnitte. I. *Bernhards Leben bis zum päpstlichen Schisma im Jahre* 1130. II. *Von dem Schisma nach dem Tode des Papstes Honorius II bis auf Eugenius III.* 1130 — 1145. a) Bernhards Wirksamkeit für den Kirchenfrieden, b) sein Kampf mit Peter Abä-

lard und Arnold von Brefcia. III. *Letzte Epoche von Bernhards Leben unter der Regierung Papft Eugen III. v.* 1143 — 1153. Dann folgt noch eine Beylage zur Gefchichte der occidentalifchen Secten in diefem Zeitalter, über die Paulicianer. Über den erften Abfchnitt müffen wir fchweigen, da uns der Vf. hinter *Wilken,* deffen 3tes Buch der Kreuzzüge uns ein Zufall in die Hände brachte, als es noch nicht öffentlich ausgegeben war, weit zurückzubleiben fcheint: nur dafs beide Schriftfteller hie und da in den vertheidigenden oder lobpreifenden Ton übergehen, welches beides nicht hiftorifch, bey *Wilken* aber als eigentlich politifchem Schriftfteller doch mehr zu tadeln ift, als bey dem Vf., der als Theolog fpricht. Deutlich erkennt man, wie verfchieden die Wirkung ift, wenn man die Urkunden wie *Wilken* verarbeitet, nur bisweilen felbft reden läfst, und in den Noten anführt, oder wenn man fie, wie Hr. *N.*, nur durch eigene Rede an einander knüpft. Auch in der II Abtheilung, wo natürlich *Wilken* kürzer ift, find die Noten beffer als der Text. Dafs der Cardinalbifchof Lambert von Oftia als Honorius II, nicht auf kanonifche Weife gewählt worden fey (S. 68), ift unrichtig. Wir verweifen den Vf. nur auf *Baronius* und *Wilhelm von Tyrus.* Auch im Leben diefes Papftes bey *Murator. rerum Italic. fcript. Tom. III, p.* 422 heifst es ja: *poft feptem dies in confpectu fratrum fponte mitram et mantum refutavit atque depofuit*, und die *fratres, videntes ipfius humilitatem*, hätten ihn neu gewählt; diefe *fratres* aber werden ausdrücklich bezeichnet, *tam epifcopi quam presbyteri et diaconi cardinales:* was will der Vf. mehr? Bey der Gefchichte des Zwiftes zwifchen Anaclet und Innocenz, wo der Vf., um uns fchneller zu Bernhard zurückzuführen, hätte kürzer feyn können, hat er gerade den Hauptpunct, den Zufammenhang Rogers mit den Händeln in Rom, übergangen, oder doch viel zu fpät berührt, da nach dem Verhältnifs Rogers zu Honorius II eine der erften Angelegenheiten der beiden Päpfte war, fich mit ihm zu verftändigen, welches dann auch aus der Zufammenkunft in Avellino und ihren Folgen mehr als deutlich ift. Ferner erfcheint hier Bernhard fchon von fo grofsem Einflufs bey Kaifer und König, dafs man nicht begreift, wie er eigentlich dazu komme. Eine Erklärung darüber war um fo nöthiger, je weniger wir von unferen Zeitgenoffen vorausfetzen können, dafs fie das Leben und Treiben der damaligen Zeit kennen. Auch wäre es dem Vf. fehr leicht gewefen, diefs ins Licht zu fetzen, wenn er nur die Gefchichte des Abts Pontius, deffen er hernach gedenkt, eingefchoben, wenn er erwähnt hätte, wie nach dem damaligen Kirchenrecht Bernhard fo viele Stellen zu vergeben hatte; ferner dafs damals die Zeit der Orden war, und dafs der heil. Norbert, der Stifter des Prämonftratenfer-Ordens, in den Ländern deutfcher Zunge faft denfelben Einflufs hatte, den Bernhard in den Ländern romanifcher Sprache ausübte, obgleich er weder Bernhards Beredfamkeit noch fein unruhiges Gemüth befafs. Noch deutlicher wäre diefs geworden, wenn der Vf. die angefehenen Herren, welche in den Orden des heil. Bernhard traten, oder Prämonftratenfer wurden, und dabey (fpäterhin erwähnt er es einmal) die Geiftlichen, welche fowohl in Frankreich und England als in Deutfchland die Gefchäfte leiteten, genannt, und darauf aufmerkfam gemacht hätte, dafs fie bey Berathfchlagungen allein gehört wurden, und gehört werden mufsten; wenn er bemerkt hätte, dafs die Regel, die bekanntlich noch zu Honorius Zeit der h. Bernhard den Tempelherren für ihren Orden gab, die auch hernach von den deutfchen Rittern zum Grunde ihrer Ordensregel gelegt wurde, ihm eine Wichtigkeit gegeben hatte, die felbft feine Streitigkeiten mit dem König Ludwig, als diefen fein eigener Erzbifchof in den Bann gethan hatte, und der Papft ihn wider Bernhards Willen abfolvirte, ihm nicht geben konnten. Diefe Umftände hätte der Vf. leicht zufammenftellen können, wenn er auch nicht an den Einflufs, den *Rousseau* und *Voltaire* in unferen Tagen von Sibirien bis nach Nordamerika hatten, noch an die Gefetze, welche die Corfikaner von dem genfer Sophiften verlangten, hätte erinnern wollen. Die Menfchen bleiben immer diefelben, wenn auch die äufseren Umftände wechfeln; und fo wie der Barbar feinen Bären- oder Schaaf-Pelz ablegt, und ihn nicht blofs äufsere Beweggründe antreiben, wird das, was ihn treibt, fo zufammengefetzt, dafs man fich wohl hüten mufs, zu glauben, die Wahrheit allein fey in irgend einer Zeit für das Ganze der Menfchheit wichtig, oder auf fie wirkend: wer *nur* diefe will, wird ficher nicht gehört, und kann fich glücklich fchätzen, wenn er nicht gefteinigt wird, wie Stephanus, oder verkannt, wie Arnold von Brefcia. Dafs ferner in den Zeiten, wo die Macht der Könige durch die Macht der Grofsen noch fehr befchränkt war, an bedeutende Geiftlichen Äbte und Bifchöfe fich gern anfchloffen, und eine politifche Partey bildeten, hätte aus dem 49 Briefe des heil. Bernhard, verbunden mit dem 51ften und 89ften, recht gut gezeigt werden können. S. 79 ift es falfch, wenn bey Gelegenheit des Zugs von Lothar II nach Rom, und der Einfetzung des Papftes gefagt wird: „denn Anaclet hatte eine mächtige Stütze an dem normännifchen König Roger von Sicilien, und an der Partey Conrads." Solche Bemerkungen müffen ganz zuverläffig feyn, oder fie verwirren Alles. Diefs aber ift aus einem doppelten Grunde falfch: erftlich hatte Lothar nur 2000 Mann bey fich, und wenn nicht die Genuefer acht Galeeren gegeben, die Pifaner noch einige dazu gefügt, und man Civitavecchia eingenommen hätte: fo wäre er gar nicht nach Rom gekommen. Da ein grofser Theil des römifchen Adels auf der Seite Anaclets war: was konnte Lothar mit 2000 Mann ausrichten? Was bedarf es eines anderen Grundes? Gerade der angegebene Grund aber pafst nicht auf die Zeit, von der hier die Rede ift: denn im Jahr 1132 fchickte der Papft zwey Legaten nach Benevent, dafs die Einwohner diefer Stadt, die ihm gehuldigt, zugleich auch dem König Roger von Sicilien huldigen follten; die hierüber erbitterten Beneventaner jagten die Legaten fort, wandten fich an

den Schwager Rogers, den Grafen Rainulf von Alifa, und an Robert von Capua, und diese gewannen das Treffen am Sarno, was die Baronen, die Roger drückte, zum Aufstande brachte. Gerade als Lothar in Rom war, hatte Roger genug zu thun, die Empörung zu stillen und zu bestrafen, und Rainulf und Robert gingen ja sogar zu Lothar nach Rom, ihn um Hülfe zu bitten: wie konnte Roger eine Partey oder eine Macht in Rom haben? Aus der Erzählung des Vfs. S. 90 ff. wird man durchaus nicht klug, ob er meint, dass der heil. Bernhard bey seiner dritten Reise nach Italien mit dem Kaiser gegangen sey, oder allein. Wie dem auch sey: so wird eine Darlegung der Verhältnisse sogleich zeigen, dass zur Kenntniss der Zeit eine bestimmte Nachricht darüber durchaus nöthig war. Der Vf. sagt S. 91: „Darauf versuchte er seine Unterhandlungen bey Anaclets mächtigstem Anhänger, dem Könige Roger, gegen welchen der Kaiser seine Truppen führte.“ Die Sache verhält sich so: Nach dem Abzuge Lothars im Jahre 1137 ward Herzog Sergius von Neapel und andere kleine Herren von Roger heftig bedrängt; nur der wackere Rainulf von Alifa verlor den Muth nicht, obgleich seine Güter von Roger verheert wurden; er zog Alles, was er aus Bari, Troja, Melfi zusammenbringen konnte, zusammen, die wenigen Deutschen, welche zurückgeblieben waren, schlossen sich an ihn an, und er war gerade im Begriff, bey Regnano ein Treffen zu liefern, als der heil. Bernhard anlangte, und sich zum Könige begab. Dieser verlangte eine Commission von sechs Cardinälen, drey von Anaclets Partey, drey von der des Innocentius. Ehe aber diese sich versammeln konnten, griff am Tage, wo der heil. Bernhard abreisete (den 30 October), sein Sohn die Feinde an. Es ist also unrichtig, wenn der Vf. S. 91 sagt: „Geneigter zeigte sich der König zu einem Vergleiche, nachdem er in einer Schlacht durch die kaiserlichen Truppen war besiegt worden.“ Diese achttägige Conferenz in Salerno war nur der Erfolg der vorigen Unterhandlungen, und der Vf. hätte wohl den Ausgang angeben dürfen, da Roger darauf bestand, dass ihm die Gründe schriftlich übergeben würden, und so sehr auch der Cardinal Gerhard, der nebst dem Kanzler Almerich Bernhard begleitete, sich dagegensetzte, doch ein Cardinal von der Partey eines jeden Papstes mit ihm nach Sicilien gehen musste. So hätten wir auch S. 98 nicht die Ausrufung über den Nutzen der Männer, welche sich des prophetischen Amts annehmen, sondern den Grund erwartet, warum, so lange Innocenz lebte, König Ludwig nicht mit der Kirche ausgesöhnt ward, wozu ihm schon der 178 Brief des heil. Bernhard Licht gegeben hätte. — In dem Streite Bernhards gegen Abälard und Arnold von Brescia scheint uns die Einleitung S. 112 — 115 verworren und mit den Worten spielend. Den Mysticismus des h. Bernhard wird wohl der, welcher Kaiser Julians Geschichte behandelt hat, der weiss, welchen Einfluss die Schriften des sogenannten Areopagiten in der mittleren Zeit hatten, der weiss, wieviel seit Origenes in die Kirchenceremonieen absichtlich Symbolisches gelegt war, aus anderen Quellen ableiten, als aus den hier angegebenen, besonders da man in den Chroniken der Zeit Spuren genug antrifft, wie sehr die Menschen durch die damalige Lebensweise, die entweder roher Sinnengenuss war, oder auch Abgeschiedenheit von aller Welt, und innere Selbstbetrachtung, zu diesem Mysticismus geführt wurden. Aus ihm allein können die in Niederdeutschland späterhin so häufigen Ketzereyen erklärt werden. Die Darstellung von Abälards System hat uns sehr gefallen, obgleich der Vf. nach seinem Plan, die speculative Theologie der rhetorischen (denn so, und nicht *praktische*, muss man wohl des heil. Bernhards Theologie nennen) gegenüber zu stellen, etwas weiter hätte zurückgehen sollen. Nur das bemerken wir, dass, da er einmal den verfehlten Ausdruck vom Streit zweyer Professoren gewählt hatte, er auch hätte sagen sollen, *wie* denn dieser das ganze Reich in Bewegung brachte, und selbst Italien und Deutschland interessirte. Diess hätte gerade den Charakter jener Zeit im Contrast mit dem unserigen gezeigt. Von den äusseren Schicksalen Abälards, die theils sehr bekannt sind, theils hieher gar nicht gehören, ist der Vf. zu ausführlich, und spricht oft sonderbar, z. B. S. 88, wo Bernhard sich in eine Laube von Erbsenblättern zurückzieht, und S. 138 Abälard sich eine Hütte von Rohr und Halmen baut. Man sieht, der Fehler liegt nur darin, dass der Vf. das rhetorische oder poetische Latein nicht in gemeine Prosa, sondern wörtlich übersetzte. Hier hat er denn auch, wie oft geschehen ist, den speculativen Abälard ganz genau mit dem rein praktischen Arnold von Brescia als Lehrer und Schüler verbunden, ohne auch nur anzudeuten, dass diess eine der Schattenseiten des auf seinen Ruhm und sein Ansehen eifersüchtigen Bernhard war, dass wahrscheinlich dadurch die Geistlichkeit, die Arnold offenbar angriff, gegen Abälard gereizt werden sollte: was Abälard und Arnold gemein haben, sehen wir wenig. Hier hätte der Vf. am besten zeigen können, wie alle drey trefflich, alle drey in einem Punct irre waren: Bernhard, der das bestehende Pfaffenwesen, wie es war, erhalten wollte, Arnold, der nur die evangelische Reinheit suchte, und selbst danach strebte, ohne an die Zeit, in der er lebte, zu denken, und Abälard, der den Verstand in Dingen zum Richter machen wollte, in denen er nicht richten kann, ohne immer mehr verlegen zu werden. Unverantwortlich aber ist es, in Zeiten, wo man die Mühe des Lesens und Forschens scheut, und Jeder gern die Seite ergreift, die mit seinen vorgefassten Meinungen, oder mit dem Modeton am meisten übereinstimmt, dass der Vf. nicht die Stelle Bernhards anführt, aus der seine Eifersucht über Abälards Ruhm, seine Ketzermacherey, da er ihn mit dem anerkannt ketzerischen Arnold von Brescia verbindet, und das bloss Declamatorische seiner Anklage gegen ihn, am besten erhellt. Es ist der 89 Brief des heil. Bernhard, in welchem es heisst: „Wir sind einem Löwen (dem Arnold) entgangen; aber ein Drache bedroht uns, und dieser schadet uns gewiss nicht weniger aus seinem Schlupfwinkel, als jener, wie er auf der Höhe brüllte.“ Nach vielen Declamationen über die Verbreitung der Schriften Abälards, über sein

steigendes Ansehen, fährt er fort: „Man schmiedet Völkern und Nationen ein neues Evangelium, einen neuen Glauben trägt man ihnen vor, ein Grund wird gelegt, verschieden von dem, der gelegt ist. Über Tugend und Laster wird nicht moralisch, über die Sacramente der Kirche nicht gläubig, über das Geheimniss der heil. Dreyeinigkeit nicht einfach und bescheiden gehandelt; Alles wird uns verkehrt, Alles anders als Gebrauch ist, und als man uns gelehrt hat, behandelt. Es schreitet ein Goliath mit riesenhaftem Körper, mit seiner furchtbaren Rüstung angethan, einher, und siehe vor ihm geht sein Waffenträger Arnold von Brescia! — — — Denn es summte die Biene in Frankreich der Biene in Italien, und sie kamen zusammen gegen den Herrn und gegen seinen Gesalbten." Heisst das nicht in die Trompete blasen und richten, ehe man noch untersucht hat? Man vergleiche auch den 187 Brief und das Circularschreiben im 188 Briefe, so wie die übrigen. Was Arnold von Brescia selbst angeht: so bedauern wir, dass er keine Notiz von dem genommen, was *Joh. v. Müller* kurz und schön über ihn gesagt hat, und nicht den Spuren gefolgt ist, die jener in seinen Noten angegeben, und die schon *Füsslin* (der hier fast allein im Stande war, etwas Eigenthümliches zu leisten) in der Kirchengeschichte der mittleren Zeiten nachgewiesen hat. Denn hier ist nicht von Ideen der Männer, die der Vf. nicht zu kennen brauchte, sondern von Spuren, die sich in dem Lande finden, wo Arnold lange lebte, und von Forschungen die Rede. Wir sind davon so fest überzeugt, dass wir glauben, wenn dem Vf. die Stelle bey *Müller*, Geschichte der Schweiz, I Buch, Cap. 14, S. 383 — 387, gegenwärtig gewesen wäre, so würde er die ganze Erzählung von Arnold anders gefasst haben. Wer hätte aber von dem Lebensbeschreiber des heil. Bernhard gerade hier nicht die Bemerkung erwartet, wie der blosse Eifer für die Orthodoxie des Glaubens den frommen Mann blind machte. Wer hiess ihn den unglücklichen Arnold zur Verzweifelung treiben, und ihm den Aufenthalt bey dem Bischofe von Costnitz verleiden, wo er Ruhe gefunden, und sich vielleicht ruhig verhalten hätte? Der Bischof und selbst der päpstliche Legat fanden keine Schuld an Arnold, sie freuten sich seines frommen Lebens, sie gewährten ihm Zuflucht. Was thut Bernhard? Er schreibt an den Bischof (*epist.* 195, *ed. Colon.* 1641. *Fol. Tom.* 1, *p.* 83 *b.*): „Wollt ihr es recht wissen, es ist ein Mensch, der nicht isst noch trinkt: denn ihn, wie den Teufel, hungert und durstet nur nach dem Blute der Seelen. Er ist einer von denen, welche der wachsame Apostel auzeichnet, die den Schein der Frömmigkeit haben, denen man aber die wahre Tugend ganz absprechen muss." In demselben Briefe sagt er, was wir nicht einmal für erwiesen halten, dass Arnold, wie er aus Italien vertrieben worden, sich an Abälard gehängt habe; er giebt zu verstehen, dass der Bischof ihn fortjagen solle, dass es aber doch noch besser sey, ihn festzunehmen, obgleich man nichts auf ihn bringen könne, und schliesst den Brief auf eine wahrlich nicht erbauliche Weise, mit den Worten: „Auch der Papst, während er noch bey uns war, weil er so viel Böses von dem Manne *hörte*, wollte, dass man ihn lieber einsteckte; aber da war Keiner, *qui faceret bonum;* und doch da die heil. Schrift gebietet, dass man die kleinen Füchslein, welche die Trauben fressen (aus dem Hohenlied), fange, wie viel mehr muss man den grossen und reissenden Wolf fesseln, der in Christi Schaafstall bricht, und die Schaafe tödtet und vernichtet." Liegt nicht hier der Keim und die Rechtfertigung der Massregeln, welche die Pfaffen ergreifen, um durch ihr Unwesen den wahren Gottesdienst niederzudrücken? nicht der Anfang zu dem System, das die Reformation als gewaltsame Explosion und als eine politische Bewegung unvermeidlich machte, und Christen von Christen auf immer trennte? War nicht der heil. Bernhard ein Kirchenvater, seine Worte Orakel? Wie gebietend und heftig spricht er im 196 Briefe an den Cardinal Guido, der als Pisaner aus mancherley Ursachen den Arnold vor sich liess, ihn anhörte, mit ihm umging, über diess Betragen! Und was war der Erfolg? Der überall verfolgte, nie gehörte, bis in die stillste Ruhestätte verfolgte Arnold brach ganz mit der Kirche, ging über jede Grenze, streute Saamen der Ketzerey in der Schweiz, und erschien als Reformator in Italien, wo er verbrannt wurde, aus seiner Asche aber viele Unruhestifter aufstanden. Diess heftige unruhige Wesen des h. Bernhard entzweyte ihn ja sogar mit Innocenz, für den er so viel gethan hatte, und wir wundern uns um so mehr, dass der Vf. davon nichts sagt, da er der sonderbaren Verlegenheit hätte erwähnen sollen, in welche damals der Cardinal Baronius gerieth, da er zwischen dem Papst und einem Heiligen ins Gedränge kam. Er weiss sich nicht anders zu helfen, als dass er Papst und Fürsten zusammenwirft, und die weise Lehre daraus zieht: *sic discant homines non sperare in principibus neque in filiis hominum, in quibus non est salus.* Dass der h. Bernhard diese Wahrheit, man müsse nicht auf Menschen bauen, vergessen hatte, beweiset sein eigener Brief (*ep.* 218. *Opp. T. I. p.* 89 *a*). Er fühlt, dass er zu oft geschrieben, sich zuviel gewusst habe wegen seines Einflusses am päpstlichen Hofe, und hier ist die Demuth, mit der er es eingesteht, so charakteristisch, so ehrenvoll, und fast eben so deutlich die reine erhabene Seele, als zu gleicher Zeit seine Besorgniss wegen des Bannfluchs, der noch immer das französische Reich drückte, und König und Papst entzweyte. Wir verwundern uns ausserordentlich, wie diess dem Lebensbeschreiber des h. Bernhard entgehen konnte. Wir setzen nur den Anfang eines Briefes an den Papst hieher: „Was das betrifft, dass ich erfahren habe, ich hätte durch meine vielen Schreibereyen (*scriptitationibus*) Unzufriedenheit veranlasst: so darf ich das nicht fürchten, denn dem will ich schon abhelfen. Ich weiss es, ich weiss es, ich habe mir mehr herausgenommen, als ich sollte, ich habe vergessen, wer ich war, und wem ich schrieb, aber Eure Güte, Ihr werdet es selbst nicht leugnen, hatte mich so dreist gemacht." Diess ist auch in der That der letzte Brief an Innocentius.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1815.

KIRCHENGESCHICHTE.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Der heilige Bernhard und sein Zeitalter.* Dargestellt von *August Neander*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wenn der Vf. S. 171 den Glaber Radulphus als Zeugen über Wilgard gebraucht, und das Studium der Alten in irgend eine auch noch so entfernte Verbindung mit den italiänischen Ketzereyen bringt: so scheint uns das ein grosser Irrthum. Glaber nach dem Pragmatismus seiner Zeit, in welchen mehr oder weniger alle pragmatischen Schriftsteller verfallen, musste, wie das selbst die elendesten Chroniken thun, bey jedem Vorfall eine Ursula haben, treffend oder nicht, das war ihm gleich. Was weiss *der* von Wilgard? Die Geschichte der Ketzer dieser Zeit, besonders in Italien, ihr Zusammenhang mit den Ketzern in Niederdeutschland, der Mysticismus dieser Leute, ihr Gebrauch der Vulgarsprache, in Italien, Languedoc, der Schweiz sowohl, als in Niederdeutschland, ist noch immer nicht aufgeklärt, und muss durchaus aus handschriftl. Denkmalen, die leicht untergehen können, oder schon untergegangen sind, aufgeklärt werden. Diess aber ist für die Geschichte der Menschheit von der grössten Wichtigkeit, wenn anders das innere Leben bedeutender als das äussere ist, und an sich nur selten verfolgt werden kann. In dem oben angeführten Buche von *Füsslin* ist wenig geschehen; wenn wir aber nicht irren, da uns das Buch den Augenblick nicht zur Hand ist: so sagt *Mosheim* in seinem Versuch einer unparteyischen und gründlichen Ketzergeschichte, Helmstädt 1746. 4, dass er eine bedeutende Sammlung von handschriftlichen Nachrichten zu der Ketzergeschichte zusammengebracht habe. Diess betrifft freylich nur die Ketzer, besonders auch Beguinen am Ende des 13 Jahrhunderts; ist aber ein Punct recht im Klaren: so leitet dieses ganz natürlich weiter, da es auf den Ursprung der Beguinen und Begharden führt. Die 1065, 1129 u. 1151 zu Vilvorden ausgestellten Urkunden sind wohl nicht zu bezweifeln; und gerade die Beguinage zu Vilvorden in Brabant, wenn sie auch die Einzige wäre, was wir nicht bestreiten wollen, mit den Tanchelin um 1124, also nicht sogar lange vor Arnold von Brescia, in Verbindung gebracht, würde eine Kette geben, die nicht schöner seyn könnte. Die Papiere sind vielleicht noch auf der göttinger Bibliothek; auch über die Sprache und Cultur liesse sich Vieles daraus ziehen.

Der dritte Abschnitt, von dem Antheil des heil. Bernhard an dem Kreuzzuge, trägt überall Spuren der Eile an sich, und giebt zuviel, was in allen Geschichtbüchern enthalten ist. Man vgl. z. B. S. 207 mit dem, was *Wilken* Geschichte der Kreuzzüge I, Einleitung, S. 7 sagt. S. 209 — 10 finden sich allgemeine Bemerkungen, die Jeder leicht selbst macht, ohne Kraft; statt deren hätten wir erwartet, was in Bernhards Reden so eindringend, so ergreifend war. Diess herauszuheben, wäre leichter gewesen, da wir ja seine Reden noch haben, über Peter den Eremiten und seine Beredsamkeit aber völlige Dunkelheit herrscht, und Urbans Rede in Clermont so nicht gehalten seyn kann, wie wir sie lesen, noch viel weniger wie sie neulich *Michaud* in seiner *histoire des croisades* p. 96 — 100 übersetzt oder bearbeitet hat. Warum hat uns Hr. *N.* nicht wenigstens im letzten Theile den heil. Bernhard als Redner gezeichnet? Warum schweigt er von jenen Reden über das Hohelied Salomonis, mit denen er kurz vor seinem Ende die Mönche seines Klosters begeisterte, und in deren Anfang er selbst sagt *T. II, p.* 1: „*Ante carnem disciplinae studiis edomitam et mancipatam spiritui, ante speratam et abjectam seculi pompam et sarcinam, indigne ab impuris lectio sancta praesumitur.* Gewiss würde der Vf., wenn er ihn als Redner recht gefasst hätte, sich die Mühe nicht gegeben haben, S. 230 f. ein System des heil. Bernhard aufzustellen: denn daran dachte der tieffühlende, und jeden Augenblick das, was zur Bewegung des Gemüths am meisten diente, ergreifende, kräftige Mann nicht, und es wäre recht gut, wenn man oft wie er gedacht hätte. Hätte uns der Vf. nur die eine Predigt *de septem gradibus confessionis* übersetzt: wir würden ihn dafür mehr Dank gewusst haben, als für vieles Andere. Man kann sie nicht lesen, ohne zu fühlen, dass der Mann von solcher Bildung, mit solchem Verstande, solchem Gefühle, die Verständigen, und durch sie die Unverständigen leiten musste, wohin er wollte; man würde einsehen, wie er den Kreuzzug angeben, und eine so grosse Anzahl von Klöstern stiften konnte. Es ist die 40 Predigt Tom. II, p. 228 b. Die letzte Abtheilung, die Geschichte der Petrobrusianer und Henricianer, wo der heil. Bernhard nur als Nebenperson vorkommt, hätte unter der Hand eines so gelehrten Vfs. sehr belehrend und anziehend werden können; jetzt ist sie unvollständig, und enthält sehr wenig Neues. Auch hat der Vf. sich zu sehr vom Lebensbeschrei-

ber des heil. Bernhard leiten laſſen. Der 240 und 241 Brief des Abts zeigen aber deutlich, wie die Lehre der Leute, ſo wenig man ſie unter die verſtändigeren Reformatoren rechnen kann, doch in den ſüdlichen Gegenden von Frankreich, wo der Haſs gegen die Kleriſey beſonders groſs war, einen unglaublichen Anhang fand. Daſs ſich Bernhard, was ſeinem Alter zu verzeihen war, in der ganzen Sache ſehr unvorſichtig benahm, hätte nicht unbemerkt bleiben ſollen. Es muſste auf die Leute einen beſonderen Eindruck machen, daſs grade die Männer, deren Religioſität ſie falſch und unchriſtlich nannten, Petrus Venerabilis und Bernhard, der Eine durch ſeine heftigen Briefe, der Andere durch ſeine Predigten, ſo gegen ſie eiferten. Unter den Anekdoten, die vom heil. Bernhard auf ſeiner Reiſe nach Toulouſe erzählt werden, iſt die aus einer Chronik des 12 Jahrhunderts auch in der *Histoire de Languedoc Tom. II, p.* 445 angeführte, gerade die merkwürdigſte, dem Vf. entgangen; ſonſt würde er (S. 264 f.) die Sache *von dem Toulouſe benachbarten Schloſs* ganz anders berichtet haben. Dieſes Schloſs iſt Verfeil (*viridefolium*), ein kleines, vier Stunden von Toulouſe nach Weſten gelegenes Städtchen, das aber nach der Sitte der Zeit aus bekanten Gründen Schloſs (*caſtrum*) genannt wird. Dort waren hundert ritterliche Häuſer, welche alle die Ketzerey beförderten; der heil. Bernhard begab ſich dahin, und predigte in der Kirche. So wie er anfing, verlieſsen zuerſt die Vornehmſten, dann alle Zuhörer die Kirche. Der Abt ging auf den Marktplatz und predigte: auch hier blieb bald nur das gemeine Volk. Als er fortfuhr zu predigen, kamen die Angeſehenen wieder, und machten ſo viel Lärm, daſs man nichts verſtehen konnte, und Bernhard ſich entfernen muſste. Er ſchüttelte dann, als man von ihm und ſeinen Mönchen und Geiſtlichen durchaus nichts wiſſen wollte, den Staub von ſeinen Füſsen, und — was nicht ſo apoſtoliſch war — er gab dem Orte ſeinen Fluch. Ob nun wahr ſey, was der Chronikſchreiber hinzuſetzt, laſſen wir dahingeſtellt. „Der Fluch hatte ſeine Wirkung: denn alle dieſe Ritter, die vorher ſehr reich waren, ſtarben durch verſchiedene Zufälle in groſser Armuth, und in Toulouſe habe ich einen von ihnen geſehen, der hundert Jahr alt war, und vorher der vornehmſte Junker in Verfeil, damals aber ganz elend arm." Da Hr. *N.* über Heinrich, den Freund des Peter von Brus, ſo weitläuftig war: ſo hätte er auch dieſen nicht ſo kurz abfertigen ſollen. Daſs (S. 267) Heinrich auf das Concil zu Rheims geführt worden ſey, iſt, wie wir glauben, durchaus nicht erwieſen. Die gelinde Behandlung eines ſo gefährlichen Mannes wird Jedem auffallen; aber es ſind auch hiſtoriſche Zweifel dagegen. Ein gründlicher Forſcher, wie der Vf., ſollte ſo etwas nicht erzählen. Bekanntlich wurde der Ketzer Eudo oder Eon auf dieſem Concil verurtheilt. Ein ſpäterer Schriftſteller, *Alberic. chron. ad ann.* 1149, erzählt, daſs auch Heinrich dahin gebracht worden ſey; aber er hat Eins mit dem Anderen verwechſelt: denn dieſs wäre ein viel zu wichtiges Ereigniſs geweſen, als daſs man es hätte übergehen ſollen. Wollte der Vf. unſicheren Nachrichten trauen: ſo hätte er lieber der Nachricht des Mönchs Heinrich, des Lebensbeſchreibers des heil. Bernhard, aus dem er ja die Geſchichte der Reiſe entlehnte, folgen ſollen. Dieſer erzählt, und er als Mönch von Clairvaux konnte dieſs wiſſen, daſs der Biſchof den Heinrich gefangen, daſs dieſer ihn auf ſeine Bitte zum heil. Bernhard geſchickt habe, weil er in Clairvaux habe Buſse thun wollen, daſs er aber, wie ihn Bernhard mit Empfehlungen verſehen dahingeſchickt, doch ſein Wort nicht gehalten habe, ſondern im Irrthum beharrt ſey. Das Letzte iſt auch uns wahrſcheinlich; ſeine Anhänger ſcheinen ihn geſchützt, und er den Saamen zu ſpäteren Unruhen ſorgfältig ausgeſtreut zu haben, obgleich ganz in der Stille. Über den nachtheiligen Einfluſs, den die zu ſicheren Vorausſagungen eines glücklichen Erfolgs des Kreuzzuges auf den Ruf des heil. Bernhard hatten, hätte der Vf. mehr beybringen ſollen. Wenn er aber das nicht wollte: ſo hätte er doch uns hier aus der Geſchichte zeigen ſollen, wie ſchwer der Menſch zur inneren Ruhe auf Erden komme. Dieſs konnte am heil. Bernhard klar und ſchön gezeigt werden; ein Gelehrter, ein Frommer, ein Heiliger bey Lebzeiten, ein Kirchenvater, und doch wirft ihn die Meinung der Menſchen und der Zweifel an dieſe und an Gottes weiſer Leitung danieder!! Hätte der Vf. zu dieſer Abſicht nur den an Bernhard gerichteten Troſtbrief (*Ep.* 333. *Tom. I. S.* 134 *b.* unten) erläutert und überſetzt: man hätte ſeine Stimmung erkannt. Endlich giebt es für das Leben und den Charakter des heil. Bernhard nichts Wichtigeres, als, was der Vf. nicht einmal berührt hat, ſeinen Streit mit dem Mönche, von dem auch viele ſeiner Briefe ſind, der ihn aber verlieſs. Dieſs und ſeinen Streit mit dem Nachfolger des heil. Norbert, dem Haupt der Prämonſtratenſer, hätte der Vf. nicht vernachläſſigen ſollen. Der Streit mit den Prämonſtratenſern zeigt wieder eine der ſchönſten Seiten des frommen Mannes. Zum Schluſſe redet der Vf. über die letzte Schrift des heil. Bernhard: allein ſtatt der Bruchſtücke aus derſelben wäre eine Zuſammenſtellung deſſen, was Bernhard an den beſtehenden Einrichtungen der Kirche ſeiner Zeit wirklich tadelte und tadeln durfte, und was er billigte, erwünſchter geweſen, da er auf der einen Seite als Eiferer für die reinere praktiſche Religion daſteht, auf der anderen aber auch als ein hartnäckiger Vertheidiger des Papſtweſens, das die wahren ächten Geiſtlichen um ihr Anſehen brachte und die Kirche verwirrte. In dieſer Hinſicht iſt allerdings richtig, was Hr. *N.* S. 283 über die Appellationen aus Bernhard gezogen; aber es waren noch viele Dinge zurück, in denen wir, durch Darlegung der Ideen und Wünſche des heil. Bernhard, den Zuſtand der Kirche jener Zeit viel beſſer hätten erkennen können, als aus den einſeitigen Lobreden und Anklagen unſerer Zeit. Wie trefflich hatte dieſs aus dem 8, 9, und 10 Cap. der Schrift *de vita et moribus clericorum* geſchehen können! Schon die Überſchriften: *Funiculus triplex, trahens in perditionem clericos, ſi male intrent, male miniſtrent, et male utantur*

bonis ecclesiae, dann *de horrenda impietate clericorum, qui — tam indigna gerunt*, endlich *periculosum esse in hac vita, bona recipere*, werden diess zeigen. Mit diesen konnten die Predigten verbunden werden, die sich gewöhnlich unter den Werken des heil. Bernhard (im 5 Theil) finden, die, wenn auch nicht ihn selbst, gewiss einen gleichzeitigen Vf. haben, und vor einem Concilium gehalten, oder doch als gehalten geschrieben sind. Diese enthalten sehr schöne Stellen; wir verweisen nur *Tom. V. p.* 295 auf die Reden *ad clerum in concilio Rhemensi congregatum, ad pastores in synodo congregatos* und *ad praelatos*. Der Vf. beschliesst sein Buch mit einer kurzen Bemerkung über die Paulicianer. Zu wünschen wäre, dass er sich die Mühe gäbe, diesen so viel besprochenen, nie vollständig behandelten Gegenstand ins Licht zu setzen, da er gewiss die Quellen sorgfältig benutzen würde, was noch nie geschehen ist. So viel wir urtheilen können, bleibt der Zusammenhang der italiänischen Ketzer mit den Paulicianern immer noch Hypothese, obgleich ausgemacht ist, dass beide etwas Manichäisches hatten. Der Vf. wird sich ein grosses Verdienst erwerben, wenn er diesen Gegenstand nicht, wie hier geschehen ist, nur im Vorbeygehen, sondern absichtlich erläutert. Freylich aber müsste er seine Sammlungen nicht so schnell bekannt machen, sondern sie auch verarbeiten, sichten, mit anderen vergleichen, das Neue vom längst Bekannten oder Ungewissen scheiden, und ein bestimmtes Publicum wählen, am besten die Gelehrten, zu denen Männer von des Vfs. Ernst in wissenschaftlichen Dingen allein reden sollten.

D. u. A.

STATISTIK.

Altona, b. Hammerich: *Fragmente über Ostindien*, vom Kriegscanzley - Secretär *Gloyer*. 1813. 310 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wahrscheinlich hat der Zug Napoleons nach Moskau, den selbst Franzosen für einen Zug nach Indien deuteten, die Entstehung dieses Werks zunächst veranlasst oder beschleunigt. Denn warum sollte der Vf. jetzt mit einem Werke auftreten, dem er aus Mangel an actenmässigen, und aus Mangel an hinlänglichen Nachrichten keine Vollendung geben konnte? Er, ein Schriftsteller, der, wenn er auch mit diesem Geisteswerke zuerst öffentlich auftrat, zu denjenigen gehört, die die meisten vorhandenen literärischen Quellen und Hülfsmittel in ihren Kreis zu ziehen und zu benutzen, manche verworrene Thatsache zu entwirren, manche dunkele aufzuklären wussten! In dieser Vermuthung wird Rec. noch durch andere Gründe bestärkt. Der Vf. ist einer der vorzüglichsten Lobredner der französischen Nation; er sieht sie nicht blos als diejenige an, welche die geschickteste sey, sich fremdem Klima, fremden Sitten und Gewohnheiten anzuschmiegen, und die sich mit Grund viel Glück für ihre Unternehmungen in Indien versprechen dürfe, sondern er behauptet sogar, dass sie siegend über alle Hindernisse wegschreite, und dass das Schicksal sich ihr *staunend* unterwerfe, ja sogar dass sie überall (den Handel ausgenommen) den richtigen Weg zum Ziele zu finden wisse. — Dann leitet er die von den Stürmen der Zeit ermüdete Aufmerksamkeit des Beobachters von der colossalen Macht Frankreichs als der ersten der Welt, wie er sie nennt, die Napoleons Riesengeist geschaffen habe, ganz ab, um den Blick allein auf das von ihm sogenannte despotische und eiserne Zwitterreich, das halb europäisch halb orientalisch organisirt sey, zu leiten, und während er in Frankreich nur die schaffende Thatkraft der ausserordentlichsten Talente sieht, erblickt er hier nichts als höchstens eine Maschinerie des Staats- und Kriegs - Wesens, die, wenn gleich glänzend durch Übermacht, doch in den ersten und wahren Grundpfeilern reeller Staatskräfte, Freyheit, Sicherheit, Wohlstand und Bürgerglück der Einwohner sich wenig über seine Nachbaren — die alle Despotieen in der gröbsten Form wären — erhebe. — So lobenswürdig es ist, dass der Vf. die meisten, bisher erschienenen Hülfsmittel, worunter sogar einige nicht sehr bekannt sind, als Belege seiner Behauptungen anführt (zuverlässig hat ihm der Hr. Etatsrath und Landschreiber *Niebuhr*, mit dem er seit drey Jahren Wohnung und Amtsführung theilt, und dem er auch das Werk dedicirt hat, den meisten Vorschub hierin geleistet); dass ihn sein Hass wider die Engländer, die er als Feinde des ganzen Continents betrachtete, und seine Erbitterung als dänischen Unterthans wegen des angeblich heimtückischen Angriffs der Engländer auf Dänemark im Jahre 1807 nicht so weit verführt, um das Gehässige noch greller aufzutragen: so ist es doch, das Hauptthema seines Werks angesehen, das über die wenig bearbeiteten Theile der Statistik Ostindiens, besonders die militärische Lage des englischen Ostindiens, über die Finanzen der englisch - ostindischen Compagnie und ihres Reichs und über die Civilverwaltung desselben neue Aufschlüsse geben soll, viel zu früh, etwas Befriedigendes hierüber zu erwarten, und es wird auch immer zu früh bleiben, so lange nämlich nicht diejenigen, die in dem alleinigen Besitze authentischer Quellen sind, z. B. das *India House*, das Parlament, die Gouverneurs u. s. w., freygebiger mit diesen Nachrichten werden. Der Inhalt des vorliegenden Werks ist: 1) Historische Skizze des englisch - ostindischen Reichs in den Hauptperioden seiner Vergrösserung, hauptsächlich in Bezug auf die neueren Zeiten. Dieser historischen Darstellung fehlt es an Deutlichkeit, wozu nicht sowohl die Menge französischer Worte und die nach der deutschen Aussprache gewählte Orthographie und manche chronologische Irrungen (z. B. die zweyte ostindische Compagnie entstand nicht 1689, sondern 1698, sie wurden nicht 1708, sondern 1702 in Eine verschmolzen, die Errichtung der Compagnie zu Madras datirt sich nicht von 1641, sondern 1620, die Erwerbung von Bombay nicht von 1688, sondern früher), als vielmehr das Übergehen der Chronologie da, wo sie nöthig ist, das Untereinanderwerfen der Geschichte und Statistik, der Geschichte der Kriege und der Darstellung der Verfas-

lung, und der Mangel an einem festen vom Anfange bis zum Schlusse durchgreifenden Gesichtspuncte Schuld ist. 2) Allgemeine Vorbemerkungen und Reflexionen. Sie betreffen den Vergleich zwischen der Entstehung der colossalen Macht Frankreichs und Indiens, die Vorzüge des brittisch - indischen Reichs vor seinen Nachbaren, den Zustand im Inneren des Reichs und die schwarzen Schatten desselben, und den Zustand des vorigen Glücks gegen den jetzigen. 3) Nach einer kurzen Schilderung der Hauptmächte Ostindiens (des ehemaligen Reichs von Mysore, des afganischen oder patanischen, des persischen Reichs, und der Maratten, deren letzten Macht, obschon sie vor dem letzten Kriege 274000 Mann und darunter 64000 Mann Infanterie betrug, am wenigsten furchtbar ist) geht er 4) zur Darstellung der militärischen Lage des englischen Ostindiens; 5) zu der der Finanzen der englisch - ostindischen Compagnie und ihres Reichs, und 6) zur Civilverwaltung über, und schliesst mit den Erinnerungen an die Unternehmung der Franzosen in Ostindien. Das Resultat läfst sich leicht ziehen.

H. P. E.

Altona, b. Hammerich: *Reise durch einen Theil von Sachsen und Dänemark in den letztverflossenen Jahren.* 1813. 314 S. 8. (1 Rthlr. 4 Gr.)

Gröfser ist die Reisestrecke, als der angegebene Titel; denn sie geht noch durch einen Theil von Schlesien, Böhmen, dem Brandenburgischen und dem Mecklenburgischen. Das Riesengebirge, Bunzlau, Görlitz, Landeskrone, Königshayn, Niesky, Friedland, Liebwerda, Zittau, Grottau, der Oybin, Gabel, Herrenhut, Bauzen, Dresden, Berlin, Rostock, Dobberan, Kopenhagen, Christiansfeld, Hadersleben, Apenrade, Tondren, Husum, Rensburg, Glücksburg, Sonderburg, Schleswig, Ekernförde, Kiel, Dithmarsen, sind die Hauptpuncte, worauf sie sich erstreckt. Der Vf. — derselbe, der die Winterreise durch einen Theil Norwegens (seines Vaterlandes), Schwedens u. s. w. 1807 herausgab, will zwar gar keine Zeitschrift, sie möge heifsen wie sie wolle, benutzt, sondern Alles an Ort und Stelle untersucht und aufgezeichnet haben; allein diese Eigenthümlichkeit, so lobenswerth sie an sich ist, wenn sie sich von Abschreiben und Nachsprechen entfernt hält, hört dann auf, Vorzug eines Werks zu seyn, wenn der Vf. sich nicht Zeit und Gelegenheit genug nimmt, um allseitig, und wenn er selbst nicht Unterricht genug besitzt, um gründlich zu seyn. Daher darf man ihn nicht von Seiten der Erweiterung geographischer, historischer, statistischer und politischer Kenntnisse, wo meistens Alles der mündlichen Mittheilung der Nachrichten ohne tiefe Untersuchung entlehnt ist, sondern mehr von Seiten des Gesehenen, und von Seiten des Mediums, wodurch er sah, wie von Seiten seines Vortrags beurtheilen. Wie wenig seine Reise zur gründlichen Belehrung beytrage, erhellet schon daraus, dafs es ihm bey der Bevölkerung von Ortschaften nicht um genaue, nicht einmal um wahrscheinliche Angabe derselben zu thun ist; dafs er von dem ausgezeichneten Schulmann *Bauer* zu Hirschberg sagt, er wisse alle Classiker und die abweichenden Lesarten auswendig, er habe sein vortreffliches Wörterbuch ganz aus dem Kopfe geschrieben; dafs Grofsschönau die besten Damastwebereyen in ganz Europa habe; dafs man sich keine gerade dauerhafte und besser unterhaltene Kunststrafse als die Kaiserstrafse über Rumburg denken könne. Eben dieser Eigenthümlichkeitsliebe, die oft Eigenthümlichkeitssucht wird, mufs man es zuschreiben, dafs er in Görlitz, wie überall, wo schöne Kirchen und Gebäude sind, den erwachenden Kunstsinn wahrnehmen will; dafs Ebenen Korn und Ökonomie, Berge hingegen Trauben und Dichter erzeugen; dafs in Zittau ein Mädchen, wefswegen sich zwey Romanenhelden tödteten, eingemauert worden, dafs Kittlitz mit einem Schlosse vor einem halben Jahrhundert der Sitz des Baron Hunds gewesen sey, der aus *Unglück in der Liebe* den Entschlufs fasste, der Letzte seines Namens zu seyn, und als *Freymaurer* starb; dafs die Wenden aufser dem Gott Flins noch den Zornebock und Praschiza (zwey Berge bey Bauzen) gewesen, und durch ein steinernes Herz Rinnen gegangen wären, um Menschenblut dadurch laufen zu lassen; dafs, so wie in Wien der Sinn für Musik geschärft, und in Berlin viel Bildung durch Lectüre und Schauspiel sey, man Dresden als den Sitz der Malerey ansehen könne, wo das Schöne, das in Natur und Kunst sich darstelle, durch das Auge lebhaft wahrgenommen würde; dafs ein Fürst viel machen könne, berühmte Generale, weise Staatsmänner, aber keine ehrlichen Menschen; dafs die Landschaft auf der südlichen Seite der *Schley* Schwansee heifse, weil sie wie ein Schwanz in die Ostsee hinausrage; dafs er an einem böhmischen Glashändler gemerkt habe, wie viel das Reisen zur Bildung des Geistes und Herzens beytrage. — Das Gesehene knüpft er meistens an seine Reminiscenzen, z. B. eine Jägerin, die ihm mit einem Hunde an einem Leitseile begegnet, erinnert ihn an mehrere Stellen aus Virgil; aber bey Rumburg, wo Friedrich der Grofse im *böhmischen* Erbfolgekrieg, wie er sagt, in die Staaten Josephs II eindrang, weifs er sich nicht zu erinnern, warum dieser Krieg der Kartoffelkrieg genannt werde. — Das Medium, wodurch er sah, ist oft eigener Art, z. B. S. 261, wo er in die Geschichte Nordstrands über das achte Jahrhundert zurücksteigt, um zu erklären, wie Neptun an der Zerstörung des Landes gearbeitet habe. — In der Darstellung ist er oft süfslich, und alle alten Göttermythen müssen dann herhalten.

D.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1815.

CHEMIE.

Berlin, in der vossischen Buchhandlung: *Elemente des chemischen Theils der Naturwissenschaft*, von *Humphry Davy*. Aus dem Englischen übersetzt von *Fr. Wolff*. Erster Bd. Erste Abtheilung. 1814. XX u. 472 S. 8. (2 Thlr. 18 Gr.)

Dem verdienstvollen Übersetzer müssen wir zuvörderst unseren Dank abstatten, dass er das Werk jenes geistreichen Engländers, dem es gelang, so tiefe Blicke in die Natur einfacher Körper zu thun, gemeinnütziger gemacht hat. Die einfachen Körper, welche *Davy* zerlegt, oder mit deren Untersuchung sich derselbe einen Ruf als Chemiker und Denker verschafft hat, sind es gerade, welche den Hauptgegenstand dieses Bandes ausmachen. Da man hier zu einem System vereinigt findet, was früher zerstreut in Journalen und Zeitschriften geliefert wurde; so ist die Erscheinung dieses Werks gewiss ein köstliches Geschenk, sowohl für den Chemiker, als den Naturforscher überhaupt. Nicht allein die speculativen Ansichten des Vfs. über die wahrscheinliche Zusammensetzung der meisten, in den Lehrbüchern der Chemie als einfach aufgeführten Körper, sondern vorzüglich auch seine Ansichten von der Natur der oxydirten Salzsäure, machen dieses Werk zu einem ganz eigenthümlichen. Überall spielt die Chlorine hier die Rolle eines dem Oxygengas ähnlichen Körpers. Der Vf. betrachtet die Verbindungen, welche jene mit den Körpern darstellt, aus einem ganz anderen Gesichtspuncte, als die Chemiker bisher, und dieses, so wie das Verhältniss der Verbindungen, gab ihm Anlass zu einer ganz anderen Anordnung der Gegenstände und zu einer neuen Nomenclatur, die auch auf andere Verbindungen ausgedehnt sind. So schlägt *Davy* vor, die Verbindungen der Chlorine und anderer Körper mit der Endigung der Basis in *ane* zu bezeichnen, wenn sie ein Verhältniss Chlorine enthält, z. B. Phosphorane, hingegen der Basis die Endigung *ana* anzuhängen, wenn zwey oder mehrere Verhältnisse der Chlorine darin enthalten sind, z. B. Phosphorana. Im Verfolge des Werkes werden wir öfter Gelegenheit finden, die Nomenclatur anzuzeigen. Übrigens hat bekanntlich Hr. *Schweigger* in dem Journ. für Chemie und Physik diese neue Nomenclatur bereits mitgetheilt, und wirklich ganz vortrefflich verbessert. Ist des Vfs. Ansicht von der Natur der oxydirten Salzsäure der Wahrheit gemäss: so wird gewiss Jeder demselben beypflichten; widersteht sie aber den Gründen einer strengen Kritik nicht: so wird man nur seinen Scharfsinn bewundern müssen, eine Hypothese entdeckt zu haben, welche mit der bisherigen Theorie von der Natur der oxydirten Salzsäure, ungeachtet beide als zwey starke Gegensätze erscheinen, so gleichen Schritt hält, dass die scharfsinnigsten Köpfe der älteren Theorie nicht mehr zu erklären vermochten, als *Davy* mit der seinigen zu erklären sich bemüht, ja dass die eifrigsten Vertheidiger der Lehre von der Zusammengesetztheit der oxydirten Salzsäure zu Davy's Fahne übergingen, und selbst der scharfsinnige Übersetzer dieser neuen Hypothese in einer demselben angehängten Vorrede, worin auch eine Übersicht der Eigenschaften, welche die Jöde darbietet, enthalten ist, das Wort redet. Wir werden nachher auf diesen Gegenstand zurückkommen.

Die 1 Abtheilung des I Bandes besteht aus 6 Abschnitten. In der Einleitung giebt *Davy* eine *historische Übersicht von den Fortschritten der Chemie*. In dieser vortrefflichen Darstellung übertrifft er bey weitem seine Vorgänger, und es bleibt nur zu wünschen, dass auch die neueren Entdeckungen mehr berücksichtiget wären: denn es ist nicht einzusehen, wie es für den gleichzeitigen Geschichtschreiber unzart seyn könne (so drückt sich der Vf. aus), die Verdienste jetzt lebender Chemiker herauszuheben. Hat doch Hr. *D.* nicht verfehlt, viele Entdeckungen jetzt lebender Chemiker von Autorität anzuführen. Die Fortschritte der Pflanzenchemie sind höchst unvollständig, oder gar nicht entwickelt, und in der thierischen Chemie bezieht er sich fast einzig auf *Berzelius*. Der wahre, richtige Gesichtspunct, den der Geschichtschreiber nie verfehlen darf, ist: *suum cuique*; allein damit hat der Vf. es nicht immer streng genommen.

I Abschn. *Von den Kräften und Eigenschaften der Materie und den allgemeinen Gesetzen der chemischen Veränderungen.* 1. Form der Materie. 2. Gravitation. 3. Cohäsion. 4. Wärme, oder durch Wärme bewirkte Repulsion. Hier hätte *Dalton's* Theorie von der ungleichförmigen Ausdehnung der Körper durch Wärme und die darauf sich gründende Einrichtung normaler Thermometer etwas mehr entwickelt werden können. Übrigens verräth dieser Abschnitt überall einen tiefdenkenden Kopf. Der Vf. sucht die Ursache der durch Wärme bewirkten Repulsion nicht unbedingt in Wärmestoff, sondern er sucht sie durch die Annahme zu erklären, dass in den festen Körpern die Theilchen sich in einem beständigen Zustande einer schwingenden Bewegung befinden. Dieser Hypothese dürften indess viel mehr Hindernisse in den Weg treten, als der ersteren. 5. Von der chemischen Anzie-

hung und den Gefetzen der Verbindung und Zerfetzung. Das angeführte Beyfpiel von der doppelten Wahlverwandtfchaft ift die Wirkung des fchwefelfauren Baryts auf kohlenfaures Kali. Unrichtig ift es jedoch, dafs reine Alkalien den Schwerfpath nicht zerfetzen: denn auch die einfache Anziehung bewirkt daffelbe. Falfch ift auch, dafs, wenn ein Körper vermögend ift, einen anderen aus feinen Verbindungen abzufcheiden, er ftets daffelbe Verhältnifs davon ablöfen werde. Einige Salze, z. B. mit doppelten Bafen, machen hievon eine fehr wefentliche Ausnahme, und diefes ift vorzüglich mit der Talkerde der Fall. Hr. *D.* tritt hier als ein eifriger Vertheidiger der Lehre von dem regelmäfsigen Mifchungsverhältnifs der Körper auf; er fcheint jedoch zuweilen die Grenzen zu überfchreiten, und in der Abtheilung, wo von *Berthollets* Anfichten die Rede ift, fpricht er entweder den feinen Anfichten nachtheiligen Verfuchen die Gültigkeit geradezu ab, oder er fucht fie auf eine wenig einleuchtende Art feiner Meinung anpaffend zu machen. — 6. Von der elektrifchen Anziehung und Zurückftofsung und ihren Verhältniffen zu den chemifchen Veränderungen. Diefe wichtige Lehre, fowohl die galvanifche, als gemeine Elektricität, findet man hier ausführlicher, als in irgend einem chemifchen Lehrbuche, erörtert. Vorzüglich intereffant find viele von *Davy's* Anfichten, die Einrichtung und die Verfuche mit der grofsen Batterie des Laboratoriums in der königlichen Inftitution, welche aus 2000 Stück 32 Quadratzoll Oberfläche enthaltenden Doppelplatten befteht. Er zeigt unter anderen das Schwierige, auszumitteln, ob die elektrifchen Erfcheinungen von einer Flüffigkeit abhängen, welche fich in den pofitiv elektrifchen Körpern im Übermafs, in den negativ elektrifchen hingegen in einem geringen Verhältniffe befindet, oder ob zwey verfchiedene Flüffigkeiten, welche durch ihre Verbindung Wärme und Licht hervorbringen, die Urfache der elektrifchen Phänomene feyen, oder ob fie als befondere Äufserungen der allgemeinen anziehenden Kräfte der Materie betrachtet werden müffen. — 8. Von der Analyfis und Synthefis, von den Umftänden, auf welche man bey diefen Operationen zu achten hat, und von der Anordnung der unzerfetzten Körper. Auch diefer Abfchnitt enthält viele fchöne Gedanken, und er würde einen noch gröfseren Werth erhalten, wenn der Überfetzer feine trefflichen Anmerkungen, die er an verfchiedenen Orten dem Werke angefügt hat, vermehrt hätte, befonders da Hr. *D.* die ausländifche neuere chemifche Literatur nicht gehörig erhalten zu haben fcheint. So hätte hier des Verhaltens der Kohle zu verfchiedenen Gasarten Erwähnung gefchehen und viele Erweiterungen beygebracht werden können.

Zweyter Abfchnitt. *Von der ftrahlenden, oder ätherifchen Wärme.* 1. Von der Wirkung der ftrahlenden Materie bey Erzeugung der Phänomene des Sehens. 2. Von der Wirkung der ftrahlenden Materie in Hinficht der Hervorbringung der Wärme. 3. Von den Wirkungen der ftrahlenden Materie in Hervorbringung chemifcher Veränderungen. Diefe Abtheilung ift, der Wichtigkeit des Gegenftandes gemäfs, ziemlich ausführlich bearbeitet, wenn er auch wenige dem Vf. angehörige Verfuche enthält. Aber auch hier ftöfst man, wie überall in diefem Werke, auf manche gewagte und manche falfche Puncte. So nimmt Hr. *D.* z. B. mit *Herfchel* u. A. unfichtbare Wärmeftrahlen im Farbenfpectrum an, die eine höhere Temperatur als die fiebenfarbigen Strahlen haben, und mit *Ritter*, *Wollafton* u. A., dafs in einem Raume, welcher über die violetten Strahlen hinausliegt, wo weder Wärme noch Licht bemerkbar find, die Schwärzung des Hornfilbers am deutlichften, oder die Hydrogenation der Strahlen am ftärkften fey. Beide Sätze find jedoch keineswegs bewiefen, was auch der Überfetzer mit hinlänglichen Gründen in Zweifel gezogen hat. — Aus den Vergleichungen der Intenfität der durch Brennfpiegel und der durch die galvanifche Batterie hervorgebrachten Hitze geht hervor, dafs letztere ungleich ftärker fey. Die Wirkung der oxydirten Salzfäure auf Hydrogengas im Sonnenlicht, welche bekanntlich eine unter Detonation erfolgende Verbindung beider Gasarten bewirkt, erklärt *D.* aus einem fpecififchen Einfluffe der ftrahlenden Materie, und er fand, dafs der rothe Strahl auf jene Mifchung viel rafcher wirkte, als der violette. Das angefeuchtete flohfarbene Bleyoxyd erhielt in den am wenigften brechbaren Strahlen nach und nach einen Stich ins Rothe, und wurde endlich fchwarz; in den am ftärkften brechbaren Strahlen erfuhr es hingegen keine Veränderung. Ähnliche Verfuche wurden mit Queckfilber angeftellt. — 4. Von der Natur der Bewegung oder Affection der ftrahlenden Materie. Nachdem der Vf. die Hypothefe *Hooke's*, *Huygens* und *Eulers* mit der *newtonifchen* Lehre zufammengeftellt, und beide feinen Ideen angemeffen hat: geht er zu der Betrachtung der Molecules der Körper, welche Licht hervorbringen, über, und indem er fo die Hypothefe *Malus's* mit der Emanationslehre vereinigt, entfteht eine eigene Hypothefe, welche fehr erwogen zu werden verdient. Die Annahme einer feinen imponderablen Flüffigkeit als Phänomen des Lichtes verwirft er darum, weil er glaubt, dafs man in diefem Falle eben fo viel verfchiedene Lichtmaterien annehmen müffe, als es verfchiedene Lichtftrahlen giebt, und weil die Sonnenphosphore, welche irgend einem gefärbten Lichtftrahle (im *fpectrum folare*) ausgefetzt wurden, nicht mit dem abforbirten, fondern mit einem ganz anderen gefärbten Lichte im Finftern leuchteten. Diefen Einwürfen möchte man indefs wohl begegnen können. In einem Zufatze entwickelt der Überfetzer *Newton's* Anfichten von dem Lichte aus deffen Optik.

Dritter Abfchnitt. *Von den empyreifchen, unzerfetzten Materien, oder denjenigen unzerfetzten Subftanzen, welche das Verbrennen unterftützen, und von ihren Verbindungen unter einander.* Nach der Vorftellung *Davy's* ift Wärme und Licht das allgemeine Refultat der Wirkungen aller Subftanzen, welche chemifche Anziehungen oder verfchiedene elektrifche Verhältniffe befitzen, und fie entftehen in allen Fällen, in welchen man annehmen kann, dafs

eine intensive und heftige Bewegung den kleinsten Theilchen der Körper mitgetheilt werde, und bey den Verbindungen mehrerer Körper erzeugen sich Wärme und Licht, ohne dass Sauerstoff zugegen ist. *Davy* macht daher jene Eintheilung nur, um anzudeuten, dass die Hervorbringung von Wärme und Licht bey ihren Wirkungen charakteristischer sey, als bey denen irgend einer anderen Substanz. — 2. Sauerstoff. Der Vf. beschreibt hier einen Versuch, wodurch bewiesen wird, dass das künstlich dargestellte Sauerstoffgas dem der atmosphärischen Luft völlig gleich sey. Dieser Versuch aber ist so fehlerhaft beschrieben, dass man eher glauben möchte, es sey ein Fehler in der Übersetzung, als in dem Original befindlich. Man schütte, heisst es S. 207, laufendes Quecksilber in eine Retorte, deren Hals in Quecksilber taucht, und erhalte es in einer Temperatur, bey welcher es kocht: so wird man, wenn der Process mehrere Tage fortgesetzt wird, eine nach und nach erfolgende Verminderung der Luft wahrnehmen u. s. w. Das Quecksilber wird in rothes Oxyd verwandelt seyn. — 3. Chlorine oder oxydirtes salzsaures Gas. Dieser Abschnitt enthält die Eigenschaften der Chlorine und Euchlorine, welche die Chemiker bereits in den Journalen gelesen haben. Unter anderen wird bemerkt, dass die Chlorine von dem Quecksilber mit grosser Leichtigkeit absorbirt werde, und an einer anderen Stelle heisst es wieder: man überzeugt sich, dass die Euchlorine aus Sauerstoff und Chlorine besteht, wenn man sie in einer Glasröhre über reinem Quecksilber elektrisirt. 50 Theile Euchlorine dehnen sich dann so aus, dass sie 60 Theile werden, welche aus 40 Th. Chlorine und 20 Th. Sauerstoffgas bestehen. Dieses findet keinen rechten Glauben, wenn die Chlorine so rasch vom Quecksilber absorbirt wird. — Eben so bemerkt *D.* S. 212, dass Chlorine, wenn sie von aller Feuchtigkeit befreyt ist, die Pflanzenfarbe nicht verändere, dass aber die Farbe weiss oder gelblich werde, wenn Feuchtigkeit vorhanden sey. S. 214 hingegen wird das Umgekehrte behauptet: Lässt man von allem Wasser befreyte Chlorine auf trockene Pflanzenfarben wirken: so zerstört sie dieselbe nach und nach, ertheilt aber zuerst der blauen Farbe eine Schattirung von Roth. Solche Widersprüche erwartet man nur in einem Elementarbuche von gewöhnlichem Schlage. Das Verhältniss des Sauerstoffs zu der Chlorine in der Euchlorine setzt er = 15 : 67, dem Gewichte nach. — S. 216 ist die Rede von der Anwendung der Chlorine zum Bleichen. Es wird unter anderen bemerkt, dass, da der salzsaure Kalk die Eigenschaft besitze, das Gefüge der Zeuge zu schwächen, man das Salz nicht sehr vortheilhaft zum Bleichen anwenden könne; dass aber, da die salzsaure Talkerde diese Eigenschaft nicht äussere, man diese Talkverbindung auf seinen Vorschlag in Irland in den Kattunbleichen mit sehr glücklichem Erfolge anwende. Dieses muss Rec. dahin gestellt seyn lassen; jedoch bezweifelt er sehr, dass die Talkverbindung eine allgemeine Anwendung finden könne (wie *D.* glaubt), weil die Talkerde in vielen Gegenden zu selten ist.

Vierter Abschnitt. *Von den unzersetzten, brennbaren oder säuerbaren, nicht metallischen Substanzen und ihren zweyfachen Verbindungen mit Sauerstoff oder Chlorine, oder unter einander.* — 1. Wasserstoffgas. Das Wasserstoffgas ist neueren Versuchen, und wenn wir nicht irren, den Versuchen *Döbereiners* zufolge, im reinen Zustande geruchlos, was dem Vf. unbekannt ist. — Tabelle über die Menge und das specifische Gewicht des vom Wasser absorbirten salzsauren Gases. 2. Vom Stickstoffe oder dem salpetererzeugenden Gase. Ausser den Eigenschaften des Stickgases beschreibt und charakterisirt *D.* vorzüglich die Verbindungen des Stickgases mit Sauerstoff. Oxydirtes Stickgas; Salpetergas; salpetrichte Säure; Salpetersäure. Von allen Verbindungen sind Analysen und die specifischen Gewichte angegeben. Vorzüglich interessant sind die Versuche über die Mischung der salpetrichten Säure und Salpetersäure. *D.* überzeugte sich von der Schwierigkeit, die Natur der gasförmigen, salpetrichten Säure, welche entsteht, wenn man Sauerstoffgas und Salpetergas auf einander wirken lässt, zu bestimmen: denn die gebildete Substanz wirkt sowohl auf das Wasser, als auf Quecksilber, und man kann machen, dass über Wasser sehr verschiedene Verhältnisse der Gasarten einander verdichten. Das Daseyn der Salpetersäure, als eines Körpers, bestehend aus 1,5 Sauerstoff und 2 Salpetergas, bleibt seinen Versuchen nach problematisch. Die gasförmige Verbindung des Salpetergases und Sauerstoffgases enthält wahrscheinlich stets 2 Theile Salpetergas und 1 Th. Sauerstoffgas, und es scheint die Gegenwart irgend einer Basis, wie etwa des Wassers, der Alkalien oder Oxyde nothwendig zu seyn, wenn die Verbindung von 2 Th. Salpetergas und 1,5 Th. Sauerstoffgas erfolgen soll. Eine Verbindung aus 3 Th. Salpetergas mit 1 Th. Sauerstoffgas, deren *Gay-Lussac* erwähnt, giebt es nach *D.* wahrscheinlich nicht. Die Salpetersäure besteht seinen Versuchen zufolge aus 4 Th. salpetrichter Säure, die durch 2 Th. Sauerstoffgas mittelst Wasser verdichtet wurden, und die dann noch 1 Th. (dem Volumen nach) Sauerstoffgas absorbirten. — Die Verbindung des Stickstoffs mit Wasserstoff zu Ammonium, welches nach *D.* aus 5 Wasserstoff und 13 Stickstoff dem Gewichte nach besteht. — 3. Schwefel. Der Vf. ist der Meinung, dass der Schwefel, welcher über 300° F. erhitzt und in eine rothe, biegsame Substanz verwandelt wurde, keine Oxydation erleide, sondern dass die Theilchen durch diesen Process eine andere Anordnung erhalten, und einander näher rücken. — Schweflige Säure. Ihr specifisches Gewicht verhält sich zu dem des Wassers, wie 30 zu 1, heisst es S. 245; ein hässlicher Schreib- oder Druck-Fehler. — Aus dem specifischen Gewichte, verglichen mit dem des Sauerstoffgases, ergiebt sich, dass die schweflige Säure nahe aus gleichen Theilen Schwefel und Sauerstoff dem Gew. nach bestehe. — Schwefelsäure. Die stärkste Schwefelsäure enthält 30 Schwefel, 45 Sauerstoff, 17 Wasser. Bey der Fabrication der Schwefelsäure aus Schwefel, Salpeter und Wasser bilde sich zuerst eine feste, weisse Masse, aus salpetrichter Säure, schwefliger Säure und Wasser, und

diese werde durch einen Überschuss des Wassers zerlegt, indem sich Schwefelsäure und Salpetergas bilden, u. s. w. Die gasförmige, salpetrichte Säure aber kann ohne Wasser durch schweflige Säure nicht zerlegt werden. Diejenige Schwefelsäure, welche bey jeder Temperatur unter 46° F. gefriert, enthalte zweymal so viel Wasser, als die concentrirte von 1,85 spec. Gew., und jene sey zusammengesetzt aus 30 Schwefel, 45 Sauerstoff, 34 Wasser. — Schwefelhaltiges Wasserstoffgas. Auch *D.* betrachtet dasselbe sehr unschicklich als eine Säure; allein dieses lässt sich erwarten, weil es seiner Hypothese über die Mischung der Salzsäure zu Gunsten ist. — *Lampadius* Schwefel-Alkohol. *Thomsons* Schwefel-Salzsäure. — Den Schwefel betrachtet er als einen einfachen Stoff; jedoch fügt er hinzu, dass der reine natürliche Schwefel bey der Einwirkung der galvanischen Elektricität, so wie bey der Verbindung des Schwefels mit Kupferfeile, Schwefelwasserstoffgas erzeuge, welches für einen Hydrogengehalt des Schwefels zu sprechen scheine; allein da es möglich sey, dass der Schwefel etwas Wasser enthalte: so könne aus anderen Gründen dieses für die Zusammengesetztheit des Schwefels nichts beweisen. — 4. Phosphor. 20 Th. Phosphor verbinden sich mit 15 Th. Sauerstoff, um phosphorige Säure zu bilden, und sie nehmen mehr als 30 Th. des letzteren auf, um Phosphorsäure darzustellen. Die Chlorine verbindet sich nach *D.* in verschiedenen Verhältnissen mit dem Phosphor. 1 Th. Phosphor, 6, 8 Th. Chlorine dem Gewichte nach, bilden eine schneeweisse, flüchtige Substanz, die in Prismen krystallisirt. Das Wasser zersetzt diese Substanz sehr leicht, wie *D.* fand, und der Sauerstoff des Wassers verbindet sich mit dem Phosphor zur Phosphorsäure, der Wasserstoff aber mit der Chlorine zu Salzsäure. Eine andere Verbindung der Chlorine mit Phosphor wird erhalten, wenn man Phosphor mit ätzendem Sublimat behandelt. *D.* fand, dass sie weniger Chlorine enthalte, und eine saure, durchsichtige, klare Flüssigkeit bilde. *Gay-Lussac* und *Thenard* erhielten dieselbe schon 1808, und sie glauben, dass sie eine Verbindung von Phosphor, Sauerstoff und Salzsäure sey. Sie löst Phosphor auf. — Gephosphortes Wasserstoffgas. Wird nach *D.* festes Hydrat der phosphorigen Säure in eine Retorte, geschützt gegen den Zutritt des Lichts, erhitzt: so wird Phosphorsäure und eine elastische Flüssigkeit erzeugt, welche *D.* wasserstoffphosphorhaltiges Gas (Hydrophosphorigas) nennt, und als aus 1 Verhältniss Phosphor und 4 Verhältnissen Wasserstoff zusammengesetzt betrachtet. Die galvanische Batterie entwickelt, wie aus dem Schwefel, Wasserstoffgas; allein *D.* bemerkt ebenfalls, dass dieses von mit dem Phosphor verbundenem Wasser herrühren könne. Angehängt sind hier von dem Übersetzer die Versuche *Thenard's*, *Vogels* und *Böckmanns.* — 5. Kohlenstoff, Kohle und Diamant. Als *D.* Kohle im luftleeren Raume den Wirkungen einer Batterie von 2000 Doppelplatten aussetzte, erhielt dieselbe einen stärkeren Glanz und einen so hohen Grad der Härte, dass sie Glas ritzte. Schmelzung erlitt sie nicht. Dieser Versuch spricht ebenfalls dafür, dass der Diamant reine Kohle sey, und auch *D.* ist der Meinung, dass er keinen Sauerstoff enthalte, ungeachtet er anführt, dass in einem Versuche, in welchem er Kalium und Diamant den Wirkungen der galvanischen Batterie aussetzte, sich Spuren Sauerstoffs zu zeigen schienen. — Dieses kann aber wohl von Wasser herrühren; wir haben bereits früher in der Recension des *daltonschen* Werks (J. A. L. Z. 1813. No. 173) über diesen Gegenstand gesprochen. Kohlensaures Gas. Kohlenoxydgas. Kohlenstoffhaltiges Wasserstoffgas. Ölmachendes Gas. — 5. Von der Basis der Boraxsäure. Der Vf. nannte diese Substanz Anfangs *Boracium*, weil er sie für metallischer Natur hielt, jetzt schlägt er den Namen *Boron* vor, und betrachtet sie als eine der Kohle sich nähernde Materie. Dieser Abschnitt enthält die bis jetzt bekannten Eigenschaften dieses Körpers, den *Davy* selbst entdeckt hat.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.*)

KURZE ANZEIGEN.

Botanik. *Wien u. Triest*, b. Geistinger: *Systematische Beschreibung der vorzüglichsten in Österreich wildwachsenden oder in Gärten gewöhnlichen Arzney-Gewächse, mit besonderer Rücksicht auf die neue österreichische Provincial-Pharmacopöe*, von D. *Emanuel Veith.* 1813. 143 S. 8. u. ½ Bog. Register. (12 Gr.)

Aus der kurzen Vorrede ersehen wir, dass diese kleine Schrift eine Inaugural-Dissertation ist, an deren Entstehung Hr. Prof. *v. Jacquin* und Hr. Hofgärtner *Schott* vielen Antheil haben. Der Vf. nennt sie selbst eine Compilation grösstentheils nach *Schreber's Genera*, *Smith's Flora britannica* und *Willdenow Species plantarum*, womit er demnach den Werth seiner Schrift selbst bestimmt, und zu verstehen giebt, dass wir nichts Neues darin zu erwarten haben, sondern sein Zweck vorzüglich dahin gehe, die in der *österreichischen Provincial-Pharmacopöe* genannten Gewächse nach dem Sexual-System mit ihren generischen und specifischen Charakteren, in lateinischer und deutscher Sprache, mit Bemerkung der Fundörter, der in der Arzneykunde gebrauchten Gewächstheile und Präparate und ihrer Wirkung in kurzen Phrasen für solche Ärzte und Pharmaceuten, welche in der Botanik weniger geübt sind, zusammen zu fassen, und somit einen Commentar zu jener Pharmacopöe zu liefern. Überall ist die Farbe der Blumen angegeben, welches wir in einer Schrift dieser Art für sehr zweckmässig halten, wenn gleich zufällige Umstände hin und wieder auf die Farben der Blumen wirken, und ihre ursprüngliche Mischung selbst im Freyen verändern. Citate sind überall hinweggelassen, welches ebenfalls sehr zu billigen ist, da sie häufig mehr zum Aufblähen solcher Schriften dienen, als dass sie, mit gehöriger Kritik und Auswahl benutzt, dem Ungeübten die Gegenstände genauer bestimmen könnten. Ausser den in der öfter. *Prov. Pharmac.* aufgeführten Arzney-Gewächsen sind auch noch mehrere andere, vorzüglich ehemals im Gebrauch gewesene Pflanzen vom Vf. eingeschaltet und zur Unterscheidung mit *) bezeichnet worden: so dass die Summe der hier aufgezählten meist einheimischen Arzneygewächse sich auf 196 beläuft. Einige kräftige deutsche Arzneygewächse haben wir in dieser Zusammenstellung vergeblich gesucht, z. B. *Avena sativa*, *Apium Petroselinum*, *Juncus conglomeratus*, *Salix fragilis*, *Boletus suaveolens.* Zu mehrerer Bequemlichkeit im Nachschlagen hätten die deutschen Namen in dem Register ebenfalls aufgenommen werden können. Dem von dem Vf. bestimmten doppelten Zwecke mag diese Schrift immer entsprechen. Druck und Papier sind gut.

Ae.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1815.

CHEMIE.

Berlin, in der vossischen Buchhandlung: *Elemente des chemischen Theils der Naturwissenschaft* von *Humphry Davy*. Aus dem Englischen übersetzt von *Fr. Wolff*, u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Fünfter Abschnitt. *Von den Metallen, ihren primären Verbindungen mit anderen unzersetzten Körpern und mit einander.* Folgende 39 Metalle werden hier aufgeführt: 1. Metalle, welche Alkalien hervorbringen: Potassium, Sodium. 2. Metalle, aus welchen die alkalischen Erden gebildet werden: Barium, Strontium, Kalcium, Magnesium (Talcium oder Talkium, richtiger nach Hn. *Wolff's* Anmerkung). 3. Metalle, von denen man annimmt, dass sie in den gemeinen Erden enthalten sind: Silicium, Alumnium, Circonium, Yttrium, Glycium. 4. Metalle, welche Oxyde darstellen: Mangan, Zink, Zinn, Eisen, Bley, Antimonium, Wismuth, Tellur, Kobalt, Kupfer, Nickel, Uran, Osmium, Scheelium, Titan, Columbium, Cerium, Palladium, Iridium, Rhodium, Quecksilber, Silber, Gold, Platin. 5. Metalle, welche Säuren hervorbringen: Arsenik, Molybdän, Chrom. Hier vermissen wir noch mehrere neuentdeckte Substanzen, welche metallischer Natur zu seyn scheinen, und des Ammoniums hätte der Vollständigkeit halber Erwähnung geschehen müssen. Letzteres ist, *Davy's* Eintheilungsart gemäss, bereits in einem anderen Abschnitte abgehandelt worden. Wir sehen hieraus, dass, wenn man die Körper, welche Gegenstände der Chemie sind, nach irgend einem Grundsatze ordnet und abhandelt, dadurch Materien zerrissen werden, die doch im innigsten Zusammenhange stehen. Diess ist besonders mit den Säuren der Fall, wovon wir auch hier Beyspiele finden. 1. Potassium. Hier heisst es fälschlich: Pottasche, oder Pflanzenalkali nennt man den Körper, welchen man vermittelst Kalk aus Holzaschenlauge zieht, und darauf mit Weingeist u. s. w. reinigt. Aus dem so bereiteten trockenen Kali stellte bekanntlich *Davy* 1807 zuerst die metallische Substanz mittelst galvanischer Elektricität dar, und bald darauf bereiteten *Thenard* und *Gay-Lussac* dasselbe auf trockenem Wege mittelst Glühen des Kali mit Kohle, und *Curaudeau* mittelst Kohle und Kali. Die Eigenschaften dieses Körpers, und die Verbindungen, welche dasselbe *Davy's* Versuchen zufolge eingeht, sind hier vortrefflich beschrieben. Er führt zwey Oxyde derselben auf: das oranienfarbige, mit dem Maximum von Sauerstoff, und das graue, mit dem Minimum, welches seiner Nomenclatur gemäss Potassa heisst. Der Vf. hält es ferner für wahrscheinlich, dass es noch ein drittes Oxyd giebt, welches eigentlich das Protoxyd ist; allein er glaubt zugleich, es könne eine Verbindung von Potassa mit Potassium seyn. — Verbindungen der Chlorine mit dem Potassium (Potassane). *Davy* bemerkt, dass die Chlorine das oranienfarbige Oxyd zersetze, dass Sauerstoff entwickelt, und salzsaures Kali (oder nach *D.* Potassane) gebildet werde. Diese angebliche Thatsache scheint wenig einleuchtend, weil sich erwarten lässt, dass, wenn es ein Peroxyd des Kalium giebt, überoxydirt salzsaures Kali gebildet werde. Von dieser Verbindung ist hier gar nicht die Rede. Dann folgen die Verbindungen des Potassium mit Wasserstoffgas, mit Schwefel, Phosphor, Kohle, und eine Widerlegung der älteren Meinungen *Gay-Lussac's*, *Thenards*, *Ritters*, *Daltons*, über die Natur dieses Potassiums. Eben so sind die Abschnitte 2—7 vom Sodium, Barium, Strontium, Kalcium, Talcium, Aluminum (oben hiess es Alumnium) abgehandelt, und diese Metalle sind theils auf oben angezeigte Weise, theils auch nur in sehr kleiner Quantität durch die Einwirkung des Potassium auf die Oxyde, wodurch Potassa gebildet wird, dargestellt. Mit den drey letzteren Metallen hat also *D.* nur sehr wenig Versuche gemacht. S. 327, wo von der Alaunerde gehandelt wird, heisst es: Man kennt keine Substanz, welche man als eine Verbindung der Chlorine mit dem Ammonium betrachten könnte. Hier muss ein Irrthum obwalten, weil nach *Davy's* Ansicht der Salmiak jene Verbindung ist. — 8. Glycium. Zu den mancherley Irrthümern in diesem Werke gehört auch derjenige, welchen die Vorschrift, die Glycinerde zu bereiten, veranlasst. Man soll nämlich den Smaragd mit Kalihydrat glühen, die salzsaure Auflösung bis zur Trockniss verdunsten, und dann wieder in Wasser auflösen; die Auflösung mit Kali versetzen, den Niederschlag mit Vitriolöl neutralisiren, etwas vitriolisirten Weinstein hinzufügen, und das Ganze verdunsten, um dann die Alaunverbindung zu krystallisiren. Wenn keine Krystalle mehr anschiessen: so soll man die Auflösung mit kohlensaurem Ammonium versetzen, und den gefällten Niederschlag roth glühen, um ihn als Glycinerde mit Gesundheit zu verbrauchen. Wenn man auf solche Analysen in einem Elementarbuche stösst: so geräth man wahrlich in Verlegenheit, ein Urtheil zu fällen. Befolgt man jene

Vorschrift genau: so wird man keine Spur Glycinerde erhalten, da diese in kohlensaurem Ammonium auflöslich ist, und doch hat *D.* das so bereitete Oxyd zu Glycium, oder, wie es hier immer heisst, Glucium, reducirt!!! 9. Circonium. 10. Silicium. 11. Yttrium. Alles, was die Reduction dieser Erden betrifft, die *D.* unternommen hat, beschränkt sich auf die Behandlung derselben mit Potassium, oder Eisen. 12. Manganesium oder Mangan. Der Vf. bereitete sich reines Mangan dadurch, dass er eine Auflösung des salzsauren Mangans lange Zeit mit gepülvertem Manganerz behandelte, die Auflösung dann fällte, und den Niederschlag reducirte. Schwerlich aber kann man sich auf die Reinheit eines solchen Mangans verlassen. Es ist höchst auffallend, dass der Vf. *John's* Abhandlung über das Mangan gar nicht zu kennen die Miene annimmt, wiewohl er sich des Worts Mangan bedient, welches bekanntlich von *John* auf *Buttmanns* Vorschlag zuerst eingeführt ist. Eben so spricht hier *Davy* von einem olivenfarbigen Oxyd des Mangans, welches das wahre Protoxyd seyn soll, aber dennoch nicht weniger als 21 p. C. Sauerstoff enthält. Ein grünes Oxyd giebt es nach ihm nicht, und doch hat *John* bewiesen, dass das grüne Oxyd ein Protoxyd des Mangans sey. Was man sich aber unter einem olivenfarbigen Oxyd eigentlich zu denken habe, ist mehr zu errathen, als zu behaupten. In der ganzen gelehrten Welt versteht man sonst unter olivenfarbig doch ebenfalls eine grüne Nuançe; indess findet *D.*, dass es kein grünes Oxyd giebt. Man würde hier wirklich in Verlegenheit kommen, wenn *D.* nicht jene Farbe bald darauf olivenbraun nennte, woraus denn geradezu folgt, dass *D.* entweder Thatsachen aus der Luft aufgreift, oder dass er auch das Mangan nach seiner Methode gereinigt, und folglich ein recht schön mit Eisenoxyd verunreinigtes Metall und Oxyd, vielleicht gar im Zustande des Deutoxyds, zu seinen Versuchen angewandt hat. Auch die Behauptungen *Davy's* sind falsch, dass das Wasserstoffgas sich nicht mit Mangan verbinde, und das Mangan keine Kohle aufnehme. *John* hat bewiesen, dass im letzten Fall ein Graphit gebildet werde, und dass das Mangan - Wasserstoffgas sich durch einen höchst eigenthümlich stinkenden Geruch auszeichnet. 13. Zink. Der Vf. nimmt nur ein Zinkoxyd an, nämlich das weisse; das grüne betrachtet er als eine Verbindung von Metall mit jenem Oxyd, und das gelbe hält er mit dem weissen für identisch. Unseren Erfahrungen zufolge giebt es eigentlich kein gelbes Zinkoxyd, sondern die gelbe Farbe rührt gewöhnlich vom Eisen her. 14. Zinn. Er führt zwey Oxyde an, ein graues, welches 3,5 Sauerstoff, und ein weisses, welches 24 Sauerstoff enthält. Hierin entfernt sich der Vf. wieder sehr von *Proust.* Das Musivgold hält *John* nach *Davy's* Versuchen für eine Zusammensetzung aus Metall und Schwefel. 15. Eisen. Auch *D.* behauptet, dass das Eisen und andere Metalle, von denen er das Gegentheil behaupten sollte, das Wasser in der gewöhnlichen Temperatur zersetzen, was, wie *Parrot* zuerst dargethan hat, nicht der Fall ist. S. 356 liest man wieder die unverständlichen und falschen Worte: Man kennt keine Verbindung des Eisens mit Wasserstoff und Sauerstoff. Im Gusseisen sollen Alumnium, Kalcium und Kiesel im Zustande eines Gemisches vorkommen; die Gründe aber, welche dieses beweisen sollen, sind höchst unzureichend. 16. Bley. 17. Antimonium. *D.* nimmt nur 2 Oxyde des Antimoniums an, und dieser Meinung ist bekanntlich auch *Proust. H. D.* und *J. D.* finden aber, dass dass schmelzbare Oyd $\frac{2}{3}$ soviel Sauerstoff, als das flüchtige oder Peroxyd enthalte, und hier stimmt der Calcul in Rücksicht des regelmässigen Mischungsverhältnisses; legt man aber das *proust*sche Resultat zum Grunde: so findet man das Gegentheil. 18. Wismuth. 19. Tellur. 20. Kobalt. Die Bereitung eines reinen Kobalts, so wie sie hier beschrieben ist, kann keine Normalvorschrift abgeben; besonders bleibt die Absonderung des Arseniks misslich. Es werden nur 2 Oxyde beschrieben, das schwarzblaue und das schwarze. Der Sauerstoff des ersteren verhält sich zu dem des letzteren = 2:3, nicht aber umgekehrt, wie man hier liest, denn nach *D.* ist das schwarze Oxyd ein Peroxyd. Ungeachtet die Berechnung auch hier zu Gunsten des bestimmten Mischungsverhältnisses ausfällt: so weicht sie doch sehr von dem Resultate Anderer, besonders *Thenard's*, ab. Ein Mangel im ganzen Werke entsteht auch daraus, dass die verschiedenen Metalllegirungen nur sehr unvollkommen beschrieben, die Scheidungsmethode eines Metalles aus irgend einem bestimmten Erze oft auf viele ausgedehnt ist, die danach gar nicht zerlegt werden können, und dass sehr oft wieder nur eine einzige Erzart genannt ist, in welcher dieses oder jenes Metall enthalten sey. 21. Kupfer. 2 Oxyde des Kupfers, das rothe und das schwarze, und zwey Verbindungen des Kupfers mit Chlorine werden beschrieben. 22. Nickel. Von *Richters* Arbeiten findet man nichts. Die Verdienste *Buchholz's* sind vom Übersetzer gewürdigt. Ungern vermissen wir die Eigenschaft des Nickels, sich zu Magnetnadeln anwenden zu lassen. Auch hier sieht man, dass *D.* mit der deutschen Literatur nicht bekannt ist. Zwey Oxyde werden aufgeführt: das aschgraue, welches nach *Tupputi* 21, 2 Sauerstoff enthält, nnd das schwarze, welches *Thenard* durch Behandlung des Nickelhydrats mit oxydirt - salzsaurem Kali dargestellt hat. 23. Uran. 24. Osmium. In dem Verfahren, das Osmium darzustellen, weicht der Vf. von Anderen sehr ab. Übrigens ist das Osmium nicht allein in dem schwarzen Pulver enthalten, welches bey der Auflösung des Platins zurückbleibt, sondern diese enthält ebenfalls einen kleinen Theil. Der Fällung des Osmium durch Zink geschieht gar nicht Erwähnung, und die Bemerkung, dass die Gallustinctur die Osmiumauflösung purpurroth färbe, entspricht nicht den Erfahrungen anderer Chemiker, welche eine blaue Farbe nennen. 25. Scheelium. Man soll das mit Salzsäure digerirte Wolframpulver in Ammonium auflösen u. s. w., um das Oxyd rein darzustellen. Um dieses zu bewirken, ist aber oft eine abwechselnde Behandlung des Erzes mit Salzsäure und Ammonium erfoderlich. So wie hier, fasst sich der Vf. öfter viel zu kurz. 26. Ti-

tan. Höchst unvollkommen. 27. Columbium. *D.* glaubt dasselbe, durch Behandlung des rothglühenden Oxyds mit Potassium in Dunstgestalt, reducirt zu haben. Er erhielt ein dunkelgefärbtes, dem Graphit ähnliches Pulver. Versuche sind jedoch mit demselben nicht angestellt. 28. Cerium. *Klaproth's* Entdeckung geschieht gar nicht Erwähnung. Der Vf. glaubt, dass er zuerst das Cerium reducirt habe; allein andere Chemiker haben die Reduction eben so früh, und eben so weit bewirkt: denn Alles, was *D.* von dem Metalle anführt, ist, dass es ein graues Pulver bildete. — 29. Palladium. Man fället nach des Vfs. Vorschrift eine gesättigte Auflösung des rohen Platins in Königswasser mittelst blausauren Kali's. Der ausgewaschene Niederschlag wird reducirt, und ist Palladium. In einem chemischen Lehrbuche auf solche Stellen zu stossen, erregt in der That Erstaunen. Mit einem solchen Palladium nun hat der Vf. auch selbst Versuche angestellt, wie er S. 403 angiebt. — 30. Iridium. 31. Rhodium. Von beiden Metallen erfährt man kaum das bereits Bekannte. — 32. Quecksilber. Hier wird angeführt, dass es 3 Oxyde desselben gebe, von denen der Vf. das schwarze in 380 Quecksilber und 15 Sauerstoff, und das rothe in 380 Quecksilber und 30 Sauerstoff zerlegte. Wenn diese Angaben für das regelmäfsige Mischungsverhältniss sprechen: so geben sie auch zugleich einen Beweis von den fehlerhaftesten Analysen ab: denn wer wird wohl glauben, dass das rothe Oxyd noch nicht 8 p. C. Sauerstoff enthalte? Obgleich der Vf. seine Nomenclatur sonst stets sehr zweckmäfsig findet: so glaubt er doch bey den Verbindungen der Chlorine mit Quecksilber eine Ausnahme machen zu müssen, und zwar weil der ätzende Sublimat ein heftiges Gift, das Calomel aber ein Heilmittel sey. Doch dergleichen Raisonnements findet man öfter. — 33. Silber. Das Silber, heisst es hier, wird durch Glühen in einem offenen Gefäfse oxydirt und in ein olivenfarbiges Glas verwandelt. Diesen Versuch stellte, wie uns dünkt, zuerst *Junker* an, und er wurde von anderen Chemikern wiederholt und bestätigt. Nach unserem Bedünken dürfte der Versuch aber wohl einer Wiederholung verdienen: denn wenn man Silbertiegel auch noch so lange glühet: so bleibt das Silber stets unverändert. Anders mag es sich indess verhalten, wenn das Silber in einem irdenen Gefäfse eingeschlossen ist. In diesem Oxyde setzt *D.* 7,5 p. C. Sauerstoff an, womit die Angabe von *Berzelius* stimmt. 35. Gold. Von *Proust's* Arbeiten findet man kein Wort. 36. Platin. Von dem Vorkommen des Platins bey St. Domingo scheint Hr. *D.* gar nichts zu wissen, und die Darstellung des reinen Platins ist sehr unvollkommen beschrieben. Die Verbindungen des Platins mit Schwefel und Phosphor sind von *E. Davy* dargestellt und analysirt worden. 37. Arsenik. Es ist wahrscheinlich, dass das Gas, welches arsenikhaltiges Wasserstoffgas genannt wird, stets ein Gemenge aus einer wirklichen gasförmigen Zusammensetzung des Arseniks und Wasserstoffs mit gewöhnlichem Wasserstoffgas sey (S. 425). Diess klingt etwas sonderbar. 38. Molybdän. Die Bereitung des Metalls ist wieder höchst mangelhaft beschrieben: denn er lässt dasselbe aus dem molybdänsauren Bley und dem Molybdänerz auf eine und dieselbe Art darstellen. — 39. Chromium. Nur zwey Chromerze, das chromsaure Bley und das chromsaure Eisen, werden angeführt. Um das Chrom darzustellen, empfiehlt *D.*, das rothe Bleyerz mit Salzsäure zu digeriren, die Auflösung mit Silberoxyd zu versetzen, bis sie völlig roth geworden ist, und die rubinrothen Krystalle, welche sich absetzen, mit Kohle zu reduciren. Man sollte glauben, dass es möglich sey, eher Silber in Chrom durch Transmutation zu verwandeln, als nach diesem Verfahren das Metall aus dem Erze darzustellen. Das Chromium gehört überhaupt zu den Metallen, welche *D.* der Aufmerksamkeit nicht sonderlich werth zu halten scheint.

6 Abschn. *Von einigen Substanzen, deren Natur noch nicht mit Sicherheit bekannt ist.* 1. Princip der Flussäure. Dieser Abschnitt enthält zwar einige schöne Thatsachen, jedoch gemengt mit wunderlichem Räsonnement und falschen Behauptungen; ein eigentliches Resultat erhält man nicht. — 2. Von dem Amalgam, welches aus ammonischen Zusammensetzungen erhalten wird. Es gelang *D.* nicht, das Amalgam, welches man nach *Seebeck's*, *Berzelius* und *Hisingers* Entdeckung durch die Wirkung der voltaischen Batterie auf Salmiak und Quecksilber, oder nach seinem eigenen Verfahren durch Einwirkung des Potassiumamalgams auf ammonische Salze erhält, in Quecksilber und ein eigenthümliches Metall zu zerlegen. Dessen ungeachtet ist er der Meinung, dass das Ammoniumamalgam aus zwey Metallen bestehe. Wenn er durch Hitze das Quecksilber abtreiben wollte, erhielt er stets Ammonium und Wasserstoffgas. Es werden dann die verschiedenen Hypothesen über die Natur dieses Amalgams zusammengestellt, wodurch diese schöne Abhandlung viel Interesse erlangt. Die von dem Übersetzer hinzugefügten Noten von *Berzelius* (aus *Gilberts* Annalen) über die Natur des Stickgases und Wasserstoffgases geben derselben noch mehr Werth. Nach *Berzelius* ist der Stickstoff aus einem eigenthümlichen metallischen Radical (Nitricum) und Sauerstoff zusammengesetzt; der Wasserstoff aber ein Element, und das Ammoniummetall besteht demnach aus Nitricum und Wasserstoff. Eine analoge Meinung äussert auch *Davy* in dem folgenden Abschnitte.

7 Abschnitt. *Über die Analogie zwischen den unzersetzten Substanzen; Speculationen, ihre Natur betreffend, über die Arten, dieselben abzuscheiden, und über die Verhältnisse ihrer Zusammensetzung.* Nachdem der Vf. zuerst von der Ähnlichkeit zwischen verschiedenen Metallen gesprochen hat, geht er zu der Hypothese von der möglichen Zusammengesetztheit der Metalle über. Seine Ansicht von der Natur des Ammoniummetalls und die Erfahrung, welche er gemacht hat, dass sich bey der Vereinigung des Schwefels mit Phosphor, oder eines jener Inflammabilien mit einigen Metallen stets Wasserstoff entwickele, welches nicht von beygemischtem Wasser hergeleitet werden kann, macht es wahrscheinlich, dass alle Metalle Wasserstoff, eine Materie, die sich unter allen

Körpern am meisten der Idee nähert, welche man sich von einem Elemente zu machen pflegt, enthalten, und dass dieser es sey, welcher den Metallen vorzüglich die Eigenschaft ertheilt, mit so grosser Begierde den Sauerstoff anzuziehen. Gegen diese Hypothese möchte sich indess Manches einwenden lassen. Fürs Erste ist die Natur des Amalgams mit Ammonium noch gar nicht hinlänglich begründet, fürs Andere kann das Wasserstoffgas, von welchem oben die Rede war, dennoch sehr wohl von zersetztem und mit dem Schwefel oder dem Phosphor innig verbundenem Wasser (selbst wenn der Schwefel in Stickgas sublimirt wurde) herrühren. Überhaupt ist nicht einzusehen, wie die Sublimation des Schwefels in Stickgas, von welcher *Davy* spricht, dem Schwefel den Wassergehalt nehmen müsste; und wie diese Sublimation eigentlich gut von Statten gehen könne, ist *Davy* zu beschreiben schuldig geblieben. Endlich würden die Versuche mehr für den Wasserstoffgehalt des Phosphors und Schwefels, als den der Metalle sprechen. Wäre *Davy's* Hypothese gegründet: so würde man, streng genommen, gar kein reines Oxyd haben, sondern diese erhielten das Ansehen der Hydrate. — An einem anderen Orte bemerkt der Vf.: Es ist viel wahrscheinlicher, dass die festen brennbaren Körper Wasserstoff, als dass die Chlorine Sauerstoff enthalte, und ein zusammengesetzter Körper sey. Wäre dieses auch der Fall: so würde, fährt er fort, die Chlorine nicht aus wasserfreyer Salzsäure und Sauerstoff bestehen, denn die Salzsäure ist eine Verbindung der Chlorine mit Wasserstoff. Eine andere Hypothese, welche mit der vorhergehenden in engem Zusammenhange steht, ist diejenige, welche unter gewissen Modificationen schon die alten Physiker und Naturphilosophen aufgefasst hatten, nämlich, dass die Formen der Naturkörper von der verschiedenen Anordnung derselben Theilchen der Materie abhängen, dass selbst das Wasser ein Element sey, und dass Sauerstoff und Wasserstoff vielleicht dieselbe Materie in einem verschiedenen Zustande der Elektricität sey. Diess war bekanntlich einst auch *Ritters* Idee. — Hierauf folgen: 1) einige Ansichten von den Analogieen unter den Eigenschaften der Zusammensetzungen der ersten Ordnung und ihren chemischen Verhältnissen; 2) über die relative Anziehung der unzersetzten Körper, mit Anmerkungen des Übersetzers über das Verhältniss des Sauerstoffs und der Chlorine in den Verbindungen mit brennbaren, nicht metallischen Körpern; 3) über die Art, die unzersetzten Körper von einander zu trennen. Den Schluss des Werkes machen einige Zusätze über die Art, die Zahlen, welche die Elemente ausdrücken, zu berechnen, und über einige Bestimmungen des Sauerstoffgehaltes verschiedener Metalloxyde von *Berzelius*. Letztere sollen einen Beweis von der Richtigkeit der Lehre von den bestimmten Mischungsverhältnissen geben; sie weichen aber von den Resultaten, die *Davy's* Untersuchungen geben, durchaus ab, und sprechen mehr gegen, als für jene Lehre.

Aus dieser Kritik nun lässt sich geradezu das Urtheil fällen, dass dieses Werk als Elementarbuch der Chemie zum Unterrichte gar nicht brauchbar sey. Es würde ohne Zweifel dem Chemie - Studirenden viele falsche Begriffe beybringen. Da es aber viele neue Beobachtungen und Versuche der Hnn. *H. Davy*, *J. Davy*, *E. Davy* und *Moore* enthält, und die originellen Ansichten, Hypothesen und wichtigen Entdeckungen des Vfs. umfasst: so bleibt es für den gebildeten Chemiker ein wichtiges Werk, welches von allen Physikern gelesen zu werden verdient.

Wir kommen jetzt auf unser Versprechen zurück, *Davy's* Hypothese über die Natur der oxydirten Salzsäure und der gemeinen Salzsäure näher zu betrachten. Wir beschränken uns jedoch bloss auf dieses Werk, ohne das besonders zu berücksichtigen, was *Davy* in verschiedenen Journalen darüber bekannt gemacht hat. Dieses ist um so nothwendiger, als jene Hypothese auf das ganze System der Chemie von sehr grossem Einflusse ist, und viele deutsche Gelehrte theils Anhänger derselben geworden, theils unentschieden bleiben, diese anzunehmen oder die älteren Ansichten zu behalten.

Schon 1809 beobachteten die Hn. *Gay - Lussac* und *Thenard* die Eigenschaft des trockenen oxydirt-salzsauren Gases, dass es Substanzen, welche eine sehr starke Anziehung haben, nicht zersetze, es sey denn, dass es letzteren Wasserstoff entziehen könne. Sie fanden z. B., dass das Gas, durch glühendes Kohlenpulver getrieben, nur so lange in Salzsäure verwandelt wurde, als die Kohle Wasserstoff darbot, und dass, wenn dieses verschwunden war, das Gas keine Wirkung auf die Kohle äusserte. Hieraus schlossen sie, dass die oxydirte Salzsäure vielleicht ein einfacher Körper sey. Diese Hypothese, welche viele Ähnlichkeit mit *Scheele's* Hypothese, des Endeckers (1774) der oxydirten Salzsäure, hat, der sie als eine vom Phlogiston befreyte (dephlogistisirte) Salzsäure betrachtete, gaben sie bald wieder auf. — *Davy* glaubte aber darauf gleichfalls gefunden zu haben, dass sie unzerlegbar sey, dass keine ihrer Zusammensetzungen mit brennbaren Materien Sauerstoff enthalte, dass die stärkste elektrische Kraft sie nicht zersetze, und dass bey der Annahme von der Zusammengesetztheit der Säure die Berechnungen nicht stimmen, wenn sie durch Körper zersetzt werde. Mengt man z. B. gleiche Volumina Hydrogengas und Chlorin, und setzt das Gemenge dem Tageslichte aus: so bildet sich ein gleiches Volumen Salzsäure, und es besteht demnach diese aus gleichen Theilen Chlorine und Wasserstoffgas dem Volumen nach. Diese Gründe gaben ihm vorzüglich Veranlassung zu der Hypothese, dass die oxydirte Salzsäure ein einfacher Körper sey (dem Oxygengas verwandt), und er nannte sie nach ihrer gelblich grünen Farbe Chlorine (χλωρος).

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1815.

CHEMIE.

BERLIN, in der vossischen Buchhandlung: *Elemente des chemischen Theils der Naturwissenschaft* von *Humphry Davy*. Aus dem Englischen übersetzt von *Fr. Wolff*, u. s. w.

(*Beschlufs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wenn man demnach Mangan- oder Bley-Oxyd mit Salzsäure und Wasser in dem gehörigen Verhältnisse behandelt: so verbindet sich der Wasserstoff der Salzsäure mit dem Sauerstoff des Oxyds, und die Chlorine wird frey. Wenn man aber statt der Salzsäure Kochsalz und Schwefelsäure anwendet: so wird hier zuerst Wasser zersetzt, der Wasserstoff verbindet sich mit der Chlorine, und der Sauerstoff mit dem Sodium, um mit der Schwefelsäure Glaubersalz zu bilden. Diese gebildete Säure erleidet nun dieselbe Veränderung, wie oben bemerkt wurde, um Chlorine zu bilden. Wäre diese Ansicht nicht richtig: so würde man bey der Zerlegung des Kochsalzes durch blosse Schwefelsäure Chlorin erhalten müssen. Bey der Anwendung der Chlorine zum Bleichen ist es nun nicht der Sauerstoff der oxydirten Salzsäure, sondern der des Wassers, welcher das Zeug entfärbt. Vermöge einer doppelten Verwandtschaft, einmal durch die Verwandtschaft des Wasserstoffs zur Chlorine, und dann durch die der färbenden Substanz zum Sauerstoff, wird Wasser zerlegt und Salzsäure gebildet. Diese beiden Hypothesen stehen aber offenbar in Widerspruch, da dieselben Verwandtschaftskräfte in Rücksicht kommen. Es läfst sich z. B. doch wohl annehmen, dafs der Sauerstoff eine eben so grofse Verwandtschaft zum Manganoxyde habe, als zu dem gefärbten Zeuge (auch entzieht letzteres Ersterem keinen Sauerstoff), und dafs die Kräfte, mit welchen der Wasserstoff an die Salzsäure gebunden ist (bey Bereitung der Chlorine) dieselben seyen, mit welchen die Chlorine in dem Bleichprocesse den Wasserstoff des Wassers anzieht, um Salzsäure zu bilden. Ist diefs der Fall: so kann beym Bleichen kein Wasser zerlegt werden, weil bey der Bildung der Chlorine Wasser gebildet wird. Diese höchst gezwungenen Hypothesen der Erzeugung der oxydirten Salzsäure und deren Zersetzung, oder die oft ganz willkührliche Annahme von Zusammensetzung und Zerlegung des Wassers sind *Davy's* Ansichten sehr nachtheilig, und Alles wird durch die ältere Theorie leichter, einfacher und besser erklärt.

Davy behauptet ferner, dafs die Chlorine keine Säure sey, sondern dafs sie mit den Körpern ähnliche Verbindungen eingehe, wie der Sauerstoff, und dafs es keine salzsauren Salze gebe, weil die Verbindungen, die diesen Namen führen, Zusammensetzungen aus Chlorine und sauerstofffreyer Basis seyen. Bleiben wir nun bey dem Kochsalze stehen, welches aus Natrum und Chlorine besteht: so läfst es sich kaum denken, dafs diese Verbindung mit Wasser könnte in Berührung kommen, ohne dasselbe zu zersetzen. Die Fähigkeit des Sodium's, den Sauerstoff des Wassers anzuziehen, ist ungeheuer, und nach *D.* hat die Chlorine eine sehr grofse Verwandtschaft zum Wasserstoff. Wollte man nun auch annehmen, dafs nur das trockene Salz aus Chlorine und Metall bestehe: so läfst sich wieder nicht einsehen, dafs bey der Bereitung der Salzsäure Wasser zerlegt werde, was nach *Davy's* Ansicht der Fall ist und seyn mufs, da er unmöglich behaupten kann, dafs das aufgelöste Kochsalz ein anderes Salz, als das krystallisirte sey. *D.* sagt zwar, dafs diefs wirklich der Fall sey, allein dadurch entstehen Widersprüche. Läfst man, so spricht er S. 300, Salzsäure und eine Auflösung von Kali auf einander wirken, und erhitzt die Mischung bis zum Glühen: so werden sich der Sauerstoff des Alkali und der Wasserstoff der Säure zu Wasser abscheiden, und das Metall des Alkali und die Chlorine der Salzsäure bilden Potassane. Wenn aber das geglühte Salz nur Potassane ist, und nicht das aufgelöste: so folgt, dafs bey der Auflösung des ersteren wieder Wasser zerlegt werden müsse, denn diese Auflösung ist einer neutralen Verbindung, wie *D.* sie eben angab, vollkommen gleich. Welche Zersetzung erleidet nun aber die Potassane? Man kann weder annehmen, dafs die Chlorine Wasserstoff anzieht, und dafs Sauerstoffgas entweicht, noch dafs Wasserstoffgas entweicht und Sauerstoff von dem Potassium angezogen werde: denn jeder dieser Behauptungen widerspricht die Erfahrung. Wollte man nun aber behaupten, dafs das Potassium Sauerstoff, die Chlorine Wasserstoff anziehe: dann müsten sich beide Substanzen bey dem Krystallisationsprocefs ebenfalls, wie beym Glühen, abscheiden, denn das krystallisirte salzsaure Kali oder Natrum ist dem geglüheten vollkommen gleich. Dafs aber bey der Krystallisation nicht dasselbe, wie beym Glühen, vor sich gehen könne, wird durch die Thatsache widerlegt, dafs viele salzsaure Salze Wasser enthalten.

Es ist ferner eine anerkannte Thatsache, dafs keine Säure sich mit einer metallischen Basis verbinden

könne, wenn diese nicht Sauerstoff enthalte; folglich enthält z. B. das Silber im salpetersauren Silber Sauerstoff. Fügt man nun demselben eine Auflösung des Kochsalzes hinzu: so bildet sich salzsaures Silber, welches mit dem geschmolzenen Hornsilber identisch ist, aufser dass der Zusammenhang der Theilchen sich in beiden unterscheidet, etwa wie im Wasser und Eise. Nimmt man aber mit *D.* an, dass das salzsaure Silber ein Argentane sey, und dass die Kochsalzauflösung aus Natrumoxyd und Salzsäure (d. i. aus Chlorine und Wasserstoff) bestehe: so läfst sich weder begreifen, wodurch das Silber in der salpetersauren Auflösung entsauerstofft, noch die Salzsäure in Chlorine verwandelt sey, es sey denn, dass man sagen wollte, der Wasserstoff in der Salzsäure des Kochsalzes habe sich mit dem Sauerstoffe des Silberoxyds verbunden. Von dieser Seite betrachtet, müfste aber dasselbe mit dem Kochsalze der Fall seyn, das sich in der Auflösung als Sodane befinden würde; auch müfste bey der Bildung des Hornsilbers Wasserstoffgas entweichen, weil die Salpetersäure mit dem Sodium nur im oxydirten Zustande salpetersaures Natrum darstellen kann. Räumt man dieses nicht ein: so bildet sich jede salzsaure Verbindung nach einer anderen Theorie. — Das Unhaltbare von *Davy's* Hypothese fällt bey den Zersetzungen der salzsauren Salze durch Hitze noch mehr in die Augen.

Davy führt ferner an, dass, wenn man reine Metalle mit gasförmiger Salzsäure verbindet, sich Wasserstoffgas in dem mit der Rechnung übereinstimmenden Verhältnisse entwickele, welches nur in Folge der Zersetzung der Salzsäure, aus Chlorine und Wasserstoff, geschehen könnte. Diesem Argumente aber steht die Erfahrung entgegen, dass kein Metall sich mit einer Säure vereinigen könne, aufser wenn dasselbe Sauerstoff aufnimmt, und dass kein Gas gänzlich vom hygroskopischen Wasser befreyt werden kann. Demnach würden diese Verbindungen ein Mittel abgeben, die Menge des in einem Gase enthaltenen Wassers etwas genauer zu bestimmen, als es bisher der Fall war. Dass aber einige Metalle das Wasser der trockensten Luft zersetzen können, beweisen die Metalle aus den Alkalien, selbst ohne Mitwirkung einer Säure. Das Potassium z. B. verwandelt sich in Potassa und Kalihydrat, wenn es der trockenen atmosphärischen Luft ausgesetzt wird.

Mehrere Chemiker glauben gefunden zu haben, dass die oxydirte Salzsäure weder mittelst galvanischer Kräfte noch der Glühhitze die Kohle und das Kohlenoxydgas zersetze. Enthielt, sagt nun *Davy*, die Chlorine Sauerstoff: so würde sich Kohlensäure bilden. — Diese Versuche haben sich aber in der Folge nicht bestätigt, und *H. Davy* führt selbst an, dass sein Bruder *John Davy* eine Zersetzung des Kohlenoxydgases bewirkt habe. Dasselbe läfst sich in der Folge auch von der Kohle erwarten. Fände man aber auch Körper, die, ungeachtet ihrer grofsen Verwandtschaft zum Sauerstoff, das oxydirtsalzsaure Gas nicht zersetzen, was mit dem Stickgas der Fall ist: so giebt diess blofs einen Beweis, dass nicht alle Körper, von denen man das Gegentheil voraussetzen könnte, das oxydirtsalzsaure Gas zersetzen. Wir besitzen gleichfalls Substanzen, die mit dem Stickstoffe leicht Verbindungen eingehen; allein bis jetzt ist es noch nicht gelungen, dieses der atmosphärischen Luft zu entziehen. Es wird stets das Oxygengas absorbirt. Umgekehrt könnte man aber auch fragen, woher es komme, dass ein Körper, wie die Chlorine, welche alle Analogie mit dem Oxygengase (nach *D.*) hat, nicht vermögend ist, mit der Kohle und mit dem Stickgase sich zu vereinigen, da sie doch mit dem Schwefel, dem Phosphor u. s. w. sehr leicht Verbindungen eingeht.

Unter allen Säuren hat keine Säure mehr den Charakter einer Säure, als die Salzsäure. Sie hat einen ungemein sauren Geschmack, sie verbindet sich mit Basen unter allen nur möglichen Bedingungen zu Körpern, welche die gröfste Analogie mit den Salzen haben, hingegen gar keine mit denen, welche der Sauerstoff darstellt; sie löset sich in allen Verhältnissen in Wasser auf; sie röthet blaue Pflanzenfarben. Diese und andere Umstände mehr lassen keinen Zweifel, dass sie eine Säure sey, welche mit den Säuren, die der Stickstoff darstellt, viele Ähnlichkeit hat. Alles dieses ist auch der Fall mit der Chlorine. — Wenn *D.* behauptet, dass kein Chemiker Sauerstoff im isolirten Zustande aus der Chlorine abgeschieden habe: so läfst sich theils darauf antworten, dass es ihm unmöglich geworden sey, die absolute Negativität des Oxygens in der Chlorine darzuthun, theils kann man andere Verbindungen anführen, die ebenfalls der Zersetzung widerstanden, obgleich ihre Mischung bekannt ist. Dass die Salzsäure den Charakter einer Säure besitze, kann *D.* nicht bestreiten; allein er führt das geschwefelte Wasserstoffgas als ein Beyspiel einer Verbindung an, die, aus Schwefel und Wasserstoff bestehend, ebenfalls eine Säure darstellt. Ausflüchte dieser Art werden schwerlich bey einem vorurtheilsfreyen Praktiker lange Glauben erhalten: denn die Verbindungen des Wasserstoffs mit anderen Körpern haben weder einen sauren Geschmack, noch andere Eigenschaften einer Säure. Auf den einzigen Charakter dieses Gases, Verbindungen mit Alkalien einzugehen, sich stützen, würde dem Beyspiele gleichen, wenn Jemand behaupten wollte, der Tannenbaum wäre eine Palme, weil diese Früchte trägt, die man auf jenem ebenfalls bemerkt. Das geschwefelte Wasserstoffgas wird durch eine Menge metallischer Auflösungen zersetzt, und es entstehen Niederschläge, die mit einem Salze gar keine Ähnlichkeit haben. Diese nur oberflächliche Kritik über *Davy's* Hypothese von der Natur der Salzsäure ist, dünkt uns, schon mehr als hinreichend, um das ganze Lehrgebäude in sein Nichts einstürzen zu sehen.

J. A.

LATEINISCHE SPRACHLEHRE.

1) Dortmund u. Leipzig, b. Mallinckrodt: *Elementarbuch der lateinischen Sprache.* Von Dr. *J. H. P. Seidenstücker*, Rector des Archigymna-

fiums zu Soest. Erste Abtheilung, oder No I. 1814. 211 S. kl. 8. (10 Gr.)

2) Leipzig, b. Dürr: *Erster Unterricht in der lateinischen Sprache* für die untersten Classen höherer und niederer Stadtschulen von M. *Johann Friedrich Märker*, Rector der Stadtschule zu Borna. 1814. VIII u. 127 S. kl. 8. (4 Gr.)

Zwey Bücher für einen gleichen Zweck nach ganz verschiedenen Methoden. Die Vff. von beiden suchen das erste Erlernen der lateinischen Sprache durch eine Methode zu erleichtern, welche man bey dem Unterrichte in neueren Sprachen befolgt. Aber der Vf. von No. 1 hat dabey die Einrichtung seines Elementarbuches der französischen Sprache, der Vf. von No. 2 das Verfahren in seinem deutschen A B C - und Lese - Buch zum Grunde gelegt. Der Vf. von No. 1 folgt dem Gange der Natur, und theilt dem Knaben, wie die Mutter dem Kinde, das Material der Sprache ohne Regeln mit, wiewohl er selbst die Regeln berücksichtigt, und das Abstrahiren der Regeln zu befördern strebt. Der Vf. von No. 2 will aber nur die Anfangsgründe der lateinischen Sprache so leicht und fasslich vortragen, wie es in den deutschen Elementarbüchern zu geschehen pflegt. Man sieht, dass der Vf. von No. 1 seinen Plan vorher durchdachte, während der Vf. von No. 2 nur der Gewohnheit huldigte. Jener weicht daher von den gewöhnlichen Methoden ab, weil ihm die lexikalische, welche mit Erlernung des ungeregelten Materials oder der Vocabeln anfängt, und die grammatikalische, welche die Regeln vorausschickt, gleich trocken, von der Spracherlernung zurückschreckend, und nur langsam fördernd dünken. Dieser behandelt sein elementarisches Elementarbuch wie ein deutsches A B C - und Lese - Buch vom gewöhnlichen Schlage, und läfst die Jugend, nachdem sie die Buchstaben kennen gelernt hat, zuerst einen lauten und stummen Buchstaben aussprechen, und dann Wörter von einer, von zwey, drey und mehreren Sylben lesen, weil er den Anfang mit leichten Sätzen oder Fabeln zum Übersetzen zu schwer und verdriesslich findet. Erst, nachdem er mehrsylbige Wörter guter und schlechter Art durch einander lesen gelehrt, und die Eigenthümlichkeiten der Diphthonge, des c und dergleichen an unabgewandelten Wörtern, welche der Lehrer nach Gutbefinden zu Vorübungen im Nachschlagen, wefshalb ein Verzeichnifs aller im Buche vorkommenden Wörter am Ende beygefügt ist, benutzen soll, nothdürftig gezeigt hat, läfst er kleine und leichte Sätze zur Anwendung der vorgetragenen Declinationen und Conjugationen mit Erklärung der nothwendigsten grammatikalischen Begriffe, und zur Vorbereitung für ein schwereres Lesebuch folgen. Auf diese Weise lehrt er das, was der Vf. von No. 1 bey seinem Lehrlinge voraussetzt, und schliefst mit dem, womit jener sogleich anfängt, um auf praktischem Wege durch Übertragung des Lateinischen ins Deutsche und umgekehrt planmäfsig beyzubringen, was der Vf. von No. 2 auf theoretischem Wege mit Aushebung der nothwendigsten grammatikalischen Kenntnisse nach dem gewöhnlichen Schlendrian lehrt. Wie die Methode beider Bücher, so unterscheidet sich auch die Sprache beider Vf. und die Vortragsweise, indem der eine durchaus eine philosophische Ansicht der grammatischen Terminologie verräth, der andere aber bey der herkömmlichen Ansicht stehen bleibt. Gleichen Schritt mit der Sprache und Ansicht der Vff. hält Druck und Papier; doch scheint No. 2 reiner von Druckfehlern zu seyn, welche das andere Buch noch allzusehr entstellen.

VI — VII.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Berlin, bey Hitzig: *Verdeutschungs - Vorlegeblätter, um die in der deutschen Sprache am häufigsten vorkommenden Wörter aus fremden Sprachen verstehen und statt derselben deutsche Ausdrücke gebrauchen zu lernen.* Zum Gebrauche für Schulen und solcher Personen, die nicht Gelegenheit gehabt haben, sich mit diesen fremden Wörtern bekannt zu machen. Von *J. C. F. Baumgarten*, Lehrer der Erwerbsch. zu Magdeburg. 1812. 20 Bl. in Fol. (20 Gr.)

Des Vfs. Vorlegeblätter für die Orthographie und den Stil sind bekannt, und gut aufgenommen worden; wir dürfen diesen Verdeutschungs - Vorlegeblättern ein gleich günstiges Prognostikon stellen. Die Blätter sind nur auf der einen Seite bedruckt, daher zum Unterklebtwerden geeignet; jeder Bogen ist in acht Vorlegeblätter zerschneidbar. Die innere Einrichtung ist folgende: Auf jedem Vorlegeblatte sind etwa 30 fremde Wörter verdeutscht; darunter stehen nun einzelne Sätze, in welchen, aber in abgeänderter Folge, jene Fremdlinge vorkommen. Der Schüler, dem diese Blätter vorgelegt werden, hat nun die fremden Wörter mit deutschen zu vertauschen. Der Vf. ist nach dem Alphabete gegangen, so dafs das erste Blatt lauter Wörter mit a anfangend, das letzte lauter Wörter aus dem Buchstaben v oder t enthält. Das Geschäft des Schülers kann bey diesen Verdeutschungen blofs mechanisch seyn; er hat nichts zu thun, als die Verdeutschung aus des Vfs. Angabe herauszusuchen und niederzuschreiben. Beschäftigt kann freylich der Knabe hiedurch werden, ohne dafs die Bemühung des Lehrers dabey weiter in Anspruch genommen wird. Nützlicher wären die Übungen schon dadurch geworden, wenn sich der Vf. nicht blofs auf die Wörter jedes Blattes beschränkt, sondern in die vorigen Blätter zurückgegriffen hätte; auch wäre hiedurch das Gedächtnifs der Schüler mehr in Anspruch genommen worden. Jetzt kann ein Schüler alle Blätter durcharbeiten, und doch am Ende keine einzige Verdeutschung behalten haben. Wollte der Vf. sagen, dafs der Lehrer für das Auswendiglernen der Verdeutschungen Sorge tragen müsse: so läfst sich wenigstens erwiedern, dafs es in diesem Falle an den blofsen Verdeutschungen genügt, und der Übungen gar nicht bedurft hätte. Bey der vorgeschlagenen Einrichtung hätten auch vielleicht die einzelnen trockenen Sätze

zu anziehenden und belehrenden Geschichtchen verarbeitet werden können. Übrigens sieht man auch aus dieser Arbeit, wie schwer es hält, einen Fremdling, der so lange volles Bürgerrecht genossen, und Bürgerpflichten geübt hat, durch einen eingebornen Bürger zu ersetzen. Der Vf. verdeutscht z. B. auf dem Titelbogen *Veteran* durch: *ein alter, lang gedienter Staatsdiener, ein erfahrner Soldat, ein alter, ehrwürdiger Mann.* In dem Übungsstücke steht nun: *Er ist ein Veteran unter den jetzt lebenden Dichtern.* Man sieht leicht, dass keine der angegebenen Verdeutschungen das Veteran adäquat ausdrückt. Da die beiden ersten Verdeutschungen gar keine Anwendungen leiden: so wird der Schüler verdeutschen müssen: *Er ist ein alter, ehrwürdiger Mann unter den jetzt lebenden Dichtern*; ist diese Verdeutschung entsprechend? Vielleicht besser, wenn der Ausdruck nicht für zu niedrig erachtet wird: Er ist ein *Altmeister* unter den jetzt lebenden Dichtern. Zur Schärfung der Urtheilskraft würde es gedient haben, wenn der fremde Ausdruck vollständig, nach allen seinen Schattirungen, in den Verdeutschungen erklärt, und dann in den Übungsstücken nach allen diesen Schattirungen in Verbindung gesetzt worden wäre. Es leidet gar keinen Zweifel, dass wir jeden fremden Ausdruck, die Kunstausdrücke etwa ausgenommen, entbehren und ganz entsprechend deutsch geben können; allein wir fehlen wohl darin, dass wir meinen, jedes Substantiv durch Substantiv, jedes Adjectiv durch Adjectiv, und jedes Verbum durch Verbum wiedergeben zu müssen. So genau entsprechen sich die Sprachen weder im Allgemeinen, noch im Besonderen. Was die eine Sprache durch ein einzelnes Substantiv ausdrückt, dazu braucht die andere oft einen ganzen Satz, und umgekehrt. Doch — der Vf. hat eine nützliche Arbeit geliefert, und so wird denn der Schulmann mit Dank annehmen, was, und wie es der Vf. gegeben hat. Das Buch sey hiemit allen denen zum Gebrauch bestens empfohlen, welche der Titel als Lehrlinge bezeichnet.

st.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Göttingen*, b. Dieterich: *Jo. Ernesti Woltersdorf*, Wratislaviensis, *commentatio vitam Mithridatis M. per annos digestam sistens.* In certamine literario civium academiae Georgiae Augustae d. 15 Nov. 1812. praemio a rege Westphaliae clem. constituto ab illustri philosophorum ordine ornata. 1813. 59 S. gr. 4. (12 Gr.)

Der Vf. hat sein Augenmerk vorzüglich, wir können sagen ausschliessend, auf die Berichtigung der Chronologie gerichtet; und nicht allein in den ihr eigends gewidmeten Abschnitten, sondern auch in der Erzählung der Geschichte des Mithridates ist er nur um die Zeitrechnung, nicht um die Gewährung einer richtigeren Einsicht in den Geist und die Regierungsweise des Staats von Pontus, noch in die politischen Verhältnisse zwischen Rom und jenem Staate, noch in die Geschichte des Kriegs bemüht. Wir erwähnen diess hier nur anzeigend, nicht tadelnd, da diese Behandlungsart wohl nicht aus Verkennung der Möglichkeit anderer Gesichtspuncte, sondern aus Absicht gewählt und wahrscheinlich aus des Vfs. Deutung der Preisaufgabe erwachsen ist. So wie übrigens das Verhältniss eines noch in dem akademischen Studium begriffenen jungen Mannes und die Bescheidenheit des Tones in der vorliegenden Schrift den Leser zur Billigkeit im Urtheile auffodern: so bedarf es nach unserer Meinung nicht der Nachsicht, um anzuerkennen, dass unser Vf. bey seinen historischen Bestrebungen gründliche Vorarbeit in Erörterung der Thatsachen, und genaue, sorgsame Betrachtung seines Gegenstandes sich zum Gesetz gemacht habe.

Die Schrift zerfällt in vier Haupttheile: *I) de scriptoribus historiae Mithridatis. II) Subsidia numaria.* Der Hauptgegenstand hiebey sind Untersuchungen über die Ära auf bithynischen Münzen der Könige Nikomedes II und III (wobey *Spanheim's* Annahme des J. 466 nach E. R. bestätigt wird) und über die verschiedenen Könige Ariarathes und Ariobarzanes von Kappadocien. *III) De anno Mithridatis natali, primo regni, emortuali.* Besonders und genau abgehandelt, theils als Basis des Ganzen, theils wegen der Widersprüche in den Nachrichten. Der Vf. setzt den Tod des Mithridates in das Jahr Roms 691, seine Geburt 622 und den Antritt der Regierung in das dreyzehnte Lebensjahr. Eingeschaltet ist eine sorgfältige Untersuchung über die pontische Zeitrechnung, welche den Vf. auf den Satz führt, dass die Münzen des Mithridates zur Aufhellung der Chronologie in seiner Geschichte wenig dienen können. *IV) Mithridatis vita per annos digesta*, wobey wieder, wie schon gesagt worden, die Zeitrechnung vorzugsweise Gegenstand der Untersuchung ist. Die Thatsachen selbst haben sonst kein neues Licht durch Kritik erhalten. Dass aber der Vf. die Nachrichten fleissig aufzusuchen bemüht gewesen ist, bewährt er auch hier.

T. T.

PÄDAGOGIK. *Leipzig*, b. Steinacker: *Die gesunde Schulstube.* Ein Unterricht zur sicheren Beförderung der Gesundheit der Lehrer und Schuljugend. 1814. VIII und 43 S. gr. 8. (6 Gr.)

Der Vf. dieser kleinen Schrift ist der Prediger *Klinghart* zu Halbau in Sachsen. Er spricht zuerst von dem Bau und den Umgebungen eines Schulhauses, dann von der inneren Einrichtung einer Schulstube, von den Beförderungsmitteln der Gesundheit der Kinder, von dem Anzuge und den gewöhnlichen Krankheiten der Kinder, giebt hierauf einige Gesundheitsregeln für die Lehrer, und schliesst mit einigen Worten über das faulige Nervenfieber. Man sieht schon aus dem engen Raum, in welchem alle diese Gegenstände zusammengedrängt sind, dass sie nur sehr kurz und oberflächlich abgehandelt worden. Die gute Absicht des Vfs. wollen wir dabey nicht verkennen, hätten aber nach den Vorarbeiten von *Felbiger*, *Zückert*, *Borheck* und *Käferstein* wohl etwas Gediegeneres erwartet. Wer die Schriften jener Männer kennt, findet in vorliegenden Bogen durchaus nichts Neues, wird aber viel Wesentliches vermissen. Übrigens ist die Klage des Vfs. über die unglaublich schlechten Schulgebäude in den verschiedenen Theilen unseres lieben deutschen Vaterlandes sehr gegründet. Nicht ohne Wehmuth hat sie Rec. auf seinen Reisen durch Deutschland betreten. Aber in Frankreich sind sie noch viel schlechter — anderer Länder nicht zu gedenken.

L. Th.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
MÄRZ 1815.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Vogel: *De verſione Pentateuchi Perſica Commentatio.* Scripſit atque ad orationem, qua Profeſſoris linguarum orientalium ordinarii munus adibit d. IV Sept. a. c. MDCCXIII — audiendam — invitat *Ern. Frid. Car. Roſenmüller.* 54 S. gr. 4. (12 Gr.)

Von allen den Hülfsmitteln zur Erläuterung der moſaiſchen Urkunden, welche der Orient in den verfloſſenen Jahrhunderten geliefert hatte, war keins ſo lange von chriſtlichen Gelehrten unbenutzt geblieben, als die *perſiſche Überſetzung*, ob ſie gleich ſchon zweymal gedruckt worden war. Vor faſt 270 Jahren, im Todesjahre Luthers, 1546, erſchien ſie zuerſt in jüdiſchen Schriftzügen, und war ein Theil des zu Conſtantinopel in der Druckerey des Eliezer, des Sohnes Rabbi Gerſchon von Soncino, edirten Polyglottenpentateuchs. (*Pentateuchi hebraeo-chaldaeo-perſico-arabico-rabbinici.* — Wenn Lelong, Wolf, Maſch und andere Literatoren den Verleger *Eliezer Berab Gerſon* nennen: ſo iſt das ein unbegreiflicher Miſsverſtand der rabbiniſchen Abbreviatur בר״ב d. i. *Sohn des Rabbi.*) Dieſe Ausgabe war aber eigentlich nur für reiche Juden im türkiſchen Staate berechnet, kam deſswegen in die Hände weniger Chriſten in anderen Ländern, und gehört jetzt zu den gröſsten Druckſeltenheiten in Europa. Um die perſiſche Überſetzung mehr in Umlauf zu bringen, lieſs der Engländer Brian Walton ſie von ſeinem Landsmann, dem damals noch nicht 20jährigen Thomas Hyde, in neuperſiſche Schriftzüge übertragen und lateiniſch überſetzen, und ſo erſchien ſie 1657, vor 158 Jahren, im 4ten Bande der londoner Polyglotte zum zweyten Male. Allein auch dieſe neuere Ausgabe iſt bisher äuſserſt wenig gebraucht worden, und hat, ſo zu reden, wie ein todtes Capital da gelegen, weil die meiſten Theologen Reland's wohlgemeinten Rath, den er in ſeiner *Oratio pro lingua Perſica, Traj. ad Rhenum* 1701, ausgeſprochen hatte, nicht hatten befolgen wollen oder können. — Deſto verdienſtlicher iſt Hn. *R's.* Bemühung, jene merkliche Lücke in der bibliſchen Literatur endlich auszufüllen, womit ein guter Anfang in dieſem Programm gemacht iſt; und wir können ihm unſeren Dank dafür nicht beſſer bezeugen, als durch eine ausführlichere Recenſion, worin wir ſeine fleiſsigen und gründlichen Forſchungen, bald erläuternd, bald auch, wenn wir nicht irren, berichtigend, begleiten.

Nachdem er in der Vorerinnerung auf die eben erwähnte Lücke hingedeutet, und den Inhalt ſeiner Abhandlung kurz angegeben hatte, wendet er ſich ſogleich zur Sache, ohne über *ältere perſiſche Bibelverſionen* ein Wort zu verlieren. Niemand wird ihm dieſs verdenken, weil es auſser ſeinem Kreiſe lag, und weil man in Deutſchland nicht gut hierüber abſprechen kann; aber wünſchen darf man wohl, daſs irgend ein Gelehrter, der in der erfoderlichen Lage iſt, eine ſorgfältige Unterſuchung darüber anſtellen möge. Denn da die jüdiſche ſowohl als die chriſtliche Religionspartey früh im perſiſchen Kaiſerthum anſäſſig und blühend geweſen iſt, — jene ſchon länger als ein halbes Jahrtauſend vor Chriſti Geburt und dieſe bald nach ihrer Entſtehung —; da bey beiden das Bibelſtudium der Grund aller anderen Studien war, und weder die eine noch die andere die Überſetzung ihrer bibliſchen Bücher in die Landesſprache für ihre Ungelehrten entbehren konnte; da überdieſs die ſyriſchen, beſonders die neſtorianiſchen Chriſten in Perſien fleiſsige Überſetzer unter ſich gehabt haben (*Aſſemani biblioth. orient. T. II. p.* 104. *T. III. P. I. p.* 376 etc.): ſo läſst es ſich vermuthen, daſs ältere Bibelverſionen in perſiſcher Sprache exiſtirt haben; und dieſe Vermuthung wird durch Theodoret's Verſicherung (*de curandis Graecorum affectibus libr.* 5) zur Gewiſsheit. — Allein auf allem dieſem ruht noch eine dicke Finſterniſs, die vielleicht nur zu Rom, vielleicht aber da nicht einmal, vertrieben werden kann. — — Im erſten Paragraphen handelt Hr. *R.* von dem Urheber der perſiſchen Überſetzung des Pentateuchs, als auf welche er ſich beſchränkt; und da finden wir ungefähr daſſelbe wieder, was man ſeit Walton's Zeit in vielen Büchern und faſt allen Einleitungen in das A. T. geleſen hatte: „Er ſey nämlich ein Jude, Namens *Jacob, Joſephs* Sohn, aus *Tus*, طُوس, einer groſsen und unter andern wegen ihrer jüdiſchen Akademie berühmten Stadt in der perſiſchen Provinz Choraſan, geweſen, und habe von dieſer Stadt, ſeinem Geburts- oder Wohn-Orte, *Tawus* [طاووس, hebr. טאווס, und nicht, wie p. 4 ſteht, חאווט] geheiſsen." Man muſs ſich wundern, daſs es ihm nicht einfiel, das Nomen gentile von *Tus* könne nicht *Tawus* oder *Taus* (طَاوُس), ſondern müſſe *Tuſi* طُوسِي ſeyn; *Tawus* bedeute urſprünglich *einen Pfau*, und dann figürlich *einen ſchönen Mann, einen Stutzer* u. ſ. w., es ſey aber auch ein Nomen proprium, und ſo heiſse

z. B. ein angesehener mohammedanischer Lehrer des 2ten Ranges, s. *Anthologia sententiarum arabicarum, ed. H. A. Schultens* No. 134 und *Ibn Chalicani vitae illustrium virorum, ed. Tydeman* No. 395, wie überhaupt dergleichen Thiernamen bey den Morgenländern oft Menschennamen werden, und bey unseren deutschen Juden die Zunamen *Löw*, *Bär*, *Wolf*, *Hirsch*, *Amsel* u. s. w. sehr gewöhnlich sind. — Wenn der persische Übersetzer gelebt und geschrieben habe, diess will Hr. *R.* nicht bestimmen; nur schliesst er daraus, weil derselbe Gen. 10, 16 für *Babel* den Namen *Bagdad* setzt, welche letzte Stadt erst im J. Chr. 762 gegründet worden ist, er könne nicht wohl vor dem Anfange unseres 9ten Jahrhunderts geschrieben haben, — worin wir ihm um so viel lieber beypflichten, da sonst sein Buch gerade das alleräkteste noch vorhandene neupersische Buch wäre, so wie es wirklich das erste in dieser Sprache gedruckte Buch ist — nur würde es alsdann gewiss in einer ganz anderen Gestalt, als es jetzt hat, erscheinen. — — Es ist zu bedauern, dass Hr. *R.* die *kurze Übersicht einer biblisch-kritischen Reise nach Rom von Hn. Adler*, Altona 1783, nicht nachschlug; er würde darin S. 221 f. den weitläuftigen Titel des constantinopolitanischen Polyglottenpentateuchs, welcher die Stelle einer Vorrede vertritt, gelesen, und in den folgenden Zeilen noch besseren Aufschluss über seinen Gegenstand gefunden haben. Der Vorredner sagt daselbst: „Hier wird Mosis Gesetzbuch geliefert nebst der Auslegung des grossen R. Salomo Jarchi und einer dreyfachen Übersetzung, der chaldäischen des Onkelos, der arabischen des R. Saadia Gaon, und der persischen, welche uns ein weiser und gelehrter Mann, der Sohn des Rabbi Jacob, der Enkel des vortrefflichen R. Joseph, Tawus, der im Paradiese ruhe, verfertiget hat." הנה כתובה מפורשת מהרב הגדול מאור הגולה רש״י זלה״ה מתורגמת בשלש לשונות תרגום אנקלוס וערבי לרב סעדיה גאון זלה״ה ופרסי אשר בֵּאֵר לָנוּ איש נבון וחכם ב״ר יעקב בכ״ר יוסף טאוס נ״ע:. Aus diesen Zeilen läst sich, wenn sie anders nicht durch Druck- oder Schreibe-Fehler verdorben sind, Einiges folgern: 1) Der persische Übersetzer hiess nicht, wie man gewöhnlich annimmt, *Jacob*, *Josephs Sohn*, sondern entweder *a*) fehlt sein eigener Name ganz, und nur der Name seines Vaters, *Jacob*, und seines Grossvaters, *Joseph Tawus*, wird angegeben, oder aber *b*) sein Name *Tawus* (*Pfau* s. oben) wird zu hinterst gesetzt. Das Letzte wäre freylich etwas äusserst Seltenes, das Erste hingegen würde bey Morgenländern viel weniger, als bey uns Abend- und Nord-Ländern, auffallen. Man stösst in der arabischen Literatur auf sehr viele hochberühmte Männer, die unter ihren Patronymicis weit bekannter sind, als unter ihren eigentlichen Namen; so der Arzt *Ibn Sina* (Avicenna), der Philosoph *Ebn Roschd* (Averrhoës), der Biograph *Ebn Chalican*, der Dichter *Ebn Doreid*, der Grammatiker *Ibn Malic* u. s. w. Unter den Juden findet man ähnliche Beyspiele: die zwey berühmtesten spanischen Israeliten im 12ten Jahrhundert werden öfterer *Aben Ezra*, d. i. *Ezras Enkel*, und *Ben Maimon* oder *Maimonides*, d. i. *Maimons Sohn*, als mit ihren Beschneidungsnamen *Abraham* und *Mosche* benannt. Selbst unter den Aposteln Jesu heisst einer *Bartholomäus*, d. i. *Tolmai's Sohn*, und sein wirklicher Name ist ganz vergessen, wenn er nicht, wie Einige wollen, im *Nathanaël*, Joh. 1, 45, zu suchen ist. — 2) Der persische Übersetzer und seine Arbeit ist sehr jung, und aus dem 16ten Jahrhunderte, denn es steht ja ausdrücklich hier: אשר באר לנו „welche *uns* verfertiget hat." 3) Er war im J. Chr. 1546 schon verstorben: denn hinter seinem Namen liest man: נ״ע, d. i. נוחו עֵדֶן „der im Paradiese ruhe!" eine Formel, die gemeiniglich nur bey schon Verstorbenen gebraucht wird. — Doch fällt diese dritte Folgerung weg, wenn sie hier zum Namen seines Grossvaters zu ziehen, und sein eigener Name nicht genannt seyn sollte. — — — Was in diesem Paragraphen ferner von den beiden Ausgaben der persischen Version gesagt wird, haben wir schon oben angezeigt. Zu den Anmerkungen No. 4, 6 u. 7 geben wir noch einen kleinen Nachtrag: *a*) Wolf führt in seiner *Biblioth. hebr.* T. IV. p. 102 einen Abdruck des 2ten Buches Mosis zu Constantinopel vom jüdischen Jahr 305 (Chr. 1545) an, der entweder ein Theil des grösseren Werkes oder eine Probe davon seyn wird. *b*) Lud. de Dieu's Abschrift geht in Kleinigkeiten zuweilen von der hydischen ab, und alsdann scheint die letzte richtiger zu seyn. *c*) De Dieu's Schüler, der nachherige Professor zu Gröningen, Anton Deusing, hatte auch den persischen Pentateuch aus der hebräischen Schrift in die neupersische übergetragen und zum Drucke bereitet. S. *Vitae Professorum Groningae et Omlandiae* p. 214. 219. *d*) Wolf gedenkt T. II. p. 355 noch einer hieher gehörigen Schrift: „*Geneseos capita V priora, cum aliis dictis biblicis hebraice, chaldaice, syriace, arabice, aethiopice et persice, per J. Frid. Krebsium, Jenae* 1692." — — Im 2ten Paragraphen wird umständlicher dargethan, dass die Übersetzung unmittelbar aus dem hebräischen Grundtexte gemacht sey, und das Persische in derselben, weil es sich dem Original zu sehr anschmiegt, oft unerträglich barbarisch klinge. Viel günstiger hatte einst der Bischof Huetius geurtheilt; aber Hn. *R's.* Urtheil ist der Wahrheit gemässer. — Der dritte §. nimmt den grössten Theil der Abhandlung, S. 10—45, ein, und ist vorzüglich wichtig, indem die merkwürdigeren Erklärungen des ersten Buchs Mosis darin ausgezogen sind. Hr. *R.* setzt unter die Proben, die er aus dem persischen Übersetzer nimmt, die Parallelen anderer jüdischer Übersetzer in chaldäischer, arabischer und griechischer Sprache, auch zuweilen aus rabbinischen Commentarien, und Manches, was wir hier lesen, ist so beschaffen, dass man es als einen ergänzenden Beytrag zu seinen *Scholiis in Genesin* nützlich gebrauchen kann. Über einige von seinen Anmerkungen wollen wir etwas beyfügen. — C. 4, 1. Der Euphemismus für יָדַע wird von unserem Übersetzer nicht überall beobachtet, bisweilen schreibt er ganz unverblümt, wie c. 19, 8. 24, 16. 38, 27. — Eine ähnliche Verblümung möchte es auch scheinen, wenn er für זֹנָה *Scortum* c. 34, 31. 38, 15.

ﺍﻭﺍﺭﻩ, *devia*, gleichsam *eine Extragehende*, setzt; doch an anderen Orten — c. 38, 21 u. s. w. — bedient er sich des harten arabischen Wortes ﻗﺤﺒﻪ *Kachba*. — C. 14, 14. „*Arasteh kerd mar dschakeran u*," *er rüstete oder ordnete seine Knechte*, das letzte Wort in dem Sinne, den es im alten Deutschen hatte, *Krieger*. Damit stimmt die arabische Version eines nordafrikanischen Juden, die Erpenius herausgegeben hat, überein, ﻋﺒﻴﺪ ﺻﺒﻴﺎﻧﻪ — Das syrische ܥܠܝܡܘܗܝ *elaimau* (denn so muss es heissen) kann auch *seine Krieger* bedeuten. — C. 30, 14. Hier ist dem frühgelehrten Hyde offenbar Unrecht geschehen. *Destanbuiha* kann in dieser Stelle, wo es für das hebr. *Dudaim* gesetzt wird, keine *Riechküchelchen* oder *Riechzeltchen*, sondern muss etwas, das man auf dem Felde finden kann, eine Frucht oder ein Gewächs, bedeuten. Dasselbe Wort kommt auch beym Avicenna (Opp. arab. T. II. p. 19. vers. lat. ed. Venet. 1544. f. 434) als ein Nahrungsmittel vor, das im Tertianfieber nicht undienlich sey. Plempius erklärt es durch *Pepones*, und Andreas Bellunensis schreibt in seiner *Interpretatio nominum arabicorum in Avicennae libris*: „*Aldestembujat sunt species melonis, et sunt rotundi, parvi, dulces, et color corticis eorum similatur cortici coloquinthidae viridis maturae, et est juxta magnitudinem ejus. Et vulgares Damasci appellant hanc speciem melonis Seman*," welches das arabische, von den Persern auch angenommene *Schemam* ﺷﻤﺎﻡ, *etwas Wohlriechendes*, ist. Richardson in seinem persisch-englischen Wörterbuche stimmt Sp. 846 ebenfalls damit überein: „*Dest embuyé, Any thing odoriferous, particularly a species of small melon or apple, which is carried in the hand on account of its delightful perfume.*" Hyde hat also ganz Recht, wenn er *Melones odoratos* übersetzt. Damit sprechen wir aber dem persischen Worte eine allgemeinere Bedeutung nicht ab; nach der Ableitung von *Dest, die Hand*, und *Enbuje, der Geruch*, begreift es Alles unter sich, was man des Wohlgeruchs wegen in der Hand trägt. — C. 35, 17. Das Citatum aus Kämpfer über *Fersenk* hätte verbessert werden sollen: denn nicht *zwey und zwanzig und eine halbe Parasange*, sondern 22 *und zwey Neuntel* gehen auf einen Grad des Aequators. Das *Mil* (ﻣﻴﻞ) des Saadias ist nur ein Drittel der Fersenk oder ein Sieben- und Sechzigstel des Grades. — C. 37, 3. In der anderen Stelle (44, 20) wird *jeled zekünim* von dem Perser gut übersetzt ﮐﻮﺩﮎ ﭘﻴﺮﻳﮑﻴﻦ, *natus in senectute*. — C. 41, 8. Die *Moabberan* sind specieller *Traumdeuter*, vergl. 40, 5. 8. 22. — C. 41, 40. Wir bezweifeln die p. 29 ausgesprochene Behauptung, dass die arab. Übersetzung des ersten Buchs der Könige aus der griechischen gemacht sey; sie nähert sich in dem Capitel wenigstens, das Hr. *R.* hier anführt, eher der syrischen. Doch freylich ist diess nur Nebensache. Wegen der Hauptsache, warum ﻧﻘﺸﻪ ﺧﻮﺭﻥ für יַשֵּׁק gesetzt werde, haben wir auch noch einiges Bedenken, dessen Darlegung uns aber zu weit führen würde. — C. 41, 43. Dem Sultan Abulfeda, der von seiner Jugend an mit und unter Türken gelebt hat, ist es gewiss zuzutrauen, dass er die Bedeutung der türkischen ganz gemeinen Wörter *Ata, Vater*, und *Bec, Fürst*, gekannt, mithin gewusst habe, dass *Atabec ein Vater des Fürsten* sey. Man schreibe nur in seinem Geschichtbuche (Annal. Moslem. T. III. p. 227) *Alwaled alemir* (ﺍﻻﻣﻴﺮ) für *Alwaled alemin* (ﺍﻻﻣﻴﻦ): so hat man, was man haben will. — C. 41, 45. ﻣﻬﺘﺮ, *der Grössere, der Fürst*, (der Comparativus von *Meh, gross*) wird c. 25, 16. 36, 15—18. 21. 29. 30. 40—43 für das hebr. *Nasi* und *Alluf* gesetzt. Das Citatum aus Kämpfer hätte entbehrt werden können. — C. 43, 18. להתנפל Das chaldäische Wort des Onkelos לאסתקפא ist in der Bedeutung zu nehmen, die das chald. und samaritanische סכף und das syrische סַכַף hat, *afflixit*; das arabische ﺟﻔﻰ des Saadias bedeutet ebenfalls *injuria affecit*: der Perser stimmt also auch hier mit beiden überein. — C. 49, 22. Was p. 40 stehet: *Risum moveat* — — — *veheretur*, ist freylich richtig, es nähert sich aber doch demjenigen, was die Perser und andere Morgenländer von Joseph fabeln. — C. 49, 26. Die Übersetzung von תַּאֲוַת durch *Grenze*, nach Raschi, ist nicht unannehmlich. — Es ist nicht gerade nöthig, das syrische בְּלִילָא durch *Krone* zu übersetzen, es kann auch der *Gekrönte* seyn. Durch das im vorigen §. Enthaltene hatte Hr. *R.* seine Leser in den Stand gesetzt, selbst über den persischen Übersetzer zu urtheilen; im nächsten giebt er noch einige Resultate: 1) „Der Perser folgt vornehmlich dem Onkelos." Diess hätte noch durch Beyspiele, wo jener dieselben chaldäischen Worte, die in diesem vorkommen, und die weder persisch noch arabisch sind, beybehält, verstärkt werden sollen, z. B. ﺍﺣﺴﻨﺘﺎ אַחְסַנְתָּא, *der Besitz*, Gen. 31, 14. ﺷﮑﻴﻨﻪ, שְׁכִינָא, *die Majestät, Gottes*, Ex. 33, 14. 15. 20. Num. 6, 25. 26. Es giebt aber auch manche Stellen, wo der Perser von Onkelos weit abgeht, wie Deut. 32. 2) „Ob derselbe, wenn er mit der arabischen Übersetzung des Saadias übereinstimmt, aus dieser geborgt habe, wagt er nicht zu entscheiden." Wir würden es doch thun, wenn die Übereinkunft gross und ihnen eigen ist — wie, wenn beide Deut. 32, 4. 18. צוּר durch ﺧﺎﻟﻖ, *der Schöpfer*, erklären, worin nur ein anderer Jude, der *Arabs Erpenii*, mit ihnen eins ist. 3) „Merkwür-

dig ſey es, daſs der Perſer alte Sitten und Gebräuche aus ſolchen, die zu ſeiner Zeit Statt fanden, erläutere." Von den 5—7 Beyſpielen, die in Not. 5 angezeigt werden, fallen 2 (c. 30, 14. 41, 45) weg. Auch das, was p. 46—48 über die Überſetzung von Lev. 26, 30 — obgleich zweifelnd — geſchrieben wird, können wir nicht billigen. *Aſitab chaneh*, افتاب خانه, eigentlich *Sonnenhaus*, iſt nach Richardſon *ein Sommerhaus*, und ſo hat der Perſer vermuthlich חַמָּן deſswegen ausgedrückt, weil dieſs Wort von חַמָּה, *Sonne, Wärme*, hergeleitet zu werden pflegte. Das ihm zur Seite ſtehende *Serdi chaneh*, سردخانه, eigentlich *Haus der Kälte*, muſs demnach ein *Winterhaus* ſeyn, obſchon wir nicht einſehen, wie das hebr. בָּמָה alſo überſetzt werden konnte. — Wir würden (um doch ein Weniges vom hebr. Texte dieſer Stelle zu ſagen) *Bama* vom perſiſchen *Bam*, *ſupremum cujusque rei, e. c. tectum domus*, und *Chamman* vom perſiſchen *Chamanaï*, *ſimilitudo, imago* (ſ. Caſtell. lex. heptagl. P. II. col. 89. 243), ableiten. Zwar wiſſen wir wohl, daſs die hebräiſche und perſiſche Sprache nicht von *einem* Stamm ſind, aber ganz gewiſs iſt Mehreres, als man gewöhnlich glaubt, aus dieſer in jene aufgenommen und ſo dem fremden Baume eingeimpft worden. Von der Art iſt אַבְנֵט *ein Gürtel*, perſiſch بند *Bend*; טִפְסָר oder טַפְסָר *ein Kriegsbedienter*, perſiſch تاوسر; תֹּפֶת *eine Brandſtätte* von تافتن *brennen*; נֶכֶת *etwas Aufbewahrtes* von نكاهيدن *verwahren* u. ſ. w. — Vergeſſen dürfen wir übrigens nicht, noch anzumerken, daſs Hr. *R.* immer das perſiſche Original, und nicht, wie man das von mehreren Gelehrten, die für Orientaliſten gelten, ſagen kann, bloſs die lateiniſche Afterüberſetzung nachgeſehen habe. Wäre dieſs nicht ſein Fall: ſo hätte er ſicherlich dieſen §. durch ein ſehr ſcheinbares Exempel aus Gen. 32, 15 vermehrt. Da erblickt man in Hydes Überſetzung: „*equas* 20 *et equuleos* 10," unter den Geſchenken, die Jacob ſeinem Bruder Eſau beſtimmte, obgleich im Hebräiſchen 20 *Eſelinnen und* 10 *junge Eſel* erſcheinen, und wird dadurch zu glauben gereizt, der Perſer habe eine Thierart, die zu ſeiner Zeit in ſeinem pferdereichen Vaterlande zu Hauſe war, in die Lager der alten Patriarchen verſetzt. Allein, da *Madian* eben ſo gut *eine Eſelin* als *eine Stute*, und *Kurra einen jungen Eſel* eben ſowohl als *ein Pferdefüllen* bedeuten kann (ſ. *Richardſon's dictionnary*): ſo wird man das verwerfen und eingeſtehen müſſen, daſs Hyde und nicht der Perſer geirrt habe. Vielleicht könnte man es aber hieher rechnen, wenn Exod. 11, 5 *Aſiab*, اسياب, und Deut. 24, 6. *Aſia*, آسيا, *mola*, für רֵחַיִם geſetzt wird, wo in der erſten Stelle das hinten ſtehende *Ab* auf das *Waſſer* hinweiſet, und in der 2ten *Aſia* von *Deſt-as*, دستاس, *der Handmühle*, unterſchieden wird. Man möchte alſo denken, der perſ. Überſ. habe geglaubt, es habe ſchon zu Moſis Zeit *Waſſermühlen* gegeben. Indeſſen dieſer Gedanke fällt weg, weil jene perſ. Worte für *jede Mühle* geſetzt werden können. Sehr viel kürzer als der Paragraph, worin von dem *exegetiſchen Gebrauche* der perſiſchen Überſetzung gehandelt wurde, muſste der 5te oder letzte, der ſich mit dem Nutzen, den man etwa daraus für die *Kritik* des Peutateuchus ziehen könnte, beſchäftiget, ausfallen. Denn da dieſelbe ſich ſo nahe als möglich an den herkömmlichen maſorethiſchen Text hält: ſo erfährt man durch die Vergleichung von jener mit dieſem faſt weiter nichts, als das, was man ohnedieſs von einer Arbeit eines Juden zu erwarten hatte, daſs die hebräiſchen Handſchriften in Perſien von denen in Europa ungemein ſelten abgehen. Hr. *R.* giebt uns dennoch eine Probe von den abweichenden Leſearten, die er im erſten Buche Moſis bemerkt hat, welche meiſtens nicht ſonderlich wichtig ſind. (Das Wort קברכו c. 23, 6 darf nicht (ſ. p. 50) קְבָרְכוּ, ſondern muſs קְבֹרְכוּ punctirt werden.) Wir legen hier noch eine kleine Ausbeute zur Prüfung nieder. — Cap. 15, 9. Wenn die hebräiſchen Zeilen עגלה משלשת ועז מטלשת ואיל משלש nicht wie gewöhnlich: *eine dreyjährige Kuh, eine dreyjährige Ziege und ein dreyjähriger Widder*, ſondern: *drey Kühe, drey Ziegen und drey Widder* überſetzt werden: ſo möchte man denken, der Überſetzer gehe vom maſorethiſchen Texte ab. Auch Onkelos hat: עֶגְלִין תְּלָתָא וְעִזִּין תְּלָת וְדִכְרִין תְּלָתָא und die Verſio Veneta: δαμαλιν τριπλην, αιγα τε τριπλην, και κριον τριπλουν. — C. 18, 12. پس كهنكي من بون بمن آرايش, *nach meinem Alter* (nachdem ich alt geworden bin) *ſoll ich mich noch ſchmücken*, אחרי בלתי היתה לי עדנה. Scheint es nicht, er habe ſtatt des letzten Wortes, עדנה, geleſen oder angenommen עדיה, und dieſes für einerley mit עֲדִי, *ornatus*, gehalten? Er überſetzt עדי auch Exod. 33, 4 durch آرايش. — C. 25, 20 ſteht für לבן הארמי, *Labanis Aramaei*, لبن ان ارمني, *Labanis Armenii*, als wäre im Hebräiſchen הארמני. Nur iſt *Armeni* vermuthlich ein Schreibfehler: beide Worte ſind in arabiſcher und perſiſcher flüchtiger Schrift ungemein leicht zu verwechſeln, und das eine unterſcheidet ſich von dem anderen oft bloſs durch ein darüber geſetztes oder ausgelaſſenes Pünctchen. (Im Saadias ſtehet ebenfalls Gen. 31, 20. 24 und im *Ar. Erpenii* c. 25, 20. 28, 5. 31, 20. 24 *Armeni* für *Arami*.)

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
MÄRZ 1815.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Vogel: *De versione Pentateuchi persica Commentatio.* Scripsit atque ad orationem, qua Professoris linguarum orientalium ordinarii munus adibit d. IV Sept. a. c. MDCCCXIII — audiendam — invitat *E. Fr. Car. Rosenmüller* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Cap. 34, 30. עֲכַרְתֶּם אֹתִי, *ihr habt mich betrübet.* Der Perser: بيخ كنديد مرا, *radicitus effodistis me, ihr habt mich zu Grunde gerichtet.* Es scheint beynahe, er habe עֲקַרְתֶּם mit einem Koph gelesen, wie schon Castellus, *Lex. pers. col.* 157, bemerkt hat. Man vergleiche C. 49, 6. Nahe verwandt ist es, wenn der Arabs Erpenii فسدتم حالي hieher setzt. — Cap. 36, 39. מֵי זָהָב. Diesen Namen eines Mannes sieht der Perser wie ein Nom. appellativum an, denn er hat: مرد زرگر, *ein Goldschmied.* Eben so Onkelos מְצָרֵף דַּהֲבָא und Arabs Erpenii صايغ الذهب. Sollten sie nicht מִזָּהָב oder מְזָהִיב — so könnte *ein Goldarbeiter* oder *Vergolder* heissen — im Grundtext angenommen haben? Castellus hat im syrischen Wörterbuch ܡܙܗܒ, *aurifex*, aber diess ist nur durch das Zeugniss des Ferrarius, worauf sich wenig bauen lässt, begründet. — Cap. 37, 36. מְדָנִים *Medaniten.* Der Perser: مديانان, drückt also מִדְיָנִים *Midianiten*, wie es auch V. 28 in den masorethischen Handschriften und Ausgaben heisst, aus. Mit ihm sind hier fast alle alten Übersetzer, LXX, Vulg., Syr. Onkelos, Jonathan, Saadias, Arabs Erpen., die Versio Veneta, so wie der samaritanische Text einverstanden. — Cap. 42, 1. לָמָּה תִּתְרָאוּ, *warum sehet ihr euch unter einander an?* — Der Perser: چرا همي ترسيد, *warum fürchtet ihr euch?* also לָמָּה תִּירָאוּ. Eben so Jonathan: לְמָא דֵין אַתּוּן דַּחֲלִין. — Nahe kommt die Lesart des samaritanischen Textes למה תתיראו, wobey uns nur das anstössig ist, dass sonst ירא nicht in Hithpaël gefunden wird. Die samaritanische Übersetzung hat auch למה תרחלון. — Cap. 45, 4. מִצְרַיְמָה *nach Ägypten.* Der Perser بمصريان, als hätte er לְמִצְרִים *den Ägyptern*, gelesen. So auch der Syrer ܠܡܨܪܝܐ. — Cap. 48, 19, וְזַרְעוֹ יִהְיֶה מְלֹא עַמִּים, „seine Nachkommenschaft wird eine Menge von Völkern ausmachen." Der Perser: ونسلي اوباشد مسلّم در قومها „seine Nachkommen werden unverletzt unter den Völkern seyn." Man sieht nicht, wie מְלֹא, *die Menge*, dem مسلّم, *unverletzt*, entsprechen könne, und wird dadurch geneigt, für jenes hebräische Wort eine andere Leseart zu errathen. Aber was für eine? — Vielleicht liegt der Fehler in Hydens Abschrift, und im persisch-jüdischen Original stand מסלט, *herrschend*, welches gar leicht in מסלם übergehen konnte. مَلُوَ bedeutet nämlich im Arabischen *edel*, *geehrt*, *mächtig seyn*, und Onkelos übersetzt hier auch: וּבְנוֹהִי יְהוֹן שַׁלִּיטִין בְּעַמְמַיָּא „und seine Söhne werden mächtig unter den Völkern seyn." — Cap. 49, 9. כָּרַע „er hat sich gekrümmt." Der Perser: بزرگي كنيد, d. i. nach Hyde's Erklärung: *celebris evasit*, wobey man an כרם, كَرُمَ *generosus, honoratus fuit*, denken möchte. Allein خنبيدن bedeutet auch *sich krümmen*, also ist keine Änderung nöthig, wenn man nur *incurvavit* in das Lateinische aufnimmt. — Cap. 50, 19. Die hebräischen Worte: כִּי הֲתַחַת אֱלֹהִים אָנִי sind allerdings, wenn man sie nicht aus dem rechten Standpunct ansieht, etwas dunkel, und desswegen von manchen Auslegern nicht gut aufgefasst und ausgedrückt: sie können aber doch den Sinn haben: „denn — bin ich wohl an Gottes Stelle? oder bin ich Gott?" Joseph lehnte also den Kniefall seiner Brüder ungefähr eben so ab, wie Friedrich der Grosse, als er erklärte, seine Unterthanen möchten vor Gott die Knie beugen, aber nicht vor ihm. — Das mag auch in der Übersetzung des Aquila: ὅτι μὴ ἀντὶ Θεοῦ ἐγώ; und des Symmachus: μὴ γὰρ ἀντὶ Θεοῦ ἐγώ; — liegen, so wie es ebenfalls der Samaritaner התחליפת אלהים אנה, und andere Neuere (s. *Poli synopsis criticorum ad h. l.*) verstanden haben. Die Parallelstelle c. 50, 2 führte sie auf den richtigen Weg. — Unser Perser hat dagegen hier: ترسيد كاري خدا من, *ich bin gottesfürchtig, oder fürchte Gott*, und kommt darin mit Onkelos: ארי דחלא דיהוה אנא, Jonathan: ארום דחיל ומתכר מן יי אנא, Saadias: انّني اخاف الله und dem Ar. Erpen. لانّ اخاف من الله انا überein. Sollten diese nicht תחת oder תחתת, von חתת *sich fürchten*, خَتَّ *sich scheuen*

oder *ſchämen*, geleſen haben? Wenn *J. D. Michaelis* in ſeiner orient. und exeg. Bibl. Theil XXI. S. 181 berichtet, der ſamaritaniſche Text habe חחכח: ſo iſt das ein Verſehen; denn dieſer geht von dem maſorethiſchen nur darin ab, daſs er בִּי auslä ſst.

Doch wir müſſen abbrechen; wir können es aber nicht thun, ohne einen Wunſch beyzufügen. Deutſche Profeſſores LL. OO. geben ſich äuſserſt ſelten mit dem Perſiſchen ab, weil es auſser ihrer Sphäre iſt, und Kenner der perſiſchen ſchönen Literatur werden ſchwerlich Luſt bekommen, den Überſetzer des Pentateuchs, der ihnen geſchmacklos und barbariſch ſcheinen muſs, zu ſtudiren. Hr. *R.* ſetze alſo, wir bitten darum, das Angefangene fort, und erſtrecke es über die übrigen moſaiſchen Bücher, damit wir etwas Ganzes erhalten.

Intereſſant war uns dieſs Programm, und deſswegen haben wir uns länger, als gewöhnlich, damit beſchäftigt; noch intereſſanter und gemeinnützlicher würde die darin angekündigte Antrittsrede: *De mythis Orientalium recte dijudicandis*, ſeyn, und wir hoffen mit Sicherheit, daſs Hr. *R.* ſie bald, weiter ausgeführt und mit den nöthigen Belegen verſehen, dem theologiſchen Publicum ſchenken werde. — ц —

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) SULZBACH, b. Seidel: *Zwey Predigten am Siegesfeſte, und dem darauf eingefallenen allgemeinen Bus - und Bet - Tage in der Univerſitäts - Kirche gehalten* von D. *Leonhard Bertholdt*, drittem ordentl. Prof. der Theol. u. ſ. w. Zum Beſten gebrechlich gewordener vaterländiſcher Krieger. 1814. 52 S. 8.

2) AACHEN, b. Weiſs: *Predigt an dem verordneten allgemeinen Dankfeſte wegen der letzten Siege der verbündeten Heere und ihres am* 31 *März* 1814 *erfolgten Einzuges in Paris. Am Sonntage Quaſimodogeniti den* 17 *April gehalten*, von *Max. Friedr. Scheibler*, evangel. luther. Prediger zu Montjoie. 1814. 35 S. 8.

3) LEIPZIG, b. Bruder: *Denkſchrift auf die Einnahme von Paris und den Sturz Napoleons. Eine für den Druck erweiterte Predigt*, von *Joh. Zachar. Herm. Hahn*, Superintendenten u. ſ. w. Als Seitenſtück zu des Verfaſſers Siegespredigt zu Ehre des bey Leipzig erfochtenen denkwürdigen Sieges. (S. d. Rec. J. A. L. Z. 1814. No. 61.) 1814. 78 S. 8. (6 Gr.)

4) Ohne Druckort: *Die Gerechtigkeit Gottes geht durch die Weltgeſchichte. Predigt bey dem* am 17ten April 1814 zu Bamberg gefeyerten *Dank- und Sieges - Feſt* von *Ernſt Anton Clarus*, Dekan und Stadtpfarrer bey der proteſt. Kirche zu Bamberg. Ein Beytrag für rückkehrende vaterländiſche Krieger. 16 S. 8. (2 Gr.)

5) ZITTAU, b. Schöps: *Siegespredigt nach glorreich errungener Einnahme der Stadt Paris* durch die tapferen Heere der hohen Verbündeten, am allgemeinen *Dankfeſte* den 17 April 1814 zu Zittau unter freyem Himmel bey dem Gottesdienſte des dritten Bataillons Landwehrmänner im Marggrafthum Oberlauſitz gehalten und auf Verlangen dem Drucke übergeben, von M. *Karl Heinr. Gottfr. Lommatzſch*, Diakon. *Zweyte Auflage.* Zur Unterſtützung der gänzlich zu Grunde gerichteten Bewohner von Eckartsberga, Mallendorf, Liebſtädt und Goldbach in Thüringen. 19 S. 8.

6) ZITTAU, b. Schöps: *Einige Worte der religiöſen Erbauung bey der Fahnenweihe des dritten Bataillons Landwehrmänner*, im Markgrafthum Oberlauſitz den 21 May 1814 zu Zittau unter freyem Himmel geſprochen von M. *K. H. G. Lommatzſch.* 8 S. 8.

7) JENA, b. Frommann: *Zwey Predigten veranlaſst durch die entſcheidenden Siege* der hohen verbündeten Mächte Europa's *zur Befreyung des Vaterlandes*, gehalten in den Kirchen zu Hummelshayn und Schmölla von *Abraham Worms*, Pfarrer daſelbſt. Zum Beſten der verunglückten Dorfſchaften bey Leipzig. 1814. 51 S. 8. (4 Gr.)

Der Hauptgedanke, ſo wie das Eine Gefühl, welches bey der Nachricht von dem glorreichen Einzuge unſerer Heere in die Hauptſtadt des franzöſiſchen Reichs Aller Sinn und Herzen erfüllen muſsten — in jenen unvergeſslichen Tagen, die ſo ſchnell verſchwanden, daſs man ihre Eindrücke um ſo weniger zu bewahren gelernt hat —, ſpricht natürlich, obwohl in verſchiedenen Abſtufungen, mehr oder minder ſtark und energiſch, eigenthümlicher oder fremder, das innere Feuer entweder ſelbſtthätig ausſtrömend, oder kälter wiedergebend — in ſeiner Art jedoch den verwandten Sinn gewiſs erfreulich berührend, — aus dieſen ſämmtlichen Predigten. Wir dürfen deſshalb über den beſonderen Charakter jeder einzelnen nur Weniges hinzuſetzen.

Hn. *Bertholdts* erſte Rede (No. 1) hat das Thema: „*wie wir die ſiegreichen Ereigniſſe der letzten Zeit zu betrachten haben, um ſie nach allen ihren groſsen und wohlthätigen Folgen zu überſchauen, und uns zum höchſten und reinſten Danke gegen Gott zu ermuntern?* — Die Breite, welche die Form des Thema drückt, läſst ſich auch ſonſt in dieſer und der anderen Predigt, hie und da bemerken. Die Dispoſition legt fruchtbare Geſichtspuncte in Beziehung auf jene Frage dar; die ſiegreichen Ereigniſſe erſcheinen „1) als Siege der *Wahrheit* und Vernunft über die Gefahren, welche die Welt mit einem neuen Zeitalter der Barbarey bedrohten; 2) der *Gerechtigkeit* über ſtolze Anmaſsung und widerrechtliche Gewalt; 3) der *Menſchheit* über die ſchändlichſte Erniedrigung, die ihr zugedacht war; 4) des *Glaubens* an Gott und ſeine Vorſehung über die Zweifel des kleinmüthigen menſchlichen Herzens." Nach dem bey dieſen Abtheilungen gewählten Ausdruck ſondert ſich 2) nicht genug von 1) ab; auch iſt bey 3) der Begriff der

Menschheit nicht wohl zu coordiniren mit dem der *Wahrheit* und *Gerechtigkeit* bey 1) und 2). Überdiess fällt wiederum 3) nach dem angenommenen Sinn mit 2) in dem Wesen zusammen. Übrigens hat der Vf. die Kehrseite des Bildes — das, *was wir waren* — mit treffender Wahrheit aufgefasst. Nur die 4te Abtheilung, der in einer religiösen Betrachtung mit Recht am meisten gründliche und eindringende Ausführung zu wünschen war, bricht unerwartet schnell ab. Es scheint, dass beide Vorträge durch zu gesuchte Kürze, die sie erstreben wollen, sich geschadet haben.

Hr. *Scheibler* (No. 2) lässt in seinem beredten Vortrage vornehmlich den Hass gegen den „frechen und nur allzu lange mächtigen und glücklichen Bösewicht, der den Thron, den er durch List bestiegen, mit seinen Lastern besudelte, — jetzt ein Abscheu und Fluch Aller ist, die je seinen Namen nennen hörten" u. s. w., — freyen Lauf. Der weisungsvolle Text Jes. 3, 13 — 14 ist nicht durchgehend benutzt worden. Doch blickt aus der ganzen Predigt, worin „*das Wichtige der Nachricht, die das Siegesfest verkündigt: Der Herr ist aufgetreten und hat den Verderber der Völker gerichtet*," — dargethan wird, ein warmer patriotischer Sinn hervor. Die starken Apostrophen gegen den gestürzten Unterdrücker mögen in der wohl etwas französisch gewordenen Umgebung des Vfs. hinlängliche Rechtfertigung finden. Bey der Disposition scheint der 4te Theil wegen seiner speciell moralischen Beziehung mit den übrigen, welche unmittelbar das grosse Moment der Zeit angehen, nicht zu harmoniren. Das *Schlussgebet* kann am wenigsten in den Stellen, wo „*der grosse Verbrecher* erwähnt wird, *den du gerichtet hast*, — *Lass ihn sich bessern, wenn es möglich ist*", u. s. w., der christlichen Andacht förderlich seyn. Auch an anderen Orten ist der Ton verfehlt.

Die Schrift No. 3 lässt sich nicht genau unter die Kategorie der übrigen stellen. Sie ist nur aus einer Predigt entstanden, und handelt sehr ausführlich „*von der Würde, die wir Christen bey unserer gerechten Freude über das grosse Weltereigniss, das wir heut feyern, behaupten sollen.*" Auf richtige Ansichten von beiden auf dem Titel bezeichneten Ereignissen aus dem politischen, geschichtlichen und religiösen Gesichtspunct — trifft man durchaus; auch sind sie klar, fasslich und mit Gemüth entwickelt. In Rücksicht der Form scheint die Schrift durch die Erweiterung nicht gewonnen zu haben; sie ist an vielen Orten zu wortreich.

In No. 4 zeigt der Redner, dass *Gottes Gerechtigkeit mit strafender Kraft, mit weisem Plan, mit väterlicher Schonung und Güte, durch die Weltgeschichte gehe.* Der viel verglichene prophetische Text Dan. 11, 5. 6. 11 — 14 liegt zum Grunde. Das Wahre und Interessante, das auf so wenigen Blättern über ein solches Thema freylich nur angedeutet werden kann, ist hier in kräftiger Sprache vorgetragen. In der Ausführung der Theile ist kein richtiges Verhältniss.

Der Vf. von No. 5 wendet den Lobgesang der Maria (Luc. 1, 46 fgg.) auf den Gegenstand des Tages an, und will zeigen, — „*wie bedeutungsvoll die Stimme der neuesten Zeitereignisse sey, welche in den Worten unseres Textes uns anspricht.*" Das *Gesuchte* in der Composition dieses Hauptsatzes ist Charakter mehrerer Stellen dieser Rede, worin wir übrigens, wie in der *Fahnenweihe* (No. 6), einen Vf. hören, der die gegebene Veranlassung, nicht ohne ihr Bedeutendes nach den allgemeinen Beziehungen glücklich aufzufassen, mit rednerischer Gabe benutzt. Wenn dem gestürzten Tyrannen nachgesagt wird, „er habe *die Millionen* Menschen wie blosse *Spielmarken* betrachtet": so ist diess an sich etwas stark, und das gebrauchte gemeine Bild in einer religiösen Rede unzulässig.

Auch bey No. 7 verdient die gute, deutsche Meinung des Vfs. gewiss Anerkennung. In der ersten Predigt am vierten Advent - Sonntage gehalten, wird „*die ernste Frage des Vaterlandes an einen Jeden unter uns: wer bist du?*" — in der anderen, am ersten Weihnachtstage, werden „*die Siege der verbündeten Mächte als feyerliche Auffoderung zur Lobpreisung Gottes, vorzüglich am Gedächtnissfeste der Menschwerdung Jesu*" — betrachtet. Die Disposition ist der schwächste Theil beider Predigten, weil sie der *Dürftigkeit* an eigenthümlichen Gedanken und Ansichten, wovon diese Arbeiten nicht freyzusprechen sind, Vorschub thut. Die Popularität, und das Andringende des Vortrags verdient Lob. In dem Stil muss der Vf. vornehmlich Monotonie vermeiden.

FP.

1) NÜRNBERG, b. Riegel u. Wiessner: *Zwey Predigten auf Veranlassung seiner Amtsveränderung* gehalten von *Valentin Karl Veillodter*, Dekan und Hauptprediger an der Kirche zu St. Sebald. 1814. 32 S. 8. (4 Gr.)

2) ERLANGEN, b. Breuning: *Über die Verpflichtung der Christen, nach dem Reiche Gottes zu ringen und zu streben*, in einer Predigt abgelegt (?) von *Carl Georg Friedrich Goes*, bey dem Antritt seines Amtes als Stadtpfarrer in Baiersdorf im Rezatkreise und Inspector der beiden Schulen daselbst. 1814. 40 S. 8. (3 Gr.)

3) SULZBACH, b. Seidel: *Predigt am Kirchweihfeste, und bey seinem fünf und zwanzigjährigen Amtsjubiläo* am 10 Sonntag nach Trinitatis gehalten, und seiner Gemeinde als ein Denkmal der Liebe — übergeben, von *Max. Friedr. Scheibler*, evangel. luther. Prediger zu Montjoie. 1814. 32 S. 8. (3 Gr.)

4) SULZBACH, b. Seidel: *Ein Wort für Schullehrer*, gesprochen bey der Einführung eines ihrer

Amtsgenossen, von *Max. Friedr. Scheibler*, u. s. w. 1814. 24 S. 8. (2 Gr.)

Es ist nach unserer Meinung bey Abschieds- und Antritts-Predigten ein wesentliches Verdienst, wenn das Individuelle des Redners darin nicht allzu sehr, am wenigsten mit einem Schein von Selbstgefälligkeit, hervorspringt, sondern nur das reine Verhältniss des Seelsorgers und der Gemeinde in seiner innersten Beziehung, wobey das Persönliche verschwindet, und nur das Heilige und Wichtige des Amtes geltend gemacht wird.

No. 1, eine Abschieds- und eine Antritts-Predigt enthaltend — ist des Vfs. würdig. Die erste beantwortet nach Apost. Gesch. 20, 32 die Frage: *Was haben wir zu beobachten, um aus theuern Verbindungen mit gefasster Ruhe zu treten?* (Durch die ganze Predigt ist das unangenehme provincielle tre*tten* gedruckt.) Die andere redet (Text: 2 Cor. 7, 16) *über ehrwürdige Verbindungen im Leben*. In beiden zeigt sich die achtungswerthe Gesinnung des Vfs. unverkennbar, und gewiss haben beide wohlthätige Eindrücke bey den Zuhörern zurückgelassen. Was die zweyte insonderheit betrifft: so ist sie bey der Allgemeinheit, worin das Thema gefasst und ausgeführt ist, von einer gewissen Flachheit der Behandlung nicht frey geblieben. Nach Rec. Dafürhalten sollte an diesem Tage *ganz allein* die ehrwürdige Verbindung des Pfarrers und der Gemeinde in Frage gekommen seyn. Die erste muss als ein Erguss des redlichen und innigen Gefühls angesehen werden, und ist in sofern schätzbar. Es wäre unbillig, bey solchen Gelegenheitsreden die strengste Feile zu erwarten. Sonst würden dem Vf. einige unangenehm auffallende Wiederholungen, als S. 5 die *selige* Verbindung, der *selige* Genuss, das *selige* Gefühl, das *selige* Verhältniss u. s. w., oder die sprachwidrige Wortfügung: „Du liessest *meinem Sehnen* (anstatt: mein Sehnen) *selige* Befriedigung finden," — nicht entgangen seyn.

No. 2. Da, der Vorrede zufolge, diese Predigt „vor mehreren gebildeten Personen, wohl gar mit unter (*sic*) gelehrten Männern gehalten wurde": so scheint diess dem Vf. den Gesichtspunct, woraus er sie zu bearbeiten hatte, verrückt zu haben. Wie gleichfalls die Vorrede versichert, hielt er sich nun für *berechtigt*, „seine Ideen in solche Sprach*formen* zu *giessen* (?) oder in ein Gewand zu kleiden, wie diess dem höheren Bildungsgrade und veredelten Geschmack *jenes* Publicums am besten zusagen möchte;" — und darum hat er auf das weit grössere Publicum *seiner Pfarrgemeinde*, die doch ihres Orts an diesem Tage vornehmlich berechtigt war, einen herzlichen, fasslichen, Vertrauen weckenden Vortrag von ihrem Pfarrer zu erwarten, leider ganz vergessen Rücksicht zu nehmen. Man merkt es der Predigt viel zu sehr an, dass sie Anspruch macht auf gelehrte Erläuterungen, und dadurch ist sie um den schönsten Charakter, den der Einfalt und Natürlichkeit, gekommen. Überdiess ist der Stil des Vfs. ungelenk und weitschweifig, durch wunderlich angewöhnte Redensarten, als: „*leicht abzusehn, leicht begreiflich,*" — gedehnt, und dadurch musste die Predigt zu einer so auffallenden Länge anwachsen. Wir leugnen damit nicht die guten und passenden Zergliederungen des gewählten Textes Röm. 14, 17, die darin vorkommen. Allein die Form der Predigt, zumal als Antrittspredigt gedacht, spricht nicht an.

No. 3 ist auch *als erneuerte Antrittspredigt* zu betrachten. Nach 25jähriger Amtsführung legt der Vf. seiner Gemeinde, in Beziehung auf das gewöhnliche Sonntagsevangelium, die *Empfindungen* dar, die sich in ihm regen; die *Vorsätze*, die er gefasst; die *Wünsche und Bitten*, die ihm wichtig sind in Beziehung auf sein Amt. Was er dabey *von sich selbst* sagt, sagt er mit so viel Bescheidenheit und Demuth, und in so ernster Rücksicht auf seinen Beruf, dass wir diese Art für musterhaft erklären. Mit väterlichem Nachdruck und mit hörbarem Wohlmeinen giebt er auf der anderen Seite der Gemeinde zu bedenken, was nach den von dem Redner gemachten Erfahrungen zu ihrem Frieden dient. Die Ablegung solcher Rechenschaften des Pfarrers an die Gemeinden bey merkwürdigen Zeitabschnitten mag vielleicht selten geschehen, aber sie kommt uns besonders wirksam vor, um die Wichtigkeit ihres gegenseitigen Verhältnisses beiden im lebendigen Bewusstseyn zu erhalten. Es ist viel geschehen, wenn diess erreicht wird.

Wir verbinden damit die Anzeige von No. 4, wo derselbe wackere Vf. auf die unerkannten, aber wichtigen *Verdienste eines würdigen Schullehrers* die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer richtet. Es geschieht mit Fasslichkeit und Würde. Wir hätten an dieser Gelegenheitsrede gar nichts auszusetzen, wenn die Verdienste des Schullehrers selbst eine richtigere und consequentere Stellung erhalten hätten.

g. b.

KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Züllichau* u. *Freystadt*, b. Darnmann: *Der Katechismus Lutheri, mit leitenden, erklärenden und beweisenden Sprüchen und Versen aus alten und neuen Liedern.* Bearbeitet von *Christian Gottlieb Schwarzer*, königl. preuss. Superintendenten und Pastor primarius zu Grünberg. Zweyte Auflage. 1814. 62 S. 8. (4 Gr.)

Zuerst sind die Hauptstücke des lutherischen Katechismus theilweise abgedruckt, und darunter biblische Sprüche und Liederverse mit kleineren Lettern gesetzt. Die Auswahl derselben ist gut und zweckmässig. Dann folgt ein christliches Glaubensbekenntniss, eine doppelte Umschreibung des Vaterunsers, und 31 Lehren der Tugend und Klugheit. L. Th.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1815.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Kummer: *Blicke in die Natur der praktischen Vernunft.* Von *Joh. Aug. Brückner,* königl. sächs. Hofrath u. s. w. 1813. XXVIII und 178 S. gr. 8. (16 Gr.)

Im Jahre 1810 hat Hr. *B.* eine Schrift über die Natur und den Ursprung der Rechte herausgegeben. (Vrgl. Jen. A. L. Z. 1810. No. 70.) Weil er nun aus öffentlichen Beurtheilungen und Zuschriften seiner Freunde geschlossen hat, dass sie in manchen Puncten missverstanden worden sey: so wollte er zur Berichtigung einiger dieser Beurtheilungen und auf Veranlassung derselben die in der ersten Schrift aufgestellte Theorie des Rechts fester begründen, welchen Zweck er nun durch die vorliegende Abhandlung zu erreichen gedenkt. Bey seinem Versuche, eine Theorie des Rechts aufzustellen, wollte er die Klippe vermeiden, an welcher nach seiner Meinung alle vorherigen Rechtslehren gescheitert waren, diese nämlich, dass man das oberste Princip des Rechts in der *moralischen* Gesetzgebung der Vernunft aufsuchte, und diesem zufolge das Recht aus der Moral ableitete. Da er nun glaubt, dass es noch an einer festen und vollkommenen Begründung der Rechtswissenschaft fehle: so setzt er voraus, jedes auf diesen Punct hinarbeitende Unternehmen dürfe sich im Allgemeinen eine günstige Aufnahme versprechen. Man hat seinen Versuch vorzüglich aus dem Grunde misslungen erklärt, weil er das Recht von der Moral trennte, und zu diesem Behufe eine zweyfache Gesetzgebung der praktischen Vernunft annahm. An diesem Urtheil, meint er aber, haben vorgefasste Meinungen Antheil gehabt; er fodert also, man solle seine Theorie in ihrem Grunde, nicht nach den aus ihr zu ziehenden Folgerungen prüfen; auch glaubt er, man missbillige sie aus dem Grunde, weil sie von der *Kantischen* abweiche. Daher hat er es zweckmässig erachtet, die Hauptmomente seiner Ansichten vom Rechte nebst einigen daraus sich ergebenden Resultaten in gedrängter Kürze darzustellen. Ob nungleich Rec. kein Anhänger der *Kantischen* Rechtstheorie ist: so konnte ihm doch auch die des Vfs. keinen Beyfall abgewinnen. Er ehrt zwar dessen Scharfsinn und das viele in dieser Schrift enthaltene Gute, ist aber überzeugt von der Unhaltbarkeit der Grundbestimmungen, welche theils sehr willkührlich, theils mit anderen unbezweifelbaren philosophischen Wahrheiten unvereinbar sind. Hr. *B.* wollte seine Theorie ganz scharf von der Moral trennen, ohne dass er doch die hieher gehörigen Begriffe sowohl an sich als nach ihrem Verhältnisse zu einander bestimmte. Er polemisirt gegen diejenigen, welche das Recht aus der Moral ableiten, und erklärt sich doch nicht deutlich darüber, wie er das versteht; und wenn man den Satz: „das Recht aus der Moral ableiten," genauer untersucht: so lässt sich nichts Vernünftiges gegen seine Gültigkeit einwenden. Denn versteht man unter der Moral die Wissenschaft von dem sittlich Guten, objectiv genommen: so macht die Rechtslehre ohne allen Zweifel einen ergänzenden Theil von ihr aus, indem sie auch das Gute oder Vernunftmässige in Ansehung der Wechselwirkung der Menschen unter einander bestimmen soll, und in sofern hat sie nur eine besondere Sphäre des Guten zum Gegenstande, und ist also ein Theil der allgemeinen Wissenschaft vom Guten überhaupt. Allein das Handeln nach den Vorschriften dieser Wissenschaft ist noch nicht zugleich Moralität und Tugend, sondern wird dieses erst, wenn der Handelnde das gemäss der Moral mögliche Gute als solches, um seiner Selbst willen, in seine Gesinnung aufnimmt; dadurch wird jedes mögliche Gute, alles für die Vernunft Begehrenswerthe, es gehöre zum Umfange des Rechts oder nicht, auch eine Tugend. Die Moral als Wissenschaft hat zwar im Allgemeinen anzugeben, dass dadurch eine Handlung erst tugendhaft werde; aber auf die Bestimmung des objectiv Guten hat dieses keinen weiteren Einfluss: denn dieses ist jederzeit bedingt durch die Natur der Sache selbst ohne Rücksicht auf die Gesinnungen und Motive. Die Rechtslehre ist also ein besonderer Theil oder Abschnitt von der allgemeinen objectiven Sittenlehre, dergleichen man mehrere herausheben und zu besonderen Wissenschaften ausbilden kann, z. B. das Capitel vom Ehestande, von der Erziehung u. s. f. Die Rechtslehre lässt sich daher auch nicht gründlich behandeln, wenn man nicht über die Principien der allgemeinen Sittenlehre im Reinen ist, oder die Ideen noch nicht aufgefunden hat, nach welchen das ganze auf Freyheit gegründete menschliche Leben geregelt werden muss. Ist man aber darüber einig: so ist auch weiter kein Gegensatz oder Widerstreit unter den untergeordneten Theilen möglich. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir uns zu der Schrift des Vfs. selbst wenden.

Der Vf. macht, um seine Rechtstheorie zu begründen, die praktische Vernunft zum Gegenstande seiner Untersuchung, von welcher er überhaupt glaubt, dass man über sie noch nicht zu genügenden Resulta-

ten gekommen ſey. §. 11 beſtimmt er die Vernunft als ein Vermögen der Ideen überhaupt, d. h. als ein Vermögen, gewiſſe allgemeine Principien aus und für ſich ſelbſt hervorzubringen, und ſich zu vergegenwärtigen; den Verſtand aber beſchränkt er auf die Sinnenwelt, während doch die Ideen der Vernunft eben ſo in der Form der Begriffe und Urtheile nach ihrem Zuſammenhange vom Verſtande müſſen bearbeitet werden, wie die Anſchauungen der Sinnlichkeit. Überhaupt ſcheint es, er erkenne die Thätigkeit der Vernunft in der Erfahrungswelt nicht an, ſondern bloſs in dem höheren Geiſtesſtreben, beſonders in dem praktiſchen Gebiete. Nach der Erörterung des Freyheitsbegriffes, des Begehrungsvermögens und Willens von §. 21—32 wird §. 33 u. folgg. der Begriff des *Geſetzlichen* angegeben. Das von der praktiſchen Vernunft ausgehende Geſetzliche iſt ihm ein ſolches, das entweder als Antrieb oder als Richtſchnur für die freye Selbſtbeſtimmung eines vernünftigen Weſens gilt. Es wird entweder als *Beſtimmungs-* oder *Entſcheidungs-Grund* in die Selbſtbeſtimmung aufgenommen, durch jenen wird die Selbſtbeſtimmung zur Thätigkeit aufgefodert, durch dieſen bey demſelben geleitet. Daraus folgert der Vf., daſs die Geſetze der praktiſchen Vernunft zweyerley Art ſeyen, entweder *nöthigend*, oder bloſs *leitend;* durch jene wird die Willensbeſtimmung als *geſetzlich nothwendig*, durch dieſe als *beliebig und willkührlich* angekündigt. Aus dieſem Grunde werden nun §. 37 der praktiſchen Vernunft zwey verſchiedene geſetzgebende Functionen zugeſchrieben, wovon jede ihr eigenes Princip des Geſetzlichen habe, welches mit dem des anderen gar nicht verwechſelt noch aus demſelben hergeleitet werden könne; die Geſetze des einen verkündigen ein geſetzlich Nothwendiges, die des anderen ein geſetzlich Willkührliches. Der Vf. hat dieſe Behauptungen ohne alle weitere Begründung hergeſetzt, und darauf die Trennung des Rechts von dem Sittlichen gebaut; allein um Letzteres thun zu können, hätte er die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer ſo wichtigen und folgenreichen Trennung gründlicher nachweiſen ſollen. Rec. iſt der ganz entgegengeſetzten Überzeugung, und kann lediglich *Eine* Geſetzgebung der praktiſchen Vernunft gelten laſſen, die auch mit der ſogenannten theoretiſchen übereinſtimmt. Die Vernunft iſt nur *Eine;* was für ſie eine Wahrheit iſt, iſt zu üben auch ein ſittliches Gut, und für beſondere Fälle ein Recht; dadurch, daſs es in die Geſinnung als Motiv aufgenommen wird, iſt es auch eine Tugend. Der Begriff „Recht“ iſt unter dem Gattungsbegriff des objectiv ſittlichen Guten enthalten, und die Vernunft, ſofern ſie für beſondere reale und perſönliche Verhältniſſe das ſittlich Gute beſtimmt, heiſst praktiſche Vernunft, und umfaſst als ſolche das ganze ſittliche Leben der Menſchheit im Allgemeinen und Beſonderen, und ſohin auch die beſondere Sphäre des menſchlichen Lebens, welche man die rechtliche zu nennen pflegt. Was nun der Vf. in den folgg. §§ weiter über das geſetzlich Nothwendige und über das Erlaubte nach ihren verſchiedenen Beziehungen vorbringt, zeigt von dem groſsen Scharfſinne, mit welchem er von ſeinem Standpuncte aus die Begriffe zu ſondern und zu beſtimmen weiſs, ob wir gleich dieſes Verfahren an und für ſich nicht billigen können. Sein Beſtreben, das Rechtliche und Moraliſche nach der Objectivität der Handlungen zu trennen, wird ihm nie gelingen, und der Zwang, den er ſeinem Stoffe dabey anthut, mag auch Urſache ſeyn an der unvollkommenen und einſeitigen Beſtimmung mancher anderer ſonſt eben nicht ſchwieriger Begriffe, dergleichen z. B. die des Erlaubten und Gleichgültigen. Er glaubt, die anderen philoſophiſchen Rechtslehrer hätten es alle darin verſehen, daſs ſie das Recht des Einen von der Verbindlichkeit des Anderen, etwas zu unterlaſſen, abhängig gemacht hätten. Es mag dieſes wohl zum Theil gegründet ſeyn, rechtfertigt aber nicht die Anſichten des Vfs., daſs nämlich das Recht ein Geſetzliches eigener Art ſey, und einer beſonderen Function der praktiſchen Vernunft zukomme, welches nach S. 55 ſogar moraliſchen Geſetzen zuwider ſeyn könne. S. 52 heiſst es, es ſey eine allgemein anerkannte Wahrheit, daſs das Recht an und für ſich nicht nach moraliſchen Geſetzen beurtheilt werden könne. Allein daraus, daſs der Staat oder ein anderer Menſch den ſubjectiv ſittlichen Werth fremder Handlungen nicht beurtheilen kann, ſondern nur auf das Äuſsere und Objective daran ſehen muſs, ob dieſes vernünftig und gut ſey, abgeſehen davon, ob der Handelnde die Realiſirung dieſes Guten ſich zum Zwecke geſetzt habe, folgt noch nicht, daſs das Rechtliche nicht auch nach Vernunftbegriffen müſſe beſtimmt werden.

§. 68 wird das Recht ſo definirt: „Das Recht oder ein Recht iſt eine auf ausdrückliche Vollmacht gegründete ſubjective Befugniſs zu einem beſtimmten Wollen und Handeln, mit freyer Wahl zwiſchen Thun und Laſſen;“ und dieſer Begriff wird abgeleitet aus der urſprünglichen Selbſtthätigkeit der praktiſchen Vernunft, kraft welcher ſie die Herrſchaft ſowohl über ſich ſelbſt als auch über die äuſsere Natur hat, weil ſie in einem ſinnlich vernünftigen Weſen wohnt, das nicht bloſs auf ſich ſelbſt, ſondern auch nach Auſsen thätig zu ſeyn beſtimmt iſt. Daher ertheilt ſie ſich ſelbſt die Vollmacht zur Behauptung der äuſseren Freyheit durch Herrſchaft über die äuſsere Natur, als Bedingung der freyen Selbſtbeſtimmung bey ihrem Wirken nach Auſsen. Dieſes iſt der Urſprung des Rechts überhaupt, welches alſo in zwey von einander untrennbare Urrechte zerfällt, nämlich in das Urrecht der Herrſchaft über ſich ſelbſt, als ein Naturgemäſses der Beſtimmung, und in das Urrecht der Herrſchaft über die äuſsere Natur, als ein Geſetzliches der Vollmacht von Seiten der prakt. Vernunft. Allein Rec. glaubt nicht, daſs man von einem Rechte ſprechen könne, ſo lange man nicht in Verhältniſs und Berührung mit anderen Menſchen gekommen iſt, obgleich die Rechte ſelbſt nicht erſt aus dieſem Wechſelverkehr abgeleitet werden; ſie ſind vielmehr bloſs die Veranlaſſung, daſs ſie in Wirkung und Anwendung gebracht werden. Das allen Menſchen gemeinſame perſönliche Recht auf Exiſtenz und Selbſterhaltung durch

Selbstbeherrschung und Erwerbung eines Eigenthums ist etwas so Allgemeines, dass man damit nicht von der Stelle kommt; es ist ein Gemeingut, woran Alle Theil nehmen, und welches nichts Ausschliessendes begründet. §. 83 wird der oberste Rechtsgrundsatz so ausgesprochen: „Jedes Vernunftwesen als praktische Intelligenz besitzt naturgemäss und gesetzlich eine absolute Herrschaft über sich selbst, und vermöge dieser, und um dieser willen die Herrschaft über die äussere Natur, *soweit sie ihm erreichbar ist.*" Dieser Zusatz liegt nicht in den Prämissen, vielmehr könnte es nur heissen: „*soweit sie ihm zu seiner Selbstständigkeit nothwendig ist.*" Was in dem folgenden §, und in der Anmerkung über den Begriff „Selbstzweck," und in wiefern er dem Menschen zukomme, erinnert wird, ist eine Verdrehung der Begriffe. Denn der Vf. meint, der Mensch sey als moralisches Wesen nicht Selbstzweck, weil er in dieser Eigenschaft unter nöthigenden Gesetzen stehe; wohl aber als Rechtssubject, weil er als solches von Pflichten und Verbindlichkeiten befreyt sey, und daher aus eigener Macht sich selbst Zwecke setzen und frey sich bestimmen dürfe. Allein „der Mensch ist Selbstzweck" heisst nichts anderes, als sein vernünftiges Wollen dient nicht als Mittel für etwas Anderes, sondern es hat in sich selbst seine Würde, und diesem gemäss ist die ganze Persönlichkeit des Menschen Selbstzweck, und der §. 87 gegebene Unterschied einer moralischen und rechtlichen Persönlichkeit ist willkührlich und unhaltbar. §. 100 u. folgg. wird das *Zwangsbefugniss* auf eine eben nicht befriedigende Art deducirt. Es ist weder ein zureichender Grund angegeben, noch lässt sich ein solcher denken, warum ein Mensch den anderen zu zwingen berechtigt seyn soll, sich entweder zu einem blossen Leiden, oder auch zu einem Thun zu bestimmen. Es haben alle Menschen dieselben Urrechte; jeder kann also an Alle dieselben Foderungen machen, wodurch nothwendig ein *bellum omnium in omnes* entstehen müsste. Der Vf. gedenkt selbst dieses Einwurfs im Vorübergehen, ohne ein besonderes Gewicht darauf zu legen. Jeder Mensch soll vermöge seines Urrechts auf die äussere Natur, zu welcher hier auch die Menschen gerechnet werden, eine unbegrenzte Gewalt haben: wenn nun dieses auf alle Rechtssubjecte, wie billig, ausgedehnt wird: so kommt eine Unendlichkeit von unbegrenzten Urrechten zum Vorschein, welches aber jedes Subject nur für sich, nicht aber in Beziehung auf Andere anerkennt. „Denn, heisst es S. 70, ursprünglich gehört jedes individuelle Vernunftwesen als praktische Intelligenz sich ausschliesslich selbst an, und es ist nicht rechtlich verbunden, die gleichen ursprünglichen Rechte in Anderen anzuerkennen, ob es gleich weiss, dass sie vorhanden sind; dieses Wissen erzeugt keine Verbindlichkeit, irgend eines seiner Rechte zu Gunsten Anderer aufzuopfern." Eine Rechtslehre, die von einem solchen Egoismus ausgeht, kann nun freylich neben keiner vernünftigen Moral bestehen! Hier bestätigt es sich aufs Neue, wie eine auf blosse Abstraction gegründete Lehre vom Wege der Wahrheit abführe, wie man dann widernatürlich trenne, und nur künstlich wieder binde, weil man das wirkliche Leben und die menschliche Natur nicht dabey zu Rathe zieht. Dass bey dergleichen Erörterungen die Consequenz öfters leiden müsse, bestätigt sich auch in dieser Schrift. S. 72 wird die rechtliche Verbindlichkeit eine von aussenher gesetzlich auferlegte, und gleichsam aufgedrungene, genannt; und §. 108 lesen wir wieder: weil jedes Vernunftwesen unbeschränkter Herr seiner selbst sey: so könne auch in diesem Zustande kein Wesen ausser ihm, ohne seinen Willen, gesetzliche Herrschaft über dasselbe erlangen. Wo bleibt nun hier die im vorigen Paragraph erwähnte Nöthigung und Aufdringung? Wenn nun Einer sich nicht verbindlich machen will: wie ist es dann? §. 155 wird ganz gegen die seither angeführten Principien behauptet, dass ein Mensch gegen andere auch gegen ihren Willen Zwang gebrauchen dürfe, wenn sie auch dadurch in ihrer eigenen Thätigkeit beschränkt, oder an der Verfolgung ihrer rechtlichen Zwecke gehindert würden. Was in den 112 u. folgg. §§. vom Eigenthum und Eigenthumsrecht, und späterhin von der Collision zwischen gegenseitigen und ursprünglichen gleichen Rechten, von der natürlichen Politik, und von der Errichtung eines rechtlich conventionellen Zustandes gesagt wird, sind nothwendige Folgerungen aus den Vordersätzen, und stimmen mit wenigen Abweichungen überein mit den Lehren derer, welche die Rechtslehre von der Moral trennen. Dabey ist der Vf. von seiner Ansicht so eingenommen, dass er nach S. 117 glaubt, auf keinem anderen als diesem Wege könne ein rechtlicher Zustand begründet werden.

§. 126 und folgg. vergleicht der Vf. *den rechtlichen und moralischen* Charakter in einem Vernunftwesen, und §. 136 giebt er zu, dass auch die rechtlich begründeten Handlungen unter der inneren Verantwortlichkeit des moralischen Gewissens stehen, dass also die Moralität höher als die äussere Rechtlichkeit stehe. §. 138 u. folg. will er auch zeigen, wie beide Gesetzgebungen zu vereinigen seyen; §. 142 aber protestirt er wieder gegen die Unterordnung des Rechts unter das Sittliche. Aus Allem geht so viel hervor, dass er nicht zugiebt, die Sittlichkeit sey der einzige und höchste Zweck des menschlichen Daseyns; vielmehr fodert er, dass der Mensch auch ausser der Sittlichkeit noch eine andere Wirksamkeit in der Aussenwelt sich zum Zwecke machen dürfe. Den höchsten und allgemeinsten Zweck des menschlichen Daseyns setzt er in *selbstbestimmende Thätigkeit in seinem Inneren und nach Aussen unter der Leitung der Vernunft überhaupt zum mannichfaltigen Wirken, Schaffen und Geniessen sowohl, als zum Moralischhandeln.* Es giebt also ein Wirken, Schaffen und Geniessen, das ausser der Sphäre der Moral liegt! S. 122 kommt der Vf. wieder darauf zurück, das Recht mit der Moral zu vereinigen: „die moralische Gesetzgebung soll nicht ganz (!) von der rechtlichen ausgeschlossen seyn. Es ist ja eine und dieselbe Vernunft, von der beide ausgehen; daher muss auch in beiden nicht nur Einheit des Zwecks, sondern auch Übereinstim-

mung in den Mitteln zu diesem Zwecke herrschen." Hätte der Vf. diese Idee seiner Theorie zu Grunde gelegt: so würde sie in vielen Theilen eine ganz andere Gestalt erhalten haben. Leider hat er aber damit dieselbe nicht angefangen, sondern nur geschlossen.

A.

KLEINE SCHRIFTEN.

Chemie. *München*, b. Fleischmann: *Erster Entwurf eines Systems der chemischen Wissenschaft und Kunst* von *J. A. Buchner*. 1814. 32 S. 8. (4 Gr.)

Vorzüglich zwey Beweggründe veranlassten den Vf., diesen Entwurf dem Drucke zu übergeben. Der eine ist, seinen Schülern einen systematischen Überblick seines Vortrages zu verschaffen; der andere aber, das Urtheil unterrichteter Männer zu hören, um einen Entschluss wegen fernerer Ausarbeitung dieses ersten Entwurfes zu fassen. In einer kurzen Vorrede giebt er eine ganz vorzügliche Ansicht von den Grundsätzen, worauf sich ein chemisches System stützen muss; er wählt nämlich die synthetische Methode, und ungeachtet diese von den vorzüglichsten Lehrern der Chemie stets und häufig mit sehr glücklichem Erfolge durchgeführt ist: so muss man doch gestehen, dass die Ansicht des Vfs., der den Eintheilungsgrund des chemischen Systems einzig aus der Beschaffenheit der Mischung nimmt, sich durch wahre Originalität auszeichnet. Zu bedauern ist jedoch, dass er ausser dem System nach dem Dualismus geordnet, welchem Einige mit sehr unglücklichem Erfolge zugethan waren, nur das *lavoisier'sche* kennt, von welchem letzterem er bemerkt, dass man demselben Mangel an wissenschaftlicher Anordnung zum Vorwurf gemacht habe (ein Vorwurf, der dasselbe nie treffen kann, wenn man auf den damaligen Stand der Wissenschaft zurückgeht), und es daher eher ein Aggregat, als ein System, genannt werden könne. Hätte Hr. *B.* andere Systeme berücksichtiget: so würde er wahrscheinlich das seinige wesentlich verändert haben. Einige Haupterfodernisse eines guten Systems sind unstreitig, dass es einfach sey, und einen leichten Überblick verschaffe, dass es nichts zerreisse, was wegen vieler Verwandtschaft nicht getrennt werden darf, und dass es sich stets auf Thatsachen, nicht auf Hypothesen, stütze. Des Vfs. System ist von keinem dieser Vorwürfe frey, während andere jenen Wünschen mehr Genüge leisten. In einer Einleitung giebt er einen Überblick der ganzen Wissenschaft von der Natur, was Rec. hier mit Stillschweigen übergeht. Die Chemie zerfällt nach Hn. *B.* in Wissenschaft und Kunst; diese theilt er in die mechanische und chemische, und letztere wieder in wissenschaftliche Kunst und Gewerbskunst. Die Analysis und Synthesis machen die wissenschaftliche Kunst; das Probiren, Bearbeiten und Ausbringen der Metalle eine der Unterabtheilungen der Gewerbskunst aus. Das Unzweckmässige dieser Eintheilung fällt in die Augen. Rec. sieht wahrlich nicht ein, wie man mit gesundem Verstande die Analysis und Synthesis, welche fast den ganzen Inbegriff der Chemie ausmachen, zur Kunst rechnen könne, und wenn man auch, wie der Vf., dem Dinge ein gefälliges Gewand ertheilt. Die Chemie ist eine Wissenschaft, mit welcher eine solche Eintheilung ganz unverträglich ist: Wissenschaft und Kunst umschlingen sich aufs Innigste, die Theorie ist von der Praktik unzertrennlich, und darum zerfällt die Chemie in die theoretische und angewandte, wenn eine solche Eintheilung Statt finden soll.

In der chemischen Wissenschaft macht Hr. *B.* 6 Abtheilungen: I. Vorbegriffe zur Chemie. II. Chemische Naturgesetze. III. Einfache Stoffe oder chemische Elemente (Stoffe erster Classe). Diese sind: 1) die positive (Säureprincip) — 2) negative Elektricität. Licht. Wärme. 3) Verbrennliches. Sauerstoff. 4) Brennbares. a) Metalloide. b) Metalle. Metalloide sind: Schwefel, Phosphor, Muriaticum, Fluoricum, Boracicum, Kohle, Nitricum, Wasserstoff. Metalle hingegen: die eigentlichen Metalle, die Erde- und Alkali-Metalle. Diese Abtheilung der brennbaren Stoffe ist wegen des Hypothetischen, worauf sie sich gründet, für ein Lehrbuch durchaus verwerflich. Wir wissen weder mit Gewissheit, ob diejenigen Körper, welche hier unter die Abtheilung Metalloide gebracht sind, alle zu einer Familie gehören, noch ob sie Metalloide sind, und die wahren Metalloide, die hier den Metallen geradezu einverleibt sind, zeichnen sich viel zu sehr aus, als dass dieses Einverleiben rathsam wäre. Diese Abtheilung hat auf des Vfs. ganzes System einen sehr nachtheiligen Einfluss. — IV. Primitive chemische Verbindungen (Stoffe zweyter Classe). 1) Verbindungen des Lichts. 2) Verbindungen der Wärme mit anderen Stoffen. Die Inponderabilien sollten gar nicht mit den Ponderabilien vermengt werden. 3) Verbindungen des Sauerstoffs mit Metalloiden oder Metallen. a) Säuren. b) Oxyde. In diese letzteren Unterabtheilungen fallen Körper, die wegen anderer Gründe einen anderen Platz verdienen, und in der ersteren sind bloss die sogenannten mineralischen und metallischen Säuren enthalten, während doch die thierischen und vegetabilischen Säuren ebenfalls als primitive Säuren zu betrachten sind. Sie können nach Hn. *B's.* Princip hier aber nicht aufgezählt werden, weil sie viel zusammengesetzter sind. 4) Von den Verwandtschaftsgraden der Metalloide und Metalle zum Sauerstoff. 5) Von den Verbindungen der Metalloide und Metalle unter sich, die wieder in 3 Unterabtheilungen zerfallen. 6) Von den Verwandtschaftsgraden der Metalloide und Metalle gegen einander. — V. Von den secundären chemischen Verbindungen (Stoffe dritter Classe). 1) Verbindungen der Metalloide und Metalle mit Säuren. 2) Verwandtschaftsgrade u. s. w. 3) Verbindungen der Metalloide und Metalle mit Oxyden. 4) Verwandtschaftsgrade u. s. w. 5) Verbindungen der Säuren mit den Säuren. 6) Verwandtschaftsgrade u. s. w. 7) Verbindungen der Säuren mit Oxyden. 8) Verwandtschaftsgrade u. s. w. 9) Verbindungen der Oxyde mit Oxyden, z. B. Kalciumoxyd-Hydrat, Baryumoxyd-Hydrat u. s. w. 10) Verwandtschaftsgrade u. s. w. 11) Verbindungen der Oxyde mit Säuren und Metalloiden, oder Metallen zugleich. 12) Verwandtschaftsgrade u. s. w. VI. Subsecundäre chemische Verbindungen (Stoffe vierter Classe). (Mehrfach zusammengesetzte Verbindungen unter den Stoffen erster Classe.) 1) Von den nächsten Bestandtheilen organischer Substanzen und deren Umbildung. a) Säuren. Hier werden nur die Säuren genannt, welche oben nicht erwähnt wurden. Man sieht indess leicht ein, dass eigentlich auch die primitiven Säuren (gegen das Princip der Eintheilung) grossentheils hieher gehören. b) Oxyde. Hier fallen nicht allein die näheren vegetabilischen und animalischen Bestandtheile, sondern auch Producte zusammen, z. B. Weingeist, Äther, brenzliche Öle. Die anderen Unterabtheilungen dieser Stoffe 4ter Classe, die Rec. übergeht, entspringen aus ihren vielen möglichen Verbindungen mit den Stoffen der vorhergehenden Classen. — Diese kurze Übersicht zeigt hinlänglich, dass der Vf. noch viel zu verbessern hat, um sein System nach dem Princip der Mischung auszuführen, dass aber ein solches System bey dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft schwerlich den Wünschen der Chemiker entsprechen, und wenn man nicht viele andere Umstände berücksichtiget, ewig anderen Systemen nachstehen werde, besonders da hier Familien zerrissen werden, die nicht getrennt werden dürfen, während umgekehrt Körper zu innig verbunden werden, zwischen denen nur wenig Verwandtschaft Statt findet.

J. A.

Jena gedruckt bey Schreiber u. Compagnie. 1815.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

März 1815.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Univerſitäten und andere öffentliche Lehranſtalten.

Dorpat.

Verzeichniſs der vom 1ſten Februar 1815 zu haltenden halbjährigen Vorleſungen auf der kaiſerlichen Univerſität zu Dorpat.

I. Theologiſche Facultät.

D. *Herrmann Leopold Böhlendorff*, Collegienrath, d. Z. Decan der theol. Facultät, ord. Prof. der prakt. Theologie, wird 1) *den 2ten Theil der theologiſchen Encyklopädie* beendigen; 2) *die Briefe Pauli an die Galater, Epheſer, Philipper und Koloſſer* ſtatariſch erklären; 3) *die Paſtoraltheologie* im Abriſſe vortragen; 4) *von den chriſtlichen Feſten und deren geſchichtlichem Urſprunge* lateiniſch handeln; 5) die von ſeinen Zuhörern anzuſtellenden *praktiſchen Übungen* leiten.

D. *Lorenz Ewers*, Collegienrath, ord. Prof. der Dogmatik und der chriſtl. Sittenlehre, wird vortragen: 1) *den 2ten Theil der Dogmatik*; 2) *kritiſche Einleitung ins Neue Teſt.* nach *Hänlein's Lehrbuch der Einleitung in die Schriften des N. T.* (Erlangen, 1802); 3) *ausführliche Einleitung in die geoffenbarte Religion*, nach Dictaten, *unentgeltlich*; 4) *einige Pſalmen*, beſonders die, ſo Weiſſagungen von Chriſto enthalten, *nach dem Grundtexte* erklären, oder irgend *ein anderes Buch des Alten Bundes*, das ſeine Zuhörer vielleicht lieber wählen möchten.

D. *Wilhelm Friedrich Hezel*, Collegienrath, der bibl. Philologie u. oriental. Literatur ord. Prof., wird 1) *den 2ten Curſus des hebräiſchen Sprachſtudiums* für diejenigen vortragen, die über den erſten bereits in einem der vorigen Semeſter gehört haben; 2) *hebräiſche Paläographie* lehren; 3) *lateiniſche Stilübungen* anſtellen; 4) *die Grundſätze der lateiniſchen Proſodie* vortragen, und praktiſche Anleitung zur Verfertigung lateiniſcher Verſe geben; 5) einige der vorzüglichſten *Reden des Cicero*, u. 6) die *Dicta claſſica Vet. T.*, nach dem hebräiſchen Original, erklären; 7) die *arabiſche Sprache lehren*, und 8) die vorzüglichſten *Oden Pindars* (nach ſeiner Ausgabe, Riga, 1805) erklären.

D. *Chriſtian Friedrich Segelbach*, Hofrath, ord. Prof. der Kirchengeſchichte und der theol. Literatur, wird 1) *den 1ſten Theil der chriſtlichen Religions- und Kirchen-Geſchichte* nach *Schröckh's* lateiniſchem Lehrbuche vortragen; 2) *die Dogmengeſchichte* nach ſeinem eignen Leitfaden lehren; 3) *den 2ten Theil der kirchlichen Geographie und Statiſtik* beendigen.

II. Juriſtiſche Facultät.

Friedrich Lampe, d. Z. Decan der Juriſten-Facultät, Hofr. ord. Prof. des poſitiven Staats- und Völker-Rechts, der Politik, der Rechts-Geſchichte und der juriſtiſchen Literatur, wird vortragen: 1) *Geſchichte des römiſchen Rechts* nach *Hugo*; 2) *Literär-Geſchichte* nach *Hugo* (Lehrbuch der civiliſtiſchen Literär-Geſchichte. Berlin, 1812); 3) *die Theorie des deutſchen gemeinen Proceſſes* nach *Martin*. Auch erbietet er ſich 4) zu *juriſtiſchen Disputir-Übungen*, in Verbindung mit ſchriftlichen Ausarbeitungen.

D. *Karl Friedrich Meyer*, ord. Prof. des bürgerlichen u. peinlichen Rechts römiſchen u. deutſchen Urſprungs, wird 1) *die Inſtitutionen* nach *Heineccius* erläutern; 2) die Vorleſungen über die *Pandekten* fortſetzen u. endigen.

D. *Chriſtian Heinrich Gottlieb Köchy*, Hofrath, ord. Prof. des ehſt- u. finnländ. Provincial-Rechts, d. z. Präſident des Appellations- u. Reviſions-Gerichts, wird 1) *das 2te Buch des ehſtländiſchen Ritter- u. Land-Rechts*, die Lehre von Eheſachen u. Vormundſchaften enthaltend, mit beſtändiger Rückſicht auf die Grundſätze des römiſchen, des kanon. u. des gemeinen deutſchen Privatrechts, erklären; 2) wird er die *juriſtiſche Encyklopädie* u. 3) *das gemeine deutſche u. ruſſiſche Criminal-Recht* lehren.

III. Mediciniſche Facultät.

D. *Martin Ernſt Styx*, Collegienrath, Prof. der Diätetik, Arzneymittel-Lehre, Geſchichte der

Medicin u. medicin. Literatur, d. z. Decan der medicin. Facultät, wird 1) seine Vorlesungen über *den 2ten Theil der Arzneymittel-Lehre* fortsetzen, und wenn diese beendigt sind, den ersten Theil vortragen; 2) wird er *Receptirkunst* vortragen.

D. *Daniel Georg Balk*, Collegienrath, ord. öffentl. Prof. der Pathologie, Semiotik, Therapie u. Klinik, wird 1) *allgemeine Semiotik* nach seinem eigenen Leitfaden vortragen; 2) *die Vorlesungen über die Chirurgie* (nach *Arnemanns* System der Chirurgie. Göttingen 1798) fortsetzen und endigen; *privatissime* 3) *Specialtherapie der chronischen Krankheiten* fortsetzen (nach *Starks* Handbuch); 4) *die medicinisch-klinischen Übungen* im akademischen Krankenhause zu leiten fortfahren. Vergl. unter VI.

D. *Christian Friedrich Deutsch*, Collegienrath, ord. Prof. der Entbindungskunst u. Veterinär-Medicin, wird 1) *den 1sten Theil der Entbindungskunst* nach *Siebold* vortragen; 2) von den *Frauenzimmer-Krankheiten* handeln, nach seinem eignen Leitfaden; 3) wird er das *geburtshülfliche Klinikum* fortsetzen, so oft Gelegenheit dazu vorhanden ist. Vergl. VI. 4) Erbietet er sich zu *Übungen am Phantom*, *privatissime*.

D. *Ludwig Emil Cichorius*, Hofrath, ord. Prof. der Anatomie, Physiologie u. gerichtl. Arzneykunde, wird lesen: 1) *Osteologie* und *Syndesmologie;* 2) *Angiologie* und *Neurologie;* 3) *Myologie* und *Splanchnologie;* 4) über die *Sinnenwerkzeuge*, *Drüsen*, *Zeugungstheile des Menschen;* 5) *Physik des menschlichen Organismus.* Ausserdem wird er 6) *Anweisung zur Leichenöffnung* ertheilen. Vergl. unten VI. anatomisches Theater.

D. *Johann Christian Moier*, Hofrath, ord. Prof. der Chirurgie, wird vortragen: 1) *chirurgische Operationslehre*, wovon zwey Stunden zu Übungen an Leichnamen bestimmt sind; 2) *die Lehre vom Verband*, besonders auch in Beziehung auf Fracturen und Luxationen, mit Übungen am Phantom. 3) Wird er *chirurgisch-klinische Übungen* in der dazu bestimmten Anstalt leiten. Vgl. VI.

IV. Philosophische Facultät.

D. *Karl Morgenstern*, d. Z. Decan der ersten und dritten Classe der philosophischen Facultät, Collegienrath, ord. Prof. der Beredsamkeit u. altclassischen Philologie, der Ästhetik u. der Geschichte der Literatur u. Kunst, wird 1) *Horazens Satiren und Episteln* erklären; 2) *vom Privatrecht und Privatleben der Römer* handeln, *unentgeltlich;* 3) wird er *das 10te Buch von Platons Republik* interpretiren; 4) seinen unentgeltlichen Unterricht im *allg. Lehrer-Institut* s. unter VI.; 5) s. unter VI. *Universitäts-Bibliothek* u. *Museum.*

D. *Karl Friedrich Lebedour*, d. Z. Decan der zweyten u. vierten Classe der philosoph. Facultät, Hofrath, ord. Prof. der Naturgeschichte überhaupt, und der Botanik insbesondre, wird 1) *die Naturgeschichte der Insecten und Würmer* lehren; 2) *Anleitung zum Pflanzen-Analysiren* geben; 3) s. unter VI.: *Naturalien-Kabinet* und *botanischen Garten.*

D. *Georg Friedrich Parrot*, Collegienrath, ord. Prof. der theoret. und angewandten Physik, Ritter des Ordens des heil. Wladimir, wird 1) *Physik der Erde* und *Geologie* vortragen, nach seinem unter der Presse befindlichen Grundrisse; 2) über *Elektricität* und *Magnetismus* lesen.

D. *Gottlieb Benjamin Jäsche*, Collegienrath, ord. Prof. der theoret. und prakt. Philosophie, wird 1) *Psychologie* vortragen nach Dictaten, und *Logik* nach *Kant's* von ihm herausgegeb. Handbuche der Logik; 2) *Moral-Philosophie*, nach seinem Grundrisse (*Grundlinien der Moralphilosophie*, nach *Kant's Metaphysik der Sitten*); 3) wird er die *Geschichte der Philosophie* zu erzählen fortfahren; 4) ein *praktisches* Collegium zur Übung im Schreiben und Disputiren über philosophische Gegenstände, so wie 5) ein *philosophisches Conversatorium* halten; 6) seinen unentgeltlichen Unterricht im *allgem. Lehrer-Institut* s. unter VI.

D. *Johann Wilhelm Krause*, Collegienrath, ord. Prof. der Ökonomie, Technologie u. Civil-Baukunst, Ritter des Ordens des heil. Wladimir, wird lesen: 1) Grundsätze der *Landwirthschaft* nach eigenen Dictaten; 2) Grundsätze der *bürgerlichen Baukunst*, nach eigenen Dictaten. 3) Grundsätze der *Cameral-Baukunst*, nach eigenen Dictaten; 4) *Architektonische Zeichenstunden*, welche auf vorstehende drey Fächer Bezug haben.

D. *Friedrich Eberhard Rambach*, d. Z. Rector Magnificus der Universität, ord. Prof. der Cameral-, Finanz- und Handlungswissenschaften, wird lesen: 1) *Polizeywissenschaft*, 1ster Cursus; 2) *Handlungswissenschaft.*

Friedrich Baron von Elsner, Obrist der russ. kais. Armee, ord. Prof. der Kriegswissenschaften, Ritter des Ordens des heil. Wladimir, ist noch in Kriegsdiensten.

D. *Gustav Ewers*, Hofrath, ord. Prof. der Geschichte, Statistik u. Geographie des russ. Reichs u. der Provinzen Livland, Ehstland, Kurland u. Finnland insbesondere, wird lesen: *Geschichte der Russen bis zur Thronbesteigung des Hauses Romanow;* 2) *Topographie des russischen Reichs.*

D. *Gottfried Huth*, Hofrath, ord. Prof. der reinen u. angewandten Mathematik, wird vortragen: 1) *die Anfangsgründe der allgemeinen und besondern Arithmetik*, *der ebenen u. körperlichen Geometrie*, *u. der ebenen und sphärischen Trigonometrie.* 2) *die Anfangsgründe der höhern Geometrie*, oder der Lehre von den krummen Linien u. den davon begränzten Ebenen; 3) *die Algebra;* 4) *die Hydraulik und Hydrotechnik.*

Alexander Feodorwitsch Woiekoff, Hofrath, ord. Prof. der russ. Sprache und Literatur, und D. *Ferdinand Giese*, Hofrath, ordentl. Prof. der theoret. und angewandten Chemie, werden gleich nach ihrer Ankunft ihre Vorlesungen öffentlich bekannt machen.

* * *

D. *Wilhelm Struve*, aufserord. Prof. u. Obfervator der Sternwarte, wird lefen: 1) *ebene und fphärifche Trigonometrie*, nebft der *Analyfe der trigonometrifchen Functionen*; 2) *Anleitung zur geographifchen Ortsbeftimmung* (nach *Bohnenberger's* Anleitung zur geographifchen Ortsbeftimmung. Göttingen, 1795); 3) *ökonomifch-politifche Anwendungen der Arithmetik und Geometrie.*

V. Lectionen in Sprachen und Künften.

1) In der *ruffifchen* Sprache giebt Unterricht *Thörner*, von der zehnten Claffe, Lector der ruff. Sprache. Er wird *a*) in feinem öffentlichen Converfatorium die ruff. Grammatik zum Behuf künftiger Schullehrer vortragen; *b*) den übrigen Studirenden auf Verlangen Privat-Lectionen ertheilen.

2) Im *Deutfchen* giebt Unterricht *Peterfen*, Titularrath, Lector der deutfchen Sprache.

3) Im *Lettifchen*, der Director des dörptfchen Gymnafiums, *Rofenberger*, Lector der lettifchen Sprache. Er wird, wie gewöhnlich, das *Converfatorium Letticum* halten, und zwar eine Stunde vorzüglich der Grammatik widmen. Bey der Lehre von den Verbis werden die bey Grenzius zu habenden Flections-Tabellen für die lettifche Sprache zu Grunde gelegt.

4) Im *Ehftnifchen*, *v. Roth*, von der zehnten Claffe, Lector der ehftnifchen Sprache, wird unentgeltlich und Privat-Unterricht ertheilen.

5) Im *Franzöfifchen*, D. *Vallet des Barres*, Collegienfecretär, Lector der franzöfifchen Sprache. Er wird *a*) ein Converfatorium halten; *b*) wird er die franzöfifchen Synonymen vortragen.

6) Im *Italienifchen* erbietet fich zum Privatunterricht der Privatlehrer *Morelli*.

* * *

1) In der *Reitkunft* unterrichtet der Stallmeifter *v. Daue*, unentgeltlich.

2) Die Stelle des Fechtmeifters ift unbefetzt.

3) In der *Tanzkunft* unterrichtet der Tanzmeifter *Chevalier*, unentgeltlich.

4) In der *Zeichenkunft* der Zeichenmeifter und Kupferftecher *Senff*, unentgeltlich und *privatim*.

5) In der *Mufik* der Lehrer der Tonkunft, *Fricke*, öffentlich.

6) In *mechanifchen Arbeiten*, wenn es verlangt wird, der Univerfitäts-Mechanikus *Politour*.

VI. Öffentliche Lehranftalten und wiffenfchaftliche Sammlungen.

In dem allgemeinen Lehrer-Inftitut werden, nach §. 103 u. 104 der Univerfitäts-Statuten, die Directoren *Morgenftern* und *Jäfche* den Seminariften methodologifchen und praktifchen Unterricht ertheilen, und zwar der erfte in Erklärung von *Jakobs poetifcher Blumenlefe aus griechifchen Dichtern* (Jena, 1810) fie zu üben fortfahren; der Andere *didaktifche Übungen* fortfetzen. Aufserdem find, nach §. 108, verfchiedene Profefforen der philofophifchen Facultät zum Unterricht der Seminariften verpflichtet. Über Angelegenheiten des Inftituts wendet man fich an den d. Z. verwaltenden Director *Morgenftern*.

Im allgemeinen *akademifchen Krankenhaufe* werden die Directoren deffelben die gewöhnlichen Arbeiten vornehmen, und zwar wird der Director *Balk*, in der medicinifchen Section der Anftalt, die *technifchen* oder *klinifchen Übungen* leiten (vergl. oben medicin. Facultät). Der Director *Deutfch* wird das *geburtshülfliche Klinikum* halten. Ebenfo das *chirurgifche Klinikum* der Director *Moier* (vergl. oben). Das *anatomifche Theater* zeigt auf Verlangen der Director *Cichorius*; die *pathologifche Sammlung* D. *Balk*.

Die *Univerfitäts-Bibliothek* wird für das Publicum wöchentlich zweymal geöffnet, Mittwochs und Sonnabends, von 2—4 Uhr, unter Auffiicht des Directors *Morgenftern*. Zum Gebrauch der Profefforen fteht fie an allen Wochentagen offen. Aufserdem haben fich durchreifende Fremde an den Director zu wenden.

Wer das *Mufeum der Kunft* zu fehen wünfcht, hat fich an den Director *Morgenftern* zu wenden; wer das *Naturalien-Kabinet* zu fehen wünfcht, an den Director *Lebedour*.

Um die *Sammlung phyfikalifcher Apparate* zu fehen, hat man fich an den Director diefes Kabinets, *Parrot*, zu wenden. Ebenfo wegen der *technol. Modell-Sammlung* an den Director *Kraufe*; wegen des *Obfervatoriums* und wegen der *Sammlung für die angewandte Mathematik* an den Director *Huth*; wegen des *botanifchen Gartens* an den Director *Lebedour*.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigung neuer Bücher.

Wohlfeile Bibel-Ausgaben.

Der rühmliche Eifer, mit welchen man jetzt in mehreren deutfchen Landen den Ankauf der *heiligen Schriften* unferer Religion auch den weniger Bemittelten zu erleichtern bemüht ift, veranlafst unterzeichnete Buchhandlung, es in Erinnerung zu bringen, dafs bey uns feit länger als einem *halben Jahrhundert* die *deutfche Bibel* nach *Luthers* Ueberfetzung *mit ftehenden Lettern* gedruckt, und zu einem äufserft billigen Preife verkauft wird.

Diefe unfere Anftalt ift, neben den ähnli-

chen in Basel und Halle, die einzige im protestantischen Deutschland und der Schweiz. Unsere Bibel ist in gr. Octav auf ordin. Papier sehr correct und leserlich in Nomparel-Schrift gedruckt, und wird Altes und Neues Testament zusammen für 8 Gr. — das Neue Testament allein für 3 Gr. Conv. Münze — verkauft. Bey portofreyer Einsendung der Gelder erhält man das Hundert Ex. der Bibeln zu 6 Friedrichs-d'or, legt 12 Gr. für Emballage bey, und kann jeder, der sich an uns wendet, und die Gelder portofrey einsendet, für diesen Preis so vielen Exemplaren, als er verlangt, ohnfehlbar nach Bestimmung, durch die Post oder Fuhr, prompt entgegensehen.

Ausser obigen erlassen wir noch das Exempl. des N. Test. mit Petit-Schrift, zu 4 Gr., und eine dritte Ausgabe des N. Testam. mit grober Cicero-Schrift — zu 6 Gr. das Stück.

Auch ist bey uns die ganze Bibel in Folio mit grosser Schrift, für Personen höheren Alters sehr brauchbar, für den gleichfalls höchst billigen Preis von 20 Gr. das Exempl. zu haben; eine Ausgabe, die jeder andern, wo sie auch erschienen seyn mag, immer zur Seite gesetzt zu werden, gewiss verdient.

Lemgo, den 19ten Jan. 1815.

Meyersche Buchhandlung.

Anzeige.

An das medicinische Publicum,

die Fortsetzung der Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte und den wohlfeilen Ankauf der ersten 24 Bände dieses Werkes betreffend.

Die Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte ist von ihrem ersten Erscheinen an von dem medicinischen Publicum mit ermunterndem Beyfalle aufgenommen worden. Der verdienstvolle Herr Herausgeber, welcher nicht bloss kleine, in ausländischen Journalen enthaltene, dem Praktiker wichtige Aufsätze aufnahm, sondern auch aus grösseren Werken gedrängte Auszüge oder einzelne Abhandlungen für seinen Zweck benutzte, hat sich die Zufriedenheit des Publicums bis auf die neuesten Zeiten zu erhalten gewusst. Die für den Buchhandel in den vorigen Jahren so ungünstigen Zeitumstände, wodurch der Continent ganz von England abgeschnitten, und selbst aller literärische Verkehr mit ihm verhindert wurde, machten einen kleinen Stillstand in der Fortsetzung dieses periodischen Werks räthlich. Jetzt aber, da diese ungünstigen Einflüsse zu wirken aufgehört haben, und der wiedergekehrte Friede buchhändlerische Unternehmungen zu begünstigen scheint, wird die Verlagshandlung, aufgemuntert durch die zahlreichen Nachfragen nach einer Fortsetzung jener Sammlung, wovon 24 Bände, und manche unter ihnen in wiederholten Auflagen erschienen sind, die Fortsetzung nach dem alten Plane ungesäumt besorgen lassen. Für diejenigen Käufer, welche sich gern in den Besitz dessen, was das Ausland Wichtiges für den Arzt und Wundarzt erzeugt hat, zu setzen, und dennoch nicht gern ein incompletes Werk zu besitzen wünschen, soll neben dem alten Titel auch noch ein zweyter: *Neue Sammlung u. s. w.* B. 1. St. 1. u. ff. beygelegt werden. Das 1ste Stück erscheint in bevorstehender Jubilate-Messe.

Damit die Anschaffung jener 24 Bände, besonders angehenden Aerzten, möglichst erleichtert werde, wollen wir den jetzigen Ladenpreis von 32 Thalern auf 16 Thaler herabsetzen, als auch einzelne Bände, jedoch nur vom 12ten an, — für Einen Thaler ablassen.

Man wendet sich mit Aufträgen an jede solide Buchhandlung.

Leipzig, im Februar 1815.

Dyk'sche Buchhandlung.

In der *Maurerschen* Buchhandlung in Berlin ist folgende Schrift zu haben, auf welche alle Buchhandlungen Bestellungen annehmen:

Der
wichtigste Kanal in Europa
durch eine Vereinigung des schwarzen Meeres mit der Ost- und Nord-See vermittelst der Weichsel und des Dniesters,
erneuert vorgeschlagen
von
Johann Gottfried Braumüller,
nebst einer hydrographischen Charte.
Preis 1 Thlr. 8 gr.

II. Vermischte Anzeigen.

Unterzeichneter wünscht den Rest der Auflage seiner um Weihnachten 1812 in Heidelberg erschienenen, in dem Leipziger Herbst-Messcatalogo dem vollständigen Titel nach angezeigten Ausgabe von: *Guntheri Poetae Ligurinus s. de rebus gestis Imp. Caes. Friderici I. Aug.* Libri X. etc. 20 Bog. 8. sehr saubern Druckes und Papiers, wegen veränderter Dienstverhältnisse und dadurch erschwerter Gelegenheit zum fernern allmählichen Absatze, gegen annehmliche Bedingungen an eine solide deutsche oder auswärtige Buchhandlung käuflich abzutreten; Anfragen erbittet er sich auf portofreyem Wege.

Carlsruhe, den 12 Febr. 1815.

Dr. *Dümgé,*
Assessor des grossherzogl. badischen General-Landes-Archivs.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

März 1815.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Universitäten und andere öffentliche Lehranstalten.

Dorpat.

Zur Feyer des Geburtsfestes des Kaisers versammelte sich am 12 Dec. v. J., nach dem Gottesdienste, das gesammte Universitätspersonal nebst einer beträchtlichen Anzahl Honoratioren im grossen Hörsaale der Universität. Nach vorhergegangener Musik hielt Hr. Collegienrath *Morgenstern* einen Vortrag, der eine *Übersicht der Hauptbegebenheiten des verflossenen Jahres, bis zum allgemeinen Frieden*, mit einigen eingestreuten Betrachtungen, enthielt. Darauf wurde der Erfolg der auf das Jahr 1814 für die Studirenden aufgegebenen Preisfragen bekannt gemacht. I. Über die zwey wissenschaftlichen Preisaufgaben der *theologischen* Facultät war kein Versuch einer Auflösung eingelaufen. Als Predigt, nach Anleitung von 1 Kor. XIII, 1. 2, *die Verbindung der wissenschaftlichen und sittlichen Bildung*, war ein Aufsatz eingereicht, welchem der Preis der silbernen Medaille zuerkannt wurde, auch die Ehre der Bekanntmachung desselben durch den Druck. Ihr Verf. ist: *Friedrich Reinhold Bursy* aus Kurland. Die Preisaufgaben für das folgende Jahr sind: Abhandlung: *Breviter recenseantur atque distinguantur Theologorum de revelatione divina placita, ita quidem, ut inde constet, qualem sibi de gravissimo hoc argumento ideam informaverit commentationis auctor.* Predigt: „*Von den Quellen und Gefahren des religiösen Unglaubens*," über Hebr. III, 12. 13. — II. Auf die von der *juristischen* Facultät aufgegebene Frage: *Quaenam sunt jura et obligationes cujusque trium in Imperio Russico ordinum, nimirum nobilitatis, oppidanorum et agricolarum, et quomodo eorum jura sensim increvere ab initio regni primi principis e gente Romanov usque ad nostra tempora?* ist eine Abhandlung eingelaufen, welcher die silberne Preismedaille zuerkannt wurde. Als Verf. fand sich *Georg Theodor Grüner*, der Rechtswissenschaft Beflissener, aus Kurland. Für das Jahr 1815 wurde als Preisfrage aufgegeben: „*De arbitris apud Romanos ex compromisso a litigantibus sumtis accurate exponatur.*" III. Über die medicinische Preisaufgabe: „*Darstellung der consensuellen, antagonistischen und vicarirenden Lebensthätigkeiten im thierischen Organismus, nebst Aufsuchung der möglichst einfachen, ihnen zum Grunde liegenden Gesetze*," sind zwey Schriften eingegangen: beiden wurde das Accessit der silbernen Medaille zuerkannt. Verf. der einen ist *Karl Bursy* aus Kurland; Verf. der andern *Johann Friedrich Weisse* aus Reval. Für das nächste Jahr ertheilt die Facultät folgende Preisaufgabe: „*Welches sind die wahrscheinlichen Naturgesetze, nach denen die pathologischen Secretionen geschehen? und wie lassen sich diese besonders zur Erklärung des Phänomens der Eiterbildung anwenden?*" IV. Bey der *ersten* und *dritten* Classe der *philosophischen* Facultät ist auf ihre Preisfrage keine Abhandlung eingegangen. Sie wiederholt dieselbe: „*Quum ex Historicis potissimum cognoscantur notiones morales, quae apud populos alios aliis temporibus obtinuerint: in Herodoti opere indagentur atque illustrentur notiones morales praecipuae, quas auctor prodit, quasque ipsius aetati adscribere licebit, eaeque cum notionibus moralibus, quae apud Homerum occurrunt, passim conferantur, temporumque diversitas demonstretur.*" Ausserdem geben beide Classen folgende Preisaufgabe: Die Auflösung zweyer geometrischer Probleme mit vollständigen Beweisen. I Problem: *Ein Würfel soll in drey kleinere von verschiedener Grösse zerlegt werden: durch geometrische Construction die Seiten dieser drey kleineren Würfel zu finden, wenn die Seite des zu zerlegenden gegeben ist.* II Problem: *Ein Prisma soll an körperlichem Inhalte einem gegebenen Würfel gleich seyn, und gleiche Höhe mit demselben haben: durch geometrische Construction die Länge und Breite der Grundebene des Prisma zu finden, wenn dieselbe 1) ein Parallelogram, 2) ein Dreyeck, 3) ein Trapezium ist.* V. Die *zweyte* und *vierte* Classe der philosophischen Facultät hatte keine bestimmte Preisfrage aufgegeben, sondern eine freye Concurrenz in allen zu dieser Classe ge-

hörigen Fächern eröffnet. Es ist nur eine Abhandlung eingelaufen: „*über die Domainen im Allgemeinen und die Zerschlagung derselben in Bauergüter, als ein Mittel, den gegenwärtigen Zustand der zu denselben gehörenden Bauern zu mildern und zu bessern.*“ Dieser Abhandlung wurde der Preis der goldenen Medaille zuerkannt. Ihr Verf. ist *Nicolaus Eduard Hornborg* aus Wiburg. Für 1815 haben beide Classen folgende Preisfrage: „*Nach welchen staatswirthschaftlichen Gesetzen wirkt die allgemeine Freyheit des Erwerbs auf die Production und den Preis der Dinge durch die Concurrenz, und welches sind die Beschränkungen, die seit der Entdeckung von Amerika hie und da der Freyheit dieses Erwerbs in allen drey Arten der productiven Arbeit gesetzlich im Wege standen?*“ — Nachdem die Preisfragen bekannt gemacht, und die Urtheile der Facultäten über die eingelaufenen Abhandlungen verlesen waren, drückte Hr. Prof. *Morgenstern* in einer Schlussrede die Gefühle des heutigen Festtags aus, in Betrachtung einiger der schönsten *Charakterzüge* des *Erhabensten Monarchen*, und in Segenswünschen für die hohen Verbündeten wegen des errungenen allgemeinen Friedens.

Frankfurt am Mayn.

Der Plan, die Weissfrauenschulen in gewöhnliche niedere Volksschulen umzuwandeln, wovon in den *Ergänzungs-Blättern* der Jen. A. L. Z. von diesem Jahre No. 17 Erwähnung geschehen, ist zur Freude aller gutgesinnten Bürger der Stadt Frankfurt nicht zur Ausführung gekommen, und die gute Sache hat wenigstens vor der Hand gesiegt. Die Art und Weise, wie dieser Sieg erfochten wurde, zeugt eben so sehr von der anerkannten Nützlichkeit jener Anstalt, als von dem freyen selbstständigen Geiste der frankfurter Bürger. Als das Vorhaben des provisorischen Senats in der Stadt bekannt wurde, vorzüglich durch die Bekanntmachung der dahin gehörigen Actenstücke, stellte sich einer der Väter der Schulkinder an die Spitze von 300 Mitältern, um das kais. österreich. Generalgouvernement um Schutz für die so sehr geschätzte Schule zu bitten. Erst aber hatten sie sich, auf die Vorstellung des Directors *Kirchner*, um nicht als Rebellen zu erscheinen, und keine Instanz zu übergehen, an den provisorischen Senat selbst gewendet, von dem sie aber eine Antwort erhielten, mit der sie sich nicht befriedigen konnten. Zum Glück nahm der in Frankfurt allgemein verehrte österreich. Minister Freyherr *von Hügel*, als Generalgouverneur in Abwesenheit des Fürsten *Reuss*, von selbst Notiz von der Sache, und verbot dem Vernehmen nach dem provisorischen Senate, in der Sache ferner zu verfahren, und sich in einem Berichte zu rechtfertigen. Das Resultat war, dass der Senat eine jährliche Unterstützung von 1500 fl. verwilligen musste, und dass der Pfarrer *Kirchner* die Direction wieder übernahm. — Jenes Zusammentreten der 300 Bürger, ohnehin ein Beweis von Gemeingeist, war noch dadurch besonders merkwürdig und erfreulich, dass sich mehrere darunter befanden, welche ehemals zu der sogenannten dritten Bank des Raths gehörten, und nach der neuen Constitution auch wieder wirkliche Mitglieder des künftigen Rathes werden, und dass Hr. *von Bethmann*, selbst ein Mitglied der Oberschul- und Studien-Inspection, sich auch unterschrieben hatte, und zwar mit der Bemerkung, er unterzeichne für einige unbemittelte Kinder, welche er zu jener Schule halte, um so lieber, da er als wirklicher Oberschul- und Studien-Rath nicht im mindesten erst benachrichtiget worden sey von dem ganzen Verfahren gegen die Schule. Man erzählt sich übrigens in Frankfurt von diesem beliebten Mann des Volkes, er habe sich geweigert, seinen Namen in der Subscription oben an zu setzen, mit der Äusserung: in solcher Bürgersache stehe ihm als Bürger der geringste Taglöhner gleich. — Es steht zu hoffen, dass der künftige *constitutionelle* Senat der freyen Stadt Frankfurt das unpopuläre Vorhaben des jetzigen provisorischen nicht wieder aufnehmen, und eine Anstalt, für die sich die Bürgerschaft so lebhaft interessirt, väterlich unterstützen werde.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

Allgemeine Staatscorrespondenz.

Von der, unter diesem Titel erscheinenden gehaltvollen und gediegenen Zeitschrift sind in dem Verlage des Unterzeichneten bereits zwey Bände in sechs Heften erschienen. Des dritten Bandes erstes Heft wird spätestens bis zur Hälfte des Monats März die Presse verlassen.

Wenn sich diese Zeitschrift in der Krisis der neuen Gestaltung unseres Vaterlandes und seiner Verfassung durch ruhige und besonnene Untersuchung der vielseitigen Bedürfnisse, und der nothwendigen Bedingungen des Besserwerdens, vorzüglich ausgezeichnet hat: so wird sie diesen schönen Vorzug auch in der Folge zu behaupten, und dieses ihr Verdienst durch fortschreitendes Interesse in ihren Darstellungen zu steigern bemüht seyn.

Die grosse öffentliche Angelegenheit unserer Tage bietet den Stoff; das anerkannte Verdienst und die Talente der Hn. Mitarbeiter dieser Zeitschrift verbürgen den Erfolg, und sichern den allgemein nützlichen Einfluss, welchen sie sich zum allgemeinen Zwecke vorgezeichnet hat.

Da in ihr alles dasjenige zugleich gesammelt und aufgenommen wird, was als wesentliches Actenstück zu den Constitutionen der deutschen Staaten, und besonders zu den landständischen Verfassungen und Einrichtungen wesentlich gehört: so wird sie für die künftige Geschichte dieser wichtigsten vaterländischen Epoche ein vollständiges Archiv bilden, und dadurch ein wesentliches Bedürfnis der Zeit befriedigen. — Nebst diesem wird ein stehender Artikel derselben die Statistik des neuen Deutschlandes liefern, mit einer Vollständigkeit und Vollendung, wie solches von der Feder eines, in diesem Fache mit grosser Auszeichnung und entschiedenem Verdienste anerkanten Gelehrten, welcher diesen Artikel zu bearbeiten übernommen hat, mit Zuverlässigkeit sich erwarten läfst.

Bestellungen auf diese Zeitschrift werden in portofreyen Briefen von dem Unterzeichneten, sonst aber durch die Buchhandlungen der Herren *Gebhard* und *Körber* in Frankfurt a. M. und *Köhler* in Leipzig angenommen.

Der Preis einas Bandes von drey Heften ist auf Schreibpapier 4 fl. 12 kr., auf Druckpapier 3 fl. 36 kr. rhein. Einzelne Hefte werden auf Schreibpapier um 1 fl. 30 kr., auf Druckpapier um 1 fl. 16 kr. abgelassen.

Aschaffenburg am 27 Febr. 1815.

Dessauer.

Inhalts - Anzeige
der
Allgemeinen Staatscorrespondenz

I Band 1stes Heft.

Von der Auflösung des rheinischen Bundes aus dem Standpuncte des öffentlichen Rechts (eine Einleitung zu den, diese Auflösung beurkundenden Actenstücken) von Prof. *Behr.*

Von der Befugnifs der alliirten Mächte, in Beziehung auf die, von der Schweiz prätendirte Neutralität, aus dem Standpuncte des öffentlichen Rechts (ein Nachtrag zu der Erklärung jener Mächte vom 21 December 1813) von Prof. *Behr.*

In wie weit ist es nach den Grundsätzen einer gesunden Legislation rathsam, die Gehalte der Staatsdiener und Pensionen mit Arrest zu belegen? Vom Herrn Regierungs-Präsidenten *von Stein.*

Über die Verbindung eines Menschen zu einem Staate, und der Staaten zu einem Staatenstaate. (Ein Beytrag zum künftigen Staatsrechte Deutschlands.)

Bericht über den Zustand der sächsischen Cassenbillets. Von Dr. *Weisel.*

Recension — *Deutsches Volksthum* von *Friedrich Ludwig Jahn.* Neue unveränderte Auflage. Leipzig bey Reclam 1813.

2tes Heft.

Darstellung der Bedürfnisse, Wünsche und Hoffnungen deutscher Nation, in einer parteylosen Beantwortung der Fragen:

Erstens. Welche Zwecke sind von der deutschen Nation nach vollendeter Besiegung des Feindes zu erwarten?

Zweytens. Welches sind die Bedingungen und Mittel ihrer Qualification zur Erreichung jener Zwecke? Von Prof. *Behr.* (Fortgesetzt in den Heften 3 und 4.)

Repressalien. Von *Georgius.*

Ein Wunsch eines Europäers, Namens Aller ausgedrückt, die Reduction der stehenden Heere durch den bevorstehenden Friedensschlufs betreffend. Von Prof. *Behr.*

Miscellen. — Verfügung in Betreff des Buchhandels und der Prefsfreyheit in Holland.

3tes Heft.

Was ist der Staat den frommen Stiftungen schuldig? Von *Pahl*, nebst Nachtrag von Prof. *Behr.*

Einige Worte über die Wünsche eines Europäers, die Reducirung der stehenden Heere betreff.

Prefsfreyheit im Herzogthum Nassau.

Allianz-Tractat zwischen Österreich, Rufsland und Preussen, unterzeichnet zu Chaumont am 1 May 1814.

Friedens-Traktat mit Frankreich.

II Band 4tes Heft.

Der Advocatus Diaboli in Sachen der Engländer gegen die Deutschen. Von *Georgius.*

Über die neueste Literatur der deutschen Angelegenheiten. Von Hn. Präsident *Gruner.*

Patente über die königl. baierische Besitzergreifung des Fürstenthums Aschaffenburg.

5tes Heft.

Über öffentliche Meinung und Prefsfreyheit. Von *Borst.*

Über den Zeitgeist; ein Fragment geschrieben im Jahr 1807. Von *Georgius.*

Über das Sustentationswesen der überrheinischen hohen Geistlichkeit und Dienerschaft.

Brittische Unterstützung der durch den Kriegsdrang verunglückten Deutschen.

Die allgemeine vollkommene Handelsfreyheit, als ein eminentes Mittel zum Wiederaufblühen des überall so sehr gesunkenen Nationalwohlstandes. Von Prof. *Eschenmayer.*

Recension. — *Über Deutschlands Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.*

6tes Heft.

Ist der Regent über die Gesetze des Staates erhaben oder nicht? Von Prof. *Behr.*

Wünsche eines Deutschen für Deutschlands künftige Verfassung. Von *Borst.*

Warnetafel. Von *Georgius.*

Über den Zweck und das Wesen einer Constitution Von Prof. *Behr.*

Neue französische Constitution.
Erklärung des Königs über dieselbe.
Frankreichs neue Staatsverfassung.
Landstände im Herzogthum Nassau.
Nachricht über die Unterhaltung sämmtlicher, dem ehemaligen kaiserlichen und Reichs-Kammergerichte angehörigen Personen.
Recension. — *Über Deutschlands und Europas Staats- und National-Interesse, bey und nach dem Congresse zu Wien.* Germanien 1814.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

An
die Besitzer der beiden ersten Bände der deutschen Original-Ausgabe (gr. 4. St. Petersburg) von Krusensterns Reise um die Welt.
(Berlin in Commission bey Haude u. Spener.)

Mit dem bereits zu Ende des Jahres 1812 in St. Petersburg erschienenen, aber, wegen der Krieges-Unruhen, erst in diesem Frühjahr nach Deutschland gekommenen dritten Theile ist diese für die Erdkunde so ergiebige Reise, über die alle Zeitungen und Journale ein gleich günstiges Urtheil fällten, nun geschlossen; der Inhalt dieses 3ten und letzten, 48 Bogen in gr. 4. starken Bandes ist nachstehender:

I. Ueber die Seeblasen, von dem Herrn Hofrath Tilesius, Naturforscher der Expedition.
II. Bemerkungen über den Jocko oder Orang-Outang von Borneo oder den ostindischen Waldteufel. Von demselben.
III. Temperatur des Meerwassers in verschiedenen Tiefen. Von dem Astronomen der Expedition, Hofrath Horner.
IV. Specifisches Gewicht des Meerwassers. Von demselben.
V. Ueber die Oscillationen des Barometers zwischen den Wendekreisen. Von demselben.
VI. Nachrichten über den Gesundheitszustand der Mannschaft auf der Nadeshda, während der Reise um die Welt in den Jahren 1803, 1804, 1805 und 1806. Von Dr. Carl Espenberg, erstem Arzte des Schiffs.
VII. Ueber die während der Reise beobachteten Strömungen. Von dem Capitain Krusenstern.
VIII. Ueber die Fluth-Beobachtungen im Hafen von Nangasacky. Von demselben.
Supplement. Instruction des Commerz-Ministers, jetzigen Reichs-Kanzlers, Grafen Romanzoff an den Capitain von Krusenstern.
Tabellarisches Journal der Nadeshda, mit den auf diesem Schiffe gemachten astronomischen und meteorologischen Beobachtungen. Von dem Capitain Krusenstern.
Erläuterungen der wahren Länge. Von demselben.

Die Besitzer der beiden ersten Bände können diesen dritten und letzten Band durch jede solide Buchhandlung Deutschlands für den Preis von 6 Thlr. sofort erhalten. Complete Exemplare dieser Reise, 3 Bände in gr. 4, sind für den Preis von 18 Thlr. baar bey uns und auf Bestellung, durch jede solide Buchhandlung Deutschlands ebenfalls noch zu bekommen.

Der Pränumerations-Preis dieser 3 Bände betrug an Ort und Stelle in St. Petersburg 10½ Silberrubel (circa 11 Thlr. sächsisch), man wird den jetzigen *Ladenpreis* von 18 Thlr. also um so weniger zu theuer finden können, als die bedeutenden Transportkosten dabey noch mit in Anschlag zu bringen sind. Es wird gewiss keine öffentliche und keine nur einigermassen auf Vollständigkeit Anspruch machende Privat-Bibliothek geben, die, wenn sie nicht schon im Besitz der Original-Ausgabe dieser höchst interessanten Reise ist, sie sich nicht noch jetzt, da sie mit dem dritten und letzten Bande nun geschlossen ist, anschaffen sollte.

Berlin, im December 1814.

Haude et Spener.

Man wendet sich mit seinen Bestellungen hier in Jena an die *Cröckerische* Buchhandlung. In Amsterdam an *Müller* et Comp., in Bremen an *Heyse*, in Breslau an *Korn*, in Carlsruhe an *Braun*, in Dresden an *Walther*, in Hannover an Gebrüder *Hahn*, in Cassel an *Krieger*, in Königsberg an *Unzer*, in Kopenhagen an *Brummer*, in Lübeck an *Michelsen*, in München an *Lentner*, in Nürnberg an *Campe*, in Paris an *Schöll*, in Prag an *Widtman*, in Strassburg an *Treutel* et *Würz*, in Stuttgardt an *Cotta*, in Wien an *Schaumburg* et Comp., in Zürich an *Orell* et Comp.; so wie überhaupt an jede solide Buchhandlung Deutschlands.

III. Vermischte Anzeigen.

Zusatz zur Jen. A. L. Z. 1814. *Erg. Bl. B.* 2. N. 91. 92.

Ueber die Mängel meiner Schrift bin ich jetzt, nach mehrjährigen Arbeiten an zwey bedeutenden öffentlichen Bibliotheken, mit dem Rec. völlig einverstanden, und verliere desshalb kein Wort zu ihrer Vertheidigung. Da ich mich jedoch gegen denselben sowohl über meine Manipulationsmethode, deren allgemeine Anwendbarkeit sich nur unter einigen Modificationen bisher immer mehr bewährt hat, als auch über seine eigenen, nicht ganz deutlich ausgesprochenen Ansichten vom Ordnen der Bibliotheken näher erklären zu können wünschte: so ersuche ich ihn, sich mir gefälligst zu erkennen zu geben. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich in ihm einen um die Bibliothekwissenschaft höchst verdienten und von mir längst geschätzten Gelehrten vermuthe.

M. *Friedrich Adolf Ebert*,
Secretair an der kön. öffentl. Bibliothek zu Dresden.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

MÄRZ 1815.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Universitäten und andere öffentliche Lehranstalten.

Berlin.

Verzeichniss der Vorlesungen, welche von der Universität zu Berlin im Sommerhalbenjahre 1815 vom 10 April an gehalten werden.

Gottesgelahrtheit.

Den zweyten Theil der biblischen Einleitung oder *die besondere Einleitung in alle biblischen Bücher* trägt Hr. Prof. Dr. *de Wette* vor.

Die *Psalmen* wird Hr. Prof. *Bernstein* erklären.

Ausgewählte Psalmen erklärt Hr. D. *Bellermann.*

Die Schriften des Johannes erklärt Hr. Prof. D. *de Wette.*

Die Briefe Pauli an die Römer, Philipper, Kolosser, Epheser, Timotheum, Titum und Philemon erklärt Hr. Prof. D. *Schleiermacher.*

Den ersten Theil der Kirchengeschichte bis auf Gregor VII erzählt Hr. Prof. *Neander.*

Den zweyten Theil der Kirchengeschichte bis auf die neueste Zeit trägt Hr. Prof. D. *Marheinecke* vor.

Seine *patristischen Vorlesungen* wird Hr. Prof. *Neander* fortsetzen.

Symbolik oder die *verschiedenen kirchlich-dogmatischen Systeme* trägt nach seinem lateinischen Lehrbuche (Berlin, 1812) vor Hr. Prof. D. *Marheinecke.*

Den zweyten Theil der Dogmatik oder die *kirchliche Dogmatik* trägt vor Hr. Prof. D. *de Wette.*

Die theologische Moral lehrt Hr. Prof. D. *Schleiermacher.*

Die praktische Theologie, oder *Liturgik, Homiletik u. s. w.* lehrt Hr. Prof. D. *Marheinecke.*

Rechtswissenschaft.

Juristische Encyklopädie trägt nach seinem eigenen Lehrbuche Hr. Prof. *Schmalz* vor.

Institutionen, Geschichte und Alterthümer des römischen Rechts lehrt Hr. Prof. *von Savigny.*

Institutionen des römischen Rechts Hr. D. *Reinicke.*

Römische Rechtsgeschichte trägt vor Hr. Prof. *Biener.*

Pandekten liest nach *Westenberg* Hr. Prof. *Göschen.*

Kanonisches Recht lehrt Hr. Prof. *Schmalz* nach eigenem Lehrbuche.

Dessgleichen liest *katholisches* und *protestantisches Kirchenrecht* Hr. Prof. *Schmedding.*

Die Geschichte der in Deutschland geltenden Rechte seit der Völkerwanderung erzählt Hr. Prof. *Eichhorn.*

Deutsches Privatrecht nach seinem eigenen Handbuche liest Hr. Prof. *Schmalz.*

Lehnrecht, nach *Pätz,* Hr. Prof. *Eichhorn.*

Die Grundsätze des *Civilprocesses* trägt nach *Martin* Hr. Prof. *Eichhorn* vor.

Criminalrecht lehrt nach *Feuerbach* Hr. Prof. *Biener.*

Positives europäisches Völkerrecht liest Hr. Prof. *Schmalz* nach einem herauszugebenden Entwurfe.

Heilkunde.

Medicinische Encyklopädie und *Methodologie* Hr. Prof. *Rudolphi* öffentlich.

Osteologie Hr. Prof. *Knape.*

Angiologie oder *Neurologie* Hr. D. *Rosenthal.*

Vergleichende Anatomie Hr. Prof. *Rudolphi.*

Vergleichende Anatomie des Auges Hr. D. *Rosenthal* öffentlich.

Physiologie Hr. Prof. *Rudolphi.*

Philosophie der Physiologie Hr. Prof. *Horkel.*

Allgemeine Physiologie derselbe.

Vergleichende Physiologie derselbe.

Allgemeine Pathologie Hr. Prof. *Hufeland der Jüngere.*

Specielle Pathologie Hr. Prof. *Reich.*

Dieselbe Hr. Prof. *Richter.*

Semiotik nach *Gruner* Hr. Prof. *Reich.*

Arzneymittellehre nach *Arnemann,* derselbe.

Dieselbe, Hr. Prof. *Richter.*

Die Lehre von den mineralischen Wassern, von ihrem medicinischen Gebrauch und von den vorzüglichsten Arten derselben, Hr. Prof. *Hufeland der Ältere* öffentlich.

Das *Formulare* Hr. Prof. *Knape*.

Allgemeine Therapie nach den Grundsätzen des Mesmerismus, Hr. D. *Wolfart* öffentlich.

Den ersten Theil der speciellen Therapie, nach vorausgesandter allgemeiner Therapie, Hr. Prof. *Hufeland der Jüngere*.

Den zweyten Theil der speciellen Therapie, von den chronischen Krankheiten, Hr. Prof. *Hufeland der Ältere*.

Die Lehre von den Weiber- und Kinder-Krankheiten Hr. D. *Friedländer*.

Die Lehre von den syphilitischen Krankheiten, Hr. Prof. *Richter* öffentlich.

Die Erkenntnifs und Cur der Augenkrankheiten Hr. Prof. *Gräfe*.

Specielle Chirurgie in ihrem ganzen Umfange, derselbe.

Die Amputationslehre, nach seinem Buche, (Normen für die Ablösung gröfserer Gliedmafsen), Hr. Prof. *Gräfe*, öffentlich.

Akologie, in vorzüglicher Hinsicht auf die Erkenntnifs und Heilung der Verrenkungen und Beinbrüche, Hr. D. *Bernstein*.

Den theoretischen und *praktischen Theil der Geburtshülfe*, Hr. D. *Friedländer*.

Medicinische Polizey, Hr. Prof. *Knape*.

Theoretische und *praktische Thierheilkunde* für künftige Physiker, Thierärzte und Ökonomen, Hr. D. *Reckleben*.

Die Knochenlehre der Hausthiere, derselbe öffentlich.

Die Geschichte der Medicin bis auf Galen's Zeiten, Hr. Prof. *Reich* öffentlich.

Die *klinischen Übungen* leitet Hr. Prof. *Hufeland der Ältere*, in Verbindung mit Hn. D. *Bernstein*, welcher der *chirurgischen Praxis* vorsteht, und Hn. D. *Helling* für die *Augenklinik*, im königl. poliklinischen Institut.

Klinik der Chirurgie und Augenheilkunde Hr. Prof. *Gräfe* im königl. chirurgischen Institut.

Geburtshülfliche Klinik Hr. D. *Friedländer*.

Philosophische Wissenschaften.

Die ersten Gründe der Elementar-Philosophie Hr. Prof. *Fischer*.

Die Grundlehren der Philosophie Hr. Prof. *Solger* privatim.

Ästhetik Hr. Prof. *Solger* privatim.

Von *der Beziehung der allg. Erziehungsidee* auf den Gesichtspunct des äufserlichen Lebens wird Hr. D. *Himly* öffentlich handeln.

Die Geschichte der griechischen Philosophie stellt Hr. D. *Schleiermacher*, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, dar.

Geschichte der neuern deutschen Philosophie Hr. D. *Tölken*.

Mathematische Wissenschaften.

Arithmetik und *ebene Geometrie* Hr. *Grüson*, Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

Buchstabenrechnung und *Algebra*, derselbe.

Stereometrie und *ebene Trigonometrie*, ders.

Analytische und *sphärische Trigonometrie*, derselbe.

Integral-Rechnung Hr. Prof. *Tralles* öffentlich.

Differential- und *Integral-Rechnung*, Hr. *Grüson*.

Über Kegelschnitte und andere Curven, derselbe.

Von den *astronomischen Beobachtungen* handelt Hr. Prof. *Tralles* privatim.

Naturwissenschaften.

Die Grundsätze der philosophischen Naturlehre Hr. Prof. *Weifs*.

Experimental-Physik Hr. Prof. *Turte*.

Über Licht und Wärme, Hr. Prof. *Erman* öffentlich.

Akustik und *Optik*, mit besonderer Rücksicht auf die neueren Untersuchungen über die Farben, Hr. Prof. *Fischer*.

Experimental-Chemie Hr. Prof. *Turte*.

Anleitung zur chemischen Analyse Hr. Prof. *Klaproth*.

Experimental-Pharmacie, mit Rücksicht auf die preussische Pharmacopöie, Hr. Prof. *Turte*.

Prüfung der pharmaceutisch-chemischen Arzneymittel, derselbe.

Von den metallischen Arzneymitteln, Hr. Prof. *Hermbstädt* öffentlich.

Allgemeine Zoologie Hr. Prof. *Lichtenstein* privatim.

Ausführliche Ornithologie oder *über die Arten der Vögel* derselbe privatim.

Conchyliologie derselbe öffentlich.

Allgemeine Botanik, in Verbindung mit Demonstrationen an lebenden Gewächsen, Hr. Prof. *Hayne*.

Dendrologie oder *Forstbotanik* Hr. Professor *Hayne*.

Herbationen wird Hr. Prof. *Hayne* mit seinen Zuhörern wöchentlich einmal anstellen.

Die mathematische Krystallisationslehre fährt Hr. Prof. *Weifs* fort privatissime vorzutragen.

Ein mineralogisches Übungs-Collegium derselbe.

Cameralistische Wissenschaften.

Allgemeine Technologie Hr. Prof. *Hermbstädt* nach seinem Grundrisse derselben privatim.

Hr. Prof. *Hoffmann* wird seine Vorlesungen nach seiner Rückkehr anzeigen.

Schöne Künste und Archäologie.

Theorie, Technik und Geschichte der bildenden Künste bey den Alten, Hr. Prof. *Hirt*.

Archäologie der zeichnenden Künste (Baukunst, Bildnerey, Malerey) mit Hülfe der Kupferwerke der königl. Bibliothek und anderer Sammlungen, Hr. D. *Tölken.*

Geschichte der Baukunst vom Mittelalter bis auf unsere Zeiten, Hr. Prof. *Hirt.*

Geschichte und Geographie.

Die Geschichte der neueren Zeiten Hr. Prof. *Rühs.*

Geschichte der europäischen Staaten trägt Hr. D. *Stein* vor.

Geschichte des preussischen Reichs und der Länder, woraus es erwachsen ist Hr. Prof. *Rühs.*

Erdkunde Hr. Prof. *Zeune.*

Philologie.

Philologische Encyklopädie in Verbindung mit der *Literargeschichte der philologischen Studien* Hr. D. *Wolf*, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, privatim.

Griechische Alterthümer Hr. Prof. *Boeckh* privatim.

Die Ilias wird Hr. Prof. *Bekker* und *ebendieselbe* Hr. D. *Wolf* privatim erklären.

Die Republik des Platon erklärt Hr. Prof. *Boeckh* privatim, in Verbindung mit einer *Einleitung in Platons Schriften und Philosophie.*

Des Terentius Andria und Eunuch erklärt Hr. Prof. *Boeckh* privatim, in Verbindung mit *Übungen im Lateinschreiben* in einer besonderen Stunde für diejenigen, welche solche zu machen wünschen.

Zu Privatissimis in den *alten Sprachen* und den *philologischen Studien* erbietet sich Hr. Prof. *Boeckh*, desgl. Hr. Prof. *Bekker.*

Die Anfangsgründe der hebräischen Sprache Hr. Prof. *Bernstein* nach Gesenius.

Hebräische Sprachlehre trägt Hr. D. *Bellermann* vor.

Zu einem Privatissimum *in der hebräischen Sprache* erbietet sich Hr. Prof. D. *de Wette.*

Die arabische Sprache lehrt Hr. Prof. *Bernstein* nach seiner Ausgabe der Michaelis'schen Chrestomathie (Göttingen 1815) und dessen arabischer Grammatik.

Über *den Charakter der hebräischen Poesie und Prosa* hält Hr. Prof. *Bernstein* öffentliche Vorlesungen.

Über *das Nibelungenlied*, Hr. Prof. *Zeune* nach seiner Handausgabe, mit fortlaufenden Bemerkungen über die Geschichte der Bildung unserer Sprache.

Die historischen Stücke des Shakspeare erklärt Hr. D. *Tölken* privatim.

Zum Privatunterricht in der *englischen Sprache* erbietet sich Hr. D. *Seymour.*

In der *Erklärung der Divina Commedia des Dante Alighieri* fährt Hr. D. *Uhden*, Mitgl. der Akad. d. Wiss., fort, und erläutert in diesem halben Jahre das *Fegefeuer (il purgatorio).*

Zu Privatissimis in den *alten* Sprachen und in der *englischen* und *italienischen Sprache* erbietet sich Hr. D. *Tölken.*

Die Kunst der Geheimschrift wird Hr. *Burja*, Mitgl. d. Akad. d. Wiss., wenn seine Gesundheitsumstände es erlauben, vortragen.

* * *

Unterricht im Fechten und Voltigiren giebt Hr. Fechtmeister *Felmy.*

Unterricht im Reiten wird auf der königl. Reitbahn ertheilt.

Öffentliche gelehrte Anstalten.

Die königl. Bibliothek ist zum Gebrauch der Studirenden täglich offen.

Die Sternwarte, der botanische Garten, das anatomische, zootomische und zoologische Museum, das Mineraliencabinet, die Sammlung chirurgischer Instrumente und Bandagen, die Sammlung von Gypsabgüssen und verschiedenen kunstreichen Merkwürdigkeiten werden zum Theil bey den Vorlesungen benutzt, oder können von Studirenden, die sich gehörigen Orts melden, besucht werden.

Die *exegetischen Übungen des theologischen Seminars* leiten Hr. Prof. D. *Schleiermacher* und Hr. Prof. D. *de Wette;* jener wird Stücke des *neuen*, dieser des *alten Testaments* den Mitgliedern zur Übung vorlegen; die *kirchen-* und *dogmen-historischen Übungen* leiten Hr. Prof. D. *Marheinecke* und Hr. Prof. *Neander.*

Im *philologischen Seminar* wird Hr. Prof. *Boeckh* einige *unächte Schriften*, welche gewöhnlich unter den *platonischen* stehen, nach seiner Ausgabe erklären lassen, und die übrigen Übungen der Mitglieder leiten. Hr. D. *Buttmann* wird die Mitglieder des Seminars in der Auslegung von *Ovids Fasten* fortfahren lassen.

Der Lectionscatalog in Berlin erscheint in lateinischer und deutscher Sprache. Dem lateinischen ist, nach alter lobenswerther Sitte der Universitäten, auch bey solchen Bekanntmachungen den Geist der Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit auszusprechen, welcher allein ihnen Ruf und Credit im Ausland erwerben kann, ein schönes Prooemium des Hn. Prof. *Boeckh* vorgesetzt, in welchem dasjenige, wodurch die Athener, ihren Gesetzen gemäss, die fürs Vaterland Gebliebenen auszeichneten, zweckmässig und beredt auf die neuesten Zeitereignisse, und namentlich auf die von den Studirenden in Berlin unlängst gehaltene Todtenfeyer (s. *Intelligenzblatt* No. 9), angewendet wird.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

Von den „*Dörptschen Beyträgen für Freunde der Philosophie, Literatur und Kunst*,“ herausgegeben vom russ. k. Collegienrath *Morgenstern*, ist mit dem Anfang dieses Jahres die erste (grössere) Hälfte des Jahrganges 1814, zu Dorpat gedruckt auf Kosten des Herausgebers, zu Leipzig in Commission bey P. G. Kummer, 1815, erschienen:

Inhalt: *Zuschrift* an Hn. Hofr. und Ritter *G. Theod. Faber* zu St. Petersburg. Statt einer Vorrede. S. III — XII. XIX. *Gab es bey den Alten Belohnungen des Verdienstes um den Staat, welche den Ritterorden neuer Zeit ähnlich waren?* Vom Hn. Staatsrath *Köhler* in St. Petersburg. *Drittes* Buch. Belohnungen des Verdienstes in Griechenland. S. 3. Einleitung, nebst Übersicht sämmtlicher Abschnitte. S. 5 — 13. Erster Abschnitt. Laubkränze. S. 14 — 17. Zweyter Abs. Goldene Kränze. S. 18 — 96. XX. *Fichte's* Briefe an *Kant*. S. 97 — 124. XXI. *Ansichten des Pantheismus nach seinen verschiedenen Hauptformen.* Eine Parallele zwischen dem Alten und dem Neuen der antidualistischen Philosophie des Ἓν τὸ Πᾶν. Vom Hn. Collegienrath *Jäsche* zu Dorpat. S. 125. Einleitung, und I. histor. Darstellung der verschiedenen älteren Hauptformen des Pantheismus. S. 125 — 135. XXII. *Reise von Genf nach dem Chamounythal.* 1809. Vom *Herausgeber*. S. 186 — 259. XXIII. *Briefe und Brieffragmente.* Geschrieben an den Herausgeber. 9. Von *Jac. Morelli* (krit. Anz. von Handschriften von Platon's Republik, in der Bibl. St. Marco zu Venedig). S. 260 f. 10. Von *Karl Gray*. (Seine poet. und artist. Beschäftigungen. Nachrichten von Lit. und Kunst in Rom.) S. 26[illegible] f. 11. Von *C. M. Frahn*. (Lit. Nachrichten aus Kasan. Bulghar's Ruinen. *Silv. de Sacy*. Wänggisches Cabinet oriental. Münzen.) S. 270 f. 12. Von *G. E. Groddeck*. (Krit. Verbess. einer Stelle in Demosth. Rede für die Krone.) S. 276. 13. Von *G. P.* (Friedensfeyer der U. zu Abo.) S. 277. 14. Von *K. A. Böttiger*. (Klopstock über seine Bardiete. Archäol. Literarnotizen u. s. w.) S. 277 f. XXIV. *Verm. Nachrichten, lit. und artist. Inhalts.* Vom *Herausgeber*. 10. Frucht der Liberalität eines russ. Grossen. S. 281. 11. *Müthel's* lit. Nachlass. S. 282 f. 12. *Neumann's* Arbeiten über das russ. Recht. S. 284 f. 13. *Engelhardt's* und *Fr. Parrot's* Reise in den Kaukasus. S. 286 f. 14. *Krusenstern's* Nachrichten über die Fortschritte der Physik in England u. s. w. S. 289 f. 15. Einladung zu *Funk's* Denkmal. S. 292 — 294. — Der Jahrgang kostet in Dorpat 10 Rubel Bco. Ass. oder 2½ Thlr. sächs. Die Erhöhung des Preises für Deutschland, in Hinsicht der Transportkosten, wird Hr. Buchh. Kummer bekannt machen.

II. Bücher zum Verkauf.

Eine Sammlung von Luthers Autographen gedruckt in den Jahren 1517 — 1549, an 954 Stück, zu denen noch 29 Stück für Luthers Geschichte, und 101 Stück von coaetan. Luther. kommen, steht zu verkaufen für den billigen Preis von 100 Rthlr. sächs.; da die Griesbachische Sammlung, nur aus 746 Stück bestehend, mit dem nämlichen Preis bezahlt wurde. Für die Vollständigkeit dieser Sammlung spricht, dass sie gemacht wurde, um eine: *Literargeschichte von Luthers Autographen* zu schreiben. Zu diesem Werk ist der erste Band, enthaltend die Jahre 1517 — 1520, fast beendet im Mspt. da, zu den übrigen finden sich reichhaltige Collectaneen. Alles dieses, gearbeitet vom Herausgeber der Augsburgischen Confession, kann auf Verlangen mit verkauft werden. Portofreye Briefe erbittet sich der Sohn des Sammlers,

Weimar, den 7 März 1815. *Karl Friedr. Weber*, Studios. Philol.

III. Auctionen.

Von einer Auction von Büchern aus allen Wissenschaften, die den 10 April in Weimar ihren Anfang nimmt, und worin sich zum Theil sehr seltene Werke befinden, sind Katalogen beym Hn. Hofcommiss. *Fiedler* in Jena unentgeltlich zu haben, welcher auch Aufträge in *portofreyen* Briefen übernimmt.

Den 24 Julius und die folgenden Tage soll zu Halle die Bibliothek des verstorbenen Hofrath und Prof. D. *Bruns* an die Meistbietenden verkauft werden. Sie besteht aus einem eben so auserlesenen, als reichhaltigen Apparat, besonders für classische, biblische und morgenländische Literatur, Länder- und Völker-Kunde und Literaturgeschichte, und enthält unter andern mehrere wichtige und seltene Werke für biblische Kritik (unter andern ein sehr schätzbares Mspt. der Masora), die sich der verstorbene Besitzer auf seinen früheren Reisen zu verschaffen gewusst hat. Ein genauer systematischer Katalog wird spätestens mit der Ostermesse versandt. Damit aber denjenigen Bücherliebhabern, welche bey der Versendung übergangen seyn sollten, die Verschreibung des Katalogs möglichst erleichtert werde, ist die Veranstaltung getroffen worden, dass eine Anzahl Katalogen an folgende Orte niedergelegt worden sind, und von da, so weit sie hinreichen, bezogen werden können.

In Hamburg bey Hn. D. *Pappe*; in Göttingen bey Hn. Abt *Pott*; in Dresden bey Hn. Auctionator *Ingnitz*; in Wien bey Hn. Consistorialrath *Glatz*.

Commissionen übernehmen die Herren Dr. *Gesenius*, Hofrath *Pfaff*, Professor *Ersch*, Buchhalter *Ehrhardt*, Antiquar *Lippert* und *Weidlich*.

Noch wird gebeten, die Commissionen ja zu dem festgesetzten Termin einzusenden, da die Auction dann bestimmt ihren Anfang nehmen wird.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

März 1815.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Universitäten und andere öffentliche Lehranstalten.

Erlangen.

Am 5 Nov. v. J. vertheidigten die Hnn. *Ernst Wilh. Kühn* aus Culmbach und *Andreas Heinrich Merkel* aus Nürnberg medicinische Sätze, und erhielten hierauf die medicinische und chirurgische Doctorwürde. Ihre Disputationen, die eine: *De vitiis a retardata et accelerata foetus evolutione oriundis*, die andere: *De catalepsi*, werden nachgeliefert werden.

Am 26 Nov. erhielt Hr. *Joh. Christoph Held*, Candidat der Philologie, aus Nürnberg, nach abgelegten Proben seiner Gelehrsamkeit, von der philosophischen Facultät die Magister- u. Doctor-Würde.

Das von Hn. Kirchenrath D. *Vogel* verfasste Weihnachtsprogramm führt die Aufschrift: *De Apocalypsi Johannis Comment. V.* (3 Bog. 4.)

Am 28 Oct. wurde die gewöhnliche Prüfung in dem zur Universität gehörigen Gymnasium gehalten. Hr. M. *Stutzmann*, gegenwärtig erster Lehrer an demselben, lud dazu ein durch ein Programm: *cui insunt Observationes criticae in nonnulla veterum Graecorum loca* (23 S. 4).

Spanien.

Die Universität zu Saragossa hat das Andenken an die Zerstörung des Gebäudes, worin sie ihre Versammlungen hielt, durch drey Münzen verewigt, eine goldene, eine silberne und eine kupferne, welche eine der Veranlassung angemessene lateinische Inschrift führen.

Die Universität zu Toledo ist durch eine königl. Verordnung vom 12 Sept. v. J. wieder hergestellt worden, und hat ihre Vorlesungen am 18 Oct. wieder eröffnet.

II. Beförderungen u. Ehrenbezeugungen.

An die Stelle des Hn. D. *Döring*, der zu Ende v. J. mit dem beybehaltenen Titel eines Hofpredigers von Dresden als Probst nach Clöden abgegangen, ist der seitherige, durch sein genealogisches Handbuch bekannte, Garnisonsprediger Hr. *Jacobi*, getreten.

Hr. Prof. D. *Schleiermacher* zu Berlin ist zum Secretär der philosophischen Classe der Akademie der Wissenschaften gewählt, und vom Könige bestätigt worden.

Der allverehrte Herzog zu Anhalt-Dessau hat dem Director der Tillichschen-Erziehungsanstalt daselbst, Hn. *Carl Samuel August Richter*, — „um demselben einen Beweis Seiner Zufriedenheit mit dessen rühmlichen Bemühungen für die Erhaltung und Aufnahme dieser ihm anvertrauten Anstalt zu geben", — durch ein, den 30ten Jan. 1815 ausgefertigtes Diplom das Prädicat eines Professors beygelegt.

III. Nekrolog.

Am 25 Sept. v. J. starb der Freyherr *Sylvester Joseph von Hohenhausen* und *Hochhaus*, ehedem österreichischer Obristwachtmeister bey dem Tschinkistenbataillon in Ungarn, hernach Platzmajor zu Temeswar, alsdann kurpfalzbaierischer Kämmerer, Generalmajor, hofkriegsräthlicher Generalcontroleur und Generalquartiermeister, wie auch Chef des Armements zu München; späterhin, nach Niederlegung dieser Ämter, privatisirte er mehrere Jahre lang zu Nürnberg, zuletzt zu Ansbach. Er war geb. zu Mons in den Niederlanden am 4 Febr. 1735. Die anonym erschienenen Schriften dieses originellen, an Welt- und Menschen-Kenntniss reichen Mannes sind in *Meusels* Gel. Deutschl. verzeichnet; später ist noch ein Hauptwerk, ebenfalls ohne seinen Namen, erschienen: *Deutschlands Wohlfahrt; eine Schrift für gegenwärtigen Zeitpunct.*

Im December starb zu Madrid der Graf *von Sastago*, Grand von Spanien in der ersten Classe, in der Blüthe seines Alters. Unter seinen Papieren fand man Bruchstücke von einem epischen Gedichte, welches die Gründung des Königreichs Arragonien durch den König Inigo Arista zum Gegenstand hat. Nach dem Urtheil der officiellen Zeitung von Madrid, verrathen diese Bruchstücke einen der ausgezeichnetsten Dichter, und dieses Urtheil ist um so merkwürdiger, da die Bescheidenheit des verstorbenen Grafen ein solches Talent und eine so grofse Unternehmung gar nicht ahnden liefs.

Am 15 December zu Madrid der General-Lieutenant *Antoine Escano*, Mitglied der königl. Akademie der Geschichte, vormaliger Marine-Minister. Er zeichnete sich in mehreren Schlachten, besonders während des Bombardements von Cadix im Jahr 1799, und in den Seetreffen von Finisterra und Trafalgar im J. 1805 aus. Er hat einen wichtigen Tractat über die Taktik hinterlassen, und verschiedene Memoiren über die grofsen Begebenheiten, an denen er Theil nahm.

IV. Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Am 1 Oct. v. J. hielt die *Classe der schönen Künste des königl. Instituts* zu *Paris* ihre jährliche Sitzung, welche der Herzog von Angouleme mit seiner Gegenwart beehrte. Hr. *Le Breton* stattete Bericht ab über die Arbeiten der Classe seit dem 1 Oct. 1813. Alsdann las Hr. *Quatremere* eine Abhandlung des Hr. Grafen *de la Borde* vor über den Ursprung und die Fortschritte der arabischen Architektur in Spanien; und der beständige Secretär eine Notiz über Gretry's Leben und Werke.

Hierauf fand die Vertheilung der Preise Statt, welche der Herzog von Angouleme selbst den Gekrönten überreichte. In der Malerey erhielt den ersten grofsen Preis Hr. *Jean Paptist Vinchou* aus Paris; den zweyten Hr. *Jean Aloux* aus Bordeaux; einen anderen zweyten Hr. *Louis Eduard Rioult* aus Mondidier. In der Sculptur erhielt den ersten grofsen Preis Hr. *Petitot* aus Paris; den zweyten Hr. *Ramey* aus Paris. In der Architektur den ersten Preis Hr. *Charles-Louis Landon* aus Paris; einen anderen ersten Preis Hr. *Destouches* aus Paris; den zweyten Hr. *Louis Visconti* aus Rom. In der Kupferstecherkunst den ersten Preis Hr. *Forster*, den zweyten Hr. *Robert*, beide aus dem Fürstenthum Neufchatel. In der Steinschneidekunst den ersten Preis Hr. *Dalboeuf* aus Paris, den zweyten Hr. *Valcher* aus Paris. In der musikalischen Composition den grofsen Preis Hr. *Gaspard Roll* aus Poitiers, Prof. am kön. Conservatorium der Musik.

Der Marquis *de M****, maréchal de camp, hatte einen Preis von 300 Franken ausgesetzt für ein Elogium auf Ludwig XVI. Den Preis erhielt ein Gedicht, unter dem Titel: *Malesherbes à Saint-Dénis*, wovon der Moniteur No. 19 einen Abdruck liefert. Als Vf. ist unterschrieben Hr. *Ourry*.

V. Vermischte Nachrichten.

Von dem grofsen französischen Prachtwerke über Ägypten ist nunmehr die *zweyte* Lieferung erschienen, die besonders den Überresten des alten Theben gewidmet ist, und ein neues Feld für Forschungen über alte Geschichte, alten Welthandel, älteste Schreibkunst und Literatur eröffnet.

In einer der letzteren Sitzung der *Academia Tiberina* zu Rom, welche im December v. J. gehalten wurde, las der Advocat Hr. *Luigi Bioudi* den zweyten Gesang eines epischen Gedichts: *Alexander* oder *das befreyete Europa*, vor, an welchem er gegenwärtig arbeitet.

In der gewöhnlichen Sitzung des Athenäums zu Venedig im December v. J. wurde ein Memoire von Hn. *Etienne Gallini* von Padua, Prof. und Ehrenmitglied dieses Athenäums, vorgelesen: *Sur l'indépendance où sont les questions physiologiques de celles de métaphysique, de physique et de chimie*, worin er alle Beschuldigungen von Materialismus, mit denen Einige seine Schriften und Vorlesungen haben beflecken wollen, von sich ablehnt und als ungegründet darstellt.

Eine der ersten Sorgen des Papstes nach seiner Rückkehr war, die berühmten Fresco- und anderen Gemälde der Stadt Rom vor dem drohenden Untergange zu retten. Hr. *Vincent Camuccini* wurde daher zum Aufseher über die Erhaltung aller Gemälde zu Rom ernannt, und schon verdankt man ihm die Wiederherstellung des heil. Sebastian von Titian, der sich im Quirinal befindet. Jetzt ist er beschäftigt, den heil. Hieronymus mit anderen Figuren von Muziano und den heil. Sebastian von Dominicho in der Kartheuserkirche wieder aufleben zu lassen. Hr. *Palmarole*, der unter Hn. *Camuccini's* Oberaufsicht arbeitet, befolgt dabey die Methode, von der Arbeit der alten Meister Alles was möglich ist wieder herzustellen, ohne Verbesserungen anzubringen, und die schadhaften Stellen lieber in ihrem gegenwärtigen Zustande zu lassen, als sie durch profane Nachhülfe zu entstellen.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

In der unterzeichneten Buchhandlung erscheint so eben: *Teutoburg*, eine Monatschrift, *der Geschichte, Läuterung und Fortbildung der deutschen Sprache* gewidmet, herausgegeben von dem Herrn Director *von Schlichtegroll* und Herrn Bibliothekar *Scherer* zu München. Ein Stück von sechs Bogen gilt für zwey Monate; das erste Stück für die Monate Januar und Februar wird im März von uns versendet werden; das für März und April in der Mitte des April, und so künftig immer vor Ablauf des zweyten Monates. Die sechs Stücke, die den Jahrgang ausmachen, werden einen Band bilden. Wer Exemplare auf Schreibpapier begehrt, wird ersucht, seine Bestellung bald einzusenden.

München am 1 Febr. 1815.

Lindauersche Buchhandlung.

Im Verlage der *Meyerschen* Hofbuchhandlung in Lemgo ist so eben fertig geworden:

Pothmann, Prediger in Lemgo, westphälisches Taschenbuch fürs Volk auf das Jahr 1815. 8 Gr.

II. Ankündigung neuer Bücher.

Kleiner Beytrag
zum
Weltfrieden.
Von
Joseph Schram,
Professor der deutschen Literatur, des Natur-, Staats- und Völker-Rechts, Mitgliede des Bergischen Schulrathes, und öffentlichem Bibliothekar zu Düsseldorf.

Bey *Heinr. Büschler* in Elberfeld, 1815. Vorrede und Inhaltsanzeige XX, und 204 S. in 8.
(Preis 18 Gr.)

Auf dem Gebiete der Weltweisheit und der Regierungskunst giebt es keine erhabnere Aufgabe, als die Gründung der *Ruhe der Welt*, zumal in der gegenwärtigen entscheidungsvollen Zeit. Die Grundlage, auf welche sich die schönste Hoffnung aller Gebildeten stützt, ist eine unerschütterlich feste, das *höchste Ziel* menschlicher Bildung, und die darauf ruhende Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe. Auch der Verfasser baut hierauf, in Verbindung mit dem grofsen Gesichtspuncte, dafs die *Natur* mit den Foderungen der Vernunft vollkommen übereintrifft. Daher beleuchtet er, mit stetem Hinblick auf die nächste Vergangenheit und Zukunft, vorzüglich die Lehre von den natürlichen Völkergränzen. Und da der einleuchtendste Beweis der Möglichkeit des Weltfriedens für Europa — in der *Einigung* Deutschlands zu einem Vaterlande besteht: so stellt er in einfachen Grundstrichen die Mittel zusammen, durch welche die *äufseren* sowohl, als die *inneren* Feinde dieser Einigung (letztere sind der Adelstolz, der Sectenhafs und der Gelehrtendünkel) am Kräftigsten zu bekämpfen.

Diese Schrift ist in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben, und wird Freunden des Vaterlandes willkommen seyn.

Folgende neue Bücher sind an alle Buchhandlungen versandt:

Wachler, D. Ludw., über D. *Wilh. Münscher.* 8. geh. 2 Gr.

Statistisches Handbuch für das Grofsherzogthum Baden, enthaltend den Personalstand der Hof- und Civil-Staatsdiener nach dem Bestand vom Novbr. 1814. 8. geh. 18 Gr.

Kochbuch für Israeliten, oder praktische Anweisung, wie man nach den jüdischen Religionsgrundsätzen alle Gattungen der feinsten Speisen kauscher bereitet. Verfafst von *Joseph Stolz*, grofsherzogl. badischem Mundkoch. 8. geh. 1 Thlr. 4 gr.

Werden die Jesuiten auch in Deutschland wieder aufkommen? geh. 5 Gr.

Christliche Lieder von *Hermann Schutte*, Schlossermeister in Eisern, bey Siegen. Zum Drucke befördert und mit einer kurzen Nachricht über die Lebensumstände des Verfassers begleitet von Prof. *J. W. Grimm.* 8. 16 Gr.

Das wahre System der rein mosaischen Religion. Ernstliche Schritte zur Beförderung der Wahrheit in Religions- u. Glaubens-Sachen unter den Israeliten. Eine theologisch-philosophische Abhandlung in drey freymüthigen Gesprächen zwischen einem Talmudisten und Antitalmudisten. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Frankfurt a. M. im Febr. 1815.

Joh. Christ. Hermannsche Buchhandlung.

Bey *K. F. Köhler* in Leipzig ist so eben fertig geworden:

Rüdels, M. K. E. G., Vesperprediger bey St. Nikolai, Abendmahls- und Confirmations-Reden, nebst einigen Predigten verwandten Inhalts. 8. Preis 14 Gr.

Für die Schulen Deutschlands.

In No. 20 der Jenaischen A. Literatur-Zeitung 1815 ist eine ausführliche sehr vortheilhafte *Recension* über:

Jackmanns, R. B., *lateinisches Elementarbuch. Eine Sammlung zweckmäſsiger Stellen aus den Schriften des Cicero.* 8.

enthalten. Der Ladenpreis iſt 12 Gr. Wenn aber Schulen ſich *directe* an unterzeichnete Buchhandlungen wenden, und 25 oder mehrere Exemplare auf einmal nehmen wollen: ſo ſoll ihnen das Exemplar für 6 Gr. erlaſſen werden. Bey einzelnen Exempl., ſo wie bey Vermittelung einer andern Buchhandlung kann dieſer Preis nicht Statt finden.

Berlin d. 4 März 1815.

Maurerſche Buchh.

Bey den Unterzeichneten kann man haben:

Was haben wir in dem verfloſſenen Jahre Gutes empfangen, und mit welchen Entſchlüſſen beginnen wir die neue Zeit? Predigt zur Neujahrsfeyer 1815 gehalten, und auf Verlangen in den Druck gegeben von *K. S. Kober*, Oberprediger in Oſterburg. *Zum Beſten verwundeter Vaterlands-Vertheidiger.* 8. Stendal, bey *Franzen* und *Groſsen.*

Auch wird durch ſie verſendet:

Die Quinteſſenz der neueſten Druckſchriften Deutſchlands Erlöſung betreffend. Ein Gegenſtück zur Leichenrede auf *Napoleon Bonaparte.* 8. 1815. 12 Gr.

Nachricht für das Ausland.

Folgende, jedem Arzte wichtige Schrift:

Die Krankheiten des Herzens, ſyſtematiſch bearbeitet und durch eigene Beobachtungen erläutert von *D. Fr. Ludw. Kreyſig* (königl. ſächſiſchem Leibarzt und Hofrath). 3 Theile in gr. 8.

wird der Herr Verfaſſer für die Ärzte des Auslandes in lateiniſcher Sprache herausgeben und unter folgendem Titel:

De cordis humani morbis vitiisque rite cognoſcendis et curandis. II Tomi. 8 *maj.*

in unterzeichneter Buchhandlung noch im Laufe dieſes Jahres erſcheinen laſſen. Wir machen alle Ärzte des Auslandes im Voraus aufmerkſam hierauf.

Berlin im Februar 1815.

Maurerſche Buchhandlung.

An alle Buchhandlungen iſt verſandt:

M. Tullii Ciceronis trium orationum pro Scauro, pro Tullio, pro Flacco, partes ineditae, cum antiquo ſcholiaſte item inedito ad orationem pro Scauro, invenit, recenſuit, notis illuſtravit Angelus Majus, Bibliothecae Ambroſianae a linguis orientalibus. Ad exemplar Mediolanenſe. gr. 8. geheftet 10 Gr.

Jedem Philologen wird dieſe Schrift angenehm ſeyn. Selbſt für den bloſsen Freund der Literargeſchichte hat ſie durch das beygefügte *ſpecimen characteris* einen gewiſſen Werth.

Hermannſche Buchhandlung
in Frankfurt a. M.

III. Bücher zum Verkauf.

1) Jen. Allg. Literatur-Zeitung 1804 — 1814, 11 Jahrgänge 26 Rthlr. Jeder Jahrg. einzeln 3 Rthlr. ſächſ.
2) Reichsanzeiger. 1791 — 1812 und 1813 erſter Bd., 22½ Jahrg. (11 geh., die übrigen ungebunden) 12 Rthlr.
3) National-Zeitung. 1796 — 1811. 16 Jahrgänge (8 geh. 8 ungeb.) 6 Rthlr.
4) Deſſauiſche Zeitung für die Jugend und ihre Freunde von *Wolke.* 1782 — 1784, mit der Fortſetzung: Deutſche Zeitung f. d. Jugend und ihre Freunde, oder moraliſche Schilderungen der Menſchen, Sitten und Staaten unſerer Zeit. 1784 — 1795. 14 Jahrgänge, geh. 6 Rthlr.
5) Dieſelbe. Jahrgang 1785. 10 Gr.
6) Der Bote aus Thüringen. Schnepfenthal. 1788 — 1797. 10 Jahrgänge. Geh., die 2 letzten roh. 2 Rthlr. 12 gr.
7) Derſelbe. Jahrg. 1789 geh. und 1792 roh; jeder 6 Gr.

Obige Zeitſchriften ſind mir um die beygeſetzten Preiſe zum Verkauf übergeben worden. Briefe erbitte ich mir poſtfrey.

Jena den 24 Jan. 1815.

D. *Güldenapfel*,
Prof. und Bibliothekar.

Durch alle ſoliden Buchhandlungen iſt *unentgeltlich* zu bekommen:

Verzeichniſs von zum Theil ſeltenen Büchern aus allen Theilen der Wiſſenſchaften und Künſte, wie auch von Kunſtſachen, welche um die beygeſetzten Preiſe mit 10 pro Cent Rabat bey uns zu haben ſind.

Das Verzeichniſs iſt ein Alphabet ſtark, und enthält vortreffliche alte Werke, wie auch die neueſten Schriften.

Büreau für Literatur und Kunſt
zu Halberſtadt.

Henr. Stephani Theſaurus linguae Graecae. IV Volum. Fol. (ein ſehr ſchönes Exemplar) iſt für 21 Rthlr. ſächſ. zu haben beym

Hofcommiſſär *Fiedler*
in Jena.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

März 1815.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Universitäten und andere öffentliche Lehranstalten.

Verzeichniss der Vorlesungen, welche in dem Sommerhalbenjahre 1815 vom 10 April an auf der Universität zu *Marburg* gehalten werden sollen.

I. *Hodegetik.* Anweisung zum zweckmässigen akademischen Studium giebt Pr. *Creuzer* unentgeltlich.

II. *Philologie.* Die Anfangsgründe des *Hebräischen* lehrt Pr. *Hartmann.* Derselbe lässt auserlesene Stücke des A. T. übersetzen. Die *Psalmen* erklärt mit besonderer Rücksicht auf Grammatik der Candidat *Hanno.* *Hebräische Archäologie* derselbe. Zu Privatissimis in der hebräischen Sprache sind erbötig D. *v. Cölln* u. Candidat *Hanno.* Ein Privatissimum in dem *Arabischen* giebt D. *v. Cölln.* *Abulfeda's* Beschreibung von Nordafrika erklärt Pr. *Hartmann* öffentlich. Die Anfangsgründe des *Syrischen* und *Chaldäischen* derselbe. Die Zöglinge des philolog. Seminariums übersetzen und erklären bey Pr. *Wagner Plinius* Lobrede auf den Trajan und den Prometheus des *Aeschylus.* Derselbe wird die lateinischen Ausarbeitungen und Disputirübungen leiten. Die *Ilias des Homers* Pr. *Wagner.* Die *Oden des Horaz* Pr. *Wagner.* Die *Elegieen des Tibull* derselbe öffentlich. Zu Privatissimis im Latein. u. Griech. erbieten sich Pr. *Wagner* und Major *Rehm.* — Theorie des *deutschen Stils* Pr. *Börsch.* Die Anfangsgründe der *französischen Sprache* Pr. *de Beauclair* öffentl. mit Benutzung seiner Anthologie. Dieselbe Pr. *Kühne* privatim mit prakt. Übungen. Die *Germanismen* erklärt Pr. *de Beauclair* nach seinem Handbuche. Die *Satiren* des *Boileau* erklärt nebst den Regeln der französischen Dichtkunst Pr. *de Beauclair;* dieselben öffentlich Pr. *Kühne.* Die *englische Sprachlehre* Pr. *de Beauclair* nebst Erklärung des *Vicar of Wakefield;* desgleichen Pr. *Kühne* verbunden mit praktischen Übungen. Derselbe erklärt *Thomson's Seasons* öffentlich. Die *Grundsätze der italiänischen Sprache* Pr. *de Beauclair;* desgleichen Pr. *Kühne* in Verbindung mit prakt. *Übungen.* Die *spanische Sprachlehre* Pr. *Kühne.* Derselbe erklärt den poetischen Theil der berliner Handbücher mit Literargeschichte, den Briefstil und giebt Anleitung zur mercantilischen Correspondenz in den ausländischen Sprachen. Zu Privatissimis in denselben erbieten sich Pr. *de Beauclair, Kühne* und in dem Englischen Pr. *Wagner.*

III. *Historische Wissenschaften.* *Universalgeschichte* Major *Rehm* nach *Wachlers Grundriss.* *Alte Geschichte* bis zur Völkerwanderung Pr. *Börsch.* Einige Capitel aus den griech., latein. und deutschen Alterthümern in Beziehung auf Gesetzgebung, Rechtspflege, Staatsverwaltung und den Gottesdienst erklärt Pr. *Börsch.* *Neuere christliche Kirchengeschichte* nach *Münschers* Handbuche D. *v. Cölln.* *Geschichte der Philosophie* Pr. *Tennemann* nach seinem Grundrisse. Die *Geschichte der Moralprincipien* derselbe öffentlich.

IV. *Mathematik.* *Reine Mathematik* nach *Lorenz* Pr. *Gundlach;* desgleichen D. *Müller.* *Algebra* Pr. *Gundlach* nach *Euler.* Dieselbe D. *Müller.* Analysis endlicher Grösen nach *Schmidt* Pr. *Muncke.* Die *praktische Rechenkunst* Pr. *Muncke* nach seinem Grundriss öffentl. *Ebene* und *sphärische Trigonometrie* mit Anwendung auf prakt. Geometrie Pr. *Muncke* nach Dictaten. Die Theilung der Figuren auf die prakt. Messkunst angewandt, lehrt Pr. *Gundlach* öffentl. Die Lehre von den *Kegelschnitten* D. *Müller.* Die *prakt. Messkunst* Pr. *Gundlach.* Die *niedere* und *höhere Mechanik* Pr. *Muncke* nach *Langsdorf.* Privatissima in der Mathematik bieten Pr. *Gundlach* D. *Müller* an.

V. *Philosophie.* *Empirische Psychologie* Pr. *Tennemann* nach *Kiesewetter* Grundriss 2 Aufl. Berl. 1814. *Logik* Pr. *Bering* nach *Fries*, verbunden mit einem öffentl. Examinatorium; Pr. *Creuzer* nach *Kant*, mit einer Einleitung in das Studium der Philosophie und einem öffentl. Examinatorium. *Philosophische Grammatik* Prof.

Kühne. *Metaphysik* Pr. *Bering* nach Dictaten nebst einem öffentl. Eximinatorium. *Philosophische Sittenlehre* Pr. *Creuzer.* *Naturrecht* Pr. *Bering* nach *Reiner*, und verbindet damit ein öffentliches Examinatorium. Dasselbe lehrt auch Pr. *Platner.* Die *Aesthetik* Pr. *Justi.* Disputirübungen hält Pr. *Bering.*

VI. *Naturwissenschaften.* *Experimentalphysik* nach *Schmidt* Pr. *Muncke.* *Theoretische* und *Experimental-Chemie* nach seinem Handbuche 2 Aufl. Pr. *Wurzer.* Derselbe trägt auserlesene Capitel aus der *pathologischen Chemie* öffentl. vor. *Allgemeine Geschichte der Natur* und *der Thiere* Pr. *Merrem* öffentl. *Naturgeschichte des Menschen* Pr. *Busch* öffentl. *Allgemeine Botanik* Pr. *Wenderoth.* *Naturgeschichte merkwürdiger ausländischer Gewächse* derselbe. *Medicinische Botanik* derselbe. *Forst-* und *ökonomische Botanik* derselbe. Derselbe stellt auch *botanische Excursionen* an, und giebt *Demonstrationen* im botanischen Garten. *Mineralogie* Pr. *Ullmann d. Ä.*

VII. *Staatswissenschaften.* Den *Bergbau* lehrt Pr. *Ullmann d. Ä.* Den *Ursprung der Gänge* derselbe öffentlich. *Probirkunst* derselbe. Die *Landwirthschaft* Pr. *Merrem* nach *Beckmann;* die *Forstwirthschaft* derselbe. Die *Finanzwissenschaft* derselbe nach *Rössig.*

VIII. *Medicin.* Ein Examinatorium über *Anatomie* hält Pr. *Bünger* öffentl. Die *Osteologie* und *Syndesmologie* Pr. *Bünger*, und die *vergleichende Osteologie* derselbe. Die *Physiologie* Pr. *Busch d. J.*, Pr. *Stein* und D. *Herold* in Verbindung mit der *vergleichenden.* *Allgemeine Pathologie* und *Therapie* Pr. *Busch.* Den ersten Theil der *speciellen Pathologie* und *Therapie* Pr. *Ullmann d. J.* und nach *Conradi* mit prakt. Übungen Pr. *Busch d. J.* Über die *Krankheiten des weiblichen Geschlechts* Pr. *Busch d. Ä.* Über die *Krankheiten der Weiber und Kinder* und andere Theile der speciellen Pathologie und Therapie Pr. *Stein*, und über die Krankheiten der *Soldaten* Pr. *Busch d. J.* öffentl. *Arzneymittellehre* Pr. *Wurzer* nach seinem Grundrisse. Derselbe lehrt die Kennzeichen der Güte und Verfälschung der Arzneymittel öffentl. *Pharmacie* derselbe nach Dictaten. Den zweyten Theil der *Chirurgie* Pr. *Ullmann d. J.* Über die *Chirurgie* hält derselbe und Pr. *Bünger* ein Examinatorium. Die *Akiurgie* mit Operationen am lebenden und todten Körper Pr. *Busch d. J.* Über die Augenkrankheiten Pr. *Bünger* privatissime. Die *theoretische* und *praktische Geburtshülfe* Pr. *Stein*, und die Instrumentallehre der Geburtshülfe ders. öffentl. Pr. *Busch d. Ä.* trägt den prakt. Theil der Thierheilkunde u. die *Arzneymittellehre* vor. Die Leitung der prakt. Übungen in der Anatomie, dem Geburtshause, dem akademischen Hospitale besorgen die Pr. *Bünger*, *Stein* und *Ullmann d. J.*

IX. *Rechtsgelehrsamkeit.* *Juristische Encyklopädie* u. *Methodologie* Pr. *Mackeldey* nach Dictaten. *Institutionen* des röm. Rechts nach seinem Lehrbuche derselbe; nach *Biener* (Berlin 1812) Pr. *Platner.* *Pandecten* nach *Thibaut* D. *Löbell.* Derselbe erklärt einzelne Fragmente der Pandecten öffentl. Die *Intestaterbfolge* nach der 118 Nov. Pr. *Mackeldey* öffentl. *Geschichte des römischen Rechts* Pr. *Platner* nach *Hugo.* Das *deutsche Privatrecht* Pr. *Mackeldey* nach *Krüll.* Das *Forst-* und *Bergwerksrecht* Pr. *Bucher.* Das *Lehnrecht* nach *Böhmer* Pr. *Robert*, und hält darüber ein Examinatorium. Das *Kirchenrecht* nach *Böhmer* Pr. *Bucher;* das *katholische Kirchenrecht* Pr. *van Ess* öffentl. nach Dictaten. Die gerichtlichen Klagen Pr. *Robert* nach *Böhmer*, und verbindet damit ein Examinatorium. Das *Prakticum* hält Pr. *Robert.* Zu *Privatissimis* erbietet sich D. *Löbell.*

X. *Theologie.* Praktische Übungen im Interpretiren des A. u. N. T. leitet *Arnoldi* öffentl. Die *hebräischen Alterthümer* derselbe nach *Bauer.* Den *Pentateuch* erklärt mit einer systematischen Übersicht der mosaischen Gesetzgebung und Kritik der neueren Untersuchungen über denselben D. *v. Cölln.* Die *Psalmen* Pr. *Hartmann*, und auserlesene Psalmen Pr. *Justi* öffentl. Die *kleinen Propheten* Pr. *Arnoldi.* Die *Apostelgeschichte* nebst den beiden Briefen an die Corinther Pr. *Arnoldi.* Die Briefe an die *Corinther* und *Kolosser* Pr. *Justi.* Die *christliche Dogmatik* nebst *Dogmengeschichte* Pr. *Zimmermann*, und verbindet damit ein öffentl. Examinatorium. Die *christliche Moral* derselbe in Verbindung mit einem öffentl. Examinatorium. Zu Privatissimis in der Exegese des A. und N. T. erbietet sich D. *v. Cölln.*

Leibesübungen und Künste. Unterricht im *Tanzen* und *Fechten* ertheilt der Tanz- und Fecht-Meister *Hasslinger.* Zum *Zeichnen* und *Malen* in Ölfarben und Pastel giebt der Universitäts-Zeichenmeister *Kessler* Anleitung, so wie zum Zeichnen nach Gypsfiguren und zum Portraitmalen nach dem Leben. In der *Musik* geben Unterricht Concertmeister *Byrnheid* und Cantor *Beck.* Mechanikus *Schubert* giebt Anleitung, mathemat. und physikal. Instrumente zu verfertigen. Der Universitäts-Schreib- und Rechenmeister *Harttrodt* lehrt die Rechnungswissenschaft in gemeiner, kaufmännischer, juristischer und staatswirthschaftlicher Rücksicht. Auch giebt er Anleitung zum Schönschreiben. Schreibmeister *Taubert* unterrichtet ebenfalls im Schönschreiben und Rechnen.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

In der *Maurerschen* Buchhandlung in Berlin sind folgende neue Schriften erschienen:

Grundzüge einer Theorie der Bauart protestantischer Kirchen. Nebst einer ästhetisch-geschichtlichen Untersuchung des Verhältnisses der Bauart protestantischer Kirchen zu den Bauarten der verschiedenen Zeitalter der Geschichte. Von dem Baumeister *L. Catel.* Mit 1 Kupfer. gr. 8. 16 Gr.

Der wichtigste Kanal in Europa, durch eine Vereinigung des schwarzen Meeres mit der Ost- und Nord-See vermittelst der Weichsel und des Dniesters, erneuert vorgeschlagen von *J. G. Braumüller.* Nebst einer hydrographischen Charte. gr. 4. 1 Rthl. 8 gr.

Trypotage. Bey verschiedenen Gelegenheiten eingebrockt und zubereitet, beygesetzt, gekocht und aufgetragen im Jahr 1814. Erstes Gerüchtchen zur Speise 1815. Von *S. J. Wolff.* 12. 20 Gr.

Deutsche Volkskraft oder Geschichte der Kleider-Reformation in der Residenzstadt Flottleben. Ein satirisches Gemälde von *T. H. Friedrich.*

Mit dem Motto:

Erst wenn sie in Paris *à l'allemand* sich tragen,
Wird man in Deutschland auch sich deutsch zu kleiden wagen.

Mit 24 Musterkleidungen. 12. geh. illuminirt 1 Rthlr. 12 gr. mit schwarzen Kupfern 1 Rthlr.

Neumann, C. H. (Superintendent), aus welchem Gesichtspuncte muss die in Anregung gebrachte Verbesserung der protestantischen Kirchenverfassung betrachtet werden? Worte der Verständigung und Beruhigung an das über diese Angelegenheit noch nicht unterrichtete Publicum, besonders in Beziehung auf die Schrift: Erwiederung auf die Antwort der allerhöchst ernannten Commissarien zur Aufstellung neuer liturgische Formen. 8. geh. 6 Gr.

II. Antikritik.

Eine geist- und gemüthlose Recension, wie die in der Hallischen Literaturzeitung 1815 *No.* 39 meiner Architektonik ist, könnte als eine Schülerarbeit auf ihrem Unwerthe ruhen und von mir unbeantwortet bleiben, wenn sie nicht mit gehässiger Insinuation wegen ihrer neuen Erscheinung „besonders mit der Angabe der Weglassung der Dedication an den Grosherzog von Frankfurt" begleitet wäre. Die Ursache davon ist, dass ich die noch vor der Regierungsveränderung gestochenen, dem Künstler viel Ehre machenden Steindrucke dieser Dedication zur neuen deutschen und französischen Ausgabe nebst den Titeln für beide, welche ich mit der Einleitung im Manuscripte dem meine Arbeit mit reiner Liebe aufnehmenden erhabenen Weltweisen, dem ich zu ewigem Danke verpflichtet bin, noch im September 1813 überreichte — jetzt nicht mehr gebrauchen durfte, weil Höchstderselbe den Charakter seiner Regentenwürde, wie ich bestimmt wusste, nicht mehr führt.

Nicht eine zweyte *Auflage*, worüber Rec. seine Glossen macht, sondern *Ausgabe* ist erschienen, weil die Recensenten auf die in der ersten nicht bewiesenen neuen Fundamente Angriffe machten, welche mich nöthigten, die Beweise dafür in einer Einleitung zu führen, welche für die Besitzer der 300 abgesetzten Exemplare mit besonderem Titel ausgegeben wird. Darin habe ich es den Beurtheilern zur ersten Pflicht gemacht, die neue wissenschaftliche Darstellung der ursprünglichen Seelenerscheinungen, *welche einzig auf innere Thatsachen gegründet ist*, in ihren Anzeigen darzustellen, und mit dem äusseren pantheistischen Beweise, dass in diesen Thatsachen eine systematisches Verbindung liege, zu prüfen. Denn da ich nur eine kritisch-psychologische begründete Philosophie als die wahre anerkenne: so machen die tiefsinnigen Untersuchungen über die Erscheinungen der menschlichen Seele, und das *unsichtbare Band, welches sie zusammenhält, den wesentlichsten Punct*, wovon das Heil der ganzen Philosophie abhängt, und wodurch allein die so verderbliche Anarchie gehoben werden kann. Hierauf musste ein Rec. meiner mühevollen Arbeit sein vorzüglichstes Augenmerk richten, wenn er nicht leeres Gerede führen wollte, wie Rec. that, der nur historisch anführte, „dass ich mich, um aus dem Labyrinthe zu kommen, an die Psychologie gewandt habe, und da diese nur das Zeitliche darstellt, damit den Pantheismus verbunden hätte, durch welchen ich in der Psychologie einen Mittelpunct der Beziehung (was ganz falsch ist, da der Mittelpunct derselben wie der Architektonik ganz factisch ist), ein Princip für die Einheit, und die Überzeugung von der Wahrheit desselben zu gewinnen hoffte." Damit fertigt Rec. die schwerste und tiefsinnigste aller Geistesarbeiten ab, ohne das Doctrinelle zu berühren. Wer so pflichtvergessen gegen Publicum und Autor handelt, und Letzterem obendrein Mangel eines scharfen Eindringens, reiferer Beurtheilung und eines tiefern consequenten Forschens ohne Prüfung seiner Fundamentallehren vorwirft, darf sich glücklich schätzen, dass Anonymität seine Schande bedeckt.

Die Gestalten, welche uns umgeben, sagt ein Edler, entweichen, sie zerfliessen wie Nebelgebilde. *Eins* bleibt, und wer dieses Eine ahnet, und ehrt und festhält, der ist erkohrner Führer zum höheren Ziele des Lebens. Dahin geht mein Streben in der Philosophie: diess Eine ist mir der unerschütterliche Glaube an die reine Menschheit, welcher nur entspringt aus dem Glauben an Gott.

In Letzterem kam ich auf philosophischem Wege durch eine neue und erste transscendentale Vernunftlehre, worin ich das *Seyn* Gottes selbstständig und unabhängig vom Daseyn Gottes synthetisch aufstellte und bewies, aber nicht, wie Rec. angiebt, auf die Beweise der Zweckmäfsigkeit der Natur und das Sittengesetz stützte, sondern gerade umgekehrt, indem diese Beweise schon zur metaphysischen Gotteslehre, welche daraus die Eigenschaften Gottes herleitet, gehören, die aber ohne die transscendentale Gotteslehre grundlos wäre, wefshalb aus deren bisheriger Ermangelung der Streit über die Unzulänglichkeit der teleologischen und moralischen Beweise entstehen mufste. Noch mufs ich einem grundlosen Haupteinwurf des Rec. begegnen, dafs ich im Widerspruche mit mir selbst, indem ich alles Wissen auf Erfahrung gründe, eine ganze Tabelle reiner Wissenschaften den Erfahrungswissenschaften voranstellte. Dieser Einwurf beweist, dafs mein System nicht im mindesten gefafst ist. Nun frage ich jeden Kenner, ob die reinen Wissenschaften ohne *innere Erfahrung* erzeugt werden können? Ist nicht jedes System der reinen Philosophie oder Mathematik eine *Thatsache* innerer Erfahrung, d. h. ein individuelles geistiges Thun, das jeder, der es wahrhaft begreifen will, wieder in sich selbst erzeugen mufs, und das auch nur in dem Masse auf Allgemeingültigkeit Anspruch machen darf, als es der allgemeinen Gesetzmäfsigkeit des Geistes entspricht, wonach jeder geistig Ausgebildete dieses Thun in sich wiederholen könnte. Die Grundtheilung alles Wissens ist demnach 1) die in Aneignung des dem Geiste Gegebenen mit dessen Gesetzmäfsigkeit durch Erfahrung im gewöhnlichen Sinne, und 2) In sich Findung des vom Geiste, mit Veranlassung des Äufseren oder Inneren, selbst Erzeugten durch (innere) Erfahrung im höhern, philosophischen Sinne. Diefs ist die Basis meiner Architektonik, wodurch ich eine Philosophie des ausgebildeten Menschenverstandes im Gegensatze des übervernünftigen und erfahrungswidrigen Treibens seit 25 Jahren (wodurch so unermefslicher Schaden und Unehre der sonst allgemein anerkannten Gründlichkeit der Deutschen erwuchs) in *Kants* Geiste vorzubereiten strebte, und sodann durch ein ausführliches System der Psychologie factisch zu begründen hoffte. Wer aber in unserem egoistischen Zeitalter seine Ruhe erhalten will, thut wohl, bessere Zeiten abzuwarten, welche auf politische und literarische Stürme nach ewigen Naturgesetzen nicht mehr lange ausbleiben können.

Heidelberg am 10 März 1815.

D. *Weise*,
Hofrath und Professor.

Verzeichnifs der Buchhandlungen, aus deren Verlage im Märzheft der J. A. L. Z. und in den Ergänzungsblättern von No. 17 — 24 Schriften recensirt worden sind.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt. Der Beysatz E. B. bezeichnet die Ergänzungsblätter.)

Anonyme Verl. 44. 52. 59. E. B. 17 (2). 21. 24.
Arnold in Dresden E. B. 20 (2).
Bädecker u. Kürzel in Duisburg u. Essen 50.
Breuning in Erlangen 59.
Bruder in Leipzig 59.
Comptoir für Literatur u. Kunst in Bremen 45. E. B. 18.
Cotta in Tübingen 41.
Darnmann in Züllichau u. Freystadt 50. 59.
Delaunay in Paris E. B. 23.
Dieterich in Göttingen 57.
Dürr in Leipzig 57.
Duyle in Salzburg 50.
Feind in Leipzig E. B. 21.
Fleischer, Benj., in Leipzig 46.
Fleischer, Gerh. d. J., in Leipzig 48 (2).
Fleischmann in München 60.
Franzen u. Grofse in Stendal 46.
Frommann in Jena 59.
Geistinger in Wien u. Triest 55.
Göbhardt in Bamberg u. Würzburg 43.
Grafs u. Barth in Breslau E. B. 21.
Gräfsler in Wittenberg 49.
Hahn, Gebr., in Hannover 52. E. B. 20.
Hammerich in Altona 50. 54 (2).
Heinrichshofen in Magdeburg E. B. 18.
Herrmann in Frankfurt a. M. 48.
Heyer in Giefsen 47.
Hitzig in Berlin 51. 57. E. B. 18.
Hoffmeister in Leipzig E. B. 23.
Keyser in Erfurt 50.
Korn d. Ält. in Breslau 44. E. B. 19.
Kühn in Posen E. B. 19.
Kummer in Leipzig 60.
Leske in Darmstadt 50.
Lindauer in München 44.
Mallinckrodt in Dortmund u. Leipzig 57.
Maurer in Berlin 44.
Müller in Carlsruhe 49.
Müller in Erfurt 47.
Nicolaische Buchh. in Berlin 50. E. B. 24 (2).
Orell, Füfsli und Comp. in Zürich E. B. 23.
Palm in Erlangen 45. E. B. 19.
Perthes in Gotha E. B. 17.
Perthes in Hamburg 43.
Realschulbuchhandlung in Berlin. 53.
Riegel u. Wiefsner in Nürnberg 59.
Salfeld in Berlin 44.
Sauerländer in Aarau E. B. 21.
Schöne in Berlin 51.
Schöps in Zittau 59 (2).
Schreiber in Jena 47.
Schulze in Oldenburg E. B. 19. 23.
Schwan u. Götz in Mannheim E. B. 17.
Seidel in Sulzbach 59 (3).
Stein in Nürnberg 47.
Steinacker in Leipzig 57.
Vandenhoek u. Ruprecht in Göttingen 45.
Varrentrapp u. S. in Frankfurt a. M. 51.
Vogel in Leipzig 58.
Vollmer in Hamburg und Altona E. B. 23.
Vossische Buchh. in Berlin 55.
Wagner in Neustadt a. d. O. 48.
Weiss in Aachen 59.

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

VOM

JAHRE 1815.

ZWÖLFTER JAHRGANG.

ZWEYTER BAND.

APRIL, MAY, JUNIUS.

NEBST ERGÄNZUNGSBLÄTTERN.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung
und Leipzig,
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition.
1815.



JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

THEOLOGIE.

Landshut, b. Krüll: *Die heilige Kunſt* oder *die Kunſt der Hebräer.* Von *A. Gügler*, Prof. der Theol. am Lyceum zu Lucern. XII u. 376 S. kl. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Statt der Vorrede eine Viſion: der Geiſt *Herder's* (des Vfs. des *Geiſtes der hebräiſchen Poeſie*) erſcheint dem Vf. und ſagt ihm ungefähr Folgendes: „Die Statue, die du hier an meiner Seite ſtehen ſieheſt, war das Werk meines langen irdiſchen Lebens. Sie hehr und unvergänglich auszubilden, war mein ſchönſter Wunſch. Ich ſcheuete keine Mühe, ſie auf die vielfältigſte Weiſe auszuzieren, und die feinſten und entfernteſten Züge ihrer Glieder, ihrer Gewänder und aller Umgebungen auszuarbeiten und zu adeln. Aber eines gewiſſen Unglaubens wegen ward mir verſagt, einen einzigen Zug noch hinzuzuthun, an dem die ganze Vollendung der Statue hing. Wie jener Moſes nicht glauben konnte, daſs dem göttlichen Worte aus dem harten Geſteine lebendiges Waſſer entquellen würde: konnte auch ich nicht glauben, daſs dem Steine, den ich zu dieſer Statue auserſehen, eine unvergängliche Seele einwohne, und durch die lange Bildung ſich endlich aufſchlieſsen, und die Statue von Neuem ſelbſtthätig beleben würde. — — In den letzten Augenblicken meines irdiſchen Daſeyns, wo das Unſterbliche das Sterbliche bereits zu verſchlingen und zu durchleuchten angefangen hatte, habe ich jenen Zug, wie einen wunderbaren Strahl ewiger Schöpfung erkannt: er fiel wie ein Lebensblitz in meine Seele ein. Ich wollte mich ſchnell aufraffen, und den letzten Zug einer göttlichen Weihe an meiner Statue führen; aber in demſelben Augenblicke zerfielen die Bande der Seele, und ich war in die andere Welt entrückt." Hiemit hob der Geiſt die Locken von der ſchönen Stirne der Statue weg, und wies mit dem Finger auf eine Stelle hin. In demſelben Augenblicke ſtand die Statue in einer Fülle von Glanz und Hoheit da, die unbeſchreiblich war; ſobald er aber den Finger weghob, verſchwand jener Zug, ſanken die Locken wieder herab, und die Statue war dieſelbe, wie zuvor. Nicht undeutlich giebt der Geiſt dem Vf. zu verſtehen, daſs er jenen Zug vollenden ſolle u. ſ. w. — Das ſieht man wohl, daſs der Vf. ſagen will, *Herder* habe den Geiſt der hebräiſchen Poeſie in einem Hauptpuncte nicht richtig verſtanden, und daſs er es beſſer machen wolle. Was nun das für ein Punct ſey, wird uns das Werk ſelbſt lehren.

In der *Einleitung* giebt der Vf. den Standpunct an, aus welchem er die heiligen Schriften der Hebräer betrachtet wiſſen will. Nachdem er zuvörderſt ſehr richtig das Geſchäft des Hiſtorikers, des Kritikers und des lebendigen Beſchauers, wie es ſtufenweiſe auf einander folgen ſoll, im Allgemeinen bezeichnet hat, ſagt er: „Das eigenthümliche Geſchichtliche, das von der hiſtoriſchen Kritik verarbeitet und in das Licht der Erkenntniſs erhoben wird, iſt ein Erzeugniſs des Göttlichen, das in dieſen Schriften athmet, der Religion. Die Religion war die Seele, deren letzte ſinnliche Regungen, Ausdrücke und Belehrungen mit den ihr feindſeligen Elementen jene Geſchichte ausmachen. Sie wohnte dem hebräiſchen Volke als letzter und höchſter Bewegungsgrund und Lebensquell ein. Das Geſchichtliche des hebräiſchen Volks und der heiligen Bücher, ſelbſt noch in den ſpäteren chriſtlichen Jahrhunderten, kann in ſeinem Seyn und in der Art deſſelben nur aus der Religion begriffen werden. Alle hiſtoriſchen Forſchungen und Sammlungen ſind ſo lange dunkel und bloſs einleitend, bis das Geſtirn der religiöſen Anſchauung am Horizont des Forſchers emporſteigt, und mit ſeinen Strahlen Ordnung und Leben in das trübe Chaos niederträuft. Dieſe Anſchauung bedarf fürder keines Beweiſes, ſie iſt in ihrer lebendigen Fülle der letzte ſich ſelbſt erweiſende Grund, ſo wie die Religion ſelbſt die tiefſte Lebensader des hebräiſchen Volks war." Wie wenig der Vf. die Kritik verachte, bezeugt er ſo: „Wird der Kritiker nur über ſeinem einzelnen Thun belauſcht, und nicht vom erſten Ausgang bis an das letzte Ziel begleitet: ſo ſcheint er das Ewige aus dem Irdiſchen und Vergänglichen erklären zu wollen, und das Leben aus dem Tode werden zu laſſen. Er möchte leicht einer Entweihung des Höchſten beſchuldiget werden; wie er aber von Zeit zu Zeit auf die Religion als den lebendigen Grund des Ganzen hinblickt und hinweiſet, und endlich bis an ihre geheimeren Pforten vordringt, hört die Entweihung in ihrer eigenen Erkenntniſs auf Entweihung zu ſeyn, die Geſchichte und Kritik werden ſelbſt geheiligt und verklärt in dem religiöſen Lichte." Hierauf will der Vf. den charakteriſtiſchen Unterſchied des religiöſen Lebens bey den Hebräern und bey den Griechen angeben, und hier hatten wir ihn erwartet: er verliert ſich aber in dunkele Ahnungen und bildliche Andeutungen. Er vergleicht das Leben der Griechen mit dem hellen, munteren, reichen Tage, das der Hebräer mit der heiligen Stille der Nacht; worin viel Wahres liegt, aber nicht die klare, reine

Idee. Das Klarefte, was er hierüber fagt, ift diefes: „Ein wildes, finnliches Naturleben hat fich frühe bey vielen Menfchenftämmen dem göttlichen Fluffe entgegen geftellt, wodurch feine Wellen gezwungen wurden, das reine Bette zu verlaffen, und nach allen Richtungen in die Breite des Natürlichen auszutreten. Dadurch wurden fie zu ftehenden Seen und trüben, übelriechenden Sümpfen, aus denen die klaren, lebendigen Urwaffer kaum mehr zu erkennen waren u. f. w. Mögen auch die Werke der Griechen und mancher anderer Völker das Leben und die Schönheit der Natur noch fo rein und vollendet abfpiegeln, und unfere Herzen und Sinne mit unwiderftehlichem Reize feffeln: fo können wir doch nicht umhin, fie vom Gefichtspuncte der Religion aus fo anzufehen, und verglichen mit der göttlichen, lauter Werke der Verwefung zu heifsen. Das heilige Volk haftete mit freyem Gemüth an dem höchften Leben und Grund aller Dinge, und ftrebte tiefer in denfelben zurück: fo ward es von felbft das reine Gegenbild oder die Eine unmittelbare Form der Religion. Der Geift Gottes ergriff die Heiligen und zog fie in feine Tiefen hinein; fo kehrte er formend in fich felbft zurück. Wiefern alfo die Hebräer ihr Inneres in Worten oder wie immer aus einander legten, fo waren ihre Gebilde ein lauterer Wiederfchein der eigenen Natur und Richtung der Religion, den der religiöfe Geift felbft aus freyer Fülle ausftrahlte." Der rechte Punct ift hier getroffen, aber nicht deutlich erkannt. Im fchönen Naturleben ahnete der Grieche das Göttliche, in freyen Gedanken, im erhabenen Gefühle der Andacht fchwang fich der Hebräer zu Gott empor. Aber der Vf. fchätzt doch die religiöfe künftlerifche Richtung der Griechen zu gering. Einfeitig war fie, aber nicht vom göttlichen Geift ganz verlaffen. Es fehlt ihm die Idee, welche beide Formen des religiöfen Lebens bey den Griechen und Hebräern vermittelt, es fehlen ihm überhaupt Ideen. — Der Mangel klarer Begriffe zeigt fich befonders in dem, was nun über das Wefen der Kunft und ihr Verhältnifs zur Religion gefagt wird. Viel fchöne Gedanken, oder vielmehr Ahnungen, Andeutungen, in fchöner, zum Theil zu üppiger Rede, aber fefthalten läfst fich davon Weniges. „Das Göttliche liegt allen wahren Werken der Kunft zum Grunde, denn aufser diefem vermöchten fie weder einen würdigen Inhalt zu finden, noch unfere Herzen über die dumpfen Befchränkungen des Irdifchen zu erheben und mit feliger Begeifterung an fich zu reifsen. Doch kann diefes göttliche Licht fo vielfältig gebrochen, durch fo viele und fremdartige Organe vermittelt, in feinen Darftellungen fo vereinzelt feyn, dafs es dadurch aufser die Grenzen der Religion gerückt ift. So liegt allem Leben auch in der körperlichen Natur der Eine fchaffende Odem Gottes unter, aber nur ein weifes, frommes Gemüth mag ihn z. B. an der einzelnen Pflanze erblicken. Bey den Hebräern findet der Vf. nun die wahre, heilige Kunft, in ihnen hat der göttliche Zug das Gemüth und durch diefes den ganzen Menfchen beherrfcht und befeligt. Diefer Zug hat die Werke ihrer Heiligen göttlich geadelt, wefshalb man felbige ebenfalls heilig und religiös heifsen mufs. Hier fieht man wieder nicht, warum die Hebräer blofs die wahre Kunft befitzen follen. Es liefse fich eher zeigen, dafs die Griechen die Kunft befafsen, die Hebräer aber kunftlos das Heilige unmittelbar in natürlicher Herzensregung ausfprachen, und die Folge zeigt, dafs der Vf. felbft diefer Meinung ift. Vergebens hofften wir, dafs fich der Vf. in dem folgenden Abfchnitt vom *Wefen der Kunft* deutlicher ausfprechen würde. Auch hier dreht er fich nur in Bildern und Phantafieen, und führt uns nahe an die Wahrheit hin, ohne fie uns felbft im klaren Lichte zu zeigen. Es ift uns unmöglich, das hier Gefagte in einen kurzen befriedigenden Auszug zu bringen: denn Alles fteht einzeln für fich, immer verfucht es der Vf. mit neuen Bildern, wenn die alten nicht mehr ausreichen wollen. Hören wir Einiges! „Alles Schöne beruhet auf dem Leben — die Theile und Formen werden erft fchön, wenn fie in eine Einheit verbunden find. (Hätte doch der Vf. diefen Gedanken verfolgt! So aber verläfst er ihn fogleich wieder, wahrfcheinlich weil er ihm zu gemein fchien!) Was ift aber die Einheit als das Leben? Wie vermöchte jener Mittelpunct, der doch nichts Körperliches ift, Einheit zu feyn und die Theile zufammen zu halten, wenn er nicht Leben, geiftig verbindendes Leben wäre? (Ift hier wirklich etwas für den Denkenden gefagt? Was ift denn nun das geiftig verbindende Leben?) Das Lebendige an einem Wefen ift feine geiftige Tiefe oder Schwere, die, unter einen Begriff gefafst, als das Grundgefetz deffelben anzufehen ift. Das Schöne ift diefes entwickelte und verwirklichte Gefetz. (Wenig klar!) Die Kunft ift der höchfte Lebensgrad des Schönen — das in das Bewufstfeyn übergegangene Schöne felbft. Die Schönheit auf ihrer höchften Stufe, als vollkommen entwickeltes Leben, ift nothwendig ihrer felbft bewufst, und die ihrer felbft bewufste Schönheit ift die Kunft." — Der Vf. will fagen: nur dem geiftigen Auge des Menfchen erfcheine die Schönheit, und fie habe blofs geiftige Bedeutung, was fehr richtig ift, indem er hinzufetzt: „Die Blumenflur erfcheint erft dann wahrhaft fchön, wenn fie fich fpiegelnd und felbft betrachtend (?) in der Seele Gottes oder dem Gemüthe eines zarten Menfchen gedacht wird." — „Die Steigerung, die Entwickelung des Schönheitsbewufstfeyns ift das Bilden und Schaffen der Kunftwerke." Alfo fcheint der Vf. der Kunftfchönheit vor der Naturfchönheit den Vorzug zu geben. Es ift aber fehr die Frage, ob der Menfch je fo Erhabenes fchaffen könne, als die Natur uns zeigt. Auch das ift falfch, dafs der Künftler höheres Schönheitsbewufstfeyn habe, als der befchauende Kunftfreund: das Hervorbringen der Schönheit hängt nicht vom Bewufstfeyn derfelben allein ab, fondern von gewiffen geheimnifsvollen Kräften des Geiftes, die wir Genie nennen. — „Alle Stoffe find todt daliegende Saitenfpiele; der Geift ift der unendliche Hauch der Welt, der durch die Himmel hinwehet; die Kunft ift die Spannung der Saiten, wodurch die fchlummernden Töne geweckt werden. —

Es wäre unrichtig, zu glauben, daſs die Religion das Weſen der hebräiſchen Kunſt ausmache. Die Religion iſt der allgemeine Lebensoden der Hebräer und auch ihrer Schriften; aber nicht das Weſen ihrer Kunſt als Kunſt. Ihre Kunſt iſt das Vermittelnde dieſes Lebensgeiſtes mit den einzelnen irdiſchen Samen und Kräften." — Es giebt viele Kunſtarten, die nicht religiös ſind, und denen das, gleich den religiöſen, zukommt, was das Weſen der Kunſt ausmacht." — Hier verräth der Vf. einen zu engen Begriff der Religion: keine Kunſt iſt irreligiös, denn alle ruhen auf Ideen, Ideen gehören aber der Religion an. — „Das Weſen der Kunſt beruhet auf einem vollkommenen Bewuſstſeyn des höchſten aus der Tiefe der Gottheit entſpringenden Geſetzes; es iſt das Geſetz des ewigen Beſtandes der Dinge. Dieſes Geſetz iſt in einem vollkommenen lebendigen Ganzen allgegenwärtig, beſeelet und verſchmelzet innerlich alle Theile zur reinſten Harmonie, und rundet ſie im Äuſseren zum einträchtigen Ebenmaſs. So entſteht aus dem Einen lebendigen Mittelpuncte nothwendig jene Harmonie und geſchloſſene Rundung des Kunſtwerkes, welche ſelbes zu einem Gleichniſſe des göttlichen Beſtandes machen." (Dieſs mag wohl das Klarſte ſeyn, was der Vf. hierüber vorgebracht hat.) „Der Begriff der Kunſt wird häufig zu eingeſchränkt genommen. Man hat ſich gewöhnt, das Weſentliche der Kunſt nur als harmoniſch ſinnliche Form zu denken (wie bey den bildenden Künſten und der Muſik). So wurde dem lebendigen und erfüllten Begriffe der Kunſt unvermerkt ein leeres und todtes Abgezogenes untergeſchoben, welches in der Anwendung nur Larven und Trugbilder, aber keine lebendigen Weſen hervorbringen konnte." Hierin iſt ſehr viel Wahres. Man hat in der Äſthetik nur zu ſehr den Inhalt über der Form vergeſſen, und der Zuſammenhang der Kunſt mit der religiöſen Weltanſicht, auf den hier Alles ankommt, iſt den Meiſten noch unbekannt. Worin nun dieſer Inhalt eigentlich beſtehe, das hätten wir vom Vf. gern beſtimmt geſehen; er giebt uns dafür aber nur ſehr Ungenügendes. „Das Weſen der Kunſt beſteht in dem unendlichen vielfachen Bewuſstſeyn, oder in den unzähligen Radien, welche den groſsen Umkreis des Lebens und der Welt mit dem verborgenen Mittelpuncte derſelben, ſofern dieſer in dem Innerſten des Menſchen da iſt und ſich kund giebt, auf freye oder auf lebendige und bewuſste Weiſe vermitteln. Der Begriff dieſer Vermitteluug in ſeinem geſchloſſenen wirklichen Daſeyn und von allem Anderen geſchieden und genommen, macht das Eigenſte, Innerſte von aller Kunſt aus." Solche Expoſitionen können uns wenigſtens nicht befriedigen. Und doch zieht uns der Vf. wieder durch manche ſchöne Gedanken an, dergleichen in dieſer Stelle durchſchimmern: „Die Kunſt löſet das Weſen und die tiefſte Bedeutung der Natur und aller Dinge dadurch, daſs ſie die innerſten Geiſter derſelben aller Binden befreyt und in deren eigenes Bewuſstſeyn hervorlockt, unter ihren mächtigen Worten gehen alle die geheimniſsvollen Siegel auf, und die unter dem Schein des Wirklichen verſchloſſene Welt tritt ſo, *wie ſie in dem Geiſte und dem Bewuſstſeyn der Gottheit ſelbſt iſt, nämlich wie ſich dieſes in den Ahndungen des tiefen menſchlichen Gemüths verkündet*, in die Erſcheinung hervor. Unter den Strahlen der Kunſt erblühen jene Blumen, die wir in den Gärten der Dichter mit lieblichen Reden und wunderſüſsen Phantaſieen ſpielen ſehen und hören." — „Das Höchſte und Weſentlichſte des Künſtlers iſt der Menſch; die Kunſt iſt daher nie ohne das Menſchliche; das Bewuſstſeyn, welches von der Kunſt erſchloſſen und verbreitet wird, iſt ein Bewuſstſeyn *des reinen Menſchlichen*, die Welt und alle Dinge werden in einen Kreis unverletzlicher Menſchlichkeit hineingetragen. In der Tiefe des Menſchen gegründete und da ſich ewig neu erzeugende Gefühle, Anſchauungen, Bilder, Worte, Genüſſe; durch das Innerſte ziehende menſchliche Ahndungen kommen uns in dem Reiche der Kunſt von allen Dingen und Gebilden entgegen, es ziehen dieſe Dinge uns darum ſo unausſprechlich an, *weil ſie uns unſer innerſtes gleichſam verlorenes und vermiſstes Selbſt entgegenbringen*." — „Der Menſch ſteht auf der Scheidungslinie zwiſchen der unergründlichen Tiefe Gottes und der Welt im weiteſten Sinne. Von allen Enden der Welt dringen die Fäden und Strahlen in ihm zuſammen, und ihre extenſive Unendlichkeit vereinigt und bricht ſich in ihm zu einer intenſiven, zum Bewuſstſeyn. Die Geiſter der Welt bringen ihm huldigend als ihrem Könige ihr Köſtlichſtes dar, der Geiſt der Lichtſonnen wohnet und leuchtet in des Menſchen Haupt, der Menſch trägt ſein eigen Geſtirn in ſich." — Als einen ſchweren Irrthum müſſen wir rügen, wie der Vf. die Phantaſie anſieht. „Zwey Ströme des Lebens flieſsen unaufhaltſam und nie verſiegend dahin: der eine gehet aus von der Tiefe Gottes, und ſtrömet nach der Welt und der Sichtbarkeit, der andere kehret aus der Welt in den Schooſs des ewigen Meeres zurück. In den Tiefen des Menſchen begegnen ſich der göttliche und menſchliche Strom immerdar; das macht das Totalleben des Menſchen aus. Der Mittelpunct, wo dieſes geſchieht, iſt die Phantaſie, in der Phantaſie erſcheinen und wiederſcheinen das Göttliche und die Welt — φαινονται." Iſt denn die Phantaſie etwas ohne Geſchmack, d. h. ohne äſthetiſche Ideen, dient ſie nicht auch dem gaukelnden, geſchmackloſen Myſticismus, der ſchwelgenden Sinnlichkeit? Wohl ſieht man es dem Gedankengang und der Schreibart des Vfs. an, daſs er die Phantaſie ſehr hoch ſtellt: denn nur zu ſehr läſst er ſich von ihr beherrſchen!

Wir übergehen, was der Vf. von den *Formen* der Kunſt im Allgemeinen und in Beziehung auf die verſchiedenen alten Nationen ſagt. Über den religiös äſthetiſchen Charakter der Indier, Ägypter u. ſ. w. lieſt man manches ſehr Treffende, aber bunt gemiſcht und phantaſtiſch aufgefaſst. Am richtigſten ſcheint er die Griechen charakteriſirt zu haben, und intereſſant iſt, was er von ihrer Muſik bemerkt. „Die Kunſt, die ſich auf das rein Unendliche (wir würden ſagen, auf das erhabenſte Gefühl der Andacht) gründet, die

Musik, konnte bey den Griechen nie zu einiger Ausbildung und Vollendung kommen. Ihre einfachen Töne und Gesänge waren wohl nichts anders, als die wirkliche Darstellung und Absingung ihrer Poesieen. Es war die Melodie und der Rhythmus, die schon wesentlich in der Poesie liegen. Die Musik der Griechen mochte sich zu der der romantischen Völker verhalten, wie sich die griechische Baukunst zu der gothischen verhält: es waren einfache, klar gesonderte, heiter und schön geordnete Weisen, die Töne eines einzelnen einfachen Instrumentes, oder einer einzelnen Menschenstimme, höchstens beide im Wechselgesange. Die griechische Musik war die melodische Verschönerung und poetische Erhöhung der menschlichen Stimme und Sprache; sie war darum ganz vocalisch, die etwanigen consonirenden Instrumente waren meistens blasende; ihre Töne und Weisen entfernten sich daher wieder nicht aus der menschlichen Brust." — Sie kannten auch nach dem Vf. die wahre Lyrik nicht. „Sofern die Lyrik, wie die Musik, beseligende Auflösung in das rein Unendliche und Unbestimmbare ist, kannten die Griechen dieselbe nicht. Sie kannten nur das tragische Aufgehen in ein Unendliches, ihre höchste Stimmung war nicht Seligkeit und Trunkenheit vom Unendlichen, sondern Freudigkeit, d. i. Hingabe und freye Auflösung in die heitere Natur. Es war ihr heiterer plastischer Charakter selbst, der sich in all ihren Bildungen spiegelte und verschönerte." — Ganz unzweckmäfsig müssen wir es finden, dafs der Vf. in einer Ästhetik der Hebräer über die Griechen hinausgeht zu den Römern nnd selbst zu den Arabern und zu der neueren sogenannten romantischen Kunst. Mit diesen späteren Entwickelungen des Dichtergeistes steht die hebräische Poesie in gar keinem historischen Verhältnifs, und selbst die ästhetische Vergleichung hat keine feste Basis. Er hätte dazwischen erst das Christenthum, worauf sich die neue Kunst gründet, in die Welt treten lassen sollen. Es ist unbegreiflich, wie der Vf. von der neueren Kunst reden kann, ohne sie in Beziehung auf das Christenthum zu setzen, da er doch die Kunst überall im Lichte der Religion betrachtet. Um von der Ansicht des Vfs. von der romantischen Kunst etwas anzuführen, so huldigt er ganz dem seit den Gebr. *Schlegel* verbreiteten Vorurtheil, dafs die Romantik in der Form etwas Unterscheidendes habe und haben müsse von der sogenannten plastischen Poesie, dafs sie der Klarheit dieser ermangele u. s. w. Es mag seyn, dafs unsere Dichter die plastische Klarheit der Griechen nicht haben (wiewohl *Goethe* doch wohl darauf Anspruch machen kann), aber es läfst sich kein vernünftiger Grund denken, dafs sie dieselbe nicht haben könnten. Der Charakter der neueren Poesie kann nur in den höheren sittlich-religiösen Ideen liegen, die uns durch das Christenthum gekommen sind, und welche unseren Dichtern höhere Vorwürfe leihen, und sie mit einem reineren liberaleren Geiste beseelen. Besonders wird unsere Lyrik und Musik durch eine höhere, andächtige Stimmung über die griechische Lyrik erhaben seyn, und in den bildenden Künsten die Malerey, als die geistigste und gemüthlichste, uns besonders zusagen und gelingen. — Nun geht der Vf. sogar in eine Charakteristik der neueren europäischen Völker über, wobey er zwar viel treffendes Urtheil nebst vielem spielendem Witze zeigt, aber sich doch zu weit von seinem Gegenstande, den Hebräern, verliert. Erst spät kehrt er zu demselben zurück, und bezeichnet nun den *Grundcharakter der hebräischen Kunst.* „Die Hebräer sind das einzige alte Volk, das nie völlig aus dem Unendlichen ausgetreten ist, dem das Göttliche nie aus den Augen und dem Gemüthe verschwand. Es war ihnen aber kein Gegenstand und kein Ruhendes, sondern das, welchem alle Thätigheit heimfiel, und dem sich der Mensch hingab und überliefs. Seine wirkliche Seite ging ihnen gänzlich in die heilige Nacht zurück, und es stand ihnen in seiner reinen ewigen Unbestimmbarkeit und also in seinem freyesten, lautersten Leben über dem in sich gekehrten selig schlummernden Gemüthe. Es war die dem Moses erschienene ewige Majestät Gottes, die, alles Bitten ungeachtet, von keinem sterblichen Auge konnte geschauet werden. Nur von hinten, als in einem milderen Abglanze und in unbestimmten seligen Ahnungen ward ihre Glorie ihm offenbart." — „Dem Hebräer lag das Heilige in dem Innersten, und hielt alle seine Kräfte und Sinnen wie in stiller Andacht und Seligkeit, wie die Blätter einer Blume in der Knospe vereinigt. Sein Heiliges war ein süsses Band, das sich um sein Herz und seinen Geist schlang." — „Der Geist und die bildende Thätigkeit des Hebräers hat eine ruhige Langsamkeit und eine gewisse Armuth; seine Formen sind einfach und kehren beständig wieder, die Materialien behalten in der Darstellung ihre gewöhnliche Gestalt und Natur, und das Schöne wird den Werken nur aus dem reinen, kindlichen Anhauche des alles zart anfassenden, schonenden Geistes zu Theil." — „Man findet unter den Alten nur bey den Hebräern wahre welthistorische Ansichten, d. h. eine Beziehung des Einzelnen auf seinen ewigen Grund und sein höchstes Ziel, eine lebendige Ahnung der Vollendung aller Wesen, die sich durch alle Anschauungen und Gefühle durchzieht. Alle Dinge und der Mensch selbst gehen dem Hebräer in das Unendliche auf; sein Heiliges ist ihm nicht ein Ewiges in dem Sinne, dafs es ihm ferne und über der Welt und Zeit thronte, sondern ein Leben, das überall da ist und wirket, das Alles durchdringt, hält und ordnet, und das darum nur als Unendliches bezeichnet werden kann." Aber eben dieses Hineinzielen des Ewigen in das Endliche ist es, was wir als Misverständnifs und Aberglauben verwerfen müssen. Hier, so wie in der Ansicht, dafs er bey den Hebräern eine besondere uns unerklärliche Offenbarung annimmt, geht der Vf. weit von uns ab.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

THEOLOGIE.

Landshut, b. Krüll: *Die heilige Kunst, oder die Kunst der Hebräer.* Von *A. Gügler*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die Offenbarungen des Heiligen unter dem Judenvolke halten wir keinesweges für bloſse Werke seiner Sinne und Einbildungen, nehmen aber auch keine besonderen Organe für das Übersinnliche bey ihm an, wie der Vf. thut. Erklären wollen wir die Erscheinung nicht, daſs sich die höchsten religiösen Ideen bey diesem Volke so rein zeigen; aber ist sie nicht rein menschlich, und aus dem menschlichen Gemüth hervorgegangen? Warum nach Übernatürlichem greifen, da uns das Natürliche so nahe liegt? — Besser stimmen wir mit dem Vf. überein in seiner Ansicht vom Verhältniſs des Christenthums zum Judenthum. Es ist ihm von Judenthum eigentlich nicht verschieden, sondern nur dessen gänzliche Entwickelung und Erfüllung. Nach seiner bildlichen Sprache findet er darin das stärkere Hervortreten der Nacht (d. i. des Glaubens). „Was davon bestimmter und deutlicher ist, ist eben das ewig Verborgene und den Augen des Geistes Verhüllte. Der Vorhang vor dem Heiligsten riſs zwar entzwey, aber das Geheimniſs zeigte sich nur um so undurchdringlicher." Es folgen manche schöne Bemerkungen über das Christenthum und die Behandlung der heiligen Schriften. „Es verhält sich mit der religiösen Betrachtung wie mit dem Lesen, der Verstand und Geist ist nicht in dem Buche, das man liest, sondern in dem Wesen des Lesenden selbst. In dem Buche sind nur die Hinweisungen, und der rechte Leser liest in seinem eigenen Inneren. So ist es mit jeder Betrachtung schöner Werke bestellt. Die lebendige Schönheit ist nicht in dem Gemälde oder der Statue, sie ist in dem Beschauer selbst. — Sind die Seelenkräfte zu dem heiligen Dienste Gottes versammelt, und ist Stille und Andacht um den Geist, hat sich das Gemüth mit dem priesterlichen Schmucke angethan: so beginnt erst das Werk der eigentlichen Forschung. Dieses scheidet sich in zwey Momente, in das Auffinden des Gegenstandes, und in die Erhebung zum Licht und Geist des Allgemeinen." — Der Vf. geht nun ins Einzelne der hebräischen Kunst ein. Er erklärt richtig, warum die Hebräer keine bildende Kunst haben konnten, und warum ihre Lyrik und Musik so einfach seyn muſste. „Das hebräische Gemüth ist der stille, noch unentwickelte Abgrund des Göttlichen im Menschen; es ist nicht der Ocean, über den die Winde hinstreichen, und in den alle Flüsse zusammenrauschen, sondern jene unterste lebendige Tiefe und Quelle, die nur in einem leisen, keinem sterblichen Ohr vernehmbaren Strömen begriffen ist. Daher der einfache, stets wiederkehrende Parallelismus, gleichsam das unüberkleidete und ungeschmückte Herz der Dichtung mit seinen gleichmäſsigen Pulsschlägen." — „Das reine Göttliche lag ganz in der geheimen Tiefe; wollte der Hebräer von dem Göttlichen sprechen: so konnte er es nur von Seiten der Schranken, mit denen das Menschliche selbes umgab, erfassen, er redete von ihm aus Gefühl und Ahnung, und nahm es so, wie sein Innerstes davon erfüllt und beseligt war. So entstand natürlich der sogenannte Anthropomorphismus in den Anschauungen und Werken der Hebräer, ja, er gehört in seiner höchsten Bedeutung zu den Werken der Religion" (womit wir aber nicht einverstanden seyn können). — Was der Vf. von der hebräischen Historie sagt, ist uns als sehr unbedeutend und eng erschienen: das macht, daſs er zu wenig in das Nationale eingeht. Die Poesie der Hebräer soll ihre verklärte Historie seyn. „Was in der Historie noch stummer unbewuſster Anhauch war, nämlich die religiöse Bedeutung und Stimmung, geht hier in ein klares Bewuſstseyn über. Alle ihre Dichtungen sind eigentlich freye und gemüthsvolle Reflexionen über ihre Geschichte zu nennen; der Dichter schwebet über den Begebenheiten, und betrachtet sie mit dem Auge eines freyen religiösen Gemüths. Die Poesie der Hebräer ist eine freye Auflösung der Dinge in das Göttliche, wo dieses nur mit dem Gemüthe kann festgehalten werden." Einfacher hätte er dieses bezeichnet mit dem einzigen Worte der *Andacht*, das er nachher auch braucht. Daſs er die Propheten als das Höchste der hebräischen Poesie bezeichnet, können wir nicht billigen; die Psalmenpoesie ist das Höchste, was auch eine allgemeinere menschliche Bedeutung hat. Von der Prophezeyhung hat er ebenfalls geheimniſsvolle, abergläubige Begriffe, die wir nicht theilen können.

Wenn wir das in der Vorrede Angedeutete jetzt mit dem Werke selbst vergleichen: so wird klar, daſs der Vf. an *Herders Geist der hebräischen Poesie* die Ansicht vermiſste, welche Alles aus seiner Tiefe und Wurzel begreift, und in Eine groſse Idee zusammenfaſst, und daſs er diese Lücke ausfüllen wollte. Allerdings vermissen wir dieses auch an dem Herderschen Werke, und wir verhehlen nicht, daſs der Vf. das Wahre ge-

ahnet hat; aber sein trüber, schwankender Mysticismus liess es ihn nicht klar erkennen und aussprechen. Der Vf. hat viel Sinn und Gemüth; Schade, dass er in die Irrgärten der neueren mystischen Philosophie gerathen ist! — Da er die einzelnen Bücher des A. T. noch nicht betrachtet hat, und da die Signaturen der Bogen das Werk als *ersten* Band aufführen: so vermuthen wir, dass noch ein zweyter Band folgen wird. Möge dann der Vf. von der Kritik, der er nicht abhold zu seyn scheint, besonnenen Gebrauch machen!

n

Münster, b. Teissing: *Untersuchung über die innere Wahrheit des Christenthums* von *Georg Hermes*, Lehrer am paulinischen Gymnasium zu Münster. 1805. 104 S. 8. (8 Gr.)

Viele werden in dieser Schrift etwas Anderes erwarten, als sie finden; aber der Vf. hält die Wahrheit des Christenthums und die Göttlichkeit desselben für einerley, weil diese Religion für göttlich gehalten seyn will, und um wahr zu seyn, das seyn muss, wofür sie sich ausgiebt. Er beschreibt auch das Christenthum so, dass nicht allein der Inhalt der Lehren Jesu, sondern vorzüglich der Glaube, dass Jesus Gottes Sohn sey, das Wesentliche desselben ausmachen soll, und meint, die *äussere Wahrheit* desselben bestehe darin, dass die Thatsachen geschehen sind, die dabey zum Grunde liegen; und untersuchen, ob aus diesen Thatsachen folge, was Christen daraus herzuleiten pflegen, heisse *die innere Wahrheit* des Christenthums prüfen.

Diese Prüfung nimmt er also vor, und er glaubt zu dem Ende zuerst ausmachen zu müssen, ob die Vernunft bey dieser Prüfung sich selbst überlassen sey, oder ob sie noch etwas früher Gegebenes dabey zu berücksichtigen habe. Da er das Erste voraussetzt: so zeigt er weiter, dass man zwar nicht durch eine strenge Demonstration und auf dem Wege eines völligen Begreifens die Göttlichkeit des Christenthums finde, aber thut dar, dass die Vernunft uns schon dann zu ihrer Annahme nöthigen würde, wenn auch nur ein Übergewicht von Gründen dafür vorhanden seyn sollte. Dass dieses nun da sey, sucht er auszumachen, und führt demnach aus, dass es viel vernunftmässiger sey, anzunehmen, dass Jesus zu seinen Erkenntnissen und Lehren durch eine unmittelbare göttliche Offenbarung gekommen, als auf irgend eine andere Weise dazu gelangt sey, wie auch, dass die Vernunft viel mehr dafür stimme, die Wunder Jesu für wahre Wunder, und Jesum dadurch als für den Sohn Gottes beglaubigt zu halten, als irgend etwas von dem zu ergreifen, was man dagegen vorgebracht hat oder einwenden möchte.

Der Vf. zeigt sich als einen Selbstdenker, dem es nicht ganz an Scharfsinn fehlt, und uneingenommene Leser werden ihm mehrentheils Recht geben, wie diejenigen, die mit ihm einerley Meinung sind, sich freuen werden, ihn auf ihrem Wege anzutreffen. Aber die Natur der Sache und die Art, wie der Beweis geführt wird, bringen es mit sich, dass dem, der Ausflüchte sucht, sie nicht ganz versperrt werden können, und die Kürze der Abhandlung lässt schon schliessen, dass eine Menge derselben immer noch offen bleiben. Ohnehin ist nur auf diejenigen Einwendungen Rücksicht genommen, die aus den kantischen Schriften, sonderlich der Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft, hergeholt sind, und man wird eben nicht auf neue Bemerkungen oder Ausführungen stossen. Oder wenn auch die Art, wie der Vf. die Untersuchung von sich weiset, ob nicht etwa die Wunder Jesu von guten oder bösen Zwischengeistern herrühren könnte, wie diejenige, wie er den Beweis aus den Wundern führt, nicht ganz gewöhnlich ist: so wird doch die erstere weniger ganz genügen, und der letzteren fehlt es an Deutlichkeit. Sehr richtig will nämlich der Vf. nicht durch die Wunder die Wahrheit gewisser Lehren Jesu, sondern durch Lehre und Wunder Christi darthun, dass er Gottes Sohn sey. Er will zu dem Ende mit Recht die Wunder Jesu als Zeichen und Weckungen des Geistes und Ursprungs Jesu angesehen, und aus den Zeichen auf das Bezeichnete, aus den Wirkungen auf das in Jesu Wirkende geschlossen wissen. Aber dieser Schluss hätte doch noch einleuchtender gemacht werden können, wenn bemerkt worden wäre, dass Jesus sich für den höchsten Helfer und Beglücker der Menschen, ja für einen, der durch sein Wort helfen könne und solle, und dem Alles zur Ausführung seiner wohlthätigen Absichten zu Gebote stehe, ausgegeben habe, dass man einen solchen Heiland und Herrn zu seiner Zeit erwartete. Wenn man dann die Wunder Jesu als geschehen annimmt: zeigen sie nicht davon, dass er helfen *wolle?* Er lässt ja keine Gelegenheit dazu vorbey, er thut sie nur um wohlzuthun, nie zu seinem Vortheil, nie um Staunen zu erregen. Sieht man nicht aus diesen seinen Thaten, dass er bloss durch sein Wort Leiden aller Art wegschaffen und, was er nur wollte, Gutes geben könne? Stellt er, wenn er z. B. Wind und Meer gebietet, sich nicht als den dar, dem alle Kräfte der Natur dienen müssen? Gewiss, so lange Jesus lebte, musste man, wenn man seine Wunder als geschehen annahm, glauben, dass er der erwartete Weltheiland sey. Konnte dieser, wenn er käme, auch grössere Thaten thun, als jene wären? Sein Tod machte freylich diesen Erwartungen ein Ende, oder sie doch zweifelhaft. Es musste seine Auferstehung erfolgen, wenn man darin fest bleiben sollte. Da sie aber geschah, und *der* sich wieder als lebend zeigte, der vorher sich als den, der helfen wolle und nach seinem Willen auch könne, erwiesen hatte: so konnte man nicht daran zweifeln, dass eben dieser auch noch jetzt beglücken könne und werde, und muss diess so lange für wahr halten, als man ihn noch für lebendig erkennt, und überzeugt ist, dass er zu einer noch viel höheren Macht und Herrlichkeit empor gehoben sey, als er hier auf Erden bey allen seinen Wunderkräften besass.

Wenn man den Beweis aus den Wundern für die göttliche Sendung Christi so führt: so fallen eine Menge Einwürfe weg, die man dagegen erhebt; und wenn

der Vf. ſich den Begriff *Sohn Gottes* etwas deutlicher gemacht, und weiter nachgedacht hätte, wie die Wunder Zeichen und Weckungen eines Sohnes Gottes ſeyn können: ſo würde er auch auf dieſe Beweisführung gekommen ſeyn, und ſich dadurch, wie Rec. glaubt, die Erreichung ſeines Zwecks ſehr erleichtert haben.

Überhaupt fehlt es dieſer, wie allen bisherigen Unterſuchungen über die Göttlichkeit des Chriſtenthums, noch immer an einer möglichſt deutlichen Beſtimmung deſſen, was man eigentlich erweiſen will. Es iſt dabey nämlich nicht genug, daſs man nur ſagt, man wolle den mittelbaren oder unmittelbaren Urſprung des Chriſtenthums aus Gott, man wolle darthun, daſs dabey eine mittelbare oder unmittelbare Offenbarung Gottes zum Grunde liege. Denn was heiſst doch das: Etwas kömmt unmittelbar von Gott, iſt von Gott unmittelbar geoffenbart? Wir haben davon gar keine rechten Begriffe. Und mittelbar kommt Alles von Gott; damit iſt gar nichts geſagt. Wenn man von einer göttlichen Offenbarung redet: ſo kömmt es darauf an, ob Jemand ſchon Kenntniſſe von Gott hat oder nicht, und wie der Eine darauf geführt, und der Andere darin weiter gebracht iſt. Es iſt kein Zweifel, daſs man jeden Anfang und jedes Wachsthum in einer richtigen Gotteserkenntniſs eine Offenbarung Gottes nennen kann, ſowohl, ſofern Gott das Geoffenbarte, als ſofern er der Offenbarer iſt. Aber wenn Jemand z. B., der noch keinen Gedanken an Gott gehabt, auch noch nichts von ihm gehört hätte, auf einmal zu der Einſicht käme, daſs ein allmächtiger Geiſt die Welt erſchaffen habe und regiere, etwa im Traume, oder überhaupt ſo, daſs er ſelbſt nicht wüſste, wie, aber doch ſoviel mit Gewiſsheit ſagen könnte, daſs nicht niedrige Wünſche, nicht andere Menſchen ihn darauf geleitet haben, und daſs er den vollen Beweis dafür noch nicht führen könne: ſo wird er in einem höheren Sinne des Worts urtheilen, Fleiſch und Blut habe ihm das nicht geoffenbart, ſondern der Vater im Himmel. Wie dem aber auch ſey, Jeſus offenbart die Gottheit ſolchen, welche ſchon Kenntniſſe von ihr haben, und Gott ſchon als den Schöpfer und höchſten Herrn der Natur anerkennen. Wenn dieſe nun die Thatſachen des Lebens Jeſu als geſchehen annehmen: ſo wiſſen ſie, daſs dieſe Begebenheiten ohne Gott nicht können geſchehen ſeyn, ja daſs ſie von dem Regierer der Welt nicht nur zugelaſſen, ſondern beſchloſſen, veranſtaltet und bewirkt ſind, und wenn ſie nun nicht bloſs aus den Lehren Jeſu, ſondern hauptſächlich aus dieſen Thatſachen lernen, wie Gott geſinnt, was ſeine Abſichten, was des Menſchen höchſtes Gut ſey, wie ſie am leichteſten und ſicherſten dazu gelangen, was ſie ſonſt nicht wuſsten, nicht für wahr hielten, woran ſie nicht dachten, wovon ſie die inneren Gründe, es anzunehmen, noch jetzt nicht kennen: ſo hat ſich ihnen ja der, welcher dieſe Begebenheiten veranſtaltete, der Regierer der Welt, geoffenbart. Er und kein Anderer hat Jeſum geſendet, iſt mit ihm geweſen, hat ihn in den Tod dahin gegeben, auferweckt, erhöht, damit wir von ihm lernen und durch ihn ſelig werden ſollen. Durch unſer eigenes Nachdenken würden wir nicht zu dieſen Einſichten gelangt ſeyn, wenn dieſe Ereigniſſe nicht daſſelbe geweckt und geleitet hätten.

Freylich offenbart ſich Gott durch alle Begebenheiten in der Geſchichte der Natur und der Welt; aber je ungewöhnlicher die Reihe von Vorfällen bey der Gründung des Chriſtenthums iſt, je lehrreicher ſie ſich zeigt, je leichter Religionslehren daraus hergeleitet werden können, oder ſchon geſchöpft worden ſind: deſto mehr iſt auch darin eine Offenbarung Gottes, die von ihm ſelbſt kömmt. Wenn man daraus Etwas lernt, was dem Menſchen das Wichtigſte iſt, und von ihm ſonſt ſchwer erkannt und angenommen ſeyn würde: ſo freut man ſich dieſer Offenbarung noch mehr. Vielleicht wird Mancher ſelbſt von den neuen Aufſchlüſſen, die er dadurch über die wichtigſten Wahrheiten erhält, nicht einmal begreifen, wie ſie auf Veranlaſſung des Denkens an dieſe Geſchichte in ihm entſtanden ſind (wie es mit den Apoſteln wahrſcheinlich ſich alſo verhielt), und wird auch von dieſer Seite ſie einer göttlichen Offenbarung zuſchreiben. Wenn man das, was uns von Umſtänden bey der Geburt Jeſu und bey ſeiner Taufe erzählt wird, als wahr annimmt: ſo iſt wahrſcheinlich Jeſus durch die Erzählungen ſeiner Mutter von jenen Umſtänden, und durch ſein eigenes Nachdenken über den Vorfall bey der Taufe auf den Gedanken gekommen, daſs er der verheiſsene Heiland der Welt ſey. Ohne dieſe Facta hätte er ſich vielleicht nicht dafür erkannt; da er nun dieſe von Gott herleitete: ſo fand er darin einen Wink, daſs Gott ihn dazu beſtimmt habe, und auch wir müſſen das mit ihm glauben, da auch wir dergleichen Thatſachen als durch Gottes Leitung entſtanden betrachten.

Mag man immerhin auf ſolche Weiſe das Chriſtenthum nicht als aus einer unmittelbaren Offenbarung gefloſſen anſehen wollen: es liegt eine Offenbarung der Gottheit in wunderbaren, auſserordentlichen Thatſachen dabey zum Grunde, und die beſte und höchſte, die wir uns denken können.

So lange man noch immer fortfährt, wie der Vf., einen unmittelbaren Urſprung des Chriſtenthums aus Gott erweiſen zu wollen, ohne einigermaſsen einen Begriff davon zu geben: ſo lange wird man wenig ausrichten. Aber wenn man der Meinung iſt, daſs die Annahme der Thatſachen in dem Leben Jeſu und der Apoſtel und überhaupt in der Bibel das Unterſcheidende beym Chriſtenthum iſt, und daſs uns eben dadurch die Gottheit leichter und vollkommener geoffenbart werden ſoll und wird, als es durch andere Begebenheiten der Welt und Dinge in der Natur geſchieht, oder gar durch bloſse Lehrſätze geſchehen kann: ſo wird man eine auſserordentliche Offenbarung Gottes im Chriſtenthum weder verkennen noch beſtreiten können, und viele Anſtöſse werden gehoben, und viel Ausflüchte dagegen werden verſchloſſen ſeyn. Dſr.

FRANKFURT a. M., b. Andreä: *Ideen zu der Organiſation der deutſchen Kirche.* Ein Beytrag

zum künftigen Concordat. 1814. 92 S. gr. 8. (8 Gr.)

Der revolutionäre Zustand, in welchem sich der gröfste Theil Europa's seit geraumer Zeit befunden hat, ist auch der katholischen Kirche so nachtheilig gewesen, dafs die äufseren Formen ihrer Regierung als beynahe ganz aufgelöst betrachtet werden können. Durch die Wiederkehr des Papstes nach Rom ist zwar die Verbindung zwischen dem Hirten und der Heerde wieder hergestellt; allein es ist so Vieles neu geworden, dafs die alten Formen nicht mehr passen, und daher der Friede jener Kirche, namentlich in Deutschland, noch fehlt. Sie sieht diesem mit Sehnsucht entgegen durch ein neues, den jetzigen Verhältnissen angemessenes Concordat. Die Schwierigkeiten, die sich bey Abfassung desselben finden, sind nicht gering. Auf der einen Seite der römische Hof, in dessen Charakter es nie lag, öffentlich und förmlich nachzugeben, und der nicht leicht der deutschen Kirche die Freyheit, um welche sie seit Jahrhunderten vergeblich gekämpfet hat, zugestehen wird; auf der anderen Seite die Staatsgewalt, die hie und da die Rechte der Kirche verkennt. Den Frieden der Kirche vorzubereiten, hat der Vf., nicht ohne inneren Beruf, das Wort genommen. Seine Vorschläge sind umfassend, und beurkunden einen Mann von Geist, Erfahrung, Kenntnifs, Mäfsigung und warmen Eifer für das Wohl seiner Kirche. „Ich gehöre, sagt er S. 22, keiner Partey, und habe kein Interesse als jenes, das allgemeine Beste zu befördern. Freymüthigkeit ist der Charakter des deutschen Mannes. Mein Versuch ist dem Wohl des Vaterlandes und der Wahrheit heilig." Nach des Rec. Einsicht ist der Plan im Ganzen vortrefflich, welchen der unbekannte Vf. vorlegt, und mit einer Gerechtigkeitsliebe und Umsicht abgefasst, dafs jede der unterhandelnden Parteyen seine Grundsätze annehmen kann. Doch will er der deutschen Kirche auch nichts vergeben, und im äufsersten Falle, dafs der römische Hof nicht den gerechten Foderungen nachgeben sollte, räth er sogar zu einem Schisma. Da es zu weitläuftig seyn würde, den Grundrifs des ganzen Gebäudes, welches der Vf. aufgeführt sehen will, darzulegen und zu prüfen: so will Rec. wenigstens Einiges, was ihm interessant scheint, ausheben. Weil die Kirche im Staate ist: so stehen die Kirchendiener unter der unbeschränkten Gerichtsbarkeit des Staates; beide haben aber kein Recht, die innere Gewissensfreyheit zu stören. Der Papst hat jenen freyen Einflufs auf die Kirche, welcher ihm als dem obersten Hirten und dem Mittelpuncte der Glaubenseinigkeit zukommt, auch das Recht, die Bischöfe, welche aber von dem Landesherrn ernannt werden, zu confirmiren; allein alle Annaten, Taxen, Palliengelder, Dispensations-Gebühren u. s. w. fallen weg. Deutschland erhält zwey Erzbischöfe und zehn Bischöfe, welche, vom Staate dotirte, Capitel und Seminare erhalten. Verordnungen in reingeistlichen Gegenständen und Hirtenbriefe werden von den Bischöfen ohne alle weltliche Einmischung erlassen. Zu vacanten Pfarrstellen schlägt der Bischof dem Landesherrn die drey würdigsten Competenten vor. Vorzüglich wichtig sind die Vorschläge, welche gethan werden, um in Ansehung der Ehe Staat und Kirche, die darin so sehr von einander weichen, in Übereinstimmung zu bringen. Mit Ernst zeigt der Vf., wie ohne diese Übereinstimmung die Heiligkeit der Ehe nicht bestehen könne. Dabey ehrt er die Grundsätze seiner Kirche, ohne den Bürden, die das päpstliche Recht auflegte, das Wort zu reden. Nur kann Rec. dem Vf. nicht beystimmen, wenn dieser dem Bischofe zwar die Entscheidung über die Nullitäts-Klage S. 64, der weltlichen Behörde aber die *separatio quoad mensam et torum* zuspricht. Nach den Grundsätzen der Kirche sollen doch Ehegatten in Gemeinschaft leben; es wird daher nicht nur ein Gesetz des Staates, sondern auch der Religion und Kirche übertreten, wenn jene Separation Statt findet. Merkwürdig ist es übrigens, dafs unser, von Vorurtheilen freyer Vf. den Cölibat der Geistlichen um des Volkes willen beybehalten wissen will, ob er denselben gleich (S. 67) dem Gesetze des Evangeliums und dem Zeitgeiste nicht für widersprechend hält. — Möge diese Schrift reiche Früchte bringen, und dazu beytragen, dafs die Kirche den Frieden erringe, und aufs Neue segensreich wirke!

O. P. B.

KURZE ANZEIGEN.

Erbauungsschriften. 1) *Rostock*, b. Adlers E.: *Schicket euch in die Zeit; es ist böse Zeit. Eine Predigt am 20ten Sonntage nach Trinitatis* 1810 über Ephes. 5, 15 — 21 — gehalten von M. *Joh. Bernh. Krey*, Prediger an der Petri-und Catharinen-Gemeine. Zum Besten der hiesigen Armenanstalt. 16 S. 8. (2 Gr.)

2) Ebendaselbst: *Kann man diese Zeit nicht auch eine gute Zeit nennen?* Eine Predigt an demselben Sonntage 1811 gehalten von M. *J. B. Krey*. 22 S. 8. (2 Gr.)

3) Ebendaselbst: *Wodurch können wir uns die böse Zeit erleichtern?* Eine Predigt an demselben Sonntage 1812 gehalten von M. *Joh. Bernh. Krey*. 24 S. 8. (2 Gr.)

Die fruchtbare Epistel des 20ten Trinitatis - Sonntags hat den Vf. in diesen 3 Vorträgen jedesmal zu einer andringenden Ermahnung zu den in böser Zeit vornehmlich wünschenswerthen *Tugenden des christlichen Bürgers* Veranlassung gegeben. Dafs sich diese Vorträge der Hauptsache nach einander begegnen, liegt in der Natur der Sache, weil sie den Text fleifsig nutzen. Wir wollen damit indefs so wenig einen Tadel aussprechen, dafs es uns vielmehr Zeitbedürfnifs scheint, die Menschen zur Frömmigkeit, Sitteneinfalt, Häuslichkeit u. s. w. wiederholt und ernst aufzufodern. Rathsamer würde es jedoch seyn, da die allgemeinen Anregungen weniger zu wirken pflegen, jene empfehlenswürdigen Tugenden im Einzelnen nach ihren psychologischen, moralischen und religiösen Beziehungen vor das Bewufstseyn der Zuhörer zu bringen. Es wird Rec. Vergnügen machen, eine aus diesem Gesichtspunct, vielleicht über denselben Text, gehaltene Predigt des Vfs. vielleicht inskünftige anzeigen zu können.

g. b.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Erlangen, b. Palm: *Skizze eines Steuersystems nach den Grundsätzen des Staatsrechts und der Staatswirthschaft*; von Dr. *Krehl.* 1814. 67 S. gr. 8. (5 Gr.)

Nach dem Vorworte des Verlegers soll diese Skizze ein gröſseres Werk über ein wissenschaftlich begründetes Steuersystem auf Subscription ankündigen, „das alle Vortheile für die praktische Ausführung zulasse, welche die Staatswirthschaft, die National-Industrie und die Moral zur Bedingung machen, das weder die Rechte der Einzelnen beeinträchtige, noch den Staat im Verfolge seiner Bestimmung hemme, welches das Princip der Allgemeinheit und der Gleichheit im vollen Umfange realisire, und dem Princip der Gröſse eine Gesetzgebung vorzeichne, die das Willkührliche der Besteuerung schon durch sich selbst ausschlieſse u. s. w." Ob diese zugesicherten Vortheile von Hn. *K.* wirklich in der Ausführung werden erreicht werden, läſst sich aus dieser Skizze nicht genügend ersehen, da, wie natürlich, nur die Hauptmomente darin angedeutet sind; doch findet sich Stoff genug, um zu beurtheilen, was das gröſsere Werk erwarten läſst.

In der Einleitung zeigt der Vf. die Nothwendigkeit eines solchen Steuersystems, indem die Berührungen und Verbindungen der Bürger unter sich und mit anderen Staaten vielfacher, verwickelter und allgemeiner geworden seyen, und die Anstalten des Staates dadurch sich vervielfältigt und erweitert haben, besonders da eine Zeitperiode von auſserordentlichen Kriegsbedürfnissen hinzugekommen sey. Hr. *K.* behauptet, daſs die Cultur, in der die Staatsbewohner unter sich und die Nachbar-Staaten, oder diejenigen stehen, mit denen der gegebene Staat in Verbindung sich befindet, die Bedingung der Staatsanstalten und deren Bedürfnisse sey. Zufolge jenes Gesichtspunctes schickt er §. 1 — 12 eine Prüfung der bisherigen Finanzquellen voraus, als: *der Fröhnen*, *Domänen* und *Regale*, dann der *Hauptsysteme*, nämlich: des *Mercantil-*, des *physiokratischen* und des *jetzigen* (wie er es nennt) *Erwerbs- und Consumtions-Steuersystems*, oder des *antiphysiokratischen Systems.* Von allen diesen Gegenständen äuſsert Hr. *K.* ganz richtige staatswirthschaftliche Grundsätze, und beweist dadurch, daſs er in den Geist der verschiedenen Systeme eingedrungen sey. §. 13 — 19 werden der *Grund* und die *Quellen* der Steuern (VII) angegeben. Der Grund der Steuern ist nach seiner Ansicht der Genuſs des Staatsverbandes. Gerade hier ist es, wo die Staatsrechts- und die Staatswirthschafts-Lehrer, des Staatszweckes wegen, mit einander in Collision kommen. Ersteren ist der Staatszweck bloſse Sicherheit der Rechte, also der Staat eine Zwangsanstalt; Letztere aber wissen wohl, daſs der Staat auch Anstalten zur Bildung und Beförderung der physischen und geistigen Cultur haben, also für die Vervollkommnung der Menschheit, in physischer und intellectueller Hinsicht, sorgen müsse. Je nachdem man den einen oder den anderen Zweck consequent verfolgt, entstehen verschiedene Ansichten. Rec. kann den Maſsstab der Besteuerung nicht in der Höhe des Genusses der Staatsanstalten (§. 14) finden; sonst wäre das Sportelnsystem, welches Rec. für ungerecht, unbillig, und der Würde der Staatsregierung zuwider erkennt, so verwerflich nicht. Eine Gesellschaft, wie der Staat ist, tritt immer unter der präsumtiven Bedingung zusammen, daſs ein jedes Glied derselben gleiche Rechte mit dem anderen habe. Abstrahirt man nun von dem Verhältnisse des Einkommens und Vermögens: so müſsten alle Glieder gleich beytragen. Weil man aber dieses Verhältniſs, des National-Wohlstandes wegen, nach staatswirthschaftlichen Grundsätzen, gerecht und billig findet: so liegt der Maſsstab der Besteuerung eben in diesen wohlthätigen Grundsätzen, und nicht in dem Genusse der Staatsanstalten. Denn es kann ein Mitglied des Staates, das weniger Einkommen und Vermögen hat, die Anstalten desselben mehr genieſsen, als ein Mitglied von gröſserem Einkommen und Vermögen; mithin kann der Satz §. 15, *daſs die Last des Aufwandes auf denen ruhe, welche die Staatsanstalten besonders in Anspruch nehmen und in Thätigkeit setzen,* — nicht allgemein richtig seyn. Daſs Hr. *K.* den *Erwerb* zur Quelle der Steuer macht §. 16, hat unsere völlige Genehmigung, wenn er darunter den reinen Ertrag, das reine Einkommen versteht; daſs derselbe aber die Steuer in zwey Hauptgattungen, nämlich in eine *Ertrags-* und eine *Wohlstands-Steuer* §. 17 eintheilt, ist unrichtig, weil aus der Wohlstandssteuer sich viele den national-ökonomistischen Grundsätzen entgegen laufende Folgen ergeben. Der *reine* Erwerb, das *reine* Einkommen, muſs allein die Basis der Besteuerung seyn, und mit seiner sich ergebenden Gröſse oder Niedrigkeit steigen oder fallen, ohne Rücksicht auf Wohlstandsgenuſs, weil bey diesem gar oft, nach dem vom Vf. gefoderten *äuſseren Ansehen*, die Wahrheit nicht aufgefunden wird. Ein sehr reicher Mann kann sich im Wohlstandsgenusse einschränken, und ein weit weniger reicher demselben den vollen Lauf lassen; dieser Letztere

würde daher mehr Steuer bezahlen, als der erstere Reichere, welches unrecht und unbillig wäre. Die vom Vf. angegebenen Grundgesetze eines Steuer-Systemes (VIII. §. 20 — 22) sind richtig, und beruhen auf dem Gesetze 1) der *Allgemeinheit*, 2) der *Gleichheit* und 3) der *Grösse*. Was die *Erfodernisse* eines Steuersystems (IX. §. 23 — 35) betrifft: so soll ein zweckmäfsiges Steuersystem keine Auflagen bestimmen, welche 1) den freyen Verkehr mit dem Aus- oder Inlande hemmen; 2) welche auf den Preis der einzelnen Producte gelegt sind; 3) welche Untersuchungen des Vermögens und Erwerbs bedürfen, die die äussere sichtbare Lage des Gewerbs oder Genusses nicht zulassen (eine unsichere Basis in Beziehung auf die industrielle und commercielle Production!); 4) welche die Industrie und den Genuss des Wohlstandes hemmen; 5) welche den Contribuenten nicht von der ihn treffenden jährlichen Quote genau unterrichten; sondern 7) solche Auflagen, welche sowohl den ordentlichen, als auch den ausserordentlichen Staatsregierungs-Aufwand decken; 8) solche, wobey auch die Zeit berücksichtiget wird, zu welcher der Contribuent am leichtesten die Steuer entrichten kann; 9) solche, welche die Rückstände nicht begünstigen (eine der schwersten Aufgaben!); 10) solche, deren Erhebung die möglichst geringsten Kosten verursacht (wahrscheinlich also keine indirecten und keine Naturalien, was ganz recht wäre!); 11) eine zuverlässige umfassende und bestimmte Übersicht des Nationalerwerbs. Noch etwas leichter in Ansehung der Gattungen, als der Grösse des Ertrages! 12) Auflagen, welche nicht nur die unmittelbaren Staatsregierungs-Bedürfnisse, sondern auch die der einzelnen Gemeinden und Districte decken; 13) solche, welche in sich selbst schon die Defraudationen entfernen oder erschweren. — Diesen 13 Puncten möchte Rec. noch hinzufügen: solche Auflagen, welche nicht die Fonds, das Vermögen und die Capitale selbst angreifen, und ferner solche, welche nicht lange in den Finanzcassen verweilen, sondern gleich wieder in Umlauf kommen, weil in jenem Falle, wo die Fonds selbst angegriffen werden, diese nach und nach sich verringern, und die Steuern endlich selbst unmöglich machen, in diesem Falle aber es besser ist, wenn die Münze so lange, als möglich, in den productiven Händen der Steuernden bleibt. Hr. *K.* geht nun auf die *Eintheilung* der Steuern oder die Anwendung des *Gesetzes der Allgemeinheit* (X) über. Von der *Ertrags-Steuer* §. 36 werden 10 Gattungen aufgeführt, nämlich: eine *Grund*-, *Gewerbs*-, *Wirthschafts*-, *Handels*-, *Dienst*-, *Capital*-, *Renten*-, *Amts*-, *Kunst*- und *Wissenschafts*- und eine *Fremden-Steuer*. Rec. glaubt, dass es kürzer wäre, der Gewerbssteuer auch die Wirthschafts- und Handels-Steuer unterzuordnen, und sie nur durch Classen zu unterscheiden: denn Wirthschaft und Handel gehören wohl auch in die Kategorie der Gewerbe, so wie die Wirthschaftssteuer mit der Handelssteuer in Eins zusammenfällt. Eine *Dienststeuer* aus *körperlicher Arbeit* würde die Lohnherren, und dadurch die Gewerbe selbst, da sie schon in der Gewerbssteuer begriffen sind, doppelt treffen, und immer entweder auf den Preis der Producte fallen, oder den Gewinn des Lohnherrn verringern; sollte sie aber die Lohnarbeiter selbst treffen, so dass sie nicht durch höheren Lohn Ersatz dafür erhielten: so würde die Dienststeuer die Lohnarbeiter dergestalt drücken, dass sich ihre Anzahl vermindern müsste. Eine *Dienststeuer* aus *geistiger Arbeit* gehört in die Kategorie der Kunst- und Wissenschafts-Steuer: warum also dieselbe besonders? — Doppelte Besteuerung ist ungerecht. Eine *Amtssteuer* hat die Wirkung, dass der Staatsbeamte doppelt besteuert wird: einmal direct, und das andere Mal indirect, weil er den Producenten ihre entrichtete Steuer, in dem Preise ihrer Producte, welche er consumirt, ersetzen muss, ohne selbst ein solcher Producent zu seyn, welcher seine Steuer auf den Preis seiner Producte schlagen könnte. Die Besoldung des Staatsdieners gehört zu dem Staatsregierungs-Aufwande, und soll keiner Steuer unterworfen werden, besonders da sein übriges Einkommen, ausser der Besoldung, weil durch diese seine Subsistenz gedeckt ist, als ein grösseres *reines* Einkommen erscheinen, und daher mehr Steuer daraus entrichtet werden kann und muss. Eine *Kunst*- und *Wissenschafts-Steuer* würde folgende Wirkungen haben: Die Künstler und Gelehrten müssten ihre Foderungen erhöhen, und könnten sie dieses nicht, blieben ihre Foderungen unerfüllt: so würden sie den aus ihren Gewerben hervorgehenden grösseren Aufwand nicht ersetzt bekommen, also gegen die anderen Gewerbe verlieren, und mithin die ihrigen verlassen müssen. Eine besondere *Fremden-Steuer* findet Rec. unnöthig. Soll eine Steuer aus Gewerben entrichtet werden, welche Fremde im Staate treiben: so gehört sie in die allgemeine Gewerbssteuer, wozu alle Steuerobjecte im Staate, und unter diesen auch die der Fremden, beygezogen werden. Was die *Wohlstands-Steuer* §. 37 betrifft: so nimmt Hr. *K.* 1) eine *Wohnsteuer*, 2) eine *Meubles-Steuer*, und eine *Luxus-Steuer* an. Versteht Hr. *K.* unter der Wohnsteuer überhaupt eine Häusersteuer: so mag sie in Rücksicht auf ihre Steuerbarkeit ihre Rechtfertigung finden; aber sie kann nicht in die Kategorie einer Wohlstandssteuer gezählt werden: denn Wohnung gehört mit unter die absoluten Bedürfnisse des Lebens, und viele arme Leute, die sich gewiss nicht im Wohlstande befinden, besitzen Wohnungen oder Häuser. Eine *Meublessteuer*, die, je nachdem die Meubles sind, nicht immer in die Kategorie einer Wohlstandssteuer gerechnet werden kann, ist die drückendste und abscheulichste Steuer, die nur bestimmt werden kann. Hr. *K.* widerspricht hier selbst seiner §. 16 festgesetzten alleinigen Quelle der Steuer, dem *Erwerbe* oder *Ertrage*. Meubles gewähren keinen Ertrag, kein Einkommen, vielmehr nehmen sie durch den Gebrauch allmählich ab, oft verursacht ihre Erhaltung noch mehr Kosten, und eine Steuer aus Meubles vernichtet nach und nach ihren Werth in sich selbst. Dergleichen Abgaben gehen direct vom Capitale ab, sie vermindern den Werth der Objecte, und schaden desswegen dem National-Wohlstande. Bleiben solche Abga-

ben ſich gleich, alſo fix: ſo werden ſie höchſt ungleich und drückend; denn die Objecte nutzen ſich ab, und verlieren von Tage zu Tage an Werth. Nehmen mit der Verminderung des Werthes auch die Abgaben ab: ſo machen ſie alle Jahre eine neue Schätzung, neue Mühe und Arbeiten nothwendig, und daher die Beſtimmung und Erhebung koſtſpielig und beſchwerlich. Sie wirken ferner auf die Verkümmerung des Genuſſes, des Zweckes der Nationalökonomie, weil die Nationalglieder ſich in der Anſchaffung und im Gebrauche ſehr einſchränken, und dieſe Einſchränkung hat wieder einen ſchädlichen Einfluſs auf die Nationalproduction. Unerwartet war daher Rec. die Behauptung §. 41: „Ein Wohlſtandsobject, welches neben dem Ankaufscapital noch einen täglichen Aufwand für die Erhaltung deſſelben erheiſcht, iſt koſtſpieliger, hat einen höheren Capitalwerth, und iſt alſo auch zu höherer Beſteuerung geeignet." Eine Hauptpflicht der Staatsregierung iſt, daſs ſie Vermögen und Capitale jedem Nationalgliede ganz und unverletzt erhalte, und keine Abgaben feſtſetze, welche direct dieſelben angreifen. Eine *Luxusſteuer* endlich trägt, in der Regel, den Keim ihrer Vernichtung in ſich ſelbſt, und wirft der Finanzcaſſe ſehr wenig ab, weil die Claſſe der Reichen, die ſich des Luxus bedienen, der Zahl nach die kleinſte im Staate iſt, und ſich, wenn die Steuer hoch iſt, in den Luxusbedürfniſſen einſchränkt, worunter wieder die einheimiſche Production für den Luxus leidet. Eigentlich ſoll die Luxusſteuer nie das Einkommen für die Finanzcaſſe, ſondern nur die Verhinderung der Immoralität und des Schwelgens der weniger reichen Claſſe zur Abſicht haben. Da der Luxus das einzige freye und beſte Mittel iſt, der Ungleichheit des Vermögens abzuhelfen: ſo würde eine hohe Luxusſteuer dieſen wohlthätigen Zweck vernichten. Bloſs auf ausländiſche Luxusbedürfniſſe läſst ſich eine Steuer noch eher rechtfertigen, weil es gar oft ſich trifft, daſs durch den ausländiſchen Luxus Güter von abſolutem Werthe für Güter von relativem Werth aus dem Staate gehen. Bey der *Peräquation* der Steuern (XI) giebt Hr. *K.* eine dreyfache Claſſification der Gewerbe, als Beyſpiel, und die Merkmale zur Bezeichnung der Höhe des Capitalfonds jedes einzelnen Inhabers des Ertragszweiges, ſo wie die Beſtimmung des Ertrages deſſelben auf folgende Weiſe an: 1) wo der Ertrag einer Beſchränkung ausgeſetzt iſt, alſo neben der Profeſſion noch Feldbau getrieben wird; 2) wo das Gewerbe den vollen Ertrag gewährt, alſo neben der Profeſſion kein anderes Gewerbe getrieben wird, und 3) wo es mehr als den vollen Ertrag gewährt, alſo Gehülfen, Geſellen, Knechte mit arbeiten. Dieſe Eintheilung und Ertragsbeſtimmung iſt unter allen bisher vorgeſchlagenen die unrichtigſte. Es giebt Gewerbe auf dem Lande, die nach dieſer Beſtimmung in die zweyte und dritte Claſſe gehören, und doch Feldbau daneben treiben, welchen das platte Land neben jeder Profeſſion, ſie gehöre in welche Claſſe ſie wolle, nothwendig fodert. Es giebt ferner viele Gewerbe, in denen die Verfertigung der Producte nothwendig Gehülfen erfodert, ohne daſs der Ertrag ſowohl, als der Eigenthums-Fonds des Ertragszweiges, im Verhätniſſe des ohne Gehülfen arbeitenden Profeſſioniſten, gröſser iſt. Der Capitalgewinn, und die Anzahl der Arbeiter, welche ein Unternehmer im Dienſte hat, ſtehen in gar keinem genauen Verhältniſſe zu einander. Von zwey Manufacturen gleicher Art kann die eine einen gröſseren Capitalgewinn gewähren, als die andere, und dennoch kann dieſe eine gröſsere Anzahl Arbeiter als jene in Beſchäftigung ſetzen, wenn jene mit mehr und beſſeren Maſchinen arbeitet, als dieſe. So erfodert in der Regel der Kleinhandel, wegen der Austheilung an einzelne Conſumenten, mehr Gehülfen als der Handel *en gros*, und dieſer gewährt gemeiniglich einen gröſseren Gewinn, und erfodert einen gröſseren Eigenthumsfonds, als jener. Überhaupt wird die genaue Ausmittelung des Ertrages bey allen Erwerbszweigen der induſtriellen und commerciellen Production immer und ewig ein frommer Wunſch bleiben, wenn nicht verhaſste, inquiſitoriſche Formen dabey angewandt werden, welches freylich ſehr illiberal und für den Verkehr äuſserſt nachtheilig wäre. Man wird ſich daher immer nur mit unſicheren Reſultaten begnügen müſſen; und dieſs kann zugleich als Einwendung gegen die §. 40 behauptete leichte Ausmittelung dienen. Nach dem bisher Geſagten wird auch eine *Peräquation der Wohlſtandsſteuer* (§. 39) diejenigen Reſultate, welche ein gutes Steuerſyſtem nothwendig äuſsern muſs, nicht hervorbringen. Dieſe Steuer beruht durchaus auf dem Genuſſe, auf der Conſumtion, und iſt alſo der wahren und eigentlichen Norm aller Beſteuerung, daſs nur der reine Ertrag, das reine Einkommen, die Baſis zur Beſteuerung ſeyn müſſe, gerades Wegs zuwider. Die Wohlſtandsſteuer, wie ſie Hr. *K.* beſtimmt, artet daher in eine eigentliche Conſumtionsſteuer aus, und hat alle nachtheiligen Folgen für den Nationalwohlſtand, welche die Beſteuerung des Genuſſes überhaupt hervorbringt. Vgl. *Eſchenmayers* Abhandlung über die Conſumtionsſteuer (Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer 1813). Bey der Beſtimmung des *Steueranzugs* oder der Anwendung des *Geſetzes der Gröſse* (XIII. §. 40) ſagt Hr. *K.* allgemein unbedingt, „die Summe des Steuerertrags hänge von der Summe des Staatsbedarfs ab." Rec. aber behauptet, daſs die Summe des Staatsregierungs-Bedarfs bloſs durch eine *ökonomiſtiſche Staatsorganiſation*, wo alſo weder mehr, noch weniger Aufwand gemacht werden darf, als zur Erhaltung und Bewahrung des Staatsvereins, zur Erreichung des Staatszweckes, nothwendig iſt, beſtimmt und bedingt werde. Gegen die *Organiſation* und *Adminiſtration des Steuerſyſtems* (XIV. §. 42) hat Rec. nichts einzuwenden; ſie iſt einfach und zweckmäſsig. Ebenſo auch die *Erhebung der Steuern* (XV. §. 43); nur bemerken wir: wenn die Steuern in Münze und nicht in Naturalien erhoben werden: ſo kann ſie einfach und mit wenigen Koſten verknüpft ſeyn, weil *Ein* Steuereinnehmer die Geſchäfte eines groſsen Diſtrictes zu beſorgen im Stande iſt. Die Rubrik: *Steuer-*

erfatz (XVI. §. 44), enthält den Erfatz aus Reclamationen und Vergelmungen, und die *Prüfung* des Steuerfyftemes (XVII. §. 45) von Seiten des Vfs. wird durch diefe Prüfung des Rec. ihre Beftimmung und Würdigung erhalten haben.

A. C. Z.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Dorpat*, in Commiff. b. Meinshaufen: *Allgemeine Grundfätze des peinlichen Rechts.* Verfafst von *Johann Neumann.* Aus dem Ruffifchen überfetzt von *Friedrich von Effen.* Herausgegeben mit Anmerkungen vom Verfaffer. 1814. VIII u. 87 S. 8. (12 Gr.)

Die vor uns liegende Schrift führt auch noch den zweyten Titel: *Abrifs des ruffifchen peinlichen Rechts. Erfter Theil. Allgemeine Grundfätze des peinlichen Rechts.* Doch würde man fich fehr irren, wenn man fich durch diefen Titel verleiten laffen wollte, in der Schrift einen Beytrag zur allgemeinen Strafgefetzkunde mittelft Darftellung der allgemeinen Grundfätze des *ruffifchen* peinlichen Rechts zu fuchen. Was der Vf. hier giebt, ift nichts mehr und nichts weniger, als eine gedrängte Zufammenftellung des philofophifchen Theils des peinlichen Rechts, ohne allen Bezug auf Rufsland und die ruffifche peinliche Gefetzgebung. — Und diefe Zufammenftellung ift nichts weiter, als ein Auszug der Hauptfätze der Schriften von *Grolmann*, *Feuerbach* und *Almendingen* über die Begründung des Strafrechts überhaupt, den Begriff und Zweck der Strafe, die Bedingungen ihrer wirklichen Anwendbarkeit, die hie und da eintretenden Milderungs- und Schärfungs-Gründe, die Lehre vom Verfuch, von der Theilnahme an Verbrechen, und von der Verwandlung und Aufhebung der Strafe. Wer mit den Schriften der angegebenen Gewährsmänner des Vfs. bekannt ift, wird in feiner Arbeit ganz und gar nichts Neues finden, als etwa nur das, dafs der Vf. die in den Elementen fich fehr widerfprechenden Meinungen feiner Fürfprecher hie und da zu vereinigen gefucht hat, wiewohl ganz ohne Glück. Weder die Freunde der Präventionstheorie — der fich übrigens der Vf. am meiften nähert —, noch die Freunde des kategorifchen Imperativs der Strafgefetze, werden ihm in der Hauptfache beytreten können. Das Recht, Strafe auf Verbrechen zu verhängen, findet er in der Nothwendigkeit die Sicherheit im Staate aufrecht zu erhalten (S. 4); und diefs Recht foll (S. 8) dem Staate unbedingt zuftehen, die Widerrechtlichkeit, welche beftraft werden foll, mag durch ein Gefetz verpönt feyn oder nicht. Denn nicht das in dem Gefetze gegebene Ausfprechen der Verknüpfung der Strafe mit der Widerrechtlichkeit ift es, worauf die Wirkfamkeit der Strafe beruhen foll, fondern es ift die angeordnete und aufrecht erhaltene, die zur Regel erhobene Verknüpfung (!!); wefshalb denn auch die Strafe jedesmal vollzogen werden mufs, wenn das Verbrechen begangen ift (S. 25), und (S. 42) der *Mangel des Vorfatzes*, und felbft *die Nichtkenntnifs des Gefetzes* den Verbrecher nicht von der Strafe befreyen können. Denn die allgemeine Sicherheit wird durch unvorfätzliche wie durch vorfätzliche Verbrechen verletzt, in beiden Fällen kann die Strafe zur Erreichung ihres Zwecks wirkfam feyn, und nicht um den einzelnen Verbrecher von der Begehung der Handlung abzuhalten, fondern um alle die Sicherheit verletzenden Handlungen überhaupt zu verhindern, wird mit der Begehung deffelben finnliches Übel verknüpft, und diefes mufs unbedingt wirklich zugefügt werden, fobald das Verbrechen begangen ift: Behauptungen, die wohl kein denkender Criminalift, er bekenne fich zu diefer oder jener Theorie, fo geradezu unterfchreiben möchte, und die hienächft felbft mit dem vom Vf. (S. 26) aufgeftellten Grundfatze: *die Strafe darf in allen Fällen nicht zugefügt werden, wo die Begehung oder Unterlaffung des Verbrechens nicht von der Willkühr des Handelnden abhing*, in augenfcheinlichem Widerfpruche ftehen. Was den Vf. betrifft: fo zeigen fie, wie fein ganzes Werkchen, klar, dafs er über die Elemente der peinlichen Rechtswiffenfchaft noch gar nicht im Reinen ift, und dafs er am allerwenigften die Fähigkeit befitzt, ein völlig haltbares Syftem der peinlichen Rechtswiffenfchaft aufzuftellen, worauf er auszugehen fcheint.

Z.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Giefsen*, b. Heyer, u. *Friedberg*, b. dem Verfaffer: *Siegespredigt*, gehalten in der Stadtkirche zu Friedberg von *F. J. Koch*, zum Beften des zur Unterftützung der Vaterland'svertheidiger gebildeten Frauenvereins. 1814. 8.

Diefe Predigt ift weit über die Hälfte aus *Krummachers Siegespredigt*, gehalten in der Marienkirche zu Bernburg den 18ten November 1813 (Halle b. Hemmerde und Schwetfchke), wörtlich abgefchrieben. — Wer diefs etwa für unwahr oder übertrieben hält, der vergleiche, um fich davon zu überzeugen, folgende Stellen, die in beiden Predigten gröfstentheils wörtlich übereinftimmen: Die Eingangsworte bey *Koch* S. 12 mit *Krummacher* S. 5 — S. 13 bey *Koch* mit *Krummacher* S. 6; S. 14 und 15 bey *Koch* mit S. 6 und 7 bey *Krummacher*. — S. 16 bis 20 bey *Koch* findet man bis auf wenige Zeilen bey *Krummacher* S. 7 unten bis S. 10. Ebenfo S. 21 und 22 bey *Koch*, bey *Krummacher* S. 10 und 11. S. 24 und 25 bey *Koch* ift zu finden bey *Krummacher* S. 12, 13 und 14 ohne die geringfte Abänderung, und ebenfo übereinftimmend ift S. 26 und 27 bey *Koch* mit *Krummacher* S. 14 und 15. — Ja nicht zufrieden hiemit, hat Hr. *Koch* öfters den Urtext gewäffert, und ihn fo in feine Predigt aufgenommen, wie *Krummacher* S. 7 unten verglichen mit *Koch* S. 15 ebenfalls unten deutlich zeigt.

Selbft die Idee, diefe Predigt dem Frauenverein zu widmen, ift Hn. *Koch* nicht eigenthümlich: denn auch *Krummacher* erwähnt des fchönen Bundes der edelen Frauen. — Die Fragen und Antworten, die Hr. *Koch* hinten feiner Predigt angehängt hat, erinnert fich Rec. fchon ebenfo an einem anderen Ort, und wenn er fich nicht irrt, in einer von den Predigten gelefen zu haben, welche in Wien herauskommen.

β — — ν.

Lemgo, in d. meyerfchen Buchhandlung: *Die Wiederkunft der Herrn.* Eine Predigt am erften Adventsfonntage 1811 gehalten von *J. F. L. Dreves*, Prediger zu Dortmund. Auf Verlangen gedruckt. 1811. 32 S. kl. 8. (2 Gr.)

Der Herr wird wiederkommen als Menfchenfohn, als erhöhter verherrlichter Menfchenfohn, in himmlifcher Hoheit und Majeftät, als König und Richter; die Menfchen aber, feine Verehrer, follen diefer Wiederkunft entgegen fehen mit einer gewiffen und furchtlofen Hoffnung, mit heiterer Erwartung, begleitet von einem ehrfurchtsvollen, heiligen Streben, nach Jefus Lehre und Beyfpiel zu wandeln. — Diefs find die Wahrheiten, deren Ausführung diefe Predigt gewidmet ift. Wenn wir hinzufügen, dafs fie uns wahrhaft erbauet habe: fo haben wir gefagt, was von ihr zu fagen war.

Fr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

APRIL 1815.

MEDICIN.

Zürich, b. Orell, Füfsli u. Comp.: *Staatswiffenfchaftliche Unterfuchungen und Erfahrungen über das Medicinalwefen nach feiner Verfaffung, Gefetzgebung und Verwaltung*, von Dr. *J. Stoll*, grofsherzoglich-heffifchem Medicinal-Rathe, und Mitgliede der für das Herzogthum Weftphalen angeordneten Regierung, Director des Medicinal-Collegiums diefer Provinz u. f. w. Erfter Theil. 1812. XXXIV u. 284 S. Zweyter Theil. VI u. 396 S. Dritten Theils erfte Abtheilung. 1813. IV u. 286 S. Dritten Theils zweyte Abtheilung. 1813. IV u. 295 S. 8. (7 Rthlr. 12 gr.)

Rec. erinnert fich nicht, feit langer Zeit ein Buch in diefem Fache gelefen zu haben, worin fo viel Anmafsung und Oberflächlichkeit fich in einem breiten und fchleppenden Stile durch drey oder vier Bände durchziehen, wie in diefem. Der Vf. beginnt beyläufig damit, dafs er Verfaffer mehrerer Schriften fey, welche *gründliche* Beurtheiler mit „Nachficht" aufgenommen hätten, und geht dann zu der Behauptung über, dafs die bisherige Staatsarzneykunde entweder von Rechtsgelehrten oder von Ärzten, mithin einfeitig, behandelt worden fey; dafs nur der Staatsbeamte in einem Gefchäftskreife, in welchem die Berührungspuncte der Staatswiffenfchaft und der Arzneylehre unzertrennlich find, diefes Problem zu löfen im Stande fey, und giebt nun dem *Lectori benevolo* zu verftehen, dafs er (Hr. *Stoll*) der Mann fey, der hier auftreten könne: denn er habe von 1793 — 1803 das Phyfikat Alsfeld im Darmftädtifchen verwaltet, und fey feit jener Zeit Medicinalrath im Herzogthum Weftphalen; zugleich werden häufig Winke gegeben, dafs es in diefem Lande — bis zur Ankunft des Hn. *St.* — etwas huronenartig ausgefehen habe. Er verfichert, dafs die in feinem Werke enthaltenen Auffchlüffe gröfstentheils Refultate eigener Erfahrung feyen, und die Grundfätze feiner Amtsführung enthalten, wefshalb er fie vorzüglich den Medicinal-Officianten feiner Provinz (in einem etwas vornehmen Tone) empfiehlt, damit fie (wie er fagt) feinen Plan im Zufammenhange fehen, und ihn recht verftehen.

Der *erfte* Theil des Werkes enthält die hiftorifch-kritifche Einleitung; der *zweyte* die Organifirung der zum Medicinal-Etat gehörigen Anftalten; der *dritte* handelt von der Organifirung des Medicinal-Perfonals und von der Medicinal-Difciplin. Nachdem Hr. *St.* einige Winke „*ad Zoilum*" gefandt hat, überrafcht er uns mit der Nachricht, dafs, obfchon fein Werk den Titel „*Unterfuchungen und Erfahrungen* u. f. w." führe, es dennoch ein in fyftematifcher Form zufammenhängendes Ganzes ausmache. Dafs es diefe „Form" habe, will auch Rec. nicht leugnen; fonft aber hat es mit einem Syftem wenig gemein. Es fcheint dem Vf. hiebey zu gehen, wie einft *Rabener* von der Mehrzahl jener Scribenten feiner Zeit fagte, welche Alles in Briefform abzufaffen fich die Miene gaben. „Es find gerade fo Briefe", fagte *R.*, „als wenn ich über jedes Blatt eines *Commentars der Pandekten* oben „Mein Herr, oder Mademoifelle!" und unten „Ich bin Ihr ergebener Diener" fchreiben wollte." — Seine Ausführlichkeit und felbft feine Wiederholungen bittet Hr. *St.* ihm nicht zur Laft zu legen, da er für ein gemifchtes Publicum fchreibe; indefs hätte ein fo alter Schriftfteller, wie unfer Vf., längft wiffen können, dafs gehäufte und zufammengefetzte Kunftwörter, holperige und verfchrobene Perioden, eingezwängte und bunt zufammengeftoppelte Phrafen, ohne Deutlichkeit und Gründlichkeit entwickelte Gedanken, durchaus nicht geeignet find, den Claffen, für welche er fchrieb, helle Begriffe mitzutheilen, fondern höchftens fich einen illuforifchen Anftrich von Tieffinn zu geben.

Das 1 Cap. des I Abfchnitts fängt damit an, dafs die fogenannte Staats-Arzneykunde nur in der Vorausfetzung der Wirklichkeit, Möglichkeit und Nützlichkeit der medicinifchen Doctrinen als wahr gedacht werden könne. Nachdem Hr. *St.* Alles, was im Allgemeinen gegen die Richtigkeit der Grundlagen der Phyfiologie, Pathologie, Therapie, Semiotik u. f. w., über die Trüglichkeit der medicinifchen Erfahrungen, und von den ewigen Widerfprüchen der Ärzte taufend- und abermals taufendmal gefagt und gefchrieben worden ift, lang und breit dargelegt hat: fo widerlegt er im 2 (eben fo wohlbeleibten) Capitel das, womit er im erften die Geduld feiner Lefer in Anfpruch nahm. Vorher verfichert er in einer eigenen Art von Pathos, dafs es zuerft und vorzüglich darauf ankomme, was man unter dem Worte „*Arzneykunde*" verftehe, welche nach feiner — wie er felbft glaubt — etwas breiten Definition nichts anders fey, als „die Kenntnifs und Anwendung naturwiffenfchaftlicher Grundfätze zur Beförderung, Erhaltung und Wiederherftellung des öffentlichen und Privat-Gefundheitswohls der im Staate beyfammen wohnenden Menfchen, mit Einfchlufs der nützlichen Hausthiere,

zur Erläuterung polizeylicher Gegenstände, bürgerlicher und Criminal-Rechtsfälle, und zur Aufklärung ungebildeter Menschen, über Ursachen und Folgen wahrnehmbarer Naturerscheinungen." Er behauptet, in der bisherigen gepressten, schulsteifen Erklärung des Wortes „Medicin" liege gerade die Ursache, warum man über das Wesen dieser Doctrin einseitig dachte, und über ihre Realität und Nützlichkeit einseitig stritte!!! Er versichert ferner, dass bey dieser Sache nothwendig in Betrachtung gezogen werden müsse, von welchem Standpuncte der Zweifler seine Angriffe auf diese Doctrin mache, und indem er den Leser mit der Ansicht *Schelling's* über den lebenden Organismus bekannt machen will, schreibt er mehrere Seiten mit vieler Beharrlichkeit ab, liest dann den jungen Naturphilosophen den Text, und giebt gleich hinterher die (*beruhigende*) Auskunft, dass eine wissenschaftliche Anleitung, um den in unseren Zeiten gefährlichen beiden Klippen in der Medicin, der auf Schwärmerey auslaufenden philosophischen Speculation und dem rohen Empirismus, zu entgehen, und dagegen aus Beobachtungen und Versuchen Erfahrungsgrundsätze zu abstrahiren, in *seinem „Versuche einer medicinischen Beobachtungskunst,"* Zürich, bey Füssli 1802, (hoffentlich noch in hinreichender Menge?) zu finden sey, widerlegt alsdann die gemachten Einwürfe gegen die Chirurgie, Geburtshülfe und das, was man aus den Widersprüchen der Ärzte, aus der politischen Arithmetik gegen ihre Gewissheit folgern wollte, giebt sich die unnöthige Mühe, *Rousseau's Bonmot: „à la bonne heure, que la médecine vienne donc sans médecin!"* zu analysiren, und mit vielem Ernste zu beweisen, dass so Etwas gar nicht geschehen könne; nennt beyläufig einen der witzigsten Menschen, die es jemals gab, (*Molière*) ganz wegwerfend den „Comödianten", so wie *Maupertius* den „Encyklopädisten", und schliesst damit, dass das geringste (ja wohl!) Verdienst der Arzneykunde darin bestehe, dass die Ärzte im Staate nothwendig seyen.

Das 1 Cap. des II Abschnitts enthält die geschichtliche Übersicht von der Anwendung der Grundsätze der Arzneywissenschaft bey der Gesetzgebung, von der ältesten Spur derselben bis zur Geschichte der Buchdruckerkunst. Hier breitet der Vf. einen ganz ungeheueren Vorrath von literarischen Kenntnissen aus: *Diodorus Siculus*, die Bücher Moses, das mosaische Recht, das *Corpus juris civilis Romani*, *Lib. sextus Decret. D. Bonifacii Papae, Boehmeri jus ecclesiasticum protestantium*, das *Corpus juris canonici, Edit. Pauli Lancelotti, Robertson's Geschichte Kaisers Karl V*, die Evangelien von Ulphilas und Otfried u. s. w. werden nicht nur angeführt, sondern (*mirabile dictu!*) sehr bestimmte Urtheile über ihren Werth gefällt. So z. B. belehrt Hr. *St.* seine Leser, dass die westphälischen Gerichte, die nach Einigen im 12, weit richtiger aber in der Hälfte des 16 Jahrhunderts durch eine verbesserte Gerichtsverfassung eingegangen seyen, am besten von *Kopp* in seiner Schrift *von heiligen Gerichten in Westphalen*, Göttingen 1794, in Beziehung auf ihre Verfassung, beschrieben worden seyen. Im folgenden Cap. wird die Geschichte bis auf die gegenwärtige Zeit fortgesetzt, und nun werden die Reichsabschiede, Karls des Fünften peinliche Gerichtsordnung, *Boehmeri Meditationes in Institut. criminalem Carol.* u. s. w. angeführt, und *Feuerbach's*, *Grolmann's*, *Kleinschrod's*, *Konopack's* und vieler anderer Rechtsgelehrten Schriften mit der Gewandheit eines Juristen empfohlen. — Im 1 Cap. des III Abschnitts wird der gegenwärtige Zustand des Medicinalwesens in verschiedenen Staaten betrachtet, nnd (mit Recht) Klage geführt, dass man in der Wirklichkeit hierin noch mehr oder weniger weit vom Ziele der Vollkommenheit entfernt sey. *Österreichs, Preussens, Baierns* Medicinalwesen wird einzeln durchgegangen. Cap. 2 untersucht Hr. *St.* die Ursachen des mangelhaften Medicinalwesens, und da holt er wieder weit aus, nämlich — von der Gründung der Staaten; alsdann rügt er das politische Übergewicht der Rechtsgelehrten, untersucht die vormalige deutsche Staatsverfassung, trifft in dieser eine grosse Menge von Mängeln an, welche der Beförderung des Medicinalwesens entgegenstanden, und hat nun die glücklichsten (!!!) Aussichten zur Verbesserung dieser Mängel im Reichsdeputationsschlusse, der *Rheinbundsacte*, und in den, durch die zu *Pressburg* und *Tilsit* abgeschlossenen Friedensverträge, in Deutschland eingetretenen politischen Veränderungen gefunden. So richtig einige Puncte hier herausgehoben sind: so abgeschmackt sind die anderen. Die Zerstückelung des deutschen Reichs in mehrere Gebiete, die ständische Repräsentation sind es gerade, wodurch eine zweckmässigere Einrichtung des Medicinalwesens am leichtesten gegründet werden kann. Sollten denn die Repräsentanten einer Provinz hierin nicht mehr guten Willen, mehr Einsicht ins Detail (durch ihre genaueren Localkenntnisse) haben, und diesen Gegenständen, um ihres eigenen Interesse willen, nicht mehr Aufmerksamkeit schenken, als diess bey einem in der Residenz lebenden Minister in der Regel der Fall ist? — Hier (wie an mehreren Stellen) scheint Hr. *St.* ganz zu vergessen, dass die Menschen, als sie in gesellschaftlichen Verein zusammentraten, auch noch andere Zwecke hatten, als den, — ihre Gesundheit zu erhalten. Einem Sultan im Orient möchte es freylich am leichtesten seyn, wenn er seinem Divan einen Medicinalrath zugesellte. Er könnte durch einen „Kapidgi-Paschi" immer den Tag bestimmen lassen, wenn die sämmtlichen (glücklichen) Unterthanen ihre Winterkleider anlegen oder ausziehen sollten, um wie viel Grade — nach dem Wärmemesser Sr. Hoheit — ihre Zimmer jetzt zu heitzen seyen u. s. w. Aber wer kann wohl die Einseitigkeit so weit treiben, dass er diesen Zweig der Gesetzgebung auf Kosten des letzten Funkens von bürgerlicher Freyheit vervollkommnet sehen wollte?

Zweyter Theil. I Abschn. Cap. 1. *Staat; höchste Staatswürde, Zweck des Staats, Ausführung der Staatsideen, Criminal- und Civil-Recht und Po-*

lizey; Scheidung und Grenzlinien derselben; Zweck der Arzneykunde in Beziehung auf den Staat; Verhältniss der Gesundheits-Polizey zur Polizey überhaupt; Mittel, diesen Zweck zu erreichen; Grundsätze der sogenannten medicinischen Gesetzgebung; Grenzen beider Tendenzen in Fällen der Anwendung; die von der Staats-Regierung zu ergreifenden Mittel der Belehrung. — Nachdem sich der Vf. in der ermüdendsten Weitschweifigkeit über den Namen der Verwirklichung der vom Staate gegebenen Ideen und ähnliche Sachen hat vernehmen lassen, und bald *Snell's* philosophische Rechtslehre, bald *Beck's* Grundsätze der Gesetzgebung, bald *Wagner's* Theodicee u. s. w. citirt hat, macht er bekannt, was bey der Abfassung der die Gesundheits-Polizey betreffenden Verordnungen zu beobachten sey, und theilt alsdann die Entdeckung mit: dass 1) zu einem jeden Gesetze eine *Veranlassung* seyn müsse; 2) dass die Verordnungen mit *Vernunft*, *Recht* und *Freyheit* übereinstimmen müssen; 3) dass die medicinischen Polizeygesetze nicht den Grundsätzen der Arzneykunde, noch weniger aber der allgemeinen Erfahrung *widersprechen*; 4) dass die Gesetze dem Zustande des Volks mit Rücksicht auf Klima, Religion u. s. w. *angemessen* seyn müssen; 5) dass jedes Gesetz, ohne Selbstkenntniss des Menschen, den es betrifft, *ausführbar* seyn müsse; 6) dass durch dasselbe *gewiss* Schaden verhütet werden könne; 7) dass es *ausführbar* seyn müsse; 8) dass seine Übertretung die Folge habe, dass der Übertreter *leicht ausgemittelt werden könne.* Heisst diess nicht „seinen Gegenstand erschöpfen"? Es fehlt wahrlich nichts, als dass noch bemerkt werde, an welchen Tagen, bey welchem Wetter und in welchem Anzuge der Gesetzgeber eine die Gesundheits-Polizey betreffende Verordnung erlassen soll. Rec. fällt dabey ein, was der Vf. des „Neuen Arztes, Leipzig 1784," den Ärzten zu ihrem Fortkommen empfiehlt: „Sie sollen nicht mit beschmutzten Stiefeln in reinliche Stuben treten, weil sie sonst der jungen Magd Mühe machen, und die Bettlacken und Röcke der Frauenzimmer beschmutzen. Auch sollen die Stiefeln nicht nach Thran riechen. Auch soll er nicht parfümirt seyn; aber auch nicht stinken, und sehr auf gute Wäsche halten, weil man sonst leicht glauben dürfe, er gebe der Frau nichts zur Seife." — Unter den allgemeinen durch die Erfahrung bewährten Regeln, die Gesundheit zu erhalten, ist uns vorzüglich aufgefallen, dass alle Schriften über populäre Medicin, welche ohne „strenge" Censur und Genehmigung der Staats-Medicinal-Direction (M) ins Publicum kommen, gleich Winkel-Apotheken behandelt werden sollen, und Verfasser, Verleger, Drucker und Verbreiter *streng* und nach den Umständen *wie Giftmischer* bestraft werden sollen. Also eine neue Inquisition, und zwar eine medicinische! Diess fehlte noch, zumal bey so verschiedenen Meinungen der Ärzte über manchen Gegenstand! Vor 12 Jahren würde jeder Brownianer die Schriften der Nichtbrownianer, und umgekehrt, zum Scheiterhaufen verdammt haben. Und nach diesem Projecte kämen in ähnlichen Fällen Verfasser, Verleger, Drucker und Verbreiter noch dazu. — Es wäre furchtbar, wenn Hr. *St.* im Herzogthum Westphalen „Pater Grossinquisitor" werden sollte! Cap. 2. *Einleitung; Begriff über Verfassung und Verwaltung des Medicinalwesens im Allgemeinen; die zum Medicinal-Etat gehörigen Personen; die Staats-Medicinal-Anstalten; Objecte der Medicinalverwaltung.* In diesem Capitel verdient herausgehoben zu werden, dass der Vf. bey der Sorge der Regierung *für den Menschen vor seiner Zeugung* auch einen Unterricht für *Heirathende in den Pflichten des Ehestands* empfiehlt. Da hier nur von den physischen Pflichten des Ehestands die Rede seyn kann: so zweifelt Rec., dass Hr. *St.*, ausserhalb eines Bordells, Frauenzimmer für sein Auditorium finden würde. Bey der Fürsorge der Regierung für den Menschen als Bürger im Staate sind solche Puncte mit aufgezeichnet, dass, wenn es jemals einem Fürsten einfallen sollte, in dem Masse für die Gesundheit seiner Unterthanen zu sorgen, wie es hier angegeben ist, provisorisch ein solcher Despotismus begründet werden müsste, dass, im Vergleiche mit einer solchen Regierung, die der hohen Pforte wahrhaft noch ein „*Gouvernement paternel*" seyn müsste. Cap. 3. *Vom Staatsarzte als Organisations-Commissär; allgemein-wissenschaftliche Bildung und Kenntniss auf den Zweck seines Wirkens bezogen; allgemeine Mittel und Verhaltungsregeln, um sich die erfoderliche Localkunde von dem zu organisirenden Medicinal-Etat zu verschaffen. Einige Winke bey der Ausführung des Organisations-Plans.* Diess Capitel hat der Vf. „*con Amore*" bearbeitet. Da er ein solches Amt selbst versieht: so begreift sich das. — Er weist die Eigenschaften und Kenntnisse, die ein Staatsarzt besitzen muss, *per enumerationem partium* nach, und man staunt ob der Menge von Kenntnissen, die der Vf. besitzen muss. Man sollte kaum glauben, dass sie sich in einem und demselben Individuum vereinigt befinden könnten. Bey einem solchen Manne wird das Sprichwort: „*non omnia possumus omnes!* vollkommen zu Schanden. Indess die Natur macht zuweilen Ausnahmen; und da Hr. *St.* diese Stelle bekleidet hat: so ist nicht zu zweifeln, dass er diese Summe von Kenntnissen wirklich besitzt. Die erste Qualität unterschreiben wir von ganzem Herzen, obschon sie sich von selbst versteht: „dieser Mann muss ein moralisch guter Mensch seyn"; und diess nehmen wir so pünctlich, dass ein Mann, der, sey es im öffentlichen oder Privat-Leben, sich nur eine Aufschneiderey oder dergl. erlaubt, nach unserem Urtheile zu dieser Stelle nicht taugt. Er soll ferner „Welt- und Menschen-Kenntniss besitzen", und (was viele Gesetzgeber und Rechnungsbeamte nicht sind), „er soll eine genaue Bekanntschaft mit den allgemeinen Grundsätzen der Arzneywissenschaft haben, so wie mit deren Hülfsdoctrinen, der Staatsarzney-Kunde, und den Medicinal-Verordnungen aus verschiedenen Ländern; er soll wenigstens eine encyklopädische Kenntniss von der Staats-Wissenschaft, von der Verfassung und Verwaltung der

europäischen Staaten überhaupt, besonders der grösseren Länder in Deutschland; er soll Polizey - Wissenschaft und Polizey - Recht, die Kenntniss der Grundsätze des Criminalprocesses inne haben; er muss einige Zweige seines Fachs in kleineren Bezirken mehrere Jahre in der Ausführung cultivirt haben." (Auch diess ist der Fall bey Hn. *St.*; er war mehrere Jahre seinem Herrn Schwiegervater, dem Physikus zu Alsfeld, adjungirt.) „Er muss die Regierungsform, die etwa durch Staatsverträge bestimmten Rechte und Verbindlichkeiten des Regenten und der Stände, wo sie noch bestehen, kennen." (Seit der rheinische Bund, den der Vf. so wohlthätig für das Medicinalwesen geschildert hat, seine goldenen Früchte umher gestreut hat, existiren diese beynahe in Deutschland nirgends mehr; und so hat denn der Rheinbund noch ein Verdienst mehr um die Staatsarzneykunde, dass nämlich der Staatsarzt diese Rechte nicht mehr zu studiren braucht.) „Auch die politische Verfassung der Geistlichkeit, des Nähr-, Wehr- und Lehr-Standes u. s. w. soll er kennen." Rec. fällt bey der Aufzählung aller dieser Eigenschaften des Staatsarztes die Summe der (positiven und negativen) Qualitäten des Hofmeisters bey, welcher im Tristram Shandy gesucht wird: „Auch soll er nicht mit dem Munde pfeifen, während er sein Wasser lässt."

II Abschnitt. 1 Cap. *Recht der Unterrichts - Polizey: Vorbereitungs - Bildung auf den Gymnasien; die Universität als allgemeine Bildungs - Anstalt; bestimmte Lehr - Norm und Lehr - Bücher; Grundsätze der Ordnung im Lehrvortrage; Methodenlehre und Encyklopädie; Ursachen ihrer fehlerhaften Beschaffenheit; Grundsätze, die bey Würdigung derselben in Betracht kommen; Übersicht der medicinischen Doctrinen; Zeitraum der Erlernung derselben.* Bey den Universitäten Deutschlands bemerkt er, dass die ausgezeichneten Gelehrten, deren Deutschland so viele besitzt, nicht durch Universitäts - Unterricht gebildet worden seyen: aber *Halbwisser mit unverdauter Gelehrsamkeit* seyen aus diesen Instituten *in Menge* hervorgegangen. Wie ungerecht! Ein Mann, der nur halb so viel Ansprüche macht, als Hr. *St.*, müsste schon wissen, dass man auf keiner Universität der Welt gescheidt und weise gemacht werden kann; dass man aber dort die Mittel dazu erhält, und die Wege vorgezeichnet findet, wie man zu diesem Zwecke gelangen kann. Geister, wie *Goethe's* Muhammed sagt, begünstigt vom Himmel, die durch sich selbst sind, Alles sind, und Nichts dem Ahnherrn schuldig, nichts der Welt, gehören bekanntlich unter die seltenen Ausnahmen; der Rest jener, welche, ohne eigentlichen akademischen Unterricht genossen zu haben, — hier ist die Rede von den Ärzten — sogenannte Gelehrte geworden sind, wie diess z. B. bey gewesenen Barbierern und dergl. der Fall ist, trägt wahrlich einen nicht leicht zu verkennenden Stempel an der Stirne, den keine Anmassung verwischen kann. — Im Studienplane, den Hr. *St.* für junge Mediciner entwirft, schreibt er vor, dass sie im zweyten Semester die *Zergliederung der Metalle* (was diess wohl seyn mag?), im dritten die Physik und im vierten erst die Mathematik studiren sollen. Wenn der Vf. einen solchen Cursus selbst gemacht hat: so sind manche Dinge in seinem *Systeme* sehr gut begreiflich. Cap. 2. *Die medicinische Facultät nebst ihren Hülfswissenschaften als Bildungsanstalt für junge Ärzte; Specialschule für Heilkünstler, mit Rücksicht auf Reil's Pepinière, Bildung für Thierärzte, Bildungsinstitut für Apotheker u. s. w.; Unterrichtsweg für Mechaniker, welche chirurgische Instrumente und Bandagen verfertigen; Institut für Hebammen, barmherzige Brüder, Kinderwärterin, Rabbi, der die neugebornen Judenknaben beschneidet, Beschlagschmidt und andere thierärztliche Handlanger.* Diess grosse Capitel enthält mitunter theils lächerliche, theils absurde Behauptungen und Vorschläge. In Beziehung auf die Anatomie versichert er, dass die Summe für das anatomische *Gebäude* nebst den nothwendigen Erfodernissen nicht über 6000 Thlr. betragen müsse. Was die botanischen Gärten betrifft: so sey es Geldes genug, wenn die *ganze Anlage* nicht über 2000 rheinische Gulden betrüge; dem Heilkünstler genüge die medicinische Botanik! Desshalb soll dieser sich nur mit den officinellen Pflanzen beschäftigen, und solche, nicht sowohl nach gangbaren Systemen, als nach ihrem Habitus und ihrer Verwandtschaft kennen lernen; daher hält er Treibhäuser u. s. w. für überflüssig. Über die chemischen Laboratoria sagt er, „dass eine Einrichtung dieser Art selten auf Universitäten zu Stande komme, oder wenn sie wirklich vorhanden sey, der Unterricht einseitig bleibe, oder das Institut gleichsam wieder eingehe." Man weiss wahrlich nicht, ob man seinen Augen trauen soll! Welche Universitäten mag Hr. *St.* wohl kennen? Wo hat er selbst studirt? Es ist am zweckmässigsten, sagt er S. 148, wenn den studirenden Medicinern aufgegeben wird, gleich den Apothekern, Chemie, Pharmacie und Waarenkunde, die auf Universitäten äusserst selten (!!!) ein Gegenstand des öffentlichen Unterrichts ist, auf einem pharmaceutischen Lehrinstitute zu lernen. Hier — setzt er sehr naiv hinzu — findet der Zögling Alles beysammen, und kann während seiner akademischen Jahre, wenn dieses Institut nicht im Universitätsort etablirt ist, von da so lange sich entfernen, als zur Erlernung dieser Doctrinen Zeit erfoderlich ist. Was mag der gute Mann für eine Idee vom Studium der Chemie haben! Nachdem er ferner die Frage untersucht und deren Beantwortung versucht hat, ob die Universitätsapotheke das Eigenthum des Staats, der Universität, oder eines Privaten seyn soll: belehrt er den Leser, dass eine Sammlung von Naturalien, einen physikalischen und mathematischen Apparat, einen Vorrath von chirurgischen und geburtshülflichen Instrumenten, Maschinen und Bandagen nicht der Staat, sondern allemal die Professoren, welche diese Fächer lehren, anzuschaffen hätten. Denn so wie man von einem *zünftigen* Schuhmacher fodere, dass er die zur Verfertigung seiner Arbeiten nöthigen Werkzeuge aus eigenem Vermögen besitze: so müsse diess auch bey dem Lehrer der Chirurgie u. s. w. der Fall seyn.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

MEDICIN.

ZÜRICH, b. Orell, Füfsli u. Comp.: *Staatswiffenfchaftliche Unterfuchungen und Erfahrungen über das Medicinalwefen nach feiner Verfaffung, Gefetzgebung und Verwaltung*, von Dr. *J. Stoll*, I—III Th. u. f. w.

(Fortfetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenfion.)

Von den Entbindungshäufern, fo wie von dem Hofpitalwefen überhaupt, behauptet der Vf., dafs ihre beiden Zwecke, Krankenbeforgung und praktifche Bildung, fich auf Einem Wege nicht wohl erreichen liefsen. Ohne Lachen konnte Rec. nicht lefen, was Hr. *St.* zur Ergänzung des von ihm vorgefchlagenen Fonds zur Unterhaltung eines Entbindungshaufes vorfchlägt: nämlich *freywillige* Beyträge fämmtlicher Einwohner! Und diefs im J. 1812, in der Periode des überglücklichen Rheinbundes, als gezwungene und freywillige Beyträge ohne Zahl und ohne Namen waren! — In Hinficht auf die praktifche Erziehung der jungen Ärzte führt Hr. *St.* fehr breit die bekannten Gründe und Gegengründe an, ob ein grofses Hofpital, oder eine befondere Abtheilung deffelben, oder ein ambulatorifches Clinicum hiezu tauglicher fey; dann handelt er von *Reil's Pepinieren*, denen er im Ganzen das Wort fpricht; verfichert, dafs der Staat nur alsdann eine hinlängliche Anzahl nützlicher Thierärzte erhalten werde, wenn der Plan feines ehemaligen Collegen *Bojanus* ausgeführt würde, und läfst fich nun bey der Bildung des Apothekers (wieder bis zum Ekel ausführlich) in das ehemals aufgeftellte Project des Hn. *Wenderoth* ein, das offenbar gut gemeint, aber auch unleugbar als das Product eines jungen Mannes anzufehen war, der durch Aufftellung paradoxer Behauptungen einiges Auffehen zu erregen ftreben mochte. Ein fehr urtheilsfähiger Mann, Hr. *Gehlen* in München, hat diefe Vorfchläge fchon lange eben fo gründlich beleuchtet als widerlegt. Nach Hn. *Wenderoth* follte in den Ländern eine allgemeine Landesarzney-Waaren-Niederlage, mit einem pharmaceutifch-chemifchen Laboratorium u. f. w., errichtet werden. Die Erfahrung der letzten Zeiten hat uns wohl alle belehrt, dafs es fehr gut war, dafs diefes Project der zahllofen Schwierigkeiten wegen unausführbar ift, und bleiben wird. Denn wären auch die Apotheken noch ein Regale geworden, wie es der Tabaks- und Salz-Handel in manchen Ländern gewefen ift: dann möchte wohl nicht nur der Beutel der Kranken, fondern auch Leben und Gefundheit mehr gefährdet worden feyn, als bey der heillofeften Nachläffigkeit mancher Apotheker vielleicht nicht ärger gefchehen könnte. Beym Unterricht der Hebammen hält Hr. *St.* für das Befte, wenn Hebammen durch Hebammen unterrichtet werden; da aber folche lehrende Hebammen fchwer zu finden feyen: fo follen diefelben nicht durch einen Hebammenlehrer, fondern durch Diftrictsärzte, und zwar nach einem *allgemein* eingeführten Lehrbuche (alfo wie in den franzöfifchen Lyceen), unterrichtet werden. — In der Lehre von den Krankenwärtern giebt Hr. *St.* dem Weifen von Cos, der bekanntlich lehrte, dafs nicht nur der Arzt, fondern auch die Umftehenden bey dem Kranken thätig feyn müffen, einen Seitenhieb, indem er (Hr. *St.*) behauptet, diefs wiffe jeder Arzt, der nur ein Jahr am Krankenbette gehandelt habe, dafs die Umftehenden die Hauptbedingung der Genefung ausmachten. Dann kömmt er zu den barmherzigen Brüdern, befchuldigt fie der Beförderung des Aberglaubens, behauptet, dafs fie meiftens gemeine, ungebildete Handwerker, in Mönchskutten gehüllte Hausknechte feyen, welche durch privilegirten Bettel ihre Einkünfte und ihre Bequemlichkeit vermehrten, und fich mit Beforgung der Kranken abgäben; dafs fie nicht einmal die Fähigkeit befäfsen, ärztliche Kenntniffe zu fammeln. Rec. weifs nicht, ob fich noch in unferen Zeiten von diefen Anftalten einige erhalten haben; wohl aber möchte er Hn. *St.* fragen, ob er jemals und vorurtheilsfrey eine folche Anftalt felbft gefehen habe. Rec. kann verfichern, dafs er auf feinen literärifchen Reifen mehrere gefehen hat, aber nicht eine darunter, worauf diefe *Epitheta ornantia* pafsten. Die Gefchichte der Chirurgie lehrt fogar, dafs manche Glieder diefes Ordens berühmte Wundärzte waren. Ob fie betteln, ift uns nicht erinnerlich; follten fie aber diefs thun: was wäre es denn anders als freywillige Beyträge fammeln, wie Hr. *St.* zur Dotirung der Accouchirhäufer vorgefchlagen hat? Wir geftehen frey, dafs wir es nicht über uns bringen könnten, in einem folchen Falle unfer Scherflein nicht beyzutragen, fo wenig wir auch Luft haben, jemals Kapuciner oder Franciskaner ernähren zu helfen.

Cap. 3. *Gebär-, Findel- und Waifen-Häufer. Schutzpockenimpfinftitute. Vorkehrungen gegen anfteckende Krankheiten. Krankenhäufer und Communal-Verpflegungsanftalten für Kranke. Militär-Feldhofpitalwefen. Apotheken. Bade- und Brunnen-Anftalten. Rettungs-Apparate bey Scheintodten und anderen Kranken. Geburtslager.* Die Gebär-

häuser hält der Vf. in kleinen Provinzen und auf dem Lande für überflüssig; und die Findelhäuser sollen die Moralität noch mehr verderben. Unmöglich kann die Erfahrung, worauf sich Hr. *St.* beruft, für diese Behauptung sprechen. Sollte ein Mädchen wirklich in dem kritischen Augenblick hieran denken? Die ausser der Ehe Geschwängerten sind in der Regel bloss gefallene, nicht eigentlich entehrte, ihren Leib verkaufende Dirnen; und soll der Staat nicht schuldig seyn, die Folgen von dem, was er zu heben ausser Stand ist, für den Staat und die Individuen so wenig nachtheilig, als es die Natur der Sache erlaubt, zu machen? Über Waisenhäuser und Vaccination das Bekannte; so wie über die zu treffenden Anstalten bey ansteckenden Krankheiten von Menschen und Thieren. — In Beziehung auf die Hundswuth schlägt Hr. *St.* unter anderen eine halbjährig zu haltende Hundeschau vor. Durch das Lächerliche, das an diesen Vorschlag geknüpft werden würde, müsste ohne Zweifel der guten Sache mehr geschadet als genützt werden. — Was die Hospitäler betrifft: so ist Hr. *St.* der Meinung *Metzger's*, dass man keine neuen bauen, und die alten eingehen lassen müsse, und dass man dafür die armen Kranken in ihren Häusern verpflegen, und durch die Districtsärzte behandeln lasse; bloss in grossen Städten, bey Contumazanstalten u. s. w. sollten Hospitäler Statt haben, womit Rec. ganz einverstanden ist. Bey dem Artikel „Militär-Feld-Hospitalwesen" ist die Kunde, „dass jetzt der Krieg weniger unmenschlich geführt werde, dass die Vorposten nicht auf einander feuern," das Interessanteste. Bey des Vfs. Project zur Einrichtung einer Apotheke ist es sehr schwer — *satiram non scribere.* Hier ist Alles bemerkt, und durch eine Handzeichnung auf das lehrreichste versinnlicht. „Die Officinen bilden in der Regel Quadrate," sagt er, „besser scheint es mir, wenn die beiden hinteren Winkel des Quadrats, der Gangthüre gegenüber, stumpf abgeschnitten werden, so dass dadurch ein Oval gebildet wird" u. s. w. Das ganze Detail ist so genau, dass Rec. zuweilen in Versuchung gerieth, zu glauben, er läse ein Wacht-Reglement aus irgend einem (weiland) Kamaschendienste. Unter den Rettungs-Apparaten soll jeder Apotheker auch einen *hydraulischen* (!?) Apparat besitzen; und von den Geburts-Stühlen wird versichert, „dass der männliche Mensch mit seinem gebärenden Weibe auf dem Schoosse — der *natürlichste und beste* Geburtsstuhl sey."

Cap. 4. *Irrenhäuser. Gefängnisse, Zucht- und Arbeits-Häuser. Institute für Taubstumme und Blinde. Wollusthäuser; Schauspiele. Leichenhäuser; Beerdigung. Begräbnissplätze; Benutzung der alten Kirchhöfe zu Industrie-Gärten, als die zweckmässigsten gymnastischen Übungsörter.* Bey Gelegenheit der Bordelle thut Hr. *St.* den äusserst sonderbaren Vorschlag, dass die Lustmädchen streng angehalten werden sollen, „ein vielfarbiges Band am Kopfputze oder *besser* Schuhe von zweyerley Farbe" zu tragen. Die Massregel, die Dirnen in den Wollusthäusern, in Hinsicht auf venerische Ansteckung, von Zeit zu Zeit durch Ärzte untersuchen zu lassen, hält er für verkehrt, und schlägt dagegen vor, dass die Mannspersonen beym jedesmaligen Eintritte in ein solches Haus sich der Untersuchung zu unterwerfen hätten. Man sollte fast glauben, Hr. *St.* kenne das Leben und Treiben grosser Städte gar nicht. Würden nicht jene Abzeichen und diese Schwierigkeiten diesen Subjecten die erste Veranlassung seyn, gerade das, was man durch das Dulden solcher Anstalten bezweckt, ganz zu umgehen (mehrere andere damit verbundene Inconvenienzen nicht einmal dabey in Anschlag zu bringen)? Der Staat soll und darf nicht Hurerey begünstigen; aber in unserem bürgerlichen Leben ist es nun einmal unvermeidlich, dass eine grosse Menge junger Menschen beiderley Geschlechts, trotz des lebhaftesten Zurufs des Temperaments, ehelos zu seyn gezwungen ist, und hier muss das kleinere Übel dem grösseren vorgezogen werden, da doch natürliche fleischliche Vergehen nicht mit Feuer und Schwert bestraft werden können. Über das zu frühe Beerdigen — das Gewöhnliche, und mitunter wieder sehr übertrieben. Eben diess ist der Fall mit den Begräbnissplätzen. Dass man über solche Plätze spazieren könne, und also „die morschen Reste der uns im Leben Liebgewesenen gleichsam mit Füssen trete," findet der Vf. unanständig; dagegen schlägt er (einige Seiten später) die durch Anlegung neuer Kirchhöfe ausserhalb der Gemeinden nun unnütz gewordenen alten Kirchhöfe zu Industrie-Gärten für die Kinder vor, wo es denn doch — von des Vfs. Standpunct die die Sache betrachtet — unanständiger wäre, wenn die Schulkinder auf den Köpfen ihrer Ältern oder doch Grossältern, Oheime und Muhmen jetzt schon ihren Kohl zu pflanzen anfingen. Bey dieser Gelegenheit giebt er denn auch zu verstehen, dass er den neuerdings wieder vorgeschlagenen gymnastischen Übungen nicht sonderlich gut ist, weil bey denselben „der Geist wenig, oder doch nicht in der Beziehung, als sich auf einem anderen Wege erreichen lässt, beschäftigt wird, und — diese Mechanik des Körpers mehr für Knaben als Mädchen berechnet ist." Ein Mann, wie Hr. *St.*, der wenige Blätter früher durch Citate bewies, dass er sogar im Talmude bewandert ist, hätte doch wissen können, was schon Galen von dieser Sache sagte, und Plato rieth: „die Seele nicht ohne den Körper, so wie den Körper nicht ohne die Seele zu üben, damit durch die daraus fliessende Übereinstimmung der Kräfte von beiden auch beide gesund bleiben u. s. w.!"

Dritten Theils I Abth. Cap. 1. *Einleitung. Medicinal-Direction von dem Standpuncte der älteren Normen betrachtet; Protomedicus; medicinische Facultät; Medicinal- und Sanitäts-Collegien; Verfassung der Medicinal-Collegien in dem ehemaligen Kurfürstenthum Kölln. Medicinal-Referenten bey den höheren Staatsverwaltungs-Behörden. Vollziehungs-Medicinal-Beamten — ihre Nothwendigkeit im Staate, und das staatsbürgerliche Verhältniss derselben zu prakticirenden Heilkünstlern, Advocaten; übrige Glieder des Medicinal-Etats. Organische Verbindung der,*

den Medicinal-Etat constituirenden Personen. Allgemeine Grundsätze. Medicinal-Directorium — Räthe — Fiscale — Vollziehungs-Officianten; technische oder wissenschaftliche Behörde (Medicinal-Collegien). Erläuterungen und Modificationen, mit Rücksicht auf verschiedene grosse und kleine Staaten, und die nach dem Muster der französischen Verwaltungs-Behörden einzurichtende Medicinal-Verfassung. Der erste Gegenstand dieses Capitels ist vorzüglich ausführlich und ganz in dem auf jedem Blatte dieser Schrift wehenden Geiste abgefasst. Alles bis zur ekelhaftesten Weitläuftigkeit, mit der überall durchblickenden „Schriftsteller-Politik," d. h. ohne irgend einem Manne „von Bedeutung" geradezu zu widersprechen, durchgeknetet; und am Ende ungefähr das Resultat, dass, so wie es jetzt zu Arnsberg ist — seit Hr. *St.* sich dort befindet — da wohl die Einrichtungen am besten seyn dürften. Den medicinischen Facultäten ist der Vf. gar nicht günstig; nicht einmal mit den Prüfungen, welchen die Medicinal-Staats-Glieder sich vor ihrer Anstellung zu unterziehen haben, dürfen sie sich (nach Hn. *St.*) befassen. Auch einen Protomedicus will er nicht gestatten, sondern Ein Arzt (Medicinalrath) soll den Regierungs-Collegien einverleibt werden, und die hieher gehörigen Gegenstände mit den übrigen Gliedern in Berathung nehmen! Da nun aber die übrigen keine Ärzte sind: so tritt ja gerade der Fall ein, wie beym Protomedicus. Ist dieser Arzt ein einseitiger, etwa unwissender und zugleich anmasender Mann u. s. w.: so finden gerade dieselben Mängel Statt, die beym Protomedicus gerügt wurden. Warum kein Collegium von Ärzten? Warum soll denn die Maschine so complicirt, und für den Staat so kostbar werden? Würden die Projecte, die Hr. *St.* aufgestellt hat, realisirt: so bildete das Medicinalwesen gewissermasen einen *statum in statu;* und verwendete der Staat nur die Hälfte von dem, was hiezu erfoderlich wäre, dazu, Landärzte, Wundärzte, Hebammen u. s. w. anzustellen und zu besolden: so würde unendlich mehr Gutes gestiftet. Wir haben den Fall vor Kurzem im ehemaligen Herzogthum Berg gehabt. Man ernannte und besoldete (neben dem *Collegium medicum* zu Düsseldorf) Departements-, Districts-Ärzte u. s. w., und in einem grossen Theile des Landes war weder ein Arzt, noch ein Chirurgus besoldet; manche Gegenden hatten daher blos solche Medicinalpersonen, die nur für den Augenblick ihr Unterkommen suchten, während jene meistens in den Bureaux der Präfecten und Unterpräfecten Arrêtés, Verordnungen u. dergl. veranlassten oder verfertigen halfen, die durch neue bald wieder verdrängt oder vergessen wurden. Was sollte es denn endlich noch mit dem vormaligen Restchen von Freyheit, welches man — während das Werk des Hn. *St.* geschrieben wurde — eben noch zwischen die vier Wände geflüchtet hatte, geworden seyn, wenn diese Pläne unglücklicher Weise realisirt worden wären! Ein medicinischer Despotismus — bis ins Innere jedes Haushalts dringend — fast den „*droits réunis*" ähnlich, würde der Vormundschaft, die sich der Regent in manchem Lande über alle Handlungen der Unterthanen anmasste, die Krone aufgesetzt haben. Dazu kommt nun, dass über manche — am meisten besprochene — Gegenstände der med. Polizey noch eine grosse Verschiedenheit der Meinungen obwaltet. Man denke (um nur Ein Beyspiel anzuführen) an das Verzinnen. Während in einer langen Reihe von Jahren die Ärzte gegen die Gefahr declamirten, welche mit Bley verunreinigtes Zinn auf unsere Gesundheit hervorbringe, bewies jetzt *Proust*, dass Zinn, welches man zu Gefässen oder zum Verzinnen anwendet, fast die Hälfte Bley enthalten könne, ohne dass eine bedeutende Verunreinigung der darin gekochten Flüssigkeiten mit Bley zu befürchten sey. Was könnte, was müsste diess für eine Wirkung auf das grosse Publicum hervorbringen, wenn heute diess, morgen das Entgegensetzte befohlen und mit Strenge durchgesetzt würde! Belehren, rathen, leiten muss der Staat seine Bürger in solchen Dingen meistens: nur selten, und gewiss nicht in noch unausgemachten Dingen, befehlen, und mit Strenge verfahren. Und wie herabwürdigend für die Ärzte und das ganze Personale, wenn durch einen Projectenmacher, der sich gerade eine solche Oberstelle in der Hierarchie zu verschaffen gewusst hat, stets — mehr oder weniger — ein Corporal-Stock geschwungen wird, und ein solcher „medicinischer" gnädiger Herr seine Collegen betrachtet und wohl behandelt, wie ehemals bisweilen ein Capitän seine „ihm gnädigst untergebene" Compagnie! Es sind, wie Rec. glaubt, hier feine, und dem Manne von Erfahrung und gesundem Takt leicht wahrzunehmende Grenzen, *quas ultra citraque nequit consistere rectum.* Zweckmässiger Unterricht auf Schulen, gute höhere Lehranstalten, wo der Jüngling nicht bloss gelehrte, sondern auch durch Apparate und die nothwendigen Institute eine für das praktische Leben brauchbare Bildung erhält; zweckmässige Besoldung für die Physiker u. s. w., und dabey in jeder Provinz ein Collegium medicum, oder wie man es nennen will, aus einigen — den allgemeinen Ruf für sich habenden — Ärzten, in Verbindung mit einem Rechtsgelehrten, bestehend, macht, nach unserem Dafürhalten, sehr Vieles, was Manche (die lieber befehlen, als ihre Kunst ausüben) *sesquipedalibus verbis* fleissig preisen und posaunen, höchst überflüssig.

Cap. 2. *Allgemeine Bedingungen zur Legalisation der Medicinalpersonen, besonders was die Prüfung überhaupt betrifft. Zweck der Prüfungen und die dabey zu beobachtende Methode. Regeln, welche das Medicinal-Colleg vor jeder Prüfung zu beobachten hat. Normen zur Prüfung der Ärzte, Thierärzte, Chirurgen, Geburtshelfer, Apotheker, Apotheker-Gehülfen, Hebammen, Krankenwärter, thierärztliche Handlanger, Beschlagschmiede, Schweinschneider. — Was während der Prüfung geschehen und nicht geschehen soll. Was nach derselben: Censur und Gutachten über das Prüfungs-Protocoll. Bemerkungen über das Facultäts-Examen und die Ertheilung akademischer Würden.* Auch dieses Ca-

pitel enthält höchst sonderbare Behauptungen. So z. B. giebt Hr. *St.* der Prüfung in der *Landessprache* den Vorzug. Wüsste er doch, was so viele Ärzte seit langen Zeiten wussten, und was noch neulich die kön. preussische Regierung in einem Publicandum wegen der Qualification zum ausübenden Arzte so schön und wahr aussprach: „*Ohne Humaniora ist kein gründliches Wissen möglich.* Der Mangel dieses Grundes zeigt sich durch das ganze Leben in allem wissenschaftlichem Beginnen, man könnte wohl sagen, in der ganzen Denk- und Handlungs-Weise eines Menschen. Wem nie der Geist der Alten in ihrer Kraftsprache zusprach, der behält eine Lücke in seinem Geist, die durch nichts auszufüllen ist. Am meisten gilt diess von der *Heilkunde*, wo nicht bloss der Geist, sondern auch die Sprache der Alten so wesentlich in das ganze Studium eingreift, und wo es ja das einzige Mittel bleibt, den wissenschaftlich Gebildeten vom Empiriker zu unterscheiden!" Und diess ist der Grund, warum die Prüfung eines Arztes in der *lateinischen Sprache* geschehen sollte. Ist er diess nicht zu leisten im Stande: was kann er dann für eine humanistische Bildung erhalten haben? Wahrlich! es gehören keine Argus-Augen dazu, um einem solchen ehemaligen Bartscherer, bey allen Anstrengungen, die er sich später gegeben haben mag, und bey Allem, was er Wirkliches oder Scheinbares geltend zu machen hat, dennoch das „Becken" noch unter dem Arme hervorragen zu sehen. — Nachdem Hr. *St.* sich über das Examiniren im Allgemeinen ausgedehnt, und bis zum Ekel genau deliberirt hat, ob es besser sey, die Examina schriftlich oder mündlich vorzunehmen: bestimmt er die Dauer der Prüfungen der Medicinalpersonen erster Classe auf *drey* Tage, jeden Tag zu *acht* Stunden!! Er erklärt es für eine falsche Voraussetzung, dass, wenn der Candidat einige Fragen aus verschiedenen Zweigen seines Fachs richtig beantwortet habe, ihm die übrigen als bekannt erlassen werden könnten; man müsse vielmehr über *Alles*, was er nothwendig wissen soll, fragen. Rec. examinirt schon lange, und wahrscheinlich weit länger und öfter als Hr. *St.*, hat auch dabey den Ruf, sehr strenge bey den Examinibus zu seyn, und steht dennoch immer noch in der von Hn. *St.* oben bemerkten „falschen" Voraussetzung. Wenn die Fragen verständig, also gründlich, eingreifend und gewissermassen erschöpfend sind: so bedarf es wahrlich dieser Zeit und Umständlichkeit nicht, um die Kenntnisse des Examinanden gehörig zu erforschen. Aber so geht es, wenn in einem kleinen Wirkungskreise die Herren nicht wissen, wo sie mit ihrer „Thätigkeit" hinreichend Spielraum finden können: dann wird Alles zu einer unerträglichen pedantischen Förmlichkeit geschroben, und zum medicinischen Kamaschendienst, der mit dem militärischen aus derselben Quelle seinen Ursprung nimmt. — Unter den generellen Fragen, die Hr. *St.* den Candidaten vorlegt, sind einige höchst sonderbare. Z. B. was ist ein Arzt, Geburtshelfer u. s. w.? Welche Zwecke hat der Arzt, Geburtshelfer u. s. w.? Auf *welchem Wege* will Respondent (Wundarzt, Geburtshelfer, Apotheker) sich seine Instrumente und Geräthschaften am besten verschaffen? Welche Verdienste hat *Lavoisier*, *Winterl*, *Karl Schmidt* um die Chemie? Was die letzte Frage betrifft: so muss Rec. gestehen, dass er im Examen bey Hn. *St.* nicht bestehen würde: denn von dem Karl Schmidt ist ihm nichts bekannt. Wenn diess nicht etwa ein *Error calami* ist: so möchte es wohl bloss ein „*Casus pro amico*" seyn.

Nun folgen Prüfungs-Normen für den Arzt und Heilkünstler. Darunter sind freylich gar viele Fragen, bey deren Beantwortung oder Nichtbeantwortung man allerdings noch nicht weiss, ob der Candidat ein geschickter Arzt ist oder nicht. Z. B.: Welche Begriffe verbindet man mit den Wörtern Arzneywissenschaft, Arzneylehre, Heilkunde, Heilkunst u. s. w.? Giebt es eine Arzneywissenschaft? Was ist Elektricität? Was ist Magnetismus? Für den Wundarzt: Was ist Chirurgie? Welches ist der oberste Grundsatz der Chirurgie? In welcher Doctrin soll der Wundarzt vorzüglich bewandert seyn? u. s. w. Für den Geburtshelfer: Welchen Zweck hat die Entbindungskunst? Worauf beruht der Unterschied zwischen dem Geburtshelfer und der Hebamme? Welche Theorie der Zeugung ist die wahrscheinlichste? Für den Apotheker: Woraus ersieht man, ob das *Acidum tartaricum* freye Schwefelsäure oder *Weinsteinsäure* (?!?), Kalkerde enthalte? Für die Hebammen: „Sagt mir doch, gute Frau, welche Kenntnisse und Eigenschaften eine brave und wohlunterrichtete Hebamme haben soll?" Offenbar ist diess ein Wink für die Leser, um in ähnlichen Fällen die „*Courtoisie*" kennen zu lernen.

Gegen die Promotionen der Ärzte ist Hr. *St.* sehr aufgebracht. Er erklärt sie für ein „blosses Erwerbsmittel für akademische Lehrer." Hr. *St.* hat entweder auf einer Universität studirt, deren medicinische Facultät unter aller Kritik ist, und er schliesst von dieser auf alle anderen; oder sein Gemüth ist von unbegrenzter Parteylichkeit bestrickt. Denn was er hier sagt, ist theils ganz ungegründet, theils im höchsten Grade übertrieben; und wenn es Universitäten giebt, die sich dadurch entehren, dass sie die akademischen Grade, ohne vorgängige strenge Prüfung, an Unwürdige verkaufen: so giebt es wahrlich ihrer auch noch genug, die nie die Würde dieser alten ehrwürdigen Einrichtungen compromittirt haben: Einrichtungen, die, wenn sie begriffen und ihrem Zweck nach gehandhabt werden, weit über das seichte Geschwätz von Hn. *St.* erhaben sind.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

MEDICIN.

ZÜRICH, b. Orell, Füfsli u. Comp.: *Staatswissenschaftliche Unterfuchungen und Erfahrungen über das Medicinalwesen nach feiner Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung*, von Dr. J. Stoll, u. f. w.

(Beschlufs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Cap. 3. *Approbations-Act überhaupt. Allgemeine Grundfätze bey Ertheilung der Approbations-Patente, in Anfehung ihrer Dauer und ihres Umfanges, in Beziehung auf verfchiedene Medicinalglieder. Apotheker-Conceffionen. Verfchiedenheit ihres Inhalts und deren Urfachen. Nachtheilige Folgen der auf Kinder und Erben lautenden Conceffionen; insbefondere von der Schädlichkeit der Exclufiv-Privilegien, und von dem wahren Begriffe einer Apotheker-Conceffion. Ertheilung, Beftätigung, Umfchreibung und Einziehung der Apotheker-Conceffionen, mit Rückficht auf das Selbftdispenfiren der Ärzte. Einflufs der Polizey bey der Veräufserung einer Apotheke, namentlich bey dem Verkaufe derfelben. Wann und unter welchen Umftänden eine Gemeinde- oder Privat-Apotheke zu verkaufen, zu verpachten oder zu adminiftriren fey, und von den dabey zu beobachtenden Grundfätzen, mit Beziehung auf die Conceffions-Ertheilung.* Der Tadel, den der Vf. auf „befchränkte" *Licentiam practicandi* wirft, welche in einigen Ländern von Medicinal-Collegien ertheilt wird, d. h. wo dem Examinirten in feinen Approbations-Schein eingerückt wird, dafs er, wenn es verlangt wird, fich von Neuem dem Examen zu ftellen habe, fcheint Rec. ganz ungegründet. Es ift vielmehr ein Mittel, den Trägen anzufpornen, ftets auf der wiffenfchaftlichen Bahn fortzufchreiten; und alfo ein heilfames Schutzmittel gegen das Verbauern. — In Beziehung auf die Apotheken ganz das Bekannte, nur wieder in der ekelhafteften Gedehntheit. Cap. 4. *Vom Eide überhaupt; Dienfteid, Fehler bey dem Verpflichtungsacte der Medicinalperfonen in Anfehung der Behörden, Eidesformeln und Formalitäten. Wer die Beeidigung vorzunehmen hat, und was befchworen werden foll. Verpflichtungsformeln, oder Inftructionen über die wefentlichen Pflichten der Ärzte u. f. w. Öffentliche Bekanntmachung der gefchehenen Legalifation der Medicinalperfonen.* Zuerft *Kant's* und *Anton's* Meinung über den Eid; dann wieder ein Breites über den Eid der Medicinalperfonen. Hr. *St.* mifsbilligt, dafs die medicinifchen Facultäten die von ihnen creirten Doctoren in *Eid und Pflichten* nehmen. — Den hippokratifchen Eid hält er für unfinnig und graufam. — Cap. 5. *Nachtheilige Folgen der übergrofsen und zu geringen Anzahl und ungleichen Vertheilung der Medicinalperfonen; Nothwendigkeit eines Normalmafses. Allgemeiner Grundfatz der gleichmäfsigen Vertheilung der Medicinal-Officianten, und deffen Anwendung. Beurtheilungs-Momente zur Beftimmung der Gröfse des Perfonals und der Anftalten im ganzen Medicinal-Etat; Arealgröfse, Bevölkerung, perfonelle Verhältniffe, Verbindungswege, Wohnörter der Medicinalofficianten, politifch-arithmetifches Verhältnifs der Kranken zu den Gefunden, Gröfse der Fonds, und die gemeine Erfahrung mit Vorficht in einzelnen Fällen. Erläuterungen, in Beziehung auf Errichtung neuer Apotheken, und Anftellung von Hebammen. Überficht von der Anzahl der medicinifchen Bildungs- und anderer Anftalten, und der Medicinalperfonen in einem Staate von gegebener Gröfse und Bevölkerung — bey dem Lehr-, Civil- und Militär-Stande. Mittel, die Zahl der Medicinalperfonen im Normalmafse zu erhalten. Allgemeine Bemerkungen über Perfonalbeftellung der Staats-Medicinalofficianten; Concurs; Ruf; Wahl, befonders der Hebammen; und pharmaceutifches Conditions-Bureau.* Der Vf. ift ungehalten darüber, dafs noch jetzt in vielen Ländern den im Dienfte der Kranken ftehenden Individuen lediglich überlaffen bleibt, da ihre „Buden" (wie er fich auszudrücken beliebt) aufzufchlagen, wo fie es ihrer Bequemlichkeit und ihrem Vortheile am angemeffenften finden; und ift der Meinung, dafs diefs durchaus nicht gefchehen dürfe. In diefem Capitel find abermals Grundfätze eines medicinifchen Defpotismus aufgeftellt, die, wenn fie confequent durchgeführt würden, die Kunft herabwürdigen, und den ehrenwerthen Stand der Ärzte und Wundärzte in den erbärmlichften Zunftzwang (nur in einer anderen Manier) einpferchen würden. Überhaupt ift das Ganze in einem Geifte gefchrieben, wonach fich hoffen läfst, dafs die menfchliche Gefellfchaft einft noch nach den Gefetzen der Geftüte werde behandelt und gehandhabt werden, worauf es von einigen Menfchen aus lauter glühender Liebe für das „allgemeine Befte" angelegt zu feyn fcheint. Jede Spur von Freyheit foll durch die fich in das Innere jeder Familie einmifchenden Medicinal-Ordnungen und Gefetze — um Alles gefund zu erhalten — vertilgt werden. Kein

-- nicht besoldeter — Arzt, Wundarzt u. s. w. soll (nach bestandenen Prüfungen) seine Kunst ausüben dürfen, wo er sich ernähren zu können hofft; sondern diess Alles wird ihm *vorgeschrieben* und *befohlen*, damit die an einem Orte schon vorhandenen nicht in ihrer Nahrung gekümmert werden. Wo sollen sie aber nun — „bis zur gnädigen Anstellung" — bleiben, die geprüften Ärzte, Wundärzte, wenn ihre akademische Laufbahn vollendet ist? Soll dieser Grundsatz streng durchgeführt werden: so darf auch in jedem Lande nur eine genau bestimmte Zahl zum medicinischen Studium zugelassen werden; und wenn — wie leider seit fast zwey Jahren der Fall war — eine weit grössere Zahl, als sich bis jetzt aus der politischen Arithmetik ergab, als Opfer ihres Berufs fällt (nämlich von jenen Männern, die, statt Projecte zu machen, mit der edelsten Hingebung sich dem Hospitaldienste und der Praxis widmeten): dann wird wohl eine Art von „Matrosenpressen" einzuführen seyn, um diese Lücken auszufüllen. Dass es Fälle gäbe, wo eine zur Hebamme gewählte Frau gezwungen werden könne, diess Amt anzunehmen, behauptet Hr. *St.* ausdrücklich; er versichert, dass er Fälle kenne, wo solche Weiber — durch Arrest *gebeugt* — gute Hebammen geworden seyen, und sagt — sehr naiv: „es liegt in der Natur des Esels, erst dann über einen Graben zu springen, wenn man ihn am Schwanze rückwärts zu ziehen versucht!" *Laissez-les faire*, votirte einst *Colbert* im Staatsrathe, als seine Collegen die complicirtesten Verordnungen und Edicte vorbrachten, um jeden Zweig des Handels und der Gewerbe (wie sie sagten) in Aufnahme zu bringen. Und diess dürfte auch hier Anwendung finden. Hat Jemand seine Prüfung bestanden; ist der Staat sicher, dass seine Bürger diesem Manne ihre Gesundheit anvertrauen dürfen: dann ist es dieses Mannes eigene Sorge, sein Auskommen zu finden. *Concurrenz* ist die grosse Springfeder im bürgerlichen Leben. Nur dann, wenn das Individuum unerlaubte Wege einschlägt, sich zu nähren, darf der Staat dazwischen treten.

Dritten Theils zweyte Abtheilung. 1 Cap. *Staatsbürgerlicher Charakter der Medicinal - Personen. Verhältniss derselben zur Regierung. Obliegenheiten der Medicinal - Direction in Rücksicht der Gesetzgebung, Oberaufsicht und Leitung. Obliegenheiten der Medicinal - Räthe. Der Medicinal - Fiscal. Dienstordnung der Districtsärzte als Vollziehungs - Gesundheitsbeamten, in Ansehung ihrer persönlichen Verhältnisse, Amtsführung und ihres Geschäfts - und Responsabilitäts - Kreises. Pflichten der übrigen Medicinalpersonen. Obliegenheiten der Lehrer an den Bildungs - Instituten. Geschäftskreis des Medicinal-Collegs. Allgemeiner Grundsatz des Geschäftsganges für alle Officianten. Entwurf zu einer Kanzleyordnung für das Bureau der in collegialischer Form bestehenden Medicinal - Direction, und für Medicinalcollegien. Normen für den Geschäfts - Stil und die Buchführung für alle Glieder des Medicinalstaates; besonders von der Buchführung der Apotheker. Behandlung der officiellen Papiere öffentlicher Medicinalbeamten, namentlich der Districtsärzte, Thierärzte und Chirurgen.* Wir wollen auch hier nur das ausheben, was uns vorzüglich aufgefallen ist. Einen Medicinal - Fiscal hält Hr. *St.* für unerlässlich. Dieser Mann muss so besoldet seyn, dass ihn keine Nahrungssorgen drücken; dabey muss ihm zur Bedingung gemacht werden, weder die Arzneywissenschaft (oder einen Theil derselben) zu lehren, noch auszuüben. Den grössten Theil des Jahres muss er sich immer auf Reisen befinden, über alle unter der Gesundheitspolizey stehenden Anstalten und Personen seines Districts vollständige Tabellen und Notizen führen, darauf achten, dass die legitimirten Medicinal - Personen einen sittlichen Lebenswandel führen u. s. w., In Fällen, wo ihm Beschwerden vorgebracht werden, soll, wenn bestimmte Gesetze vorliegen, unter Mitwirkung der polizeylichen Behörde untersucht, ein Protocoll darüber aufgenommen, und sofort *auf der Stelle* verfügt werden. Kein Recurs an eine Justizstelle darf Statt finden; und selbst bey Ergreifung der Appellation an eine höhere Polizey - Behörde muss in deren Vollzug der Verfügung stracklich vorangeschritten werden. Ist diess Alles nicht ein wahres medicinisches „*Standrecht*" in geschwisterlicher Eintracht mit einer medicinischen (*sit verbo venia!*) *geheimen* Polizey? Was von den Recepten, d. h. ihrer Form, und den dabey zu beobachtenden Formalitäten bemerkt wird, verdient ebenfalls hier eine Stelle: Das Papier zu Recepten soll von gleichem Formate, und mit dem Wasserzeichen „Receptpapier," oder einem anderen willkührlichen Zeichen des Apothekers versehen seyn. Unter der Signatur ist zu bemerken: der Name des Patienten, der Ort und die Zeit der Verschreibung, und der Name des legalisirten Heilkünstlers. Derjenige, welcher die verschriebenen Arzneyen zusammensetzt und ausgiebt — was vom Anfange bis zum Ende dieser Arbeit jedesmal durch eine und dieselbe Person, ohne Unterbrechung durch andere Arbeiten, geschehen soll — (also auch, wenn eine Infusion von vielen Stunden, oder auch nur ein Decoct von einer halben oder ganzen Stunde u. s. w. vorgenommen werden soll!), bemerkt noch weiter auf dem Recepte: die Zeit, wenn dasselbe angelangt, die Stunde, wenn die Arzney verfertigt, und wann und durch wen dieselbe abgeholt oder abgeschickt worden ist, nebst seinem eigenen Namen. Ist das nicht arg? Will Hr. *St.* die Sache ganz consequent durchtreiben: so kann er sich unmöglich mit diesen wenigen Massregeln begnügen, sondern diese Unterschriften müssen ja auch (wegen des Nachmachens) noch durch einige Instanzen legalisirt werden, auch wohl der Empfänger noch (etwa in Beyseyn von einem Notar und zwey Zeugen) eine Quittung ausstellen! Ferner soll die Taxe in nicht eilenden Fällen von dem Arzte auf den Rücken des Recepts mit Buchstaben geschrieben werden. Wer kann diess von den Ärzten verlangen? Wie viele Collisionen würde diess mit dem Apotheker veranlassen? Und wahrlich ein sehr gesuchter, und also sehr beschäftigter Arzt braucht seine Zeit nöthiger, als die Taxe auf den Rücken der Recepte zu setzen! — Um Verwechselungen zu vermeiden, sollen die Signa-

turen der Arzneyen zum innerlichen Gebrauch auf weiſses, die zum äuſserlichen Gebrauch auf gefärbtes Papier geſchrieben werden. Wenn aber nun die Umſtehenden ſo albern ſind, daſs es dieſer Vorſicht bedarf, oder ſämmtlich gar nicht leſen können: ſo träte ja wohl der Fall noch ein, daſs man das im gefärbten Papiere vielleicht innerlich, und das andere äuſserlich anwendete! Sonach möchte es am ſicherſten ſeyn, wenn der Fiſcal oder der Director (da ſie weder lehren noch prakticiren dürfen) am Ende dieſe Dinge ſelbſt herumtrügen, um allen Anſtand zu heben. — Cap. 2. *Pflicht des Staats in Anſehung der Subſiſtenz der Medicinal-Officianten, und in welchem Verhältniſſe dieſelben ein Recht darauf haben. Grundſätze, nach welchen die Subſiſtenzmittel, Gröſse der Gehälter u. ſ. w. zu beſtimmen ſind. Ausmittelung der Fonds in Beziehung auf ſtändiſche Repräſentation, indirecte Steuern, Univerſitäts-Vermögen und Beſteuerung des Grundvermögens. Nähere Beſtimmungen in Anſehung der den Medicinalofficianten zu verabreichenden Beſoldungen. Taxen, Befugniſs der Staatsregierung, ſie zu beſtimmen. Grundſätze bey Aufſtellung derſelben im Allgemeinen. Anwendung derſelben, mit beſonderer Rückſicht auf die Hebammen. Arzneytaxe. Unmöglichkeit, eine ſolche nach den gewöhnlichen Foderungen zu entwerfen. Grundſätze, nach welchen die Aufſtellung einer gemachten und billigen Medicamentaltaxe möglich und ausführbar iſt. Anſprüche des Apothekers an das Publicum in Rückſicht ſeiner bürgerlichen Verhältniſſe; die demſelben zu zubilligende Erwerbsſumme; Sicherſtellung ſeines Nahrungsweges durch Polizey-Vorkehrungen wegen des Arzneyhandels überhaupt und beſonders des ſogenannten Handverkaufs, der Buchſchulden, und Anordnung einer ſogenannten Brandverſicherungsanſtalt für Officinen; geſetzlich einzuführendes allgemeines Diſpenſatorium; Claſſification der Arzneymittel. Vortheile der neuen Taxe, in Vergleichung der beſtehenden empiriſchen Normen. Sporteln, Accidentien, Honorarien und Tagegelder überhaupt, und der Medicinalperſonen insbeſondere; Gratificationen und Auszeichnungen, mit Rückſicht auf Medicinalperſonen iſraelitiſchen Glaubens; Penſionen und Verſorgungsanſtalten, beſonders für alte, arme Apotheker-Gehülfen.* S. 97 iſt zu leſen, daſs in den (überglücklichen) deutſchen Bundesſtaaten die ſonſt von Seiten der Stände gewöhnlich vorwaltenden Streitigkeiten — zu Verwilligung auſserordentlicher Steuern für die Medicinal-Anſtalten — beſeitigt ſeyen (ja wohl!): denn wo auch die ſtändiſche Repräſentation noch fortdauere, da hätten doch die Glieder derſelben nur ein *Votum conſultativum*, und ſo werde der Wille des Souveräns und die *Wohlfahrt des Volkes* am angemeſſenſten gehandhabt!!! — Was S. 182 von Ärzten iſraelitiſchen Glaubens bemerkt wird, ſcheint Rec. höchſt überflüſſig. Jüdiſche Ärzte haben ſelbſt in ſehr intoleranten Zeiten, Ländern und Städten Auszeichnungen erhalten. Zu Thorn wurde 1567 ein jüdiſcher Arzt trotz der Proteſtationen eines fanatiſchen Predigers als Stadtphyſikus angeſtellt; und Jacob Roſales, ein portugieſiſcher Jude, ward nicht bloſs praktiſcher Arzt zu Hamburg, ſondern ſogar *Comes palatinus caeſareus*. Der Jude Eitas Montalto war Leibarzt der Maria v. Medicis. Der Papſt Bonifacius IX und Julius III hatten Juden zu Leibärzten.

II Abſchnitt. Cap. 1. *Begriff von der Medicinal-Diſciplin. Maſsregeln der Staatsregierung in Beziehung derſelben überhaupt — durch Beförderung der mediniſchen Cultur; beſtimmte Geſetze, Conduitenliſten, Viſitationen, beſonders der Apotheken und Arzneywaaren-Depots. Grundzüge zu einem Straf-Codex gegen pflichtwidrige Vergehungen der Medicinal-Perſonen, mit Rückſicht auf das k. k. öſterreichiſche Geſetzbuch über Verbrechen und ſchwere Polizey-Übertretungen — und das k. k. franzöſiſche neue peinliche und Polizey-Strafgeſetzbuch. Werth der juridiſchen Formalitäten, und Glaubwürdigkeit der Amtsberichte, in Beziehung des Vorgetragenen. Suſpenſion eines Medicinal-Officianten, und was bey derſelben, und bey der polizeymäſsigen Verſchlieſsung einer Apotheke, zu beobachten iſt. Reſultate der Suſpenſion. Wiedereinſetzung in das Amt, Verſetzung auf einen anderen Poſten, Herabſetzung im Amte, Entlaſſung im Amte, Verluſt der Praxis. Dienſtaufkündigung und Abſchiednehmen.* Es ſollen Conduitenliſten über ſämmtliche Medicinalperſonen eingeführt werden, welche ſich wechſelſeitig controliren (!?!). Hiemit muſs in Verbindung geſetzt werden, was der Vf. an einer anderen Stelle dieſes Capitel behauptet, daſs den amtlichen Berichten der Vorgeſetzten des eines Vergehens beſchuldigten Officianten mehr Glauben beygemeſſen werden müſſe, als in juridiſcher Hinſicht gewöhnlich geſchieht. Solche Anzeigen (wo der Medicinalbeamte als öffentlicher Agent der Regierung auftritt) müſſen vollen Glauben haben, und zur Baſis der Entſcheidung genommen werden. Cap. 2. *Begriff der mediciniſch-chirurgiſchen Quackſalberey, und der davon verſchiedenen Pfuſcherey. Allgemeine Quelle derſelben. Beſondere Urſachen von Seiten der Staats-Regierung, der Ärzte und des Volks. Welche bürgerliche Beſchäftigungen zur Quackſalberey führen. Kunſtgriffe der Medicaſter, um die gerichtliche Unterſuchung gegen ſich zu vereiteln — und wie ſie zu entdecken ſind. Radicale Mittel zur Vertilgung der Quackſalberey und Pfuſcherey. Verhütungsmittel, um denſelben Grenzen zu ſetzen. Strafmittel gegen beſtehende Quackſalber. Verfahren gegen Pfuſcher in den mediciniſchen Doctrinen.* Hier iſt uns vorzüglich die Stelle aufgefallen, wo Hr. *Stoll* von den Wundärzten, die ſich einem Theile der Chirurgie vorzugsweiſe oder vielmehr ausſchlieſslich widmen, ſpricht, und ſich gegen deren Approbation auflehnt. Einen ſolchen Zahnwundarzt nennt er Zahnbrecher, Vagabunden. Man ſieht hier abermals, daſs des Vfs. Wirkungskreis ſich wohl nur auf kleine Landſtädtchen ausgedehnt haben mag: ſonſt würde er unter dieſer Claſſe auch geſchickte und erfahrne Männer angetroffen haben, und ſein Urtheil würde anders aus-

gefallen feyn. Lächerlich aber ift es, dafs er unter den Gründen, warum folche Menfchen nicht zur Praxis autorifirt werden follen, auch den anführt, „dafs die anderen Wundärzte dadurch die Übung in ihrer erlangten Gefchicklichkeit verlieren."

Zum Schluffe die Organifationspuncte des im Herzogthum Weftphalen beftehenden literärifchen Inftituts: eigentlich nur einer Gefellfchaft, in welcher Journale circuliren. — Auch hiezu wird jeder Amts-Arzt, Amts-Wundarzt u. f. w. gezwungen. Es fehlt überhaupt hier nichts weiter, als dafs fämmtliche Ärzte, Wundärzte, Apotheker u. f. w., wo möglich, cafernirt würden, damit man fie ftets unter den Augen und refp. dem Stocke halten, und des Abends auch gehörig verlefen könnte, wo, und ob jeder auf feinem Poften ftehe. Vifitirt werden ohnediefs ihre Geräthfchaften gehörig, felbft die Schränke — deren Form genau angegeben ift — worin fich ihre Literalien befinden u. u. f. w. Auch hat Hr. *St.* Abzeichen für fie vorgefchlagen, die zum Glück eben nicht koftbar find: — Binden um den Oberarm, nach den Graden der Ämter, von Zwirn, baumwollenem Garn oder Seide einer oder mehrerer Farben, mit Silber - oder Gold - Fäden gewirkt.

Übrigens mufs Rec. an diefem Werke noch tadeln, dafs von Anfang bis zum Ende bittere Intoleranz gegen Katholiken durchblickt, wozu die Veranlaffungen oft mit den Haaren berbeygezogen werden. Diefs geht fo weit, dafs wohl kein gebildeter Proteftant diefs ohne Indignation wahrnimmt; welche Wirkung mufs diefs auf die Katholiken hervorbringen, zumal in jenem ganz katholifchen Lande, wo Hr. *St.* fein Brod fand, als es bey der fogenannten Indemnifation (dem Prolog zur Mediatifirung u. f. w.) feinem Herrn, dem Grofsherzog von Darmftadt, zugetheilt wurde!

Ss.

Halle, b. Kümmel: Dr. *C. F. Senff über Vervollkommnung der Geburtshülfe von Seiten des Staats*; nebft einer Gefchichte der Entbindungsfchulen zu Halle. 1812. 147 S. 8. (18 Gr.)

Die Klagen, die der Vf. führt, über das häufige Unglück, welches durch fchlechte Hebammen und fchlechte Geburtshelfer täglich veranlafst wird, find nur zu gerecht: in welchem Lande könnte es dazu an Belegen fehlen! Die Vorfchläge, die Ausübung der Geburtshülfe fowohl von Seiten der Hebammen, als auch den Geburtshelfer — denn leider wird ja von diefen auch genug, und zwar wohl befonders durch zu grofse und zu voreilige Thätigkeit, gefündiget — der Vollkommenheit näher zu bringen, zeugen von dem Eifer des Vfs. für die gute Sache und von hinlänglicher Kenntnifs der Verhältniffe. Die meiften diefer Vorfchläge find gut und ausführbar; einige freylich dürften wohl nie und nirgends zu Stande kommen. Z. B. dafs der Staat in jeder kleinen Stadt einen Geburtshelfer, der zugleich gefchickter Arzt ift, anftellen und fo befolden foll, dafs er fich dafür bequem zwey Pferde halten könne, dafs diefer etwa alle 4 oder 5 Jahre auf's Neue geprüft werden foll; dafs ferner jeder Hebammen-Diftrict zu einer erledigten Stelle mehrere Frauen zur Schule fenden foll, von denen nach den erften fünf Wochen eines Vorbereitungs-Unterrichts die fähigfte ausgewählt würde. Der Vf. fagt es früher einmal felbft, wie fchwer es oft ift, nur Eine Frau zu finden, die fich zu dem befchwerlichen Amte hergeben will, gefchweige denn mehrere, und die zumal erft noch eine Prüfungs-Zeit überftehen follen! In Hinficht der Zweckmäfsigkeit und Ausführbarkeit einer Vorbereitungsfchule ftimmt übrigens Rec. mit dem Vf. überein, und er hat vollkommen Recht, zu behaupten, dafs die gewöhnlichen Schülerinnen, die fich feit dem vierzehnten oder funfzehnten Jahre nicht mehr mit Lernen befafsten, erft das Lernen wieder lernen müffen. Jedem angehenden Lehrer einer Hebammen-Anftalt, jedem Staatsmanne, der fich um die Nothwendigkeit der Verbefferung des Hebammen-Wefens oder um die Einrichtung einer Hebammen-Anftalt bekümmern will, ift die vorliegende Schrift zu empfehlen. Die Gefchichte der Entbindungsfchulen zu Halle beginnt mit S. 116, und kann der Natur der Sache nach kein befonderes Intereffe für den Ausländer haben. Was der Vf. bey Gelegenheit der Überficht der in den erften $3\frac{1}{2}$ Jahren der neuen Anftalt vorgefallenen 165 Geburten fagt (S. 132) von feiner Zange, ift wohl einer blinden Vaterliebe zuzufchreiben. Wenn es da am Ende noch heifst: „Ja, man kann mit diefer Zange beffer jeden Einrifs in den Damm verhüten, als man es bey der natürlichen Geburt zu thun im Stande ift": fo wird des Rec. Glaube noch vom Erftaunen überwältigt. Den Befchlufs macht aus des Vfs. Privatpraxis *auch ein Kaiferfchnitt*, der aber, wie gewöhnlich, unglücklich für die Mutter ausgefallen ift.

C. R. W. W.

NEUE AUFLAGEN.

Salzburg, in der mayer'fchen Buchhandlung: *Der Kalender, oder fafsliche Erklärung der in demfelben vorkommenden merkwürdigften Begebenheiten am Himmel, der verfchiedenen Einrichtungen der bürgerlichen Gefellfchaft in Hinficht auf Zeitrechnung, und der kirchlichen Verordnungen der Sonn- und Feft-Tage* u. f. w. Zunächft der reiferen Schuljugend gewidmet von *Aloys Maier*, zweytem Infpector am königl. baier. Schullehrer-Seminarium u. f. w. Zweyte, verbefferte und vermehrte Auflage. 1815. VIII u. 138 S. 8. (S. d. Rec. Jahrg. 1808. No. 199.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

ÄSTHETIK.

Nürnberg, b. Campe: *Ideen zu einem Systeme der allgemeinen reinen und angewandten Kalliästhetik:* ein Versuch zu einiger Vereinigung der entgegengesetzten Meinungen, auch zum Selbstunterrichte in dieser Wissenschaft, nebst einer kurzen Revision der (ästhetischen) Literatur von Dr. *Gottl. Phil. Christ. Kaiser.* 1813. XXX u. 400 S. 8. (2 Thlr.)

Wollte man den Vf. nach diesem Titel beurtheilen: so würde sich leicht zeigen, dass derselbe zu grosse und verschiedene, zum Theil gar nicht, zum Theil in dieser Beschränkung nicht zu erfüllende Erwartungen erregt habe. Die entgegengesetzten Meinungen in der Ästhetik beruhen grösstentheils auf verschiedenen metaphysischen Ansichten, die sich niemals vereinigen lassen. Auch hat der Vf. in der That dieselben grösstentheils nur kurz *zusammengestellt*, oder eine derselben mit Bestreitung der anderen *vorgezogen.* — Rec. ist überzeugt, dass diese Methode zum *wissenschaftlichen* Selbstunterricht am wenigsten diene. Den Vf. hat sie oft zur Inconsequenz verleitet, wovon Beyspiele angeführt werden sollen. Die Literatur ist sehr unvollständig angegeben. Der Werth also, den Rec. diesem Compendium beylegt, besteht darin, dass es dem in dieser Sphäre Bewanderten eine leichte Übersicht verschiedener Meinungen in der Ästhetik, nebst mehreren dem Vf. eigenthümlichen, von rühmlichem Selbstdenken zeugenden Ansichten enthält. Da sich Letzteres sowohl in der Anordnung des Ganzen, als in einzelnen besonderen Capiteln zeigt: so wollen wir auf Beides Rücksicht nehmen.

Ein psychologischer Unterschied (der drey Grundkräfte) und dazu wahrscheinlich die ursprüngliche Bedeutung des Namens *Ästhetik* oder *ästhetische Philosophie*, welche auf das *Gefühl des seligen Lebens* bezogen wird, bewogen den Vf., von den *Gefühlen* auszugehen; dieser Ausgangspunct rührt von *Baumgarten* her, der jenen Namen wählte. Der Vf. unterscheidet sich von diesem dadurch, dass er das Gefühl „auf gleiche Linie mit dem Vorstellen und Begehren setzt," und schon in der Einleitung einen Unterschied zwischen realen (materialen) oder formalen (liberalen) Gefühlen macht. Der Buchstabenkritiker möge über das Unbequeme dieser Benennungen sprechen; wir zeigen nur an, dass der Vf. unter letzteren die Gefühle versteht, welche die Gegenstände durch ihre blosse freye und harmonische *Gestaltung*, ohne Rücksicht auf „den Werth des theoretischen und praktischen (realen) Gebrauchs und der Wirklichkeit" erwecken. Dass er übrigens hier nur die Gefühle der *Lust* meine, welche auf diese Art hervorgebracht werden, versteht sich von selbst. Für das Wohlgefallen der letzteren Art oder das Wohlgefallen am Schönen wird die zweckmässige Benennung *kalliästhetisch* gewählt; und die Kalliästhetik, oder Ästhetik im eminenten Sinne, Kritik oder Philosophie des Geschmacks, Geschmackslehre (denn dieses ist dem Vf. gleichbedeutend), ist ihm die Untersuchung über das Wohlgefallen am Schönen in Natur und Kunst überhaupt, und über seine Deutung durch den Geschmack, so wie die Anwendung auf die schönen Künste und auf die allgemeinen Kunstregeln oder die Lehre der Darstellungskunst insbesondere. Wunderlich ist es Rec. immer vorgekommen, mit dem *Gefühle* oder *Geschmacke* des Schönen anzufangen, indem eine Untersuchung über das Wohlgefallen am Schönen das Schöne überall *voraussetzt*, und wenn dieses nicht erkennbar seyn sollte, auch der *Grund* des *Wohlgefallens* an demselben oder der ästhetische Geschmack nicht erkennbar seyn müsste. Oder woher weiss man denn, dass das *Schöne* eine Wirkung jener Art auf das Gefühl hervorbringt, als durch eine *Erkenntniss* des Schönen? Wir lassen dahingestellt, ob die oben gegebene Definition in anderen Hinsichten zweckmässig und richtig sey, können aber bey dieser Ansicht des Vfs. und bey dem Ausgangspuncte, den er genommen, unsere Verwunderung darüber nicht bergen, dass er in der Ausführung gerade das Entgegengesetzte gethan, und von dem Schönen zuerst, von dem Geschmacke aber ganz zuletzt gesprochen hat. Über die Realität seiner Wissenschaft erklärt er sich (S. 8) so: „Der Streit, ob man allgemein überzeugend in einer Sache, die vom Gefühle ausgeht, aus Gründen und aus einem Principe darthun könne, was schön sey, oder nicht, welches nach der kantischen Kritik eben so wenig bewiesen werden kann, als was wohlschmeckend ist, und ob also (die) Kalliästhetik philosophische Wissenschaft sey, dieser Streit muss sich endlich dahin wenden, dass unter der *Bedingung* einer vollendeten Ausbildung des Geschmacks und unter der Bedingung der Anschauung eines die Menschheit allgemein interessirenden höheren, mit dem Wahren und Guten verschmolzenen Schönen eine Wissenschaft des letzteren so gut möglich ist, als des Wahren und Guten, indem auch dieses nicht im Grundsatze und im Einzelnen absolut erklärt und erschöpft wird" u. s. w. Rec. wundert sich weniger, warum

der einſichtsvolle Vf. die kantiſche Behauptung durch die hypothetiſche *Vollendung des Geſchmacks* beſtreitet, welche von jener eben geleugnet wird, und, als problematiſch, wenigſtens nicht das Fundament einer Wiſſenſchaft heiſsen kann, als vielmehr darüber, daſs er, und mehrere Äſthetiker mit ihm, vielleicht der Autorität huldigend, jene Behauptung ſelbſt keiner genaueren Prüfung unterworfen. Denn ob das Schöne eine Sache ſey, *die vom Gefühle ausgehe*, das iſt eben die Frage. Daſs das Gefühl bey der Hervorbringung und bey der Beurtheilung des Schönen thätig und vorzüglich wirkſam ſey, kann nicht geleugnet werden, aber wenigſtens iſt das ſchöne *Kunſtwerk* weder ein Werk, das vom Gefühle geſchaffen, noch bloſs durch das Gefühl aufgefaſst werden kann, wie auch der Vf. im Folgenden ſtillſchweigend durch die That zugegeben hat. Die *Einbildungskraft* hat hiebey einen nicht geringeren Antheil. Daſs die, welche der äſthetiſchen und artiſtiſchen Ausbildung ermangeln, welches bey den meiſten Äſthetikern der Fall ſeyn mag, vorzüglich die Werke der Kunſt bloſs nach ihrem Gefühle zu würdigen pflegen, iſt ausgemacht; das höhere und wahrhaft äſthetiſche Urtheil aber fodert bey Kunſtwerken beſonderer Gattung immer auch noch, auſser einer gewiſſen allgemeinen äſthetiſchen Bildung und Geübtheit in der Auffaſſung, mannichfaltige Kenntniſs und Einſicht in das Weſen der beſonderen Kunſt; und was erfodert nicht die Hervorbringung deſſelben? Daraus folgt, daſs, wer in der Äſthetik oder in der Philoſophie des Schönen vom Gefühle ausgeht, ſich willkührlich ſeinen Standpunct beſchränkt, weil er dadurch nur von einer einſeitigen *Wirkung* des Schönen redet, oder gar das Schöne in eine bloſse *Beziehung* der *Gegenſtände* auf unſer Gefühl ſetzt. Ferner wenn man nach der gemeinen Weiſe, beſonders derer, denen das gebildete Urtheil Anderer läſtig wird, behauptet, was ſchön ſey oder nicht, laſſe ſich nicht objectiv erkennen und beweiſen, denn das hange vom Gefühle eines Jeden ab, und dieſes ſey ſubjectiv: ſo iſt ja hiedurch noch unbeſtimmt, ob es unmöglich ſey, von *einzelnen* Gegenſtänden darzuthun, ob ſie ſchön ſeyen oder nicht, was auch vielleicht noch aus anderen Gründen, als des Gefühls halber, z. B. weil ein Gegenſtand ins Unendliche beſtimmbar iſt, für unmöglich gehalten werden könnte; oder ob von der *Idee des Schönen*, vom Schönen überhaupt, das wir nicht erſt durch einen einzelnen oder mehrere beſtimmte Gegenſtände kennen lernen, ſondern welches, um irgend ein Ding für ſchön oder unſchön zu halten, durch einen dem Gemüthe ſelbſt urſprünglichen und in der Anſchauung ſich allmählich entfaltenden Begriff gedacht werden müſſe, die Rede ſey. Der Vf. deutet zwar in den letzteren Worten jener Stelle auf das Letztere hin, indem er dadurch die Möglichkeit der Äſthetik als philoſophiſcher Wiſſenſchaft zu beweiſen ſtrebt; auch nennt er in einer anderen Stelle (S. 9) dieſe Wiſſenſchaft eine Philoſophie des *Schönen*. Da er aber dieſe Anſicht nicht beſonders feſtgehalten hat, und diejenigen, welchen er den Vorderſatz zugegeben, ihm ſchwerlich dieſen Nachſatz zugeben werden: ſo können wir darauf keine Rückſicht nehmen; vielmehr wäre hier der Ort geweſen, wo der Vf., ſeinem Verſprechen gemäſs, entgegengeſetzte Meinungen vereinigen, aber nicht *vermiſchen* ſollte. Wir übergehen viele Nebendinge, und was nicht *hieher* gehörte, z. B. die aphoriſtiſchen Bemerkungen über die Kunſt und aus der Kunſtgeſchichte. In der ſogenannten Reviſion der äſthetiſchen Literatur, welche durch Druckfehler ſehr entſtellt iſt, haben uns die allgemeinen Andeutungen, „das Unbefriedigende der Franzoſen," „das Unbefriedigende der Engländer," nicht befriedigt. Unter den Neueren fehlt z. B. *Seckendorfs* Kritik der Kunſt, und *Bachmanns* Kunſtwiſſenſchaft.

Die reine Kalliäſthetik oder die Unterſuchung über das Wohlgefallen am Kalliäſthetiſchen überhaupt (dieſe Unterſuchung nennt der Vf. *Metaphyſik* des Schönen, obwohl dieſe Benennung und jene Beſchreibung zwey verſchiedenen Anſichten angehört, auch wir hier nichts Metaphyſiſches gefunden haben) handelt zuerſt von dem Kalliäſthetiſchen oder vom Schönen im weiteſten Sinne, dann von den einzelnen Hauptarten des Kalliäſthetiſchen insbeſondere, endlich vom Geſchmacke.

Der Vf. fährt fort, die *liberalen* Gefühle im Gegenſatz der materialen zu ſchildern. Sie umfaſſen die äſthetiſche Vollkommenheit, das Schöne. Das Schöne wäre ſonach nichts anderes, als was durch ſeine Form gefällt, oder das Gemüth in höhere Regſamkeit verſetzt. Wie kann man aber ſagen, „dieſe (die liberalen *Gefühle*) *ſind* eine durch ſich ſelbſt gefallende höhere Regſamkeit *aller* Seelenkräfte"? Abgeſehen von dieſem Ausdrucke, begreift ſich noch nicht, wie etwas durch ſeine *Form* gefallen könne, oder was denn jene *höhere* Regſamkeit hervorbringe, wenn die liberalen Gefühle wirklich von den moraliſchen und intellectuellen, als materialen, verſchieden ſeyn ſollen. Denn zu ſagen, daſs das *Schöne*, d. i. was jene höhere Regſamkeit hervorbringe, was alſo damit nach ſeinem Weſen (d. i. metaphyſiſch) noch nicht beſtimmt iſt, jene realen Gegenſtände freylich auch *äſthetiſch erſcheinen laſſe*, iſt eine *petitio principii*, und gewährt keinen verſtändigen Sinn. Dieſs hieſse ja eben, es laſſe dieſe Gegenſtände ſo erſcheinen, daſs ſie jene höhere Regſamkeit hervorbringen, und durch ihre Form gefallen. In der That, es befremdet uns, warum dem denkenden Vf. bey der Unterſcheidung von Materie und Form nicht eingefallen iſt, daſs Form ſich von Materie gar nicht trennen laſſe, und daſs daher auch das Schöne weder ein bloſs Formelles ſeyn, noch eine Materie zufällig haben könne, ſondern daſs ein der Form zum Grunde liegendes und entſprechendes Geiſtiges als nothwendiges Element dem Schönen ſelbſt zukommen müſſe. Noch mehr wunderten wir uns, darauf zu leſen, das *Äſthetiſche* ſey ein *Inbegriff anſchaulicher Verhältniſſe*. Denn da das Äſthetiſche und Schöne hier ohne Zweifel gleichbedeutend genommen werden muſs: ſo wird dadurch das Schöne wiederum zu etwas bloſs Sinnlichem gemacht, welches nur, wie jeder andere Ge-

genstand, den Verstand und die Einbildungskraft beschäftigen kann. Was daher auch im Folgenden von dem Schönen mit Wärme gesagt wird, lässt sich wenigstens aus *jener Bestimmung* nicht folgern. So wird z. B. behauptet, die Vernunft finde darin Befriedigung. Diess ist nur unter der Voraussetzung möglich, dass sie in diesen anschaulichen Verhältnissen etwas *Vernünftiges* finde, und so würde jener ideale Bestandtheil des Schönen auch von dem Vf. *vorausgesetzt.* Dann aber könnte nicht von einem *idealen Schönen* in der Hinsicht gesprochen werden, als ob in allem Schönen nicht überhaupt etwas Ideales sey, das sich eben nach unserer Ansicht durch die entsprechende Form erst als Schönes darstellt. Bloss *Regelmässigkeit* oder Harmonie im Sinnlichen erklärt und erschöpft das Wesen des Schönen nicht, sonst müsste man ja auch den Kreis, als Schema, die rothe oder grüne Farbe und die Consonanz schön nennen, wiewohl diese als Formen allerdings eine Beziehung auf die Schönheit haben. Will man es freylich mit Niemand verderben: so nennt man das, wenn auch nicht zum Vortheil der Wissenschaft, die nicht vom Sprachgebrauche, sondern von der Idee beherrscht wird, das Schöne im *weitesten* Sinne. Oder hat Platons Ausspruch, dessen der Vf. hie und da gedenkt: Alles Schöne ist der Abdruck einer Idee der Gottheit, nicht eben den Sinn, dass in dem Schönen überall etwas Ideales erscheine? Damit aber ist eben bestimmt, und nicht geleugnet, dass die *Vollendung der anschaulichen Form* das Unterscheidende des Schönen von dem Wahren und Guten ist, und darin liegt eigentlich die Bedeutung des „formellen Wohlgefallens."

— Noch bemerken wir hiebey, dass der Vf., ob er gleich, wie die meisten Ästhetiker, an keinem Orte auf die Naturschönheit besonders Rücksicht genommen hat, doch in einer Anmerkung (S. 50) sich gegen die Schule der neuesten Naturphilosophen erklärt, welche die Schönheit nur dem *Kunstwerke* beylegten. Dass diess wenigstens *Schellings* Meinung nicht sey, kann Jeder aus dessen Rede über das Verhältniss der Natur zur bildenden Kunst und insbesondere aus den späteren Anmerkungen zu derselben ersehen. Ferner sagt der Vf. selbst, „dass die Natur das Ideale nicht darbiete, und nur in dieser Rücksicht nach der Analogie von Kunstproducten betrachtet werde;" — wie kann er nun im Nachsatze behaupten, dass sie doch Schönes darbiete? Denn in *allem* Schönen ist ja nach dem Obigen etwas Ideales, und er fragt ja selbst gleich auf der folgenden Seite: nähert sich nicht in der wirklichen Menschenwelt oft in einigen Puncten ein Individuelles dem höheren Idealen? Es ist schon oben angedeutet worden, warum der Vf. in diesem Puncte nicht consequent bleiben konnte. — Die Bestimmung der *Arten* des Kalliästhetischen oder Schönen im weiteren Sinne ist dem Vf. ganz eigenthümlich und neu. Er geht hiebey von der „durch sich selbst gefallenden harmonischen, höheren und freyeren Belebung aller Seelenvermögen" als der angegebenen, aber nicht tieferklärten Wirkung des Schönen aus, und unterscheidet eine vierfache Weise derselben. Es giebt, sagt er (S. 52), beym Zusammenfassen zu einer Totalität ein ästhetisches *leichtes* Gleichgewicht zwischen der Einbildungskraft und zwischen den Kräften, die mit jenen Anschauungen sympathisiren; — diess ist das *Schöne* im *engeren* Sinne. (Jeder Leser bemerke, dass hiemit das Schöne zu etwas ganz *Subjectivem*, nämlich zu einem *Verhältniss der Seelenkräfte* wird.) „Es giebt ein *schwer* statthaftes, aber doch immer durch ästhetisches Seelenleben, also durch *leichten Widerstreit* gefallendes Gleichgewicht zwischen jenen Vermögen; diess ist das ästhetisch *Grosse* und Starke. Es giebt ein *unendlich schweres*, aber doch immer ästhetisch gefallendes Gleichgewicht der zum Zusammenfassen angesonnenen Anschauungen und Phantasieen, Begriffe, Gefühle und Bestrebungen; das ist das *Erhabene.* Es giebt endlich ein *nie statthaftes*, aber an sich, d. h. ästhetisch gefallendes Gleichgewicht (Gegengewicht) — wir sollten meinen, *non entis nulla sunt praedicata* — der Phantasie, des Verstandes, der Gefühle u. s. w.; das ist das ästhetisch *Lächerliche.* Man sieht hieraus, dass der Vf. diese Modificationen des Schönen (das Grosse gehört wohl an sich nicht dem Schönen an) auf *Grade* zurückführen will, für welche die Wissenschaft gar keinen Masssstab haben könnte. Alle diese vier Momente werden dann wiederum auf Phantasie, Verstand, Gefühl und Bestrebung bezogen, und so nach psychologischen Beziehungen durchgegangen. Der Raum nöthigt uns, davon abzubrechen. Wir überlassen es jedem von dem Schönen ergriffenen und wissenschaftlich gebildeten Menschen, ob ihm diese Ansicht zusagen wird. Nur über das sogenannte *Verschönern*, das in dem Kopfe mancher Ästhetiker spukt, hätten wir gern von dem Vf. noch eine Auskunft gewünscht. „Der Saame der Wahrheit und Tugend, sagt er metaphorisch, wenn er poetisirt (verschönert) ist, dringt geflügelt, d. i. schneller und tiefer ein, und (womit wir zugleich eine Probe des Stils geben) die Kunst führt den Liebling der Gottheit an den Blumenketten der Schönheit auf den leichten und sanften Pfaden des Vergnügens zu der edelsten Bildung des Verstandes und der Vernunft." Auch nimmt er eine *verschönernde* Kunst an, die er *kallynische* nennt, die auf Regeln der Moral beruhen, und das Gute und Wahre zum höchsten Princip haben soll (S. 159). Aber wenn wird man aufhören, durch solche vage Begriffe verschiedene Sphären zu vermischen, und die Wissenschaft zu verwirren? In der angewandten Kalliästhetik, *Kalliotechnik* genannt, wird von den schönen Künsten nach der beliebten Eintheilung in plastische, mimische und tonische gehandelt. Zu den letzteren wird auch hier sehr unzweckmässig die *Poesie* gezählt, die dann wiederum psychologisch in Poesie für die *Phantasie* vorzugsweise — plastische, malerische, beschreibende (?), schildernde Poesie —; für den *Verstand*, — didaskalische; für das *Gefühl*, — lyrische; und für das *Begehrungsvermögen* (sollte der Vf. consequent sagen) — *pragmatische*, *thelematische* oder *drastische*, wozu auch die dramatische

gehören ſoll, — betrachtet wird. Der Theorie der Poeſie ſind viele Beyſpiele beygegeben worden, welche nicht immer fein und wohlgewählt ſind, z. B. ein Dialog aus *Ifflands* mit Recht vergeſſenen *Höhen*, und einem Compendium ſonderbar ſtehen. Hierauf werden die vornehmſten allgemeinen Kunſtregeln und Bemerkungen über das *Kunſtgenie* (zur Lehre von der ſchönen Kunſt überhaupt gehörig) nachgetragen. Eine Stelle *Winkelmanns* über Laokoon, nebſt *Forſters* Beſchreibung des Johannes, füllt als Anhang die übrigen Blätter.

Wir haben dieſes Werkchen ſtrenger als ein gewöhnliches Buch nach ſeinem Grundriſs betrachtet, verſichern aber unſere Leſer, daſs ſie in demſelben auch reichen Stoff des Nachdenkens, und manche Belehrung finden werden, die den würdigen Vf. ſeine Stelle unter den Äſthetikern ſichert, und von uns mit Achtung anerkannt wird.

A. W.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetſchke: *Die Sagen und Volksmährchen der Deutſchen*; geſammelt von *Friedrich Gottſchalk*, herzogl. anhalt-bernburg. Aſſiſtenz - Rathe. Erſtes Bändchen. 1814. 356 S. 8. Mit einem Kupfer u. einer Vignette von *Rosmäsler*. (1 Rthlr. 16 gr.)

Da der Vf. bey ſeiner Beſchreibung von Ritterburgen die Sagen des Volks von denſelben mit anführte: ſo war es ein natürlicher Einfall, mehrere derſelben, die nicht dorthin, oder nach ſeinem Plane dazu gehörten, zu ſammeln, und ſo dem Publico mitzutheilen. Eine Vorrede von Hn. Hofr. *Beckedorff*, in welcher über die Fragen: Was ſind Volksſagen? Woher ſtammen ſie? Wie laſſen dieſelben ſich ordnen und eintheilen? Welchen Nutzen haben ſie? viel Treffendes geſagt wird, dient der Sammlung, als Eingang, zu beſonderer Zierde. Ganz wahr ſagt derſelbe: „Es wandeln alle dieſe Sagen und Mährchen neben dem mühſeligen und einförmigen Leben des beſchränkten, gedrückten und belaſteten Volks freundlich, tröſtend, hülfreich und oftmals erhebend einher, und helfen die wenigen Stunden verkürzen und erheitern, welche dem harten Dienſte der Nothdurft abgewonnen worden ſind." Man muſs in die ſüſse Einfalt des Land- und ſtillhoffenden Volks-Lebens ganz eingeweihet ſeyn, um dieſes fühlen zu können. Daher ſollte man durchaus nichts untergehen laſſen, was dahin gehört, und ſollte ſammeln, was noch zu ſammeln iſt, ehe das Wenige ganz verloren geht. Nur gehört freylich ein erfahrener, man möchte wohl ſagen *eingeweihter*, Sammler dazu, der, was er fand, auf eine gute Art mitzutheilen verſteht, d. h. ſo angenehm und unterhaltend, wie möglich: denn bey Erzählungen iſt es nicht, wie bey Liedern, und wer Volksſagen eben ſo, wie dieſe, wiedergeben will, wird ſich kein groſses Publicum gewinnen. Im *Liede* liegt ohnehin etwas Herzliches mehr als in der *Erzählung*, oder noch dazu, es kann *geſungen* werden, und mehrentheils iſt es eine einfache, anſprechende Melodie, nach welcher es geſungen wird. Hätte *Muſäus* es über ſich gewinnen können, weniger weitſchweifig zu ſeyn und Anſpielungen auf moderne Gegenſtände und Zeitvorfälle zu vermeiden: er wäre unſer beſter Volksmährchen-Erhalter, denn dieſes abgerechnet, gelang ihm Alles in dieſer Erzählungsgattung, was Anderen, z. B. *Tieck*, *Ottmar* u. ſ. w., nie hat gelingen wollen.

In gegenwärtiger Sammlung finden wir gerade ein halbes Hundert Volksſagen, denen der Hexentanz auf dem Brocken voran ſteht. Dieſer aber iſt zu kurz abgefertiget, und viel zu wenig iſt von dem Weſen deſſelben, den vermeinten Luſtbarkeiten und dem allen, was dieſe diaboliſchen Saturnalien angeht, geſagt worden. *Wier*, *Gödelmann*, *Francisci*, *Prätorius*, hätten dem Sammler reichlichen und unterhaltenden Stoff zu ſeiner Erzählung (die jetzt ſehr relationsmäſsig daſteht) geben können. Am beſten aber erzählt und neben einander geſtellt hätte er das alles gefunden im 1 Bde. der *Bibliothek des Romantiſch-Wunderbaren*. Die Sagen vom Gr. Helias, und Entſtehung des Thomaspfennigs ſind in der Zeitſchrift *Curioſitäten* hiſtoriſch richtiger erzählt. Aus dem „*Berge Grale*," wie Hr. *G.* ſich S. 54 ausdrückt, konnte der Jüngling nicht kommen, weil es keinen gab. Es iſt dieſes vielmehr der von den alten Romanziers ſogenannte *Venusberg*, in welchem es *Grale* gab, d. i. Freudenſpiele, Mummereyen, Tänze u. dergl. — Nicht der Fluſsgott der Saale ausſchlieſsend (S. 246) heiſst *Nickert*, ſondern jeder überhaupt (bey den Dänen *Nicker*), wie der Vf. in den Gloſſarien finden kann. Von dem Nixenweſen insbeſondere: *J. V. Merbitz Disp. der Nymphis, vulgo Waſſer-Nixen.* Dresd. 1678. Es ſind übrigens die Sagen von der Saal-Nixe in unſeren Tagen ſo bekannt geworden, daſs beynahe Jedermann davon zu ſprechen weiſs. — S. 48 u. 50 ſpricht der Vf. von einem *Tempelherrenkloſter*. Der Orden der Tempelherren hatte bloſs eine kriegeriſche Beſtimmung, und keine Klöſter; jedoch konnten Ritter aus dem Orden treten und in Klöſter gehen, und mehrentheils gingen dieſelben, wenn es geſchah, in Ciſtercienſer-Klöſter, da die Ciſtercienſer-Mönche von ihnen Brüder und Genoſſen genannt wurden. *Henriquez Statuta Ordin. Ciſterc.* p. 479. Das von *Münter* bekannt gemachte *Statutenbuch des Ordens der Tempelherrn* S. 463. *Grouvelle Memoiren* S. 61.

Mm.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Barth: *Anſtandslehre für die Jugend*, von M. *Joh. Chriſt. Dolz*, Vicedirector der Rathsfreyſchule zu Leipzig. Zweyte, verbeſſerte Auflage. 1815. XXXVI u. 202 S. 8. (14 Gr.) Der Werth dieſes nützlichen Buches iſt anerkannt. S. d. Rec. Jahrg. 1812. No. 92.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

GESCHICHTE.

1) Leipzig, b. Vogel: *Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten.* Von *Friedrich Wilken*, Professor der Geschichte zu Heidelberg. *Zweyter Theil.* Das Königreich Jerusalem, und die Kämpfe der Christen wider die Unglaubigen, bis zu dem Verluste der Graffschaft Edessa, und dem Kreuzzuge der Könige Conrad III, und Ludwig VII im Jahr 1146. (Mit einer Zueignung an Herrn Silvester de Sacy zu Paris.) 1813. XLVI und 735 S. Nebst Beylagen S. 1 — 51. gr. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

2) Frankfurt a. d. Oder, in der akademischen Buchhandlung: *Gemälde der Kreuzzüge nach Palästina zur Befreyung des heiligen Grabes*, von *Joh. Christ. Ludwig Haken.* II Theil. 1810. 445 S. nebst Citaten. I — V S. 8. (2 Rthlr.)

Bey der gegenwärtigen Anzeige von der Fortsetzung zweyer wetteifernder Werke haben wir nicht bloss unser früheres Urtheil über den ersten Band von beiden (Jen. A. L. Z. 1810. Num. 13 folg.) zu bestätigen, sondern auch Neues beyzufügen.

Über den Hauptgesichtspunct, über die Art und das Princip, die Geschichte der Kreuzzüge aufzufassen, kann keine Frage oder Zweifel mehr seyn. Der Grundsatz: *Jede Sitte nach ihrer Zeit*, wird auch hier mehr und mehr sich behaupten. Es kann ein Schriftsteller mit *Kotzebue*'scher Leichtigkeit auffassen, darstellen, ausmalen, sehr angenehm (wem's gefällt) unterhalten; alle Farben sind da, die das Auge anziehen können: — die Physiognomie ist doch nicht getroffen. Uns ist nicht darum zu thun, wie ein Erzähler des 19ten Jahrhunderts uns erlaubt, jene ungeheuren Anstrengungen des 11ten als gutmüthige Thorheit, oder als tollen Fanatismus, lächelnd zu bemitleiden, oder ihre Ausgeburten anzustaunen. Wir wollen die Zeit in ihrer eigenen Farbe.

Diess fühlt der Vf. des erstgenannten Werkes; immerhin mag der andere seinen Weg neben ihm gehen. Wir können in Rücksicht des Erfolgs zuversichtlich ihrem Wetteifer zusehen. Was den vorliegenden neuen Band von *Wilken* noch zu einer besonders erfreulichen und reichen Erscheinung macht, werden wir ebenfalls hier zeigen.

Es ist die gleiche Periode, welche die beiden Vff. auch in dieser zweyten Lieferung ihrer, selbst in dem ungünstigsten Zeitpuncte nicht geschwächten, Forschungen hier vorlegen. Wir finden aber nicht bloss in der Form und Darstellung, sondern überdiess auch in den Materialien selbst eine grössere Abweichung und Entfernung, als bey dem ersten Bande. In jener Hinsicht verlässt *Haken* selbst gewissermassen seinen ersten Plan. Unter den sechs Abschnitten des vorliegenden zweyten Theils (VI — XI Buch) folgen nur die zwey ersteren noch, wie die vorigen, der *chronologischen* Ordnung, in der kurzen Periode von 1099 — 1102. Es enthält das VI Buch: Ansicht der Dinge nach Jerusalems Eroberung. Schlacht bey Askalon. Heimkehr der Kreuzfürsten. Gottfrieds Regierung und Nachfolge Balduins I. — *Haken* ist hier kürzer als sonst, indem er verschiedene Züge, die zwar zur Charakteristik dienen, ihm aber als Schwärmereyen oder abergläubische Spiegelfechtereyen (wie z. B. von der heil. Lampe) nicht der Anführung werth geschienen haben mögen, weggelassen hat. Das VII Buch (mit etwas mehr Ausführlichkeit): Unglücklicher Versuch einer neuen Kreuzfahrt durch Klein-Asien. Blicke auf Alexius Politik gegen die Franken. — In dem folgenden längeren Zeitraum aber, bis 1147, wo es allerdings schwer ist, einen Hauptfaden für Alles zu finden, oder unter mehreren einen zu wählen, folgt er auf einmal der *Sachordnung*, oder theilt im VIII und IX Buch die *inneren*, in den zwey folgenden die *auswärtigen* Verhältnisse des Königreichs Jerusalem mit. Der Gedanke wäre nicht unglücklich, in sofern der Leser wirklich Mühe hat, unter den vielfältigen Verwickelungen eine gewisse Übersicht zu erhalten, wenn nicht der Geschichtschreiber dafür gesorgt; allein *Haken* hat, indem er die Sachordnung durch die ganze Periode hindurchführt, die historische Verwickelung selbst gänzlich aufgelöst: er hat die Begebenheiten in Rücksicht der Zeit so sehr unter einander geworfen, dass er diess auch mit den hie und da angebrachten Wiederholungen nicht immer gut machen kann. Er hat also zuviel gethan: er hat, um nach seiner Art zu reden, das Gemälde, weil es zu gross werden wollte, in Parthieen zerschnitten, wobey denn der lebendige Zusammenhang des Ganzen fehlt, oder er giebt statt Geschichte in diesen Abschnitten häufig nur eine Beschreibung.

Zu den *inneren* Verhältnissen zählt er ausser der Constitution, die wir bey *Wilken* schon am Schlusse des 1ten Bandes (vielleicht zu früh), auf jeden Fall nun hier, als Nachhall von jener, zu spät, finden, dann Rechtspflege, Bevölkerung, Kriegsmacht, Finan-

zen und Handel (welche bey *Wilken* an verschiedenen schicklichen Stellen in den historischen Vortrag eingeschaltet sind) — auch die *persönlichen* Verhältnisse Balduins I und seiner Nachfolger, und der verbündeten christlichen Fürsten im Orient unter sich; woran denn die weitere Verfolgung der Geschichte des neuen Königreichs und seiner Vasallenstaaten angeknüpft ist; das Letztere aber macht es nothwendig, zugleich verschiedene *äussere* Verhältnisse zu berühren, und zeigt also, dass diese Sonderung in anderen Hinsichten zwar angehen mag, in der Geschichte selbst aber sehr oft unthunlich ist, neben dem, dass hier noch die persönlichen Verhältnisse der Kreuzfürsten wieder mit den äusseren Schicksalen in einem besonderen Zusammenhange stehen.

Die Fortsetzung der Verhältnisse mit dem *griechischen* Hof, S. 235, wovon die Übersicht am Schlusse des VIII Buchs gegeben worden, ist ebenfalls in den Abschnitt der *inneren* Verhältnisse aufgenommen, wahrscheinlich in Rücksicht auf den Lehen-Nexus (S. 236), so sehr auch die *Entgegensetzung* der beiden politischen Systeme (von Jerusalem und Constantinopel) vorleuchtet und zu den Hauptverwickelungen dieser Geschichte gehört. Es ist eigentlich ein drittes Verhältniss, das Verhältniss zu angeblichen Bundesgenossen, die weder Freunde noch offene Feinde, also noch schlimmer, als letztere, waren, und desswegen immer eine besondere Art von Demonstrationen erfoderten. — Erst nach Fulco's Regierung giebt *Haken* eine allgemeine Betrachtung auch über den Clerus (die eher ihre Stelle in einem früheren Abschnitt gefunden hätte, hier aber), um nun den Übergang zu den in diese Periode fallenden geistlichen Ritterorden zu machen. Diese finden sich bey *Wilken* S. 538 beym J. 1130, wo ihre früheren Keime zuerst in der Geschichte sichtbar werden. In der Schrift No. 2 fällt das X Buch (von der fränkischen und orientalischen Kriegskunst als Übergang zu den äusseren Verhältnissen) der Zeit nach früher als das IX. Die ausführliche Inhaltsanzeige von No. 1 wäre hier und in manchen anderen Fällen zur Orientirung zu gebrauchen.

Der auf dem Titel von No. 1 ausgedrückte Haupt-Gegenstand, „das Königreich Jerusalem *und* die Kämpfe der Christen u. s. w.," lässt abnehmen, theils, dass diese Periode eigentlich zwey Hauptfäden hat, theils, dass sie, was wir wohl anticipiren dürfen, bereits den Culminationspunct dieser grossen universalhistorischen Erscheinung enthält. Der Titel von No. 2 sagt für diesen Theil zu wenig. „Befreyung des heiligen Grabes" war etwa die erste, unschuldige Absicht. Landerwerbungen, Ausbreitung dieses neuen Reichs, Gründung und Ausbreitung des Handels im Orient, letzteres besonders, wurden frühzeitig dem ersten Zweck substituirt. Für die Anordnung des grossen und verwickelten Stoffs hat die Schrift No. 1 nicht wohl einen einfacheren Plan wählen können, als den schon von einem der vorzüglichsten alten Geschichtschreiber dieser Begebenheiten (*Wilhelm Tyr.*) gebrauchten, die Reihenfolge der Könige, besonders da diese Periode von keinem grösseren Kreuzzuge unterbrochen ist. In einem neugegründeten Reiche, vorzüglich in jenem Zeitalter, und bey der Ausdehnung der Lehensverbindungen auf jedes Verhältniss (wo überall die Persönlichkeit hervorragt) knüpfen sich sowohl die Ereignisse des Hauptstaates als die der Vasallen-Staaten von selbst an jenen Faden an; auch das Zweyte, was der Titel anzeigt, die fortwährenden Kämpfe gegen die Unglaubigen, geht doch von diesem Mittelpunct aus, so wie die Verbindungen mit Europa. Die Regierungsperiode von H. Gottfried ist bey No. 1 in 6 Capiteln enthalten. Der II Abschnitt, K. Balduin I von 1100 — 1118, begreift wohl den thatenreichsten Zeitraum S. 69 — 413. Cap. VIII — XX. Der III Abschnitt, Balduin II, von 1118 — 1131. Cap. XXI — XXVII. Der IV Abschnitt, Fulco, bis 1143. Cap. XXVIII — XXXV, worauf der in Balduins III Minderjährigkeit fallende Verlust vom Edessa noch besonders folgt, als Schluss dieser Periode. Zu den Seitenüberschriften, welche auf die nämliche Art eingerichtet sind, hätten auch einzelne ausgezeichnete Begebenheiten gewählt werden können.

Wilken ist von seiner angenommenen Behandlungsart, wie er selbst sagt (Vorr. S. XI), nicht sehr abgewichen. Wir glauben, dass er bey der beobachteten (so viel möglich) wörtlichen Anführung und Vergleichung der Quellen die stille Würde, die Einfachheit und Unbefangenheit, welche einige von ihnen besonders auszeichnet, noch kenntlicher auch in den deutschen Stil übergetragen habe. Ohne sich hierin durch einige gegen ihn erhobene Misstöne irren zu lassen, erklärt er freymüthig, „die Darstellung dieser meist sehr verwickelten Abenteuer, deren Verworrenheit und Planlosigkeit nicht ohne Bedeutung für die Charakteristik des Zeitalters ist, *würde mir viel leichter geworden* seyn, wenn ich es verschmäht hätte, den frommen, meistens rücksichtslosen, mehr durch das Gefühl ihrer Kraft, als durch andere Vortheile erfreuten Kreuzrittern Motive und Denkungsweisen unserer weltklugen Zeit anzudichten, und ihre Pläne und Unternehmungen nach dem Massstabe unserer Zeit zu messen und zu richten. Mögen Gottfried von Bouillon, die Balduine, Bremund, Tankred, vor dem Richterstuhl der kalten Vernunft als Schwärmer und Verirrte erscheinen, welche die Bequemlichkeit des Lebens in ihren Burgen für ein unruhiges, gefahrvolles und wenig Genuss darbietendes Leben in Syrien und der Nähe des h. Grabes aufopferten; mögen wir das Zeitalter der Kreuzfahrten ein Zeitalter thörichter Schwärmerey nennen! Die Nachwelt wird auch für unser Zeitalter seinen Namen zu finden wissen."

Was die letzten Worte betrifft: so dürfen wir nicht unbemerkt lassen, dass sie schon im Januar 1813 niedergeschrieben worden sind. Gewiss ist der Vf. so sehr als irgend ein Deutscher nun geneigt, jenem Ausspruch eine andere Deutung zu geben. — Wir kommen wieder auf die Schrift No. 2, um noch eine gewisse Eigenthümlichkeit, welche sie behauptet, zu berühren. Bey der beabsichtigten Lebendigkeit der

Darstellung, worin wir die Flammen lodern (S. 353), das Blut dampfen sehen (S. 109) bey einem „Hochfest des Würgens" — und die Pfeile zischen, und die Bewohner von Edessa sterbend die Luft mit ihrem Röcheln erfüllen hören (S. 110), können wir darum nicht alle Ausdrücke schicklich oder sorgfältig gewählt finden. Was ein „*uferloses* Meer" S. 5 oder ein „*sich selbst zerstörender* Sturmwind" seyn solle (S. 290), möchten wir erst den Vf. fragen. Das *Näherrecht*, (soviel als näherer Anspruch S. 215) könnte auch nicht Allen deutlich seyn. — S. 158 heisst es: eine reine Aristokratie konnte sich *krystallisiren* (ein von *Breyer* in die Geschichte eingeführtes Wort). Von Graf Wilhelm von Poitiers wird gesagt S. 80: er war ausgestattet mit der Gabe des Gesangs, wie keiner seiner dichterischen Zeitgenossen vom *Handwerk* selbst, obwohl sie freylich nach dem Geiste des Jahrhunderts nur zu oft in *Possenreisserey* ausartete, u. s. w. Wie viel anständiger ist dasselbe bey *Wilken* gesagt, S. 148. „Der Graf W. von Poitou sang in seiner Heimat, im nachherigen Wohlleben, über seine damalige betrübte Lage und seine ängstliche Verzagtheit mit muthwilliger und leichtsinniger Laune scherzend, von allen Gefährlichkeiten, welche er auf seiner Meerfahrt, damals und noch nachher, erduldet, in gereimten Liedern, und trug diese manches Mal mit anmuthigem Gesange zur Kurzweil der Könige, Fürsten, Ritter und Frauen vor. Die wahre Begeisterung für Gott und den Heiland hatte ihm nicht weniger gemangelt, als den meisten der Brüder, welche mit ihm gezogen waren." — Die schon in der früheren Recension bemerkte Hauptansicht von *Haken*, I, S. 41, „dass man zur Bezüchtigung des XI Jahrhunderts nicht *mehr* sagen könne, als dass es *die tolle Wuth der Kreuzfahrten* erzeugte", hat im zweyten Bande verschiedene, wie es scheint, nicht immer mit einander übereinstimmende, theils Zusätze, theils Modificationen erhalten, wie folgende: Zweymal gesteht *Haken* gleich S. 1 und 75, „man werde doch mit *unwillkührlicher Bewunderung* erfüllt, selbst in einem so weiten Abstande der Zeiten und Gesinnungen, über diese Anstrengungen und ihre Erfolge u. s. w., und daraus könne man auch die Gefühle messen, welche die von der *höchsten Schwärmerey* begeisterten Theilhaber des (doch!) *grossen* Unternehmens am Ziele erfüllen mussten." Aber schon S. 7 wird wieder behauptet, „nicht einmal von ihrer *Glaubenswuth* gerechtfertigt erscheine die grössere Menge, die in Europa Alles verlassen, um in Palästina das Letzte oder Höchste zu suchen u. s. w. Wenn auch die nachgefolgten neuen Kreuzfahrer nur Schaaren „bekreuzter Schwärmer" heissen S. 75: so weiss man nicht, ob man Stellen, wie folgende, für Ernst oder Ironie halten solle, S. 273: „Ohne ein anderes Hülfsmittel, als welches sie in ihrem Muth und Glaubenseifer fanden, schwuren neun Ritter, das Schwert gegen die ganze muhammedanische Welt zu erheben, schwuren ewigen, unversöhnlichen Kriegsstand gegen dieselbe; und dieser beharrlich ausgeführte Vorsatz allein giebt uns das sprechendste Bild von dem Geiste, der die Zeiten der Kreuzzüge belebte!" — Des alten Joscelins Ende, wie er ergrimmt über seinen feigen Sohn, dem Tode nah mit zerschmetterten Gebeinen, voller Schmerzen, noch in einer Sänfte dem Heere sich vortragen lässt, und da schon sein Name den Feind zurückschreckt, die halberstorbenen Hände gen Himmel reckt, und mitten in dem begeisterten Dankgebete aufgelöst wird; — diess Alles schliesst *Haken* S. 244 mit der Bemerkung: „Solche einzelne Züge (ganz richtig) sind es, die den Geist der Zeit und des Kreuzritterthums lebendiger, als jede noch so philosophische Auseinandersetzung, schildern!" — Wie wenig aber dem Vf. darum zu thun ist, wenn er es auch zuweilen fühlt, gesteht er selbst, S. 285. „Wenn gerade in diesen Gegensätzen (des Orients und Occidents) *vielleicht* der geheime Zauber liegt, welcher auch dem vorliegenden Geschichtsstoffe, durch eine angemessene Entwickelung (ja wohl!), einen hohen Reiz zu geben *fähig wäre*: so mag es gleichwohl *genügen*, darauf *von ferne hingedeutet* zu haben u. s. w.

Da wir schon früher die ausführlichen und anschaulichen Belege von Hn. *Hakens* gänzlicher Verfehlung des eigentlichen Gegenstandes gegeben haben: so wollen wir uns hier ebenfalls begnügen, gezeigt zu haben, wie gleich derselbe sich auch hierin geblieben, um keine von seiner Darstellungsart erregte Erwartung zu erfüllen.

Es betrifft, möchte man etwa sagen, bloss den Geschmack. Allerdings den Geschmack, aber nicht bloss *den*, worüber die Leihebibliotheken, die noch einzigen Gönnerinnen des Ritterunwesens und der Geschichtsmalereyen, entscheiden, sondern es betrifft das Princip der Geschichte selbst. Wir würden in der That nicht soviel darüber gesagt haben, wenn wir nicht sehen müssten, dass auch Männer wie *Pahl*, die ungleich mehr leisten könnten, diesem Ungeschmack zu fröhnen sich hergegeben haben.

Es betrifft indessen nicht diese Frage von der Darstellung allein; die ganze *Sache* ändert sich, je weiter die beiden Werke fortschreiten.

Bis jetzt kannten wir die Kreuzfahrten fast allein aus Schriften unserer Parthie; auch die *Anna Comnena* gehört, bey allen ihren sonstigen Verschiedenheiten, doch zu den Glaubensgenossen. Ausser eines *Abulfeda Annal. Moslem.* oder *Abulfaradsch Chron. Syr.* ist von der entgegengesetzten Seite wenig bekannt gewesen. Bey unseren eigenen verschiedenen Ansichten der Kreuzzüge und bey den noch übrigen vielen Lücken, sollte man nicht vor allen Dingen weitere morgenländische Berichte zu erhalten wünschen?

Solche neue Aufschlüsse erhalten wir nun durch Hn. *Wilken's* geistvollen Fleiss, der sich sowohl in der Art der Erwerbung, als in der kritischen Behandlung des Stoffes, neue Verdienste um diese Literatur erworben hat. *Wilken* reiste im Frühjahre 1811 nach Paris, um die Schätze der kaiserlichen Bibliothek, worauf Hr. *Sylvestre de Sacy* aufmerksam gemacht, für diesen Zweck zu benutzen. Während seines

durch Amtsverhältnisse auf 3 Wochen beschränkten Aufenthaltes wurde er durch die besondere Gefälligkeit der Herren *Langlès*, *Chezy* und *Hase* (eines Deutschen) in den Stand gesetzt, seine Absicht nach Wunsch zu erreichen. Er benutzte zwey Handschriften der Geschichte von Jerusalem und Hebron, und die Geschichte der Athabeken von Mosul (vornehmlich Nureddin's) und Salaheddin's durch *Abu Schamah* unter dem Titel: Rudataini, d. i. die beiden Gärten. Die wichtigste Ausbeute für den vorliegenden zweyten Band wurde ein von *Silvestre de Sancy* selbst mitgetheilter französischer Auszug aus *Kemaleddin's* Geschichte von Haleb. Schon die vorläufigen Winke von dem Werthe dieser Quellen (Vorr. S. VII f.), deren nähere Beschreibung *Wilken* für den letzten Band, so wie der ganzen Literatur, sich vorbehält, lassen uns abnehmen, wieviel bereits die vorliegende Periode durch sie gewonnen habe. In den Kriegen wider Zenki ist hauptsächlich Abu Schamah benützt worden; die bey den christlichen Geschichtschreibern noch am meisten dunkele und verworrene Geschichte von Antiochien und Edessa hat durch Kemaleddin ein vorzügliches Licht erhalten. Da der Raum nicht gestattet, diess an einzelnen Stellen näher zu zeigen: so machen wir um so mehr auf das Hauptresultat aufmerksam. Es ist dieses. Neben den vielen neuen Nachrichten und Ansichten, die uns bereits hier mitgetheilt werden, findet man im Übrigen *eine überraschende Übereinstimmung mit den christlichen Nachrichten*, vornehmlich bey dem letztgenannten Schriftsteller. *Wilken* hat selbst eine nähere Probe gegeben im Anhang, Vergleichung Kemaleddin's mit Wilh. Tyr. Nachricht von der Eroberung von Edessa, S. 49, woselbst zugleich bemerkt ist, dass ebenso auch Abulfaradsch die Hauptsachen bestätige, nur dass er noch die Standhaftigkeit des lat. Erzbischofs besonders preist. Eine andere Probe steht S. 455, Not. 46. Dagegen auch eine Abweichung Kemaleddin's bey dem Tode des Balak, S. 487. — Wie sehr muss dieses Resultat unsere Achtung für die Rechtlichkeit der beiderley Geschichtschreiber erheben! Wir können nicht umhin, doch eine Stelle aus der tragischen Geschichte von Edessa hier einzurücken. *Wilken* II. S. 725. „Nach der Eroberung der Stadt betrug sich Zenki als *grossmüthiger* Sieger. Da Edessa im Sturm genommen war: so konnte er nicht sogleich die Wuth seiner Krieger bändigen, welche jeden Christen, den sie antrafen, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts erwürgten; aber er linderte die Noth des armen christlichen Volks, so viel er vermochte." — S. 726. "Bald wehrte Zenki dem Gemetzel. Er selbst entriss den griechischen Bischof von Edessa, Basilius, den Misshandlungen einiger Türken, welche den frommen Mann nackend und entschuhet mit einem Stricke geisselten, schenkte ihm, als er hörte, dass er Bischof sey, anständige Kleidung, und führte ihn mit sich in sein Zelt. Dort machte er ihm Vorwürfe, dass er nicht die Stadt übergeben, und des Lebens so vieler Menschen geschont habe. Der Bischof antwortete: „Dir hat Gott den Sieg verliehen, um dich zu einem mächtigen König zu machen; und wir können jetzt frey und offen unserem Herrn in's Gesicht sehen, weil wir unsere Pflicht erfüllt, und unseren Eid nicht gebrochen haben." „Wohl, sprach der Emir, diejenigen, welche ihre Treue bis zum Tode bewahren, finden Lob und Ehre bey Gott und Menschen." Letztere Stelle ist nach Abulfaradsch, *Chron. Syr.*, welches auch *Haken* nicht unbekannt war. Dennoch sagt dieser S. 440 mit gänzlicher Übergehung des obigen Zugs: „mit Bedauern fügt die Geschichte dem Zeugnisse (von der Energie u. s. w. des Zenki) hinzu, dass der Mangel an den höheren Tugenden eines *fühlenden*, *und für Menschenwerth empfänglichen Herzens* (wenn anders dergleichen an einem orientalischen Despoten gesucht werden darf). [weiter unten wird ihm aber doch eine unerschütterlich strenge Gerechtigkeitsliebe u. s. w. beygelegt] — ihn wieder zu der *werthlosen* Menge herabzudrücken scheint, welcher eine höhere Ansicht des Lebens fremde geblieben ist." — Wir fragen, welches Recht hat ein solcher Geschichtschreiber des 19ten Jahrhunderts; von denen des Mittelalters zu sagen (*Haken* I. S. 39): „ihre ganze Kunst beschränkt sich darauf, elende Chroniken *zusammen zu schmieden*, und dabey ihre Leichtgläubigkeit, wie ihre Thorheit, zur Schau zu stellen"? — Gegen so viele *grelle Lichter* in diesem *Gemälde* kann in der That nur der *milde*, aus eben jenen Geschichtschreibern in die *wilken*sche Darstellung übergetragene, *Ton* wieder entschädigen. Um so mehr berechtigt uns denn zugleich der Reichthum des neuen Stoffs, anzunehmen, dass beym weiteren Fortschreiten der beiden Werke No. 2 durch 1 von selbst werde antiquirt werden.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stück.)

NEUE AUFLAGEN.

Neustadt a. d. Orla, b. Wagner: *Unterredungen über das Abendmahl des Herrn, wie sie mit der Oberclasse einer nicht vernachlässigten Land- oder niederen Bürger-Schule gehalten werden können.* Zweyte Auflage. Auch unter dem Titel: *Unterredungen über die vier letzten Hauptstücke des lutherischen Katechismus, über das Abendmahl des Herrn.* Vierter Theil. Zweyte Auflage. 1815. 282 S. 8. (12 Gr.) (S. d. Rec. Jahrg. 1809. No. 102.)

Erfurt, b. Keyser: *Archiv für den Kanzel- und Altar-Vortrag, auch andere Theile der Amtsführung des Predigers.* Zum Gebrauch für solche, die oft im Drange der Geschäfte sich befinden. Von einigen Predigern bearbeitet und herausgegeben von *J. C. Grosse.* Fünfter Band. 1814. VIII u. 400 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.) (S. d. Rec. Jahrg. 1812. No. 208 und Jahrg. 1814. No. 217.)

JENAISCHE

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

GESCHICHTE.

1) Leipzig, b. Vogel: *Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten.* Von *Friedr. Wilken* u. s. w.

2) Frankfurt a. d. Oder, in der akademischen Buchhandlung: *Gemälde der Kreuzzüge nach Palästina, zur Befreyuug des heiligen Grabes,* von *Johann Christ. Ludwig Haken* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Was die *kritische* Behandlung betrifft, die ebenfalls beym *wilken*schen Werke allein eine würdige Meldung findet: so kann Rec. nicht mehr sagen, als dass *Wilken* auch da, wo etwa die weiteren Forschungen auf neue Bestimmungen führten, das Frühere danach zu berichtigen nicht unterlassen hat, z. B. in den Beylagen S. 44 not. 29, eigentlich gehört die ganze VII Beylage hieher. Als neue, besondere Erörterungen in den Anmerkungen nennen wir unter vielen anderen S. 35 von den angeblichen Menschenfressern im christlichen Heere; S. 123, not. 227, Berichtigung des Alb. Aq. aus der Anna Comnena. Über die Quellen des Ersteren, S. 135, not. 48. Eine Berichtigung der Anna Comnena S. 161. — Die verschiedenen Angaben über den Vertrag zwischen Alexius und Boemund, und die dabey gebrauchten Formen, S. 352. Eine Stelle, über die Alb. Aq. und Wilh. Tyr., die sonst meistens mit einander übereinstimmen, nicht zu vereinigen sind, S. 361. Des Vfs. eigene Ansicht über die Entstehung des Joh. Ordens, S. 549. Eine sinnreiche Ergänzung des verderbten Textes bey Wilh. Tyr. S. 725, not. 9. — Wo die Angaben von einander abweichen, ohne sich gerade zu widersprechen, muss es dem Takt des Geschichtsforschers überlassen bleiben, für welche er sich entscheiden will (wie S. 732), wenn er nur den Leser in den Stand setzt, dieses ebenfalls zu thun.

Wir führen noch die *Beylagen* an, worin Hr. *Wilken* einige besondere Gegenstände durch weitere Untersuchungen aufgeklärt hat; sie sind folgende: I. Der Dichter Modaffar Al-Abiwardi (dessen aus Abulfeda bekannte Distichen *Gaab* in einem Programm 1810 übersetzt hat) mit weiteren Zusätzen aus der handschriftlichen Geschichte von Jerusalem und Hebron, nebst deutscher Übersetzung. II. Über das smaragdene Gefäss von Cäsarea (das als Beute an die Genueser kam, und in neueren Zeiten nach Paris; der Tradition zufolge, dasselbe, dessen sich Christus bey dem letzten Osterlamm im Hause des Nicodemus bedient haben soll; nach Untersuchungen der französischen Chemiker ist es von grüngefärbtem Glas). III. Über die Vormundschaft des Grafen Wilhelm von Cerdagne mit dem Grafen von St. Gilles. IV. Über die Rückkehr des Fürsten Boemund aus Syrien nach Italien im Sarge. V. Kaiser Alexius als K. Konstantinus in dem altdeutschen Gedicht: „König Rother." VI. Der Patriarch Ebremar. VII. Bericht von der Eroberung von Antiochien durch die Wallbrüder, und den darauf folgenden Begebenheiten bis zur Eroberung von Jerusalem (aus Kemaleddin). VIII. Der Tempelhof zu London. IX. Verdienstlichkeit des (Er) Würgens der Saracenen (nach den damaligen Begriffen). X. Die Eroberung von Edessa durch Zenki.

Die Reichhaltigkeit des Stoffs hat den gelehrten Vf. bewogen, die Anlage des Werks (und wer wollte ihm darin entgegen seyn?) von drey auf vier Bände auszudehnen, und dann etwa noch in einem fünften die einzelnen Abhandlungen über die Wirkungen der Kreuzzüge auf Literatur, vornehmlich Poesie, Politik, Handel und Cultur überhaupt, nebst dem versprochenen kritischen Verzeichniss aller Quellen der Kreuzzüge, niederzulegen. Wir wünschen sehnlichst, dass der Vf. bey seiner ausgebreiteten Thätigkeit als öffentlicher Lehrer die nöthige Musse zur Vollendung dieses Werkes, und in dem neuauflebenden Zeitgeiste selbst die beste Aufmunterung finden möge.

— C. —

Breslau, b. Grass u. Barth: *Kriegs-Geschichten aus den Jahren* $18\frac{1}{3}\frac{2}{3}$ u. s. w., oder *Darstellungen und Schilderungen aus den Feldzügen der Franzosen und der verbündeten Truppen, Sitten- und Charakter-Züge aus Schlachten und Belagerungen, ausführliche Beschreibung einzelner anziehender Begebenheiten, aus den Berichten der Augenzeugen geschöpft.* Erster Band, mit 4 Kupfern, dem Plan der Schlacht von Leipzig und einer Vignette. 1814. 176 S. 4. (2 Rthlr. 20 Gr.)

Dieses Blatt, welches in gespaltenen Columnen im Zeitungsformat gedruckt ist, und, einen Bogen stark, wöchentlich für 2 Gr. ausgegeben wird, unterscheidet sich von anderen Zeitungen dadurch, dass es nicht bestimmt seyn soll, die neuesten Begebenheiten zu berichten, sondern vorzüglich die wichtigsten und charakteristischen Ereignisse des letzten Krieges für die

Erinnerung aufzubewahren. Wenn der Herausg. in der Nachricht am Schlusse des ersten Vierteljahres sich „schmeichelt, eine *Geschichte* (?) liefern zu können, welche noch den späten Enkeln wichtig seyn werde u. s. w.: so muss dieses als eine gewöhnliche Redensart der Verleger solcher Blätter betrachtet werden. Für ihren eigentlichen Zweck, für den Augenblick auf den Volksgeist zu wirken, sind sie übrigens recht gut berechnet. Dadurch muss denn auch manche gar zu platte Unrichtigkeit entschuldigt werden. Die Erzählung der Begebenheiten springt willkührlich von einem Gegenstand auf den anderen, ohne sich an die Zeitfolge, den Zusammenhang der Geschichte, oder irgend eine Ordnung zu binden; daraus ist denn freylich eine ziemlich buntscheckige Mischung entstanden, und die Urtheile sind so, wie man sie unter diesen Umständen erwarten kann. Unter dem Artikel: *Miscellen*, kommen auch alte Anekdoten und Geschichten vor. Zu loben ist der im Ganzen ziemlich gemässigte Ton, und für Eingeborne muss die ungekünstelte Beschreibung mancher Kriegsscenen in Schlesien besonders anziehend seyn. Auch Ausländer werden mit Antheil lesen, was Augenzeugen und Theilnehmer hier mit Wahrheit und Treue erzählen; wo aber diese den Herausgeber verlassen haben, und sobald er über die Grenzen seiner Provinz hinausgeht, da nimmt er ohne Wahl und Prüfung auf, was er in den „nicht politischen" Artikeln des nürnberger Correspondenten und in den zahlreichen Flugschriften der letzten Jahre zur Ausfüllung seiner Blätter passend gefunden hat.

Der gegenwärtige I Band enthält 26 Bogenstücke, vom Januar bis zum 2 Julius 1814. Mit jedem halben Jahre soll zu einem solchen Bande das Titelblatt erscheinen. Die Kupfer sind recht leidlich gestochen, das Chärtchen, oder der sogenannte Plan der Schlacht von Leipzig aber ist schlecht, und die Vignette ein Holzschnitt von der Art, wie man sie in den Dorfschenken häufig angeklebt findet.

Kf.

Leipzig u. Altenburg, b. Brockhaus: *Der russische Feldzug im Jahr* 1812. Von *Robert Ker Porter*. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. *Paul Ludolph Kritz*. 1815. 396 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Es erweckt kein günstiges Vorurtheil für dieses Buch, dass der Herausg. nicht für gut befunden hat, irgend eine Nachricht von dem Vf. des Originals, von den Mitteln, welche ihm zu Gebote standen, oder von den Quellen, aus welchen er schöpfte, zu geben. Erst auf der 94sten Seite meldet sich der Übers. in einer Anmerkung, indem er einige unnütze Declamationen der Urschrift gestrichen zu haben versichert, und in der Folge kommen noch drey oder vier gleich unbedeutende Noten vor. Man darf jedoch keinesweges zweifeln, dass das Werk wirklich übersetzt sey; der schwerfällige Bau mancher gar zu ungelenkigen Perioden ist dafür Bürge. Die Übersetzung scheint auch wörtlich zu seyn, da sie sogar dem Fürsten Kutusow den Titel: *Se. Hoheit*, giebt, und höchstens dürften hie und da, wo das Original mit den deutschen Bundesgenossen, die nachher Napoleons Sache verliessen, nicht glimpflicher, als mit den Franzosen umgeht, einige mildernde Zusätze eingeschoben seyn.

Wenn aber auch die Übersetzung sich nicht besonders empfiehlt: so muss doch nach der langen Unterbrechung aller Gemeinschaft mit den brittischen Inseln das Neue, welches von dorther kömmt, dem Freunde der Literatur eine angenehme Erscheinung seyn. Neugierig auf die Ansichten eines Engländers von dem denkwürdigen russischen Feldzuge und auf die Art, wie er seinen Landsleuten die Begebenheiten desselben schilderte, ergriff daher auch Rec. dieses Buch; aber leider fand er bald Ursache, zu bedauern, dass die Wahl des Übersetzers oder Verlegers auf ein Werk gefallen war, das der Verdeutschung so ganz unwürdig ist.

Dem Vf. mangelt durchaus alle Kenntniss des Kriegswesens und der Charte des Landes, welches der Schauplatz der Begebenheiten war, und er bekümmert sich eben so wenig um die geschichtliche, als um die logische innere Wahrheit seiner einzelnen Darstellungen. Es ist ihm genug, aus Zeitungsberichten und Flugschriften fünf und zwanzig enggedruckte Bogen zusammengeschrieben zu haben, aus welchen Niemand weder von dem Ganzen, noch von irgend einem besonderen Vorgang einen deutlichen Begriff fassen kann. Sein weitschweifiger Vortrag strebt sich zu erheben, aber es will ihm nicht gelingen, er wiederholt dann unaufhörlich dieselben Ausdrücke, und wo die Kräfte ihn ganz verlassen, sucht er durch Derbheit den Mangel des Nachdrucks zu ersetzen. Er kennt so wenig den möglichen Gang eines Gefechts, dass er gewöhnlich die Kanonenkugeln, das Kleingewehrfeuer, den Säbel und die Pike nebst dem Bayonnet auf demselben Fleck und zu gleicher Zeit zusammenwirken lässt, ohne zu bedenken, dass das grobe Geschütz im Handgemenge Freund und Feind tödten müsste, und er vergisst die Achtung gegen den Leser oft so ganz, dass er es sich nicht übel nimmt, nachdem er eine ganze Armee auf der Stelle hat vernichten lassen, nachher noch treuherzig die im Vergleich geringe Anzahl der Gebliebenen, Verwundeten und Gefangenen anzugeben. Die bekannten französischen Bülletins bieten ihm einen reichen Stoff zum Spott dar, aber er selbst schreibt durchgehends im Tone dieser Bülletins. Nach den wiederholten gänzlichen Niederlagen, welche bey ihm die französische Armee auf dem Zuge nach Moskau erleidet, ist es zu bewundern, dass noch ein Mann dahin kam; — Oudinots Corps, welches (S. 59) „grösstentheils vernichtet" war, muss bald nachher (S. 93 — 100) noch einmal mit den grössten Anstrengungen bekämpft werden, und dennoch sind von Neuem die fürchterlichsten Schlachten nöthig, um es endlich der Wahrheit gemäss (S. 318 ff.) ganz aufzureiben. — Nachdem der Vf. (S. 72) das Corps des Fürsten Schwarzenberg und General Regnier „in allem zu 40,000 Mann" angegeben hat, lässt er es (S. 78) „mit nicht zu berechnenden Schaa-

ren" hervorbrechen, und (S. 90) plötzlich bey Riga(!) erscheinen. Doch mit den örtlichen Bestimmungen nimmt er es nicht genau. Wenige Orts- und Eigen-Namen sind richtig geschrieben, auch die Verbesserungen im Druckfehlerverzeichniss enthalten neue Unrichtigkeiten. S. 107 wird die Dwina mit dem Dniepr verwechselt; S. 264 setzt ein Corps bey Wiazma, auf dem linken Ufer des Dnieprs, weit oberhalb Smolensk, über die Narew, die sich bekanntlich, mit dem Bug vereinigt, in die Weichsel ergiesst. In Pinsk, einem Orte, der stets in russischen Händen geblieben ist, erobert der Vf. ein österreichisches Magazin (S. 248); den General Junot lässt er, längst nachdem er an seinen in dem spanischen Kriege erhaltenen Wunden gestorben ist, (S. 118) an der Spitze eines Corps in Russland wieder auferstehen, und den General Maret (den Minister, Herzog von Bassano) den Oberbefehl in Wilna führen.

Diese gehäuften Unrichtigkeiten sprechen hinlänglich für den historischen Werth des Buches, und Rec. darf dreist hinzusetzen, dass man bey genauer Prüfung auch nicht Eine Begebenheit des Feldzuges treu beschrieben finden wird. Von dem Vortrage des Vfs. mag die erste beste Stelle einen Begriff geben. — Um zu sagen, dass Davoust in einem Gefechte genöthigt war, die Reserve vorrücken zu lassen, drückt sich Hr. *K. P.* (S. 64) folgendermassen aus: „Da Marschall Davoust sich solchergestalt zurückgedrängt werden, und selbst Geschütz *von sich* in des Feindes Hände gefallen sah, fieng er an, *von* dem Erfolg der Schlacht an *diesem Tage für seines Herrn Sache* zu fürchten. Er sah, wie weit durch Bagrations Entschlossenheit die beabsichtigte Vereinigung der zweyten Armee mit der kaiserlichen vorgerückt war. Er fühlte, wie gewaltig der Fürst im Kampfe sey, und der Sieg, womit er" (welcher von beiden?) „jetzt gekrönt worden war, liess Davoust befürchten, wenn er nicht ausserordentliche Anstrengungen entgegenstellte, werde Bagration sich über den Leichnam eines jeden Franzosen auf dem Schlachtfelde die Bahn brechen. *Diess, was* für Napoleons Pläne so nachtheilig hätte werden müssen, zu verhindern, und die Hoffnungen des Fürsten zu täuschen, der immer von Sieg zu Sieg vorwärts geeilt war, ertheilte er unmittelbaren Befehl, dass ihm von der Reserve die möglichsten Verstärkungen zugesendet werden sollten." — Scheint es nicht, als ob Übersetzer und Vf. gewetteifert hätten, bey solchen Beschreibungen, auf die man häufig trifft, ihr ganzes Talent der Darstellung zu erschöpfen? Der Preis der Unbehülflichkeit gebührt unstreitig dem Ersten; aber eben so wenig wird man dem Letzten die Gabe einer unausstehlichen Breite des leeren Geschwätzes absprechen können.

Das ganze Buch beweiset, dass auch in England schlechte Schriftsteller auf den Antheil des Publicums an den grossen Begebenheiten der Zeit ihre Anschläge zu gründen wissen; Deutschland ist mit Werken von gleichem Werthe mehr als zu sehr heimgesucht worden, und man sollte die Zahl derselben nicht noch durch Übersetzungen vermehren. Der Zeitpunct, wo solche durch Übertreibung und platte Erdichtungen die Wahrheit entstellende Schriften zur Beförderung höherer Zwecke dienen konnten, ist ja nun vorüber. Bey jeder möglichen Verschiedenheit des Interesse hört man über den Welteroberer doch nur Eine Stimme, und die französischen Heere haben in einer Reihe von Jahren hinlänglich dafür gesorgt, seinen Namen und sich selbst nicht beliebt zu machen. Zur Ehre der deutschen Literatur wird es daher endlich einmal Zeit, dass die Geschichte in ihre Rechte wieder eintrete, und sich nicht länger zur Dienerin ihr fremder Zwecke herabwürdige. Unterrichtete Augenzeugen haben uns bereits in allgemeinen Umrissen den merkwürdigen Feldzug geschildert, an Materialien zur weiteren Ausführung fehlt es nicht, und einer vollendeten Beschreibung desselben, die nur die Frucht gereifter Untersuchungen seyn kann, dürfen wir in ruhigeren Zeiten gewiss entgegen sehen; sachkundige Männer werden uns damit beschenken: bis aber dieses geschieht, ist es Pflicht der Kritik, das Publicum vor dem Ankauf solcher, durch ihren Titel anlockenden, ganz unbrauchbaren Schriften zu warnen.

Die unter 8 Numern dem Buche beygefügten Beylagen sind ganz gehaltlos. Anekdoten aus der älteren russischen Geschichte und neue eben so unwahrscheinliche als unverbürgte wechseln mit anderen aus dem spanischen Kriege, selbst mit einer Proclamation des Herzogs von Infantado ab: grösstentheils dem Zwecke des Vfs. gleich fremd. — Anstatt sich mit ihm über die harte Behandlung der französischen Gefangenen, durch welche die grössere Anzahl derselben umgekommen seyn soll, zu erfreuen, wird man lieber die unerwiesene Angabe bezweifeln. — Die aufgefangenen, an sich wenig bedeutenden Briefe sind in Deutschland längst bekannt, und die Verlusttabellen einiger französischer Regimenter enthalten auch nichts Neues.

Kf.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, in der neuen Societäts-Buchhandlung: *Beschreibung des russischen Reichs*, von Dr. *F. Schäffer*, geheimen expedirend. Secretär. I Theil, *europäisches Russland.* 1812. 346 S. II Theil, *asiatisches Russland.* 1812. 273 S. 4. Jeder Theil mit 8 illuminirten Kupfern. (7 Rthlr. 12 gr.)

Den guten Sammlungen, die wir bis zum Jahre 1812 über dieses Reich haben, verdient vorliegendes Werk allerdings an die Seite gesetzt zu werden; denn der Vf. hat die vorzüglichsten allgemeinen, und zum Theil auch besonderen Hülfsmittel, wie die eines Pallas, Georgi, Herrmann, Friebe, Hupel, Güldenstadt, Gmelin, Lessep, Sumarokof, und besonders Storch benutzt, und aus diesen das Wichtigste ausgezogen, was von dem Lande, den Bewohnern, der Verfassung und

Regierung im Ganzen und in den einzelnen Gouvernements der Mittheilung werth ist. Sein Vortrag, dem weder Deutlichkeit, Reinheit, Zusammenhang noch Interesse und Wärme fehlen, erhöht diese Vorzüge; auch die Kürze der über die Gouvernements mitgetheilten Nachrichten gereichen dem Werke zur Empfehlung; doch sollen mit diesem Lobe die Lücken nicht beschönigt werden, die sich im Ganzen sowohl, wie im Einzelnen, ohne grosse Mühe finden lassen, und die besonders da, wo der Vf. das Ältere und Neuere nicht unterscheiden konnte, nicht blofs als Mängel, sondern als Fehler zu Tage ausgehen; z. B. meistens da, wo er Reineggs folgt. Die 16 illuminirten Kupfer, gröfstentheils aus bekannten Werken entlehnt, vertheuern den Preis des Werkes sehr, ohne seinen sonstigen Werth bedeutend zu vergröfsern. — Der Vorrede nach macht es den vierten und fünften Band des Weltumseglers aus, worüber aber kein besonderes Titelblatt beyliegt.

H. P. E.

Rudolstadt, in der Hof-Buch- und Kunst-Handlung: *Erinnerungen von einer Reise in den Jahren* 1803, 1804 *und* 1805; herausgegeben von *Johanna Schopenhauer.* II Band. 1814. 364 S. 8. mit einer Charte. (2 Rthlr.)

Wie in dem ersten Bande (J. A. L. Z. 1813. No. 199) verweilt die Vff. mit Vorliebe nur bey den Gegenständen, die ihr für Natur und Kunst offenes Gemüth ansprechen, und die dann durch ihre Wahl und Darstellung eben so lehrreich als anziehend werden. Man könnte diesen Band in drey Theile eintheilen, wovon der erste sich im Durchflug mit Holland, der zweyte mit London, der dritte mit Londons Umgebungen beschäftigt; die einzelnen Gegenstände sind aus der vorgedruckten und sonst auch in Anzeigen mitgetheilten Inhaltsskizze bekannt. Die Gemälde von dem Leben in der Welt z. B. ein Gang durch die Strafse der londoner City; ein Tag in London, öffentliche Vergnügungen, Theater, Concerte u. s. w. erhalten von einem solchen Gemüthe allseitige Bewegung, und das längst Bekannte wird durch die Eigenheit der Darstellung verwischt, die neue Seiten zu gewinnen weifs. So lange sich die Vf. in diesem Kreise bewegt, gelingt ihr Alles, und die gebildete zarte Unterhaltung vervielfacht die schönen Farben, wie durch ein Prisma; sobald sie aber aus diesem Kreise heraustritt, und entweder wissenschaftliche Begriffe hieran knüpft, oder das Wissenschaftliche, sey es auch das blofse Technische, in ihre Berührung bringt, so wird ihr sogar ihre eigene Gemüthlichkeit untreu. So ist das, was sie über die holländische Sprache S. 38 sagt, und das sich nicht mit S. 27 vereinigen läfst, flach, und als sie S. 265 Whitbreads Brauerey beschrieben hat, schliefst sie mit den Worten: diese Brauerey verdiente in Walhalla nur Odins Helden den stärkenden Gerstentrank zu bereiten. In dem Urtheil über die Kunstmalerey der Holländer S. 12 (Holland ist das Land der Anstreicher), über die westphälischen Postillions S. 94 (sie können nicht reiten) über das Rauchen der Weiber S. 18 (es fällt lustig auf, wenn Weiber mit langen Pfeiffen gravitätisch da sitzen) über die Pensionate u. s. w. erkennt man ihre zarte Kunst weniger, die Sache nur durchschimmern zu lassen, ohne sie zur Schau zu stellen, die Kunst, die Nüancen zu verlieblichen, ohne ihren Glanz zu verkümmern. Gern läfst Rec. der Vf., die S. 361 die Geschichte Eduard des Bekenners und seiner Gemahlin erzählt, das Bekenntnifs, die Geschichte sey zu schön, um ihre Wahrheit zu bezweifeln; allein wie viel würde sich nicht aus den von Gottschalk so glücklich gesammelten Volkssagen und selbst aus Musäus mit mehrerem Rechte diesem Bekenntnifs andringen! — Der Capitän, der die Vf. von Calais nach Dover bringt, und sie und ihre Gesellschaft auf eine empörende Art brandschatzt S. 98, hätte doch wohl genannt werden sollen! Ungern haben wir auch in diesem Theile den überhäufigen Gebrauch des Beyworts *hübsch* bemerkt. Mehrere Druckfehler sind nicht angegeben z. B. S. 6 Allmelece S. 73 Allmelco. Das illuminirte Chärtchen stellt die Umgebungen Londons zwölf Meilen in der Runde dar. —

H. P. E.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Berlin,* in der neuen Societäts-Verlags-Buchhandlung: *Ist es gut und nothwendig, grosse und Handels-Städte zu Festungen zu machen?* 1815. 27 S. 8. (4 Gr.)

Nach der Vorrede scheint der Vf. die Frage bejahend entscheiden zu wollen; er verliert aber in dem Werke den eigentlichen Fragpunct aus dem Gesichte, und kann daher auch nicht zu einer rechten Entscheidung kommen. Wenn er erweiset, dafs manche grofse Handelsstädte wegen ihrer Lage sich besonders zu Festungen eignen, und dafs eine grofse und reiche Stadt während einer Belagerung dem Commandanten und der Besatzung mächtige Hülfsmittel darbieten könne: so ist dadurch noch nicht entschieden, ob es überhaupt dem Staate vortheilhaft sey, seinen Handel und seine vorzüglichsten Städte dem Untergang auszusetzen, indem er gerade diese zu seinen Waffenplätzen wählt. Es kömmt hier vorzüglich darauf an, ob der Krieg der Zweck des Staates, oder der Staat der Zweck des Krieges seyn soll; im letzten Fall möchte sich gegen die Schlufsfolgen des Vfs. sehr viel einwenden lassen, im ersten aber sind sie unnütz: denn wo die Nothwendigkeit des Krieges gebietet, da fallen ohnehin andere Rücksichten weg. Kf.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Frankfurt a. M., b. Wenner: *Betrachtungen über Staatsverfassungen mit besonderer Rücksicht auf Deutschland.* 1814. XVI u. 429 S. 8. (1 Rthlr. 16 Gr.)

Wer der Vf. des vorliegenden Werkes auch seyn mag, er hatte nicht Ursache, seinen Namen zu verschweigen; seine Stimme ist es werth, zu einer Zeit gehört zu werden, wo es am Zusammenhange sowohl bey dem Wegräumen des alten Schuttes, und der Einführung einer anderen gesellschaftlichen Ordnung, als bey der Aufrichtung eines Gesellschafts-Gebäudes der einzelnen Staaten zu fehlen scheint. Die verschiedenen Abhandlungen, woraus das Werk besteht, sind meistens aus einem langen Geschäftsleben, der Versicherung des Vfs. zufolge, hervorgegangen; sie zeichnen sich auch durch Eigenthümlichkeit der Ansicht, und in vielen durch praktische Brauchbarkeit aus. *Burke* und *J. Moser* haben ihm als Vorbild gedient, auch hat er *Krause* und den Vf. der europäischen Republik und des Gleichgewichts (*N. Vogt*) benutzt, doch ohne die Augen vor dem zu verschliessen, was unter seinen Augen vorging, und ohne sich von jenen leiten zu lassen. — Die meisten Abhandlungen waren schon vollendet, ehe der Brand von Moskau den Grenzpunct der weltverderbenden Übermacht bezeichnete; seit dem 2 May 1808, sagt er, wo Murats Geschütz in den Strassen von Spaniens Hauptstadt freye Bürger niederschmetterte, schien ihm der Wendepunct der Gewaltthaten gekommen, und in allen Bildern nachheriger Zerstörung fand er nur die letzten krampfhaften Verzuckungen einer bereits mit dem Tode ringenden Tyranney. Mehrere Abhandlungen, z. B. *Regierungsformen, Regiment der Könige, Innungen, Religion und Kirche, das Wesen des Eigenthums, Geld* u. s. w., tragen auch das Gepräge früherer Zeit, und was Volksthümlichkeit und Zeitgeist zusammenziehend und entfremdend später darauf mit helleren Farben übertrugen, ist wenigstens von ihm vorahnend angedeutet. Das Wesen des Eigenthums scheint ihn am meisten angezogen zu haben; wenigstens möchte Rec. darauf den Hauptaccent aller Abhandlungen legen. Da dieses in seinen Triebfedern und Wirkungen mit der Verfassung des Landes, für die es die Stätigkeit des Patriotismus erhalten kann, in Verbindung steht: so musste vorzüglich bey der Verschiedenheit der Abhandlung sein Werk den Titel *über Staats-* (Landes-) *Verfassungen* annehmen; doch hat er dabey die Erweckung und Unterhaltung der Liebe, die mehr heftig als stät ist (die Liebe für volksthümliche Ehre und Ruhm), aus diesem Kreise nicht ausschliessen wollen, wie die XXVIII Abhandlung (Erziehung für nationale Zwecke) beweist. — Wenn Rec. den Hauptgedanken des Vfs. in wenigen Worten aussprechen sollte: so glaubt er ihn so ausdrücken zu dürfen: der Vf. will im Leben der Reiche und Völker eine Macht der Regierung, die von der Einheit ihre Kraft, von der Stätigkeit ihre Dauer, von einer zweckmässigen Vertheilung des Bürger-Eigenthums, und von einer daraus abgeleiteten Freyheit der Reichsgenossen ihr Gleichgewicht, von der freyen kräftigen Sitte ihre Mitregentschaft erhält. — Man kann dem Vf. wohl den Vorwurf machen, die Abhandlungen nicht in gehöriger Reihenfolge an einander geknüpft, sich wiederholt, des Guten zuviel gethan zu haben, zu kurz gewesen zu seyn, wo er weitläufiger hätte seyn sollen; man kann, wie wir auch in der näheren Auseinandersetzung bemerken werden, mit vielen thetischen Behauptungen und geschichtlichen Ansichten nicht ganz einverstanden seyn: allein im Ganzen wird man nichts gegen die Consequenz seiner Hauptansicht, am wenigsten gegen die Liberalität seines Vaterlandssinnes und gegen seine kräftige Bildung und Sprache einwenden. Die Abhandlungen sind: 1) *Entstehung der Reiche.* Der Vf. sieht, wie in den folgenden Abhandlungen, den Staat als Organismus der Natur an; er erkennt also auch keine anderen Rechte als diejenigen, welche aus dem Schoosse bürgerlicher Gesellschaft hervorgehen, und nennt die dem Menschen ursprünglich eigenen Rechte nur erworbene. Neulich hat *J. Schmelzing* über das Verhältniss des sogenannten Naturrechts zum positiven Rechte (Bamberg 1813) diese Ansicht durch scheinbare Gründe am stärksten unterstützt; allein Rec., dem es hier nicht darum zu thun seyn kann, sich in eine Widerlegung Beider einzulassen, findet es an dem Vf. auffallend, dass er sich in der Vorrede gegen den Einfluss einer modernen Philosophie verwahrt, und doch von ihm nicht unversucht geblieben ist — er, dem es aus der alten, und selbst germanischen Geschichte nicht unbekannt war, mit welcher Schwierigkeit sich der Mensch an die Ordnung des bürgerlichen Lebens gewöhne, er, dem

das Vorausgehen eines häuslichen uud Familien-Lebens die Nothwendigkeit hätte klar machen sollen, eine von allen Schlacken gereinigte Organisation, oder sie als eine ursprünglich freye, der Menschheit und Vernunft würdige Einigung anzunehmen. 2) *Regierungsformen.* Consequent mit obiger Behauptung erklärt er sie als naturhistorische Beschreibungen; Zeit und Umstände, die die Regierungsweise bestimmten, wären, was Jahr- und Tag-Zeiten und Witterung für andere organische Wesen. Mit Recht nimmt er nur *Eine* Gewalt der Regierung an, und Rec. freute sich, hier einigen Andeutungen über die bisher so durchgängig verfochtene Trennung der Gewalten zu begegnen, die *F. Buchholz* in seinem Journal für Deutschland historisch praktischen Inhalts, Berlin 1815 Jänner, mit logischer Strenge und historischer Wahrheit bestritten hat. 3) *Gemeinderegiment.* Es ist brauchbar für einzelne Gemeinden, nie aber zum Volksregiment, da die gewaltigen Kräfte, die sich in ihm entwickeln, mehr vergeudet, als nützlich verwendet werden. Der Vf. verkennt hier die Zeit, wo ein Communitäts- oder Municipalitäts-Geist die Erstarrung des Volksgeistes hindern, oder wo er verhüten kann, dass die Festigkeit des Charakters nicht zum Nachtheil der Volksthümlichkeit und des Staats von dem fortschreitenden Zeitgeiste untergraben werde. Als in der Mitte des XII Jahrhunderts der Municipalitätsgeist in Italien Alles an sich riss, verschwanden die letzten Spuren des Wahlreichs. 4) *Adelsregiment.* Entsprungen aus dem vorigen, strebt es auf Unterdrückung des letzteren; es ist immer besser als Volksregiment, und sehr gut, wenn gemischt mit Gemeinderegiment. 5) *Geistliches Regiment.* Im Wesentlichen Adelsregiment, oft milde, da nur einer an der Spitze stand. Ob Freyheit begünstigend? Diess möchte Rec. nicht mit dem Vf. behaupten: denn der Freyheit kam es nur mit der Unterdrückung am wirksamsten zu Hülfe. 6) *Regiment der Könige.* Der König ist bey freyen Völkern der gröfste unter den Grofsen; wenn aber das Geben aufhört: so ist er nur Parteyhaupt; deswegen gab es in Deuschland nie unumschränkte Könige. 7) *Das deutsche Reich.* Seit es *Ein* (?) Volk ausmachte, das erste; aber mit der Vertheilung in mehrere Stämme war es schwer, eine allgemeine Reichsobrigkeit zu begründen, und die Landeshoheit, die Reformation und der wiener Friede tragen besonders die Schuld der zerrissenen Einheit, Eintracht und Selbstständigkeit. Der Vf. hat hier zu wenig den Gang berücksichtigt, den Cultur und Freyheit, in ihrem Entstehen unvereinbar, zu ihrer Vereinigung nehmen mussten; an einem anderen Orte S. 62 sagt er selbst: die Gefahr (nämlich dass das deutsche Volk reichszertrümmernd werden konnte) erkennend zerstückelte vielleicht die Vorsehung seine Macht, bis zur höheren Vernunft erzogen sie vereint ihm unschädlich zurückgegeben werden konnte. 8) *Charakter der Deutschen.* Wahr, treu und reich an feiner Beobachtung. Z. B. auf dem Eigenthum ruht das ganze Wesen der Gesellschaft, und aus ihm erwächst alles Recht; wer jenes achtet, verehrt auch dieses, und die Liebe zur Gerechtigkeit gehört daher mit zu den Charakterzügen der Deutschen; jede Befugniss zu etwas heisst bey ihnen eben so gut Gerechtigkeit als Recht. 9) *Innungen.* Er betrachtet sie mit *Möser* als Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung, und er räth der Gesetzgebung, sie mit dem Ackerbaue im grossen Stile der Alten in Verbindung zu setzen, damit hieraus die Stätigkeit und Festigkeit der Verfassung erwachse, und er wünscht, dass ein Hochmeister, geschmückt mit den Abzeichen der Urwerkzeuge (dem theilenden Beile und dem zusammenfügenden Hammer), Sitz und Stimme auf der Reichs-Versammlung habe. — Bey der Vorliebe zu Innungen, die er mit Recht in Schutz nimmt, wird der Vf. zu hart gegen Fabriken. 10) *Verdorbenheit der Sitten.* Gern überlässt sich Rec. hier dem Strome dieser trefflichen Rede, die von einem reinen keuschen Gemüthe zeugt, obschon dann und wann mehr überredet als überzeugt: denn gleich vom Anfange leitet der Vf. die Unsittlichkeit aus Vergessenheit der Sitten, und aus dem Umgreifen der Unsittlichkeit die Sittenlosigkeit her. 11) *Die Religion und Kirche, und deren Verbindung mit dem Staate.* Zuerst geschichtliche Erörterung von Gregor VII bis auf die französische Revolution; dann die des gegenseitigen Verhältnisses, wobey er davon ausgeht, dass die Kirche in das ganze Leben der Völker eingreifen sollte, und die Einwirkung des Staats auf die Form auch auf das Dogma zurückwirken müsse. Wenn er in der protestantischen Kirche die Form mit dem Inhalte, die Religion mit der Kirche zerfallen sieht: so hat ihn die Geschichte mehr als die Sache getrübt; und warum vergass der Vf., das Collegial-System aufzufassen, da er bey dem bischöflichen und Territorial-Systeme keine Seite unberührt liess? 12) *Völkerrecht.* Erst dann wird wahres Völkerrecht möglich, wenn jede Nation zu ihrer Unabhängigkeit gelangt, und wenn sie die ihr von der Natur mit der eigenthümlichen Sprache angewiesene Stelle einnimmt. Der deutschen Nation scheint eine erhabene Bestimmung zur Gründung eines Völkerrechts angewiesen. 13) *Geld*, als Zeichen vom Maafsstabe des Werths der Dinge und vom Vergeltungsmittel zugleich, wonach es sich im letzteren Sinne nur da äussern kann, wo vergolten wird; es folgt also der Arbeit. 14) *Leib und Seele in Beziehung auf ein Volk.* Was der Vf. hierunter verstehe, spricht aus dem Satze an: je mehr sich der Mensch der Erde bemächtigt, jemehr erweitert sich das Reich des Geistigen und Sittlichen. Hienach fügt er manche Lehren zur Erziehung des Menschengeschlechts an, wobey wir nur folgende nicht einigen können: es ist besser, der Versuchung auszuweichen, als mit ihr zu ringen, noch besser ist es, sie gar nicht zu kennen, und doch soll Freyheit herrschen selbst auf Gefahr des Missbrauchs im weiten Gebiete geistiger Bildung, Sitte und Gesetzgebung den Feigen brandmarken. 15) *Über das Wesen des Eigenthums.* Nach seinem Begriffe, Werthe, nach seinen mannichfaltigen Arten, in seiner grossen Beziehung zur Gellschaft; in seiner Geschichte so kurz und doch so umfassend vor-

getragen, dafs wir fie für die gelungenfte Abhandlung halten; doch hätte das ideale Eigenthum auf Ehre und guten Namen um fo mehr eine Stelle verdient, weil fie zugleich in feinem Hochmeifter (No. 9) repräfentirt werden könnte. 16) *Stände, rückfichtlich ihrer Befchäftigung und ihres Eigenthums.* Er verwirft mit Recht die Eintheilung in Nähr-, Wehr- und Lehr-Stand; er will fie lieber in 3 andere Claffen, wovon die erfte das rohe Material erzeugt, die zweyte es veredelt, die dritte ein zu der Regierung verwendeter Stand ift, oder in Ackerbauer, Gewerbs- und Handels-Leute, und Beamte eingetheilt wiffen. Den öffentlichen Beamten giebt er defswegen die Standfchaft, weil ihnen die geiftigen Functionen des Reichs und die Verwaltung ihres Eigenthums (liegendes und bewegliches Vermögen nebft dem Einkommen, anvertraut find. In letzter Hinficht hat *Buchholz* am angeführten Orte dem dritten oder gelehrten Stande eine beftimmtere Stelle angewiefen, und der Vf. nimmt auch fpäter die Univerfitäten als Stände mit einem Grofslehrmeifter auf. 17) *Der Landmann.* 18) *Der Städter.* 19) *Die öffentlichen Beamten.* 20) *Reichsftädte.* 21) *Natur des Adels als Reichsftands.* 22) *Geiftlichkeit als Reichsftand.* 23) *Städter als Reichsftand.* Confequent mit dem Vorigen. 24) *Die Regierung.* Im richtigen Ebenmafse, und wohl beftimmten Wirkungskreife der verfchiedenen Reichskörper-Glieder liegt ihre Gefundheit! Und doch nennt er S. 320 den Streit heilfam, der das Leben im gefellfchaftlichen Körper unterhalte. 25) *Verfaffungen.* Der Vf. kommt hier auf die frühere Behauptung (No. 1) zurück, dafs der Zweck der Betrachtungen über fie die Erforfchung der vorzüglichften Naturgefetze feyn müffe, worauf fie beruhen. 26) *Monarchieen.* Kurz, gründlich und kräftig erklärt er fich für ein erbliches befchränktes Königthum, und hält es mit Recht für ein nothwendiges Stück der freyen Verfaffung. Nur republicanifch regierte kleine Länder liefsen fich zu Föderativ-Vereinen verbinden, die monarchifch regierten, befonders wie einige deutfche, wären wenig dazu geeignet. 27) *Reichsverfammlung.* Grundzüge einer idealifchen Verfaffung, wovon das Refultat feyn foll, kräftige Regierung, Reichsftände, Erbberechtigte, Bürger und Landleute, die Entwickelung grofser Kraftäufserungen verfprechend, eine Reichsverfammlung, worin fich das Geiftige aller Stände vereinigt; Landesgemeinden, grofse ftädtifche Räthe, Stadträthe, Innungs-Verfammlungen, worin der gefunde Menfchenverftand feinen Sitz hat; ein freyer König, freye Reichsverfammlung, freye Kirche, freye Preffe u. f. w. 28) *Erziehung für nationale Zwecke.* Erziehung foll den Charakter, Unterricht den Geift bilden, beides für den Zweck der Entwickelung nationaler Anlagen und Bedürfniffe. Vieles hier Gefagte hat der Vf. mit *Arndt* und *Jahn* gemein. 29) *Verfall und Untergang der Reiche.* Nach dem Natur-Organismus meiftens erklärt. Der Übervölkerung, dem Mifsverhältniffe im Vermögen, dem fchnell bereichernden und Sitten verfchlechternden Handel, den Völker unterdrückenden Eroberungen wird ein Antheil zugewiefen. 30) *Krieg.* Tyrannen, fagt er, führen Krieg, freye Völker kämpfen. Die Gefchichte hat der Vf. nicht für fich, wenn er der Feigheit die Erfindung der in der Ferne tödtenden Waffen zufchreibt. Gern unterfchreiben wir das, was er zur Bildung zum Kriege nothwendig erachtet. 31) *Befchlufs.* Meiftens Wiederholung des Vorigen.

H. P. E.

1) Ohne Anzeige des Druckorts: *Werden die Jefuiten auch in Deutfchland wieder aufkommen?* 1815. 52 S. 8.

2) FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp: *Über die Wiederherftellung der Jefuiten, die Unterdrückung des Freymaurerordens, und das einzige Mittel, die Ruhe in Deutfchland zu fichern.* Mit Beylagen. 1815. 174 S. 8.

No. 1 hat, wie fchon der Titel zu erkennen giebt, eine falfche Tendenz. Es liegt in der That wenig daran, im Voraus zu wiffen (was man übrigens fchwerlich voraus wiffen kann), ob die *Jefuiten* unter uns wieder auferftehen werden; aber es liegt viel daran, ihrer Wiederherftellung, nach Kräften, entgegen zu arbeiten. Der Vf. nennt fie die gefährlichften aller *Mönche.* Allein der Jefuitenorden ift kein Mönchsinftitut. Die Bafis des Mönchthums ift das contemplative Leben, die Bafis des Jefuiteninftituts hingegen — das Lehramt, das Predigtamt und der Beichtftuhl. Einzig auf diefer Grundlage konnte das koloffale Gebäude aufgeführt werden, deffen Plan (wie der Vf. von No. 2 richtig anmerkt) nicht *Ignaz* von *Loyola*, fondern fein Nachfolger, *Lainez*, entwarf, und fpäter *Aquaviva* weiter ausbildete. Übrigens ift der Vf. der Meinung, die Gefellfchaft Jefu werde in Deutfchland nie wieder zugelaffen werden, weil die Macht des Papftes fo weit nicht reiche, der Zeitgeift den Jefuiten entgegenftehe, und es auch an Mitteln zu ihrer Dotation gebreche. Rec. bekennt aufrichtig, dafs ihm diefe Gründe wenig beruhigend fcheinen. Wenn den Jefuiten gleichwohl der Zeitgeift abhold ift: fo kommt ihnen die *Furcht vor diefem Geifte* um fo mehr zu Statten. In den meiften katholifchen Staaten unferes Vaterlandes würden die noch vorhandenen Schulfonds hinreichen, die Collegien fürs erfte wieder herzuftellen; und wenn fich auch der Orden in Deutfchland nicht recrutiren könnte: fo würde er feine Candidaten über den Alpen, auf der pyrenäifchen Halbinfel und auf beiden Seiten der Karpathen finden. Die Urfache der Abneigung gegen den geiftlichen Stand unter den Katholiken findet der Vf. S. 6 in dem Cölibatsgefetz. Rec. hat hierüber eine andere Anficht. Jene Abneigung ift, wie der Vf. felbft eingefteht, auch unter den Proteftanten ziemlich allgemein, und wer den Grund davon erforfchen will, der darf nur fein Auge auf das täglich zunehmende Heer freywilliger Cölibatärs im weltlichen Stande werfen. Nur wenige Pfarrer möchten fo viel erfchwingen können, als in unferen Tagen erfoderlich ift, um eine Frau und ein Häuflein Kinder mit Ehren durchs Leben zu bringen. Ein zweyter Grund liegt in der fteigenden Geringfchätzung des geiftlichen Standes überhaupt, und an

dieser Geringschätzung mag vornehmlich die Geistlichkeit selbst Ursache seyn, besonders die katholische. — Der Vf. macht wiederholte, bittere Ausfälle auf den Kreisdirector *Rehfues* in Bonn, welcher in einem, aus öffentlichen Blättern bekannten Umlaufschreiben den Bewohnern seines Kreises die Rückkehr der Jesuiten zugesagt hat. Es ist in der That höchlich zu missbilligen, wenn Männer, welche *kirchliche* Ämter bekleiden, heimlich oder öffentlich, gegen die Kirche, *von welcher sie sich besolden lassen*, lehren und wirken. Die Beyspiele hievon fehlen leider weder bey Protestanten noch Katholiken, und man darf ein solches Benehmen füglich als frechen und strafbaren Betrug bezeichnen. Hr. *Rehfues* scheint uns jedoch keineswegs in dieser Kategorie begriffen. Was er als *Organ einer höheren Behörde* aussprechen musste, geht seine individuelle Meinung nichts an. — Von S. 20 bis zum Ende sind dieser Schrift als Beylagen angehängt: das Aufhebungsbreve der Jesuiten von Clemens XIV, die Wiederherstellungsbulle des Ordens von Pius VII, ein Auszug des oben angeführten Circulars von *Rehfues*, und zwey österreichische Verordnungen, das *placetum regium* bey Kundmachung päpstlicher Erlasse betreffend.

Der Vf. von No. 2 greift die Jesuiten fast etwas jesuitisch, d. h. mit ihren eigenen Waffen an. Er hebt nämlich aus ihren Schriften ihre revolutionären Maximen heraus, und in der That möchte kaum ein Argument gefunden werden können, welches mehr *ad hominem* wäre. Auch ist in diesen Maximen eine wunderbare Übereinstimmung mit dem Jakobinismus, und schwerlich hat *Marat* den Königsmord mit solcher Kraft und Salbung vertheidigt, als der spanische Jesuit *Mariana* in der von S. 21 bis 30 mitgetheilten Stelle. Den Auszügen ist ein nicht unbeträchtliches Verzeichniss von Schriften der Jesuiten angehängt, worin ähnliche Behauptungen ausgesprochen sind, und eine deutsche Übersetzung der berüchtigten *Monita privata Societatis Jesu*, welche über die innere Organisation des Jesuiteninstituts das grösste Licht verbreiten. — Was der Vf. in der zweyten Abtheilung seines Buches, über die Unterdrückung des Freymaurerordens, sagt, ist keines Auszugs fähig. Der Orden konnte schwerlich einen wärmeren und geschickteren Vertheidiger finden. Hauptsächlich scheint uns grosse Beherzigung zu verdienen, was S. 129 bis S. 134 von den Gegnern des Ordens angemerkt wird. — Die dritte Abtheilung — von den Mitteln, die Ruhe in Deutschland zu sichern — ist die ausführlichste. Der Vf. schlägt zweyerley vor, Einführung constitutioneller Formen in allen deutschen Ländern, und Wiederherstellung der Nationalität durch Ausmerzen alles fremden Unwesens, und Festhalten an heimischer Sprache und Sitte. Sehr treffend sagt er S. 146: „Es ist nicht erst seit gestern, dass wir angefangen haben, uns unserer Eigenthümlichkeit zu schämen, und doch hat eine Nation nur Bestand durch das Festhalten an diesem Eigenthümlichen. Sie geht unter, sobald sie das Fremde in sich aufnimmt, wie vortrefflich auch dieses Fremde an sich seyn mag. Der Deutsche kann kein Grieche, kein Römer werden, er muss Deutscher bleiben, oder sich mit einem anderen Volke verschmelzen lassen. *Er würde alsdann, wie schlecht dieses auch wäre, doch immer den allerschlechtesten Theil desselben ausmachen*, und die ihm noch übrig gebliebenen Zeichen seiner Abkunft könnten nur dazu dienen, seine Herabwürdigung zu vermehren." — Unter das Undeutsche, welches sich noch bey uns eingenistet, rechnet der Vf. hauptsächlich die *fremde* (französische) *Sprache*, die fremde *Art*, und die fremde *Tracht*, und die fremde *Frivolität*. Gegen die französische Sprache erklärt sich der Vf. fast zu bitter, obgleich ein jeder Leser ihm gern beystimmen wird, wenn er sagt, dass ein Volk, dessen Sprache und Sitten wir angenommen, uns schon dadurch halb besiegt habe, und dass Sprachvernichtung Volksvernichtung sey. Das Bild, welches S. 165 u. folg. von der *Frivolität* entworfen wird, hat eine furchtbare Wahrheit, und Rec. kann sichs nicht versagen, einige Züge davon mitzutheilen. „Der frivole Mensch hat den Leichtsinn und die Ruchlosigkeit zu Begleitern; in seinem Herzen ist der Quell der Liebe vertrocknet, und die Wurzel des Glaubens abgedorrt. Seine Hoffnung beschränkt sich auf den Genuss der nächsten Stunde. Er hat kein Gut, als das Leben, darum umklammert er es so fest und so feig, und reisst doch jeden Augenblick eine Blüthe desselben ab, bis zuletzt nur noch der kahle, dürre Stamm dasteht. — Aus der Frivolität geht die erstarrende Selbstsucht hervor, die Gleichgültigkeit, neben welcher das Edle und Gute nicht mehr bestehen können. Sie hat keine Kraft, als die des Spottes, und keinen Muth, als im Hohn gegen das Heilige. Für sie giebt es keine Ideenwelt, darum auch weder Gott noch Vaterland. Sie ist keiner Erhebung fähig, und keiner Aufopferung: denn diese setzen den Glauben an ein Höheres voraus, und dieses Höhere ist ihr ein lächerliches Unding, u. s. w." — Rec. versagt sichs ungern, die ganze Stelle herzusetzen; doch fühlt er sich gedrungen, noch eine andere aus diesem Abschnitte auszuheben, weil die darin ausgesprochene Bemerkung gerade in diesem Augenblicke die höchste Aufmerksamkeit der Regenten und der Völker verdient. S. 169. „Nicht nur in Frankreich, auch in unserem deutschen Lande, trägt *ein Theil* des Militärs den Namen des Eroberers noch in seinem Herzen. Menschen, die nie den Frieden gesehen haben, können nur den Krieg wollen. Soldaten, welche in zehn und zwanzig Jahren nicht von den Schlachtfeldern kamen, die ihre Heimath in den Feldlagern hatten, und ihre Ansprüche in ihrem Schwert, müssen mit einer Art von Abgötterey an einem Eroberer hängen, den das Glück so wahnsinnig begünstigte, der sich immer unerschöpflich in seinen Hülfsmitteln bewies, weil ihm kein Eigenthum heilig war; der aus dreyssig Schlachten als Sieger ging, weil er Gold und Blut nicht sparte, und mit eisernem Arm eherne Massen in die Reihen seiner Gegner zu schleudern verstand. Sein Stern ist nur verdunkelt, aber nicht untergegangen, sagen Tausende, die unter ihm dienten, und wer mag den Glauben tadeln, den die Magie genialer Kräfte gegen alle Einrede des Verstandes erzwingt?"

Loy.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Weigel: ΜΑΡΙΝΟΥ ΠΡΟΚΛΟΣ. *Marini vita Procli.* Graece et Latine. Ad fidem librorum manuſcriptorum recenſuit adnotationesque et indices addidit *Joh. Franc. Boiſſonade.* 1814. L u. 158 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieſe Ausgabe der Lebensgeſchichte des Proklos von Marinos ſollte mit dem noch ungedruckten Commentar des Proklos zu Platons Kratylos erſcheinen; der Verleger aber wünſchte dieſen der angekündigten Ausgabe des Platon beyfügen zu können, und bewog den Vf. zur Sonderung beider Werke. Seit Fabricius im Jahr 1700 eine beſſere Bearbeitung beſorgte, hat das Buch ſelbſt im Ganzen keine neue Kritik erfahren und wenig Leſer gefunden. Die Abdrücke ſind ſelten geworden, und waren überhaupt minder correct und brauchbar. Hr. *B.*, der eine neue kritiſche Bearbeitung des Eunapios der Preſſe übergeben hat, und ſich vorzüglich dem Studium der ſpäteren philoſophiſchen Schriftſteller gewidmet zu haben ſcheint, unterzog ſich der Arbeit weder ohne äuſsere Hülfsmittel, noch ohne innere Vorbereitung. Das Buch ſelbſt, enthält es auch in ſeinen Anſichten die Spuren ſeiner Zeit, und fehlt der Darſtellung Ordnung und Anmuth, wird immer für leſenswerth erachtet werden können, ſo wie es dem Sprachforſcher mancherley Stoff für Unterſuchung und Vergleichung mit Anderen gewährt. Allein groſsen Vorzug hat es durch eine ſolche Behandlung erhalten, wie ſie ihm dieſer gelehrte Herausgeber ertheilen konnte: denn eine nicht geringe Anzahl vortrefflicher Bemerkungen ſchlieſst ſich hier an die eigentliche Verbeſſerung des nur zu oft verſtellten Textes, und man wird das Buch nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Vor nicht zu langer Zeit hätte man eine ſo gediegene philologiſche Schrift aus Paris zu bekommen kaum erwartet.

Dem Texte gehen die Prolegomena von Fabricius voraus, ihm folgen dann die aus deſſen Ausgabe abgedruckte Überſetzung und des Herausgebers Anmerkungen. Dieſe näher zu beleuchten, ſey jetzt unſere Aufgabe. Der Vf. hielt es für nöthig, die Ausgaben und Handſchriften aufs Neue zu vergleichen. Von jenen hat er die, welche kritiſchen Werth behaupten, zu Rathe gezogen; Manuſcripte erhielt er fünf, eine wolfenbüttler, welche ſchon Fabricius, aber nachläſſig, benutzt hatte. Sie ſcheint eine Abſchrift der mediceiſchen zu ſeyn. Jene verglich Hr. Prof. Schäfer, dieſe Hr. von Furia. Eine dritte turiner lieſs der Bibliothekar Hr. Wernazza abſchreiben, und zwey pariſer ſah Hr. *B.* ſelbſt ein. Dieſe Handſchriften aber gewährten reiche Ausbeute, und der Text iſt durch Aufnahme ihrer Lesarten, welche meiſtens übereinſtimmen, ſeiner Reinheit ſehr nahe gebracht worden. Die erſten Herausgeber ſcheinen nicht ſelten falſch geleſen zu haben, Fabricius aber hat an mehreren Stellen willkührlich geändert, und ſich von Vorurtheilen leiten laſſen. So ſind in ſehr vielen Stellen Partikeln ausgelaſſen worden, die Marinos hie und da häuft, ohne eigentlich die Bedeutſamkeit des früheren Stils zu erreichen. Nur ſelten wird man eine von den Handſchriften dargebotene Lesart, die Vorzüge zu haben ſcheint, von dem Herausgeber vernachläſſigt finden, ſelten auf Miſsgriffe in der Wahl ſtoſsen. S. 29 der Fabric. Ausg. (deren Seitenzahlen auch hier am Rande bemerkt worden ſind) c. 12. *Ἔασον αὐτὸν μαθεῖν ὅσα βούλομαι, ἐγκρατῶς διαιτώμενον, καὶ τότε, εἰ ἐθέλοι, ἀποθάνοι.* So hat Hr. *B.* nach drey Handſchriften aufgenommen, ſtatt daſs früher *εἰ θέλοι, ἀποθάνῃ* geleſen wurde. Eine vierte Handſchrift aber bietet *καὶ τότε, εἰ ἐθέλει, ἀποθάνοι* dar, und dieſes dünkt uns des Vorzuges werth. Man vergleiche nur den Sinn der Stelle, der nach der angenommenen Lesart iſt: *und dann, wenn er will, mag er ſterben.* Die Stelle aber erfodert: *und dann ſterbe er, wenn er will,* wo die letzteren Worte eine Redeformel ausmachen, und durch *εἰ ἐθέλει* ausgedrückt werden. — S. 32. c. 14 *Ἀρχιάδαν τὸν τοῖς θεοῖς φίλον ἐπὶ τοῦτο παρεκάλει.* Zwey Handſchriften bieten *ἐπὶ τούτῳ* dar, und dieſs iſt richtiger, weil es den Gedanken durch die Andeutung der Abſicht, daſs Archiadas die politiſchen Geſchäfte übernehmen möchte, eine feinere Wendung giebt. S. 36. c. 15 ſcheint *πάντα ταῦτα* dem gewöhnlichen *ταῦτα πάντα* vorzuziehen: denn gute Schriftſteller betonten rhetoriſch das erſte dieſer Worte, je nachdem ſie die Geſammtzahl der Sache, oder ſie ſelbſt näher ins Auge faſsten. S. 26. c. 11 hat der Herausg. aus den Handſchriften aufgenommen: *ἀποπέμπειν οὖν ἐπειρῶντο, προσειπόντες, τὸν νέον, ὡς ξένον* ſtatt des herkömmlichen *προσειπόντες τὸν ξένον ὡς νέον.* Rec. würde nichts geändert haben, da dieſe Lesart der Sinn ſodert, und Syrianos den Proklos nicht als einen Fremden, ſondern weil er noch ein junger Menſch war, gehen hieſs. Als Fremden würde er ihn nicht entlaſſen haben. Man kann zwar aus dem Folgenden anführen, daſs Syrianos und Lacharis allein ſeyn wollten; dann aber wird das Wort *προσειπόντες* überflüſſig, und die Worte *τὸν νέον* müſſen wider den Zuſammen-

hang mit ἀποπέμπειν verbunden werden. S. 34. c. 15 findet man zwar die Lesart der Handschriften κοινῇ δὲ πάλιν τῆς κοσμιότητος τῶν ἀναγινωσκόντων ἐπεμελεῖτο zurückgerufen; allein die Worte τῶν ἀναγινωσκόντων, welche augenscheinlich verderbt sind, erwarten noch ihre weitere Verbesserung. — S. 30. c. 12 ἐν ἔτεσι γοῦν οὔτε δύο ὅλοις. Hier ist kein Zweifel, dass οὐδὲ δύο ὅλοις gelesen werden muss, obgleich nach den Handschriften keine Änderung erfolgen dürfte. Οὔτε in der Bedeutung *nicht einmal* ist unerweislich.

Wollten wir gegen diess Wenige die Beyspiele aufzählen, in welchen der Text unleugbar auf seine ursprüngliche Reinheit zurückgebracht worden ist: so würde uns der Raum fehlen. Eine vorzügliche Kenntniss der Schriftzüge in den Handschriften und der gewöhnlichen Verwechselungen und das unter den Kritikern oft durch eine gewisse Leichtfertigkeit weniger geachtete Vertrauen auf die Alterthümlichkeit und Ächtheit der handschriftlichen Lesart liessen den Herausg. auch auf unwegsamen Stellen sicher gehen, und führten ihn auf gehaltvolle Untersuchungen. So lesen wir nun richtig S. 5. c. 3: ὑπὸ χειμώνων καὶ καυμάτων, wie schon Schäfer zu Bos. ellips. p. 86 und zu Apollon. Rhod. Schol. p. 36 zu ändern hiess, statt des unpassenden καμάτων; so S. 58. c. 24 καὶ οὔπω καιρὸς ἐκάλει τῶν εὐχῶν, wo Fabricius καὶ ἔω πω κ. ε. geschrieben hatte; so S. 21. c. 10: σὺν πομπῇ τινὶ πάντων τῶν λογίων statt πάντως und Anderes verbessert an anderen Stellen. Durch Conjecturen hilft der Herausg. nur da dem Texte auf, wo wirklich diese Hülfe durch Mangel der Handschriften nöthig wird, nicht wo ein vorübergehender Einfall sogleich Änderung veranlasst; daher die Anzahl dieser Art Verbesserungen nicht gross ist. Zu den vorzüglichen müssen gezählt werden S. 48. c. 20 καὶ ἐλάττους ἐποίει τῷ μὴ τὸ ἄριστον ἑαυτῷ συμπάσχειν, obgleich die alte Lesart τὸ μὴ τὸ ἄρ. noch im Texte steht. S. 56. c. 23 änderte Hr. *B.* οὐ γὰρ ἄνευ θείας ἐπιπνοίας ἐφαίνετο διαλέγεσθαι, da διαγίγνεσθαι keinen passenden Sinn giebt. Auch der Vorschlag S. 60. c. 26 ταῖς τῶν ἀρχαιοτέρων ἐπεξιὼν πραγματείαις, statt des Accusativs τὰς — πραγματείας, stimmt mit dem Sprachgebrauch richtig ein. Nicht so sicher scheint S. 41. c. 18 in den Worten τοῖς περὶ τῆς πολιτικῆς αὐτοῦ ἀρετῆς κεφαλαίοις ἐλάττοσιν οὖσι τῶν ἀληθῶν die Vermuthung τῶν ἄλλων. Auch durch Interpunction haben einzelne Stellen Verbesserung erhalten; so namentlich S. 55. c. 23 durch Bezeichnung der Parenthese.

In den beygefügten Anmerkungen erhalten die Änderungen ihre Rechtfertigung, aber auch die schwierigen Stellen die nöthige Erklärung. Überall findet der Vf. Gelegenheit, die dem Marinos eigene Sprache aus dem Gebrauche seiner Zeit, und namentlich die spätere metaphorisch philosophische Darstellungsweise zu erläutern und zu bestätigen. Hiebey zeigt der Vf. eine seltene Vertrautheit mit den späteren Schriftstellern, und erregt für die erscheinende Ausgabe des Eunapios grosse Erwartung. Der Vf. hat seinen Schriftsteller wirklich verstanden, und nur geringfügige Dinge werden einen Tadel zulassen, wie z. B. S. 22. c. 10 in τὴν τῆς Φιλοσοφίας ἔφορον nicht die Göttin Athene, sondern Athen verstanden werden möchte. — Einzelne Redensarten werden vortrefflich aufgehellt, wie der Gebrauch von εἰς ἄλλος S. 125, von μεθ' ἡμέραν, welches Fabricius immer in μεθ' ἡμέρας änderte S. 68, über οἴκοθεν in dem Sinne *von innen aus, von selbst* S. 96 u. S. 147. Was Andere früher gelehrt, findet hier oft seine Bestätigung und Anwendung; so über ὥστε statt ὥσπερ S. 127, über οὖν S. 119. 135, über ἐπὶ μᾶλλον S. 94, über φησὶ statt φησί τις S. 142 und vieles Andere. Einzelne Wortformen sind theils gerechtfertigt, theils zurückgeworfen worden, unter anderen κρηπίδα und κρηπῖδα, welches für vorzüglicher erachtet wird S. 66, die in der späteren Zeit gewöhnliche Flexion von νοῦς, νοός, νοΐ, νόα, S. 93. Kurz überall wird Fleiss und Sorgsamkeit fühlbar, so dass das Werk selbst durch seine Resultate jedem Philologen wichtig wird, und es sich nicht scheuen darf, der Vorläufer einer gründlich und sorgsam unternommmenen Ausgabe des Platon zu seyn.

Einen besonderen Werth erhalten die Anmerkungen durch Verbesserung anderer Schriftsteller und durch mehrere vorher ungedruckte Stücke. Die Zahl jener ist gross, diese bestehen in Folgenden: S. 69 zwey Gedichte, welche an einer pariser Handschrift befindlich sind, und deren Verfasser sich Philostratos nennt. Im 6 Verse heisst es: Ἂν δὲ πρὸς αὐτὸ καὶ τὸ πῦρ ὑπεκδράμω, τὸ κοῦφον εὑρίσκει με τοῦ πτεροῦ τάχος. Hr. *B.* schlägt πρὸς αὐτῷ zu lesen vor, obgleich die Lesart der Handschrift richtig lautet. Es wird nämlich πρὸς auf diese Weise allerdings mit dem Accusativ gesetzt, und πρὸς αὐτὸ καὶ — bezeichnet nichts anderes als *überdiess auch.* Als Beyspiel der Construction s. m. Soph. Philoct. 292. Durch das zweyte Gedicht wird der Gebrauch von φυτῶν, woran Bast zum Gregor. Cor. p. 224 zweifelte, erwiesen. S. 76 eine Rede des Prokopios von Gaza. S. 85 f. fünf Briefe von einem gewissen Dio. S. 130 f. eine anonyme physiognomische Schrift. S. 65. 99 und a. Scholien zu Synesios, Philostratos und Dio Chrysost. Unter den beyfallswerthen Verbesserungen zeichnen wir aus: Leonidae Tarent. epigr. 85. *v.* 10, wo statt γαῖ' ἐρατῇ, τοῖον ἔχοις φθίμενον verbessert wird ποῖον ἔχεις φθίμενον. Dio Cassius fragm. CXX, wo statt ἡγεμονία scharfsinnig vorgeschlagen wird νουμηνία. Eine wenigstens ingeniöse Verbesserung erhält S. 108 Lucian. im Timon c. 53 ἀνδρὸς βίον ζῶν καὶ πρὸς οὐρανὸν ἀποβλέπων statt πρὸς αὐτὸν. Die durch die metrische Regel gefoderte Cäsur bringt der Herausgeber auf leichte Weise in den Vers beym Athenäos XV, 1 indem er προχείρους in πρὸ χειρὸς verwandelt. In des Leonidas 63 Epigramm verbessert Hr. *B.* οὐδὲ σκαληνὸς, οὐδενὸς πλέως πλάνης durch οὐδ' ἀνάπλεως πλάνης. Wenn aber in der vita Homeri p. 314 Galae τῆς ἐπὶ τούτοις εὐδοξίας πρὸς πάντων δικαίως τυγχάνει für nöthig erachtet wird πρὸ πάντων zu lesen: so muss πρὸς vertheidigt werden, das in der Bedeutung: *im Vergleich mit Anderen,* nicht selten gebraucht wird. Eben so scheint die beym Alciphron II, 4

εἰς μᾶλλον περιέχομαι S. 96 vorgeſchlagene Lesart *ᾗς* eine Verdeutlichung des Abſchreibers. Das S. 124 in Anſpruch genommene *λαβὼν* beym Euripid. Iphig. Taur. 976 hat *Seidler* vertheidigt. Wir haben nur Weniges ausgehoben, weil die, welche ſolche Verſuche intereſſiren, nach dem Buche ſelbſt verlangen werden. Wir erwähnen nur noch, daſs Hr. Prof. *Schäfer* hie und da Verbeſſerungen beygefügt, und auch die *Indices* nicht ohne Emendationen mehrerer Schriftſteller gelaſſen hat. Der Druck iſt correct und ſchön; auch iſt die neuere Schreibweiſe in einigen Stücken auf die alte richtigere zurückgebracht worden, wie wir das σ durchaus in der Mitte des Worts, ſtatt des in componirten Wörtern angebrachten ς, nun wieder aufgenommen finden.

A + D.

PHILOLOGIE.

DARMSTADT, b. Heyer u. Leske: *Deutſches Übungsbuch zum Überſetzen ins Lateiniſche für Anfänger.* Von *Ernſt Zimmermann*, Pfarrer zu Buttelborn und Diaconus zu Groſsgerau im Groſsherzogthume Heſſen. Zweyte, verbeſſerte und mit einem zweyten Curſus vermehrte Auflage. 1814. XVI u. 264 S. 8. (16 Gr.)

Die erſte Ausgabe dieſes Übungsbuches erſchien 1811, und war beſtimmt, neben dem lateiniſchen Leſebuch von *Krebs* gebraucht zu werden, daher es ſich in Hinſicht der Methode und Anordnung genau an dieſes anſchloſs. Seine Brauchbarkeit hat es ſeither in den Schulen zu Darmſtadt und anderen Orten bewährt, ſo daſs es ohne weſentliche Abänderung bald neu aufgelegt werden muſste. Die Methode iſt diejenige, welche *Krebs* im genannten Lehrbuche und auf eine ganz vorzügliche Weiſe *C. E. Ch. Schneider* in ſeinem griechiſchen Leſebuch (ſ. Jahrgang 1813. No. 240) angewendet haben, nach welcher der Lernende die Formen der Grammatik an den Beyſpielen ſelbſt einübt, und nirgends früher ein Beyſpiel findet, zu welchem er nicht ſchon die grammatiſchen Formen kennt. Wir haben hierüber bey der Anzeige des ſchneideriſchen Leſebuchs weitläuftiger geſprochen, und muſsten das Verfahren gut heiſsen. Bey den Übungen zur Überſetzung in die alten Sprachen kommt die Foderung hinzu, daſs auf den ſyntaktiſchen Theil gleich Anfangs Rückſicht genommen werden muſs, und mithin in den Aufgaben nur ſo viele der ſyntaktiſchen Regeln in Anſpruch genommen werden dürfen, als welche die einfachen Grundlagen ausmachen, und mit der Methode des etymologiſchen Theils leicht verbunden werden können.

Der Vf. ſetzt voraus, daſs ſein Buch neben dem Leſebuch von *Krebs* gebraucht werde, daher er auf daſſelbe verweiſt; in dieſer zweyten Ausgabe hat er ſich mehr von demſelben unabhängig gemacht. Der Fleiſs des Vfs. iſt nicht zu verkennen: denn mit Sorgſamkeit hat er die Schritte abgemeſſen, mit denen er zu dem Schwereren aufſteigt. Die Beyſpiele ſind gröſstentheils aus alten Autoren gewählt, und wo es nöthig war, in Anmerkungen Nachhülfe dem Lehrling dargeboten. Wohl wird man hie und da gewahr, daſs eine ſtrengere Rückſicht auf die Parallele der ſyntaktiſchen Regeln noch vortheilhafter geweſen wäre; dann aber hätte vielleicht auch die in unſeren Grammatiken angenommene Ordnung aufgegeben werden müſſen. In den Anmerkungen vermiſst man im Einzelnen die beym Elementarunterricht ſo nöthige Beſtimmtheit, z. B. S. 57: „der unbeſtimmte Artikel *ein* ſteht öfters für *ein gewiſſer*, und wird alsdann durch *quidam* oder *aliquis* überſetzt." S. 42: „das deutſche *aber* überſetzt der Lateiner in ſolchen Fällen gewöhnlich nicht; z. B. das Leben iſt ein groſses, aber nicht das höchſte Gut." Mit ſolchen Angaben iſt dem Schüler wenig geholfen, er weiſs ſich in anderen Fällen nicht zu helfen, und baut auf die Unbeſtimmtheit ſeiner falſchen Urtheile. Ihm muſs dagegen durch genaue Angaben, z. B. des Unterſchiedes von *aliquis* und *quidam*, der Bedingung, unter welcher das *aber* unüberſetzt bleibt, ſogleich vom Anfang das Richtige gelehrt werden, ohne ſeiner Faſſungskraft zu viel zuzumuthen. — Bey der erſten Ausgabe war ein Wortregiſter beygefügt; in der zweyten iſt es weggelaſſen, und in ein beſonderes klein lateiniſches Wörterbuch verwandelt worden. Die Gründe dieſer Änderung ſollen in der Vorrede zu demſelben vorgelegt ſeyn; uns ſind ſie unbekannt. Um den ſo gewonnenen Raum zu füllen, hat der Vf. nun einen zweyten ſyntaktiſchen Curſus gefertigt, der aus Sentenzen, Fabeln, Anekdoten, mythologiſchen Erzählungen, Geſprächen, Briefen und einer kurzen Geſchichte der Römer, die dem *Compend. hiſtor. Roman.* von *Baden* entnommen wurde, beſtehet. An eine methodiſche Ordnung iſt hiebey nicht gedacht worden, daher Alles nach der gewöhnlichen Weiſe herkömmlicher Exempelbücher eingerichtet erſcheint. Der Vf. hätte ſich auch hier durch Fleiſs den Dank der Lernenden und Lehrer erwerben können. Das Ganze beſchlieſst ein Regiſter über die in den Anmerkungen erklärten Regeln.

W.

KLEINE SCHRIFTEN.

ALTE LITERATUR. *Berlin*, b. Maurer: *Commentationum Gedanenſium Faſciculus I. Inſunt Obſervationes criticae in obſcuriores quosdam Horatii et Sophoclis locos.* Auctore *Nicolao Godofredo Chriſtiano Eckermann*, Ph. D. A. L. Mag. Athenaei Gedanenſis Rectore Graecarumque et Roman. Literarum P. O. 1813. 58 S. 4. (9 Gr.)

Faſt möchte Rec. wünſchen, dieſe Schrift nicht geleſen zu haben: denn ſie hat ihn um ein gutes Vorurtheil gebracht, und dieſs büſst man nicht gern bey einem Verſtorbenen ein. Dieſe Anmerkungen zum Horatius und Sophokles waren von ihrem Verfaſſer zum erſten Programm, nach dem Antritt ſeiner Stelle am danziger Gymnaſium, beſtimmt; doch er ſah ſie nicht gedruckt. Während der Belagerung ſtarb er in der Blüthe der Jahre, und die literar. Blätter beklagten in ihm einen Verluſt für die wiederauflebende Anſtalt und für die Wiſſenſchaft. So nun nahm Rec. dieſe anderwärts empfohlene Probeſchrift mit der Erwartung in die Hand, die man auf einen ausgezeichneten Schüler von Voſs und Wolf zu richten gewohnt iſt. Nach dem Tode des Vfs. hätte ſie nicht erſcheinen ſollen, da ſie nicht bloſs ein

Bruchstück bleibt, sondern Blöſsen enthüllet, die nun kein Anderer verdecken kann, und wofür uns der Vf. nicht künftig entschädigt. Wir haben nirgends etwas Bedeutendes gefunden, wohl aber Verunglücktes und Sonderbares in groſser Zahl. Ja oft begreift man nicht, wie der Vf. die wunderlichsten Erklärungen in kategorischen Formeln hat vortragen, und die Billigung Anderer voraussetzen können. Das Ganze ist hievon fortlaufender Beweis.

In der ersten Ode des Horatius gab die Härte der Construction im 3 Vs. *sunt quos — iuvat evehit — hunc etc. Bentleyn* bekanntlich Anlaſs zu der Änderung *evehere ad deos*. Hr. *E.* glaubt die Stelle unverdorben, und will die Worte *metaque — evehit ad deos* in Parenthese gesetzt wissen, als wenn durch die Klammern dem Sinn und nicht bloſs dem Auge gedient würde. Die Construction bleibt dieselbe, und nichts Unpassenderes gäbe es als diese eingeklammerte Phrase, die weder Zusammenhang, noch Beziehung hat. Die Erklärung ist noch sonderbarer. Nach dem Vf. ist nämlich *pulvis Olympicus* nicht eigentlich, sondern von den Römern und deren Wettrennen im Circus zu verstehen, und die Worte *si turba Quiritium certat tergeminis tollere honoribus* sind nicht auf die Erhebung zu Ehrenstellen, sondern dahin zu deuten, daſs man den Vornehmen (*principibus ac post eos summatibus viris*) bey ihrem Eintritt ins Theater zurief und dreymal zuklatschte. Dazu soll *mobilium* in *nobilium* verwandelt werden. Statt nur eines Wortes Entgegnung stehe hier noch die Construction, die der Vf. gebietet: *hunc iuvat si turba Quiritium certat tollere tergeminis honoribus nobilium, i. e. qui nobilibus tantum tribui solent.* — In der zweyten Stelle I, 2. 38, wo *Fabers* Verbesserung *Marsi peditis* von *Bentley* in den Text aufgenommen worden ist, tadelt Hr. *E.* dieselbe, weil Horatius die Marser als ein gegen die Römer feindliches Volk nicht erwähnt haben würde, und weil dann *peditis* nicht erklärt werden könne, denn den Römern sey unbekannt geblieben, daſs die Marser an Reiterey schwach waren. Wie dieſs Alles auf grundlosen Voraussetzungen beruht, so ist die als neu aufgestellte Erklärung und Verbesserung der sonderbarste Einfall. Es soll *cruentam voltus in hastam* gelesen und erklärt werden: *quem iuvat acer vultus Marsi peditis in cruentam hastam, wen ergötzt der wilde Blick des vom Pferde gefallenen Marser, mit dem er die blutige Lanze des Römers anschaut.* — In der dritten Stelle in dem bekannten *qui rectis oculis monstra natantia vidit I, 3, 18* will der Vf. die Lesart dadurch rechtfertigen, daſs er unter *mortis gradus* versteht *insignia, quae in terra pro maleficiis suis horrere debebat, supplicia, quorum tantus esset terror, ut sine lacrimis a dulci patriae solo discedens projicere se sustineret in monstra natantia.* Wenn auch einer den Peinigertod, wie *Voſs* übersetzt, verstünde, wer möchte aber hier an einen dem Tode entkommenen *Missethäter* denken, der *ohne Thränen die Ungeheuer* erblickt? Von der Sehnsucht nach dem Vaterland ist keine Ahndung bey dem Dichter. — Zu v. 26 findet Hr. *E. vetitum nefas* unpassend, weil — es ja doch kein *nefas non vetitum* gebe. Daher emendirt er *gens humana ruit per vetitum in nefas.* Wir wollen hiezu nichts weiter bemerken, als daſs Ovidius Met. 10, 695 *vetitum probrum*, Trist. 2, 498 *vetitum crimen*, ex Pont. 3, 3, 57 *vetitum adulterium* u. dergl. sagt. — I, 6. 1. Hr. *E.* kann sich bey der ersten Strophe *Scriberis Vario fortis etc.* nicht dem Zweifel entschlagen, und fragt daher seine Leser erstlich, warum Horatius vom Varius und nicht vom Virgilius wollte Agrippas Thaten besungen wissen; dann, warum er *quamcumque rem* und nicht eine bestimmte That des Agrippa geschildert wünsche; endlich, warum denn dem wilden Heer (*ferox miles*) unter Agrippas Anführung und nicht der Klugheit des Feldherrn allein das Verdienst zugeschrieben werde. Auf diese Fragen läſst sich kurz und gut antworten: weil Horatius eben wollte. Was aber will Hr. *E.*? *Miles ferox* soll Varius selbst seyn, der einmal mit zu Felde gezogen und als gemeiner Soldat (*gregarius*) auch Wildheit (*ferocitatem*) gezeigt habe. — Und so lauten alle Bemerkungen zu Horatius, so daſs, führen wir in der Rec[en]sion weiter fort, wir fürchten müſsten, das Lächeln unserer Leser bis zum Lachen zu verstärken. Wir gehen zu den Stellen des Sophokles über und geben einige Proben.

Hier wird gröſstentheils gegen die Anmerkungen von *Erfurdt* und gegen *Solgers* Übersetzung gesprochen. Die erste Bemerkung empfiehlt das Ganze wenig. Antig. v. 1 ὦ κοινὸν αὐτάδελφον Ἰσμήνης κάρα. *Erfurdt* hatte erklärt: *κοινὸν idem fere quod αὐτάδελφον.* Hn. E's. Worte sind: *κοινὸν ad fratrem spectat, cuius communis et germana soror est Ismene, cuius igitur sepeliendi officio illa aeque tenetur ac quae loquitur Antigona.* Nun sehe man nach, was Antigone weiter spricht, und dann *sapienti sat.* V. 23 σὺν δίκῃ χρησθεὶς δικαίᾳ καὶ νόμῳ, wird δικαίᾳ als Dativ eines Substantivs ἡ δικαία, *justitia*, genommen. Also χρησθεὶς δικαίᾳ σὺν δίκῃ? — V. 31 εἰσορῶσι, was *Burton* in εἰσορμῶσι auf die leichteste Weise änderte, will Hr. *E.* mit εἰσοροῦσι vertauschen. Dieſs sey von der Form εἰσορέω, wie (beym Homer) ὁρέω vorkommt. Wie kann *hier* eine ungewöhnliche, dem Epiker zukommende Sprechweise unserem Dichter zugemuthet werden? Doch der Vf. weiſs, daſs auch ὁράω in Gebrauch gewesen; wann, sagt er nicht. — V. 56. Ein Freund des Vfs. erklärt φόνον durch *hominem scelestum* und προκεῖσθαι *projectum esse.* Wir vermögen dieſs nicht mit den übrigen Worten zu einem genügenden Sinn zu reimen. — V. 47 ἀλλ' οὐδὲν αὐτῷ τῶν ἐμῶν μ' εἴργειν μέτα. Hr. *E.* glaubt statt des enklitischen με müsse hier ἐμὲ verlangt werden, und er emendirt: ἀλλ' οὔ γ' ἔμ' αὐτῷ τῶν ἐμῶν εἴργειν μέτα. Als Beweis Electr. 539 οὐ — — τήν γ' ἐμήν. Durchaus gilt vom Vf., daſs seine Beweise nicht das zu Beweisende beweisen. Wohl kann τήν γ' ἐμὴν gesagt werden, wie aber *hier* οὔ γε? So nämlich muſs man verbinden. — V. 211 σοὶ ταῦτ' ἀρέσκει τὸν τῇδε δύσνουν. Der Vf. will der Construction dadurch beykommen, daſs er ἀρέσκει als zweyte Person des Medium gelten läſst, und erklärt: *tibi tu haec facis, tuam voluntatem exples hac re, non deorum.* Abgesehen von dem Sinn der so gestellten Worte, wer mag wohl jemals gesagt haben ἀρέσκεσθαι τινὰ αὐτῷ? Dafür aber wird aus Theognis 740 σπονδὰς θεοῖσιν ἀρεσκόμενοι citirt, was statt θεοὺς σπονδαῖς ἀρ. gesagt wird. Unerhört ist folgende Conjectur zu v. 234 nach vorausgesetztem Punct: σοὶ 'κειτο μηδὲν ἐξερῶ, φράσω γ' ὅμως. Dieſs soll heiſsen: *Mihi in fatis erat, ut nihil tibi dicendum haberem, quo tibi essem satisfacturus, dicam tamen.*

Rec. ist des Referirens solcher Sachen müde, und glaubt, daſs auch seine Leser in hinlängliche Kenntniſs über dieſs Buch gesetzt sind. Angehängt ist eine Probe von einer Übersetzung des ganzen Sophokles, wo man oft nicht weiſs, ob man sogenannte Verse, ob man deutsch lieſt. Auch hievon Einiges, das des Vfs. Begriffe von Prosodie, Metrik und Verdeutschung ins Licht setze, wenn anders solche überhaupt vorauszusetzen sind.

Antigone.

O süſs Ismenes mitgebornes Schwesterhaupt,
Ersiehst du, wie Zeus von dem Fluch des Oedipus
Auch keinen uns, die wir noch leben, nicht erfüllt?
Nichts mehr, noch bittrer Jammer, noch Unheil ist fern;
Nichts ist so schmählich, noch so ehrenlos, was nicht
Auch schon in deinem Leid' ich und dem meinem sah.
Und nun, was wieder sagen sie, sey Volk und Stadt
Für Kund' erlassen worden vom Heerfürsten itzt?
Weiſst du? Vernahmst du wohl schon? Oder birgt sich dir,
Wie nun zu Freunden übergehe Feindesschmach?

Und weiter unten:

Ismene.

Was doch, du Arme, wenn dem also, mag dann ich
Es lösend, oder mit vollzieh'nd gewinnen mehr?

Antigone.

Ob du mir helfen, mit willst Hand anlegen, sprich.

Ismene.

Zu welchem Unterfangen? Kind, was sinnest du?

Antigone.

Ob du mit Händen mir den Todten mit entrückst?

Ismene.

So sinnst du zu begraben den Verbotenen?

Und so weiter, bisweilen auch noch schlimmer. Füglich hätte so Etwas ungedruckt bleiben sollen.

V. V.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

1) Leipzig, b. d. Vf.: *Clef de la langue françoise, ou entretiens philosophiques et littéraires, propres à developper les principes de cette langue, et à en faire connoître le génie.* Par *A. Feriere.* Tom. I. 318 S. Tom. II. 264 S. Tom. III. 218 S. 1812. 8. (4 Rthlr. 12 gr.)

2) Züllichau, b. Darnmann: *Cours de Grammaire et de Lecture*; oder *Stufenfolge zur Erlernung der französischen Sprache, in vier Cursus.* Zum Gebrauch für Schulen, und zum Privatunterricht. Zunächst für die Lehranstalten des königl. Pädagogiums und Waisenhauses zu Züllichau. Von *H. F. Grangé*, Lehrer der franz. Sprache am kön. Pädagogium. Zweyter Cursus. 1814. 16 u. 374 S. 8. (16 Gr.)

3) Dortmund u. Leipzig, b. Mallinckrodt: *J. H. P. Seidenstücker's*, Rector des Archigymnasiums zu Soest, *Elementarbuch zur Erlernung der französischen Sprache.* Erste Abtheilung. Zweyte durchgesehene Auflage. 1812. 116 S. Zweyte Abtheilung. 1813. 227 S. 8. (18 Gr.)

4) Ebendaselbst: *Vollständiger Cursus zur Erlernung der französischen Sprache*, von *J. B. Daulnoy*, öffentl. Lehrer der franz. Sprache und Literatur an dem Lyceum zu Düsseldorf. No. II. Grosse französische Sprachlehre, mit einem Anhange sinnverwandter Wörter, und mit historischen, kritischen und etymologischen Noten versehen. Vierte, fleissig revidirte Auflage. 1815. IV u. 461 S. 8. (21 Gr.)

5) Ebendaselbst: *Supplément français du cours de Langue, destiné à l'instruction de la jeunesse allemande*, par *J. B. Daulnoy.* 3 Bände. 316, 248 u. 271 S. 8. (2 Rthlr. 3 gr.)

6) Ebendaselbst: *Neue französische Gespräche für Deutsche.* Nebst einigen nützlichen Anhängen. Herausgegeben von *L. Duwez.* Dritte verbesserte Auflage. 1813. II u. 180 S. 8. (10 Gr.)

In No. 1 thut ein (obgleich französisch redender, doch) von der Sprache nichts wissender Schüler kurze Fragen, auf welche der Lehrer antwortet. Rec. gesteht diesen Fragen und Antworten höchstens den Namen *entretiens* zu; das *epitheton ornans: philosophiques*, aber findet er ganz unpassend, weil von Philosophie (ausser etwa in der Einleitung) keine Spur ist, und noch weniger stösst man auf etwas, wodurch die *principes* und das *génie* der französischen Sprache entwickelt würden. Auch ohne eigentliches Philosophiren und eine absichtliche Entwickelung der *principes* und des *génie* der Sprache hätte Hr. *F.* eine nicht unbrauchbare Grammatik liefern können; aber selbst diess ist nicht geschehen. Ja Rec. möchte fast sagen, dass ihm noch keine französische Sprachlehre vorgekommen ist, worin so viel von dem unberührt geblieben wäre, was sich in den Grammatiken gewöhnlich findet. Hätte ein Deutscher dieses Buch geschrieben: so könnte man glauben, er habe das, was ausgelassen ist, nicht gewusst, und mehrere Grammatiken einzusehen nicht Gelegenheit gehabt; und wenn man es ihm in diesem Falle sehr übel nehmen würde, dass er gewagt habe, als Schriftsteller aufzutreten: so ist es dem Vf. gar nicht zu verzeihen, dass er von dem, was er schon als Franzose wissen musste, nur Einiges gegeben hat. Zur Bestätigung des gefällten Urtheils diene Folgendes.

In einer Art von Einleitung werden die Redetheile dargestellt, wie sie nach einander entstanden seyn sollen. Rec. würde der Interjection nicht den letzten Platz angewiesen haben. In dem ganzen Abschnitte aber, der nur philosophisch behandelt werden kann, philosophirt der Vf. freylich auch, aber auf die ganz gewöhnliche Weise; nur hat er bey dem, was Andere richtig im Allgemeinen betrachten, sehr unphilosophisch die französische Sprache vor Augen. S. 13 heisst es z. B., nachdem von der Erfindung der Namen für die einzelnen Gegenstände geredet worden ist: „*Ces noms communs ne présentent que des idées vagues; on se trouva souvent obligé, pour s'exprimer avec plus de précision, de les déterminer, et l'on chercha un mot, qui fût propre à remplir cette fonction. Le petit mot le se présenta, et fut unanimement reçu.*" Wie wenig man es zu bedauern habe, dass in der eigentlichen Grammatik ein fast gänzlicher Mangel an dem Philosophischen in der Darstellung ist, ergiebt sich aus den Stellen, in welchen der Vf. das, was in den Grammatiken gewöhnlich deutlich vorgetragen ist, nach seiner Art aufzuhellen sucht. Seine Erläuterungen nämlich bestehen darin, dass er zuweilen den Grund einer Spracherscheinung angiebt. So bemerkt er z. B. bey der *consecutio temporum*: Darüber, dass nach einem *plusqueparfait* mehrere *temps* folgen können, wird man sich nicht wundern, „*quand on considère, qu'ils sont tous moins anciens que lui, et qu'ils servent à faire voir l'autorité qu'il exerce sur eux.*" — Hätte der Vf. mit anderen Grammatikern die *pronoms* in *absolus* und *conjoints* geschieden: so würde er sich, unbescha-

det der nöthigen Vollständigkeit, manche Regeln häben ersparen können. T. I. S. 153 lehrt er z. B.: „*Les pronoms moi, toi, lui, elle et elles, représentent l'accusatif dans les propositions negatives, suivies de que — Vous n'aimez que lui*," und gleich darauf: „*ils le remplaceront encore lorsqu'ils sont précédés d'une préposition outre que de ou à — nous ne partirons sans toi*" (diese Bemerkung ist noch dazu falsch: denn hienach dürfte man nicht sagen: *il s'addresse à moi*). Neben dieser, nach obiger Voraussetzung schon unnöthigen Regel hat Hr. *F.* auch noch folgende für nöthig geachtet (S. 178): „*Les pronoms moi, toi, soi, nous, vous, lui, eux, elle et elles, précédés d'une préposition, seront placés après le verbe — Vous ont-ils parlé d'elles?* — Dass die dritte Person der *pronoms* bey einem Verbe nicht die Stelle hat, welche die beiden ersten einnehmen, z. B. *je le lui donne, je te le donne*, ist unerwähnt geblieben; eben so, dass, wenn zwey *pronoms* bey einem Verbe sind, sie hinten stehen müssen, z. B. *il le donne à moi et à toi.* — In der Lehre von dem *comparatif* ist nicht bemerkt, dass, und wann vor einem Zahlworte *de* statt *que* steht; bey dem *comparatif* der Wörter *petit, bon, mauvais*, heisst es bloss: „*on dit aussi plus petit etc.*" Dass nach dem Superl. statt des Conj. der Indicat., in Fällen wie: „*ce ne sont pas les plus riches qu'il faut estimer le plus*," stehen müsse, ist auch nicht bemerkt. — Unter den Regeln über den Gebrauch des Indicat. und Conj. vermisst man nebst anderen auch die, nach welcher nicht alle *impersonels* den Conj. bey sich haben. — Bey den Zahlwörtern hat der Vf. darüber nichts, dass man z. B. sagen müsse: *cent de tués.* — In der Lehre von der Stelle des Adject. durfte besonders die Regel nicht ausgelassen werden, dass das Adject., wenn sich auf dasselbe etwas bezieht, hinter das Substant. zu setzen sey, z. B. „*un événement grand dans ses suites.*" — Auch bey der *consecutio temporum* sind manche bekannte Fälle nicht erwähnt. — Neben einer unbedeutenden Bemerkung über den Gebrauch von *de* und *à* vor einem Infinit., sagt Hr. *F.* bloss, dass die Übung den besten Aufschluss darüber gebe. Rec. lässt es an diesen Belegen zu seinem Urtheile bewenden, um die Schrift noch aus anderen Gesichtspuncten zu betrachten.

Bisweilen ist der Vf. zu weitläuftig, unter anderen in den Regeln von der Wortstellung, wo er Fälle anführt, wie: „*Le physicien arrache ses secrets à la nature.* Vor solcher Stellung glaubt er warnen zu müssen, da doch schwerlich Jemand das Deutsche: Der Naturforscher entreisst der Natur ihre Geheimnisse, so übersetzen würde. Hieher gehört auch die Anführung der einzelnen Präpositionen mit Beyspielen dazu. Andere unnöthige Bemerkungen sind folgende: „*Le superlatif veut ordinairement après lui la préposition de, comme: c'est le plus appliqué de tous mes écoliers. Si cependant le superlatif devoit être suivi d'un verbe, vous mettriez que — Voilà le plus beau cheval que j'aye jamais vu*" (abgesehen davon, dass der Vf. hier das *que conjonctif* und *relatif* verwechselt). Ganz besonders gehört hieher die naive Bemerkung: „*On a presque porté à l'infini le nombre des temps dans les verbes, nous nous sommes contentés d'en admettre dix neuf(!).*" Um diese Zahl heraus zu bringen, werden die *temps* jedes *mode* und die *conditionels* besonders gezählt. — Gegen die Ordnung, welche Hr. *F.* in der Behandlung der einzelnen Gegenstände beobachtet hat, ist Manches einzuwenden. So spricht er z. B. von den *Casibus* nicht bey dem *substantif*, sondern bey den *pronoms* (mehr nur im Vorbeygehen), und T. III. S. 93 erst von den Präpositionen *de* und *à*. — Wenn der Vf. den Infinit. ein *temps*, und *de, à, pour* u. s. w. *conjonctions*, welche bey dem Infinit. stehen, nennt; wenn er von den *interjections* sagt, dass es Wörter wären, „*qu'on jette sans dessein dans la période*;" wenn er *de l'utilité et de l'avantage* der Conjunctionen und Präpositionen spricht: so hält es Rec. nicht der Mühe werth, etwas dagegen zu sagen. Das *participe* und das *gérondif* betrachtet Hr. *F.* als zwey ganz verschiedene Dinge, und giebt den Unterschied so an: das *participe*, z. B. *jugeant*, könne aufgelöst werden durch: *qui juge*, und das *gérondif*, z. B. *en jugeant*, durch: *lorsqu'il juge*; dabey hat er aber übersehen, dass man ganz gleichbedeutend sagt, z. B.: *il s'est instruit en lisant*, und *lisant ce livre.* — Vom *imparfait* wird gesagt: „*il est un temps qui designe une action antérieure à la parole, et présente relativement à une autre action*," mit dem Beyspiele: „*Quand j'étois à Paris, j'allois tous les jours me promener aux Tuileries.*" Hier würde Rec. an der Stelle des Schülers gefragt haben, was die Worte: „*antérieure à la parole*" eigentlich bedeuten, und als Kritiker bemerkt er, dass das Beyspiel in sofern nicht passt, als darin von einer Gewohnheit die Rede ist. Kann der Vf. es für eine Regel ausgeben, wenn er gleich darauf von diesem *temps* sagt, dass es bezeichne „*une action qui se passe dans un temps indéfini*," mit dem Beyspiele: „*Idomenée écoutoit la tête baissée*"? Falsch ist die Regel, nach welcher das *imparfait* eine Handlung ausdrückt, „*qui n'a point eu lieu, ou n'est point entièrement terminée*," mit den beiden Beyspielen: „*Nous voulions partir ce matin pour Dresde, mais la pluie nous en a empêché*;" und: „*nous nous empressions de le secourir, mais il expira entre nos mains.*" Der Vf. hat übersehen, dass das *vouloir* und das *empresser* zu Stande gekommen ist, er hat aber *partir* und *secourir* im Sinne gehabt. — Weder von der Aussprache, noch von der Orthographie, noch von der Prosodie, ist die Rede. Jedem Abschnitte sind „*lectures*" als Übungsstücke beygefügt, auf welche sich der Ausdruck „*littéraires*" auf dem Titel zu beziehen scheint.

Der Vf. von No. 2 hat den beym Sprachunterrichte sehr bequemen Weg gewählt, den Lernenden in verschiedenen Cursus das Ganze der Grammatik nach und nach vorzulegen. In diesem zweyten Cursus findet sich (nebst der Wiederholung der „genauer und deutlicher — als im ersten — gegen einander übergestellten" Hülfsverba, und der Abwandlung der vier regelmässigen Hauptzeitwörter) „die Lehre von den Artikeln, sodann das Wichtigste über die Bildung

des Plurals, der (*über die*) Setzung (*Stellung*) und der Veränderung der Beywörter, der Vergleichungsstufen, der Verkleinerungen und der Zahlwörter." „Da die Lehre von den Fürwörtern, sagt Hr. *G.* weiter, zu schwierig, und zu ausgedehnt in der französischen Sprache ist: so konnten nur die verschiedenen Schemata, und die allerunentbehrlichsten Regeln derselben in diesen Cursus aufgenommen werden. Das Hauptsächlichste der Nebenwörter macht den Beschluss der ersten oder grammatikalischen Abtheilung des zweyten Cursus." Jedem Abschnitte folgen französische und deutsche Übungsaufgaben, und eine zweyte Abtheilung enthält Lesestücke. Etwas Neues hat der Vf. in den Sprachunterricht eingeführt, durch Vorausschickung eines kleinen *Vocabulaire*, das dem Anfänger Gelegenheit geben soll, bevor er zum Lesen der Übungsaufgaben übergeht, die für ihn brauchbarsten Vocabeln zu lernen. Rec. hält es indess für bequemer, dergleichen Wörter in die Übungsaufgaben selbst zu verweben, wo das Kind mehr Interesse hat, sie zu lernen; wenigstens hätte der Vf. das *Vocabulaire* mehr mit Rücksicht auf die folgenden Übungen anfertigen sollen. — Hr. *G.* weicht von der gewöhnlichen Ordnung, in welcher die Redetheile abgehandelt werden, ab, und betrachtet das Verbe *zuerst*, weil, wie er sagt, auch nur der allerleichteste zusammenhängende Ausspruch nicht ohne Hülfe eines Zeitwortes gegeben werden könne. Er bedenkt indess nicht, dass ein zusammenhängender Ausspruch nicht aus einem Verbum allein besteht, und dem Anfänger hilft die Kenntniss der *verbes auxiliaires* nichts, um Sätze zu verstehen, die ihm über die Stellung des Substant., sogleich hinter dem Schema von *avoir* und *être*, vorgelegt werden, wie: „*nous écoutons avec plaisir les conseils que nous donnent les personnes, qui savent flatter nos passions.*" — Der Vf. hat sich auch andere Missgriffe zu Schulden kommen lassen, von denen Rec. einige anführt. S. 17 ist von 20 *temps* die Rede, weil sogar neben dem *participe* auch das *gérondif* als ein besonderes *temps* angesehen wird. Wollte Hr. *G.* die *conditionels* nicht, wie andere Grammatiker, als einen *mode* für sich betrachten: so musste er sie wenigstens nicht mit zu dem Indicat. rechnen, wodurch er sich widerspricht, indem er die *conditionels bedingte temps*, und den *conj.* die *bedingte* Art nennt. — S. 70 ist die erste Regel vom *imparfait* richtig (ob sie gleich nicht aus dem höchst verkehrten Namen dieses *temps*, nach welchem es die jüngst, oder nicht völlig vergangene Zeit genannt wird, folgt); aber wenn es (S. 72) *zweytens* heisst, dass das Imperfect. solche Handlungen anzeige, die *gewöhnlich* geschehen: so kann nicht *drittens* als in einer besonderen Regel gelehrt werden, dass man dieses *temps* da gebrauche, wo man von Charakterzügen, oder von *gewöhnlichen* Eigenschaften einer noch lebenden oder verstorbenen Person redet. — Von den sogenannten *articles* hat Hr. *G.* noch keine richtige Ansicht. So sagt er z. B. von den *noms propres*, dass sie, wenn sie nicht Gattungsnamen wären, im unbestimmten Artikel stehen müssten; und an einer anderen Stelle heisst es: „In folgenden Fällen gebrauchen die Franzosen entweder den Dat. des bestimmten Artikels, den des unbestimmten, oder auch nur die Präposition *à*." Hienach unterscheidet er die blossen Präpositionen von dem unbestimmten Artikel, und kann daher nicht sagen, dass z. B. *de Charles, à Charles*, in demselben stehe. Was soll bey dem *partitif* folgende Regel: „Redet man aber bestimmt: so fällt dieser Artikel weg, z. B. *tous les hommes ont été enfants*, alle Menschen sind Kinder gewesen. Es ist bestimmt, dass sie es gewesen sind" (!). Eine ähnliche Regel ist: „Dieser Artikel (der *partitif*) wird noch ausgelassen, wie bey den Deutschen, vor den Nennwörtern, die in einem unbestimmten Sinne genommen werden, und schnell auf einander folgen, gewöhnlich bey Anreden, z. B. *officiers, soldats, suivez-moi.*" Hier bedachte Hr. *G.* nicht, dass der Vocativ keinen Artikel hat, und dass, wenn er einen haben könnte, der *bestimmte* ausgelassen wäre. — S. 162 ist die Regel: „Folgt auf *plus* ein Zahlwort, so steht *de*, und nicht *que*," nicht vollständig, und noch weniger durfte dabey auf die Regel verwiesen werden, nach welcher man sagen muss: *plus d'argent.* — Diess mag genug seyn, den Vf., besonders auch für die Bearbeitung der übrigen Cursus, darauf aufmerksam zu machen, was seinem Buche an Brauchbarkeit noch abgeht.

No. 3. „Das so bald eingetretene Bedürfniss eines neuen Abdrucks dieses Elementarbuchs," sagt der schon durch andere Schriften vortheilhaft bekannte Vf. in der Vorrede zu der ersten Abtheilung, „scheint zu beweisen, dass die Einrichtung des Buchs den Gesetzen einer guten Methode zuspricht." Ja wohl! Sehr passend ist eine Methode, die den Anfänger in die Sprache einführt, ohne ihn erst lange mit trockenen Paradigmen von Declamationen und Conjugationen aufzuhalten. Nach Anleitung dieses Buches hat das Kind schon Decliniren und Conjugiren gelernt, ehe es an die Schemata dazu kommt. Als Beyspiel von des Vfs. Methode, führt Rec. den Anfang an: „*Père*, Vater, *mère*, Mutter, *le*, der, den, die, das, *la*, der, den, die, das. *Le père, la mère. Bon, bonne*, gut. *Le bon père, la bonne mère. Est*, ist. *Le père est bon, la mère est bonne.*" So wird fortgefahren, bis zu zusammengesetzteren Redensarten, wie: „*Mon père a écrit une lettre à ma soeur, qui est à Berlin.*" Neben den französischen Sätzen sind auch analoge deutsche gegeben. Von der Aussprache handelt Hr. *S.* nicht, sondern verweist bloss auf die Hülfe eines Lehrers; übrigens könne ein fleissiger Lehrling ohne Lehrer in dem Buche von Seite zu Seite fortarbeiten, weil zur leichteren Einprägung der Aussprache, im Anfange des Buches, die Sylben und Buchstaben, auf welche es ankomme, besonders an die Seite gedruckt wären. Indess, wenn das Buch starken Abgang gefunden hat: so mag der Vf. nicht glauben, dass diess daher rühre, weil es ohne Lehrer gebraucht werden könne; bey einer neuen Auflage wird er sehr wohl thun, statt der Sylben und Buchstaben auf dem Rande, eine kurze Anleitung zur Aussprache voranzuschicken, die auch dem Lehrer willkommen seyn wird.

Ein sehr brauchbares Buch liefert Hr. *S.* auch in der zweyten Abtheilung; überall erblickt man den denkenden und im Unterrichten geübten Schulmann,

dem es recht eigentlich darum zu thun ist, auf die rechte Weise methodisch zu Werke zu gehen. „Diese zweyte Abtheilung des Elementarbuchs, heisst es in der Vorrede, soll dem Lehrling einerseits ein erweitertes Material der französischen Sprache mittheilen, andererseits die grammatikalische Form, die in der ersten Abtheilung meist dem dunkeln Abstrahiren anheim gestellt blieb, so weit diese Form für ihn schön geeignet scheint, durch bestimmte Regeln in der grammatikalischen Sprache zu einem deutlicheren Auffassen vorlegen. Ich habe mich auf wenige Theile der Form beschränkt, damit das Materielle von dem Formellen nicht überwogen würde; jeder Regel, die der Lehrling als bleibenden Leitstern ins Bewusstseyn aufnehmen soll, muss ein reiches Sprachmaterial zum Hauptpuncte dienen." Nach diesem Grundsatze handelt der Vf. ab: das Substantivum, das Adjectivum (wobey zugleich sehr passend die Abwandlung der Participe, der Hauptsache nach, beleuchtet wird), die Zahlwörter, die Präpositionen, die Pronomina, den Gebrauch des Artikels und der einzelnen Casus, das Adverbium und die Wortstellung. Bey dem Substant. wird sehr einleuchtend das dargestellt, was die Grammatiker gewöhnlich unter *article défini*, *d'unité* und *partitif* verstehen; nur folgende Bemerkung wünscht Rec. in der nächsten Auflage nicht wieder zu finden: „Bezeichnet ein Substantiv *einige* Gegenstände, ohne *einige* Theile eines Begriffs, und zwar *unbestimmt*, ohne anzugeben, *welche* Gegenstände und *welche* Theile: so wird das Substantiv mit dem *bestimmenden* Artikel in den Genitiv gesetzt. *J'ai acheté des chevaux.*" Diess muss den Lehrling irre leiten, weil er nicht einsieht, theils wie, um *unbestimmt* zu bezeichnen, der *bestimmte* Artikel gebraucht wird, theils warum hier der Genitiv steht, von welchem Casus er kurz vorher gelernt hat, dass er auf die Frage *wessen?* gesetzt werde. Es wäre dem Vf. leicht gewesen, *geradezu* darauf aufmerksam zu machen, dass z. B. *du pain* wörtlich heisse: *von dem* Brode, nämlich: *etwas, ein Theil*, und dass daher im Französischen *de* mit dem Artikel stehe. — Nicht passend ist die Benennung: „Vorwortpronomina," womit die *pronoms absolus* bezeichnet werden; und noch weniger dürfte zu billigen seyn, dass Hr. *S.* die *pronoms rélatifs*, weil sie theils bey einem Verbum, theils mit einer Präposition stehen können, bloss *gemischte* nennt. — Die Regel, dass man bey der Stellung des Adjectif auf seine Kürze oder Länge Rücksicht nehmen müsse, hätte Rec. nicht als die *erste* aufgestellt, weil sie erst dann eintreten kann, wenn keine von den übrigen zu befolgen ist. Wo von den Zahlwörtern bey den Namen der Fürsten geredet wird, hätte der Vf. nicht vergessen sollen zu bemerken, dass *der Erste* und *der Zweyte* durch die Ordinalzahl zu geben ist, zumal da er in einem Übungsstücke *Frédéric second* hat. Das Adjectiv hat nicht bloss, wenn es vor dem Substantiv steht, *de*, sondern auch, wenn es allein vorkommt, z. B. *d'autres.*

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Göttingen*, b. Dieterich: *Gedichte* von *Ernst Schulze.* 1813. XII u. 388 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Es gehört in unseren Zeiten schon zu den selteneren Erscheinungen, wenn ein junger Dichter auf einmal mit einer ganzen Sammlung von Gedichten auftritt, der darin Eigenthümlichkeit mit Geschmack verbindet, und sich durch das Tendenzenwesen der Schule nicht in fremde Regionen über seine Sphäre verlocken liess. Ein solcher ist Hr. *S.*, an dem das Publicum eine angenehme Bekanntschaft macht. Was ihn am meisten charakterisirt, ist Grazie des Ausdrucks und Zartheit der Empfindung, womit er besonders im Erotischen lieblich unser Ohr und das Herz trifft, und aus dem frischen Leben die Blüthe des Lenzes in das Getriebe der Empfindung haucht. Desshalb sind es auch seine Liebesverhältnisse schildernden *Elegieen*, welche das meiste Lob verdienen. Ähnlich im Ton den römischen hegen sie gleichwohl deutschen Sinn und Geist, indem sie nie folgsam der sinnlichen Begier körperlichen Reizen den züchtigen Schleier entziehen, und durch ihr Beyspiel zeigen, dass bey allen Rechten der Sinnlichkeit Nacktheit solchen Gedichten gerade nicht Noth thut. Die 33ste schildert selbst die Beschaffenheit dieser Elegieen mit folgenden Worten:

Geht, Elegien, des beweglichen Leichtsinns süsse Gespielen,
Geht, Elegien, des Gefühls süsse Gespielen auch hier.
Amor hat euch gezeugt, und die Grazie wiegte die Kindlein,
Und mit Blüthengedüft zog sie die Freundlichen auf.

Von zärtlicher Empfindung ist besonders die 7te Elegie durchglüht. Hin und wieder trifft man auch auf schöne Gemälde landschaftlicher Gegenstände, mit der zarten Farbe innerer Stimmung verschmolzen, wie z. B. im Anfange der 23sten Elegie, wo die rauhe Umgebung das trauliche Beysammenseyn der Liebenden im Zimmer anmuthig hervorhebt. Doch nicht alle Gedichte dieser Art flössen gleiche Theilnahme ein; die geringeren verlieren durch die Nähe der stärkeren, und zuweilen wünscht man auch einem Ausdrucke einen Grad Feinheit mehr, z. B. wenn es am Schlusse der 5ten Elegie heisst:

Wenn sie dich morgen nicht küsst, denke, du hast es verdient.

Die Verse sind grösstentheils regelmässig und wohllautend, nur selten findet man Trochäen eingemischt, wie in diesem Pentameter:

Welches die Leidenschaft | würzet, doch nimmer vergällt.

oder einen Verstoss gegen die Länge der Sylben, wie in diesem zerstückelten Hexameter:

Aber nur Muth! Schon ist alles bereit; der tappende Plutus.

Die *Episteln*, welche auf die Elegieen folgen, sind zwar auch nicht ohne poetischen Werth, und bieten besonders manche gute Lehre, manche schöne Sentenz dar, wie z. B. S. 181:

Genügsamkeit im Sehnen und Verlangen,
Genügsamkeit in Hoffnung und Genuss
Wird gern am Kelch der süssen Freude hangen,
Wird ohne Furcht den nahen Sturm empfangen,
Fliehn, wenn sie kann, und leiden, wenn sie muss.

Doch sind die Gedanken oft durch zu viele Verse ausgedehnt, und zu oft in andere Bilder und Ausdrücke umgekleidet, woran denn auch, wie man leicht argwöhnt, wohl der Reim einigen Antheil haben mag. Durch die Länge werden einige ermüdend.

Die Sonette sind grösstentheils mehr sinnreich als gefühlvoll, wie es häufig mit dieser Dichtungsart der Fall ist. Nur Einiges unter den vermischten Gedichten nähert sich in einer engeren Form dem Gebiete der Musik, dem Gesange, Vieles steht mit einem betrachtenden Inhalte der Epistel näher. So ist auch die Ode an Cäcilien S. 337 nicht genug vom Klange des Gefühls umschwebt, und erinnert an die Kälte des Horaz. — Zuletzt zeichnet sich noch das Gedicht *bey der Feyer eines vierfachen Geburtstages* durch edle Gesinnung und eine würdige Sprache aus. — Aus wahrer Achtung gegen das Talent dieses Dichters wünschten wir, dass er im Allgemeinen sich mehr der Gedrängtheit befleissigen, und, ohne seiner Eigenthümlichkeit zu schaden, seiner Neigung zum Didaktischen weniger nachgeben möchte.

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

4) Dortmund u. Leipzig, b. Mallinckrodt: *Vollständiger Cursus zur Erlernung der französischen Sprache*, von *J. B. Daulnoy*, u. s. w.

5) Ebendaselbst: *Supplément français de cours de Langue, destiné à l'instruction de la jeunesse allemande*, par *J. B. Daulnoy*, u. s. w.

6) Ebendaselbst: *Neue französische Gespräche für Deutsche.* Nebst einigen nützlichen Anhängen. Herausgegeben von *L. Düwez*, u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Vf. von No. 4 hat sein Werk erst nach einem sorgfältigen Studium der französischen grammatischen Meisterwerke geschrieben, und diese sehr gut bey seiner Arbeit benutzt, durch die häufigen Auszüge, die er aus ihnen mittheilt. In Behandlung der einzelnen Gegenstände beweist er gewöhnlich eine lobenswerthe Genauigkeit. Doch statt einer Anpreisung schon bekannter Vorzüge dieser Schrift, wird der bescheidene Vf. gewiss lieber eine Hindeutung auf einige der minder gerathenen Darstellungen hier lesen.

Declinationen nimmt Hr. *D.* mit Recht nicht an, sondern betrachtet bloss die beiden Präpositionen *de* und *à*, wobey er aber dadurch, dass er in *de Partikel* und *Vorwort* unterscheidet, verhindert worden ist, eine richtige Ansicht von diesem Worte zu geben. Es ist schon nicht von dem geringsten Nutzen für die Grammatik, unter der Rubrik *Partikel* einen neuen Redetheil aufzuführen; dass der Vf. aber in manchen Fällen *de* mit dazu rechnet, ist ein Missgriff, welcher der Deutlichkeit in Behandlung dieser Präposition sehr nachtheilig wird. S. 209 heisst es: „das Wörtchen *de* ist eine *Partikel*, wenn dasselbe mit dem darauf folgenden Worte die Frage *was?* beantwortet, ein *Vorwort* aber, wenn dasselbe mit seinem Regimen die Frage *wessen*, oder *wovon?* beantwortet. Z. B. *il m'a donné des nouvelles de l'armée, er hat mir Nachricht von der Armee gegeben. Was* hat er mir gegeben? *des nouvelles (de les nouvelles)*; *de* ist also eine Partikel. Nachrichten, *wovon? de l'armée; de* ist also ein Vorwort. Hätte der Vf. nicht *de les nouvelles* in Parenthese gesetzt: so könnte er einen Anfänger glauben machen, dass die Bemerkung Grund habe; sieht dieser aber *de l'armée*, und *de les nouvelles* an: so wird er recht augenscheinlich überzeugt, dass zwischen beiden kein Unterschied ist. (Vgl. die unter No. 3 angezeigte Grammatik mit der Bemerkung des Rec. dazu.) Die Ansicht des Vfs. hat Widersprüche veranlasst: z. B. S. 91 ist die Rede von dem „abziehenden" Sinne, worin im Deutschen Wörter ohne Artikel gebraucht ständen; die Art und Weise, diesen Sinn im Französischen auszudrücken, sey leicht zu begreifen, wenn man aus dem Vorigen behalten habe, dass *du* aus *de le*, und *des* aus *de les* contrahirt sey; im Deutschen könne man sich des unbestimmten Wortes *etwas* bedienen, z. B. *du pain* bezeichne nicht alles Brod, sondern etwas (wobey man doch natürlich fragen muss *wovon?*) Brod, und *de* wird hier geradezu *abziehende* Partikel genannt. S. 232 heisst *de* in *„j'ai acheté une aune du (de le) drap, que vous avez trouvé si beau,"* Partikel, da man doch durchaus nicht anders fragen kann, als: eine Elle *wovon?* — Hätte der Vf. in *de* bloss die Präposition vor Augen gehabt: so würde er z. B. *un fripon d'enfant*, und *lequel goutez-vous le plus de Corneille ou de Racine*, nicht als Gallicismen aufgeführt haben; wir sagen auch: ein Schelm *von* Kinde, und: an wem *von* Corneille und Racine finden Sie am mehrsten Geschmack? Ferner hätte er nicht höchst unbestimmt von dem Gebrauche des *de* vor einem Infinitiv (S. 295) gesagt: „Vor dem *Infinitif* setzt man im Französischen das Vorwort *de*, wenn dasselbe zur *blossen Bestimmung* des ersten Zeitwortes dient. Z. B. *Toutes les fois que la clemence pourra s'accorder avec l'équité, ne crains pas d'être clement.* Bräche man nach *ne crains pas* ab: so würde die Frage seyn: *nun, was?* und die Antwort wäre: *d'être clement.* Durch die Bestimmung allein ist Alles richtig." Also wenn man z. B. sagt: *je souhaite avoir*, und *s'efforcer à connoître*: so ist weder *avoir*, noch *à connoître* eine Bestimmung? (Überhaupt lässt Hr. *D.* in den Regeln über den Gebrauch der Präpositionen bey dem Infinit. noch Manches zu wünschen übrig; diesen Abschnitt der Grammatik behandelt z. B. *Grandmottet* — prakt. und mechan. Unterr. in d. franz. Sprache. Braunschw. 1803 — zum Theil recht gut.) Bey dem Gebrauche des Artikels mit *de* ist die wichtige Regel ganz übergangen, dass, wenn im Deutschen auch kein Artikel steht, aber doch nicht theilweise gesprochen wird, im Französischen der Artikel ohne *de* gebraucht werden müsse, z. B. er gewöhnt sich an Kafe, *il s' accoutume au café*, und nicht *à du café.* Es scheint Rec. fast, als wenn Hr. *D.* sich bloss darauf beschränke, die von und für Franzosen geschriebenen Grammatiken zu lesen. Möge er auch die für Deutsche herausgegebenen fleissig zu Rathe ziehen, da wird er sehen, was ein Deutscher

bedarf, um die französische Sprache genau zu lernen. So würde er bey einer neuen Auflage etwas weit Befriedigenderes liefern, wenn er aus den einzelnen Grammatiken (wobey besonders *Mozin* zu benutzen wäre) die Fälle zusammenstellte, in welchen der Artikel stehen, oder wegbleiben muss, und nach seiner sonstigen Gewohnheit, mit Gründen begleitet, vortrüge; er würde finden, dass sich mit wenigen Regeln, die im inneren Zusammenhange stehen, mehr sagen lässt, als mit vielen abgerissenen Bemerkungen. Es müsste aber hiebey vorausgesetzt werden, dass der Vf. sich von der falschen Ansicht, die er von *de* hat, nicht leiten liesse, sondern *blos* die Präposition (so wie auch bey *à*) berücksichtigte. — Bey den *Pronoms* verdient Hr. *D.* ganz denselben Tadel, welchen Rec. gegen den Vf. von No. 1 hat aussprechen müssen, selbst in Hinsicht auf die Bemerkung über die Präposition *à* (*Kirchhof's* Grammatik — Halle 1803 — liefert besonders eine gute Übersicht der *Pronoms*). — In der Lehre von den *Temporibus* hätte der Vf. unsere besseren philosophischen Grammatiker benutzen sollen, statt sich blos an die französischen Sprachlehrer zu halten; die verschiedenen Benennungen von den *Temps*, welche diese Männer vorbringen, leiten den Anfänger noch mehr irre, als sie zum Beweise dienen, wie wenig ihre Erfinder auf dem rechten Wege sind. Wäre dem Vf. z. B. die Natur des *Imperfects* recht gegenwärtig gewesen: so würde er S. 322 nicht die, theils sehr schwer zu begreifende, theils den Gegenstand nichts weniger als aufklärende Bemerkung gemacht haben: „Das *Présent* bezeichnet die wirkliche Gegenwart; diese ist der Massstab der Zeit, wenn vom *Vergangenen*, oder vom *Zukünftigen* die Rede ist. Z. B. rufe ich aus: *Endlich lieber Sohn umarme ich Dich*: so ist das Umarmen wirklich gegenwärtig; ich *sage* und *thue* es zugleich. Aber es giebt ein anderes *Présent*, welches durch seine Beziehung auf etwas diesem *etwas* so gegenwärtig ist, dass es unmöglich ist, dieses Verhältniss zu stören. Fragt man Jemand z. B.: *Waren Sie* (*Sind Sie gewesen*) *bey der Schlacht zu* (*bey*) *Austerlitz zugegen*, und bekömmt man *ja* zur Antwort (wann man aber *nein!* bekommt?): so bleibt dieses Gegenwärtigseyn ein ewiges. Doch sind die *Schlacht* und das *Beyseyn* wirklich *verflossen*, nur das Verhältniss zwischen beiden bleibt." So unbrauchbar diese Bemerkung ist: eben so unrichtig ist der Schluss, den Hr. *D.* aus folgendem Beyspiele zieht (S. 326): „*Il fit la semaine dernière un orage qui coucha tous les grains, et nous enleva l'espérance que nous avions* (hier nicht *que nous eûmes*, weil *avoir l'espérance gegenwärtig* (*in*) der *vorigen* Woche war, also *présent antérieur*) *d'une recolte abondante.*" Also *fit*, *coucha* und *enleva* waren *vorige* Woche nicht *gegenwärtig*; man konnte vorige Woche nicht sagen: *il fait un orage, qui couche* — — — *et nous enlève* — —? Hier sieht man recht, wie sich der Vf. durch den höchst einseitigen Namen, *Présent antérieur*, der nach der hier gegebenen Erklärung jedes *Temps passé* bezeichnen kann, hat irre leiten lassen. — Noch bey einer anderen Gelegenheit nimmt Hr. *D.* den Namen für die Sache, und handelt daher auf eine ungrammatische Weise von derselben. Wenn es den Regeln über das *Participe* schon an Bestimmtheit fehlt, bey der Scheidung desselben in *Participe* und *Gérondif*: so ist bey der Benennung: *Circonstanciel*, nicht einmal eine nur erträgliche Darstellung dieses so wichtigen Gegenstandes der französischen Grammatik möglich. S. 307 heisst es: „Der *Circonstanciel* drückt seinem Namen nach einen Umstand der Haupthandlung aus." (Hiedurch gesteht Hr. *D.* geradezu, dass er seinen Gegenstand blos dem *Namen* nach betrachtet.) Er nimmt sonst wohl auf die lateinische Sprache Rücksicht, warum dachte er nicht wenigstens hier an Sätze, wie: *quae videns se recepit*, oder: *milites cohortatus signa inferri jussit*, in denen Niemand etwas Anderes sieht, als *Participia*, und auf nichts weniger verfällt als diese *Participia*, um sie zu erklären, für Umstände der (sogenannten) Haupthandlung auszugeben. Nach solcher Ansicht kann Alles einen Umstand bezeichnen, und ganz besonders das „zeitwörtliche Beywort," z. B. *j' ai vu la femme pleurante, elle se jetta à ses pieds*; hier ist *pleurante* eben so Umstand bey der Handlung *se jetter*, als z. B. *ayant*, in: *ayant prié Dieu il se coucha*, bey *coucher*. — In die Regeln über den *Conjunctiv* hätte der Vf. mehr Ordnung bringen (und besonders nicht die *Impersonels*, welche diesen *mode* nach sich verlangen, oder nicht, unberührt lassen, so wie die Fälle, wo neben dem *Conjunctiv* auch der *Indicativ*, in derselben Redensart, aber bey verändertem Sinne, steht, z. B. bey *quel est* — — — *qui* — *immer* bemerken) sollen. Er musste z. B. die Regeln, welche aus der Natur des *Conjunctivs* folgen, von denen, welche blos der Sprachgebrauch erzeugt hat (z. B. *si vous lisez, et que vous cherchiez...*), trennen; auf diese Weise konnte er mehr inneren Zusammenhang in dieselben bringen, und sie dadurch anschaulicher machen. Das Isoliren der Regeln vermehrt ohne Noth die Ausnahmen, welche, als grammatische Auswüchse, ihren Grund nicht in der Sprache selbst, sondern in den aufgestellten Regeln haben. Hr. *D.* hat unter andern von dergleichen Ausnahmen eine bey *en*, in dem Falle, wo ein auf dieses Wort folgendes *participe* nicht flectirt wird; in: „*Parmi les sauvages que j' ai fréquentés, j' en ai connu qui etc.*", soll *connu* sich nach der Ausnahme richten, da es doch, bey einer naturgemässen Darstellung der Abwandlung der *Participes*, nach eben derselben Regel unflectirt gelassen werden muss, nach welcher das vorhergehende *fréquentés* abgewandelt wird (s. unter andern *Michaelis* bekannte Schrift über die *Participes*). — Von den Präpositionen und Conjunctionen handelt der Vf. besonders vollständig; nur wäre zu wünschen gewesen, dass er dabey *noch mehr* auf das Synonymische Rücksicht genommen hätte. Z. B. bey *en ville* und *à la ville* musste auch *dans la ville* mit angeführt werden; bey *envers* auch *vers*; bey *ne que* der Unterschied, welcher zwischen demselben und *seule-*

ment Statt findet; von *non plus* mufste er bey *aussi* fprechen, weil beide Wörter *auch* heifsen, und dann dabey bemerken, dafs, wenn gleich *auch* mit einer Negation ftehe, doch zuweilen *aussi* gefetzt werden könne, z. B. *Eh, que ne disent-ils aussi* — —, mit dem Grunde dazu, der fich aus der Erklärung von der eigentlichen Bedeutung des *aussi* leicht ergiebt. Von *puisque* und *parceque* handelt Hr. *D.* viel zu weitläuftig, als dafs er dadurch nicht beweifen follte, er könne den Unterfchied von beiden nicht recht deutlich machen.

Das empfehlungswerthe Werk No. 5 enthält in drey Abtheilungen: *Collection d'histoires intéressantes* (nach *Schröckh* und *Rollin*); in der erften (*Lettre A*) ift: *Abrégé de l'histoire romaine*; in der zweyten (*Lett. B.*): *L'histoire romaine*; in der dritten (*Lett. C*): *L'histoire grecque.* (B und C enthalten in einem *zweyten Theile* auch Einiges von den Alterthümern beider Nationen.) Der Vf. liefert in diefem Supplement „*un livre de lecture et d'instruction progressive*," wefswegen die Einrichtung getroffen ift, dafs die drey Abtheilungen drey verfchiedene Bände ausmachen, die einzeln verkauft werden, damit, wie der Verleger bemerkt, die Lehrer ganz nach dem Bedürfniffe ihrer Schüler wählen, und die Anfchaffung erleichtern können.

Die Gefpräche No. 6 find nach dem gewöhnlichen Zufchnitte über die gewöhnlichen Gegenftände abgefafst; nur werden fie dadurch brauchbarer als manche ihres Gleichen, dafs der Vf. Bemerkungen eingeftreuet hat, welche die Grammatik und die Sinnverwandtfchaft einiger Wörter betreffen. In einem Anhange werden noch befonders Synonymen erklärt, und in einem anderen, nach *Domergue* und *Caminade*, Einiges über die *Participes* gefagt.

KP.

NÜRNBERG (ohne Angabe des Verlegers): *Vollftändige franzöfifche Sprachlehre*, in theoretifcher Hinficht von D. *Joh. Ant. Müller.* Erfter Theil. 1813. XVI u. 288 S. Zweyter Theil. 1814. XII u. 182 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

In der Vorrede zum erften Theile fagt Hr. *M.*, dafs fein Werk feit Jahren bereit gelegen, und dafs er es gefeilt und geordnet habe, dem Horazifchen: *Nonum prematur in annum*, getreu; dafs aber manche bedenkliche Fragen, die er fich „unzählige Mal aufgeworfen habe, feinen Eifer, öffentlich aufzutreten, gewaltig daniedergefchlagen, und feinen Entfchlufs faft entkräftet hätten"; indefs „durch den Beyfall fachkundiger Männer aufgemuntert, habe er fich endlich entfchloffen, feine Schüchternheit zu überwinden." Rec. zweifelt nicht, dafs die hier erwähnten fachkundigen Männer eben die „Freunde" find, welche nach der Vorrede zum zweyten Theile dem Vf. Bemerkungen über feine Grammatik gemacht haben, und ift überzeugt, dafs diefe Männer zu der öffentlichen Bekanntmachung deffen, was Hr. *M.* feinen Schülern mehrere Jahre hindurch vorgetragen hat, nicht gerathen haben würden, wenn fie die Schrift vor ihrer Erfcheinung hätten lefen können. Denn ein Sachkundiger findet darin ganz und gar nichts, was, bey der fo grofsen Menge vorhandener franzöfifcher Sprachlehren, der öffentlichen Bekanntmachung *befonders* werth wäre. In den Augen des Vfs. find die Kunftrichter fehr arge Leute, „indem manche nicht bedenken, dafs es leichter ift, ein Urtheil zu fprechen, als die Sache felbft beffer zu machen." Hierauf diene zur Antwort, dafs Hr. *M.* eine folche Kritik für fein Buch nicht zu befürchten hat: denn Rec. hält es nicht für nöthig, fein eigenes Urtheil zu fällen, fondern er wird blofs einzelne Stellen ausheben, die jeden Unbefangenen hinlänglich in den Stand fetzen werden, felbft über den Gehalt der Schrift zu urtheilen; zu gleicher Zeit wird fich daraus ergeben, wie wenig hier dazu gehöre, „die Sache beffer zu machen," da es fchon in fo vielen Büchern gefchehen ift.

Hr. *M.* fchickt eine Einleitung voran, welche „die allgemeinen Begriffe der Sprache, vorzüglich in Hinficht auf unfere Mutterfprache, enthält": denn „fo lange der Anfang nicht mit der Mutterfprache gemacht wird, fo lange wird der Unterricht in fremden Sprachen mit unfäglicher Mühe verbunden feyn"; und doch heifst es gleich darauf: „woher kömmt es, dafs junge Leute, welche Latein gelernt haben, jede andere Sprache leicht erlernen? Unftreitig daher, weil fie eine richtige Anficht erhalten haben." (Diefe Einleitung hätte der Vf. weglaffen können, da er jedem Redetheile eine Erklärung desfelben vorfetzt.) „Das Gefchlechtswort oder der Artikel fteht vor den Hauptwörtern, um ihre Selbftftändigkeit zu beftimmen, und den Begriffen, welche damit verbunden find, Deutlichkeit zu geben." (Stände doch bey diefer Behauptung ein folches Deutlichkeit gebendes Wort!) Der Vf. giebt feine Einleitung, um die Sprache „gründlich und nach Grundfätzen" zu lehren, und doch kommt faft überall vor, dafs die Übung die Hauptfache fey, und dafs Manches blofs durch Übung gelernt werden könne, z. B. die Cafus. „Das Subject ift dasjenige, von dem das Zeitwort etwas bejahet oder verneint, und das Prädicat dasjenige, was von dem Subjecte bejahet oder verneint wird. Z. B. in dem Satze: die *Sonne* erleuchtet und erwärmt die *Erde*, ift das Wort *Sonne* das Subject, und das Wort *Erde* das Prädicat, weil die Erde von der Sonne erleuchtet und erwärmt wird." Unmittelbar darauf heifst es, *Erde* fey in diefem Satze *Regimen*; die übrigen in einem Satze vorkommenden Hauptwörter hiefsen *Nebenregimen*, und diefe Eintheilung wird „*ethymologifch* (*fic!*) richtig" genannt. S. 11 werden „*Lehrer* und Schüler darauf aufmerkfam gemacht, dafs fie unmöglich die Regeln einer fremden Sprache gehörig erlernen, verftehen und anwenden können, wenn fie nicht mit den Regeln ihrer Mutterfprache bekannt find." „*ay* lautet wie *ei* in *Eifen* (doch wohl nur nach der Ausfprache des Vfs.), z. B. *pays*, *paysan*." „Das doppelte Tonzeichen (^) kommt auf Selbftlauter, welche in der älteren Schreibart doppelt gefchrieben wurden, z. B. *hôte*, *fête*." S. 66 wird gelehrt, dafs man bey Ländern den Artikel fetzen mufs, wenn man „*mehr*", und ihn weglaffen mufs, wenn man „*weniger* beftimmt fprechen will," z. B. *Englands Reichthümer*, ift dem Vf. beftimmter, als: *Englands Könige*, und noch dazu heifst es gleich darauf: „ich kann fagen: die Städte Frankreichs, *les villes de la France*, und *les villes de France*." (Faft jede Grammatik würde dem Vf. gezeigt haben, dafs er irrt, wenn er lehrt, dafs (alle) Namen weit entfernter Länder jederzeit mit dem beftimmten Gefchlechtsworte gegeben werden.) Hinter

dem Subſtantivo ſtehen unter anderen „alle Beywörter, welche auf den Sinn Bezug haben, alſo alle die, welche die Geſtalt u. ſ. w. einer Sache bezeichnen". „Die Nominative ſind allemal verbundene Fürwörter." Danach muſs, z. B. *wer ſpricht? ich!* heiſsen: *qui parle? je!* In dem Satze: „ich kenne eueren Bruder, und ſchätze ihn," iſt *ihn* „beziehende Partikel." S. 141 heiſst es: „*même* kann als Nebenwort oder Bindewort betrachtet werden, wenn es ſtatt eines ausgelaſſenen *und* ſteht, oder doch dieſes *und*, ohne den Sinn des Satzes zu verändern, eingeſchoben werden kann;" ohne Beyſpiel! Das Imperfectum iſt dem Vf. noch „halbvergangene", das Plusquamperfectum „längſt vergangene", und das *Futurum exactum* „vorher zukünftige Zeit". „Im Genitiv und Ablativ ſtehen die Zeitwörter nach allen Zeitwörtern und Hauptwörtern, welche den Genitiv und Ablativ verlangen." (Daran zweifelt Keiner, aber welches ſind dieſe!) „Ein Mittelwort dient dazu, die Zeiten des Zeitworts zu beſtimmen." „Das *défini* wird gebraucht, um eine verfloſſene und beſtimmte Zeit auszudrücken," und gleich darauf heiſst es: „die Handlung muſs verfloſſen und beſtimmt ſeyn." Daſs man hier Zeit und Handlung genau unterſcheiden müſſe, ergiebt ſich daraus, daſs man, wenn es bloſs auf die Handlung ankäme, ſehr gut ſagen könnte: *j'eus beaucoup de chagrin cette semaine*, was bloſs deſswegen nicht richtig iſt, weil es hier auf die Zeit ankommt. Ferner heiſst es von dieſem *temps*: „Bey Erzählungen der Thatſachen der Geſchichte wird das *défini* oft gebraucht, daher es auch *passé historique*, hiſtoriſch vergangene Zeit, genannt wird. Doch will das nicht ſagen, daſs jede Geſchichtserzählung mit dem *défini* gegeben werden müſſe;" ohne Beyſpiele! „*Avant* und *auparavant* heiſsen beide *vor, vorerſt, vorher*." „*Au moins* und *du moins*, das Erſte wird gebraucht, wenn von einer beſtimmten Sache die Rede iſt, und das Zweyte, wenn die Sache ungewiſs iſt, z. B. *s'il ne le fait pas, il le pense du moins. Payez-moi au moins la moitié*." „Wenn die Vorwörter in einem Satze ausgelaſſen würden: ſo würde derſelbe ſeinen Sinn verlieren."

Rec. läſst es an dieſen Belegen bewenden. Er hat mehrere angeführt, weil er nach manchen Äuſserungen des Vfs. glauben muſste, daſs er nicht leicht einſehen würde, wie wenig Spuren des erwähnten vieljährigen Feilens ſein Werk an ſich trägt. Übrigens glaube Hr. *M.* ja nicht, alles Nichterwähnte ſey über den Tadel erhoben; vielmehr enthält ſein Lehrbuch, nebſt vielen anderen Unbeſtimmtheiten, gar Vieles von dem nicht, was nicht wohl fehlen darf, und ſchon in den mehreſten anderen Grammatiken ſteht. Um nicht zu weitläuftig zu werden, führt Rec. keine Beyſpiele dieſer Auslaſſungen an, zumal da er noch einige andere Puncte zu berühren hat, die dem Werke nicht gerade zur Empfehlung dienen. Die abſichtlichen Wiederholungen, welche als Fragen über das Vorgetragene hinter vielen Abſchnitten ſtehen, hält Rec. allenfalls zu gute, keinesweges aber die, zum Theil auffallenden, welche ſich im Laufe des Vortrags häufig eingeſchlichen haben. Abſchreckend für den Lernenden iſt es, daſs Hr. *M.* öfter auf „groſse Schwierigkeiten" dieſes oder jenes Gegenſtandes der Grammatik aufmerkſam macht, nicht ſelten da, wo gar nichts Schweres iſt (z. B. bey dem Unterſchiede des *adjectif* und *adverbe*), und da nicht, wo wirklich Schwierigkeiten vorhanden ſind (z. B. bey dem Gebrauche des *Conjonctif*, der Abwandlung des *participe* und dgl.). Rec. gehört nicht zu den Kritikern, von denen Hr. *M.* ſagt: „ſie werden es vielleicht mit Bitterkeit rügen, daſs ich in Rückſicht der Artikel, der Declinationen und Benennung der Beugefälle dem alten Syſteme getreu blieb:" findet aber nichts Empfehlendes darin, daſs der Vf. ſein Bleiben beym Alten als einen beſonderen Vorzug ſeines Buches recht angelegentlich bemerkbar macht. Wollte er in dieſer Hinſicht etwas Nützliches thun: ſo muſste er eine Unterſuchung über das ſogenannte neue und alte Syſtem anſtellen, um zu beweiſen, welches dem Genius der Sprache am angemeſſenſten ſey, und daher den Vorzug habe, nicht aber bloſs ſagen, daſs er das neue nicht paſſend finde: denn daraus folgt nichts. In ſeinem Vortrage hat er keinen feſten Gang: einmal verwirft er z. B. die Gewohnheit der Grammatiker, Regiſter von in gewiſſer Rückſicht verwandten Wörtern aufzuführen, um den Anfängern die Überſicht zu erleichtern, und das Suchen im Wörterbuche zu erſparen; ein andermal füllt er ganze Seiten damit an. So führt er (auf 5 Seiten) die „vorzüglichſten Nebenwörter" auf, „um Anfängern das Auffinden zu erleichtern," mit der Bemerkung am Ende: „Manche, die nicht angegeben ſind, können leicht durch Übung erlernt werden." Eben ſo wenig als der Vortrag empfiehlt ſich die Sprache des Vfs. So ſagt er z. B.: „jede *Bewohnung* der Menſchen mit Dach u. ſ. w.; folgen *ſich* zwey *p*, ſo wird gewöhnlich nur eins ausgeſprochen; ſie haben alle Eigenſchaften des Beyworts, und *unterliegen* denſelben Regeln; kann ich nicht *anderſt* fragen; Weſentliches habe ich *nichts* vergeſſen; *anwenden* und *gebrauchen* lernen; wenn das *verbe* den *Dativ regiert* d. i. nothwendig *fodert*; es iſt der *Name*, die *Benennung* einer Perſon; *über* dieſes Muſter gehen alle Zeitwörter u. ſ. w.; ich ſetze *zum voraus* ſtatt *voraus*; jemandem *neuerdings* leihen, ſtatt *vom neuen*; *den Sintax*; Anfänger ſetzen oft das eine *vor* das andere, ſtatt *für* das andere; die Nebenwörter, ſo wie überhaupt die Kenntniſs aller *Worte*, werden am beſten durch Übung, und aus guten Wörterbüchern gelernt."

Der zweyte *praktiſche* Theil iſt nach der Vorrede „ſo eingerichtet, daſs er nebſt dem, daſs er ſich an die Regeln nach der im theoretiſchen Theile aufgeſtellten Ordnung bindet, zugleich als Leſebuch dienen kann." Vorher heiſst es: „Ich habe vorſetzlich über jede Regel zwey Aufgaben geliefert, eine franzöſiſche, und eine deutſche. Die Erſtere dient jedesmal als Leſeübung, und zugleich um die Schüler mit dem Genius der franzöſiſchen Sprache bekannt zu machen, die Letztere iſt bloſs Nachahmung der erſten, und ſoll den Schülern Gelegenheit geben, das ſelbſt zu ſagen, was ſie in der erſten Aufgabe ſchon geſagt fanden." Dieſe Stellen geben die Einrichtung des zweyten Theils hinlänglich an, ſo wie zugleich die zweyte deutlich genug beweiſt, daſs Hr. *M.*, wenigſtens bey der Vorrede, zurechtweiſende Freunde nicht gehört hat.

KP.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

GESCHICHTE.

Leipzig, im Kunst- und Industrie-Comptoir aus Amsterdam: *Briefe, Charaktere und Gedanken des Prinzen Karl von Ligne.* In französischer Sprache herausgegeben von der *Frau von Stael Holstein,* und deutsch von *C. W. Spazier,* geborner *Mayer.* 1812. 400 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wie sehr der nun verewigte Prinz, *Karl Joseph von Ligne,* sowohl wegen seiner Abstammung aus einem der ältesten belgischen Häuser, als wegen seiner Talente, Kenntnisse, seines liebenswürdigen Charakters und der Vielseitigkeit seines öffentlichen Lebens ausgezeichnet war, und in wie vielfacher Beziehung er auch der gelehrten Welt angehörte, haben wir bereits in seinem Nekrolog (Intell. Blatt 1815. No. 6) zu zeigen uns bemüht. In Allem, was von ihm ausging, weht ein vielgebildeter Geist, und eine hohe, reine Eigenthümlichkeit. Die Geschichte, besonders die Biographie, die Kriegskunst, besonders die praktische (er wohnte 9 Schlachten und einem Dutzend Gefechten bey, wie er selbst sagt), die Prosa, wie die Dichtkunst verdanken ihm vortreffliche Aufsätze; und so war es wohl natürlich, einem so ausgezeichneten Manne auch Vieles unterzulegen, was ihm fremd ist, weil man dadurch der untergeschobenen Sache mehr Gewicht geben konnte. Er klagt selbst in dem hier anzuzeigenden Werke S. 331 darüber: „Man hat tausend Plattheiten, tausend Abentheuer und vorgebliche Bonmots, pikante Antworten, und endlich viel schlechten Spass auf meine Rechnung geschrieben." Er gesteht, dass er überall, wo es etwas Lustiges zu thun oder zu sagen gab, keine Gelegenheit vorbey liess, aber dass er auch die Witzbolde, Possenreisser, Verblümtredner und Pickelheringe von Herzen hasste. Von dem Werke der Frau *von Stael* hat der Prinz, soviel wir wissen, nichts desavouirt. Die Briefe, die die Herausgeberin mittheilt, greifen in sehr merkwürdige Perioden des 18 Jahrhunderts von dem siebenjährigen Kriege bis zur französischen Revolution, und in das Leben der interessantesten Menschen ein. Sie sind an den König von Polen, an die Kaiserin Katharina von Russland, an Joseph II, an den Fürsten von Kaunitz, den Feldmarschall Lascy, an Hn. von Segur, an die Marquise von Coigny und an Andere gerichtet. Der Fürst giebt darin theils von der Zusammenkunft mit Friedrich dem Grossen, und von der Kaiserin, besonders von ihrer Reise in die Krimm, der er beywohnte, theils von dem Türkenkriege, worin er mitschlagender und mithandelnder Theil war, weniger aber von dem Leben am französischen Hofe Rechenschaft. Die Herausgeberin scheint bey der Auswahl der Briefe sowohl, als der Charaktere und Gedanken, nur denjenigen den Vorzug gegeben zu haben, die den Mangel der persönlichen Bekanntschaft dieses selbst in seinen kleinen Schwächen liebenswürdigen Fürsten durch todte Buchstaben einigermassen ersetzen, und seine Individualität im Wissen und Leben, in der Darstellung und Ansicht, in der Conversation und Selbstheit genügend darstellen konnten, in sofern der empfängliche Leser die Sprache des Blicks und der Stimme, des Körpers und aller seiner redenden Theile, die Bedeutung des Ausdrucks für die Bezeichnung des zusammentreffenden Moments, und jenen ganzen Zauber, in Gedanken zuzusetzen versteht, womit der Charakter einer solchen, in physischer, geistiger und moralischer Hinsicht eminenten Person die Gegenwart erhöht. Charaktere der Art, wie der Fürst ist, und wie er sich ausspricht (es ist ein vollständiger Monolog zu sich selbst und zu seinen Freunden über die Ansicht der Welt), sind selten; aber nicht aus dieser Seltenheit allein erklärt sich das warme Interesse, das alle seine Aufsätze, seine Reden, und jede seiner Äusserungen fanden; sondern ein grosser Theil dieses Interesse gehört der Verbindung an, worin der Handelnde zu seinem Leser oder Zuschauer stand. Vortrefflich ist dieses in einer Stelle von Senecas Briefen ausgedrückt, die zugleich das Gepräge des Charakters dieses Fürsten enthält. *Vir bonus cito nec fieri nec intelligi potest: nam ille alter fortasse tanquam phoenix anno quingentesimo nascitur. Nec est mirum: ex intervallo magna generat, mediocria et in turbam nascentia saepe fortuna producit; sed qui sciret, quid esset vir bonus, nondum se esse crederet, fortasse etiam fieri desperaret.* Man kennt solche Charaktere nicht, und hält es leicht, sie überall zu erkennen; man glaubt sie zu kennen, ohne sie begriffen zu haben. In dieses Interesse mischt sich bey der Frau *von Stael,* die in einem hohen Tone der Begeisterung von ihrem Gegenstande spricht, ein Gefühl, das eine Leere, die ihr bey der Erscheinung der übrigen Welt geblieben war, in ihrem Herzen ausfüllt. Sie sagt selbst mit Erschine: Wenn das schon in Erstaunen setzt, was ich von ihm erzähle: wie würde es euch ergreifen, wenn ihr ihn selber gehört hättet? — Die meisten der hier mitgetheilten Aufsätze sind theils durch mehrere Zeitschriften wörtlich wiedergegeben, theils aber auch sonst bekannt, und es würde überflüssig seyn, sie noch einmal an uns vorübergehen zu lassen; am trefflichsten sind und bleiben Contis und Po-

temkins Charakterzeichnungen, das Gemälde von Joseph II, und das Lob Friedrichs des Grofsen, welches letztere von ganz neuen Seiten diefer herrlichen Individualität eben fo herrlich in einzelnen Zügen aufgegriffen ift, obgleich wir nicht wünfchen, dafs der Vf. dem Könige ins Geficht gefagt hätte: Es liegt meinem Wiffen fern, ob grofse Naturbegebenheiten den Tag verkünden werden, wo fie, Sire, zu regieren aufhören; aber eine aufserordentliche Welterfcheinung bleibt ein König, der einen Freyftaat beherrfchend eben fo fehr um fein felbft willen, als feiner Rechte wegen Gehorfam und Ehrerbietung von den Gemüthern erzwingt. — Zu dem Urtheile, das bereits mit vieler Bündigkeit über die Werke des Fürften von Ligne und befonders über das vorliegende ausgefprochen ift, möchte Rec. auf der einen Seite des Lichts und auf der anderen Seite des Schattens noch das hinzufetzen, was ihm nicht genug ausgehoben fcheint. S. 73 giebt er in 5 Briefen eine reine Anficht von feiner Individualität, woraus wir, wie aus einigen anderen Stellen, zum Theil die Räthfel löfen, die er in fich felbft findet. Von Herzen, fagt er, zur Trägheit des Geiftes und Körpers geneigt, da ich in Ruhe und Unabhängigkeit glücklich mich fühle, weifs ich nicht, wie es zugeht, dafs ich diefen Zuftand einerfeits durch Kriegsgewühl, oder durch Auffieht auf Truppen, oder durch Reifen erfchüttere, und ihn andererfeits zu Gunften von Menfchen verwende, deren Inneres oft der Mühe nicht lohnt, mich um fie zu bekümmern. — Ein andermal, wo er feine Abneigung gegen Geld, Ehrenbezeugungen und Abhängigkeit fühlt, fragt er fich, woher es komme, dafs er fein Leben meiftens in allen Ländern Europas am Hofe hinbrachte. — Dann bekennt er, dafs er feinen Stand als Fremdling liebe; Franzofe in Öfterreich, Öfterreicher in Frankreich, beides in Rufsland fey; „das ift das Rechte, fetzt er hinzu, um aller Orten glücklich und nirgend abhängig zu feyn. — Was meine Tapferkeit anlangt: fo mag fie vielleicht in die Augen fallend feyn, aber mir ift fie nicht rein; es ift etwas von Charlatanerie hineingekommen; wenn ich tiefer noch in mich eindringe: fo werden mir zwanzig andere Fehler bemerklich, dann betrachte ich von Neuem des Ehrgeizes Nichtigkeit. — Seit zwey Monaten werfe ich fo mein Geld zum Fenfter heraus; das ift mir fchon oft begegnet; aber doch auf die Art noch nicht, wenn ich gleichwohl Millionen verthan haben mag." — Alle diefe Räthfel, die er in fich findet, löft nur das inwohnende höhere poetifche Gemüth auf, das die Natur vom dienftbaren Tode befreyet, und wie ein Gott befeelt, um nur zu lieben. Er felbft hat diefes Gemüth in einigen Wirkungen vortrefflich gezeichnet. „Das Wort Liebe, fagt er, macht einen edeln Menfchen in Thränen zerfliefsen, ohne zu wiffen warum; diefes Gefühls Ergufs gehört keinem Gegenftande an; man weint, ohne unglücklich zu feyn; ohne Reue über das Vergangene, ohne Furcht vor der Zukunft fehe ich den Strom des Schickfals mein kleines Leben in fich aufnehmen. Nachdem ich mich fo recht wacker über mein geringes Verdienft, über meine Begebenheiten an Höfen und unter den Truppen luftig gemacht habe: gebe ich mir Beyfall, nicht fchlimmer zu feyn, als ich bin, vorzüglich zu dem Talent mir glückwünfchend, von Allem, was Fremdartiges mir aufftiefs, Vortheil für mich felber zu ziehen; fo beurtheile, fo fehe ich mich in diefem weiten Meere, das meine Seele, wie der Spiegel die Züge des Angefichts, zurückftrahlt." — Sein Leben in Frankreich und feine Bildung durch franzöfifche Lectüre mufs feine Liebe zu Übertreibungen, fein Gefallen an Antithefen, z. B. in dem Charakter Contis und Potemkins, das Gezierte und Gefuchte, ja wohl das Unedele, das ihm hie und da entfchlüpft, erklären, da es ihm fonft fremd ift. „Sie find oft, fagt er der Marquife von Coigny, verftörter, als Verftörung anrichtend; wenn aber diefes Verftörtfeyn Sie ergreift: fo meldet ein fonderbares haftig überftrömendes Reden fein Herannahen." Ein andermal fagt er: „Die Kaiferin hat es nicht erfahren, wie ihr bey dem Hundegeheul des letzten Reichstags mitgefpielt wurde. — Die Kaiferin Katharina, die neue Cleopatra, durchzieht die Meere, nicht um Mark Antonine, Cäfare Octave zu verführen. Die neue Cleopatra verfchluckt keine Perlen, fie theilt aber deren ungeheuer viel aus." Das Gefpräch zwifchen einem Atheiften und einem Kapuziner facht die Erinnerung an Strepfiades lebendig an. — Seine Gedanken, zum Theil Maximen, halten nicht überall die Prüfung aus, oft wird das Einzelne zu fehr verallgemeinert, das Allgemeine für das Einzelne, das Momentane für das Bleibende ergriffen, und dann wird auch wohl feine Philofophie des Lebens an der höheren Anficht der Dinge bisweilen zur Kuplerin. Der wahre Gefellige, wie ihn *Delille* in feinem Gedichte *La conversation* und befonders in der Vorrede dazu fchildert, würde noch manche intereffante Seiten zum Vergleich darbieten.

Die Frau *von Stael* ift für die fehr verdienftliche Herausgabe diefer Beyträge zur Charakteriftik des Fürften und feiner Zeitgefchichte durch einen guten Überfetzer, fo viel wir diefes ohne Original beurtheilen können, belohnt. Wir zollen ihr dafür unferen warmen Dank, und fchliefsen diefe Anzeige noch mit einigen intereffanten Bemerkungen für die Gefchichte. Es hat wohl kein Schriftfteller die Cultur der Ruffen und unter den Ruffen fo gerecht gewürdigt, als der Fürft S. 102. Dann erklärt er fchon zu feiner Zeit Moskau für den Aufenthalt der Unzufriedenen, denen der Hof zum Ekel und Greuel geworden ift, und die fich hier damit gütlich thun. Er fetzt hinzu, dafs die Kaiferin diefes im Allgemeinen wufste, insbefondere aber nicht wiffen wollte, denn fie liebte keine Polizey über Reden. *Ich weifs es*, fagte fie, *die Herrn machen fich nicht viel aus mir: ich bin nicht Mode.* — Die von Potemkin aufgebaueten Dörfer von Pappe, die gemalten Schiffe und die Reiterey ohne Pferde find ein lächerliches Mährchen. — Über den Bifchof Platow, der fich in der neueften Gefchichte mehr namhaft gemacht hat, drückt fich die Kaiferin fo aus: Er ift mir lieber als jeder Andere, den man den Göttlichen nennt; dafs ich Recht

habe, wenn ich ihn den Menſchlichen nenne, ſah ich geſtern, als wir ſeinen Garten verlieſsen, die Prinzeſſin Gallizin ihn um ſeinen Segen bat, und er, eine Roſe abpflückend, dieſen Segen mit dieſer Roſe ertheilte.

D.

Regensburg, ohne Angabe des Verlegers: *Geſchichte der altbaieriſchen Länder, ihrer Regenten und Landeseinwohner.* Aus den Urquellen neu und kritiſch bearbeitet von C. *T. Gemeiner*, königlich - baieriſchem Landesdirectionsrath.

Auf einem zweyten Titelblatte:

Baiern unter königlich - fränkiſcher Oberherrſchaft. Die Zeitperiode der baieriſchen Herzoge des agilolfingiſchen Stammes. 1810. 104 S. 4.

Eingedenk der Pflicht des Geſchichtforſchers (ſagt der Vf.), der Wahrheit zu huldigen und ächte Lebensphiloſophie zu verbreiten, ſchien mir damals (im Jahre 1810), da ein ſchweres Verhängniſs auf Teutoniens Völkern gelaſtet hatte, den Umſtänden angemeſſen zu ſeyn, einen Rückblick in die Vorzeit zu veranlaſſen, und den Gedanken lebendig zu machen, daſs im Vaterlande ein Zuſtand der Dinge, dem ähnlich, wieder einzutreten ſcheine, wie er in der Vorzeit geweſen war. In einer Note führt der Vf. an, daſs jene uralte Oberherrſchaft Frankreichs unter damaligen Umſtänden natürlicher, und daher weniger ſchmerzhaft war, als der Zwang, unter dem Scepter der Gothen zu leben, weil die alten Franken unſere wahren Landsleute, deutſchen Urſprungs und Herkommens waren. (Gehörten denn die Gothen nicht auch zu den Völkern deutſcher Abkunft? Beweiſet dieſs nicht ſchon die gothiſche Überſetzung des neuen Teſtaments vom Biſchof Wulphilas? Auch bedarf es keines Beweiſes, daſs, um das Jahr 540, die fränkiſch - galliſche Sprache der deutſchen verwandt war.) — Wenn wir die Mängel der Schreibart des Vfs., die ſich ſchon aus der mitgetheilten Stelle beurtheilen läſst, nicht weiter berühren: ſo müſſen wir geſtehen, daſs vorliegende Schrift zu den vorzüglicheren Werken der deutſchen Geſchichtſchreibung gerechnet werden muſs. Die älteſte Geſchichte Baierns hat durch daſſelbe ein ſo kritiſches Anſehen bekommen, daſs ſie jetzt faſt über alle Zweifel erhaben iſt. Manche ehemalige Geſchichtſchreiber Baierns gaben ſich alle Mühe, zu beweiſen, daſs Baiern vor Karln dem Groſsen ein unabhängiges Königreich geweſen ſey. Unſeres Vfs. kritiſche Darſtellung hellt aber nicht allein dieſen Umſtand, ſondern überhaupt die Geſchichte des damaligen ſüdlichen Deutſchlands, zur vollkommenen Befriedigung auf. Zwar hatte ſich Chlodewig, der Stifter der merowingiſchen Monarchie, der Herrſchaft über die Thüringer und Allemannien bemächtigt; dieſe wurde jedoch ſeinen Nachfolgern von dem groſsen oſtgothiſchen König Dietrich bald wieder entriſſen. Das Gebiet deſſelben umfaſste Allemannien, deſſen Einwohner ihm Tribut entrichteten, beide Rhätien, über welche Ein Herzog die Aufſicht führte, Noricum, Pannonien, die Thüringer, mit gewiſſen Vorrechten, und unter einer ſcheinbaren Unabhängigkeit, die Guarenen und Heruler. Das jetzige Baiern, das ſchon von den Römern zum zweyten Rhätien gerechnet wurde, konnte von der gothiſchen Herrſchaft nicht ausgeſchloſſen ſeyn. Mit Theoderichs Tode (526) verſchwand aber dieſe ausgedehnte Herrſchaft des oſtgothiſchen Reichs. Die Gothen verlieſsen, um ihre Kräfte der Behauptung Italiens ganz zu widmen, die am Oberrhein und an der Donau liegenden Gegenden. Dieſs benutzte der auſtraſiſche Theoderich, Baiern, Allemannien, und die übrigen Vorlande an der rechten Seite des Rheins der fränkiſchen Herrſchaft zu unterwerfen. Dieſe Länder wurden bald Auſtraſien, bald Thüringen genannt. (Sollte der Name Thüringen, wie der Vf. S. 5 behauptet, wirklich ſo viel umfaſst haben?) — Die fränkiſchen Könige erwarben ſich das Verdienſt, die Baiern, ſo wie andere unterworfene Völker, mit geſchriebenen Geſetzen zu verſehen. Dieſs beweiſet der Prologus, und der mit demſelben in Verbindung ſtehende Aufſatz *de legum inventoribus*, deſſen Ächtheit unſer Vf. gegen *Mederer* und *Wiarda* behauptet, indem er ſie wenigſtens als die Arbeit eines gleichzeitigen Mönches angeſehen wiſſen will. Schon der König Theoderich von Auſtraſien hatte den Baiern einen fränkiſchen Herrn zum Herzog gegeben. Dieſer war aus dem fränkiſchen Geſchlechte der Agilolfinger. Dem Diaconus Paulus zufolge war der erſte Herzog aus dieſem Geſchlechte Agiulf, aus einer Senatorfamilie, die von einer Tochter Chlodewigs abſtammte. [Unſer Vf., der Mederer anführt, ſcheint von des Hn. von Pallhauſen 1810 herausgekommener Schrift: *Garibald, erſter König Bojoariens, und ſeine Tochter Theodelinde*, keinen Gebrauch gemacht zu haben.] Die Erzählung von Agiulf gründet ſich auf eine Sage, die der Diaconus Paulus in ſeiner Schrift *de epiſcopis Metenſibus* anführt. Daher meint unſer Vf., daſs der erſte, und vielleicht auch der zweyte agilolfingiſche Herzog nicht bekannt ſey. Garibald I, der erſte, mit Zuverläſſigkeit bekannte Herzog aus dem agilolfingiſchen Geſchlechte, wird vom Diaconus Paulus mehrmals *rex* genannt. Dieſs geſchah, wie der Vf. behauptet, zu der Zeit, wie er ſich von der fränkiſchen Oberherrſchaft unabhängig zu machen ſuchte, und ſpäterhin nicht mehr. Wenn Taſſilo I, den der fränkiſche König Childebert zu Garibalds I Nachfolger ernannte, in einigen Handſchriften des Paulus *rex* genannt wird: ſo iſt dieſs der Zuſatz eines Abſchreibers. Garibald I wurde, durch den König Chlotar, mit der Waldrade, der Wittwe des fränkiſchen Königs Theodebald, und der Tochter des longobardiſchen Königs Warche, vermählt; die zweyte Tochter derſelben, Theodelinde, ward die Gemahlin des longobardiſchen Autharik. Sie war erſt dem fränkiſchen Prinzen Childebert zur Braut beſtimmt, aber durch Hofränke zurückgeſtoſsen worden. Aus Rachſucht bewegte nun Waldrade ihren Gemahl Garibald, ſich enger an die Longobarden anzuſchlieſsen, und ſie

beförderte dadurch den Untergang desselben. Childebert ernannte hierauf einen Tassilo I, nicht sowohl einen Sohn, als einen Seitenverwandten Garibalds, zum Herzoge der Baiern. Auf diesen folgte Garibald II, der an den Kriegen, welche die fränkischen Könige mit den Slawen [Wenden] und Avaren führten, lebhaften Antheil nehmen musste. Eine wohlthätigere Wirkung der fränkischen Oberherrschaft war die neue Durchsicht des baierischen Gesetzbuches, die der König Dagobert durch einen Agilolfinger, deren Geschlecht noch im 7ten Jahrhundert in Frankreich blühete, vornehmen liess. Diese Durchsicht hat wenigstens sechsmal Statt gefunden. Die Gesetze, die den Gegenstand derselben abgaben, dienen vortrefflich zur Erläuterung der damaligen bairischen Staatsverfassung. Der Herzog wurde vom Könige ernannt, und erst späterhin fand eine Wahl der Grossen Statt. Die herzogliche Familie verehrte schon das Christenthum, als Eustasius und Agilus, zwey vom König Chlotar abgeschickte Missionarien, ihr Bekehrungsgeschäft unter den Baiern anfingen. Ob der Bischof Rupert von 582 — 623, oder später lebte, ist noch nicht entschieden. Durch das grosse Ansehen, welches sich die Majordome im fränkischen Staate anmassten, wurden die Herzoge der auf der rechten Seite des Rheins sich ausbreitenden Völker, und unter anderen auch die bairischen, bewogen, sich eine unabhängige Regierung anzumassen. Zu diesen gehörte der Herzog Theodo I, der, den Sagen und Legenden, dem einzigen historischen Hülfsmittel dieser Zeit, zufolge, an Garibalds II Stelle trat. Mit ihm wird man durch Aribo, den Lebensbeschreiber des h. Emmeran, bekannt. Theodo II, ein Verwandter des Ersten, war derjenige, der zuerst unabhängig regierte. Diess bewies er durch die Theilung des Landes unter seine Söhne; aber sein Nachfolger, Theodebert, ward von dem Majordom Karl Martell aufgefodert, die fränkische Oberherrschaft anzuerkennen. Er starb während des darüber entstandenen Krieges, und sein Sohn Hugbert musste der Gewalt weichen. Eben dieses Schicksal hatte Odilo, und eben diesem Schicksale unterlag endlich Tassilo II, den seine Gemahlin, eine Tochter des longobardischen Königs Desiderius, zur Behauptung der Unabhängigkeit hauptsächlich aufmunterte.

Jg.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Darmstadt, b. Heyer u. Leske: *Auszug des Reglements* (aus dem R.), *das Exercitium und die Manövres der französischen Infanterie betreffend* (,) vom 1 August 1791. *Zum Gebrauch der Landwehr* in den deutschen Staaten, wo dieses Reglement eingeführt ist. Mit einer Kupfertafel. 1814. 136 S. 8. (10 Gr.)

Unter der Menge von Lehrbüchern und Vorschriften, mit welchen die Einbildung militärischer Halbwisser, oder die Speculation der Verleger, die zur Vertheidigung des Vaterlandes bewaffneten Bürger zu versorgen beflissen gewesen ist, gehört dieses Werk zu den schlechtesten und armseligsten. In Ländern, wo das französische Reglement eingeführt ist, wird es auch an zweckmässigen Auszügen aus demselben nicht fehlen, und in anderen Gegenden bedarf man deren nicht, und übrigens haben wir ja auch deutsche, die wenigstens eben so gut sind. Wäre es aber auch das trefflichste von allen: so würde es doch in diesem stümperhaften, ohne alle Kenntniss der Sache verfassten, eben so unnütz weitschweifigen als unvollständigen Auszuge zu nichts zu brauchen seyn. Die Aufzählung eines Schwalls von gleichgültigen, zum Theil schlecht gewählten Commando-Wörtern, wie z. B.: *Commods-Gewehr!* — *Stosst die Ladung!* — *Auf der Stelle gerührt!* u. a. m., mit einer verworrenen, wortreichen und doch dabey undeutlichen Erklärung unnöthig überhäufter, mit unter völlig zweckloser Bewegungen, ist nicht geeignet, angehende Ober- oder Unter-Officiere über den Unterricht, den sie den Recruten ertheilen, zu belehren. Von den Grundsätzen und dem Zweck der niederen Taktik hat der Vf. auch nicht den fernsten Begriff, und herzlich würde der Neuling zu bedauern seyn, der nach so fehlerhaften, ohne Ordnung durch einander gemischten Vorschriften geübt werden sollte.

Zur Ladung werden 12 Commando-Wörter und zahllose Tempos erfodert. Bey der unnützen Pedanterey von dreyerley Chargirungen ist die Anwendung der Grundsätze der Ladung vergessen. — S. 23 lässt der Vf. nach: *Setzt ab!* feuern, ohne erst wieder anzuschlagen; also gen Himmel! — Die den Landwehren so nöthige Anweisung zum Tirailliren ist ganz ausgelassen. — Der Geschwindschritt wird bloss im Vorbeygehen erwähnt. — Das Gewehr soll erst nach dem Feuern (nicht auch vorher?) visitirt werden. — Bey dem Flankenmarsch (S. 47) soll der Soldat den Fuss heben, ohne das Knie zu beugen, beym Schwenken im Marsch die Fühlung nach dem schwenkenden Flügel nehmen!! — —

Bey aller dieser groben Unwissenheit werden doch auch dem Anweisenden Vorschriften ertheilt. Nach S. 56 soll dieser die Fehler nicht selbst, sondern durch eine Mittelsperson, welcher er sie erst anzuzeigen hat, verbessern; (wahrscheinlich um die Weitläuftigkeit zu vermehren!) und ein eigener Abschnitt (S. 96, 97) belehrt den Commandanten, wie er es anzustellen habe, eine Colonne im Marsch aufzuhalten, er soll nämlich rufen: *Colonne halt!*

Rec., der die meisten Reglements kennt, glaubt übrigens recht gern, dass der Vf. das, was er ausschrieb, wirklich darin gefunden, und nichts von dem Seinigen hinzugethan hat. Es fehlt nur an dem kleinen Umstande, dass er die Meinung seiner Urschrift nicht begriffen hat; und durch unverständiges Ausschöpfen kann man es leicht dahin bringen, dass die besten Quellen nichts als trübes Wasser geben.

Kf.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

METRIK.

Bremen u. Leipzig, im Comptoir für Literatur: *Anleitung zur Kunst des Versbaues. Für Schulen und zum Selbstunterricht.* Methodisch bearbeitet von *Betty Gleim.* 1814. XXXII, 72 u. 180 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Seitdem durch Voss und Hermann das Studium der Verskunst bey uns neu belebt worden, sind eine Menge Anweisungen zu derselben erschienen, worüber man sich freuen müsste, wenn diese Anweisungen auch nur mässigen Foderungen Genüge leisteten. Allein Rec., der sie mit Ausnahme von zweyen oder dreyen, die ihm noch nicht zu Gesicht gekommen sind, alle *durchgelesen* hat, muss leider gestehen, dass er mehr Schaden als Nutzen von ihnen erwartet. Auch gegenwärtige Anleitung kann er keineswegs rühmen, wenn er ihr gleich ohne Bedenken den Vorzug vor den früheren einräumt, und die Methode der Verfasserin im Ganzen zweckmässig findet. Folgendes wird diess Urtheil bestätigen.

Das Buch zerfällt in 5 Abschnitte, welche überschrieben sind: 1) *Vorrede* (bis S. XVI). 2) *Zweck und Gebrauch dieses Buches* (bis S. XXXII). 3) *Prosodie* (bis S. 15), *und Metrik* (bis S. 72). 4) *Scandirbuch* (mit neuer Seitenzahl bis S. 78). 5) *Anhang, enthaltend Übungsversuche von* (13- bis 16jährigen) *Schülerinnen, welche nach diesem Leitfaden unterrichtet worden sind* (bis S. 180). Von diesen 5 Abschnitten hätte die Vfn., gemäss der Bestimmung des Werkes, No. 1 u. 2, deren Gegenstand sie (laut S. XIV) ja ohnehin schon in ihrer Schrift: *Einige Gedanken über Stilübungen* u. s. w., ausführlicher behandelt hat, abkürzen und in Einen zusammenziehen, No. 5 aber, welcher Abschnitt bey weitem der grösste ist, und dadurch fast als Hauptsache erscheint, auf einige kurze Proben beschränken sollen. Gewiss hätte dann auch der Verleger, zumal bey etwas sparsamerem Drucke, einen weit geringeren Preis ansetzen können.

Die Methode, welche die Vfn. beobachtet, und um derentwillen sie eigentlich ihre Anleitung herausgab, besteht hauptsächlich darin, dass sie 1) Unterricht und Übung verbindend die Regeln der Prosodie und Metrik, sobald jede einzeln erlernt ist, durch Scandiren, zuerst mündliches im Scandirbuch (von welchem weiter unten), sodann schriftliches aufgegebener Stücke, veranschaulicht und einprägt, ehe sie zur nächsten Regel fortgeht; und dass sie 2) ihre Schülerinnen nicht gleich Verse über beliebige Gegenstände machen, sondern sie erst gut gewählte Prosa in Verse verwandeln lässt. Sowohl die meisten anderen von der Vfn. geäusserten Grundsätze (z. B. über Stilübungen S. XXIII ff.), als auch insbesondere das eben bezeichnete Verfahren, muss Rec. durchaus billigen. Anderer Meinung ist er, wenn sie S. XXVIII f. behauptet: *„Wer seinen Stil zum Schönen bilden will, kann diess auf keinem besseren Wege erlangen, als dadurch, dass er metrisch zu schreiben versucht. — — Das giebt ihm Freyheit, Gewalt und Herrschaft über die Sprache. Gewinnt er sie dadurch nicht: so gewinnt er sie sicher nie."* Ihrer Behauptung liegt allerdings etwas Wahres zum Grunde; aber die grosse Wirkung, die den metrischen Übungen hier beygelegt wird, haben sie nicht. Poesie und Prosa folgen viel zu verschiedenen Gesetzen, und das Schwerste in der Prosa, Periodenbau und Verknüpfung der Perioden, wird in der Poesie theils wenig, theils anders berücksichtigt.

Was die Neuheit betrifft, worauf die Vfn. in ihrem Verfahren Anspruch macht: so lässt Rec. dieselbe dahin gestellt seyn, da er zwar keine Schrift kennt, welche diess Verfahren bereits entwickelt hätte, aber doch glauben muss, dass man sich desselben schon längst bediene, wie denn Rec. selber, welcher Schulmann ist, dasselbe schon seit 5 Jahren nicht nur im Deutschen, sondern auch in den alten Sprachen beobachtet.

So viel im Allgemeinen; und nun zur Beurtheilung des Einzelnen.

Der prosodische Abschnitt, wenn er auch bey einer *überlegteren* Benutzung der vossischen Zeitmessung befriedigender seyn würde, leistet im Ganzen doch mehr, als ähnliche vor der gegenwärtigen erschienene Anleitungen. Wundern muss man sich aber, wenn weder in dieser, noch in jenen der Satz aufgestellt wird, *dass jede hochtonige Sylbe lang ist*, womit natürlich nicht behauptet wird, dass hochtonig und lang einerley sey. Durch diesen Satz kann man eine Menge Regeln ersparen. So schmelzen z. B. die von der Vfn. über die Länge ertheilten 17 Regeln auf 6 zusammen, indem No. 3, 4, 5, 7, 8, 10, 12, 13, 14, 15 und 16 wegfallen. Auch fällt *Mittelzeit No.* 6 grösstentheils weg, und die falsche Angabe (*Kürze No.* 3), dass *end* in *lebendig* mittelzeitig sey, berichtigt sich von selbst. Wer mit Opitz oder einigen Provinzen *lebendig* spricht, verkürzt *end;* das Hochdeutsche *lebendig* kann diess *end* nie verkürzen. Überhaupt scheint uns der Begriff der Mittelzeit nicht richtig gefasst zu werden, wenn man Wörter, wie *darum, damit, daher*, welche bey doppelter Bedeutung auch

doppelt betont werden, mittelzeitig nennt, ſtatt von einem doppeltem *darum* (dárum und darúm) u. ſ. w. zu ſprechen. Schon die Grundregel, jedes zwey- oder mehrſylbige Wort müſſe wenigſtens Eine Länge haben, verſagt ja die Annahme zweyſylbiger Mittelzeiten.

Über die Regeln, welche die Kürze betreffen, bemerken wir Folgendes. *Die ſich auf Conſonanten endigenden Endſylben fremder Namen, denen ein ungedehnter Vocal vorhergeht*, erklärt die Vfn. (mit Voſs) für kurz, und *Sokrates*, *Pylades* u. dgl. ſind ihr daher Daktylen. Wir unſererſeits glauben ſolche Endſylben als Mittelzeiten betrachten zu müſſen, und ſchlagen folgende Regel zur Prüfung vor: *In mehrſylbigen fremden Wörtern ſind die von der hochtonigen Sylbe durch eine Kürze getrennten Sylben, ſie mögen vorangehen oder nachfolgen, mittelzeitig*, ſo daſs *Sokrates* und *Pylades* nicht nur einen Daktylus, ſondern auch einen Kretikus, *Melodie* und *Amaranth* nicht nur einen Anapäſt, ſondern auch einen Monom. troch. catal. abgeben. Denn den Kretikus können dergleichen Sylben nicht eröffnen, ſo wie auch die Endſylbe in *Sokrates* und *Pylades* mit nachfolgender Kürze zwar einen brauchbaren Trochäus bilden, wo dieſer nur dreyzeitig zu ſeyn braucht, nicht aber im Hexameter, der in unſerer von der griechiſchen und römiſchen ſo verſchiedenen Sprache ſtatt des Spondeus allerdings den Trochäus leicht aufnimmt, aber nur den vollwichtigen (—∪), nicht jenen winzigen, der nur mit einer kürzeren Mittelzeit anhebt.

Bey der Mittelzeit (No. 15) iſt uns aufgefallen, hier die Sylben *halb* und *hand* wieder zu finden, da ſie oben (Länge 17) zu den Längen gerechnet wurden. — Der Abſchnitt von der Anwendung der mittelzeitigen Sylben ſollte ebenfalls, wie die vorhergehenden, mit Numern verſehen ſeyn, um darauf im Scandirbuche verweiſen zu können. Auch wäre es beſſer geweſen, die vorhergehenden Abſchnitte ſtatt ihrer eigenen Bezifferung, oder wenigſtens neben derſelben, mit fortlaufenden Zahlen zu verſehen. Denn der Gebrauch des Buches wird unnöthig erſchwert, wenn No. 18—25 nicht 18—25, ſondern 1—8 im Abſchnitt von der Kürze, und No. 26—40 im Abſchnitt von der Mittelzeit 1—15 bedeuten. — Einen Abſchnitt von der Tonſtellung vermiſſen wir gänzlich; und doch iſt die Kenntniſs derſelben unerläſslich, wenn man wohlklingende Verſe machen will, wie dieſs auch die angehängten Verſuche der Schülerinnen deutlich zeigen.

Weit weniger, als der proſodiſche, genügt der metriſche Abſchnitt. Zuvörderſt hätten die Epitriten, der zweyte und dritte Päon, der Diſpondeus und ähnliche Füſse, die theils leere Namen ſind, theils in gegenwärtiger Anleitung nicht weiter vorkommen, bey Beſchreibung der Füſse wegbleiben ſollen, nicht aber, wie dieſs im ganzen Buche der Fall iſt, die Bezeichnung der metriſchen Hebung, *Arſis* (ˈ), die ſchon beym Spondeus (⊥ — und — ⊥) höchſt nöthig iſt. Sodann verdiente der bloſs angedeutete Unterſchied zwiſchen Wortfüſsen und Versfüſsen ſorgfältige Erläuterung, ja der Betrachtung der Wortfüſse muſste ſogar ein eigener Abſchnitt gewidmet werden. — Weiter vermiſſen wir bey der ziemlich überflüſſigen Regel (S. 24), *daſs kein Wort am Ende des Verſes dürfe abgebrochen werden*, den keinesweges überflüſſigen Zuſatz, *daſs der Artikel, die Präpoſition und einige andere Wörter, die ſich von dem, wozu ſie gehören, nicht trennen laſſen, eben ſo wenig den Vers beſchlieſsen dürfen.* — Was eben da von der *Cäſur* geſagt wird, kann dem Anfänger wenig helfen. Und wenn es vollends heiſst: „*Der Fuſs, den man auf dieſe Weiſe theilt, muſs, wo möglich, ein Trochäus oder Spondeus ſeyn; nicht ſo gut ein Daktylus:*“ ſo wiſſen wir nicht, was wir dazu ſagen ſollen, ſelbſt wenn die Vfn. vielleicht bloſs den Hexameter im Sinne hatte, ohne an andere Verſe zu denken. — Wenn ferner S. 33 geſagt wird, daſs man ſich jetzt der Alexandriner *gar nicht mehr* bediene, und daſs in jambiſchen und trochäiſchen Verſen da, „*wo das Ohr und das proſodiſche Gefühl nichts daran zu tadeln haben, auch Spondeen zuläſſig ſind, indem in dieſen Versarten Längen gegen Längen ſich kürzen können, nämlich eine tieftonige Länge gegen eine hochtonige:*“ ſo iſt jene Behauptung zu allgemein, die ihr folgende Regel aber mit allen, die ihr gleichen, faſt ſchlimmer, als gar keine.

Vom Hexameter wird geſagt, es habe ſich darin zuerſt *Klopſtock*, dann beſonders *Voſs* und *Goethe* auf eine ausgezeichnete Weiſe hervorgethan, welches Lob aber nur Voſs verdient. Um nichts richtiger iſt die Regel, daſs der vierte Fuſs dieſes Verſes am beſten ein Spondeus ſey. Theokrit hat in ſeinem erſten Idyll, das aus 152 Hexametern beſteht, nur 18 bis 20 mal den Spondeus im vierten Fuſse. Bey Homer findet man 3 bis 4 Daktylen gegen Einen Spondeus; und ſelbſt in den von der Vfn. im Scandirbuch als Muſter aufgeſtellten Gedichten dürfte ſich wohl ein ähnliches Verhältniſs beider Füſse nachweiſen laſſen. „*Der 6te Fuſs,*“ ſagt die Vfn. weiter, „*muſs ein Trochäus oder Spondeus ſeyn. Gewöhnlicher iſt es ein Trochäus, doch iſt zuweilen auch ein Spondeus im 6ten Fuſse von bedeutender Wirkung.*“ Bey der Schwierigkeit, den deutſchen Hexameter mit einem Spondeus zu ſchlieſsen, kann die Wirklichkeit hier keine Regel abgeben. Auch hätte Voſſens Beyſpiel (S. die neueſte Ausgabe der Luiſe) die Verfaſſerin eines Beſſeren belehren ſollen.

Der Pentameter wird ſo dargeſtellt:

— ∪ ∪	— ∪ ∪	—	— ∪ ∪	— ∪ ∪	—
— —	— ∪		— ∪	— ∪	
— ∪	— —		— —		

da doch die zweyte Hälfte ſtets Daktylen fodert.

Unter den Diſtichen findet ſich auch folgendes:

„*Auch der weiſeſte Menſch kann nicht wiſſen, was denken er wird; doch*
Sicher ſoll er ſtets ſeyn, deſſen, was er wird thun.“

Die Zahl der erläuterten Versarten und Strophen iſt offenbar zu gering. Es ſind folgende: 1) Der fünffüſsige Jambus. 2) Der Alexandriner. 3) Das Sonnet. 4) Der Hexameter. 5) Der Pentameter. 6) Die alcäiſche Strophe. 7) Die ſapphiſche. 8) Eine cho-

riambifche. 9) Eine andere choriambifche. 10) Eine daktylifch-logaoedifche Strophe.

Auf Wahl des Versmafses und auf metrifche Malerey wird in einigen Beyfpielen aufmerkfam gemacht; die Beyfpiele konnten aber zweckmäfsiger gewählt werden.

Schliefslich wird das Nöthigfte vom Reime beygebracht, unter anderen aber auch *Schmach* und *Tag* für einen guten Reim erklärt.

Das Scandirbuch liefert zuerft Wörter mit ihrer Betonung, dann Wörter und Sätze mit Angabe der Quantität, wobey zugleich immer auf die profodifchen Regeln verwiefen wird. Hierauf folgen Wörter und Sätze mit Angabe der verfchiedenen darin enthaltenen Versfüfse; und den Schlufs von S. 26 bis 78 machen Gedichte und Bruchftücke von Gedichten, deren Wahl wir grofsentheils eben fo wenig billigen, als dafs Voffens *fiebzigfter Geburtstag* in feiner früheften unvollkommenen Geftalt mitgetheilt wird. Bey den Hexametern und Pentametern werden durchgehends die einzelnen Füfse mit der Qantität der Sylben angegeben. Übrigens erfchweren manche Fehler der Vfn. und viele des Setzers den Gebrauch des Scandirbuches. Zur Probe diene die Scanfion folgendes Hexameters:

— ◡ ◡ — ◡◡ — ◡ — — — ◡
Grad' ins Ge | ficht, || Hya | cinthus, | dir felbft. | Da er- |
— ◡ ◡ — —
blafste mit | einmal —

Die angehängten Gedichte der Schülerinnen entfprechen der mangelhaften Anweifung, und konnten im Ganzen ohne alle Anweifung eben fo gerathen.

CH ST D.

SCHÖNE KÜNSTE.

Cassel u. Marburg, b. Krieger: *Novellen und Avantüren* (Abentheuer?) *aus dem Gemälde unferer Zeit.* 1814. 195 S. 8. (18 Gr.)

Wenn man Zeit hat, fich durch den monotonen Schwall der jeden unbedeutenden Zuftand und Umftand befchreibenden oder umfchreibenden Gefchwätzigkeit — die dem Gedrängtheit fordernden Novellenftile ganz zuwider ift — hindurch zu arbeiten: fo wird man in diefen zwey Erzählungen, befonders der zweyten, — die auf dem Titelblatt als No. 2 angekündigte *dramatifche Scene* ift uns der Vf., der Verleger oder der Drucker fchuldig geblieben — auf manche gemüthliche Situationen und niedlich gemalte Schilderungen eines einfamen, behaglichen Lebens ftofsen. Reiche, neue Erfindung und dichterifche Kraft würde man hier vergeblich fuchen; eben fo wenig entfpricht eine charakteriftifche Wichtigkeit der Perfonen der Weitläuftigkeit aller fie angehenden Befchreibungen. Die erfte diefer Erzählungen: *Die Hufaren. Novelle aus dem letzten Kriege in Preuffen*, fteht der zweyten ohne Vergleich nach. Die in jener vorkommende Demoifelle *Minna*, die fich im Anfange, beym Anblicke von ihren Veilchen, fo naiv forglos über den Krieg ftellt, der ihre Gegend umgiebt, will gleich darauf beym Anblick eines betteln-den Soldatenkrüppels in Ohnmacht fallen, und läfst beym Grufse eines Officiers, der zur Einquartierung gekommen ift, vor Schrecken die Giefskanne aus der Hand finken. — Da dergleichen Erfcheinungen heut zu Tage kaum zu entgehen ift: fo wird das gute Kind der Nervenfchwäche fchwerlich entkommen. Schon fcheinen ihre Nerven, verfeinert, zu mufikalifchen Übergängen geneigt; der Schreck wird ein zündender Blitz, das arme Herzchen brennt lichterloh in Liebe zu dem erfchreckenden Gegenftand. Über einer Einquartierungs-Befchwerde trocknet fich diefer gleich Thränen aus den Augen, die natürlich für Minna Perlen find, und als er feine Geliebte verlaffen und mit feinen Hufaren vorrücken foll, finkt er felbft in Ohnmacht. O Ohnmacht, du grofser Souffleur aller unmächtigen Schriftfteller!

In der zweyten Novelle: *Der einfame Flüchtling in den Schweizeralpen*, ift der Spafs der Verwandten mit der Maskirung als Soldaten, die den Flüchtling gefangen zu nehmen kommen, ihn aber mit der Nachricht feiner Begnadigung vom König überrafchen wollen, etwas derb. S. 101 befindet fich ein poffierlicher Druckfehler in einem angeführten, bekannten Volksliede, das der alte Diener des Flüchtlings, der den Witz als *Sancho-Panfa* machen mufs, fingt:

Im *Magen*,
Am *Meihen*
Sich freuen alle Knaben und Mägdelein!

In beiden Novellen ift der grofse Augenblick des erften Kuffes uns nicht erlaffen, vielleicht gar vom Vf. als der Gipfel des Rührenden und Romantifchen gedacht, und es heifst davon (in beiden Erzählungen ziemlich gleichlautend) alfo (S. 127): „Er drückte fie leife und fprach *aus der höchften Fülle des Gefühls:* O Jucunde! wie fchön ifts doch in diefem Garten und an diefem Abend!" Er fühlte einen fanften Druck von Jucundens Hand und prefste fie fchweigend an feinem Mund. Nachtigallentöne u. f. w., füfse Paufe u. f. w., und Herrmann ftürzte zu ihren Füfsen. „Jucunde," fprach er, „herrlichftes Mädchen, liebft du mich, o vollende das Glück meines Lebens!" Sie fank mit einem Strom von Thränen in feine Arme. Kufs und Händedruck u. f. w. und *Himmel und Erde fchwanden* vor den wonnetrunkenen Blicken der Liebenden.

Wir empfehlen dem Dichter diefer ganz neuen, herzzerreifsenden Scene, als ein Seitenftück zu lefen, die Liebesfcene in Tiecks geftiefeltem Kater.

—us.

Berlin, b. Sander: *Anna*, Trauerfpiel in 5 Acten. Von *Maltzahn.* 1814. 106 S. kl. 8. (12 Gr.)

So wenig wir dem Vf. diefes Trauerfpiels die poetifche Gabe überhaupt abfprechen wollen, ja fo wenig, nach manchem Schönen in diefem Drama, wir diefs können: fo möchten wir doch aus der vor uns liegenden Probe keine grofsen *dramatifchen* Hoffnungen für den Dichter fchöpfen. Recht anziehend ift der Anfang des Stücks; die beiden Gefchwifter, die zur Nachtzeit bey Lampenfchein zufammen kommen, in einem alten wunderbaren Buche zu lefen, weil der

Vater, ein Waffenschmid zu Aachen, sie den Tag über gar streng hält, die Tochter aus dem Reich der Phantasie an die Arbeit, den im Kloster unterrichteten Sohn von seiner frommen Sehnsucht vor den Anbos verweist — bringen eine recht gemüthliche Situation hervor; und das Buch selbst, ein magisches Werk, das der Bruder arglos im Kloster abgeschrieben hat, sich und der Schwester die wunderbaren Geschichten einzuprägen, macht die Erwartung eines recht schönen Sinnes im Leser rege, da es, während es den Bruder in seiner Gemüthsruhe bestärkt, die Schwester bezaubert und mit einem Liebesbild erfüllt; doch wenn die Geschwister nun darauf eine höchst alltägliche Geschichte aus dem Buche lesen, sinkt des Lesers Hoffnung schon gar sehr, und man ersieht aus dem Fortgange mehr und mehr, dass dem Vf. die haltende und gestaltende Kraft des Dramatischen — wenigstens bis jetzt — nicht eigen ist. Die Diction ist im Ganzen kraftlos, auch vielfach unmelodisch, nicht sowohl hart, als weichlich, und man sieht eine unmächtige Form mit einem an sich poetischen Stoffe ringen. Ob diess Trauerspiel auf irgend eine Chronikensage sich gründe, ist Rec. unbekannt; die geschichtlichen Züge desselben lassen mehr auf eine ganz freye Erfindung schliessen, und da z. B. die Jahreszahl 818 ausdrücklich angegeben ist: so konnte wohl der Dichter dem Kaiser Ludwig dem Andächtigen, der damals wenig über vierzig Jahre zählte, nur willkührlich ein *weisses Haupt* zuschreiben, wie S. 9 geschieht; oder wenn ihm irgend eine Sage wirklich ein frühzeitiges Greisenhaar, ob dem Kummer, den ihm seine Hausverhältnisse verursachten, zutheilt: so konnte diess hier näher bestimmt werden. Die Hexe *Brunhild*, die eine Hauptrolle zu spielen hat, scheint ihre Rolle gar nicht zu wissen; der Vf. zieht sie an einem spinnewebenen Zauberfaden auf dem Theater her und hin, und scheint befriedigt zu seyn, wenn sie nur rechte Hexensprünge macht. Eigentlich schläft in dem Mütterchen eine Anlage zur Schwärmerey, und sie scheint mit *Anna* ein ähnliches Schicksal gehabt zu haben, durch unglückliche Liebe ins Zaubern gerathen zu seyn. Die Scene, wo sich Anna in der Hexenwohnung befindet, und nach genossenem Zaubertranke den rothen Mantel der Hexe zum Brautkleid, die Zauberkräuter zum Brautkranz verlangt, ist dessen ungeachtet die vorzüglichste im ganzen Stück, das überhaupt als eine mit matten Zügen gemachte Skizze zu einer poetischen Ausführung, am besten zu betrachten ist. Die gegenwärtige Gestaltung des Vorwurfs ist auch eben so wenig rein eigenthümlich, als kräftig. Der alte Schmid *Reinhard*, der sein Kind als Hexe anklagt, um dessen Seele zu retten (der Name Reinhard ist übrigens recht gut gewählt), ist ein unverkennbares Nachbild des alten *Thiebaut d'Arc* in der Johanna, aus der sich hier noch Mehreres herleiten lässt: denn *Pipin* leugnet und vertritt trotz *Dunois* die Hexenschuld Annens, und hält sentimentale Reden hierüber; *Anna* gewinnt immer mehr Ähnlichkeit mit Gretchen im Faust — Ähnlichkeit ist nur hier ein zweydeutiges, unschickliches Wort — Pipin kommt in ihren Kerker, und wird, wie Faust, nach kurzer Umarmung standhaft zurückgewiesen. So könnte man der Entstehung des Ganzen in des Dichters Phantasie wohl ziemlich auf den Grund kommen; und in sofern wir diese Tragödie als ein Jugendwerk betrachten, gereichen die angedeuteten Muster dem Vf. zur Ehre. Die Trochäen, welche im Stück den Jamben vermischt sind, stehen so nachlässig und holpricht da, dass man in diesem Wechsel selten eine reifere Überlegung bemerkt. Die in den jambischen Wendungen bisweilen angebrachten Anapästen und Trochäen sind verunglückt; nur in der Scene bey der Hexe ist ein ähnlicher Versuch (S. 51) gelungen. Bey allen Schwächen dieses Stücks, verräth der Vf. dennoch Anlagen, und verdient, zum reiferen Studium der poetischen Kunst, welche poetische Natur voraussetzt, ermuntert zu werden.

—us.

Berlin, b. Schmidt: *Connexionen*, oder *der Weg zum Amte.* Ein Lustspiel in 5 Acten. Von *T. H. Friedrich.* 1815. 164 S. 8. (16 Gr.)

Die Erledigung einer Gerichtshalterstelle, um welche sich mehrere groteske Figuren zugleich mit einem würdigeren Competenten bewerben, setzt eine Menge weiblicher, altjüngferlicher, räthlicher und subordinirter Individuen, die sich mit verschiedenem Interesse für die verschiedenen Bewerber verwenden, in einen parthieenweise komischen und unterhaltenden Aufruhr; vorzüglich getroffen erscheint das Komische in den Gestalten des Doctors Quecksilber und des Stallmeisters, dagegen ist die Dummheit und Unwissenheit des Justitiarcompetenten George Rindshaut übertrieben, und an mehreren Stellen in der Übertreibung wieder nicht gehalten, z. B. wenn der feige Bube, der dem Vater jedes Wort der Anreden nachbuchstabirt, bey derselben Gelegenheit, die Familienbilder der fremden Wohnung betrachtend, dieselben in ihren Stellungen nachahmt; die Weiber sind in unserem stehenden Komödien- und Kleinstädter-Typus, dessgleichen ist der Hr. Bocksleder, dessen weitläuftige Erzählung am Eingange, wie die historische Deduction am Schlusse des Stücks, sehr abgeschmackt und langweilig sind, schon dagewesen; indessen mögen solche Figuren zu den stehenden Masken des Theaters gehören, das sich das Publicum von heute zu seiner Lust erkoren hat. Das gegenwärtige Stück ist, einiges Schleppende und ganz dem Schlendrian dieser Komödiengattung Nachgeleyerte abgerechnet, ziemlich leicht und lebendig gehalten, und wird sich, wenn hie und da noch ein paar Redensarten abgeschnitten werden, auf der Bühne recht vergnüglich und gut ausnehmen, ob es gleich in keinem Fall den Eindruck eines ausgezeichnet Komischen und Neuen im Publicum zurücklassen kann. Die Scene des mit Gürge Rindshaupt angestellten Examens, für den die vom Vater desselben der Frau Räthin mitgebrachten Hähne im Korbe antworten, womit sich auch der examinirende Herr Rath, beym Lob der schönen Hähne von Seiten seiner Frau, begnügt, so wie das: *memento mori!* das der Doctor dem kranken Grafen zuruft, um ihn von der Furcht zur Zusage zu bringen, sind wirklich lachenerregende Einfälle.

—us.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

GESCHICHTE.

Ulm, in der Stettinischen Buchhandl.: *Gemälde der merkwürdigsten Revolutionen, Empörungen, Verschwörungen, wichtiger Staatsveränderungen und Kriegs-Scenen, auch anderer interessanter Auftritte aus der Geschichte der berühmtesten Nationen.* Zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung dargestellt von *Samuel Baur*, Dekan der Diöcese Alpeck, und Prediger in Alpeck und Göttingen bey Ulm. 1811. III Band. 1812. 388 S. IV Band. 378 S. V Band. 1813. 370 S. VI Band. 1814. 370 S. 8. (5 Rthlr. 8 Gr.)

Die ersten *zwey* Bände dieses Werkes sind recensirt J. A. L. Z. 1811. No. 135. Der *dritte* Band enthält: 1) Revolutionen in Sicilien im fünften Jahrhundert vor Christi Geburt. 2) Dieselben im vierten Jahrhundert v. Chr. Geburt. 3) Rebellionen und Verschwörungen unter der blutigen Regierung des K. Tiberius, 14 — 37 n. Chr. Geb. 4) Albigenser und Waldenser. Scenen religiöser Verfolgungswuth aus dem zwölften und dreyzehnten Jahrhundert. 5) Falieris Verschwörung in Venedig 1355. 6) Wiedertäuferische Unruhen und Greuelthaten in den Jahren 1533 — 1536. 7) Streitigkeiten und Fehden zwischen Bischof und Edelmann in der Mark Brandenburg. Eine Erzählung aus der ersten Hälfte des XVI Jahrhunderts. 8) Verschwörung in Genua 1547. 9) Volksempörung zu Palermo 1772. 10) Revolutionen in Schweden 1772. Mit diesen schliesst sich der III Band. Der *vierte* enthält 1) Revolutionen in Ägypten, in den letzten zwey Jahrhunderten v. Chr. Geburt. 2) Gemälde der Regierung des K. Caligula, und Verschwörung gegen denselben. 3) Die Eroberung Roms durch die Gothen unter Alarich 410. 4) Revolutionen in der Schweiz 1307. 5) Unruhen in Schottland im XVI Jahrhundert. 6) Verfolgung der Hugonotten in Frankreich, unter Heinrich II und Franz II, 1547 — 1560. 7) Französische Bürgerkriege unter Karl IX, 1562 — 1570. 8) Die Bartholomäusnacht 1572. — Vortrag, Ordnung, Darstellung, Ton, Diction, Ausdruck, sind den zwey vorigen von uns bereits angezeigten Bänden im guten und nicht guten Sinne gleich. Ohne unsere Erinnerung fühlt man den Mangel der charakteristischen Bezeichnung der Begebenheiten an der blossen Aufzählung des Inhalts, und eine Vereinigung des Trennbaren, wie eine Trennung des Vereinbaren. Die Einleitungen, die jeder erzählten Begebenheit vorhergehen, sind bald von der früheren Zeit, bald von der geographischen Lage des Landes, bald von einer mitverwandten politischen oder moralischen Idee hergenommen. Mehrere derselben sind gelungen, aber die meisten nicht, z. B. gleich die erste des dritten Bandes, wo es heisst: „Das Klima, die Fruchtbarkeit und die Schönheiten Siciliens machen es zu einem *der anmuthigsten* Länder in *der Welt*" (das sollte kein Geograph und Historiker sagen). „Man *vermuthet*, dass die Erdbeben von den *innerlichen* Erschütterungen *herrühren*, die von *den frühesten Zeiten* bis *auf die unserigen*, wiewohl in verschiedenen Graden von Heftigkeit, die *Eingeweide der ganzen Erde*, insbesondere aber des Bergs Ätna, *durchwühlt haben.*" (Aufrichtig gefragt: was soll das heissen?) „Der Aetna ist einer der *grössten* Vulkane der *Welt.*" (Das ist er nicht.) — In der Einleitung zu den Rebellionen und Verschwörungen unter der blutigen (was für ein Beywort will der Vf. zu den nachfolgenden, weit grausenvolleren Regierungen wählen?) Regierung des römischen K. Tiber heisst es S. 117: „Rom stellte unter *Octavian* ein *verabscheuungswürdiges* Gemälde mannichfaltiger *Lüderlichkeiten* dar. Je *unnatürlicher* die Wollüste waren, für desto *verfeinerte* hielt man sie." (Der Vf. hätte mit anderen und treffenderen wenigen Worten den Zustand aller Staaten darstellen können, worin sie sich in dem Augenblicke des Erwachens der ästhetischen Cultur befinden; dadurch wäre dann das Gemälde von Rom nicht durch Schilderung der Lüderlichkeiten verzerrt worden.) Wozu die Diatribe S. 54? „Es giebt kein Land der Erde, das nicht von einer Zeit zur anderen die Schreckniſse des Kriegs erfahren, und unter seinen Verwüstungen geseufzt hätte." „Es läſst sich, setzt er hinzu, kein Krieg denken, der nicht zahlloses Ungemach in seinem Gefolge hat." In der Einleitung zu der Geschichte der Albigenser findet er das erste Verderben der Christusreligion in der wissenschaftlichen Behandlung. Hieraus würde folgen, dass alle Secten, die sich nicht von der Gefühlreligion, z. B. Pietisten, mährische Brüder u. s. w., entfernten, der Christusreligion näher geblieben wären. Das Hauptverderben der Christusreligion hätte besonders in der Annahme des Charakters eines jeden Volks gesucht und daraus erklärt werden sollen. So erbte sie in Ägypten den contemplativen, in Griechenland den schwatzhaften Sophisten-, in Rom den Herrscher-Geist. Warum hat der Vf. den erzählten Streitigkeiten zwischen Bischof und Edelmann in der Mark Bran-

denburg (wie der Ritter Minkwitz den Bischof von Lebus in dem Städtchen Fürstenwalde überfällt) keine Einleitung vorangehen lassen, worin er das Streben zur Unmittelbarkeit als den Hauptgrund aller Fehden damaliger Zeit entwickelte? In der Einleitung zur Verschwörung in Genua ist die Geschichte Genua's bis zur Einführung der republicanischen Verfassung, S. 274, wörtlich aus Spittlers Staatengeschichte entlehnt, ohne angeführt zu seyn, nur mit der einzigen Abänderung, dass, wenn Spittler sagt: Überdiess war unter den Welfen und Gibellinen ein eben so wildes Treiben gegen einander, der Vf. aus den Welfen und Gibellinen Aristokraten macht, da doch die Spinola's und Dorias, Chefs der Gibellinen, und die Frieschis und Grimaldis, Chefs der Welfen, weder Freunde noch Feinde der Volkspartey waren. In der Einleitung zu den Revolutionen in Ägypten (IV Band) fängt er mit der natürlichen Beschaffenheit Ägyptens, den merkwürdigen Gebäuden, Obelisken, Pyramiden, der ältesten Geschichte Ägyptens, an, und geht zu seinem Verfall, zur Geschichte Cäsars über. Wir hätten hiebey, wenn wir diese zu weit ausgesponnene Einleitung auch entschuldigen wollten, die neueren und neuesten Entdeckungen benutzt gewünscht. Der Verfall Roms in der Einleitung zur Eroberung Roms durch Alarich befriedigt so wenig, dass wir eine treue Copie aus Montesquieu, Meiners, Gibbon, selbst Schmidts Geschichte der Deutschen vorziehen würden. Gegen die Wahrheit der mitgetheilten Begebenheiten ist weniger zu erinnern, in wiefern man sich mit dem Gewöhnlichen begnügt; man findet daher Gelons Rede, die Rede Nicolaus nach dem Siege der Syrakusier über die Athenienser wörtlich, die Geschichte Raimunds von Toulouse, Arnolds von Brescia, des Grafen Simon von Montfort, die wiedertäuferischen Unruhen, die Geschichte Wilhelm Tells, der Catharina von Medicis u. s. w. so wieder, wie man sie aus den Handbüchern kennt. Doch soll damit nicht gesagt seyn, dass der Vf. überall nur den betretenen Weg einschlug. So sind z. B. die Greuel der *Judicia majestatis* III B. S. 138 gut gezeichnet, obschon sie übrigens nicht von Tibers Zeiten allein herzuleiten sind, sondern durch die *Lex Julia de Majestate*, und die *Cognitiones extraordinarias* bereits unter August gegründet waren. Manches Anstössige weiss Rec. nicht anders, als durch den Mangel an Besonnenheit und an passendem Ausdruck zu deuten, z. B. S. 86, III Bd.: Glücklicher Weise bekam Dion schon in dem Alter, wo die noch *neue* Seele sich den Eindrücken, die man ihr geben will, so leicht öffnet, einen Mann zum Lehrer. Plato hütete sich, den Leidenschaften Dionysius des Jüngeren *vor dem Kopf* zu stossen. S. 123: In einem militärischen Staate ist nicht nur das Volk, sondern der Thron selbst in Gefahr, von einem *Ungewitter* betroffen zu werden, das aus *der militärischen Gewalt* entsteht. S. 172: Der heilige Vater Innocenz III, der die *dreyfache* Krone trug, sendete ausserordentliche Legaten mit der Vollmacht, alle Ketzerey *auszufegen*. Die gesammte Geistlichkeit schloss sich an ihn *bereitwillig* (?) an. Das von dem Grafen Simon von Montfort errichtete Tribunal, wo der Verdacht statt des Beweises, der Schein statt eines Verbrechens galt, wird S. 180 ein bis jetzt auf dem Erdboden ganz unbekanntes Gericht der Gerechtigkeitspflege genannt. Was war Sejans (Tibers Ministers) Gericht anders, das der Vf. kurz vorher so dargestellt hatte? Was Albas Blutrath unter Vargas? Was der *Comité du salut public* unter Robespierre?

Inhalt des *fünften* Bandes: 1) *Römische Thronrevolution im Jahre* 505 *vor Chr. Geb.*, oder die Geschichte der Enthronung Tarquins des Stolzen, mit einer Einleitung über Revolutionen, über Roms Entstehung und älteste Staatsverfassung, und mit dem Schlusse, dass Brutus seine Söhne hinrichten lässt. Die Einleitung über Revolutionen, die am meisten bey den edelsten, am wenigsten bey thierischen Nationen vorfallen sollen, ist, wie in der Einleitung über die älteste Verfassung Roms die Hauptidee, schief gegriffen: denn in letzter Hinsicht ist der Gesichtspunct verfehlt, dass die Verfassung Roms eine Municipal-Verfassung war, und seyn musste. Die abgehandelte Revolution war übrigens gar keine Thronrevolution, und es ist falsch, dass Freyheitsliebe den römischen Staat gründete. 2) *Freyheitskrieg der Griechen gegen den Perser-König Xerxes* 480 vor Chr. Geb., fortgeführt bis zu den Siegen der Griechen bey Plataea und Mykale. Hier wäre eine Einleitung über die militärische Organisation der persischen Nation, über die vielseitigen Gründe des Nationalhasses zwischen Griechen und Persern, über den Einfluss der Emigranten, der Pisistratiden und des Wahrsagers Onomacritus, und der thessalischen Fürsten nicht unpassend gewesen. Der (angebliche) Brief des Xerxes an den Berg Athos, den der Vf. wörtlich einrückt, und das Geisseln des Meeres, das er ebenfalls beschreibt, ist so wichtig nicht, als die Musterung des Heeres nach Völkerschaften, die er nicht beschreibt. Ob Xerxes so sehr Despot war, als ihn der Vf. macht, lässt Rec. dahin gestellt seyn. Das Bestechungssystem, das Xerxes gegen Pausanias und Themistokles befolgte, verdiente auch eine Stelle. Nicht 300 Spartaner fielen allein bey Thermopylae, sondern auch 700 Thespienser. Nicht bloss Ehr-, sondern auch Geld-Geiz war ein Zug in Themistokles Charakter. 3) *Verschwörung gegen Alexanders des Grossen Leben* 330 *vor Chr. Geb.* Die Verschwörung des Philotas und die Hinrichtung des Parmenio mit einer Einleitung in Alexanders Leben. Der Vf. hat Unrecht, in Alexander nur den wilden Eroberer zu sehen. Philotas war wohl noch unschuldiger, als ihn der Vf. macht. Was heisst das: Alexander steckte im *trunkenen Muthe* den Tempel von Persepolis in Brand? 4) *Revolutionen in Spanien von* 711 *nach Chr. Geb. bis* 1492, betrifft die Geschichte der Mauren bis zu ihrer Vertreibung aus Spanien. Der Zeitraum ist in Beziehung auf den Plan, als einer lang fortlaufenden Geschichte fremd, viel zu gross, und Vieles in der Geschichte der Mauren war fern von aller Revolution. Die Gothen, von denen der Vf. spricht, sollen Westgothen heissen, nicht Gothen: denn ein eigentlich gothisches Volk gab es zu der Zeit ohne Art nicht mehr. Was er der Gewalt der

römischen Kirche zur Zeit des befestigteren Christianismus aneignet, war Gewalt der Bischöfe, die ohne merkbaren römischen Einfluss ein wahres einheimisches klerikalisches Dominat errichtet hatten. Die Übergabe der Städte in Frankreich war meistens das Werk des westgothischen Königs Witiza; und weswegen löst der Vf. die Räthsel nicht, dass die arabischen Eroberungen bey dem Wechsel des Gouvernements und Gouverneurs, bey der Uneinigkeit der Armeen immer weiter griffen, warum die Wissenschaften, warum der Handel so gediehen, was Europa den Arabern namentlich verdankt? Warum übergeht er die Endigung des Kalifats von Abdalrahman? die Ansiedelung der Moraviden und ihre Folgen? das Emporkommen der Almohaden? u. s. w. Das Alles waren im eigentlichen Sinne meistens Revolutionen, und dabey nicht ohne Interesse! Doch Rec. würde bis zum Schlusse dieser Geschichte noch viel zu fragen haben. 5) *Belagerung von Malta durch die Türken im Jahre Chr.* 1565, mit einer Einleitung über Malta und die malteser Ritter, die von Malta und den malteser Rittern eben so wenig genügt, als die Abhandlung Soleimanns Verdienste hinlänglich würdigt, und die Vertheidigung La Valettes kritisch genau darstellt. Rec. erinnert sich in *Schillers* Thalia einmal einen kritischen Aufsatz gelesen zu haben, woraus der Vf. wenig geschöpft hat. 6) *Bartholomäusnacht oder das Blutbad der Hugonotten* 1572. Fortsetzung und Schluss eines Aufsatzes vom 4 Bande. Die Bartholomäusnacht läuft nicht bis zum Tode Karls des IX, bis wohin mit Einschluss des sogenannten vierten Religionskriegs, und der Abreise des Herzogs von Anjou nach Polen, der Vf. diese Begebenheit wider ihren Begriff fortführt. Es ist nicht fein, dass der Vf. hier die zu Zürich bey Ziegler 1797 erschienene Biographie Heinrichs IV, Königs von Navarra und Frankreich, fast wörtlich ausgeschrieben hat, ohne sie zu nennen. Die Geschichte dieser Nacht hätte der Vf. beträchtlich erweitern können, wenn er die im Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegs-Kunst (Wien 1811) wiederholten Nachrichten über dieselbe gekannt haben würde. 7) *Hinrichtung der Königin Maria von Schottland* im Jahre 1587, mehr nach Robertson, als nach Stuart, und mehr nach Stuart als nach Whitaker, ohne einen zu nennen. 8) *Aufstand der baierischen Bauern* 1633 — 1634, und 9) *Schlacht bey Pultava* 1809, fast ganz nach Stövers Jahrhundert I Theil, ebenfalls ungenannt.

Inhalt des *sechsten* Bandes: 1) *Empörung zu Lüttich, in den Jahren* 1465 — 1468. Der Vf. hätte die *Mémoires de M. Olivier de la Marche* fleissiger benutzen sollen. Karl der Kühne war mehr inconsequent, als planbefolgend, mehr wild, als eroberungssüchtig und tapfer. Die kluge *Verweisung* der Gewalten in Lüttich sollte bloss Vertheilung der Gewalten heissen: denn klug war sie gewiss nicht. 2) *Kronrevolution in Konstantinopel in den Jahren* 1511 — 1512. Der Vf. hätte wohl gethan, die Geschichte Bajazet I vorauszuschicken, um diese Kronrevolution in ihrer Verbindung und Entstehung begreiflicher zu machen. Unpassend ist der Eingang in Ausdruck und Sache: Bajazet II verliess den unterjochten Orient, um die Waffen in den Occident zu tragen, und die untergehende wie die aufgehende Sonne in Menschenblut sich spiegeln zu sehen. 3) *Eroberung und Verwüstung Roms unter Papst Clemens VII* 1527. Wenn der Vf. sagen kann, dass in keinem Lande die Furie des Kriegs und der Zwietracht furchtbarer gewüthet, und grausamere Verwüstungen angerichtet habe, als in Italien: so hat er Vergangenheit und Gegenwart, Zeit und Dauer, Heimath und Vaterland, Land und Erde vergessen, und vermengt. — Unerwiesen ist, dass Clemens die deutschen Becker in der Tiber habe erträuken lassen. 4) *Die heilige Ligue* 1574 — 1589 als Fortsetzung der im IV und V Bande dargestellten Geschichte und Folgen der Bartholomäusnacht. Fast wörtlich ausgezogen aus der (vom Prof. *Dominicus*) 1797 herausgegebenen Biographie Heinrichs IV, ohne sie zu nennen; der Vortrag des Vfs. wird dadurch sehr ungleich. 5) *Französische Kronrevolutionen in den Jahren* 1589 — 1596; als (angebliche) Vollendung des Gemäldes bürgerlicher Unruhen in Frankreich. 6) *Verschwörungen gegen das Leben K. Heinrichs IV von Frankreich* 1593, 1594 *und* 1610. Diese Erzählung nimmt mit der von No. 4 an allein 173 Seiten ein, und hat dem Vf. am wenigsten Mühe gemacht. 7) *Revolution in Portugal im Jahre* 1640. Meistens nach Vertot, wie Rec. sich überzeugen musste, ohne von Birago und Menezes Gebrauch zu machen. Rec. hat die von Hagemeister 1796 zu Berlin herausgegebene Biographie: *Don Juan von Braganza*, nicht zur Hand, um zu vergleichen, was der Vf. von ihm an- und aufgenommen hat. 8) *Grosser Aufruhr in Neapel* 1647. Die Geschichte Aniello's ist, wenn man sie bloss nach Hülfsmitteln, besonders deutschen, vortragen will, die meistens Erzählungen nach dem Grafen von Modena sind, mit wenig Schwierigkeiten verknüpft. 9) *Schwedischer Einfall in die Mark Brandenburg, im Jahre* 1674. So glorreich der Sieg bey Fehrbellin über die Schweden war (ihre Nachbarschaft kann man fast mit der französischen in Hinsicht des Drucks vergleichen): so ist doch dieser Sieg nicht als die erste Stufe der Hoheit und des Glanzes zu betrachten, zu welchen das brandenburgische Haus in der Folge gelangte. Ein Kurfürst, wie Friedrich Wilhelm, der schon vor dieser Schlacht fast 35 Jahre vorgearbeitet hatte, und der den Sieg noch 15 Jahre gleich planmäsig in allen Theilen zu benutzen wusste, war zur Gründung dieser Hoheit unentbehrlich. Der Sieg verminderte bloss einige ihr entgegenstehende Hindernisse; der Hauptgrund blieb immer der ganze Kurfürst.

H. P. E.

Leipzig, b. Hinrichs: *Kleine Weltgeschichte oder compendiarische Darstellung der Universalgeschichte für höhere Lehranstalten* von *K. H. L. Pölitz*, ordentl. Professor der Geschichte auf der Universität Wittenberg u. s. w. Zweyte, neubearbeitete Auflage, 1814. XVI und 355 S. 8. (21 Gr.)

Weltgeschichte ist das Erhabenste, was die Geschichtschreibung darzustellen vermag. Sie ist das lie-

fultat aller hiftorifchen Nachrichten, die uns die Entftehung, die Ausbildung, die Schickfale, und den gegenwärtigen Zuftand des Menfchengefchlechtes, in einem leicht zu überfehenden Zufammenhange, in einem anziehenden Gemälde, vor Augen ftellen. Diefes Gemälde mufs aus grofsen, fich auf einander beziehenden Gruppen zufammengefetzt feyn; es mufs die univerfalhiftorifchen Begebenheiten, das heifst, folche Begebenheiten, die auf das ganze Menfchengefchlecht, oder doch auf einen grofsen Theil deffelben, einen entfcheidenden Einflufs gehabt haben, in einer lichtvollen Ordnung an einander reihen. Solcher Begebenheiten hat jeder Zeitraum vielleicht nur wenige aufzuweifen. Diefe müffen die Grundlage des ganzen welthiftorifchen Gebäudes ausmachen, und die Darftellung derfelben mufs ins Grofse gehen; das heifst, fie mufs fich von allem Einzelnen, das den univerfalhiftorifchen Blick erfchwert, entfernt halten. Noch befitzen wir keine Weltgefchichte, die diefem Vorbilde vollkommen entfpricht; eben fo wenig aber ftimmt die vorliegende Weltgefchichte mit demfelben überein. Sie ift vielmehr, wie fo viele von ihren älteren und jüngeren Schweftern, eine Zufammenftellung von Staatengefchichten, in geographifcher, oft nicht gut gewählter, Ordnung; eine den Überblick fehr erfchwerende Zufammenftellung, die unter der Laft der zu fehr in das Einzelne fich verlierenden Begebenheiten erliegt. Der erfte Zeitraum läuft gleich bis zum Cyrus fort, und doch ift Mofes Zeitalter fo wichtig, und wegen der biblifchen Nachrichten fo lehrreich für die Weltgefchichte! Hierauf folgen erft die Staaten in Afien, und dann die in Afrika. Bey jenen wird erft von Afien im Allgemeinen gehandelt; befondere Gegenftände geben Indien, China, Medien, Affyrien u. a. ab. Nach Kleinafien kömmt erft Scythien. Der 6te Zeitraum führt gleich von Karln dem Grofsen bis auf die Entdeckung von Amerika. Verdienen die für die Ausbildung des europäifchen Menfchengefchlechtes fo einflufsreichen Kreuzzüge nicht, an der Spitze eines befonderen Zeitraumes zu ftehen? Die Zerftückelung der welthiftorifchen Gegenftände veranlafst manche Wiederholung. So wird z. B. von der Umfchiffung von Afrika, und der Entdeckung des neuen Seewegs, S. 192, 206 und 252, und von der ficilianifchen Vefper S. 178 und 192, gehandelt. Die Culturgefchichte, der wichtigfte, der anziehendfte Theil der welthiftorifchen Darftellung, ift gar fehr vernachläffigt. Wie gern würde man fo viele kleine Angaben aus der Gefchichte der einzelnen Staaten dagegen entbehren!

Bey diefer Bearbeitung hat fich, wie man fieht, der Vf. den Begriff der Weltgefchichte nicht deutlich gedacht. Er nennt fie: eine Darftellung der beglaubigten und merkwürdigen Begebenheiten, welche den äufseren gefellfchaftlichen Zuftand des menfchlichen Gefchlechts gebildet und verändert haben, nach ihrem nothwendigen Zufammenhange. Müffen nicht alle Begebenheiten beglaubigt feyn? Der Begriff der merkwürdigen Begebenheiten ift zu unbeftimmt. Jede, die kleinfte Begebenheit, kann, in Beziehung auf einen gewiffen Gegenftand, merkwürdig feyn. Warum follen nur die Begebenheiten, die den äufseren, gefellfchaftlichen Zuftand des Menfchengefchlechts verändert haben, der univerfalhiftorifchen Darftellung angehören? Soll vielmehr die Weltgefchichte nicht auch die Fortfchritte der Ausbildung des menfchlichen Geiftes andeuten? Als Quellen der Gefchichte giebt der Vf. 1) Mythen oder Sagen, 2) hiftorifche Lieder, 3) ftumme Denkmäler, 4) gleichzeitige, 5) fpätere Schriftfteller, an. Diefer Eintheilung hätte aber noch die Art, wie diefe Quellen entftanden, vorausgehen follen. Jede Begebenheit oder Erzählung gründet fich auf Überzeugung. Diefe ift entweder die Folge von eigener, oder fremder Anficht. Die meifte Gewifsheit erzeugt das eigene Sehen und Hören. Der gleichzeitige Gefchichtfchreiber, der an dem Gegenftande feiner Erzählung felbft Theil genommen hat, verdient daher, in fofern man ihn nicht der Parteylichkeit überführen kann, einen vorzüglichen Glauben. Je näher ein Gefchichtfchreiber der von ihm erzählten Begebenheit gelebt hat: um fo höher fteigt der Grad feiner Glaubwürdigkeit; und je mehr eine Gefchichte den Gegenftand fchriftftellerifcher Bearbeitung abgegeben hat: um fo gewiffer läfst fich der Grad ihrer Wahrheit beftimmen. Zu den gleichzeitigen Überzeugungsgründen gehören nur Denkmäler, Münzen u. f. w. Da jedoch das Menfchengefchlecht, viele Jahrhunderte hindurch, der Schreibart entbehrte: fo konnten die Begebenheiten blofs vom Munde zum Munde fortgepflanzt werden. So bildete fich die Tradition, fo entftanden Sagen und Mythen, die, noch vor der Schreibekunft, durch Lieder fortgepflanzt wurden. Wenn übrigens die Erzählung des Vfs. im Ganzen eine genaue Kenntnifs der Gefchichte beweift: fo find uns doch einige Angaben aufgeftofsen, die, bey einer neuen Ausgabe, einer Berichtigung bedürfen. S. 95 hätte erklärt werden follen, warum die feleucidifche Monarchie gerade von Syrien, einem kleinen Theile derfelben, ihren Namen entlehnte. S. 106 ift des Pyrrhus Unternehmung in Sicilien unberührt geblieben. S. 127 hätten die Zweifel, die wegen der durch die cimonifchen Feinde bewirkten Unabhängigkeit der kleinafiatifchen Griechen erregt worden find, nicht unbemerkt bleiben follen. Die Niederlage des Varus fällt nicht (S. 126) in das 9te Jahr vor Chrifto. Von den Städten, oder Burgen, die der deutfche König, Heinrich I, anlegte, hätten (S. 161) noch mehrere erwähnt, und auch von ihrer Einrichtung Etwas gefagt werden können. Der Landgraf Ludwig I von Thüringen hat (S. 172) vom Kaifer Lothar nicht blofs den Titel erhalten. Der erfte Bund der Schweizer ward fchon im November 1307 gefchloffen; auch hätten die Stifter deffelben wohl verdient, genannt zu werden. Die angelfächfifchen Reiche in England find nicht erft durch Alfred den Grofsen (S. 192), fondern fchon hundert Jahre früher, durch Egbert, vereinigt worden. Die Einleitung, die von den Eigenfchaften des Hiftorikers, von der Eintheilung der hiftorifchen Wiffenfchaften, von der Methode bey dem Studium der Univerfalgefchichte, von der Bearbeitung derfelben, und anderen ähnlichen Gegenftänden, handelt, gehört übrigens zu den vorzüglichen Theilen diefes Lehrbuches. Jg.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Köln am Rhein, gedruckt b. Schaumburg, und in Commiss. b. Rommerskirchen: *Topographisch-statistische Darstellung des Rheins,* mit vorzüglicher Rücksicht auf dessen Schiffahrt und Handlung, (den) bisherigen Zustand seiner polizeylichen Verfassung, deren mögliche Verbesserung und Ausdehnung auf die übrigen grossen Ströme, womit er theils schon in Verbindung steht, theils noch gebraucht werden könnte. Von *J. J. Eichhoff,* seit der neunjährigen Existenz des Rhein-Schiffahrts-Octroi zur Verwaltung desselben durch Ernennung der beiden Regierungen angeordnetem General-Director. 1814. 184 S. 4.

Nach dem fünften Artikel des pariser Friedens vom 30 May v. J. soll die Rheinschiffahrt auf allen schiffbaren Puncten bis ins Meer und zurück Niemanden untersagt, ein Regulativ der Gebühren-Erhebungen für die angrenzenden Staaten nach Grundsätzen der Gleichförmigkeit und auf die vortheilhafteste Weise für den Handel aller Nationen auf dem Congresse festgestellt, und dieses Regulativ, wo möglich, auf alle Flüsse, die in ihrem schiffbaren Laufe verschiedene Staaten von einander scheiden oder durchströmen, angewendet werden, um die Mittheilungen zwischen den Völkern zu erleichtern, und diese sich immer weniger fremd zu machen. Nicht also allein der Wiederbesitz des Rheins macht diesen Frieden und den fünften Artikel so wichtig, sondern auch die tief gefühlte Nothwendigkeit, endlich einmal Einheit der Grundsätze festzustellen, und sie auf alle schiffbaren Flüsse verschiedener Staaten anzuwenden, und dann ist die achtungsvolle Huldigung des ausgesprochenen Zwecks, die Völker einander näher zu bringen, zugleich ein köstliches Unterpfand der künftigen Handelsfreyheit und eine sichere Bürgschaft gegen alle Bedrückungen. Dieser gewiss grosse Zweck kann nur dadurch vollständig erreicht werden, wenn Männer von Kenntniss, praktischer Erfahrung, von Interesse für die Sache den Congress in Stand setzen, das, was Noth thut, vollständig und wahr einzusehen. Rec. weiss hiezu nur zwey Männer zu empfehlen, den ehemaligen kurpfalzischen Hof-Kammerrath *Ockart,* und Hn. *Eichhoff.* Jener war von dem Fürsten Reichserzkanzler bey dem Octroi angestellt, und im Jahre 1810 den 28 Febr., wo der Erzkanzler seine vorige Dotation gegen die Fürstenthümer Hanau und Fulda vertauschte, oder vielmehr vertauschen musste, von der französischen Regierung beybehalten: er bereiste jährlich den ganzen Rhein, und die Liebe für sein Fach, wie für Statistik, hat er durch einen Aufsatz in den allgemeinen geographischen Ephemeriden, den Octroi betreffend, und durch seine statistischen Tableaus (Europas monarchische und republicanische Staaten), wie seinen Beruf, vollkommen bewährt. Hr. *E.* übertrifft jenen an Gediegenheit des Interesse, und steht ihm an gründlicher Kenntniss nicht nach. Ihm entging nichts, was auf Topik des Rheins und der angrenzenden Staaten und Ortschaften, was auf den alten und neuen Zustand der finanzlichen und polizeylichen Verwaltung, was auf die ganze Verkettung ausheimischer Flüsse mit dem Rheine Beziehung hat, und so vermochte er die gereiftesten Vorschläge zu thun. Rec. darf ohne Parteylichkeit das vorliegende Werk als genügend zur Auflösung der aus dem fünften Artikel des pariser Friedens zum Behufe der Erfüllung der rechtlichen Erwartungen sich ergebenden Fragen ansehen, da die 4 Aufsätze, die es enthält, jedem Haupt-Gesichtspuncte, worunter man diese Fragen auffassen und beantworten will, begegnen. No. I. *Die topographisch-statistische Darstellung* ist eine vollständige Beschreibung der Rheinstrasse von dem Puncte seines Entstehens an bis zu seinem Wachsthume und Vergehen, die Beschreibung der Flüsse und bedeutenden Bäche, die er aufnimmt, der Städte und merkwürdigen Ortschaften, an denen er vorbeyströmt, in sich schliessend, mit beständiger Rücksicht auf das Interesse, das er an allen diesen Puncten für den Handel, für den Transport auf der Berg- und Thal-Fahrt, und für die Mittheilungen darbietet. Die Versendungen sind bey den Hauptplätzen nach den Artikeln, dem Quantum, und den Plätzen, woher sie kamen und wohin sie gingen, (verglichen nach mehreren Jahren, und meistens noch nach den Bewegungen auf den Einmündungsflüssen) officiell angegeben. Sehr anziehend sind die Resultate aus dem Betrage der in den Jahren 1807 — 1809 einschliesslich nach den verschiedenen Directionen der Schiffahrt zu Strasburg, Mannheim, Mainz, an der Mosel, zu Köln, auf der Ruhr eingegangenen und versendeten Waaren, und der Summen von erhobenen Zoll- und Licent-Abgaben. Wenn auch bey No. II, wo *die Verkettung des Rheins* mit allen oder doch den wichtigsten ausheimischen Strömen und Flüssen die Erinnerung an jenen Kettenschluss:

Filiolus meus imperat matri etc., leicht mit fich führen könnte (z. B. bey der Verbindung des Rheins mit der Rhone, Saonne, Loire, Seine, Oife, Schelde, bey der möglichen Verbindung des Rheins mit der Wefer, der Elbe, Oder, Weichfel, Niemen, Dniepr, Düna, Wolga, Don, Newa u. f. w.: fo ift doch dadurch die Erleichterung jeder Verbindung im Inneren und nach Aufsen ausgefprochen, und damit find zugleich die Hinderniffe fcharf angedeutet, die der Schiffahrt aus Mangel an nachhelfender Kunft oder aus unzeitiger Habfucht gelegt find. No. III) *über den bisherigen Zuftand und die mögliche Verbefferung der Gebühren-Erhebung und der Polizey der Rheinfchiffahrt*, ftellt den älteren Zuftand der Gebührenerhebung vor der Einführung der Octroi-Convention mit allen feinen grofsen Mängeln und Plackereyen dar (viel Vortreflliches ift noch, was dem Vf. entgangen ift, hierüber in Schlözers Briefwechfel und den Staatsanzeigen gefagt); dann entwickelt er die Verfügungen diefer Convention vom 28 Febr. 1810 von Artikel zu Artikel, uud würdigt dabey die Nachthei'e und Vortheile, die daraus entfpringen, mit beftändiger Hinweifung auf das, was anwendbar ift. Unparteyifch ftellt er das Refultat auf, dafs diefer Staatsvertrag eine treffliche Theorie enthalte, wie jeder feffelfreye oder jeder der Feffel leicht zu entbindende Flufs behandelt werden follte. Die Beybehaltung einer Centralftelle, die dem Localintereffe fremd das Ganze leite, die Fortdauer des gezwungenen Umfchlags in den Städten Mainz und Köln zur Erhaltung der ordnungsmäfsigen Auffícht auf Ein- und Ausladen und auf Frachtregulirung, und die Erhaltung der angeordneten Hebungsbureaux befonders in ihrer inneren Einrichtung und in ihrer Weife, die Flöffe und Schiffe zu vermeffen und zu veranfchlagen, fcheinen ihm und auch uns durchaus nöthig. In No. IV) thut er *Vorfchläge zur Einführung eines allgemeinen und einförmigen Zoll- und Polizey-Syftems auf allen in Verbindung mit einander ftehenden Flüffen Deutfchlands und anderer Länder.* Indem er hier von der Nothwendigkeit ausgeht, den Flufs als ein Ganzes zu betrachten, um ihm eine angemeffene Verfaffung zu geben, und hierauf feine Vorfchläge ftützt, denen man die Ausführbarkeit nicht abfprechen kann, macht er zugleich die fehr richtige Bemerkung, dafs die Wuth, womit man in Frankreich den Kanalbau in der letzten Zeit von 12 Jahren betrieb, und die die ungeheuere Summe von beynahe 100 Millionen Francs koftete, weiter nichts als *phyfifch offene* Handelsftrafsen verfchaffte, während die ganze Flufsfchiffahrt in Frankreich (den Rhein abgerechnet) nicht über drey Millionen in den öffentlichen Schatz brachte, und die Unterhaltungskoften derfelben 10 — 12 Millionen jährlich verfchlangen, zu gefchweigen, dafs in der ganzen Einrichtung keine Einförmigkeit und kein Zufammenhang war, und dafs man dabey die Anftalten zur Regulirung billiger Frachten und zur Sicherheit und fchnellen Fortfchaffung der Güter gänzlich vermifste, und fo die Landfracht mehr als je befördert wurde. Rec. kann die Anzeige nicht ohne den Wunfch fchliefsen, dafs die menfchenfreundlichen vereinigten Monarchen auch jetzt den Blick auf das Ganze, das hier vortrefflich ausgefprochen ift, ungetrübt erhalten, und den Sieg über kleinliches Intereffe eben fo glorreich vollenden mögen, als den für Recht und Unabhängigkeit!

Dk.

BERLIN, in der neuen Societäts-Verlags-Buchhandlung: *Fürften Blücher's von Wahlftadt* (,) königlich preuffifchen Feldmarfchalls, Ritters u. f. w., *Heldenthaten* (,) *nebft einer biographifchen Skizze* (,) von *Johann Daniel Friedrich Rumpf*, königl. preuff. expedir. Secretär in Berlin. Zweyte, vermehrte Auflage. Mit dem Bildnifs des Helden. 1814. Brofchirt; ohne die Zueignung. 260 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Die zweyte Auflage, welche diefes Werk erlebt hat, ift ein fchöner Beweis von dem lebhaften Antheil, welchen Deutfchland an dem Namen des gefeyerten Helden nimmt; aber auch nur diefer Name, und das wohlgetroffene Bildnifs konnten dem Buche einen fo fchnellen Abfatz verfchaffen: denn der Lefer findet fich unangenehm getäufcht, wenn er am Ende der Darftellung faft gar nichts von den Schickfalen, der Perfönlichkeit und dem thätigen Einwirken des Mannes erfahren hat, deffen Thaten hier erzählt werden follen. Der altmodifche Titel, der an die vor fiebenzig Jahren herausgekommenen Heldenthaten Eugens, Montecuculis u. f. w. erinnert, läfst keine eigentliche Lebensbefchreibung erwarten, und der Vf., nachdem er in der *biographifchen Skizze* einige kurze Nachrichten von der Familie und den früheren Dienftverhältniffen Blüchers vorausgefchickt hat, begleitet ihn nun fogleich auf den Schauplatz feiner militärifchen Thätigkeit, als Regiments-Commandanten an der Spitze kleinerer Haufen in den Rheinfeldzügen, als Anführer eines Corps im Jahr 1806, und zuletzt als Feldherrn in dem deutfchen Kriege 1813 und 1814; aber es gelingt ihm nicht, ihn weder in der früheren noch in der fpäteren Zeit in feiner Eigenthümlichkeit darzuftellen. Am Rhein gründete Blücher feinen Ruf, er liefs hier als kühner und befonnener Parteygänger ahnden, was er dereinft als Feldherr leiften würde, und fein, fchon 1796 in dem Küfterfchen Officier-Lefebuche abgedrucktes Campagne-Journal giebt eine eben fo ausführliche als befcheidene und lehrreiche Befchreibung feiner Unternehmungen gegen die Revolutionsheere. Über das Schickfal des Corps, welches er nach der Schlacht von Auerftädt anführte, fo wie über die Schlachten von Grofsgörfchen und Bauzen, haben unterrichtete Augenzeugen die vollftändigften Nachrichten mitgetheilt, und auch die fpäteren Begebenheiten find aus guten Berichten hinlänglich bekannt. Der Vf. hat alle diefe Werke vor Augen gehabt, fie oft wörtlich abgefchrieben, aber dadurch nur bewiefen, dafs der Buchftabe tödtet, wenn der belebende Geift nicht mit aufgefafst wird. Hätte er blofs das *Tagebuch*, den *Operationsplan*, und die *Gneifenauifchen Schriften* unverändert abdrucken laffen: fo

würde der Leser dem Helden in der Laufbahn, in welcher er sich von Stufe zu Stufe zu dem, was er geworden ist, bildete, folgen können; durch die ganz verunglückte Umarbeitung ist alles Charakteristische verloren gegangen.

Es sind nicht Blüchers Unternehmungen in den Jahren 1793 und 1794, welche der Vf. beschreibt, sondern aus dem Zusammenhang gerissene, einzelne Begebenheiten des Krieges, an denen oft sein Held nur geringen Antheil genommen hat. So weitschweifig er auch jede Bewegung der Bataillone und Schwadronen anführt: so bleibt seine Erzählung doch unverständlich, weil er kein Gemälde von den Verhältnissen und der Stellung der Heere zu entwerfen weiss. Müssige Zusätze, wie z. B. S. 24 die Anekdote von dem preussischen Husaren, der einen gefangenen preussischen Officier misshandelte, weil er kein Geld bey ihm fand, sind höchst ungeschickt eingeschoben. Auf den Charakter des Anführers, der daran unschuldig war, die Sache wahrscheinlich gar nicht erfahren hat, können solche Züge kein Licht werfen; wenn übrigens der Vf. sich an der *biederen* Sprache des Husaren ergötzt: so sollte er nicht vergessen, dass die Handlung wenigstens nicht bieder war.

Bey der Beschreibung der späteren Ereignisse, von denen der Vf. mit vielem Wortreichthum doch immer nur eine unvollständige Schilderung entwirft, scheint er den Helden der Geschichte ganz vergessen zu haben. Es begegnet ihm die Menschlichkeit, indem er Bruchstücke aus den Kriegsberichten abschreibt, den Feldherrn oft dergestalt aus dem Gesichte zu verlieren, dass der Leser auch gar nichts von ihm erfährt. Nur, wo er Proclamationen unterzeichnet oder Schreiben von den Monarchen erhält, wird seiner gedacht. Weitläuftig werden die einzelnen Vorgänge in Schlesien und Sachsen beschrieben, die Berichte des Generals Langeron und anderer Unterbefehlshaber über ihre besonderen Abtheilungen mitgetheilt; Blücher hingegen kaum erwähnt. Dass Er die Seele des Ganzen war, dass Er die Begebenheiten lenkte, und besonders wie er durch den mächtigen Einfluss seiner Persönlichkeit auf den Geist des Heeres wirkte, davon ist in diesen Erzählungen keine Spur zu entdecken. Nach dem Eintritt der verbündeten Heere in Frankreich beschäftigt sich der Vf. weit mehr mit Napoleon, als mit Blüchern, und nur daraus, dass von Zeit zu Zeit sein Hauptquartier angezeigt wird, ersieht man, dass er bey der Armee war. Wäre der Ruhm des Feldherrn nicht in dem lebendigsten Andenken, wäre sein Kranz nicht unverwelklich: dieses Büchlein würde auch nicht den kleinsten Zweig desselben auffrischen. Ohne daher auf die Rüge manches schiefen Urtheils und mancher kleinen Unrichtigkeit, die sich in die Erzählung eingeschlichen haben, uns weiter einzulassen, bemerken wir bloss, dass der Vf. irrt, wenn er in der Zueignung an den Kaiser Alexander „den Glanz des Helden *verherrlicht* zu haben glaubt," und dass das Publicum eine würdige Beschreibung des Lebens und der Thaten des Fürsten Blücher noch erst erwarten muss.

Kf.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Julius und Evagoras,* oder *die neue Republik.* I Band. 1814. 262 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Das *öffentliche* Leben, das wir den Helden unserer Zeit verdanken, und das sich in Kraft der Tugend und Gerechtigkeit geltend macht, jeden Einzelnen in seiner Brust stählen, und in dem Inneren der Familien bis auf Weib und Kind den edeln Stolz der freyen gesunden Regsamkeit geben und nähren soll, wird als Grundlage der neuen Republik betrachtet, deren Verfassung zum Theil bereits hier angedeutet ist, die aber der folgende Band wahrscheinlich näher entwickeln wird. Bescheiden nennt der Vf. das, was er uns mit so hohem und reinem Sinne für Schönheit in einer edeln Sprache voll Salbung giebt, einen Traum, der sich im Sommer 1811 gestaltete, zur Ermahnung geeignet, da er hoffte, wie Deutsche hofften, und er ersucht seine Leser jetzt, wo der gewaltige Umschwung der Zeit der Sache voreilte, das als Erinnerung hinzunehmen, was er in Hoffnung gesprochen. Dieser sogenannte Traum ist in mehreren Gesprächen, sogar in Handlungen zur Wirklichkeit ausgeprägt. Die Hauptpersonen sind Evagoras und Julius, dieser mit seinem fürstlichen Bruder Eugen jenem auf einer Reise durch die Schweiz bekannt geworden. Evagoras, in Lehre und That gross, löst beiden die Räthsel des höheren Lebens, und selbst im Getümmel der Schlacht, für die Sache des Vaterlands schwer verwundet, besiegelt er die Wahrheit, dass im Siege untergehen das Erhabenste im Menschenleben sey. Darauf deutet auch das Motto: Niemand hat grössere Liebe, denn die, dass er sein Leben lässt für seine Freunde. So verwickelt auch die Handlung durch die vielen Nebenpersonen männlichen und weiblichen Geschlechts wird, und so oft das Dunkel dieser auf den Charakter der Rede zurückfällt: so ist doch die Hauptansicht des Vfs. ergreifend und lichtvoll hervorgehoben. Die Schönheit ist ihm die Vollendung der Menschheit oder vielmehr der Volksthümlichkeit, die Seele aller Gestalten des bürgerlichen Seyns und Wirkens, und wenn er von ihr, so zu sagen, mit Raphael Mengs die erregende Kraft für die Seele des Menschen, und die diese Macht der Seele verstärkende Kraft ableitet, wenn er mit griechischem Sinne von jeder Handlung des Menschen den Ausdruck seiner sittlichen Bestimmung fodert: so bleibt ihm bey der Ensarkosis (der Verkörperung) das Eigene, dass er der Macht der Schönheit im Leben des Menschen noch die Bestimmung giebt, für die Idee des ewig wahren Wesens der Dinge eine den Glauben in der Kenntniss lebendig machende Ahnung zu erwecken, und so die geistige Selbstständigkeit zu sichern. Der Glaube ist so die Sonne der inneren Welt, in der Tiefe ihres Gebiets unbeweglich stehend, um die sich alles Lebendige in dieser inneren Welt bewegt, um allseitig Licht und Wärme von ihr zu empfangen. — Unsere sogenannte Aufklärung, die Alles in Reflexion verwandelte, der Wahrheit die Sittlichkeit und Schönheit unterordnete, war (wir lassen den Vf. in diesem gedrängten Auszuge sprechen) unser Verderben; der Geist der

Zeit löste Alles in trockene Betriebsamkeit auf; die Schönheit des Lebens wich der Habsucht; wenn Wissenschaft unser Stolz, so ist Kunst unsere Schmach; die Allgemeinheit unserer Begriffe hatte uns vom öffentlichen zum isolirten Privatleben gekehrt, und die Nüchternheit unserer Religionsbegriffe hatte uns die grosse ästhetische Bedeutung der Religion, die religiöse der Schönheit geraubt. Weit verständiger und klüger ist unser öffentliches Privatleben mit der Besonnenheit seines Überblicks der Erde seiner Natur-, Handels-, Kriegs-Kenntnisse geworden, und dadurch hat unser Volks- und Völker-Leben durchaus veränderte technische Grundlagen gewonnen, auch verdanken wir der grösseren Sicherheit unseres Besitzes den Freyheitsgeist unserer Völker, und das Ehrgefühl: aber neben diesem Guten stehen die Mängel: Unmäsigkeit, Unzucht (?), Trunk, Geschmacklosigkeit, Habsucht, Eigennutz, die Freyheitsliebe und Gemeingeist niederdrücken, und uns mit voller Charakterlosigkeit und asiatischer Stumpfheit bedrohen. Doch indem unsere Einsicht dem Geschmacke der Alten huldigt: so können und sollen wir uns ihm nähern, und ihren Gemeingeist (entsprungen aus der Freundschaft hohen Idealen) zurückführen — den Gemeingeist, welcher die innere Kraft des selbstständigen Lebens, die wahre Gesundheit des Völkerlebens, und eine den Sieg fesselnde Tapferkeit verleiht. — Diesen Gemeingeist sollen wir nicht nach dem Masse der Pflicht, sondern der Schönheit bestimmen. Der Geist der Gerechtigkeit als Gemeingeist, und seine Begeisterung ist die öffentliche Tugend, die zugleich Pflicht ist; in ihm vereinigen sich Grösse und Schönheit der Seele zum Wollen — Ideal des Völkerlebens. — Mit der Ansicht über Glauben, sofern er der Idee des Schönen und Erhabenen angehört, steht ein besonderer Abschnitt am Schlusse dieses Bandes in Verbindung, *Vorsehung* überschrieben, wo die Idee des Zwecks dem Glauben und Gefühle untergeordnet ist. — Ohne dem Werthe dieses sich in seiner Deutung selbst aussprechenden Werkes zu nahe zu treten, möchte Rec., der sich bey Erscheinung des II Theils über das Ganze sein Urtheil vorbehält, mit Jean Pauls Worten schliessen: Es giebt Eine in unserem Herzen hängende Geisterwelt, das innere Universum der *Tugend*, der *Schönheit* und der *Wahrheit — drey innere Himmel und Welten*, die weder *Theile* noch *Ausflüsse* und *Absenker* noch *Copieen* der äusseren sind; wir staunen darum weniger über das unbegreifliche Daseyn dieser drey transcendenten Himmel, weil sie immer vor uns schweben, und wir wähnen sie zu *erschaffen*, da wir sie doch blos *erkennen*.

H. P. E.

Berlin, b. Nicolai: *Der Ruf des Vaterlandes.* Ein Roman von *L. v. Germar.* 1814. 2 u. 237 S. 8. (20 Gr.)

Die ganze Anlage dieses Romans, in dem sich die allergewöhnlichsten Dinge dieser erlebten Zeit am Faden einer wort- aber nicht erfindungsreichen Darstellung abreihen, beweist, dass es dem Vf. an den zu einem Romane nöthigen dichterischen Talente fehlt. Anstatt wahrer Poesie, enthält daher dieser, nur in sentimental-modernem Sinne romantische Roman, eine Last unorganischer Bilder, die durch eine schwülstige, in sich selbst haltungslose, bald lärmende, bald predigende Sprache zusammengeputzt werden sollen. Was bey solchem mit schwerer, ungelenker Hand umgehangenen Schwulst und Bombast herauskommt, zeige hier nur folgendes Beyspiel: *Eine Säule, errichtet dem Ruhme ihrer Schönheit, stand er da, — und nur das Drängen seines Hintermanns bewog ihn, mechanisch weiter zu schreiten;* wo der schnelle Rückfall in die nachlässige Diction, nach der überspannten Wendung, die Haltung des Ganzen vorzüglich charakterisirt. Wir führen nur noch einen *Pendant* zum vorigen: *Heinrich jauchzte Treue*, an. So etwas geschieht nur einem Schriftsteller, der mit der Sprache der Poesie nicht durch eigene Natur vertraut ist. — Es ist sehr schön, vaterländische Gefühle nicht nur zu hegen, sondern auch auf eine würdige Weise auszusprechen; wenn ein solches Aussprechen aber nichts als die gewöhnlichste Wiederholung des allgemeinen Gesprächs und der längst durchempfundenen Urtheile ist: so bedarf es wenigstens der Poesie nicht um dergleichen zum zehntausendsten Mal zu sagen, und ganz unpassend und allen Halt der Darstellung aufhebend ist die moralisirende, die sonderbarsten und doch auch schon verbrauchtesten Redefiguren aufsuchende Weise, in der diess hier geschehen ist, wo zwischen die Geschichte im Roman, die freylich höchst arm an eigener Gestaltung ist, die grosse des Kriegs, oft in Bezug auf den Roman als ὕστερον πρότερον, hindurch geflochten wird, und zwar nicht sowohl beschreibend, als declamatorisch und dadurch ermüdend und langweilend. So sind z. B. die Gespräche über die künftige Bestimmung der Freywilligen, *bey ihrem Aufruf* von Seiten des Königs, wohl sehr unpassend. Zu der Zeit, als die Freywilligen herbeyströmten, dachte man zunächst an die Rettung und Befreyung, für das Künftige mochte es noch keine Norm, wenn wohl ein wackeres Vertrauen in jedem Besseren, geben. Übrigens ist es eine, dem deutschen Sinne auffallende Affectation, in diesen Darstellungen immer nur ausschliesslich die Russen und ihren Herrscher neben den braven Preussen und ihrem Könige zu nennen; dankbar wird die Geschichte, mit ihnen zugleich, Österreichs Kaiser und Feldherrn rühmen. — Ein etwas schonungsloser Einfall ist es, den Leichenwagen des in Frankreich verwundet zurückgebliebenen August ohne alle Vorbereitung vor der Thür seines alten Vaters und seiner Braut anfahren zu lassen. Der Zustand dieser, der die letzten Blätter anfüllt, soll mit Gewalt interessiren, und thut es gerade darum nicht. — Kleine Verstöße gegen die Sprache, wie S. 76 auf *die* Bilder weilend, S. 98 es drängte *unserem* Heinrich, S. 168 sein Auge hing an *die* vaterländischen Fahnen, findet man hie und da.

Der Vf. hätte seinen patriotischen Erinnerungen und Gedanken eine ihm angemessnere Form aufsuchen sollen.

—us.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
APRIL 1815.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BERLIN, b. Decker: *Die Gedächtnissfeyer der verewigten Königin Luise von Preussen.* Eine Stiftungsschrift von *R. Eylert*, königl. Hofprediger und Consistorialrathe in Potsdam. Mit dem (schön gestochenen und wohlgetroffenen) Bildnisse der Königin. 1812. 416 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die verewigte Königin hatte Hn. *Eylert* wenige Tage vor ihrem Hingange aufgetragen, mehrere in ihrer und ihres Gemahls Gegenwart im Jahr 1810 gehaltene Predigten dem Drucke zu übergeben, und der Vf. hatte sich die Erlaubniss erbeten, sie ihr zu weihen. Diess veranlasste in ihm bald, nachdem die erschütternde Nachricht von ihrem ungeahnet frühen Verscheiden ankam, den Gedanken, an die Herausgabe der Kanzelvorträge, die der hohen Entschlafenen hatten gewidmet werden sollen, irgend etwas zu knüpfen, das als ein Todtenopfer dazu mitwirken sollte, ihr Andenken gesegneter zu machen. Er kündigte daher im Nov. 1810 diese Predigten auf Subscription an, um von den Einkünften des Capitals, das aus dieser Unterzeichnung sich bilden würde, alljährlich am Todestage der Königin einige tugendhafte arme Mädchen als Bräute auszustatten, und so das Andenken dieser verehrten Fürstin in ihrem Geiste Kindern und Enkeln als ein würdiges Vermächtniss zu überliefern. Der König bestätigte diese Stiftung, und durch die unerwartet grosse Menge Subscribenten kam sie zu Stande: denn es ward dadurch ein Stiftungsfonds von 8148 Rthlr. 20 gr. zusammengebracht, welcher gewiss durch den nachherigen Verkauf des Werks an die Nichtsubscribenten noch vergrössert worden ist und werden wird.

Die Schrift selbst enthält erstlich das ansehnliche Subscribentenverzeichniss, welches 176 Seiten einnimmt, dann die Statuten der Stiftung, und endlich die Kanzelreden, mit einigen durch die veränderten Umstände veranlassten Zugaben.

Was die Stiftung selbst betrifft: so sollen jährlich drey unbescholtene Mädchen, die sich durch kindlichen Gehorsam, durch Bildung und Unschuld, durch Reinheit der Sitten und häuslichen Sinn rühmlich ausgezeichnet haben, als Bräute ausgestattet, und ihre Trauung mit ihren Verlobten soll jährlich am Todestage der Königin feyerlich in der Kirche vollzogen werden. Für jetzt ist diese Stiftung an Potsdam gebunden, die Wohlthat derselben kann aber auch, wenn es der König will, einer anderen Stadt in den preussischen Staaten zu Theil werden. *Ein Familienrath über Luisens Denkmal*, der aus acht Mitgliedern besteht, von denen 4 bleibend sind und 4 wechseln, verwaltet das Stiftungsvermögen; und hat alle zu ihr gehörigen Angelegenheiten zu beurtheilen und zu betreiben, besonders auch die Bräute auszuwählen, die jedesmal ausgestattet werden sollen.

Ohne auf den reinmenschlichen und patriotischen Zweck zu sehen, der durch die Herausgabe dieser Vorträge erreicht worden ist, wird man dieselben des Drucks für sehr würdig erkennen. Ihrer sind acht. Da man die Vorzüge der *eylertschen* Predigten hinlänglich kennt: so wird es nicht nöthig seyn, viel zu ihrem Lobe zu sagen. Die beiden, welche die Fragen beantworten: *Was sollen uns unsere einsamen Stunden seyn?* und: *Wie kann man eine bessere Zeit einleiten und herbeyführen?* würde Rec. für die vorzüglichsten erklären. Bey der vierten: *Würdigung des jetzt herrschenden Zeitgeistes in dem Lichte des Todes Jesu*, kann man sich des Gedankens kaum erwehren, dass der Vf. den Zeitgeist in Rücksicht auf Selbstsucht gewiss nicht so arg geschildert haben würde, als es hier geschieht, wenn er diese Predigt einige Jahre später gehalten hätte, und man mag daraus überhaupt die Warnung hernehmen, den jedesmaligen Geist der Zeit, der immer sehr schwer mit Bestimmtheit zu schildern ist, nicht allzustreng zu beurtheilen. Ausserdem wird hier mehr gezeigt, dass eine gewisse Denkart, welche der Vf. jetzt am gemeinsten herrschend findet, bey dem Andenken an den Tod Jesu als niedrig und schlecht erscheint, als dass, was der Text angab 1 Cor. 1, 23, diese Denkart allgemein herrschend sey, und eine Gleichgültigkeit gegen die Lehre vom Tode Christi oder eine Abneigung davon veranlasse; oder vielmehr beide Gesichtspuncte dieser Materie sind nicht genug geschieden, sondern einer allein ist herausgehoben.

Die Zugaben bestehen erstlich in der Beschreibung der ersten Todesjahresfeyer der Königin (d. 19 Jul. 1811), bey welcher zugleich die ersten Brautpaare nach dem Sinne der Stiftung eingesegnet worden sind; ferner in einer Rede, die der Vf. bey Gelegenheit der Einweihung des zum Andenken der verblichenen Königin zu Svansee errichteten Denkmals gehalten hat, und endlich in einer Predigt, die in Gegenwart des Königs und der königlichen Kinder bald nach dem Tode der Königin gehalten worden ist. Diese handelt nach Joh. 11, 33—36 von der ernsten Stimmung, in die uns der Tod geliebter Menschen setzt. Wollte man die beiden ersten Vorträge ganz als Predigten betrachten:

ſo möchte man das darin angebrachte Lob, wenn man es auch als gegründet und als dem Gemüthe des Vfs. entſtrömend gelten läſst, doch mit mehr Zurückhaltung ausgeſtreut wünſchen; aber man muſs bedenken, daſs ſie mehr patriotiſche, als geiſtliche oder kirchliche Reden ſind, und alsdann wird man nichts dawider einzuwenden haben. Die zuletzt erwähnte Predigt verdient angehenden Predigern, die ſo gern der Zeit und den Umſtänden gemäſs reden wollen, aber zu glauben ſcheinen, daſs dieſs nicht anders geſchehen könne, als wenn ſie eine ausdrückliche Anzeige, wohl gar eine weitläuftige Schilderung der Vorfälle geben, die ſie berückſichtigen oder berückſichtigt wiſſen wollen (womit heutiges Tages wirklich viel Unfug getrieben wird), als ein Muſter vorgeſtellt zu werden. Das traurige Ereigniſs, das den Vf. veranlaſste, dieſen Stoff zu wählen, wird mit keiner Sylbe erwähnt, aber jedes Wort iſt mit Beziehung auf daſſelbe geſagt. So muſste es ſeyn, ſelbſt wenn das Zartgefühl der Hörenden nicht beleidigt werden ſollte, und die Wirkung des Vortrags ward dadurch befördert, da hingegen durch die namentliche Erwähnung des erſchütternden Todesfalls wohl andere zu ſtarke Empfindungen geweckt worden ſeyn würden. Mögen recht Viele dieſe Kunſt, mit Rückſicht auf gewiſſe Zeitbegebenheiten zu predigen, vom Vf. lernen, wie überhaupt die groſsen Vorzüge ſeiner Predigten ſich zu eigen machen!

Df.

Tübingen, b. Oſiander: *Predigten auf alle Feſttage des Jahres*, gehalten zu Stuttgardt und Ludwigsburg von *A. H. d'Autel*, kön. würtemb. Oberhofprediger, Prälaten u. ſ. w. — Auch unter dem Titel: *Predigten, gehalten zu Stuttgardt und Ludwigsburg*, von *A. H. d'Autel* u. ſ. w. Erſter Theil, 1814. VIII u. 270 S. 8. (1 Rthlr.)

Hr. *d'Autel* übergiebt hier dem Publicum 17 Predigten, als die erſten, welche er aus ſeiner vierzehnjährigen Amtsführung erſcheinen läſst. Sie ſind aus denen ausgewählt, welche er in den letzten ſechs Jahren gehalten hat, und bilden in ſofern ein Ganzes, wiefern dieſer Band die Predigten auf alle Feſttage des Jahres enthält. Der folgende Band ſoll aus Paſſionspredigten beſtehen. Die Predigten dieſes erſten Bandes beziehen ſich auf folgende Feſte: Neujahr, Erſcheinung Chriſti, Gründonnerſtag, Oſtern, Confirmationstag, Himmelfahrt, Pfingſten, Dreyeinigkeits-, Reformations-, Ernte-Feſt, erſten Advent, Weihnachten. Auf einige dieſer Feſte finden ſich zwey Predigten. Vermiſst werden die Marienfeſte, das Johannis- und Michaelis-Feſt, der Charfreytag, das Kirchweihfeſt. Die meiſten dieſer Feſte aber werden wohl im K. Würtemberg nicht gefeyert.

Die Predigten ſelbſt zeugen von Scharfſinn, Kenntniſs des menſchlichen Herzens und Lebens und von warmem Gefühl für Religion und Sittlichkeit. Schon die Wahl der Materien beweiſet, daſs ſie nicht für gemeine, im Denken ungeübte Chriſten ausgearbeitet worden ſind, z. B.: *Nur die höhere Anſicht der Weltbegebenheit iſt es, die uns alle heute zu einem frommen Gebete gegen* (zu) *Gott vereinigen kann;* am Neujahrstage. — *Die Zeit iſt weder Gegenſtand der Furcht, noch der Hoffnung;* am Erſcheinungsfeſte. Die meiſten Predigten wurden vor den königl. Herrſchaften gehalten. Dennoch kann Rec. ihnen nicht alles Verdienſt einer edlen Popularität abſprechen; auch fehlt es nicht an einzelnen, mit Feuer vorgetragenen Stellen, eindringlichen Ermunterungen und rührenden Schilderungen: nur wird der Vf. dabey bisweilen zu wortreich. Hie und da geht der logiſchen Anordnung Genauigkeit und Beſtimmtheit ab. In der erſten Predigt vermiſst Rec. den Zuſammenhang des Hauptſatzes mit dem Texte, und ſo, wie der Vf. erſteren aus dem letzteren abgeleitet hat, würde ſich aus jedem ähnlichen, ein Gebet enthaltenden Texte (es iſt hier Pſ. 80, 18—20 zum Grunde gelegt) der nämliche Hauptſatz ableiten laſſen. Übrigens iſt die Predigt ſelbſt mit vielem Fleiſs ausgearbeitet und voll ſchöner, ergreifender Stellen. Gebete hat der Vf. nicht angebracht; nur die erſte Predigt beginnt mit einem paſſenden, herzlichen Gebete. Die Eingänge könnten länger ſeyn, und ſollten wohl dem Texte vorausgehen.

7. 4. 5.

Marburg u. Cassel, b. Krieger: *Geiſtliche Reden und moraliſche Erzählungen zur Erbauung für Vaterlandsfreunde.* 1814. 8. (8 Gr.)

Dieſe Sammlung enthält Predigten von drey Verfaſſern, welche einzeln erſchienen und zu haben ſind, aber auch zuſammen unter obigem Titel verkauft werden, und nicht in fortlaufender Seitenzahl gedruckt ſind. Der Inhalt iſt folgender: 1) *Predigt über Pſ. 72, 18—19* zur Feyer des wegen der glücklichen und höchſt erfreulichen Rückkehr Sr. kurfürſtl. Durchl. Wilhelms I und der kurfürſtl. Familie verordneten Dankfeſtes am 2ten Sonntage des Advents bey dem gemeinſchaftlichen Gottesdienſte der beiden proteſtantiſchen Gemeinden in Frankenberg gehalten von *Johann Jakob Becker*, erſtem Prediger der reformirten Gemeinde daſelbſt. 19 S. — 2) *Das gerettete Vaterland.* Fünf Predigten in Beziehung auf die neueſten denkwürdigen Zeitbegebenheiten in Kurheſſen und ganz Deutſchland, von *Karl Chriſtian Gehren*, Pfarrer(n) zu Felsberg bey Caſſel. (Mit dem Motto: wie lange hinket ihr auf beiden Seiten? 1 Kön. 18, 21, und auf der anderen Seite: Niemand kann zweyen — verachten. Matth. 5, 24) VIII und 80 S. — 3) *Wie der biedere Heſſe ſeinen verehrten Landesregenten, den ihm eine überlegene Kriegsmacht raubte, bey ſeiner Rückkehr ins Vaterland empfangen müſſe.* Eine Predigt über Pſ. 129, 1—5, gehalten zu Neukirchen am 28 Nov. 1813, am erſten Sonntage nach der Wiederkunft Sr. kurfürſtl. Durchl. unſeres gnädigſten Landesherrn Wilhelm I vom Metropolitan *H. F. Rehm.* 22 S. — 4) Erzählungen, Lieder und Sprüche zur nützlichen Unterhaltung. Marburg 1811. 41 S. — Die erſte Predigt des Hn. *B.* ſchildert in edler Einfachheit und Popularität die Empfindungen, mit welchen der gute Unterthan ſeinen wiederkehrenden Landesherrn empfangen ſoll, nämlich *Freude, Dank gegen Gott*

und *frohe Hoffnung.* Soll diese letztere erfüllt werden: so muss das Volk den Fürsten unterstützen durch Beharrlichkeit im Mitwirken für das gemeine Beste, durch Gehorsam und Treue gegen den Regenten und durch Bereitwilligkeit zu den Opfern, welche die Umstände fodern. — Der Vf. von No. 2 ist bereits als guter Prediger bekannt. Auch die gegenwärtigen Predigten tragen das Gepräge eines denkenden Kopfes und eines patriotischen und religiösen Gemüthes. Die erste Predigt über Ps. 103, 8, verbunden mit Dan. 9, 7, gehalten am jährlichen Busstage, den 20 Oct. 1813, handelt *von Gottes Güte und der Menschen Undank,* und zeigt, wie jene uns wegen dieses letzteren beschämen müsse, *a*) wegen des Missbrauchs, den wir von seinen Wohlthaten machten, *b*) wegen der Gleichgültigkeit, die wir seinen Warnungen und Ermunterungen entgegensetzten, und *c*) wegen des Leichtsinns, womit wir seine Züchtigungen aufnahmen. Der Vf. will diese Predigt als eine Art von Einleitung zu den folgenden angesehen wissen. Die zweyte Predigt am 14 Nov. 1813 gehalten, als man die vergegangene Regierungsveränderung für gegründet ansehen konnte, redet über 5 Mos. 5, 29: *Welche Gesinnungen und Entschliessungen die Wiederaufrichtung unseres zu Boden geworfenen Vaterlandes in uns erweckt?* Liebe und bürgerliche Eintracht, Sinn und Eifer für das gemeine Beste und ein festes freudiges Halten an Gott und seine Vorsehung. Die dritte über Eph. 5, 15. 16 zeigt, *wie die neuen Begebenheiten dazu dienen, uns selbst, unsere zunächst uns umgebenden Mitmenschen und sogar Völker und Personen aus weiter Ferne näher kennen und richtiger beurtheilen zu lernen.* Sehr treffend und zeitgemäss ist insonderheit das, was Hr. *v. G.* über den letzten Punct sagt, und geeignet, deutschen Sinn aufrecht zu halten, und misstrauisch gegen die sonst hochgepriesene Ausländerey zu bleiben, aber auch verkannte Nationen gehörig zu würdigen. Die vierte Predigt über Ps. 37, 37—40 beschreibt *das klägliche Ende des Gottesvergessenen und das herrliche Ziel des Frommen,* und ermuntert zur Frömmigkeit und Treue gegen Gott. Die letzte am allgemeinen Dankfest für die Rückkehr des Kurfürsten über Ps. 85, 9—11 handelt *von dem Sieg der guten Sache über die böse* — der Wahrheit über die Lüge, der Treue über die Falschheit, der Freyheit über die Knechtschaft, des Glaubens über den Unglauben, der gerechten Sache der Menschheit über die Ungerechtigkeit Einzelner. — Der Vf. von No. 3 handelt seinen Hauptsatz in gedrängter Kürze mit Gründlichkeit und edler Popularität ab, und spricht, wie die vorhergehenden, aus dem vollen Herzen. Der Hesse soll diese Begebenheit feyern mit christlicher Freude, ungeheuchelter Dankbarkeit und heissen Gebeten zu Gott. Auch diese Predigt wird mit einem solchen Gebete beschlossen. — Die angehängten Erzählungen u. s. w. No. 4 haben wohl nur darum hier einen Platz gefunden, weil sie manche kräftige und freymüthige Ideen enthalten, die während der schrecklichen Läuterungsperiode des deutschen Vaterlandes nicht öffentlich ausgesprochen werden durften. Der Vf. hat sich nicht genannt.

7. 4. 5.

Freyburg u. Constanz, b. Herder: *Vierzig neuere kurze Grabreden für junge Geistliche, welche auch zu Predigten und Betrachtungen vom guten (?) Tode können benutzt werden,* von *Johann Michael Ilmensee,* der Theologie Doctor, Schulinspector und Stadtpfarrer in Saulgau. 1812. 126 S. 8. (8 Gr.)

Statt einer Vorrede ist eine erzbischöfliche Verordnung vom Jahr 1804 abgedruckt, worin die Geistlichkeit des Bisthums Constanz eine Weisung erhält, wie sie ihre Leichenreden halten solle, nämlich nicht länger, als 10—15 Minuten, über eine der religiösen Wahrheiten von Leben und Tod, Vergänglichkeit des Irdischen, Unsterblichkeit u. s. w. — und mit Enthaltung jeder Erwähnung der Person des Verstorbenen und alles Lobes und alles Tadels, aller Anspielung auf dessen Wandel und Eigenschaften. Dieser Verordnung gemäss eingerichtet sind die gegenwärtigen Grabreden, die als Ideen und Fingerzeige von denen, welche sie benutzen wollen, gebraucht werden können. Sie enthalten meistens viel Gutes und Brauchbares, und werden auch selbst protestantischen Predigern Winke und Ideen darbieten, wenn man auch oft auf Eigenheiten der Kirche des Vfs. stösst, und sich z. B. wundern muss, dass der Vf., der übrigens ein als gebildeter und belesener Mann erscheint, noch so viel Werth auf das *opus operatum* des Abendmahlsgenusses legt.

7. 4. 5.

Giessen, b. Tasché: *Repertorium biblischer Texte für freye Vorträge und Casualfälle.* 1813. VIII, 183 u. 46 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieses Repertorium soll eine biblische Religions- und Tugend-Lehre darstellen, und desshalb sind die Schriftstellen systematisch und durch Begleitung mit einem fortlaufenden Texte zu einem Ganzen geordnet. Ob nun schon in Ansehung der Ordnung hie und da Etwas zu erinnern seyn dürfte, auch bey manchem Abschnitt noch eine oder die andere wichtige Stelle nachgetragen werden könnte, und für alle im Amte vorkommenden Specialfälle nicht Texte nachgewiesen seyn möchten: so kann dennoch Rec. das Werkchen als ein brauchbares und zugleich unschädliches Hülfsmittel für angehende oder mit Geschäften überhäufte Prediger empfehlen, zumal da durch die angehängten Register die Auffindung einer passenden Schriftstelle für jeden religiösen Gegenstand erleichtert ist.

7. 4. 5.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Erlangen*, b. Palm: *Der ehrfurchtsvolle Glaube des Christen an die Göttlichkeit seiner Religionsschriften.* Eine Predigt bey der Synode zu Dinkelsbühl am 29 Jun. 1813 gehalten vom Archidiaconus *Christoph Christian Zäuner.* 1813. 40 S. 8. (3 Gr.)

Wahrheit der Gedanken und eine warme lichtvolle Darstellung derselben, das sind die Eigenschaften, welche diese Predigt auszeichnen. Da es der guten Predigten über dieses Thema gerade noch wenige giebt: so verdiente sie um so mehr die öffentliche Bekanntmachung, so wie sie als Synodalpredigt gewiss nicht ohne Wirkung geblieben ist. Sie behandelt nach dem Texte 2 Petr. 1, 20. 21 das auf dem Titel angegebene Thema so, dass im ersten Theile die Göttlichkeit der heiligen Schriften erläutert und bestimmt wird. Diess sollte aber entweder im Eingange oder gleich nach dem Thema nur kurz geschehen seyn, und keinen besonderen Theil ausmachen, weil es gar nicht zum Hauptsatze gehört. Das Thema soll ja den ehrfurchtsvollen Glauben an die Göttlichkeit der Religionsschriften, nicht aber diese Göttlichkeit selbst bestimmen. Davon abgesehen, wird die Göttlichkeit der Religionsschriften in ihrem Ursprunge, in ihrem Inhalte und ihrer Dauer gefunden. Sonderbar! Wenn der Ursprung von Religionsschriften göttlich ist: kann ihr Inhalt und ihre Dauer ungöttlich seyn? Ist das Erste dargethan: so folgt das Zweyte und Dritte von selbst. Was nun den göttlichen Ursprung betrifft: so erklärt sich der Vf. darüber S. 13 so: „Wir würden einem Irrwahn fröhnen, wenn wir die Überzeugung nähren wollten, dass alle Worte und Sätze der heiligen Schrift von Gottes Geist eingegeben und sie buchstäblich göttlichen Ursprungs seyen." Und S. 16 heisst es sehr gut: „Wer vermag die einwirkende Kraft Gottes zu bestimmen? Wir finden tausend Erscheinungen in der Körperwelt, welche des Menschen Kraft und Verstand übersteigen, und als Wirkungen Gottes geglaubt und anerkannt werden; und im Reiche der Wahrheit und des Wissens, bey geistigen Erscheinungen, wollten wir die Allmacht und den Einfluss Gottes beschränken? oder nur das für wahr und nützlich gelten lassen, was unser Verstand erkennt?" Im zweyten Theile werden die Beweise für die Göttlichkeit der Religionsschriften angeführt, nämlich: die Verheissungen Jesu von dem höheren Beystande des Geistes Gottes an seine Jünger, der Letzteren selbsteigene Gewissheit, von diesem heiligen Geiste wirklich durchdrungen gewesen zu seyn (ist diess wohl ohne weiteren Beysatz ein strenger Beweis?), die augenscheinlichen Bestätigungen der merkwürdigsten Lehren und Weissagungen in der Schrift, und endlich die göttlichen Bewegungen in der Seele des Menschen und die Wirkungen, mit welchen die heilige Schrift sein Leben beglückt. Warum aber nicht lieber allein auf diese Wirkungen hingewiesen, welche die Bibel mit keinem anderen Buche gemein hat? Denn die göttlichen Bewegungen in der Seele des Menschen sind ein Zusatz, der ein *argumentum nimium probans* enthält. Ausserdem müssten Homers Gesänge und andere Geisteswerke auch göttlichen Ursprungs seyn, weil sie göttliche Bewegungen in den Seelen der Menschen hervorbrachten. Der dritte Theil endlich erörtert die Frage: warum wir diesem Glauben mit Ehrfurcht huldigen müssen. Rec. wurde überrascht, da er zu diesem Theile kam. Er dachte, die Beantwortung dieser Frage sey schon im zweyten Theile gegeben worden. Denn darum muss man einem Glauben mit Ehrfurcht huldigen, weil er auf gewissen unumstösslichen Gründen beruht, und gerade diese Gründe enthielt der zweyte Theil. Vermuthlich wollte der Vf. in diesem dritten Theile, wie man aus der Ausführung sieht, die Wichtigkeit dieses Glaubens darthun, die auch sehr gut entwickelt wird. —R.—

Helmstädt, b. Fleckeisen: *Einige Predigten in besonderer Beziehung auf die jetzigen Zeiten*, gehalten von Dr. *G. K. Bollmann*, Pastor zu Helmstädt. 1813. VI u. 66 S. 8. (6 Gr.)

Allerdings sind vorliegende vier Predigten nach dem Dafürhalten des Rec., wie der Vf. selbst bemerkt, mehr kurze Herzensergiessungen, als künstlich ausgearbeitete Predigten. Man vermisst an ihnen logische Ordnung und Bestimmtheit, so wie Lebhaftigkeit und Wärme; nicht selten sind die Bibelstellen zu sehr gehäuft, und dagegen fehlt es, besonders in der dritten Predigt, an genauem Zusammenhange des Textes und des Hauptsatzes. Da aber der Vf. seiner Versicherung nach von mehreren der achtungswerthesten Männer in Helmstädt aufgefodert worden ist, die letzte dieser Predigten drucken zu lassen, und da er sie insgesammt seiner Gemeinde gewidmet hat: so müssen sie dennoch einen guten Eindruck auf die Zuhörer gemacht haben, und durch äusserliche Beredsamkeit gehoben worden seyn. So haben sie denn auch ihren Endzweck, Erbauung zu befördern, erreicht, und die Kritik muss sich einer strengen ins Einzelne gehenden Beurtheilung enthalten.

7. 4. 5.

Kinderschriften. *Nürnberg*, b. Zeh: *Beyspiele zur Nachahmung der Tugend und Vermeidung des Lasters*, in einer Reihe kurzer moralischer Erzählungen. Ein Lesebuch für gute und folgsame Kinder von *Eduard Wilhelm Heinrich Lang.* Mit 25 illum. Kupfern. 47 S. 8. (16 Gr.)

Auf dem Titel des Buchs ist keine Jahrzahl angegeben, unter der Vorrede aber ist die Zahl 1814 befindlich. Rec. kann nicht sagen, ob das Büchlein wirklich so neu ist. Denn in keinem Fache der Literatur wird mehr Betrug gespielt, als im Fache der Bilderbücher für Kinder. Alte Werkchen werden unter einem neuen Titel aufgestellt, mit Kupfern aus einem anderen Buche, das auch keine Käufer fand, ausstaffirt und so dem leichtgläubigen Publicum als nagelneu angepriesen, wie Rec. so eben an dem bey Vollmer in Hamburg erschienenen *Lieblingssöhnchen* entdeckt hat, an welchem weder der Inhalt dem Titel entspricht und dem Kindesalter angemessen ist, noch die Bilder zum Inhalt passen, und beides, jener und diese, alte Werke sind, ob es gleich in den neuen Messverzeichnissen, als neu erschienen, aufgestellt ist. — Lobenswerth ist an den *lang'schen* Beyspielen, dass die Kupfer, welche für den Preis des Buches gut genug sind, auf die Erzählungen Beziehung haben, und sie versinnlichen. Die Erzählungen selbst sind im Ganzen dem Kindesalter von 8 — 10 Jahren angemessen. Doch würde Rec. den Kindern Manches nicht sagen, was hier gesagt ist, z. B. in der Geschichte: *Die Ceder, Beyspiel des Hanges zur Hoheit und Würde*, wo die ganze Erzählung verunglückt ist, und dazu dienen muss, in Kindern alles Aufstreben zum Höheren und allen Eifer, es in der Welt weit zu bringen, zu ersticken. Eben so wenig findet Rec. passend, was S. 20 vom Studentencommerce gesagt wird, und noch weniger, wenn S. 30 von feilen Dirnen geredet und erzählt wird, Einer habe dem Anderen liederliche Weibspersonen verschafft. An Druckfehlern mangelt es übrigens dem Werkchen nicht.

7. 4. 5.

Halberstadt, im Büreau für Literatur und Kunst: *Neue Winterabende für die deutsche Jugend* vom Verfasser des deutschen Plutarchs. Mit ill. Kupfern. 1815. II u. 251 S. 12. (18 gr.)

Ein nützliches Buch für die nicht ganz kleine Jugend, ganz geeignet, deutschen Sinn und ächte Vaterlandsliebe in den jungen Herzen zu wecken und zu nähren. In Absicht auf die Kupfer wäre freylich zu wünschen, dass sie nicht aus einem älteren Jugendschriftchen entlehnt wären, sondern mehr Bezug auf den Hauptinhalt des Büchleins hätten. Rec. erinnert sich, sie schon früher in einem Buche gesehen zu haben. Sie stellen dreymal von verschiedenen Seiten die alte Bergfestung Regenstein, das Bild eines Adlers, eines Falken und eines Geyers vor, welche Gegenstände allerdings in die Erzählung mit verwebt sind. Aber man kann sich doch nicht des Wunsches enthalten, dass Scenen aus den neuesten Kriegsbegebenheiten, welche da erzählt werden, bildlich dargestellt seyn möchten, wenn auch das Buch etwas theurer zu stehen käme. Denn der Preis ist bey dem guten Druck und Papier und nach der Beschaffenheit der Kupfer in Vergleichung mit schlechteren Jugendschriften billig gestellt.

7. 4. 5.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

St. Gallen, b. Huber u. Comp.: *Höchſtwichtige Beyträge zur Geſchichte der neueſten Literatur in Deutſchland aus den nachgelaſſenen Papieren des Magiſters Aletheios.* Herausgegeben von *Antibarbaro-Labienus*, der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften Magiſter, der Weltweisheit Doctor und mehrerer gelehrten Inſtitute weiland Mitglied. *Erſte Abtheilung.* 1813. 448 S. *Zweyte Abtheilung.* 504 S. 8. (5 Rthlr. 8 gr.)

Als Rec. die viel verſprechende Anzeige dieſes groſs angelegten Werkes in öffentlichen Blättern las, hielt er es nicht für die Arbeit Eines Mannes, ſondern vielmehr für die einer Vereinigung mehrerer gebildeter und gleich geſinnter kritiſcher Köpfe, welche in unſere neuere Literatur ganz eingeweiht und über die in ihr herrſchenden Gebrechen erhoben, mit Beſonnenheit und würdevoller Haltung dieſelbe zu beſchwören wüſsten, daſs ſie vor dem Forum der unparteyiſchen Vernunft Rede ſtehen, im Spiegel ihrer Thorheiten ſich beſchauen, und beſchämt dieſelben anerkennend in ihre Nichtigkeit ſich zurückziehen müſsten. Es wäre dieſes ein ſehr intereſſanter Gegenſtand für denkende und wohl unterrichtete Männer, welche die Literatur unſerer Zeit umfaſſend, ohne Engherzigkeit und Leidenſchaft, einem jeden Theile nach ſeinem Streben für ſich und nach ſeiner Beziehung und Verwandtſchaft mit allen anderen treffend und wahr zu bezeichnen verſtänden. Rec. hatte kurz vorher, ehe er des *Antibarbaro-Labienus* Papiere in die Hände bekommen, der Frau *von Stael* Werk über Deutſchland geleſen, und nach dem Begriffe, welchen er ſich von dem Zwecke der vorliegenden Arbeit gemäſs der Ankündigung gemacht hatte, glaubte er nun, dieſe werde, was jene geiſtreiche Frau noch zu wünſchen übrig gelaſſen habe, durch deutſche Gründlichkeit erſetzen, und die ziemlich ſtarken Lücken ausfüllen; er erwartete, die Vff. würden, weil ſie ſich die Philoſophie und ſchönen Wiſſenſchaften zum Gegenſtande gewählt haben, auch in einem gediegenen und ſchönen, der Würde des Stoffes angemeſſenen Stil mit ſcharfſinniger Auswahl das Gute herausheben, und in ein günſtiges Licht ſtellen, ſo wie die im Labyrinthe ihrer Irrthümer ſich gefallenden Phantaſten mit treffendem Witze und heiterer Laune, wenn auch nicht zur vollen Beſinnung bringen, doch wenigſtens das unparteyiſche Publicum über ſie belehren, und für Andere unſchädlich machen, welche etwa von gleichem Schwindel noch ergriffen werden könnten. Allein von allen dieſen Erwartungen finden wir keine befriedigt; und man würde ſich ganz täuſchen, wenn man auch nur eine entfernte Ähnlichkeit zwiſchen dieſem Werke und dem der Frau *von Stael* vermuthen wollte. So einſeitig und mangelhaft auch die Anſichten der Letzteren von unſerer Literatur ſind: ſo ſind ſie doch ungleich vorzüglicher, tiefer und zuſammenhängender, als die des *Antibarbaro-Labienus* und ſeines Freundes *Aletheios.* (Beyläufig bemerkt Rec., daſs der *Magiſter* und *Doctor Antibarbaro-Labienus* und der *Magiſter Aletheios* eine und dieſelbe Perſon ſind, welche vielleicht dem juriſtiſchen Publicum ſchon bekannt iſt, unter dem Namen „*Michael Weber,*“ ehemaliger Director des königl. baieriſchen Appellationsgerichts zu Bamberg, und nun Vicepräſident des königl. baieriſchen Appellationsgerichts zu Amberg.) Der Vf. kennt unſere philoſophiſche und äſthetiſche Literatur bloſs nach ihrer Auſsenſeite, nicht nach ihrem eigenthümlichen Weſen und Streben; die Hauptwerke ſind ihm dem Verſtändniſſe nach theils ganz unbekannt, theils kennt er ſie nur nach einzelnen abgeriſſenen Stellen oder nach der Auslegung ihrer Commentatoren; er hat nicht ihren Geiſt zu faſſen gewuſst, ſondern bloſs lange Stellen aus ihnen ausgehoben, die für ſich auf dieſe Art ganz unverſtändlich, oder nur unvollſtändig und einſeitig zu verſtehen ſind. Statt den in den Panzer der Kunſtſprache eingehüllten Sinn in eine für gebildete Leſer verſtändliche Sprache zu übertragen, ſcheint er als Juriſt geglaubt zu haben, Acten-Auszüge machen zu müſſen, woher es kam, daſs gleich den verſchiedenartigſten Ruinen einer durch Erdbeben zerſtörten Stadt das Ganze aus lauter gröſseren oder kleineren neben einander geworfenen Bruchſtücken beſteht, die aus einer Menge an Inhalt und Werth ſehr verſchiedener Schriften genommen, und lediglich durch die abentheuerliche Phantaſie des Vfs. verbunden ſind. Es läſst ſich dabey gar kein vernünftiger Zweck denken. Wer die geplünderten und miſshandelten Werke kennt und verſteht, für den iſt dieſe ohne Geiſt zuſammengetragene compilatoriſche Arbeit höchſt überflüſſig; ein ſolcher hat ſicher ein gründlicheres Urtheil über dieſelben, als er ſich je aus dieſen Fragmenten bilden kann; und wer die Originale aus ihnen ſelbſt nicht kennt und verſteht, für den bleibt auch dieſes Machwerk ewig eine Hieroglyphe, es kann höchſtens für den Pöbel berechnet ſeyn, welcher auch über das lacht und urtheilt, was er nicht verſteht. Man ſollte faſt glauben, der Vf. habe auch

diesen bey seiner Arbeit vor Augen gehabt, eingedenk des vom Schauspieldirector dem Dichter gegebenen Rathes:

> „Gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken!
> Solch ein *Ragout* es muss euch glücken; — —
> Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen,
> Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus."

Die Menge ist freylich sehr geneigt, die über sie hervorragenden Menschen zu sich herabzuziehen, und sie so zu misshandeln, dass sie ihr ähnlich sehen, und dazu wäre eine solche Arbeit allerdings ganz geeignet. Da wir aber anderer Seits dem *Antibarbaro - Labienus* die Einsicht zutrauen, dass diese Classe von Menschen keineswegs die Geduld habe, so voluminöse für sie ganz unverständliche Schriften zu lesen: so bleibt uns nur noch übrig, anzunehmen, er habe nach Art der Dichter, welchen ähnlich zu scheinen, er, nach Allem zu schliessen, einen eben so ungewöhnlich starken Drang als eine ausgezeichnete Ungeschicklichkeit besitzt, blofs ohne weiteren Zweck seine individuellen Ansichten über die neuere Literatur aussprechen, und so seinem dadurch empfindlich gereizten Gemüthe eine Ableitung verschaffen wollen. Wenn er nun glaubte, eine ihm wahrscheinlich nothwendige Herzenserleichterung auf diesem Wege ausschliesslich sich verschaffen zu können: so läfst sich das eben nicht tadeln, sondern man kann höchstens sich wundern, dass unter den Buchhändlern ein so guter Mann sich vorgefunden, welcher das christliche Liebeswerk der Entladung des überfüllten Gemüthes übernommen hat. In dieser Ansicht werden wir bestärkt durch den im Ganzen herrschenden Ton. Denn der Vf. ist keineswegs ruhig und über seinen Stoff erhaben; an eine parteylose Würdigung seiner Gegner, welche eine kräftige Zurechtweisung nicht ausschliessen würde, ist überall nicht zu denken; vielmehr ist er von einer grimmigen Leidenschaftlichkeit besessen, welche ihn ganz lähmte, und ihm alle Freyheit des Urtheils benahm. Den vielen ungleichartigen Fragmenten gab er eine schwerfällige, unpoetische und phantastische Einkleidung, und suchte sie interessant zu machen durch den reichlichen Zuguss seiner gereizten und stets überfliessenden Galle; von einer vernünftigen, lernbegierigen Lesern erwünschten Kritik haben wir überall fast keine Spur gefunden. *Labienus* scheint schrecklich viel gelesen zu haben, aber das Vielgelesene hat ihn aufgeblähet, hat ihm den Dünkel beygebracht, er verstehe Alles, was er gelesen habe; seine Fertigkeit, Bücher in verschiedenen Sprachen zu lesen, setzt einen sehr fleissigen Mann voraus, und wenn sie von einer richtigen Beurtheilungskraft unterstützt wäre, so hätte sich damit etwas Tüchtiges leisten lassen. Nun aber liegt er an der fixen Idee krank, alles Neuere in der Literatur, besonders in der philosophischen, sey baarer Unsinn, und hält sich nun für den allein Weisen, der berufen sey, Anderen darüber die Augen zu öffnen. Seine Bildung scheint in die erste Epoche der kantischen Philosophie zu fallen, von der er die Weihe empfangen, und bey welcher er stehen geblieben; die folgenden Epochen liefs er an sich vorübergehen, sie missfielen ihm, wie mehreren anderen Männern, welche wegen überhäufter Berufsgeschäfte nicht gleichen Schritt mit der etwas schnell sich entwickelnden Wissenschaft halten konnten. Der Mangel eines Verkehrs mit Männern, die ihn darüber hätten orientiren können, hat seinen Unwillen über die Gegenwart und seine überspannte Meinung von seinen eigenen Einsichten noch erhöht, die zu dem Grade anwuchsen, dass sie durch dieses Werk endlich zum Ausbruche gekommen sind. Rec. will nun versuchen, eine skizzirte Übersicht von dem Inhalte der beiden ersten Bände den Lesern vorzulegen, damit auch sie sich eine Vorstellung davon machen können. Die ganz missglückte, vielleicht von *Erasmus Lob der Thorheit* entlehnte, Einkleidung übergeht er, und hält sich blofs an die Sache, deren Darstellung auch beynahe jedes weitere Urtheil darüber überflüssig macht.

Der Vf. stellt das Ganze als eine Reise der Phantasie dar, wobey er sich die ehrenvolle Rolle eines unparteyischen Geschichtschreibers derselben beylegt. Die Schrift beginnt mit einer Anrede an die Göttin der Thorheit, worin er sie um Vergebung bittet für allen von ihm und seinen Verbündeten ihr zugefügten Schaden durch Aufklärung der Wahrheit in gelehrten Werken und Zeitschriften; er bekennt, dass er es mit seinen Gesellen schon weit gebracht hatte, als sich Alles änderte, und es der Thorheit gelang, sich selbst als Weisheit verehren zu lassen, indem sie den Stolz und Übermuth für sich gewonnen. Dann wird der kantischen Philosophie eine kurze Lobrede gehalten, und zur Fichteschen übergegangen, die so charakterisirt wird, dass kein Mensch sie in dieser Darstellung wieder erkennen würde. Der Vf. meint, *Fichte* habe die Dinge nach ihrem von unserem Erkennen unabhängigen Seyn durch das Ich setzen und schaffen wollen, und nimmt daher seinen subjectiven Idealismus in einem Sinne, wie ihn nur die geistlosesten Leser je verstanden haben. Er weiss nicht, dass *Fichte's* Lehre nur der consequent durchgeführte Kantianismus ist. Denn sobald man einmal die Subjectivität der Anschauungs- und Denk-Formen nach *Kant* zugiebt: so ist *Fichte's* System das einzig folgerechte, und von dieser Seite betrachtet wird es auch einzig in der Geschichte der Philosophie dastehen, und von der unparteyischeren Nachwelt als solches gewürdigt werden. Jene Prämissen zugegeben, ist es auch unwiderlegbar. *Fichte* will nichts anderes darthun, als dass alles Wissen, Thun und Seyn für uns lediglich ein Product des Geistes selbst sey, und dass man, um jene Wirkungen zu begreifen, nichts ausser dem gesetzmässigen Wirken des Ichs zu Hülfe nehmen dürfe. Dass unabhängig vom Wissen eine objective Welt der Dinge sey, hat er nie geleugnet, aber sie ist ihm als solche uns unerkennbar, also für uns Nichts. Der Versuch, von der Subjectivität aus unsere Welt zu begreifen, er mag so einseitig seyn, wie er will, wird und muss immer als ein grosses Verdienst angesehen werden. — S. 75 geht der Vf. zur neueren Poesie über, wo er wieder Auszüge aus neueren Dichtern anbringt, versteht sich die ihm missfälligsten Stücke; von *Isidorus Orientalis*, *Schlegel*, *Heinrich*, *Tiek*, *Rottmanner* werden einzelne Fragmente gegeben. S. 90 folgen die Versuche *Ritters* mit *Campetti*, und gleich darauf Bemerkungen über die prakti-

ſche Philoſophie *Fichte's*, in welche perſönliche Anzüglichkeiten auf dieſen allgemein geachteten Mann gewebt ſind. S. 90 nennt er ihn einen aufgedunſenen philoſophiſchen Schwätzer. S. 107 werden kantiſche und fichteſche Trauungsformeln zum Beſten gegeben, und die ganze Theorie der Ehe aus *Fichte's* Naturrecht abgedruckt; S. 130 lieſt man auch *Schaumann's Vater Unſer* in fichte'ſche Formeln überſetzt; S. 138 wird der geſchloſſene Handelsſtaat parodirt. Wie *Fichte* ein Schwätzer und Träumer, ſo wird der Stifter der Naturphiloſophie, an die nun die Reihe kommt, ein Abentheurer und Hierophant geſcholten, und ſeiner Lehre ein wahrhaft abentheuerlicher Sinn untergelegt. Einen beſonderen Nachdruck legt der Vf. darauf, ſie nach ihrer ſittlichen Seite recht abſcheulich darzuſtellen, dieſelbe beſchuldigend, ſie ſetze die gröbſten Laſter den ſchönſten Tugenden gleich, ſie mache die Menſchen zu Geſchäften und Geſellſchaften unbrauchbar; ein Aſſeſſor, welcher eine Schrift über das Abſolute geſchrieben, ſey in das Irrenhaus gekommen, wohin er eigentlich alle Anhänger dieſer Lehre wünſcht. Die Rede, in welcher er dieſes Syſtem vom Stifter vortragen läſst, iſt ein Flickwerk von Sätzen aus verſchiedenen Schriften, ſo daſs ſich kein gröſserer Gallimathias denken läſst. Dabey ſpricht er viel und gern von bacchantiſcher Schwärmerey und Berauſchung, daſs man glauben möchte, Hr. *W.* ſey ſelbſt oft voll des berauſchenden Rebenſaftes geweſen. — Wie witzig er ſeine guten Einfälle anbringt, davon will Rec. eine Probe mittheilen. S. 201 läſst er den Proteſtantismus folgendermaſsen zu Grabe legen: „Unter eintönigem und traurigem Leichengeſange wurde der Proteſtantismus in einem ſchlichten kiefernen Sarge von Luther, Melanchthon, Calvin und Zwingli getragen. (Alſo die Stifter des Proteſtantismus tragen den Sarg!) Es war der jüngere Sohn des Chriſtianismus, und an der Auszehrung der Exegeſe geſtorben. Paulus ſprach den Segen, und weihte die Leiche ein, Stephani hielt den Weihkeſſel." — S. 245 werden *Butte's* Grundlinien der Arithmetik des menſchlichen Lebens in mehreren bogenlangen Auszügen mitgetheilt, und zuletzt eine Anſpielung auf des Vfs. Reiſe nach Frankreich gemacht. Von da geht er zum Capitel vom Selbſtmord über, um *Heinrichs von Kleiſt* und *Adolphine Vogel* Erwähnung thun zu können; lauter Folgen der neueren Philoſophie! S. 296 und folgg. werden *Schellings*, *Hegels* und *Zimmers* Lehren vom Chriſtenthum, der Erbſünde und der Dreyeinigkeit parodirt, und S. 330 daran geknüpft das Verhältniſs der Rechtswiſſenſchaft zum Abſoluten, und in dieſer Beziehung *Niblers* Programm vom Staate, und *Ad. Heinr. Müllers* Schriften gedacht. Darauf kommen *Joh. Jak. Wagner's* mathematiſche Philoſophie und die alten Volksbücher an die Reihe, die nun wieder aus dem Staube hervorgezogen werden, womit die erſte Abtheilung ſich ſchlieſst. Den Übergang zur zweyten macht *Galls* Kranioſcopie, welche Parthie ziemlich humoriſtiſch bearbeitet und angenehm zu leſen iſt, ein Beweis, daſs es dem Vf. nicht an treffenden Bemerkungen über Gegenſtände fehle, von denen er etwas verſteht; er hat allerley Anekdoten eingewebt, denen örtliche Beziehungen wahrſcheinlich zu Grunde liegen. Es iſt bloſs zu bedauern, daſs er von vielen anderen Dingen ſprechen will, wofür ihm das Verſtändniſs abgeht, und womit er dann andere Menſchen gar ſehr langweilt. Nachdem er ſich über die Sprachlehre von *Bernhardi*, die Phyſiognomik von *Coeleſtin Stöhr*, *Aſt's* Geſchichte der Philoſophie auf ſeine Art ausgeredet, kommt er auf *Butte's* Syſtem der Polizeywiſſenſchaft, auf *Clemens Brentano*, *Falk* und *Jean Paul*; über Letztere macht er einige zweckmäſsige Bemerkungen. Auf dieſen folgt *Peſtalozzi's* und *Niederer's* Lehrmethode, über welche er ſich ſo ſelbſtſtändige Einſichten zutraut, daſs man ſogar einige §§. mit der Überſchrift. „*Aletheios Bemerkungen*," findet, eine Erſcheinung, auf die man im erſten Theile gar nicht ſtöſst. Beſſer aber als alles Seitherige iſt ihm die Auseinanderſetzung des *graſeriſchen* Werkes über Erziehung, „*Divinität*" betitelt, gelungen, die er auch ziemlich verſtanden hat, und meiſtens mit eigenen Worten ſo darſtellt, wie er eigentlich alle von ihm bekrittelten Werke hätte darſtellen ſollen, wenn ſeine Arbeit auf einigen Werth Anſpruch ſollte machen können. Er nennt *Graſer* ſeinen Freund, rühmt ſich einer anſchaulichen Erkenntniſs ſeiner Methode, und tadelt an ihr nichts, als daſs ſie nach den Principien der Identitätsphiloſophie bearbeitet ſey, gegen die er unverſöhnlich eingenommen iſt. S. 224 giebt er aber auch zu verſtehen, welches groſse Verdienſt er ſich um die Divinität erworben habe, indem er ſie in eine ihrem Inhalte angemeſſene Form gebracht, und ſcheint auf dieſe Art einen ſchönen Theil des dem Urheber gebührenden Verdienſtes ſich aneignen zu wollen. Von S. 225 an beſchenkt er uns auch reichlich mit Auszügen aus Schriften, die in neueren Zeiten über den thieriſchen Magnetismus erſchienen ſind, nämlich von Hnn. *Kluge*, *Bartels*, *Herzogs*, *Keſsler*, *Carl Schelling*, *Wohlfart*, *Fried. Hufeland* u. ſ. w. Der Magnetismus leitet ihn natürlich zur Theorie der Geiſterkunde von *Jung-Stilling*, von welcher wieder ein beträchtlicher Theil abgeſchrieben, und noch durch andere Geſchichten von Viſionen, Ahnungen und Geiſtererſcheinungen vermehrt worden iſt. Die S. 349 — 355 geführte Unterredung des Aletheios mit *Jung-Stilling*, welche das eigentliche Urtheil des Vfs. über dieſe Erſcheinungen, ſo wie über das Chriſtenthum wahrſcheinlich ausſprechen ſoll, enthält gemeine und unbedeutende Gedanken. S. 356 wagt ſich der viel leſende und Alles beſſer verſtehende Hr. *W.* auch an die Arzneywiſſenſchaft, ſofern die neuere Philoſophie auf ſie Einfluſs gehabt hat. — Darauf kehrt er zu dem ihn quälenden Dämon, zu der Naturphiloſophie, zurück, und verſucht eine Monographie der neueren Naturwiſſenſchaft zu geben, dadurch, daſs er aus *Schellings*, *Steffens*, *Görres*, *Okens* u. A. Schriften die Stücke dazu ſammelt, welche er mit ſeiner kranken und faſelnden Phantaſie zu einem Ganzen leimt. Welch ein buntes Allerley das Alles iſt, läſst ſich nur leſend begreifen, nicht aber wohl mit Worten ausſprechen. Der Vf. iſt wahrlich zu bedauern, er leidet an einer fixen Idee, die ſich ſeiner bemächtigt hat, und wie ein böſer Geiſt ihn verfolgt; er möchte ihrer los werden, und hat zu dieſem Behufe dieſes voluminöſe Werk un-

ternommen; es ift daran nichts zu tadeln, als dafs er es nicht in Manufcript für fich behalten, fondern dem Publicum aufgedrungen hat. Wenn diefe Cur ihn nicht von feiner Krankheit befreyt, woran wir faft zweifeln: fo beforgen wir noch fchlimmere Folgen für ihn, indem fixe Ideen, deren man nicht mächtig werden kann, endlich eine defpotifche Herrfchaft über den Geift ausüben.

P. R.

Posen u. Leipzig, b. Kühn: *Ökonomifch-technologifches Orakel für ftädtifche und ländliche Haushaltungen.* Ein nützliches und belehrendes Handbuch für Jedermann. Mit 1 Kupfertafel. 1813. XX u. 484 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Diefe Schrift wurde abgefafst und gedruckt zu jener Zeit, als die allgemeine Handelsfperre des Continents ganz Deutfchland zu neuem Kunftfleifse auffoderte; als durch Krieg veranlafster Geldmangel uns Entbehrungen verfchiedener Art aufgelegt hatte; als wir dem Gebrauche vieler durch Gefchmack und Gewohnheit lieb gewonnener Erzeugniffe des Auslandes entfagen mufsten; als die Noth uns gezwungen hatte, das entbehrte Fremde uns felbft zu fchaffen aus den Naturgaben unferes Vaterlandes. Diefe Schrift, welche über eine Menge von haus-, ftadt- und landwirthfchaftlichen Gegenftänden höchft belehrend fich verbreitet, follte, laut der Vorrede, dazu dienen, unfere Landsleute mit den einheimifchen Stellvertretern fo mancher zum Bedürfnifs gewordener fremder Erzeugniffe, der Selbftbereitung vieler nützlicher Gegenftände, und dem richtigen Verfahren bey verfchiedenen, für die Haushaltung wichtigen Operationen bekannt zu machen, und fo zu vielfachen Erfparungen den Weg zeigen.

Wir kennen zwar den Vf. diefer Schrift nicht, weil er fich nicht genannt hat; aber er fey wer er wolle wir müffen ihm fchon für feine gute Abficht, noch mehr aber für feine uns hier gelieferte, fehr gelungene, Arbeit felbft und für den Fleifs danken, mit welchem er die zerftreut gewefenen Materialien (alle nützlichen neuen Entdeckungen der Chemie, Technologie und Ökonomie) gefammelt, gefichtet und geordnet hat, und recht fehr wünfchen, dafs diefes Buch auch noch in der jetzigen, endlich mit Gottes Hülfe gekommenen, oder wenigftens anfangenden beffeeren Zeit von allen Hausvätern und Hausfrauen fleifsig benutzt werden möge. Denn wir Alle müffen uns jetzt mehr als fonft der häuslichen Sparkunft befleifsigen, auf dafs wir wieder gewinnen lernen, was unfere von Gott gefchlagenen Feinde uns geraubt und zerftört haben; wir müffen uns befreunden mit der Sparfamkeit, weil diefe eine Tugend ift; wir müffen entbehren lernen Alles, was blofs unferer Sinnlichkeit fröhnt und zu Laftern verleitet, auf dafs wir ein ernftes, tugendhaftes und kräftiges Volk bleiben; wir müffen Befferes benutzen, was die wohlthätige Natur auf unferem Erdftriche ausgeftreut hat, damit häuslicher Erwerb, und mit diefem häusliches Glück gefördert werde, und müffen endlich mit vereinter Kraft dahin wirken, unfere Unabhängigkeit auch von den jenfeits des Meeres wohnenden Nationen zu erkämpfen. Der erfte ernfte Schritt zu unferer Befreyung von einem übermüthigen Feinde ift wunderbar gelungen: laffet uns auch den zweyten thun, und uns einen Damm bauen gegen diejenigen, fo übers Meer zu uns herüberkommen, um uns durch Handelstaufch unfer Geld zu nehmen. Wir brauchen dazu keine Waffen, fondern nur ächten deutfchen Vaterlandsfinn — nur den feften Willen, in Zukunft keiner anderen Waare, als der vaterländifchen, zu huldigen. Neues Leben, neuer Kunftfleifs, Liebe zur Eintracht wird unter uns erwachen, wenn wir jenem Willen gehorchen; wir werden gewinnen an innerer Kraft, und kein Feind wird im Stande feyn, uns unfer mit Mühe und Entbehrung erworbenes Gut noch einmal zu rauben. — Überall in unferem ganzen deutfchen Vaterlande hat die Natur ihre Gaben von mannichfaltigfter Art in Fülle ausgeftreut; wir dürfen fie nur benutzen und gebrauchen wollen, und Viel des Fremden, das uns nur entarten mufs, werden wir entbehren können. — Die vorliegende Schrift macht uns im Zufammenhange mit einer Menge einheimifcher Naturerzeugniffe bekannt, welche geeignet find, die fremden, die wir aus verdorbenem Gefchmacke und falfcher Vorftellung liebgewonnen, zu erfetzen; zeigt die Art ihrer Benutzung, Zubereitung und Veredlung; lehrt die meiften der täglichen Bedürfniffe felbft gewinnen oder darftellen; giebt Anleitung zur Eröffnung neuer häuslicher Erwerbsquellen, und enthält überhaupt für jeden Haus-, Stadt- und Land-Wirth vielfache nützliche Belehrung. Die Schrift zerfällt in 7 Abfchnitte. Der 1 Abfchnitt handelt von *Getränken* und *Speifen*, und namentlich vom *Kaffee*, und deffen Stellvertretern; vom *Thee* und deffen Stellvertretern (unter welchen wir nur die Kirfchftiele vermiffen); vom *Zucker* aus Runkelrüben, Mais, Malz, Weintrauben, Ahorn- und Birken-Saft u. f. w.; vom *Speifeöl* und deffen Darftellung aus Buchenkernen, Sonnenblumenfaamen, Kürbiskernen, Erdmandeln u. f. w.; von der Reinigung der fetten Öle und des Fifchthrans; von Veredlung inländifcher Weine, Nachahmung der ausländifchen Weine u. f. w.; vom Effig, den Grundfätzen der Effigbrauerey und der Bereitung verfchiedener Arten einfacher und zufammengefetzter Effige; vom Citronenfaft und deffen Stellvertreter; von der Darftellung vieler wohlfeiler und wohlfchmeckender Speifen u. f. w. Der 2 Abfchnitt handelt von *vermifchten ökonomifch-technologifchen Gegenftänden*; der 3 von *Seifen, den Grundfätzen der Seifenbereitung, vom Wafchen der Zeuge* u. f. w.; der 4 vom *Röften, Bleichen, Veredeln und Gerben des Flachfes und Hanfes*; der 5 *vom Färben der Wolle, Seide, Baumwolle, des Leinens und Hanfes*; der 6 *vom Ausmachen der Flecken aus Zeugen*, und endlich der 7 *von den Mitteln gegen fchädliche Thiere und Infecten.*

Möchte es dem gefchickten und belefenen Vf. des Orakels gefallen, daffelbe bey einer zweyten Auflage, die ficher bald erfolgen wird, in ein fyftematifches Handbuch der gefammten Hauswirthfchafts-Kunft, welches uns bis jetzt noch fehlt, umzuwandeln! Des Stoffs dazu ift genug vorhanden.

D—r.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

APRIL 1815.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Universitäten und andere öffentliche Lehranstalten.

Verzeichniss der auf der Universität zu Breslau im Sommer-Semester vom 10ten April 1815 an zu haltenden Vorlesungen.

Theologie.

A. Protestantische Facultät.

Einleitung in das Studium der Theologie, nach Schleiermacher's Lehrb., Hr. Prof. *Gass*.
Einleitung in die kanon. Bücher des A. T. Hr. Prof. *Scheibel*.
Erklärung des Pentateuchs, Hr. Prof. *Middeldorpf*.
Ausgewählte Stellen des A. T., in latein. Sprache, erklärt Hr. Prof. *Augusti*.
Erklärung der kathol. Briefe und Apostelgeschichte, als Fortsetzung des exeget. Cursus über's N. T., Hr. Prof. *Schulz*.
Erklärung der Offenbarung Johannis, *Derselbe*.
Erklärung des Evangelium Johannis und der 7 kathol. Briefe, Hr. Prof. *Middeldorpf*.
Christliche Dogmatik, nach s. Lehrb., Hr. Prof. *Augusti*.
Den zweyten Theil der Dogmatik, Hr. Prof. *Möller*.
Ein Examinatorium über die Dogmatik, *Derselbe*.
Dogmatische Philosophie der Kirchengeschichte des A u. N. T. Hr. Prof. *Scheibel*.
Den ersten Theil der christl. Rel.- und Kirchen-Geschichte, nach Schröckh, Hr. Prof. *Schulz*.
Ein Examinatorium über die christl. Kirchengeschichte, nach vorhergegangener Darstellung des jetzigen Zustandes der christl. Rel. und Kirche, *Derselbe*.
Historisch-kritische Einleitung in die symbolischen Bücher der luth. Kirche, nach eigenen Sätzen, Hr. Prof. *Augusti*.
Homiletische Übungen, Hr. Prof. *Möller*.
Die Grundsätze der Liturgik, Hr. Prof. *Gass*.
Die exegetischen, historischen und patristischen Übungen im königl. theolog. Seminar werden fortgesetzt von den Professoren *Augusti*, *Möller* und *Schulz*.

B. Katholische Facultät.

Archäologie der Hebräer, Hr. Prof. *Scholz*.
Einleitung in die Bücher des A. T. *Derselbe*.
Hermeneutik des N. T., *Derselbe*.
Erklärung auserwählter Stellen des Pentateuch, Hr. Prof. *Köhler*.
Erklärung der Psalmen Davids, *Derselbe*.
Erklärung der chaldäisch abgefassten Stellen des A. T., Hr. Prof. *Herber*.
Kritisch-exegetische Vorlesungen über die Evangelien, *Derselbe*.
Erklärung der zwey Briefe Pauli an die Corinther, Hr. Prof. *Scholz*.
Patrologie, nach Wiest und eigenen Heften, Hr. Prof. *Pelka*.
Apologie der christl. Rel., Hr. Prof. *Haase*.
Geschichte der christl. Kirche, nach seinem Handbuch, Hr. Prof. *Pelka*.
Geschichte der christl. Kirche, Hr. Prof. *Herber*.
Biblische und kirchliche Geographie, *Derselbe*.
Dogmatik, nach Klüpfel, Hr. Prof. *Haase*.
Geschichte der Dogmen der katholischen Kirche, Hr. Prof. Herber.
Christl. Sittenlehre, nach Wanker, Hr. Prof. *Haase*.
Pastoraltheologie, nach eigenen Heften, *Derselbe*.
Über schädliche religiös-sittliche Volksvorurtheile, und die Art, wie künftige Religions-Lehrer dieselben ausrotten sollen, Hr. Prof. *Köhler*.
Das Kirchen-Privatrecht, besonders die kirchliche Gerichtsordnung, nach s. Analysis, Hr. Prof. *Pelka*.
Die Erklärung der Reformationsdecrete des tridentinischen Conciliums, ihrer Geschichte, ihres Sinnes, und der gesetzlichen Kraft, welche sie noch jetzt haben, *Derselbe*.

Jurisprudenz.

Juristische Encyklopädie und Methodologie, die Hnn. Prof. *Zachariä* und *Meister*.
Über das wissenschaftliche Studium der Rechtswissenschaft, Hr. Prof. *Unterholzner*.
Das Naturrecht, Hr. Prof. *Meister*.

Die Institutionen des gesammten Privatrechts, die Herren Prof. *Madihn* und *Meister.*
Die Institutionen des römischen Rechts, nach Heineccius, Hr. Prof. *Zachariä.*
Die Pandekten, die Hrn. Prof. *Meister* und *Unterholzner.*
Das reine römische Privatrecht, Hr. Prof. *Meister.*
Das Erbschaftsrecht, Hr. Prof. *Madihn.*
Das Personenrecht und den Procefs, *Derselbe*, nach seinen *Princ. Jur. Rom.*
Über die wichtigsten Lehren des preussischen Landrechts, in Verbindung mit einem Examinatorium über das römische Recht und mit praktischen Übungen, Hr. Prof. *Unterholzner.*
Römische Rechtsgeschichte und Staatsrecht der Römer, Hr. Prof. *Meister.*
Das deutsche Privatrecht, nach Runde, Hr. Prof. *Zachariä.*
Über die Constitution der fränkischen Monarchie unter Karl dem Grossen, Hr. Prof. *Sprikmann.*
Die Geschichte des deutschen Staats- und Privat-Rechts, *Derselbe.*
Das Lehn-Recht, nach Pätz, *Derselbe.*
Ein Examinatorium über die Institutionen des römischen Rechts, nach der Legalordnung, Hr. Prof. *Zachariä.*
Ein Disputatorium, in welchem die eigenen Ausarbeitungen der Zuhörer zum Grunde gelegt werden, wird Hr. Prof. *Zachariä* leiten.
Zu Vorlesungen über die Pandekten und das Kirchenrecht, erbietet sich Hr. Prof. *Madihn.*
(Hr. Dr. *Förster* wird nach seiner Rückkehr von einer literarischen Reise nach Italien seine Vorlesungen anzeigen.)

A r z n e y k u n d e.

Über einzelne Capitel aus der Geschichte der Arzneykunde, Hr. Prof. *Link.*
Die Geschichte der Geburtshülfe, Hr. Prof. *Andree.*
Fortsetzung der Erklärung des Celsus und Examinatorium darüber, Hr. Prof. *Berends.*
Über die Aphorismen des Hippokrates, Hr. Dr. *Guttentag.*
Vergleichende Anatomie, Hr. Prof. *Otto.*
Osteologie, *Derselbe.*
Die Lehre von den Blutgefäfsen, Hr. Prof. *Hagen.*
Die Nervenlehre, *Derselbe.*
Die vergleichende Physiologie, Hr. Prof. *Otto.*
Über thierische Elektricität, Hr. Prof. *Bartels.*
Anthropologie oder die Lehre von der physischen Entwickelung des Menschengeschlechts, *Derselbe.*
Physiologie des Menschen, *Derselbe.*
Pharmakologie, *oder die Lehre von der Kenntnifs und Bereitung der Arzneymittel*, Hr. Prof. *Link.*
Die Lehre von den Giften und Gegengiften, Hr. Prof. *Wendt.*
Über metallische Gifte, Hr. Prof. *Fischer.*
Über die vorzüglichsten Heilquellen Deutschlands, Hr. Prof. *Wendt.*
Die allgemeine Pathologie, Hr. Prof. *Berends.*
Specielle pathologische Vorlesungen, auf Verlangen, Hr. Prof. *Bartels.*
Die pathologische Zeichenlehre, Hr. Prof. *Wendt.*
Pathologische Anatomie des Menschen und der Thiere, Hr. Prof. *Otto.*
Die specielle Heilkunde der Fieber und fieberhaften Krankheiten, Hr. Dr. *Hofrichter.*
Die specielle Heilkunde der Krankheiten einzelner Theile, Hr. Prof. *Berends.*
Die Krankheiten des weiblichen Geschlechts, Hr. Prof. *Andree.*
Über die physische Erziehung und die Kinderkrankheiten, Hr. Dr. *Hofrichter.*
Über Kinderkrankheiten, Hr. Dr. *Guttentag.*
Die gesammte Chirurgie, mit Ausnahme der Augenheilkunde, Hr. Prof. *Benedict.*
Die Verbandlehre, *Derselbe.*
Die gerichtliche Arzneykunde und medicinische Polizey, *Derselbe.*
Einleitung in die gerichtliche Arzneykunde, Hr. Dr. *Kruttge.*
An diese Vorlesung wird derselbe die Betrachtung der Tortur in gerichtl. wissenschaftl. Hinsicht anschliessen.
Zur ärztlichen Klinik giebt im klinischen Institut Anleitung Hr. Prof. *Berends*, welcher auch *das ärztliche Poliklinicum* leitet.
Die praktischen Übungen in dem klinisch-chirurgischen Institut, so wie in dem chirurgischen Poliklinicum, leitet Hr. Prof. *Benedict.*
Die geburtshülfliche Klinik leitet in dem derselben gewidmeten Institut Hr. Prof. *Andree.*

Philosophische Wissenschaften.

P h i l o s o p h i e.

Logik und Dialektik, Hr. Prof. *Thilo.*
Das System der gesammten Philosophie, *Derselbe.*
Fortsetzung des philosophischen Disputatoriums, *Derselbe.*
Grundsätze der theoretischen und praktischen Philosophie, Hr. Prof. *Rohowsky.*
Die Principien der leibnitzischen Philosophie, Hr. Prof. *Kayssler.*
Die Anthropologie, *Derselbe.*

M a t h e m a t i k.

Geometrie, nach Lorenz, Hr. Prof. *Rake.*
Nach vorausgeschickter Einleitung in die höhere Geometrie, von den Linien der ersten und zweyten Ordnung, und die Theorieen einiger Curven höherer Ordnungen, so wie einiger transcendenten Curven, *Derselbe.*
Die ebene und sphärische Trigonometrie, nach seinem Lehrbuche, Hr. Prof. *Brandes.*
Über einige Theile der angewandten Mathematik, Hr. Prof. *Jungnitz.*
Die Buchstabenrechnung und Algebra, nach eigenem Plane, Hr. Prof. *Rake.*

Die Differential- und Integral-Rechnung, nach Lacroix, Hr. Prof. *Brandes.*
Über praktische und calculatorische Astronomie (privatissime), Hr. Prof. *Jungnitz.*
Über sphärische Astronomie, in Verbindung mit mathematischer Geographie, *Derselbe.*
Die Anfangsgründe der Astronomie für die, die in analytischen Rechnungen nicht erfahren sind, Hr. Prof. *Brandes.*

Naturwissenschaft.

Über specielle Theile der Experimentalphysik, nach seinem Handbuche, Hr. Prof. *Jungnitz.*
Die elektrisch-chemischen Elemente der Experimentalphysik, Hr. Prof. *Steffens.*
Die Lehre von Licht, Wärme und Farbe, *Derselbe.*
Die Principien der allgemeinen Physiologie, *Derselbe.*
Die Experimentalchemie, Hr. Prof. *Link* und Hr. Prof. *Fischer.*
Die chemischen Reagentien, Hr. Prof. *Fischer.*
Die technische Chemie, besonders die Chemie der Metalle, Hr. Dr. *Karsten.*
Allgemeine Naturgeschichte, nach eigenem System, Hr. Prof. *Gravenhorst.*
Naturgeschichte der in Deutschland befindlichen Thiere, und zwar diessmal *die Amphibiologie und Ichthyologie*, *Derselbe.*
Über die wichtigsten Gegenstände aus der Naturgeschichte, wie die Griechen und Römer sie kannten, Hr. Prof. *Schneider.*
Die Botanik, sowohl die Anatomie und Physiologie der Pflanzen, als auch die Kenntniſs der einzelnen Arten, Hr. Prof. *Link.*
Über die Kennzeichen der Gattungen und Arten der Pflanzen, nach dem linneischen System, Hr. Prof. *Heyde.*
Über die Krankheiten der Pflanzen, *Derselbe.*
Über die essbaren Pflanzen, welche in Deutschland wild wachsen, *Derselbe.*
Forstbotanik, Hr. Prof. *Weber.*
Oryktognosie, Hr. Prof. *C. v. Raumer.*
Geognosie, *Derselbe.*
Über die Sudeten, *Derselbe.*

Gewerbewissenschaften.

Landwirthschaft, nach eigenen Sätzen, Hr. Prof. *Weber.*
Über die Ökonomie, nach Beckmann, Hr. Prof. *Heyde.*
Die Fundamentallehre der Landwirthschaftswissenschaft, Hr. Dr. *Richtsteig.*
Die Lehre von der Viehzucht, *Derselbe.*
Die Grundsätze der technischen, mit der Landwirthschaft in Verbindung stehenden Gewerbe, *Derselbe.*

Staatswissenschaften.

Fortsetzung der Vorlesungen über die politische Ökonomie, und zwar über den anderen Theil, die Staatswirthschaft, nach seinem Lehrbuche Bd. II, Hr. Prof. *Weber.*
Politische Ökonomie, und zwar die Einleitung und den ersten Theil, oder die Nationalökonomie, nach seinem Lehrbuche, Bd. I, Hr. Prof. *Weber.*
Das Staatsrecht und die Lehre von der Staatsverwaltung, Hr. Prof. *F. v. Raumer.*

Geschichte und Alterthumswissenschaft.

Übersicht der Universal-Geschichte, Hr. Dr. *Kanngiesser.*
Alte Geschichte, Hr. Prof. *Wachler* und Dr. *Kanngiesser.*
Geschichte, und der Charakter Alexander des Grossen, Hr. Prof. *Wachler.*
Geschichte des Mittelalters, Hr. Prof. *F. v. Raumer.*
Die Kreuzzüge, *Derselbe.*
Alterthumswissenschaft, Hr. Dr. *Kanngiesser.*
Geschichte der literarischen Cultur bis gegen Ende des Mittelalters, Hr. Prof. *Wachler.*
(Hr. Dr. *Kephalides* wird nach seiner Rückkehr von einer literarischen Reise nach Italien seine Vorlesungen anzeigen.)

Philologie.

Die ersten drey Bücher der Ilias, Hr. Prof. *Heindorf.*
Tacitus Geschichte, *Derselbe.*
Die Episteln und Epoden des Horaz, *Derselbe.*
Die Erklärung des Pindars setzt fort Hr. Prof. *Rohowsky.*
Die Antigone des Sophokles erläutert *Derselbe.*
Cicero's tusculanische Untersuchungen erklärt *Derselbe.*
Die Anfangsgründe der arabischen Sprache, Hr. Dr. *Habicht.*
Das Leben des Timur, nach Golius Ausgabe, *Derselbe.*
Abdollatifs Denkwürdigkeiten Ägyptens, nach der Ausgabe des Dr. White, *Derselbe.*
Unterricht im Sprechen und Schreiben der arabischen Sprache, *Derselbe.*
Über altnordische Sprache und Literatur, Hr. Prof. *v. d. Hagen.*
Über der Niebelungen-Lied, nach seiner Ausgabe der Urschrift, *Derselbe.*
Die Anfangsgründe der syrischen Sprache, Hr. Prof. *Middeldorpf.*

Das philologische Seminarium steht unter der Leitung des Hn. Prof. *Heindorf*, welcher die Mitglieder desselben unterrichtet, und im Erklären sowohl als in eigenen Aufsätzen übet.

Unterricht in der französischen Sprache ertheilt Hr. *Poillon*; in der englischen und spanischen, Hr. *Jung*; in der italiänischen, Hr. *d'Ugolini* und *Thielemann*; in der polnischen, Hr. *Maciejowsky*; in der Musik, Hr. Capellmeister *Schnabel* und Hr. *Berner*; in der Reitkunst, Hr. Stallmeister *Meitzen*; im Fechten, Hr. *Cosarini*; im Zeichnen, Hr. *Siegert*; in der Schwimmkunst, Hr. *Knaut.*

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Mittwoch und Sonnabend um 2 — 4 Uhr [illegible]

daraus Bücher, theils zum Lesen in den dazu bestimmten zwey Zimmern, theils zum häuslichen Gebrauche gegeben. Die Bedingungen zeigt der gedruckte Anschlag am schwarzen Brete und an der Thür der Lesezimmer an. Auch stehen die drey Stadtbibliotheken an bestimmten Tagen zum öffentlichen Gebrauche offen. Der bey der Universität befindliche Apparat von physischen, astronomischen, anatomischen, physiologischen und naturhistorischen Instrumenten und Sammlungen wird den Liebhabern auf Verlangen gezeigt.

II. Neue Erfindungen.

Hr. Dr. *Jos. Weber*, Director des k. Lyceums und Professor der Physik in Dillingen, hat zu seinem 1807 entdeckten Doppelelektrophor (Harzscheibe ohne Schüssel, die auf einer Seite — E, auf der anderen + E zeigt) das Seitenstück, *den Doppelelektrophor aus Glas*, erfunden. Derselbe besteht aus einer Glasscheibe von 2 Schuh 4 Zoll im Durchmesser, die gehörig behandelt durchweg auf einer Seite + E und auf der anderen — E elektrisirt wird, und die elektrophorischen Phänomene auf beiden Seiten, beliebig + E oder — E, in *solcher Stärke* darstellt, als man sie bey einem gewöhnlichen Harzelektrophor von *gleicher Gröfse* wahrnimmt. Der ganze niedliche Apparat dient recht das physikalische Kabinet zu bereichern; aber er weiset auch zugleich auf die Natur der Elektricität hin, und fördert sonach eigentlich die Wissenschaft.

Der akademische Mechanicus und Lehrer an der Feyertagsschule, Hr. *Ramis* zu München, ist nach monatlangen Versuchen, lediglich mit den zambonischen Säulen oder dem Elektromotor, die Bewegung einer Uhr zu bewirken, vor wenigen Tagen so glücklich gewesen, seine Bemühungen mit gewünschtem Erfolge belohnt zu sehen. Der Zeiger der Uhr wird wirklich allein durch den zwischen den Säulen sich unaufhörlich hin- und herbewegenden Pfeil in Bewegung gesetzt, eine Erfindung, die alle Freunde der Physik und Mechanik sehr lebhaft interessiren wird, welche nun einem wissenschaftlichen Berichte darüber mit Verlangen entgegen sehen.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

In der *Köhlerischen* Buchhandlung in Leipzig ist in Commission zu haben:

Richters, A. L., musikalisches Schulgesangbuch. 4. 18 gr.

Spruchbuch für Schulen, eine Vorbereitung zur Religions- und Pflichten-Lehre, in 3 Cursus zusammengestellt von *M. A. Blenz*. 8. 4 gr.

C. A. Zellers, die Elemente der Sprachzeichenlehre, oder das Äufsere der Muttersprache u. s. w. Erkenntnifs und Übungsgegenstand mit einem Wand-Sylbenbuch, die Wechsel- und Wort-Sylben der Muttersprache. 8. 2te Aufl. 20 gr.

— — die Kriegsübungen der Elementarschule. Versuch eines Leitfadens für die, welche das sogenannte Exerciren als Lehrgegenstand bildend behandeln wollen. 8. 6 gr.

— — die Elemente der Rede, oder das Innere der Muttersprache als geordneter Redestoff, zur Beantwortung der Frage: wovon kann ich reden und was? 8. 6 gr.

— — die Elemente der Gestalt. 1stes Heft, enthaltend die Form und Gröfsenverhältnisse der Puncte und Linien, als Vorschule der Geometrie und des Zeichnens. 8. 6 gr.

— — die Elementarschule, ihr Personal, ihr Local und ihre Verfassung, mit einer Einleitung über das Wesen der Elementarbildung und der Schule, und das Verhältnifs der Elementarschule zu den übrigen, besonders denen gewidmet, welche seine Schulmeisterschule gelesen und benutzt haben. 8. 16 gr.

— — die christl. Religionslehrer. 1ster Theil, die evangelische Religionslehre, oder die Geschichte und Lehre Jesu selbst, als ein von dem Schüler selbst aus den 4 Evangelien zu bearbeitendes Evangelium, seine Geschichte und Lehre. 8. 12 gr.

Die Schriften des Herrn *C. A. Zeller* sind bereits rühmlichst bekannt, und bedürfen also keiner weiteren Anpreisung.

II. Auctionen.

Die im vorigen Jahre ausgesetzte Bücher-Auction des sel. Professor Klügel in Halle wird den 26 Junius d. J. sicher gehalten, und die Catalogen werden in der Ostermesse versendet werden.

Die über 15000 Bände enthaltende, alle Theile der Literatur umfassende Bibliothek des zu Berlin verstorbenen Predigers, Hn. *Gottlieb Ernst Schmid*, wird daselbst Anfangs Junii d. J. öffentlich versteigert werden. Das Verzeichnifs, aus 2 Theilen bestehend, ist (jeder für 4 Gr.) dort zu bekommen.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

April 1815.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Universitäten und andere öffentliche Lehranstalten.

Jena.

Verzeichniss der auf der Universität zu Jena im Sommerhalbjahre 1815 zu haltenden Vorlesungen.

(Der Anfang ist auf den 24 April festgesetzt.)

I. *Allgemeine Wissenschaften.*

Den zweyten Theil der allgemeinen Literaturgeschichte, das mittlere und neue Zeitalter enthaltend, trägt Hr. Geh. Hofr. *Eichstädt* vor.

II. *Theologie.*

Die Literargeschichte der theologischen Wissenschaften Hr. D. *Danz. Historisch-kritische Einleitung ins A. T.* nach Augusti Hr. Prof. *Güldenapfel. Den Jesaias* erklärt Hr. CR. *Lorsbach. Den Hiob derselbe. Die Psalmen* Hr. Prof. *Güldenapfel. Historisch-kritische Einleitung ins N. T.* nach eigenen Sätzen Hr. KR. *Gabler. Biblische Nosologie* für Theologen Hr. Geh. Hofr. *Gruner. Die Evangelien des Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes* liest cursorisch Hr. D. *Danz. Die Briefe Pauli an die Korinther und an die Hebräer* erklärt Hr. KR. *Gabler. Über die Natur und das Wesen des Christenthums* Hr. D. *Danz. Die Lehre von der Religion* Hr. Prof. *Baumgarten-Crusius. Den ersten grösseren Theil der Dogmatik* nach s. Handbuche Hr. D. *Schott. Den zweyten Theil der Dogmengeschichte* nach Münscher Hr. KR. *Gabler* öffentlich. *Die Beweisstellen des A. T.* Hr. D. *Schott. Über die messianischen Stellen des A. T.* Hr. Prof. *Baumgarten-Crusius. Symbolik* Hr. Prof. *Koethe. Theologische Moral* nach Vogel Hr. KR. *Gabler. Den ersten Theil der Kirchengeschichte* Hr. D. *Danz*, und nach Schröckh Hr. Prof. *Koethe. Praktische Theologie und Pastoralklugheit derselbe. Homiletische Übungen* leitet Hr. D. *Schott. Die Übungen des homiletischen Seminarium derselbe* unentgeltlich. *Examinatoria über die Dogmatik und die Dogmengeschichte* Hr. Prof. *Baumgarten-Crusius. Ein Examinatorium über die Kirchengeschichte* Hr. Prof. *Koethe.*

III. *Jurisprudenz.*

Juristische Encyklopädie und Methodologie Hr. Prof. *Baumbach*, und nach Wenck Hr. D. *Horn. Die Hauptpuncte der Literargeschichte des römischen Rechts* Hr. D. *Emminghaus* unentgeltlich. *Die Hermeneutik des römischen Rechts* nach Dictaten und nach Thibaut Hr. D. *Horn. Ulpians Fragmente* erklärt öffentlich Hr. Hofr. *Andreä. Die Geschichte des römischen Rechts* nach Hugo Hr. D. *Emminghaus* und Hr. D. *Horn. Dieselbe unter Justinian* öffentlich Hr. Prof. *Walch. Die Geschichte und Institutionen des römischen Rechts* nach Haubold Hr. Hofr. *Andreä*, und nach Hugo Hr. Prof. *Baumbach. Die Institutionen* nach Waldeck Hr. Prof. *Walch* und Hr. D. *Emminghaus*, nach Heineccius Hr. D. v. *Hellfeld*, nach dem bienerschen Heineccius Hr. D. *Horn*, und mit Hinzufügung der inneren Rechtsgeschichte Hr. Prof. *Schnaubert. Die vier Bücher der justinianischen Institutionen* erklärt Hr. D. *Horn; das erste derselbe* ausserdem unentgeltlich. Die *Pandekten* Hr. Hofr. *Schweitzer. Auserlesene Capitel des Civilrechts* Hr. Hofr. *Seidensticker* öffentlich. *Das Fragm. 23. Dig. 50, 16* erklärt öffentlich Hr. Hofr. *Gensler. Die Lehre von der Verjährung* unentgeltlich Hr. D. *Paulssen. Deutsches Privatrecht* nach seinen Heften Hr. Hofr. *Seidensticker. Lehnrecht* nach Böhmer Hr. Geh. Justizr. *Schnaubert* und Hr. D. *Schnaubert. Die Hauptlehren des deutschen Territorial-Staatsrechts* Hr. Geh. Justizr. *Schnaubert* öffentlich. *Kirchenrecht* nach eigenem Lehrbuch *derselbe* und Hr. D. *Schnaubert. Das in Deutschland geltende Criminalrecht* nach Meister Hr. Hofr. *Seidensticker*, nach Feuerbach Hr. Prof. *Schnaubert*, und mit beständiger Rücksicht auf Feuerbach Hr. Prof. *Baumbach. Die Theorie des Civil-Processes* nach Martin Hr. Hofr. *Gensler* und Hr. D. *Paulssen. Die Theorie des Criminal-*

Processes nach eigenen Dictaten Hr. Prof. *Schnaubert*. Ein *Practicum und Relatorium* Hr. Hofr. *Gensler* und Hr. Prof. *Walch;* blofs das *erstere* nach Oelz Hr. D. *Paulssen*. Ein *Examinatorium und Repetitorium über die Anfangsgründe des Civilrechts* Hr. Hofr. *Schweitzer;* über die *Institutionen* oder *Pandekten* Hr. D. *v. Hellfeld* und Hr. D. *Emminghaus;* über die *letzteren* nach Thibaut Hr. D. *Schnaubert*. *Disputatoria* Hr. Hofr. *Schweitzer* und Hr. Hofr. *Andreä*.

IV. *Medicin.*

Osteologie nach Loder, mit Zuziehung der Thierskelette auf dem herzogl. anatomischen Museum, Hr. Hofr. *Fuchs*. *Angiologie und Neurologie derselbe*. *Syndesmologie* nach Loder *derselbe* öffentlich. *Gerichtliche und chirurgische Anatomie derselbe*. *Physiologie des Menschen* Hr. Bergr. *Voigt*, u. Hr. Hofr. *Oken*. *Semiotik* nach s. Handbuche Hr. Geh. Hofr. *Gruner*. *Generelle Pathologie und Therapie* nach Dictaten Hr. MR. *Löbenstein-Löbel*. *Den ersten Theil der speciellen Pathologie und Therapie*, die *exanthematischen* und *epidemischen* oder die sogenannten *acuten Krankheiten* umfassend, nach Dictaten, Hr. MR. *Kieser*. *Die gesammte Pathologie, sowohl generelle als specielle*, Hr. KR. *v. Hellfeld*. *Die specielle Therapie* setzt Hr. Hofr. *Succow* fort. *Über die Kinderkrankheiten* Hr. KR. *v. Hellfeld*, und Hr. MR. *Löbenstein-Löbel*. *Über die Augenkrankheiten* nach Dictaten Hr. Hofr. *Stark* und Hr. MR. *Löbenstein-Löbel*. *Pharmakologie* mit der *Kunst, Recepte zu schreiben*, Hr. Hofr. *Succow*. *Die Entbindungskunst*, theoretisch und praktisch, in Verbindung mit den *Krankheiten der neugeborenen Kinder*, Hr. Hofr. *Stark*. *Die klinischen Übungen* leiten Hr. Hofr. *Stark* und Hr. Hofr. *Succow*. *Die praktischen Übungen in der Geburtshülfe* Hr. Hofr. *Stark* und Hr. D. *Schnaubert*. *Chirurgische Operationen an Leichnamen* Hr. Hofr. *Stark*. *Gerichtliche Medicin* nach Metzger Hr. Geh. Hofr. *Gruner* und Hr. MR. *Löbenstein-Löbel*. *Thierarzneykunde* Hr. Hofr. *Fuchs*. Zu Vorlesungen über andere Theile der Medicin („deren viele nach dem gegenwärtigen Zeitgeiste vernachläſsigt werden") erbietet sich Hr. Geh. Hofr. *Gruner*. Hr. Prof. *Stark* und Hr. D. *Walch* werden ihre Vorlesungen künftig anzeigen.

V. *Philosophie.*

Logik nach Dictaten Hr. Prof. *Bachmann*. *Logik und Metaphysik* nach Jacob Hr. D. *Lommatzsch*. *Die Combinationslehre derselbe*. *Das System der Philosophie*, in drey Theilen, wovon der erste die *Dialektik* oder *Metaphysik*, der zweyte die *Physik* oder *Naturphilosophie* und der dritte die *Ethik* oder *Politik und Moral* begreift, nach Dictaten Hr. Prof. *Bachmann*. *Philosophische Anthropologie* oder *Psychologie* Hr. Hofr. *Hennings*. *Das Buch des Bischofs Nemesius über die Natur des Menschen* erklärt Hr. Prof. *Baumgarten-Crusius* öffentlich, um die *Veränderungen der Psychologie* zu erläutern. *Das Naturrecht oder die Rechtsphilosophie* nach Hugo Hr. Prof. *Baumbach*. *Ästhetik* nach s. Handbuche Hr. Prof. *Bachmann*. *Den Theil der Pädagogik*, *welcher das Landschulwesen angeht*, nach Schwabe Hr. Prof. *Güldenapfel* öffentlich.

VI. *Mathematik.*

Reine Mathematik, mit *Geodäsie* verbunden, Hr. Hofr. *Voigt*. *Angewandte Mathematik*, mit vorausgeschickter Einleitung in die *höhere Mathematik*, nach eigenen Sätzen *derselbe*. *Physikalisch-mathematische Geographie derselbe* öffentlich. Seine gewöhnlichen Vorlesungen über die *Mathematik* setzt Hr. Prof. *v. Munchow* fort.

VII. *Naturwissenschaften.*

Naturgeschichte nach Blumenbach Hr. Bergr. *Voigt*. Die specielle Naturgeschichte, besonders *Zoologie*, nach s. Lehrbuche Hr. Hofr. *Oken*. *Zoologie* nach s. Handbuche Hr. Bergr. *Lenz*. *Die Naturgeschichte der Insecten* Hr. Forstr. *Graumüller*. *Botanik* Hr. Hofr. *Oken*, und mit Excursionen verbunden Hr. Bergr. *Voigt*. *Theoretische und praktische Botanik* nach den Systemen von Jussieu und Batsch, mit Excursionen verbunden, nach seinen Handbüchern Hr. Forstr. *Graumüller*. *Die Naturgeschichte der Flechten*, *Algen*, *Moose* u. s. w. *derselbe*. *Die Anatomie und Physiologie der Pflanzen* nach s. Grundzügen Hr. MR. *Kieser*. *Ökonomische und technische Botanik* mit Excursionen Hr. Forstr. *Graumüller*. *Mineralogie* nach s. Handbuch Hr. Bergr. *Lenz*. Die Übungen der herzogl. mineralogischen Gesellschaft leitet *Derselbe*. *Theoretische und Experimental-Physik* nach Mayer Hr. Hofr. *Voigt*. *Allgemeine Chemie*, mit Experimenten erläutert, nach s. Handbuche Hr. Bergr. *Döbereiner*. *Die Chemie der Pflanzen und Thiere*, als den zweyten Theil der allgemeinen Chemie, nach s. Handbuche *Derselbe*.

VIII. *Staats- und Cameral-Wissenschaften.*

Die Hauptsätze der Politik nach s. Handbuche Hr. Hofr. *Luden*. *Über das, was jetzt jedem Deutschen zu wissen und zu thun hauptsächlich nöthig ist*, nach Jahns deutschem Volksthum Hr. D. *Paulssen* unentgeltlich. *Nationalökonomie*, *Polizey- und Finanz-Wissenschaft* nach Dictaten Hr. Prof. *Sturm*. *Die sämmtlichen Wissenschaften der Agronomie und Agricultur* lehrt *Derselbe* theoretisch und praktisch in seinem ökonomischen Institute zu Tieffurth. *Forstwissenschaft* Hr. Forstr. *Graumüller*.

IX. *Geschichte.*

Den ersten Theil der Universalgeschichte nach s. Handbuch Hr. Hofr. *Luden*. *Die Geschichte*

der europäischen Staaten vom Ende des 15 bis zum Ende des 18 Jahrhunderts Derselbe. Deutsche Alterthümer Hr. Bergr. *Lenz* öffentlich. *Diplomatik* nach eigenen Sätzen Hr. Bergr. *Lenz.*

X. *Philologie.*

1. *Allgemeine philologische Wissenschaften. Philologische Encyklopädie* Hr. Geh. Hofr. *Eichstädt. Allgemeine Sprachwissenschaft* nach Bernhardi Hr. D. *Paulssen.*

2. *Orientalische Literatur. Grammatisch-analytische Vorlesungen über auserlesene Stellen des A. T.* hält Hr. Prof. *Güldenapfel. Jahns Chrestomathia chaldaica* erklärt Hr. CR. *Lorsbach.* Privatunterricht im *Hebräischen* giebt Hr. Prof. *Güldenapfel*, im *Syrischen* und *Arabischen* Hr. CR. *Lorsbach.*

3. *Griechische und römische Literatur. Die Iliade des Homer* erklärt Hr. Geh. Hofr. *Eichstädt. Die drey ersten Bücher der Odyssee* Hr. D. *Pazig. Den Catull* Hr. D. *Paulssen. Die zwey ersten Bücher der Oden des Horaz* Hr. D. *Pazig. Die philologischen Übungen der herzoglichen lateinischen Gesellschaft* leitet Hr. Geh. Hofr. *Eichstädt* öffentlich. *Ebenderselbe* setzt das *Examinatorium mit den* unter seiner Aufsicht stehenden *Landeskindern* fort, von welchen er für diessmal die Iliade erklären lässt. Privatunterricht im *Griechischen* und *Lateinischen* ertheilen Hr. Geh. Hofr. *Eichstädt* und Hr. D. *Pazig.*

4. *Neuere Sprachen. Italiänisch* lehrt Hr. *de Valenti.*

XI. *Freye Künste.*

Reiten lehrt Hr. Stallmeister *Seidler. Fechten* Hr. Fechtmeister *Bauer. Tanzen* Hr. Tanzmeister *Hess. Musik* Hr. Concertmeister *Domaratius* und Hr. *Richter. Zeichnen* Hr. Zeichenmeister *Oehme.* Die Kunst, anatomische Gegenstände zu zeichnen, Hr. D. *Roux. Die Kupferstecherkunst* Hr. Kupferstecher *Hess. Mechanik* Hr. Hofmechanicus *Otteny* und Hr. *Schmidt.*

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

So eben ist bey mir erschienen und an alle guten Buchhandlungen verschickt worden:

Tübinger Blätter für Naturwissenschaften und Arzneykunde. Herausgegeben von *v. Autenrieth* und *v. Bohnenberger.* I Band 1 Stück. 8. broch. 1815.

Drey Stücke, die in Hinsicht auf die Zeit ihrer Herausgabe zwanglos erscheinen, bilden einen Band, und kosten 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr 8 gr. Nach den verschiedenen Wünschen der Herren Abnehmer werden auch die einzelnen Bogen mit der Post versendet, und es kann bey jedem Postamt darauf Bestellung gemacht werden, wo alsdann aber bey dem Preise eine kleine Erhöhung Statt findet.

Tübingen im Febr. 1815.

C. F. Osiander.

Bestellungen hierauf übernimmt *F. Ch. W. Vogel* in Leipzig.

An alle Buchhandlungen ist versandt:

Aeschinis et Demosthenis orationes de corona ex recens. *J. Bekkeri*, accedunt Scholia partim inedita. 8 maj. 1 Rthlr. 12 gr. Schrbp. 1 Rthlr. 20 gr. engl. Papier 2 Thlr. 12 gr. Velin. 2 Thlr. 21 gr.

Dzondii, *C. H.*, *de inflammatione aphorism.* Liber primus. 8 mag. 10 gr.

Musaei Grammat. de Hero e et Leandro carmen, recens. et illustr. *E. A. Moebius.* 12. 12 gr.

Schnee's, *G. H.*, Lehrbuch des Ackerbaus und der Viehzucht für Landschulen und zum Selbstunterricht für angehende Landwirthe. 8. 5 gr.

Timoleon der Befreyer, ein dramat. Gedicht von *Ernst Raupach.* gr. 8. St. Petersburg. 20 gr.

Schramm's, *A.*, Hausbuch für den Unterricht in der Naturgeschichte als Wiederholungsbuch für Schüler bestimmt. 1 Cursus. 8. 8 gr. (zwölf Exempl. für 3 Thlr.)

Landwirthschaftliche Zeitung auf 1815 Jan. und Febr. Der Jahrgang 2 Thlr. 16 gr.

Hemmerde und *Schwetschke*,
Buchhändler in Halle.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Zur *Kirchenvereinigung.* Eine Streitschrift gegen eines Ungenannten Glückwünschungsschreiben an die, zur Aufstellung neuer liturgischer Formen von S. M. dem Könige von Preussen ernannte Commission, von D. *L. Beckedorf*, herzogl. anhalt-bernburg. Hofrath. 8. Halle bey *Hemmerde u. s. w.* Preis 12 Gr.

Von

Johann Georg Balling System der Naturphilosophie. Würzburg gedruckt bey Dorbath. Mit sechs Zeichnungen in Steindruck. 1813. XVI und 204 S. 8.

sind Exemplare zu 1 fl. 30 kr. rhein. beym Hn. D. *Heselbach* im II Districte No. 331 und beym Hn. Rechnungs-Assistent *Kaufmann* I District No. 58 in Würzburg zu bekommen.

Vom Hn. Prof. *Thenard* in Paris find kürzlich 2 Bände feiner Chemie erfchienen. Der bekannte Name des Verfaffers liefs fchon ahnden, was man von ihm zu erwarten habe: die Ausführung hat der Erwartung entfprochen. Der Unterzeichnete hat defswegen bereits eine Überfetzung angefangen, deren erfter Band in nächfter Michaelis-Meffe unter folgendem Titel erfcheinen wird:

J. Thenard, Profeffor der Chemie zu Paris, Anfangsgründe der theoretifchen und praktifchen Chemie. 1r Band, aus dem Franzöfifchen überfetzt und mit Anmerkungen verfehen.

Göttingen, den 12 März 1815.

Dr. *C. v. Crell*,
königl. hannöv. Hofrath.

Jetzige Ofter-Meffe erfcheint in *Hendels* Verlage in Halle:

E. F. Germar, *Magazin der Entomologie*. Erften Bandes 2tes Heft. 8. Halle. 18 Gr.

Es enthält: 1) Beobachtungen über die Blattläufe von *Kyber*. 2) Abh. über die Gattung *Anthidium* von *Latreille* (a. d. Franz.). 3) Auszug aus den entomolog. Beobachtungen in *von Humboldts* und *Bonplands* Reife. 4) Literatur. 5) Mifcellen und Correfpondenz-Nachrichten.

Bey *Rommerskirchen*, Buchhändler in Köln, werden noch vor Ende Aprils die Preffe verlaffen:

Briefe über den Idealismus. 2 Theile. 8.

Demians Reife durch die vormals franzöfifchen Departemente zwifchen der Mofel und Maas. Erfter Band, welcher die Reife von Luxemburg über Trier, Coblenz, Bonn nach Köln und eine getreue Topographie und Statiftik und der dazu gehörigen Gebiete enthält. gr. 8.

II. Bücher zum Verkauf.

Ein vollftändiges Exemplar der Allg. Jenaifchen Literaturzeitung von ihrem Anfange an nebft ihrer Fortfetzung in Halle bis zum J. 1812 in gelbem Pappeband foll an denjenigen, welcher binnen zwey bis drey Monaten das höchfte Gebot thut, käuflich überlaffen werden, und hat man fich defshalb in portofreyen Briefen an Hn. Poft-Secretär *Schuberth* in *Weiffenfels* zu wenden.

Den 1 April 1815.

III. Auctionen.

Den 31 Julius d. J. wird zu Regensburg die fünfte fürftlich palmifche Bibliothekverfteigerung ihren Anfang nehmen. Eine nicht unbeträchtliche Sammlung von Reifebefchreibungen und Landcharten, verfchiedene andere grofse geographifche, genealogifche und heraldifche Werke, mehrere Bücher aus dem Fache der Gefchichte, auch Kupferwerke, Handfchriften und andere Seltenheiten, insbefondere ein paar Handfchriften von alten deutfchen Dichtern und Chroniken verdienen, dafs die Bücherliebhaber auch diefer Abtheilung volle Aufmerkfamkeit fchenken. Katalogen davon find während der Oftermeffe zu Leipzig in der Buchhandlung des Herrn *Gleditfch* u. aufserdem in den Buchhandlungen der Herren *Fleifchmann* in München, *Cotta* zu Stuttgardt, *Simon* zu Frankfurt a. M., *Grattenauer* und *Zeh* zu Nürnberg, ferner zu Gotha in der Expedition des Anzeigers und zu Landshut bey Herrn Bibliothekcuftos *Harder* zu bekommen.

Auch kann man in vorgedachten Buchhandlungen zugleich einen Katalog über des verftorbenen K. Stadtphyficus zu Regensburg Hn. D. *Gemeiners* medicinifchen und aftronomifchen Bücher- und Inftrumenten-Nachlafs zur Einficht erhalten, welcher den 17 May gleichfalls zu Regensburg verfteigert wird.

Eingetretene Umftände machen es nöthig, dafs die Verfteigerung der Bibliothek des verewigten Hn. Hofr. *Wieland*, welche den 3 April vor fich gehen follte, bis zum 12 Junius d. J. verfchoben werde. Am letztgenannten Tage wird fie aber ohnfehlbar ihren Anfang nehmen, und die Herrn Intereffenten werden erfucht, ihre Aufträge vor diefem Termin an die in dem Verzeichnifs felbft genannten Commiffionärs zeitig einzufenden. Auch find noch Kataloge im hiefigen herzogl. fächf. privil. Landes-Induftrie-Comptoir, und von diefem durch alle Buchhandlungen, fo wie auch beym Hn. Hofcommiffär *Fiedler* in *Jena* zu bekommen.

Weimar im März 1815.

Die am 10 April angefetzte Bücher-Auction in Weimar wird erft den 22 May angehen. Es befindet fich darin ein fehr gut gehaltenes Exemplar der allgemeinen Literaturzeitung vom Jahr 1785 bis 1799 nebft dem Repertorium derfelben. Den 12 Junius nimmt die *Wielandfche* Bücher-Auction ihren Anfang. Von beiden find die Katalogen in der *Lefebibliothek* zu *Weimar*, und beym Hn. Hofcommiffär *Fiedler* in *Jena* zu bekommen, als wo felbft auch zu beiden Auctionen Aufträge in frankirten Briefen angenommen werden.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

April 1815.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

In der neuen Societäts-Verlags-Buchhandlung ist so eben erschienen, und daselbst wie in allen Buchhandlungen zu bekommen:

1) Handbuch der preussischen Geschichte. Von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Der Jugend und allen Verehrern des Vaterlandes gewidmet von *Karl Friedrich Tzschucke*. Erster Theil, enthält die ältere Geschichte. Mit 2 Kupfern. Auf Druckpapier 1 Thlr. 12 gr. auf holländisches Schreibepapier 1 Thlr. 20 gr.
2) Handwörterbuch für deutsche Sprachreinigung. Druckpapier 1 Thlr. 6 gr.; Schreibpapier 1 Thlr. 20 gr. Schweizerpapier in Maroquineinband 2 Thlr. 20 gr.
3) Whistspiel, die neueste Anweisung zur leichten und gründlichen Erlernung. Mit einer Anlegetafel. Von D. *C. G. F. v. Düben*. 8. Geh. 4 gr.
4) *Longin, C. G. von*, vollständige Regeln und Gesetze des L'Hombre-, Quadrille- und Cinquille-Spiels. Aus dem Englischen übersetzt, von D. *C. G. F. von Düben*. 8. geh. 10 gr.

II. Vermischte Anzeigen.

Bemerkungen
zu
Kolbs historisch-statistisch-topographischem Lexicon von dem Grosherzogthum Baden.
Karlsruh, b. Macklot 1813. 8.
[Vgl. Jen. Allg. Lit. Zeitung 1814. No. 196.]

Diese Arbeit ist nicht blos für die *Rheinländer*, sondern für die Geschichte von ganz *Deutschland* von solcher Wichtigkeit, dass Jeder sein Mögliches zur Vervollkommnung derselben beyzutragen verpflichtet ist. Der Vf. hat das Werk mit so viel Geschichts- und Landes-Kenntniss, mit so viel Talent und Fleiss unternommen, und ist überdiess als *Archivar* in die günstigsten Verhältnisse für die gründliche Entwickelung der uralten Geschichte jener Gegenden gesetzt, dass man von ihm Alles erwarten kann, was bey der Schwierigkeit eines solchen Unternehmens zu leisten möglich ist. Wo ist ein Ländchen in Deutschland, in dem man noch jetzt lebende Familien zurückführen kann bis ins *allemanische* Heidenalter vor der Schlacht bey *Zülpich* 496, wie es der Vf. mit der *steinischen* und *schauenburgischen* Familie aus der *Ortenau* gethan hat, von der der jetzige Minister *Stein*, und der französische General noch Zweige sind? Wo findet man in Deutschland Klöster, welche schon unter *Gregor* dem Grossen, vor dem heiligen *Gallus* und *Pirminius*, also vor *St. Gallen*, der *Reichenau*, *St. Blasien* gestiftet worden, wie *Schuttern* (*Offoniscella*) in der *Ortenau* schon vor dem Jahr 600? *Dagobert*, der 620 zur Regentschaft kam, hat schon diesem Kloster Güter geschenkt. Auch hat keine Gegend so viele und so wohl erhaltene römische Denkmäler aufzuweisen, wie das *Breisgau*, z. B. das Bad zu *Badenweiler*, welches als Muster für andere gebraucht wird. Endlich war im Mittelalter der Oberrhein, *Worms*, *Speier*, *Strassburg*, *Breysach*, *Basel* der Schauplatz, das Herz aller Verhandlungen und Kriege des deutschen Reiches. Hier hat *Ariovist* gegen *Cäsar* gefochten; hier hat sich *Tiberius*, *Drusus*, *Probus*, *Constantinus*, *Julian*, *Valentinian*, *Gratian* geschlagen gegen die deutschen Helden, *Triar* (?), *Chonodomar* (*Gundemar*), *Vadomar* u. A.; hier war der Sitz der berüchtigten *Brunhilde*, der austrasischen und selbst fränkischen Könige *Childebert*, *Theodobert*, *Theuderich*, *Siegbert*, *Chlotar II* und *Dagoberts* des Grossen; hier haben die *Merowinger*, die *Pipinger* und *Karolinger* unaufhörliche Kriege geführt; hier die *Ottonen*, *Friedricke* und *Heinricke* ihr Heil und Glück versucht; hier haben die *Habsburger*, *Lotharinger*, *Zähringer*, *Fürstenberger*, *Schwarzenberger* ihr Haus. Es verdient daher dieses Land und dessen Geschichte so genau als möglich bestimmt zu werden. Ich wünsche, dass folgende Bemerkungen, Angaben, Winke, Zweifel, Wünsche etwas dazu beytragen mögen. Sie fliessen aus der vollkommensten Achtung für den mir unbekannten Vf., aus der Achtung für die Wissenschaft und aus der Liebe für mein Vaterland.

Die Bemerkungen sind nun folgende. Es sollten angeführt werden:

1. Wo möglich bey jedem Ort die *geographische Lage*, Breite und Länge. Schon *Cassini's* Messungen leisten hierin Vieles. Fast Alles ist aber in *Ammanns* und *Bohnenbergers* Charten zu finden.

2. Die *Höhe* über der Rhein- und Meeres-Fläche. (*Wild* (in Mühlheim) hat eine bedeutende Zahl bestimmt. Der Bodensee liegt 1089 F. überm Mittelmeer.

3. Die *Himmelsgegend*, nach der besonders kleine, unbekannte Dörfer, Weiler oder gar Höfe, in Bezug auf mehrere bekannte Städte oder Flüsse, liegen, durch welche Bestimmung man sogleich sich zu finden weiss, besonders der, der nicht immer die Charten bey der Hand hat. Der Vf. hat sich manchmal in den Weltgegenden geirrt; z. B. *Karlsruh* läge *westlich* vom Rhein, östlich von Durlach. Wenn Ptolomäus so was gesagt hätte!

4. Die *Entfernung* eines Orts von mehreren anderen, bekannteren und im Kreise liegenden. Zu sagen: der Ort liegt in dem und dem Bezirksamte, bestimmt nichts. — Diese vier Bestimmungen sollten gleich vom Anfang, unmittelbar hinter dem Ortsnamen, folgen. Z. B. — O., Stadt, Hauptstadt in der O., 4 Stunden S.O. (Südost) von St., 12 St. N. von F., 10 St. S. von R., unter 48 Grad, — Minuten NB., 25 Gr., — M. Ostlänge (vom Ferrö-Meridian), 60 Fuss (etwa) über dem Rheinspiegel, mithin 1000 (ungefähr) über dem Mittelmeere. Nun folgen die weiteren Bestimmungen: dicht am rechten Ufer des K.flusses, in einer grossen Ebene, so weit von dem Vorgebirge des Schwarzwaldes u. s. w. Dann sollte bey jedem Ort angegeben seyn:

5. Das *Wappen*, und zwar vollständig blasoniert; weil daraus viel Geschichtliches abzuleiten ist. Ich rechne hieher nicht bloss das Wappen des Landes, sondern auch der Gauen, Städte, Klöster, und selbst die *Dorfzeichen*, deren am Rhein jedes Dorf hat, wovon die meisten bedeutungsvoll sind.

6. Die *Mundart*, ob *rheinisch*, wie man meist im eigentlichen Rheinthal oder in der Rheinebene und im nördlichen Schwarzwald spricht, oder *schwäbisch*, wie jenseits, östlich des Schwarzwaldes, oder *schweizerisch*, wie im obern Schwarzwald, gegen und an dem Bodensee. Vielleicht könnte man die *pfälzer* Mundart unterscheiden, die ziemlich so weit gehört wird, als das speierer Bisthum reicht.

7. Die *altdeutschen Ortsnamen.* Dergleichen kommen zu Hunderten vor. Ihr Anfangsbuchstab, die Vocale, haben sich oft so verändert, dass sie dem neuen Namen nicht mehr gleich sehen. Was ist z. B. *Chenigun*, *Erbiboldszell*, *Martinau*, *Prisigauge*, *Chintzaha*, *Gunderswiler*, *Nuwewiler*, *Ochenheim*, *Baldingen*, *Hidingen*, *Bodelesbach* u. a. Wie oft werden dergleichen alte Dörfer bey Klöstern als Schenkungen genannt. Aber wo liegen sie? Im Alphabet sind sie nicht zu finden.

8. Die *lateinischen* und *griechischen* Benennungen, sowohl hinter den deutschen, als auch alphabetisch. *Budoris* ist meines Erachtens *Büdingen.*

9. *Ausmittelung der altrömischen Ortsnamen*, oder derer, die in ihren Kriegen mit den Allemannen genannt werden. Z. B. *Tarodunum*, *Solicinium*, *Mons Pirus*, *Capellatium*, *Lupodunum*, *Sanctio*, *Utuntae s. Uruncae*, *Tenedo*, *Sylva martiana*, *orcynia* u. a. *Tarodunum* für *Dornstetten* im Wirtenbergischen erklären, wie die Philologen thun, ist wider die Geographie. Ich wage aus Gründen, es durch *Zarten* hinter *Freyburg* zu übersetzen, und selbst den *zähringischen* Stamm daher zu leiten. Ebenso ist *Ortenau*, ehemals *Martinau*, nichts anderes als (*Sylva*) *Martiana*, *Ortiinia*. Sie ist das eigentliche Herz der *Sylva Martiana*, ebenso wie man in *Franken* selbst nur *Würzburg* das *Frankenland*, wie man die *Rheingegenden* im übrigen Deutschland allein das *Reich* vorzugsweise nennt.

10. *Verschwundene Örter*, sind wichtig für alte Geschichte. Manchmal ist es zwar geschehen, aber, wie es scheint, nur zufällig.

11. Da es nicht bloss ein *geographisches*, sondern auch ein *historisches* Lexicon seyn soll: so müssen auch *die Namen der Familien* nach der Reihe abgehandelt werden, versteht sich solcher, denen ein Schloss, Dorf, Stadt u. s. w. gehörte, sie mögen noch blühen oder ausgestorben seyn.

12. *Alle Namen der alten Herzöge*, Grafen, Landvögte, Kaiser, Klöster, wenn auch *ausländische*, welche da geherrscht oder Besitzungen gehabt haben. Namen wie *Chlodwig*, *Chlothar*, *Childerich*, *Dagobert I* und *II*, *Pipin*, *Karl d. Gr.*, *Karl d. Dicke*, *Arnulf*, *Otto*, *Rudolf*; dann *Bucelin*, *Leuthar*, *Ettiche*, *Leuthold*, *Gottfried*, *Willicher*, *Burkard*, *Berthold* u. A. sollten in solchem Buch nicht fehlen. Selbst nicht *Ariovist*, *Vadomar*, *Withigav*, *Marbod*, *Chnodomar* u. A. Sollten nicht die *Böcklin* in *Rust* von *Bucelin* abstammen?

12. Auch die Namen der Völker, die da Deutschland gegen die Römer durch 450 Jahre vertheidigten; also *Latobriger*, *Tulinger*, *Trebucher*, *Markmannen*, die Bewohner der *Decumaten*, die *Allemannen.* Dass dieser Artikel ausgelassen ist, ist unverzeihlich. Er sollte der weitläuftigste seyn, und könnte das Argumentum zum ganzen Buch enthalten. Da die *Ortenau* einmal zu *Ostfranken* gehörte: so muss auch dieser Artikel aufgenommen werden, wie nicht minder das *Confinium allemannicum*, wodurch die *Ortenau* von *Schwaben* abgesondert wurde. Ebenso die Namen und Grenzen der *Comitatus* und *Marken.* Was begriff *Comitatus argentoratensis* in sich, den Dagobert II als Appanage besass? Was *Comitatus Adalberti*, *Hugonis* u. s. w.?

13. Die Namen der ersten *allemannischen Apostel und Heiligen*, z. B. *St. Fridolin*; es scheint sich wohl gegen den gelehrten Fürst-Abt *Gerbert* beweisen zu lassen, dass er schon vor 500 oder wenigstens im Anfange des 6ten Jahrhunderts in *Seckingen* lehrte; *St. Landolin*, *Trutpert*, *Pirminius*, *St. Odilia*, *Amand*, *Arbogast*, selbst *Matern*, der Jünger des Apostels Petrus.

14. *Grosse Künstler* und *Gelehrte*, *Klosterstifter*, *Begaber*; *Städteerbauer* u. s. w. *Erwin* von *Steinbach*, Erbauer des *strassburger* Münsters, *Offo*. Wie verhält es sich eigentlich mit diesem so wichtigen Manne, der Städte und Klöster schon im J. 600 erbaute? Woher kommt die Sage, dass er ein englischer König gewesen? Etwa von *Offa*, der aber erst mit *Karl d. Gr.* lebte? Sollte er nicht *Dagoberts* Referendar *Oven* oder *Dado* seyn? Ist der Stamm des reichen *Otberts* nicht näher zu bestimmen? *Rudhard*, der Stifter von *Gengenbach*, der Pulver-Erfinder *Schwarz*, *Herm. contractus*, u. A.

15. *Volkssagen* sind nicht zu verachten: z. B. von dem *Esel* beym Kloster *Allerheiligen*, dem *bodmannischen* Kind, dessen Vater im heiligen Land gewesen, dem h. *Pirmin* mit dem reichenauer Ungeziefer, von der h. *Odilia*, vor der sich der Felsen hinter *Freyburg* geöffnet habe u. s. w.

16. Sollten billig die Quellen angegeben werden, aus denen der Vf. geschöpft hat. Manche Angaben sind so neu, und erregen durch ihre Kühnheit ein Stutzen, das vermieden würde, wenn man wüsste, worauf sie sich gründen. Benutzt er Archive: so wäre es billig, dass er die Diplome und den Ort ihres Aufenthalts angäbe. Ebenso verdienen Gelehrte, die vielleicht ihr Leben darüber zubrachten, manche Geschichte aus der Dunkelheit hervorzugraben, dankbare Nennung.

17. Auch sollte die Abstammung der alten Benennungen berücksichtigt werden. Woher der Namen *Breisgau*, *Ortenau*, *Gengenbach*, *Zähringen u. s. w.*

18. *Römische Alterthümer*, bey welchem Artikel alle Meilensteine, Altäre, Bilder, Ruinen herzuzählen sind.

19. Endlich ebenso *deutsche* Alterthümer, wovon aber wenig übrig seyn wird.

Dieses alles sollte bey grösseren Orten, deren Schilderung mehrere Seiten einnimmt, in gewisser Ordnung auf einander folgen. Etwa 1. geographische Lage, 2. politische; Gau, Kreis, Amt, Bisthum; 3. innere Verhältnisse des Orts, a. der Gebäude, b. der Einwohner, Verfassung, Erwerb u. s. w., c. Geschichte; 4. Quellen der Geschichte.

So viel von der Einrichtung: nun von der vorliegenden Arbeit selbst.

1. Die Geschichte der Römer im Lande ist nachlässig behandelt, und doch fehlt es eben nicht so ganz an Angaben. Sie muss aber topographisch und chronologisch dargestellt werden. Es muss nicht heissen, wie man immer liest: „*Gratian* hat die Allemannen geschlagen, ist über den Rhein gegangen, und hat sie bis in das Gebiet der *Lentinenses* verfolgt:" sondern „er hat sie im Jahr NN, im Monat NN, und am Tage NN *da* oder *dort* geschlagen, und ist so viel Tage nachher *hier*, bey dem Ort NN, über den Rhein in Schiffen oder auf einer Brücke gegangen, ist über *Tarodunum* (welches jetzt *so* heisst) marschirt bis an die Donau und den Necker zu dieser und jener Stadt." Dann weiss man was gilt. Wenn eine solche Schlacht bey *Altdorf* (bey Ettenheim) vorgefallen: so hat sie doch wohl *Gratian*, nicht *Maximin* geliefert, wie der Vf. mit *Tritschler* meint.

2. Die Artikel sind ungleich bearbeitet, die des ersten Bandes z. B. weniger ausführlich und gründlich, als die des zweyten. Wie mager steht der Artikel *Breisgau* gegen den des *Linzgaus* und *Kraichgaus*. Nach der Weise dieser beiden letzten sollten alle folgenden bearbeitet werden, besonders die Gauen *Ortenau*, *Osgau*, *Pfinzgau*, Schwarzwald u. dgl. Alle Orter, die diplomatisch als zu einem Gau gehörig je genannt sind, müssen aufgeführt werden, wie es bey den zwey obengenannten Gauen geschehen ist. Namentlich ist die *Ortenau* die älteste Gegend des Landes, welche zuerst aus der Finsterniss des Mittelalters hervortaucht. Es ist darin beynah kein Dorf, das nicht schon zwischen 600 und 800 diplomatisch vorkäme; die Burgen *Schauenburg* bey *Oberkirch*, *Bilenstein* bey *Offenburg*, *Gisenburg* (Wisenburg ist einerley Wort durch Guisenburg) bey *Ettenheim*, *Gengenbach*, *Geroldseck*, *Bosenstein* und noch ein Dutzend gehen zurück hinter 500, ja 400 nach Christi Geburt. Diess hat der gelehrte Vf. meist schon aufgezeigt. Viele davon sind römisch; doch glaube man nicht, dass nicht auch die *Allemannen* hätten Burgen bauen können.

3. Manches ist ausgelassen, wovon man nicht sagen kann, dass es vergessen sey. So erzählt z. B. der Vf. die Schlacht zwischen *Pipin* und seinem Urenkel *Willicher*; aber warum sagt er nicht, dass sie bey *Biberach* über *Gengenbach* geliefert worden sey, wie der gelehrte *Tritschler* in den *badisch-vaterländischen Blättern* von *A. Schreiber*, deren Fortsetzung jeder Vaterlandsfreund aus allen Kräften unterstützen muss, angiebt? Verhält es sich denn nicht so? Es wäre sehr zu wünschen, dass Hr. *Tritschler* in *Altdorf* bey *Ettenheim* sein geschichtliches Werk sobald als möglich dem Publicum mittheilen, oder vielmehr, dass auch der *badische Staat* etwas dafür thun möchte.

4. Besonders die Angaben der ältesten Geschichte des Landes verdienen strengere Sichtung, und noch mehrseitige Vergleichung der alten Schriftsteller. Es ist offenbar unrichtig, dass der Name *Breisgau* zu den Zeiten der Römer noch nicht im Gange war, dass das Land unter ihnen *Neomagia* geheissen, und seinen jetzigen Namen erst im sechsten Jahrhundert erhalten habe. Es gab ja schon im zweyten Jahrhundert im römi-

schen Heer *Brisgavi juniores et seniores* als sogenannte Bundestruppen, wie sie es neuerlich als Rheinbündler mit den Franzosen seyn mufsten. Der Bach *Nümagen* ist eher aus *Neun* als *Neu* gebildet; Neunmagen (Neunmach) wie *Drei-sam.*

5) Vergessen scheint hin und wieder ein Ort zu seyn; ohne darauf zu achten, ist mir *Abtshof* aufgefallen. Wie verhält es sich mit dem Bach *Brisnach?*

6. Der Vf. schreibt auch *der* Gau, sogar *der* Breisgau. Aber wer spricht so? Gewiss ist im ganzen Land auch nicht *ein* Mensch, welcher *der* Breisgau sagte, oder *der* Allgau, *der* Högau u. dgl. Ins Gäu gehen, ist allgemeines Sprichwort. Dafs *Adelung der* vorzieht, kommt daher, weil er nie in einem Gau gewesen ist, und es daher nie sprechen hörte.

7. Die Jahrszahlen sind leider nicht selten verdruckt.

8. Das *Münster* zu Freyburg wurde von *Conrad* Herzog von Zähringen zwischen 1122 und 1152 erbaut, und zwar der Thurm fertig im 28 Jahre, das Ganze aber erst nach 160, also etwa 1282. Das *strassburger* Münster fing der Bischof *Werner von Habsburg* 1015 an zu *gründen*, aber nur das Schiff wurde 1275 fertig, und nun erst zwey Jahre darnach, nämlich 1277, fing *Erwin von Steinbach* den Bau des *Thurms* an, der erst 1444 vollendet war. Es ist daher kein Zweifel, dafs das *freyburger* Münster das *Vorbild* des *strassburger* war. Allein wenn der Vf. sagt, jenes sey 513 Fufs hoch: so ist diese Höhe, da die ägyptischen Pyramiden nur 448 pariser Fufs haben sollen, so ungeheuer, dafs man billig fragen mufs: Wer hats gemessen? Womit? Durchs Barometer, trigonometrisch, oder unmittelbar durch eine Schnur? Nach welchem Fufs? Wir dürfen jedoch hier wohl den *rheinländischen* annehmen, der um Weniges kürzer ist, als der pariser. Hat es der als Mathematiker anerkannte Professor *Rinderle* gemessen: so mufs man es glauben. Dieser Gegenstand ist sehr verwickelt, und wäre werth, dafs ein Mathematiker einmal alle höchsten Thürme bereiste. *Benzenberg* giebt die Höhe des *strassburger* Münsters nach *Büsching* und *Friese* nur auf 500 strafsburger Fufs an, welche gleich 445 pariser seyen; das gothaer Taschenbuch von 1803 gar nur 417 pariser Fufs. Der *Stephansthurm* in Wien nach *B.* 430, nach den *Gothaern* nur 353 pariser Fufs. Die *Paulskirche* in London nur 338 par. Fufs, die *Peterskirche* in Rom 485, welches also der höchste Thurm wäre. Allein ich finde in *Guillimanni Commentarius de Episcopis argentinensibus* 1608, dafs das strafsb. Münster 635 *Staffeln* habe, eine Angabe, welche ein Kind richtig liefern kann, woran mithin nicht zu zweifeln ist. Dann setzt er hinzu, es messe 574 Werkschuh. Diesemnach wäre eine Staffel $10\frac{3}{4}$ Zoll ungefähr hoch, und wenn sich der strafsburger Fufs zum pariser verhält wie 500 zu 445, also ungefähr = 10 : 9: so wäre eine Staffel nicht 10 Zoll hoch, was für Staffeln eines so hohen Thurms nicht zu viel ist. Ich bin daher geneigt, *Benzenbergs* Annahme für unrichtig und obige Höhe für die richtigere zu halten. Warum sollten auch unsere Münster nicht höher seyn können, als die ägyptischen Pyramiden? Indessen ist Hr. *Kolb* verpflichtet, das *freyburger* Münster, und zwar mit einer Schnur oder einem Draht, messen zu lassen, oder seine Quellen und Mafse genau anzugeben. Eine gewöhnliche Sage macht das freyb. M. nur um 12 Fufs niederer als das strafsb.; Obigem nach betrüge aber der Unterschied 61 Fufs, dem Anschein beider Thürme gemäfser.

9. *Ortsnamen*, welche zusammengesetzt sind aus Ober, Nieder oder Unter, Grofs, Klein, Vorder, Hinter, Lang, Breit, Sanct, sollten nicht unter diesen Buchstaben stehen, sondern unter dem des eigentlichen, einfachen Namens.

10. Was in den zwey bis jetzt erschienenen Bänden mangelhaft ist, könnte sehr wohl als besonderer Nachtrag geliefert werden.

Ich schliefse diese Bemerkung mit Bezeugung meiner vollkommensten Hochachtung für den so thätigen, gelehrten, geschickten Verfasser. Einem Manne, der sich die Wissenschaft so zur Freundin gemacht hat, kann das, was ich gesagt, nicht anders als angenehm seyn, wofern er es brauchen kann; wo nicht: so wird er sich mit dem allgemeinen Loos der Schriftsteller begnügen, von denen nur dem kleinsten Theil solche Aufmerksamkeit wird.

O.

III. Rüge.

In Beziehung auf die in der Hallischen Allg. Literatur-Zeitung unter No. 280 und folgende Stücke (Dec. 1814), wie auch in der Leipziger Literatur-Zeitung erschienene Recension über die von einem Ungenannten herausgegebenen *Aphorismen zur Erneuerung des kirchlichen Lebens*, wird für Leser wissenschaftlicher Zeitungen und für die, so sich, ohne mit jener Schrift selbst sich bekannt machen zu können, durch dergleichen Urtheile wieder zu Urtheilen bestimmen lassen, hiermit dringend der Wunsch an den Tag gelegt, nicht auf jene Recension zu bauen, bis man das Buch selbst gelesen hat, weil man nur so einsehen kann, wie sehr der Geist dieses Buches dem Recensenten fremd geblieben, und wie er Gericht über ein Werk gehalten hat, das nur von Männern, wenn nicht auf höherer, doch wenigstens auf gleich ehrwürdiger Stufe religiöser Ansichten, als sie der Anonymus in gedachtes Werk niedergelegt hat, würdig recensirt zu werden im Stande ist.

Einige Freunde des Buches.

INTELLIGENZBLATT

DER

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

APRIL 1815.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Univerfitäten und andere öffentliche Lehranftalten.

Würzburg.

Vorlefungen an der Königlichen Univerfität zu Würzburg für das Sommer-Semefter 1815.

I. *Allgemeine Wiffenfchaften.*

A. *Eigentlich philofophifche Wiffenfchaften.*

1) *Allgemeine Encyklopädie u. Methodologie des akademifchen Studiums überhaupt.* Prof. *Metz* nach eigenem Plane und mit Rückficht auf Schellings Vorlefungen über die Methode des akademifchen Studiums (Tüb. b. Cotta. 2te Ausg.).

2) *Theoretifche Philofophie.* a) *Anthropologie.* Derfelbe nach feinem Grundriffe der Anthropologie in pragmatifch-pfychologifcher Hinficht (Würzb. b. Nitribitt 1814). b) *Logik.* Derfelbe, nach feinem — zur zweyten Auflage umgearbeiteten Handbuche der Logik, mit Hinweifung auf feine Abhandlung: „über den Werth der Logik im Verhältniffe zur Metaphyfik und Mathematik, nebft einem kurzen Abriffe der Gefchichte der Logik (Würzb. b. Nitribitt 1814), verbunden wöchentlich mit einem Disputatorium. c) *Metaphyfik.* Derfelbe, nach dem, aus feiner Abhandlung „über den Werth der Logik im Verhältniffe zur Metaphyfik u. f. w." erfichtlichen Gange, mit zweckdienlicher Hinweifung auf feine Darftellung der Hauptmomente der Elementarlehre der kantfchen Kritik der r. V. (2 Ausg. b. Göbhardt 1802.) und mit prüfender Rückficht auf die älteren und neueren Syfteme, befonders das Schellingfche der abfoluten Identität, mit einem *Converfatorium* verbunden.

3) *Praktifche Philofophie;* a) *allgemeine,* b) *befondere,* α) *Naturrecht,* β) *Ethik* mit Einfchlufs der *philofophifchen Religionslehre.* Derfelbe, nach eigenem Entwurfe, mit Hinweifung auf feine Darftellung der Elementarlehre der kantfchen Kritik der prakt. Vernunft (2 Ausg. b. Göbhardt 1802), *Bauers* Lehrbuch des Naturrechts (Marburg 1808), und *Kants* und *Fichtes* moralifche Schriften. Prof. *Berg* erbietet fich zu Vorlefungen über feine *Epikritik der Philofophie.*

4) *Pädagogik und Didaktik.* Prof. *Kündinger,* nach *Schwarz* und *Niemeyers* pädagogifchen Schriften, mit Hinficht auf die älteren und neueften Grundfätze diefer Wiffenfchaften.

B. *Mathematifche und phyfifche Wiffenfchaften.*

1) *Niedere und höhere Arithmetik.* Prof. *Schön* nach eigenen Lehrbüchern.

2) *Reine und angewandte Geometrie.* Derfelbe nach eigenem Lehrbuche (Nürnberg b. Felsecker 1808).

3) *Ebene und fphärifche Trigonometrie.* Derfelbe nach eigenem Lehrbuche (Bamb. u. Würzb. b. Göbhardt 1805).

4) *Sphärifche und theorifche Aftronomie* nach vorausgefchickter *Theorie der Kegelfchnitte und anderer Curven höherer Art.* Derfelbe nach eigenem Lehrbuche (Nürnb. b. Felsecker 1811).

5) *Die mechanifchen und optifchen Wiffenfchaften.* Derfelbe nach *Schulz* Lehrbegriff. Derfelbe wird bey dem Vortrage eines jeden genannten Theiles der Mathematik wöchentlich 1 Stunde auf ein freyes Examinatorium verwenden.

6) *Zu kritifchen Vorlefungen* a) *über den von Kant angegebenen Unterfchied der Mathematik und Philofophie,* b) *über den wiffenfchaftlichen Gehalt der euclideifchen Geometrie, und der neueren, die von Euclides Gange abweichen, verbunden mit dem Vortrage der euclideifchen Elemente,* erbietet fich Prof. *Metz.*

7) *Phyfik und Chemie.* a) *Geophyfik (Geologie, phyfikalifche Geographie, Klimatologie und Meteorologie).* Prof. *Sorg* nach eigenem Plane. b) *Theoretifche und Experimental-Phyfik.* Derfelbe nach *Kaftners* Grundrifs der Experimentalphyfik (Heidelberg 1810). c) *Chemifche Analyfis der organifchen Gebilde.* Derfelbe nach eigenen Heften.

8) *Naturgefchichte.* Prof. *Rau* trägt die Zoologie und eine Anleitung zum Studium der Botanik vor. Derfelbe ift auch bereit zum Vor-

trage der *Mineralogie*, in Verbindung mit *Bergbaukunde.*

C. *Historische Wissenschaften.*

1) *Weltgeschichte.* Prof. *Berg*, die neue Weltgeschichte, mit Rücksicht auf *Wachlers* Grundrifs der Geschichte der älteren, mittleren und neueren Zeit.

2) *Geschichte der Deutschen.* Prof. *Rudhardt* nach *Pütter* mit vorzüglicher Rücksicht auf Baiern.

3) *Geschichte der Philosophie.* Prof. *Metz*, in Verbindung mit seinem Vortrage der Philosophie, und mit Hinsicht auf *Sochers* Grundrifs der Geschichte der philosophischen Systeme von den Griechen bis auf Kant (München 1801).

4) *Geschichte der Kunst der Griechen.* Prof. *Blümm.*

D. *Schöne Künste und Wissenschaften.*

1) *System der Aesthetik.* Prof. *Fröhlich* nach eigenem Entwurfe.

2) *Über den geistigen Standpunct des schaffenden Künstlers mit steter Rücksicht auf die Geschichte der Kunst der älteren so wie der neueren Zeit.*

3) *Zum Behufe der Bildung eines guten rednerischen Vortrages. Über das Wesen der Declamation* nach *Kerndörfers* Handbuche der Declamation (Leipzig b. Gerscher) öffentlich.

4) *Harmonielehre.* Derselbe.

5) *Philologie.* a) *Die Grundsätze der philol. Kritik und Hermeneutik* trägt Prof. *Blümm* mit Beziehung auf *Fülleborn* vor. b) *Erklärung griechischer und röm. Schriftsteller.* α) Der Idyllen Bions und Moschus (nach Schäfers Ausg. Leipz. 1809), des Oedipus Tyr. vom Sophokles nach dem Abdrucke in *Wolf's* Tetralogia Dram. graec. β) Tacitus de moribus Germanorum — Ciceronis Academica. Derselbe.

II. *Besondere Wissenschaften.*

A. *Theologie.*

1) *Encyklopädie und Methodologie der theologischen Wissenschaften.* Prof. *Löwenheim*, nach *Wiest.*

2) *Exegese.* Prof. *Fischer*, Brief an die Hebräer, die katholischen Briefe und die Apocalypse, mit wöchentlichem Examinatorium und Disputatorium.

3) *Biblische Philologie.* a) *Chaldäische Sprachlehre.* Derselbe, zur Übung die chaldäischen Capitel Daniels — abwechselnd mit der Erklärung der Apostelgeschichte nach dem griechischen — und des Propheten Amos nach dem hebräischen Texte. b) *Hebräische, syrische, arabische Sprachlehre.* Derselbe auf Verlangen.

4) *Kirchengeschichte.* Prof. *Leiniker*, von Karl dem Grofsen bis auf die neuesten Zeiten, mit Hinweisung auf *Dannenmayr* inst. hist. eccl.

5) *Dogmatik, verbunden mit Dogmengeschichte.* Prof. *Löwenheim*, nach *Eug. Klüpfel* inst. theol. dogm., wöchentlich mit einem Examinatorium und Disputatorium. — Derselbe wird auch den dogmatischen Theil des Concilii Tridentini erklären.

6) *Moral-Theologie.* Prof. *Kündinger* nach *Reyberger* Instit. ethic. christ.; damit verbindet er ein Disputatorium und Examinatorium.

7) *Pastoral-Theologie.* Nach geendigten Vorlesungen über Moraltheologie, derselbe nach *Schenkl* inst. theol. past.

8) *Homiletik.* Prof. *Kündinger.*

9) *Katechetik.* Derselbe nach M. *J. Schmidt.* Nach geendigtem Vortrage der Homiletik setzt derselbe homiletische und katechetische praktische Übungen das ganze Jahr hindurch fort.

10) *Übungen in schriftlichen Aufsätzen aus allen Fächern der Theologie* veranstaltet und leitet derselbe.

11) *Kirchenrecht.* Prof. *Leinicker* wird, nach Vorausschickung der für den Geistlichen vorzüglich wichtigen Civilrechts-Materien, eine Anleitung zum geistlichen Geschäftsstile geben, verbunden mit praktischen Ausarbeitungen.

12) *Liturgik.* Prof. *Löwenheim* nach eigenen Heften, verbunden mit liturgischen Übungen.

B. *Rechtswissenschaft.*

1) *Juristische Encyklopädie und Methodologie.* Prof. *Rudhardt*, unter Benutzung seiner b. Stahel 1812 hierüber erschienenen Schrift.

2) *Naturrecht.* Prof. *Metzger* nach *Bauers* Lehrbuche.

3) *Die gesammte Rechtsgeschichte.* Prof. *Rudhardt* nach eigenen Heften.

4) *Institutionen des römischen Rechts.* Prof. *Kleinschrod* nach dem höpfnerischen Heinecc.

5) *Pandekten.* Prof. *Schmidtlein* nach dem schneidtischen Hellfeld, mit Modification durch eigenen mitzutheilenden Plan.

6) *Deutsches Privatrecht, mit Einschlufs des Handels- und Wechsel-Rechts, dann des Cameralprivat- und fränkischen Rechts.* Prof. *Metzger*, nach *Krüll.*

7) *Bairisches Civilrecht.* Prof. *Metzger.*

8) *Criminalrecht und Criminalprocefs.* Prof. *Kleinschrod* nach dem Strafgesetzbuche fürs Königreich Baiern.

9) *Lehenrecht.* Prof. *Behr*, nach *Böhmer*, mit Rücksicht auf das königl. baiersche Lehenedict.

10) *Positives Staatsrecht.* Derselbe, das baierische Staatsrecht.

11) *Praktisches Völkerrecht.* Prof. *Rudhardt* nach *Martens.*

12) *Gemeiner baierischer Procefs.* Prof. *Schmidtlein* nach *Martin*, mit Rücksicht auf die vaterländische Procefsordnung.

13) *Practicum, verbunden mit Relatorium.* Derselbe.

C. *Staatswissenschaft.*

1) *Encyklopädie und Methodologie des Cameral-Studiums.* Prof. *Geier* nach *Sturms* Handbuche.

2) *Allgemeine Staatswiſſenſchaft oder Staatskunſt.* Prof. *Behr*, nach ſeinem Syſtem der angewandten allgemeinen Staatslehre oder der Staatskunſt (1810).

3) *Polizeywiſſenſchaft, in Verbindung mit dem Polizeyrechte.* Prof. *Metzger.*

4) *Staatswirthſchaft und Finanzwiſſenſchaft.* Prof. *Behr* nach eigenem Syſteme.

5) *Staatswirthſchaft (National - Ökonomie und Finanzwirthſchaft) oder nach Anderen Staatswirthſchaft und Finanzwirthſchaft.* Prof. *Geier* nach *Schlözers* Handbuche.

6) *Handlungswiſſenſchaft.* Derſelbe nach *Leuchs.*

7) *Cameralpraxis, mit Inbegriff des Staatsrechnungsweſens.* Derſelbe nach *Sturms* Handbuche der Cameralpraxis und eigenen Heften.

8) *Landwirthſchaft.* Derſelbe nach *Medicus.*

9) *Forſtwiſſenſchaft.* Prof. *Rau*, nach *Walthers* Lehrbuche (Gieſsen 1803).

10) *Bergbaukunde.* Prof. *Rau*, der ſeine Vorleſungen über die geſammte Naturgeſchichte mit einer Einleitung zur Bergbaukunde ſchlieſst.

11) *Technologie.* Derſelbe nach *Beckmann.*

12) *Gerichtliche und politiſche Mathematik.* Derſelbe nach *Florencourt.*

D. *Mediciniſche Wiſſenſchaften.*

1) *Encyklopädie der Medicin.* Prof. *Spindler* nach *Conradi.*

2) *Literargeſchichte der Medicin.* Derſelbe nach *Sprengel.* Auch wird er beſondere Vorleſungen über die Geſchichte des thieriſchen Magnetismus halten.

3) *Anatomie.* Prof. *Döllinger* nach *Hempel.* Proſector D. *Heſſelbach* ertheilt Unterricht im anatomiſchen Seciren.

4) *Vergleichende Anatomie.* Prof. *Döllinger* nach *Blumenbach.*

5) *Chemie und chemiſche Pharmaceutik.* Prof. *Pickel* nach *Hermbſtadt.* Derſelbe Chemie mit Experimentalphyſik.

6) *Botanik.* Prof. *Heller* über in- und ausländiſche Gewächſe, mit beſonderer Berückſichtigung der einheimiſchen Medicinal- und Giftpflanzen, nach ſeiner *Flora Wirceburgenſis* (Würzb. b. Stahel)

7) *Ökonomiſche Pflanzenkunde.* Derſelbe nach *Wiſthing.*

8) *Phyſiologie.* Prof. *Döllinger* nach eigenem Lehrbuche.

9) *Diätetik.* Prof. *Ruland.*

10) *Pathologie.* Prof. *Spindler* nach den Ideen ſeiner allgemeinen Noſologie und Therapie als Wiſſenſchaft (Frankfurt 1810).

11) *Pathologiſche Anatomie.* Prof. *Döllinger* nach *Meckel.*

12) *Allgemeine und beſondere Semiotik.* Prof. *Spindler* nach *Gruner.*

13) *Heilmittellehre.* Prof. *Ruland* nach *Arnemanns* Arzneymittellehre, in Verbindung mit pharmaceutiſcher Waarenkunde und der Lehre vom Receptſchreiben.

14) *Therapie.* Prof. *Horſch*, die *allgemeine* nach ſeinem Handbuche; die *beſondere* nach *Hecker.* Prof. *von Siebold* die *Frauenzimmerkrankheiten* nach ſeinem Handbuch der Frauenzimmer - Krankheiten (Frankf. 1811). Derſelbe die *Kinderkrankheiten* nach eigenem Plane. Prof. *Ruland* wird die zwey erſten Bücher des *Cornelius Celſus de Medicina* erklären, und damit ein Disputatorium in lateiniſcher Sprache verbinden.

15) *Chirurgie.* Prof. *Markard allgemeine* und *ſpecielle Chirurgie* mit der dahin einſchlagenden Operations - und Bandagen - Lehre. — Derſelbe hält Übungen in der Verbandlehre und den chirurgiſchen Operationen an Leichnamen; endlich wird er die *Augenkrankheiten* umſtändlich abhandeln, und in den treffenden Operationen beſondere Übungen anſtellen laſſen.

16) *Entbindungskunde.* Prof. *v. Siebold*, nach ſeinem Lehrbuche der Entbindungskunde (I Th. 3 Aufl. Nürnb. 1812. II Th. 2 Aufl. Ebend. 1810). Derſelbe hält Übungen in den Manual- und Inſtrumental - Operationen am Fantom.

17) *Gerichtliche Arzneykunde und mediciniſche Polizey.* Prof. *Ruland* nach ſeinem Entwurfe (Arnſtadt b. Klüger 1806).

18) *Mediciniſche Klinik.* Prof. *Friedreich*, im Julius - Hoſpitale. Prof. *Horſch* wird die ambulante Klinik fortſetzen.

19) *Chirurgiſche Klinik.* Prof. *Markard*, mit Anleitung zum chirurgiſchen Verbande am Krankenbette im Julius - Hoſpitale.

20) *Geburtshülfliche Klinik.* Prof. *von Siebold* in Verbindung mit den Touchirübungen, nach dem — aus ſeiner Schrift „über Zweck und Organiſation der Klinik in einer Entbindungsanſtalt" bekannten Plane.

21) *Veterinar - Medicin.* Prof. *Ryſs* über *epizootiſche Krankheiten*, nebſt den dagegen wirkenden Medicinal- und Polizey - Anſtalten. — Derſelbe über Krankheiten der Hausthiere.

* * *

Die Univerſitäts - Bibliothek nebſt ihrem Leſezimmer iſt im Sommer - Semeſter täglich (die Mittwoche ausgenommen, wenn kein Feyertag in die Woche fällt) früh von 9 — 12 und Nachmittags von 2 — 5 Uhr offen.

* * *

Schöne und bildende Künſte. *Zeichnungskunſt: Köhler.* *Kupferſtecherkunſt: Bitthäuſer.*

Sprachen. *Engliſche, franzöſiſche* und *ſpaniſche: Bils.* *Italiäniſche: Corti.*

Exercitienmeiſter. *Schreibkunſt: Kette.* *Reitkunſt: Ferdinand.* *Tanzkunſt: Noatſcheck.* *Fechtkunſt: Faber.*

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

Von den *Deutschen Blättern*, welche der Geheimerath *v. Woltmann* herausgiebt, sind die letzten Hefte des *dritten* Bandes erschienen. Sie enthalten sehr merkwürdige Aufsätze des Herausgebers über *Universalmonarchieen*, *den Kriegsminister Soult*, *den Einfluss der englischen Nation auf die Politik des Continents* u. s. w. Diess *Journal* wird fortgesetzt.

II. Ankündigung neuer Bücher.

Im *Deutschen Museum zu Prag und Leipzig* erscheinen zur Ostermesse folgende Artikel:

Memoiren des Freyherrn v. S — a. 3 Bände. Bruchstücke dieses vortrefflichen Werkes, welche die *Minerva* bekannt machte, haben allgemeine Sensation erregt. Die feine und vornehme Welt der Deutschen erhält hier zuerst ein Werk, welches ganz geeignet ist, eine deutsche Literatur für *sie* zu begründen.

Die alte Frau Nemesis, welche auf ihrer Krämerwage Scepter und Schwert auswägt. (Wer denkt bey diesem Titel nicht sogleich an Umschlag und Geist der Zeitschrift *Nemesis* von Hn. *Luden?* Dass in dieser Schrift über *Bonaparte und Woltmann* die Rede ist, welche die Nemesis zusammen gestellt hat, und sie die Ansichten unserer Tage berichtigt, wird ihr viele Leser verschaffen, die auch wegen der Striemen, die *Thersites-Luden* erhält, nicht auf sie begierig wären.

Orlando, ein Trauerspiel von *Karoline v. Woltmann.* Ein originelles dramatisches Werk, welches vielleicht mehr, als irgend ein anderes, wahre poetische Schönheit mit dem theatralischen Interesse vereinigt.

Auf diese Artikel geschehen die Bestellungen an den Herrn Buchhändler *Fleischer* in Leipzig, welcher die verlangten Exemplare exhibirt.

III. Bücher zum Verkauf.

Nachstehende Bücher:

1) *Büsch* Erfahrungen. 3 Theile. Hamburg, 1790. 8. Halbfranzbd. 1 Thlr. 20 gr.
2) *Schlözers* Briefwechsel, histor. politischen Inhaltes. 10 Thle. 8. Halbfranzbd. 4 Thlr.
3) *Fr. v. Gentz* authentische Darstellung des Verhältnisses zwischen Spanien und England. St. Petersburg. 1806. 8. Brosch. 16 gr.
4) *Joh. Schulze's* Predigten. Leipz. 1810. 8. Brosch. 20 Gr.
5) Kampf und Sieg von *Franz Horn.* 2 Thle. Brem. 1811. 8. Pappbd. 1 Thlr.
6) *Buttmanns* griechische Grammatik. 8. Pappbd. 12 Gr.
7) Elementarbuch der griechischen Sprache von *Fr. Jacobs.* Erster bis Vierter Cursus. 8. Pappband 1 Thlr. 8 gr.
8) *Kiesewetter* Versuch einer fassl. Darstellung der wichtigsten Wahrheiten der kritischen Philosophie. 2 Bde. Berl. 1803. 8. Pappbd. 2 Thlr.
9) *Bernoulli's* Zusätze zu den neuesten Nachrichten von Italien. 3 Bde. Leipzig 1782. 8. Brosch. 2 Thlr.
10) Geschichte des Privatlebens Ludwigs XV. A. d. Fr. 5 Thle. Leipzig 1785. 8. Halbfranzbd. 2 Thlr.
11) Berliner Sammlungen zur Beförderung der Arzneywissenschaft, Naturgeschichte u. s. w. 10 Theile. Mit Kupfern. Halbfranzbd. 5 Thlr.
12) *Gilly* Über Erfindung, Construction und Vortheile der Bohlendächer. Mit 8 ill. Kupf. Berl. 1797. 4. Brosch. 1 Thlr.
13) Landwirthschaftliche Zeitung. 10 Jahrgänge. Mit Kupf. 4. Jeder Jahrgang 20 Gr.

sind bey mir für die beygesetzten Preise und gegen portofreye Einsendung der Briefe und Gelder zu bekommen. Jena im April, 1815.

Friedrich Fiedler,
h. s. weimarischer Hofcommissär.

IV. Berichtigung.

Auf dem Titel der zwey kleinen dramatischen Spiele: *Deutschland im Schlaf*, und *Deutschlands Morgentraum* u. s. w., welche in No. 218 der vorjährigen J. A. L. Z. recensirt sind, rühren die Worte: *zwey politische Possenspiele:* nicht von mir her, sondern sind ein so eigenmächtiger als unpassender Zusatz des Verlegers, der das an sich gebrachte Manuscript ohne mein Wissen drucken liess. Das zweyte dieser Spiele ist wirklich so ernst gemeint, als der Recensent es findet, und hiermit erledigt sich der Zweifel über dessen Tendenz, so wie der darauf gegründete Tadel.

Der Verfasser der obengenannten Spiele.

V. Vermischte Anzeigen.

An die Herren Buchhändler.

Berichtigung eines Druckfehlers in dem allgemeinen Ostermesskatalog 1815.

In dem Katalog steht, bey der Anzeige von der medicinisch - chirurgischen - Zeitung in Salzburg Jahrgang 1815 fortgesetzt von D. *J. N. Ehrhart.* 4 Bde gr. 8. Salzburg. *Mayersche* Buchh. (Leipzig, *Köhler* in Commiss.) Hier sollte man denken: die *Mayersche* Buchhandl. in Salzburg sey der Verleger von obstehender Zeitung; allein selbige hat diese, eben so, wie ich, bloss in Commission; und Hr. D. *J. N. Ehrhart* ist, unter der Firma: *medic. chirurg. Zeitungscomtoir* in Salzburg — der alleinige Verleger.

K. F. Köhler, Buchh. in Leipzig.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR ZEITUNG.

April 1815.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Universitäten und andere öffentliche Lehranstalten.

Königsberg.

Am 18 Jan. d. J. feyerte die Universität den Krönungstag durch eine öffentliche Versammlung im grossen Auditorium, wozu Hr. Prof. *Lobeck* durch ein gelehrtes Programm: *Inest observationum in Phrynichum specimen I* (b. Hartung 11 S. 4) eingeladen hat.

Würzburg.

Im Wintersemester 1814—15 haben sich nach vorausgegangenem Examen und abgehaltener Disputation die juristische Doctorwürde folgende Candidaten erworben: Am 22 Dec. Hr. *Conrad Theodor Frener* aus Würzburg; seine in deutscher Sprache abgefasste Abhandlung führte den Titel: *Fragmente über den Staat und andere damit verwandte Gegenstände* (46 S. 8). Am 10 Jan. Hr. *Hermann Joseph Mayer* aus Hassfurt a. M., seine Dissertation enthält: *momenta quaedam generalia de probatione judiciali in processu ordinario civili communi Germaniae una cum differentiis cap. IX cod. jur. Bavar. jud.* (40 S. 8). Am 16 März Hr. *Joh. Adam Kuffert* aus Würzburg, ein hoffnungsvoller Sohn des königlichen Staatsrathes, geheimen Hofcommissärs und ehemaligen Professors der Rechtswissenschaft bey der Julius-Universität; zu seiner mit ausgezeichnetem Beyfalle in lateinischer Sprache abgehaltenen Defension hatte er durch eine Dissertation folgendes Inhaltes eingeladen: *Dissertatio inauguralis juridica de eo, quod justum est circa reclamationem uxoriam juris franconici* (48 S. 8).

Die medicinische Doctorwürde erlangten nach vorhergegangenem Examen und Erfüllung der übrigen Bedingungen: Hr. *Jakob Weisenbach* aus Brungarten in der Schweiz; Hr. *Gustav Adolph Tiniphaus* aus Dorsten in Westphalen; Hr. *Georg Wetz* aus Biskirchen im Herzogthume Nassau; und Hr. *Gottlieb Christian Willhelm Tiermann* aus Zell im Bayreuthischen. Von Einländern haben nach vorausgegangener Prüfung und Defension folgende zwey Bataillonsärzte bey der königl. baierischen Armee den Doctorgrad erhalten: am 6 Febr. Hr. *Albert Prechtlem* aus Sommerhausen; und am 11 Febr. Hr. *Georg Friedrich Handschuh* aus Niederwerren. Ersterer schrieb eine Dissertation: *de apoplexia* 40 S. 8., letzterer nur *Theses ex universa medicina.*

Die philosophische Facultät ertheilte das Doctordiplom Hn. *Ignatz Denzinger* aus Attelbach, und Hn. *Aloys Sandbühler*, Lehrer der hebr. und griech. Sprache bey dem k. Lyceum zu Salzburg.

Die Zahl der Studirenden belief sich auf 421, unter welchen 134 Ausländer, und 263 Einländer waren. Von diesen studirten 94 die Rechtswissenschaft, 149 Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe, 7 Pharmacie, 46 Theologie und 121 Philosophie. Als Prorector war Hr. Hofr. *Kleinschrod* für das Studienjahr 1814—15 bestätigt worden; derselbe wurde von der juristischen Facultät als Decan gewählt; das Decanat in der medicinischen Facultät wurde Hn. Prof. *Döllinger*, und in der philosophischen Facultät Hr. Prof. *Metz* übertragen; in der theologischen Facultät behielt es nach der zur Zeit noch bestehenden Verfassung der Regens des Seminars Hr. *Löwenheim.*

In Ansehung der Anwendung eines der Universität mitgetheilten Auszuges der landshuter Statuten sind nach einer hohen Verordnung der königl. Hofcommission diese Statuten vorzüglich in Hinsicht der Aufnahme zur Universität, der Disciplin, der Absolutorien der Studirenden und der geheimen Gesellschaften anwendbar. Den akademischen Senat bilden zur Zeit nicht mehr, wie vorher, die ordentlichen Professoren der Universität, sondern die Functionen derselben versieht der Prorector und das Collegium der 4 Decane mit dem Titel: *Provisorischer akademischer Senat.* Dieser besorgt alle Functionen sowohl einer solchen Stelle überhaupt, als besonders jene, welche im Auszuge der landshuter Statuten enthalten sind. Auch übt derselbe mit Zuziehung des Universitäts-Fiscals die Disciplinar-Gerichtsbarkeit der Universität in allen Fällen aus. Im Übrigen

wurde an der gegenwärtigen Einrichtung und Verfassung der Universität vor der Hand nichts geändert, und steht ihre neue Organisation zu erwarten.

Die Universitätsbibliothek hatte sich einer vorzüglichen Unterstützung von einem hohen Gönner zu erfreuen, so dass die seit mehreren Jahren gesammelten gegen 4000 fl. betragenden Zinsen eines Capitals von 38,000 fl. sogleich für Anschaffung von Büchern verwandt werden konnten, und jede Facultät von der Curatel die Weisung erhielt, ihre Vorschläge zur Anschaffung der Bücher einzureichen. Nebstdem hat derselbe die künftig während seines Lebens eingehende reine Hälfte gewisser Gefälle gleichfalls für die Universitäts-Bibliothek bestimmt.

Das anatomisch-physiologisch-pathologische Kabinet der Universität hat durch die unverdrossene Thätigkeit des Hn. Prosectors *Hesselbach* neue interessante Beyträge erhalten. Die Vorlesungen für das Sommersemester werden am 17 April ihren Anfang nehmen, und durch eine grössere Reichhaltigkeit in allen wissenschaftlichen Fächern sich auszeichnen, als die Ankündigung im Lections-Verzeichnisse des verflossenen Semesters enthielt. — Mehrere unter der grossherzoglichen Regierung quiescirten Lehrer werden in diesem Sommersemester wieder ihre Vorlesungen eröffnen, unter welchen man unter andern Hn. Professor *Christian August Fischer* nennet. Der Prof. der Philosophie Hr. *Wagner*, der vorher in Heidelberg lebte, ist bereits auch wieder angekommen, aber noch ist nicht bekannt, ob er die höchste Erlaubniss zu lesen erhalten hat.

Officiell ist die für die Universität sehr angenehme Nachricht, dass die hiesige Stadt von aller Einquartierung und den Durchmärschen fremder Truppen befreyt seyn wird, und demnach keine Störung für die Studien zu befürchten ist. Selbst die baiersche Armee hat ihren Weg nicht durch Würzburg genommen.

II. Beförderungen u. Ehrenbezeugungen.

Die seit dem Tod des sel. *Heyne* erledigte ord. Professur der Beredsamkeit und Dichtkunst hat Hr. Hofr. *Mitscherlich*, dem schon bey *Heyne's* Lebzeiten die mit der Professur verbundene, von dem Verewigten wegen entstandener Verdriesslichkeiten aufgegebene Abfassung verschiedener akadem. Programme übertragen worden war, erhalten. Die Redaction der *Göttinger Gel. Anzeigen*, welche der sel. *Heyne* ebenfalls besorgte, hat Hr. Hofr. *Eichhorn* übernommen. Die Stelle des *Bibliothekars* bey der dortigen königl. Universitäts-Bibliothek ist dem bisherigen Unterbibliothekar, Herrn Hofr. *Reuss*, ertheilt worden, und die Hn. Hofräthe *Blumenbach* und *Heeren* sind in die Bibliotheks-Commission eingetreten.

An die Stelle des zu Breslau verstorbenen Regier.-Rath und Prof. *Bredow* ist Hr. Consistorialrath und Prof. D. *Wachler* in Marburg mit Beybehaltung seines bisherigen Titels (Consistorialrath) als Schulrath und Prof. der alten und der Literatur-Geschichte berufen worden, und ist bereits auf der Reise, um sein neues Lehramt daselbst anzutreten.

Der bisherige Professor und Condirector zu Jenkau bey Danzig, Hr. *Fr. Passow*, welcher in der letzten Zeit zu Berlin privatisirte, ist neben den Hn. *Schneider* und *Heindorf* als Professor der alten Literatur bey der Universität zu Breslau angestellt worden.

Der in russischen Kriegsdiensten gestandene, seit einiger Zeit aber in preussische Civildienste getretene Hauptmann *Varnhagen von Ense* (Verfasser der Geschichte der hamburgischen Begebenheiten; der Tettenbornischen Kriegszüge u. s. w.) hat wegen seines Betragens im letzten Feldzuge vom König von Preussen den Orden *pour le mérite* und vom Kronprinzen von Schweden das Kleinkreuz des Schwert-Ordens erhalten.

Die Herren *Ludwig Strauch* und *Friedrich Gottlieb Zimmermann*, Doctoren der Philosophie, sind vom Scholarchate zu *Hamburg* als ordentliche Lehrer mit dem Professor-Titel am dasigen Johanneum im Anfange dieses Jahres bestätiget worden. Beide waren schon während der französischen Regierung als ordentliche Lehrer daselbst vorläufig angesetzt worden, und nur die bekannten Ereignisse, welche diese Stadt betroffen, hatten ihre Bestätigung von der einheimischen Obrigkeit bis jetzt verzögert. Professor *Zimmermann* hatte als Theilnehmer an der Bewaffnung Hamburgs im Frühjahre 1813 und als damaliger Redacteur des *deutschen Beobachters*, welches Blatt in jener grossen Zeit zur Belebung des vaterländischen Geistes im Norden Deutschlands so mächtig wirkte, sich von Seiten der wiederkehrenden Franzosen, mit einigen anderen angesehenen Hamburgern, Achtung und Verbannung zugezogen, und machte hierauf mit mehreren seiner Schüler im freywilligen Jäger-Corps der hanseatischen Bürgergarde den Feldzug von 1813 und 14 mit, bis die endliche Befreyung Hamburgs ihm die Rückkehr in seine vormaligen Verhältnisse gestattete.

III. Nekrolog.

Zu Anfange des Januars d. J. starb zu Paris *André de Murville*, Vf. einer Tragödie: *Abdelazis et Zuleima*, und eines Gedichtes: *Année champètre*, in einem Alter von 60 Jahren.

Am 14 Febr. zu Berlin *Paul Ludwig Simon*, bekannt durch mehrere physikalische und chemische Abhandlungen, welche den Beyfall der Chemiker und Physiker erlangt haben.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

Bey *C. F. Osiander* in Tübingen ist so eben erschienen:

Archiv für die Theologie und ihre neueste Literatur, herausgegeben von D. *E. G. Bengel.* I Band 1 Stück. gr. 8. 19 Bogen.

Drey solcher Stücke, die einen Band bilden, kosten 3 Thlr. 12 gr.

Die Zeitschrift ist, so fern sie eigene Abhandlungen enthält, *als Fortsetzung des Flattisch-Süskindischen Magazins für christl. Dogmatik und Moral* anzusehen, nur dass sie sich auf die gesammte Theologie erstreckt. Im ersten Stück stehen A. folgende Abhandlungen: 1) Noch etwas über die Überzeugung Jesu von der Gewissheit und moral. Nothwendigkeit seines Todes, von D. *C. L. Flatt.* 2) Auch ein Versuch, die Stelle Gal. 3, 16 zu erklären, nebst einer Anfrage über die Deutung v. Gal. 3, 19. 20, von Prof. *Steudel.* 3) Neuer Versuch über chronologische Standpuncte für die Ap. Gesch. und für das Leben Jesu, von Director und O. C. R. D. *Süskind.* B. Die Recensionen betreffen Schriften aus dem Fache der theolog. Encyklopädie, der Dogmatik, der biblischen Kritik und Exegese, der Kirchengeschichte, der praktischen Theologie und theologische Schriften vermischten Inhalts. C. Den Schluss machen kirchl. literär. Nachrichten. Das 2te und 3te Stück werden im Verlaufe des Jahres und die Fortsetzung überhaupt ohne Aufenthalt erscheinen.

D. *Elias von Siebolds*, k. b. Medicinalrathes und Prof. zu Würzburg, Journal für Geburtshülfe, Frauenzimmer- und Kinder-Krankheiten 3ten Bandes 3tes Stück, ist erschienen, und enthält: *G. Bakkers* Vorstellung zur Erlangung einer grösseren Gewissheit in der Ausmessung des obersten geraden Durchmessers des weibl. Beckens — *Zimmermann* über Idiosynkrasieen bey Schwangern — *Sonnenmeyer* Beytrag zur Geschichte der verspäteten eilfmonatl. Geburten — *Hellmann* Beobachtung einer widernatürlichen Verwachsung des Hymens — *Hohnbaum* Beobachtung einer sogenannten trockenen Geburt mit Bemerkungen darüber — *O.* über die Entdeckung des vollkommensten Schlosses der Geburtszange — *van Wy* über die Ausführbarkeit und den Nutzen des Schaamfugenschnitts — *Vroliks* Versuche über das Zurückweichen des heiligen Beins — Des *Herausgebers* Übersicht der Ereignisse bey der Entbindungsanstalt zu Würzburg vom Jahre 1813 — Geburtshülfliche holländische Literatur — Deutsche Literatur — Miscellen.

Frankfurt a. M. im April 1815.

Franz Varrentrapp.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

Neuigkeiten
von
Karl Franz Köhler
zur Ostermesse 1815.

* *Anthologia italiana* oder auserlesene und angenehme Leseübungen im Italienischen. Ein sehr nützliches Werk zu leichteren Sprachübungen, für alle, die italienisch oder deutch lernen, mit den nöthigen deutschen Wort- und Sinn-Bezeichnungen zur Erleichterung der Übersetzung herausgegeben von *A. F.* Ritter *von Maffei.* 2 Theile brochirt 1 Thlr. 12 gr.

* *Binders, Paul,* neues tabellarisches Handbuch für Banquiers und Kaufleute, enthält eine genaue und richtige Berechnung aller Münzsorten *al Curso*, so wie auch der Wechselcourse u. s. w. völlig nach *A. Wagners* Plane ausgearbeitet, und als ein Nachtrag zu demselben herausgegeben. gr. 8. 1 Thlr. 3 gr.

— dasselbe anf Schreibp. schön gebunden 1 Thlr. 18 gr.

Brückner, C. A., über Errichtung und Verpflegung stehender Feldspitäler, nebst einer Abhandlung über die bey den Soldaten gewöhnlichen Augenkrankheiten — und einem ausführlichen Feld-Dispensatorio, für Ärzte, Wundärzte und Apotheker, die sich diesem Fache widmen wollen. 8. 1 Thlr. 20 gr.

* *Capita quaedam et quidem praecipua doctrinae Christianorum sine ulla cujusdam systematis relatione e dictis Christi breviter eruta.* 8. 8 gr.

Gesellschafter, der fröhliche und lustige, in einer Reihe angenehmer, unterhaltender und wahrer Anekdoten. 8. 12 gr.

Haus-Etuis, neuestes, für Damen. Ein kleiner Hausbedarf und Rathgeber in Hinsicht der wichtigsten ihnen obliegenden Verrichtungen u. s. w. nebst einigen ganz neuen Haus- und Schönheits-Mitteln. 32. in Futteral. 2te verm. Aufl. 1 Thlr.

* *Peter in der Fremde*, Posse in 2 Akten. 8. (Commission) 4 gr.

* *Reuss*, Dr. J. J., Wesen der Exantheme mit Anleitung, alle pestartigen Krankheiten leicht, geschwind und sicher zu heilen — auch ihren Ansteckungsstoff zu schwächen und ganz zu vernichten u. s. w. 1r. gr. 8. (in Commission). 2 Thlr. 3 gr.

Rosenmüllers, Dr J. C., Handbuch der Anatomie zum Gebrauch der Vorlesungen ausgearbeitet. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.

— *Compendium anatomicum in usum praelectionum (sub prelo).* gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Rüdels, M. K. E. G. (Vesperpred. an der Nikolaikirche in Leipzig), Abendmahls- und Confirmations-Reden, nebst einigen Predigten verwandten Inhalts. 1s Bändchen 8. 14 Gr.
— Tauf- und Trau-Reden, 1s Heft, erscheint nach Johannis.
* — Gedächtnisspredigt am Jahrestage nach der Schlacht bey Leipzig, nebst einer Tischrede. gr. 8. broch. 3 Gr.

Die mit * bezeichneten sind schon Ende vorigen, theils Anfang des jetzigen Jahres versandt worden.

In Commission:

Blenz Spruchbuch für Schulen, eine Vorbereitung zur Religion und Pflichtenlehre. 8. 4 Gr.
Richter, musikalisches Schulgesangbuch. qu. 4. 18 Gr.

Galletti's Lehrbuch der europäischen Staatengeschichte, dritte ganz umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage.

Diese neue Auflage eines Lehrbuches, welches nicht nur auf Gymnasien, sondern selbst auf einigen Universitäten, Eingang gefunden hat, übertrifft in seiner gegenwärtigen Ausstattung alle anderen Bücher dieser Art so sehr an Reichthum von Begebenheiten, dass es gleichsam ein kleines Handbuch der europäischen Staatengeschichte abgeben kann. Es kostet, 36 eng gedruckte Bogen stark, nicht mehr als 1 Thlr. 12 gr. Lehrer, die eine bedeutende Anzahl von Exemplaren verschreiben, bekommen es um einen noch wohlfeileren Preis.

Gotha, im März, 1815.

Ettingersche Buchhandlung.

Ankündigung
eines neuen Handbuchs für Reisende am Rhein.

Schwerlich giebt es eine Gegend der Erde, wo sich wie am Rhein, auf einer Strecke von wenigen Tagereisen, so viele herrliche Naturmerkwürdigkeiten, so viele grosse Erinnerungen aus alter und neuer Zeit zusammengedrängt hätten. Das fröhliche Leben an dem prächtigen Flusse, die Zauberbeleuchtung seiner Felsen und Wälder, das ehrwürdige Alterthum zahlreicher Städte, Burgen, Klöster und Kapellen, und gewiss auch die nieversiegenden Quellen des feurigsten Weines und der wohlthätigsten Heilwasser, lassen hier Niemand unbewegt und ungetröstet. — Tausende haben, angezogen von *Risbecks*, *Forsters*, *Klebe's* und Anderer Beschreibungen, das schöne Schauspiel mit immer steigender Bewunderung gesehen; doch nirgends sind die rheinischen Bilder und Scenen so leicht und verführerisch ausgedrückt, als in *Lange's* Reise auf dem Rhein von Mainz bis Düsseldorf, wovon die zweyte Auflage schon 1805 erschienen, und längst vergriffen ist.

Der Unterzeichnete wird dieses interessante Buch in neuer, reicher, und vielumfassender Form wieder herausgeben. Aber nicht bloss die Ufer des Rheins, sondern auch die reizenden und wahrhaft romantischen Umgebungen desselben sind in dem neuen Reiseplan mit aufgenommen. Alterthümer, Literatur und Kunst, Naturkenntniss, Geologie, und selbst die Geschichte der merkwürdigen Rheinkriege werden eine Menge lehrreicher Notizen darbieten, um dieses schon in seiner ersten Anlage durch Munterkeit und Gefühl sich empfehlende Handbuch allen Reisenden lieb und werth zu machen.

Mainz im März 1815.

Butenschön,
Inspector des öffentlichen Unterrichts.

Die unterzeichnete Buchhandlung wird das obenerwähnte Reisebuch durch gefälligen Druck, eine zierlich gestochenen Charte und mehrere schöne Ansichten bestens zu empfehlen suchen.

F. Kupferberg.

In der untengenannten Buchhandlung sind 1815 folgende Werke, auf Schreibpapier gedruckt, erschienen:

1) *Brittische Waaren-Encyklopädie.* 4. Preis 6 Thlr.
2) *Französische Waaren-Encyklopädie.* 4. Preis 4 Thlr.

Der Verfasser (Licentiat *Nemnich*) hat auf beide Werke zwölf Jahre Zeit, eine fünfjährige Reise, und die beträchtlichen Kosten des Verlags verwandt; daher kein Exemplar anders, als gegen gleich baare Bezahlung, verabfolgt wird.

Ein jeder Abnehmer von fünf Exemplaren, hat auf das sechste, als Frey-Exemplar, Anspruch zu machen.

Nemnichsche Buchhandlung
in Hamburg.

III. Herabgesetzte Bücherpreise.

Herabgesetzter Preis von
Homeri Ilias ex recensione F. A. Wolfii. II Voll. *Schrbp.*

Da sich noch nicht genau bestimmen lässt, wann die neue Auflage der *Ilias* auf Druckpapier für Schulen erscheinen wird: so habe ich, um den vielfältigen Nachfragen zu begegnen, bis dahin die Ausgabe auf schönem Schreibpapier (jedoch ohne die *Flaxmannischen* Umrisse, die 1 Thlr. 8 gr. kosten) auf 2 Thlr. 8 gr. herabgesetzt.

Leipziger Ostermesse 1815.

Georg Joach. Göschen.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

April 1815.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Universitäten und andere öffentliche Lehranstalten.

Berlin.

Die Studirenden der hiesigen Universität beweisen durch den freudigen Eifer, womit sie dem Aufrufe unseres Königs folgend zu den Waffen eilen, von Neuem ihre wackere Gesinnung, so dass die Zahl der in dem laufenden Sommersemester hier zurückbleibenden Studirenden verhältnissmässig geringe seyn, und zum grössten Theile aus Ausländern bestehen wird. Indessen haben die meisten der Vorlesungen, welche in dem Lections-Verzeichnisse (s. *Intelligenzbl.* No. 14) angekündigt worden, ihren Anfang nehmen können, und werden, selbst bey einer kleinen Anzahl von Zuhörern, fortgesetzt werden.

Halle.

Der neuliche Aufruf der Freywilligen hat auch die hiesige Universität abermals sehr verwaiset: fast alle inländischen Studenten sind dem Rufe zu den Waffen gefolgt. Auch mehrere Professoren hatten sich zur Theilnahme am Kriegsdienst erboten, doch ist ihr Anerbieten von dem Gouvernement nicht angenommen worden; und so wird wenigstens auf diese Weise keine Lücke bey uns entstehen. Es sind vielmehr noch neuerlich zwey ausserordentliche Professoren, der D. *Krukenberg*, als ausserord. Prof. der Medicin, mit 800 Rthlr., und der zweyte Sohn unseres Kanzlers *Niemeyer*, der als Professor zu Marburg seine dortige Stelle verlassen, und den vorigen Feldzug mitgemacht hatte, als Professor der Rechte mit 400 Rthlr. Gehalt bey hiesiger Universität angestellt worden.

Kopenhagen.

Am 15 Jun. v. J. trat der bisherige Rector der Universität, Hr. Prof. *Thorlacius*, mit einer lateinischen Rede über die wahre Einfachheit im Ausdruck, über ihr Wesen und ihren Werth, sein Amt an den Prof. der Theologie, Hn. *P. E. Müller*, ab, nachdem die vier goldenen Preismedaillen an die Studirenden *Repholz*, *Döderlein*, *Kreidal* und *Estrup* ausgetheilt worden waren. Die Einladungsschrift, von Hn. Prof. *Thorlacius* verfasst, handelte von einigen griechischen und römischen Alterthümern, erklärt aus alten Monumenten, vornehmlich aus Gemmen in den Cabinetten des Bischofs *Münter* und des Conferenzraths *Monrad*.

Am 28 Jul. feyerte die Universität das Trauerfest auf den König *Christian VII*, der bekanntlich zu Rendsburg starb, als er das von den Engländern im Nachjahr 1807 umzingelte Seeland verlassen hatte. Wegen des fortwährenden Kriegs blieb seine Leiche dort bis in die Mitte des J. 1814, und ward nun nach Rothschild in das königl. Begräbniss gebracht. Bey dieser Gelegenheit wurden im ganzen Lande erst die Leichenpredigten auf ihn gehalten, und auch die Todtenfeyer von der Universität veranstaltet. Hr. Prof. *Thorlacius* lud dazu in einem Programm ein, welches in alcäischen Versen das Glück der dänischen Lande unter der Regierung Christians VII schildert. Nach einer Trauermusik vom Hn. Capellmeister *Kunzen* trat Hr. Prof. *Thorlacius* auf, und entwickelte in einer lateinischen Rede die Schicksale das Reichs unter des verstorbenen Königs langer Regierung, und die Ideen, die in dieser Zeit das Staatsruder geleitet hatten.

Eine ähnliche Trauerfeyerlichkeit wurde von der Universität am 4 August gehalten zum Andenken des am 14 Junius verstorbenen Herzogs *Friedrich Christian* von Holstein-Sonderburg-Augustenburg, eines eifrigen Beförderers der Wissenschaften, der noch in der letzten Zeit als Präses der Direction für die Universitäten und gelehrten Schulen in Dänemark so viel gewirkt hatte. Auch zu dieser Feyer hatte Hr. Prof. *Thorlacius* durch ein Programm in asklepiadischen Versen eingeladen, die den Charakter und die Verdienste des edeln Fürsten schilderten. Die Trauermusik bestand in einer Cantate von *Oehlenschläger*. Die Rede, vom zeitigen Rector der Universität, Hn. Prof. *P. E. Müller*, gehalten, entwickelte, wie viel Nützliches der Herzog für die Universität und die gelehrten Schulen gewirkt habe, durch

welche wissenschaftliche Bildung diess möglich geworden sey, und wie sich dieselbe in dem ganzen Verhalten seines übrigen Lebens geäussert habe.

Pest.

Am 25 und 30 August 1814 war die neue Rector- und Decanen-Wahl der königl. ungrischen Universität zu Pest. Zum Rector wurde erwählt Hr. *Aloys Emanuel v. Stipsics*, Dr. der Philosophie und Prof. der Archäologie und Numismatik. Zum Decan in der theol. Facultät Hr. D. *Johann v. Predanoczy*, Prof. der Moral; in der juristischen Hr. D. *Martin v. Winkler*, Prof. der Statistik und des Bergrechts; in der medicinischen Hr. D. *Johann Reisinger*, Prof. der speciellen Naturgeschichte, u. in der philosophischen Hr. D. *Joseph v. Szarka*, Prof. der Buchhaltungskunde. Es ist auffallend, dass die gelehrten und auch als Schriftsteller höchst verdienten Professoren *Martin v. Schwartner* und *Ludwig v. Schedius*, obgleich schon seit mehreren Jahren angestellt, fortwährend in jeder Decanenwahl übergangen werden, ohne Zweifel bloss desswegen, weil sie — *Protestanten* sind.

Vor Kurzem sind an der Universität zwey neue Professuren errichtet worden, die eine für die syrische, chaldäische und arabische Sprache, die zweyte für die Pädagogik. Die Studirenden der Theologie sind verpflichtet, diese Vorlesungen zu besuchen. (Warum werden nicht auch andere, die einst Lehrer in höheren und niederen Schulen werden wollen, verpflichtet, die Pädagogik zu hören?) Die erste Professur erhielt Hr. *Dercsik*, D. der Theologie; die zweyte Hr. *Kroboth*, D. der Philosophie und Theologie.

In der zweyten Hälfte des verflossenen Schuljahres zählte das Piaristen-Gymnasium zu Pest 558 Schüler; die National-Hauptschule daselbst 493.

Fünfkirchen (Pécs).

Das katholische Gymnasium, das bisher weltliche Professoren hatte, hat nun auch geistliche Professoren aus dem Orden der Cisterzienser-Mönche erhalten. Am 7 Nov. 1814 wurde es in Gegenwart des weszprimer Bischofs, *Joseph von Királyi*, durch den raaber Ober-Studiendirector, Hn. Probst *Michaël v. Paintner*, dem Abt des Cisterzienser-Klosters zu Zircz, Hn. *Anton v. Dréta*, feyerlich übergeben, und der Cisterzienser-Mönch, Hr. *Daniel Horváth*, als Localinspector desselben angestellt.

Keszthely.

Dem Professor der Ökonomie und Güterverwaltungslehre am Georgikon, Hn. D. *Georg Karl Rumi*, ist zu Anfange des neuen Schuljahres (1 Nov. 1814) auch die Professur der ökonomischen Naturgeschichte, der ökonomisch-technischen Chemie, der Physiologie und Technologie, gegen eine Gehaltsvermehrung übertragen worden. Die Zahl der Zöglinge dieses landwirthschaftlichen Instituts hat sich in dem neuen Schuljahre vermehrt.

II. Beförderungen, Ehrenbezeugungen u. Belohnungen.

Hr. *Adolph Dieterich Weber*, Prof. der Rechte zu Rostock, ist Vicedirector des dortigen Consistorii geworden.

Ebendaselbst ist der Pastor zu St. Petri, Hr. *G. H. Petersen*, zum Pastor an der Jacobskirche erwählt worden.

Der Prof. der Theologie, Hr. D. *Anton Theodor Hartmann* zu Rostock, ist den Bibliothekaren der Universität adjungirt.

Die Ecclesiasten-Stelle an der evang. lutherischen Hauptkirche zu Marburg ist nunmehr dem bisherigen Archidiaconus, Hn. Prof. *Christ. Andr. Leonhard Creuzer*, übertragen worden, und das Archidiaconat hat der bisherige Subdiaconus, Hr. *Wilhelm Usener*, erhalten.

Der seitherige Prof. am Gymnasium zu Hanau, Hr. D. *Friedrich Börsch*, ist an des verstorbenen Prof. *Crede* Stelle zum ordentlichen Prof. der Philosophie und zum ersten Lehrer des Pädagogiums; dessgleichen der gewesene General-Feldarzt, Hr. D. *Wilhelm Busch*, zum ausserordentlichen Prof. der Medicin auf der Universität zu Marburg ernannt worden.

Hr. Pastor *Dräseke* zu Ratzeburg ist von der Gemeinde zu Ansgarii in Bremen an des Hn. Pastor *Gambs* Stelle zum dritten Prediger gewählt worden, und hat den Ruf angenommen.

Der russische Kaiser hat den berühmten Schweizern, Hn. *Heinrich Pestalozzi* zu Yverdün und Hn. *v. Fellenberg* zu Hofwyl, den Wladimir-Orden vierter Classe ertheilt.

Der grosse Rath des Cantons Zürich hat den Rathsherrn und Staatsrath, Hn. *David v. Wyss*, zum Bürgermeister, und den Rathsherrn, Hn. *Joh. Conrad Escher*, Präsidenten der Linthaufsichtscommission, zum Staatsrathe erwählt.

Zu den seither vacant gebliebenen Nominalprofessuren in der philosophischen Facultät zu Göttingen sind noch (vergl. das vorige Intellbl. No. 21) ernannt worden: Hr. Hofr. *Sartorius* zum Prof. der Politik; Hr. Hofr. *Bouterweck* zum Prof. der Moral, und Hr. Hofr. *Schulze* zum Prof. der Logik und Metaphysik.

Auch hat der Prinz-Regent von Grossbritannien mehrere Lehrer der Universität zu Göttingen, welche ehedem ausserordentliche Professuren bekleideten, zu ordentlichen Professoren ernannt, nämlich aus der medicinischen Facultät die Hnn. *Schrader* und *Stromeyer* d. J. zu ordentl. Professoren der Medicin, Hn. *Langenbeck* zum ordentl. Prof. der Anatomie und Chirurgie; aus der philo-

fophifchen Facultät die Hnn. *Fiorillo*, *Harding*, *Benecke und Bunſen* zu ordentl. Profeſſoren der Philoſophie. In Dienſt genommen hat der Prinz-Regent als ordentlichen Profeſſor in der theologiſchen Facultät Hn. D. *Pott* (ehemals zu Helmſtädt), als ordentliche Profeſſoren in der juriſtiſchen Facultät die Hnn. D. *Bauer* und D. *Bergmann*, als ordentlichen Profeſſor in der mediciniſchen Facultät Hn. Hofr. v. *Crell* (ehemals zu Helmſtädt), und als ordentliche Profeſſoren in der philoſophiſchen Facultät Hn. *Schulze* (ehemals zu Helmſtädt) und Hn. *Hausmann*; als auſserordentliche Profeſſoren für die Theologie Hn. M. *Planck*, für die Medicin Hn. D. *Hempel*, für die Philoſophie die Hnn. *Wunderlich*, *Saalfeld* und *Diſſen*. Auch iſt Hr. Prof. D. *Heiſe*, vormals auſserordentlicher Prof. der Rechte zu Göttingen, aus Heidelberg wieder als ordentlicher Prof. der Rechte zurückberufen worden.

Hr. D. *Ludolph Zimmermann* aus Bitterfeld, der von 1804 — 1807 in Wittenberg ſtudirte, und ſich hauptſächlich der Literatur und Statiſtik widmete, iſt vom Könige der Niederlande zum *Chef de Bureau*, beauftragt mit der Statiſtik, beym Miniſterium des Handels und der Kolonieen, mit einem Gehalt von 1800 holl. Gulden ernannt worden. Das deutſche Publicum kennt ihn aus ſeinen *holländiſchen Briefen* in der Zeitung für die elegante Welt, aus ſ. *Beyträgen zur neueſten Literatur u. Statiſtik in Holland* in dem Intelligenzblatte der Leipziger L. Z., und aus ſ. Aufſätzen in *Tzſchirners* theologiſch-hiſtoriſchen Zeitſchriften. Ein patriotiſches Gedicht von ihm, bekannt gemacht in dem Augenblick der Befreyung Hollands im November 1813, machte Senſation in Amſterdam, und erregte die Aufmerkſamkeit des nunmehrigen Königs, der ihn zu dem genannten ehrenvollen Poſten beſtimmte.

III. Nekrolog.

Am 18 Sept. v. J. ſtarb zu Neuſohl in Ungarn an einem Schlagfluſs vor dem Altare *Chriſtoph Liczy*, evang. Superintendent A. C. im bergſtädter Diſtrict und erſter Prediger zu Neuſohl.

Am 11 Oct. zu Baireuth *Johann Georg Kapp*, Archidiaconus, Senior und Kämmerer des dortigen Capitels, einer unſerer vorzüglichſten Literatoren, in einem Alter von 77 Jahren.

Am 19 Oct. zu Stuttgardt M. *Gottlieb Heinrich Rieger*, Decan und Hoſpitalprediger daſelbſt, im 60 Jahre ſ. Alters.

Am 22 Oct. *Georg Albrecht Weinrich*, Doctor der Medicin und kön. baieriſcher Landgerichtsarzt zu Marktbreit in der gefürſteten Grafſchaft Schwarzenberg, geb. daſelbſt 1755.

Am 26 Oct. zu Keszthely im 68 Jahre ſeines Lebens der daſige Abt und Pfarrer *Michael Joſeph v. Szvorényi*, Dr. der Theologie, ein fruchtbarer Schriftſteller im Fache der ungariſchen Kirchengeſchichte, des Kirchenrechts und der geiſtlichen Beredſamkeit, in lateiniſcher und ungariſcher Sprache. Unter Joſeph II bekleidete er mit vielem Ruhm eine Profeſſur der Theologie an der ungariſchen Univerſität, und machte ſich durch Verbreitung liberaler Ideen über das Kirchenrecht ſehr verdient.

Am 29 Oct. zu Zürich *Salomon von Birch*, Kirchenrath und Inſpector des Collegii der Alumnen, 75 Jahre alt.

Am 30 Oct. zu Ansbach *Philipp Jakob Leiblin*, Dr. der Medicin und wirklicher Medicinalrath des mediciniſchen Collegiums zu Ansbach, ehedem Leibchirurg des letzten Markgrafen von Ansbach, alt 65 Jahre.

Am 2 Nov. zu Preſsburg *Anton v. Gubernáth*, Prof. der ungariſchen Sprache und Literatur an der königl. Akademie daſelbſt, Verf. einer ſehr ſchlechten ungariſchen Grammatik in lateiniſcher Sprache.

Am 4 Nov. zu Adelshofen bey Rothenburg an der Tauber M. *Chriſtian Balthaſar Lehmus*, Camerarius und Pfarrer daſelbſt, vorher Rector des Gymnaſiums zu Soeſt in der Grafſchaft Mark, alsdann Rector und Prof. des Gymnaſiums zu Rothenburg, hernach Pfarrer zu Wettringen im Rothenburgiſchen, geb. zu Rothenburg 1749.

Am 21 Nov. zu Liegnitz der kön. Kreis-Juſtizrath *Karl Friedrich Anders* aus Grüneberg, der ſich durch ſein hiſtoriſches Werk: *Schleſien wie es war* (2 Bde. 1810), rühmlich bekannt gemacht hat.

Im Nov. zu Freyſingen *Thomas Wazanini*, Oberinſpector des Schullehrer-Seminars daſelbſt, früher Prof. des Gymnaſiums zu Neuburg an der Donau und hernach des Gynaſiums zu St. Anna in Augsburg, geb. zu Scheſslitz im Bambergiſchen, am 15 April 1775.

Am 14 Dec. zu Münſter der würdige Hofcapelliſt *A. Romberg* im 73 Jahre ſeines Alters.

Am 10 Jan. d. J. zu Wien *Belthazar Hacquet*, k. k. Bergrath und Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften, im 76 Jahre ſeines Lebens. Er war zu le Conquet in Bretagne im J. 1739 geboren, aber ſchon im ſiebenjährigen Kriege ſtand er als Wundarzt bey der k. k. öſterreichiſchen Armee, wurde hierauf am Lyceum zu Laibach in Krain Prof. der Anatomie, Chirurgie und Hebammenkunſt, und endlich Prof. der Naturgeſchichte zu Lemberg. Sein Leben, über welchem zum Theil viel Dunkel liegt, zeichnete ſich durch eine unermüdete Thätigkeit aus; und die Welt hat an ihm einen der kenntniſsreichſten, freymüthigſten und originellſten Männer verloren.

Am 14 Jan. zu Bernſtorfsminde der Prof. *Joh. Friedr. Oeſt*, erſter Lehrer am fühnſchen Schullehrer-Seminar daſelbſt, Ritter vom Danebrogsorden, im 60 Jahre ſeines Alters.

Am 16 Jan. zu Calais die durch ihr mimiſches Talent berühmte Lady *Emma Hamilton*, geb. *Lycas*, Gemahlin des im J. 1803 verſtorbenen Lords

Hamilton, des gelehrten, vieljährigen Gesandten in Neapel.

Am 10 Febr. zu Bergedorf der dortige Prediger, *Joh. Ludwig Schlosser*, im 77 Jahre seines Alters, in früheren Zeiten bekannt durch einige ohne sein Wissen von *Lessing* herausgegebene Schauspiele, über die der eifernde Pastor *Götze* zu Hamburg einen heftigen Streit erhob.

Am 28. Febr. zu Berlin *Joh. Christoph Frisch*, Director der kön. Akademie der Künste, im 78 Jahre seines Alters.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

Ankündigung neuer Bücher.

In der *Maurerschen* Buchh. in Berlin sind folgende Zeitschriften erschienen und in allen Buchhandl. zu bekommen:

1) *Miscellen* für protestantisches Christenthum u. Kirche, Kirchen-Reform, Predigt und Schulwesen. Zunächst in Beziehung auf den preussischen Staat. Herausg. von *C. L. L. Thiele*. 1s Heft.
oder:
Für protestantische Kirche und deren Geistlichkeit. 2r Band 1s Heft. Mit 1 Kupfer. gr. 8. Geheftet 16 Gr.

2) *Erwiederung* auf die Antwort der allerhöchst ernannten Commissarien zur Aufstellung neuer liturgischer Formen, auf Veranlassung des an sie erlassenen Glückwünschungsschreibens. Vom Regier. Rath *Grävell*. 8. Geheftet 6 Gr.

3) Aus welchem Gesichtspuncte muss die in Anregung gebrachte Verbesserung der protestantischen Kirchenverbesserung betrachtet werden? Worte der Verständigung und Beruhigung an das über diese Angelegenheit noch nicht unterrichtete Publicum, besonders in Beziehung auf die Schrift: Erwiederung u. s. w. vom Regier. Rath *Grävell*. Vom Superintendent *C. H. Neumann*. 8. Geheftet 6 Gr.

Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage im Aprilheft der J. A. L. Z. und in den Ergänzungsblättern von No. 25 — 31 Schriften recensirt worden sind.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt. Der Beysatz E. B. bezeichnet die Ergänzungsblätter.)

Adlers Erben in Rostock 62 (3).
Akademische Buchh. in Frankf. a. d. O. 68.
Andrea in Frankf. a. M. 62.
Anonyme Verl. 70. 72. 73 74.
Anton in Görlitz E. B. 28.
Barth in Leipzig 67.
Brockhaus in Leipzig u. Altenburg 69. E. B. 31.
Bureau für Lit. u. Kunst in Halberstadt 78.
Camesinaische Buchh. in Wien E. B. 25.
Campe in Nürnberg 67.
Comptoir für Literatur in Bremen u. Leipzig 75.
Darnmann in Züllichau 72.
Decker in Berlin 78.
Dieterich in Göttingen 72. E. B. 26.
Dieterici in Berlin E. B. 28.
Fleckeisen in Helmstädt 78.
Gelehrten Buchh., neue, in Hadamar E. B. 25.
Grass u. Barth in Breslau 69.
Hahn, Gebr., in Hannover E. B. 29.
Hartmann in Leipzig E. B. 28.
Hemmerde u. Schwetschke in Halle 67.
Herder in Freyburg u. Constanz 78.
Heyer in Giessen 63.
Heyer u. Leske in Darmstadt 71. 74.
Hinrichs in Leipzig 76. E. B. 30 (2).
Hof-Buch- und Kunst-Handlung in Rudolstadt 69.
Horvath in Potsdam E. B. 31.
Huber u. Comp. in St. Gallen 79.
Krieger in Cassel u. Marburg 75. 78.
Krüll in Landshut 61.
Kühn in Posen u. Leipzig 79.
Kümmel in Halle 66.
Kunst- und Industrie-Comptoir aus Amsterdam in Leipzig 74.
Mallinckrodt in Dortmund u. Leipzig 72 (4).
Maurer in Berlin 71.
Mayrsche Buchh. in Salzb. 66. E. B. 30.
Meinshausen in Dorpat 63.
Meyersche Buchh. in Lemgo 63.
Mittler in Leipzig E. B. 28.
Mohr u. Zimmer in Heidelberg 77.
Nicolai in Berlin 77.
Orell, Füssli und Comp. in Zürich 64.
Osiander in Tübingen 78.
Palm in Erlangen 63. 78. E. B. 29.
Riegel und Wiessner in Nürnberg E. B. 27.
Rommerskirchen in Köln 77.
Sander in Berlin 75.
Schimmelpfennig u. Comp. in Halle E. B. 28.
Schmidt in Berlin 75.
Societäts-Verlagsbuchh., neue, in Berlin 69 (2). 77.
Stettinsche Buchh. in Ulm 76.
Tasché in Giessen 78.
Tasché und Müller in Giessen E. B. 27.
Teissing in Münster 62.
Varrentrapp in Frankfurt a. M. 70.
Vieweg in Braunschweig E. B. 30.
Vogel in Leipzig 68.
Wagner in Neustadt a. d. O. 68.
Wenner in Frankfurt a. M. 70.
Weigel in Leipzig 71.
Zeh in Nürnberg 78.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1815.

THEOLOGIE.

Erlangen, b. Palm: *Historisch-kritische Einleitung in sämmtliche kanonische und apokryphische Schriften des alten und neuen Testaments*, von D. *Leonhard Bertholdt*, ordentl. Professor und Universitätsprediger zu Erlangen. *Vierter Theil.* Einleitung in die prophetischen Schriften des A. und N. T. 1814. 1337—1908 S. 8. (2 Rthlr.)

Wir sehen unseren Wunsch erfüllt, die Fortsetzung eines Werkes bald anzeigen zu dürfen, dessen frühere Bände (vgl. unsere Beurtheilung Jen. A. L. Z. 1815. No. 1. 2. 3), ihrer Anlage und Ausführung nach, so manchen Gewinn für die Geschichte der Wissenschaft versprachen. Dieser *vierte* Band, dessen Anzeige wir jetzt nachholen, ist den prophetischen Büchern des A. und N. T. gewidmet, und wird, wie die kurze Vorrede erinnert, noch einen *fünften* und *letzten* sich nachfolgen sehen, in welchem die Untersuchungen über die Schriften der *psalmodischen*, *philosophischen*, *elegischen*, *romantischen* und *erotischen Poësie* der Hebräer, so wie über die *Briefe der Apostel*, niedergelegt werden sollen. Alle diese Schriften, die letzteren Briefe allein ausgenommen, bilden dem Vf. die zweyte Classe der biblischen Bücher, die *poëtischen* nämlich, eine Classeneintheilung, der Rec. seinen Beyfall nicht geben kann, da sie weder in der Allgemeinheit der poetischen Form (in den sogenannten romantischen Büchern fehlt diese wenigstens), noch in dem gleichen Verhältnisse derselben zum Gegenstande der poëtischen Bearbeitung ein generelles Merkmal der Vereinigung findet, indem dieses bald unabhängig und selbstständig für sich, bald anderen theoretischen oder praktischen Zwecken bloss dienend erscheint. Er hat darum im A. T. die poëtischen Bücher von den prophetischen und didaktischen immer unterscheiden zu müssen geglaubt, da nur erstere das Wesen der Poesie in der Selbstständigkeit eines rein ästhetischen Interesse, letztere bloss poëtische Form, abhängig von einem anderen theoretischen oder praktischen Interesse, offenbaren. Wie wenig kann der Ausdruck: *prophetische* und *philosophische Poësie*, dem Geist und Charakter der damit bezeichneten Bücher entsprechen, da beide Prädicate, ihrem Inhalt nach, das Wesen ausdrücken, wodurch sich beide Bücherclassen von einander unterscheiden, in dieser Zusammensetzung aber auf die blosse Form bezogen werden, die beide mit einander gemeinschaftlich haben? Man bemerkt leicht, dass Poesie selbst, ihrem Wesen und ihrer Form nach, hier nicht unterschieden wird, dass nur eine poetische Form nach der Verschiedenheit des in ihr dargestellten Stoffes, nicht der Begriff einer selbstständigen, für ein rein ästhetisches Interesse angelegten Dichtung, in der Dichterliteratur der Hebräer hier festgehalten ist. Daher stehen auch der Parallelismus der Glieder, und die vorherrschende religiöse Tendenz aller hebräischen Dichtungen als Eigenheiten in Einer Reihe dem Vf. zusammen, da ersterer doch allein den äusseren Typus, letztere bloss den inneren Geist und das Leben der Poësie angeht; daher werden von ihm die philosophische und die Sentenzen-Poësie als zwey besondere Arten der hebräischen Dichterliteratur neben einander aufgezählt, da doch letztere grösstentheils nur den eigenthümlichen Ausdruck der ersteren bildet, wenigstens weder der Form, noch dem Gehalt nach, von ihr getrennt werden darf. Eine schärfere Unterscheidung der Begriffe würde dieser Verwirrung leicht abgeholfen haben.

Den Untersuchungen über die prophetischen Bücher des A. T. gehen einige Bemerkungen über den Prophetismus überhaupt §. 355, so wie eine besondere exegetische Literatur derselben an Übersetzungen und Commentaren §. 356 voran. Diese hätte wegbleiben dürfen, da sie der Idee einer Einleitung fremd ist, und von jedem literarischen Handbuch und theologischer Bücherkenntniss vollständiger und in besserer Ordnung mitgetheilt wird. Jene, dürfen wir nicht verhehlen, haben uns nur wenig befriedigt. Eine sowohl philologische, als historische Erklärung der Nationalbenennung *Nebiim* hätte um so weniger ausgelassen werden dürfen, jemehr die höchst einseitige Übersetzung durch *Propheten*, da sie nichts Wesentliches in ihrer Bestimmung ausspricht, stets einer falschen Begriffsauffassung voreilt, und je vielseitiger in der Geschichte die Bestimmung dieser Männer selbst erscheint, als dass jener einfache Ausdruck für sie in ihrem ganzen Umfang bezeichnend betrachtet werden könne. Vollständig wird diese letztere auch keinem tieferen Kennerauge hier aufgefasst erscheinen, wo sie bloss als Demagogen geschildert werden, die, nach der Absicht Moses, als Internuntien Jehova's zwischen der Priesterschaft, in deren Händen die Regierung ruhte, und zwischen dem Volk in der Mitte stehen, und die Constitution bewachen sollten, daher ein Immunitätsprivilegium erhielten, und Religion und Politik zu den zwey einzigen Gegenständen ihrer öffentlichen Reden erhoben. Aber wer weiss es nicht, dass als Volkslehrer und Sittenrich-

ter, als Interpreten von Jehova's Gesetz im Familienkreise sowohl, als in öffentlichen Angelegenheiten, sie den religiösen Gesichtspunct ihrer Bestimmung noch über die Grenze hinaus verfolgten, als so weit Religion mit der Staatspolitik verbunden war? und eben darum kann kein Versuch gelingen, das Vielseitige ihrer theils constitutionellen, theils selbst gewählten Bestimmung mit Einem Namen hinreichend zu bezeichnen. Der hebräische Ausdruck נָבִיא selbst drückt sie keineswegs vollständig aus, bezieht sich vielmehr auf den Hauptcharakter und die öffentliche Autorität allein, unter welcher diese Männer auftraten, als Dollmetscher des göttlichen Willens und der göttlichen Gesetze. Über den hier vorausgesetzten mosaischen Ursprung des Propheteninstituts erinnern wir nichts weiter; er beruht auf der Ansicht von der Ursprünglichkeit der mosaischen Gesetzesurkunden im Pentateuch, worüber wir früher schon unser Urtheil auszusprechen Gelegenheit hatten: nur diess bemerken wir, dass es uns wunderte, wie einer nur etwas umsichtigen Kritik, bey der historisch-kritischen Erforschung dieses Gegenstandes, die beiden trefflichen Data, das Erscheinen der Prophetenschulen in Samuels Periode, und das zu gleicher Zeit unter König Saul zuerst geschichtlich bemerkte Auftreten und Thätigseyn dieser Männer nach der Vertreibung der Wahrsager und Zeichendeuter aus dem Lande (1 Sam. 28, 3), unbeachtet, und für so wahrscheinliche Vermuthungen in Ansehung der Bildung dieses Institutes unbenutzt bleiben konnten.

Die speciellen Untersuchungen fangen darauf mit Esaias an, und begreifen, ausser den alttestamentlichen Propheten, das Buch Baruch mit der *Epistola Jeremiae*, und die Apokalypse. Jedes in's Einzelne zu prüfen, erlaubt uns der Raum dieser Blätter nicht; wir haben indessen bey unserer eigenen Durchsicht kein neues Resultat gefunden, das uns von unserem, schon früher ausgesprochenen Urtheil zurückzutreten bewegen könnte. Auch hier müssen wir es wiederholen, dass in Hinsicht der Kritik dem Urtheile des Vfs. öfters diejenige Reife und Besonnenheit abgehe, die meistens nur als Frucht aus vielseitiger Prüfung und vorsichtiger Vergleichung sich gewinnen lässt. Zur Rechtfertigung unseres Urtheils bey diesem Theile des Werks geben wir unsere Bemerkungen über diejenigen Abschnitte, welche am meisten unsere Aufmerksamkeit beschäftigten. Was hier zuerst den Esaias betrifft: so hat es ganz unseren Beyfall, was der Vf. von der Integrität der Orakel dieses Propheten erinnert, S. 1357 nämlich, dass es unmöglich sey, „solche Gründe aufzufinden, welche einen vollen und überzeugenden Beweis liefern könnten, dass alles in diesem Buche Enthaltene vom Jesaiah sey." Nur muss, unserem Erachten nach, auf der anderen Seite nicht weniger bemerkt werden, dass die Kriterien der Unächtheit, warum man einzelne Orakel, besonders einige von denen gegen auswärtige Völker, hat zurücklegen wollen, häufig nur zu subjectiv und ungewiss erscheinen, als dass eine vorsichtige Kritik mehr als blosse Möglichkeit daraus folgern dürfte. Mit der Art der Beweisführung selbst für die Unächtheit einzelner im Esaias vorhandener Abschnitte, wie sie hier von Hn. *B.* und meistens auch von allen seinen Vorgängern gegeben wird, kann Rec. nicht zufrieden seyn. Nach einer Widerlegung der von den neuesten Vertheidigern der Integrität angestellten Rettungsversuche, werden vier Gründe ausgeführt, die es gewiss machen sollen, „dass eine grosse Anzahl von den in dem Buche Esaias zusammengereiheten prophetischen Reden anderen Verfassern und späteren Zeiten angehöre" S. 1373, nämlich Aramäismen der Sprache in einzelnen Stücken, verschiedene Darstellungsart, Hindeutung des Inhalts auf ein späteres Zeitalter und endlich ein Contrast der Ideen, welcher die Einheit des Vfs. ausschliesst. Jeder urtheile selbst, ob diese Gründe sämmtlich, in Beziehung auf die dem Esaias abgesprochenen Orakel, als allgemeine anwendbar sind, ob manche Stücke nicht ganz andere Merkmale der Nichtursprünglichkeit an sich tragen, und ob überhaupt bey einer Beweisführung, die bloss innere Gründe geltend machen kann, dieser Beweis nicht um vieles vollkommener wird gegeben werden können, sobald die Frage über eine, nach ihrem verschiedenen Inhalt bestimmte Mehrheit von Classen dieser Orakel vorläufig beantwortet worden ist. Denn es versteht sich ja von selbst, dass, wo Standpunct und allgemeines Thema von prophetischen Stücken verschieden ist, nothwendig auch eine Verschiedenheit von inneren Merkmalen sich aus ihnen abziehen lassen muss, um die Zurückführung auf einen gewissen bestimmten Verfasser zu widerlegen. Wir haben daher beständig drey besondere Classen von Orakeln unterschieden, die man dem Esaias absprechen zu müssen glaubte: die Orakel von der Zerstörung des chaldäisch-babylonischen Reichs, und von der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft unter Cyrus; die Orakel gegen auswärtige Völker; und endlich einzelne Orakel über Sanheribs Niederlage vor Jerusalem unter Hiskias. Für die erste dieser Classen vereinigen sich gesammte, hier vom Vf. angegebene Gründe; nur würden die beiden letzten, weniger unbestimmt aufgefasst, als sie hier gegeben sind, durch schärfere Unterscheidung der Hauptmerkmale noch in mehrere sich haben zerlegen lassen. Von Rec. ist wenigstens die zu grosse Zeitferne des Gegenstandes, den sie behandeln, in Beziehung auf die von *Justi* ausgeführte Wahrheit, dass die Propheten in ihren Reden mit Verderben durch fremde Völker nicht früher drohen, als bis diese wirklich mit Israel in politische Berührung zu kommen, und der Nation furchtbar zu werden anfingen; darauf die speciellen Spuren der späteren, erst im Exil erfolgten Abfassung dieser Orakel, die theils das schon vorhandene Daseyn des chaldäischen Reichs, theils die schon erfolgte Zerstörung Jerusalems und des Tempels beurkunden; und zuletzt das doppelte Missverhältniss in Ansehung der dunkeln, unbestimmten Schilderung des Untergangs der gegenwärtigen assyrischen Monarchie gegen das genaue, und bis auf persönliche Züge ausgeführte Gemälde vom Ende des künftigen, noch ungekannten Chaldäerstaates, so wie auf der anderen Seite in Ansehung der Umständlichkeit der Darstellung bis auf die letzten Zeiten des Exils gegen die Allgemeinheit der Verheissungen solcher Dinge, die unmittelbar aufs Exil folgen sollten: von ihm sind diese vier Puncte besonders unterschieden

worden, da jeder einzeln für sich ein Ganzes bildet, das als Antikritik gegen Einheit des Vfs. spricht. Die Orakel der zweyten Classe gegen auswärtige Nationen bilden, was Beweisführung ihrer Nichtursprünglichkeit anlangt, ein vollendetes Gegenstück. Sie haben durchaus keine allgemeinen Gründe gegen sich, sondern überall sind es nur individuelle Merkmale und Kennzeichen, in deren Deutung Manches freylich nur subjectiv, und darum Verschiedenheit des Urtheils erzeugend ist. Bey der dritten Classe endlich, bey den Reden über Sanheribs Niederlage vor Jerusalem unter Hiskias, findet *Eichhorn* es unwahrscheinlich, dass Esaias so oft einerley Gegenstand behandelt habe, und aus diesem Grunde allein will er einzelne Stücke dieses Inhalts anderen Zeitgenossen des Propheten zugesprochen wissen. Allein dieser Grund ist gewiss nicht hinreichend zum Absprechen; und dürfte höchstens bloss zu einem möglichen Verdacht führen. Diese Verschiedenheit der aufgestellten Beweisgründe und ihres Gewichtes erweiset wohl hinlänglich die Nothwendigkeit der Trennung jener Orakelstücke in verschiedene Classen für die Kritik; wenigstens wird es nie nur Eine Beweisführung seyn können, die alles dem Esaias Abgesprochene kritisch zu prüfen im Stande ist.

Wir wenden uns zu einem anderen Beyspiele, die wissenschaftliche Bearbeitung unseres Buches daraus kennen zu lernen. Wir wählen die Untersuchungen über die Apokalypse, den Schluss des Werks, da hier die Vieldeutigkeit des Stoffs in äusserer und innerer Hinsicht am meisten ein kritisches und besonnenes Urtheil zur wohlgeregelten Ausarbeitung erfodert. Sie gehen von S. 1777 — 1908, und sind die ausführlichsten von allen. Eine sehr richtige Angabe der inneren Anordnung und Einrichtung, so wie eine nicht weniger wahre Ansicht von der äusseren Form und Darstellung des Ganzen, als einer Reihe prophetischer Visionen, nach der Analogie ähnlicher alttestamentl. Gemälde aufgefasst, machen den Anfang. Darauf folgen die Forschungen über den Urheber des Buchs, bey denen uns, ungeachtet ihres vollständigen und wohlgeordneten Ganges, einige Bemerkungen hinzuzusetzen erlaubt seyn möge. So hätten S. 1781 bey der Vermuthung, Dionysius Gegner seyen die Aloger, der Grund dafür nicht ausgelassen seyn sollen, dass die älteren alexandrin. Schriftsteller keine Einwürfe gegen das Buch kennen, wohl aber Dionysius, als Gegner des Chiliasmus, mit den Ansichten der hierin ihm gleichgesinnten Aloger bekannt seyn mochte. S. 1824. 27. 39 und an a. O. finden wir unter den Widerlegungen der Einwürfe, von dem Stillschweigen des Ignatius und Polykarpus hergenommen, die sonderbare Idee: „Johannes möchte diese Schrift nicht selbst, wegen leicht zu errathender Bedenklichkeiten, haben ins Publicum ausgehen lassen; er liess sie vielmehr bey sich liegen, und erst nach seinem Tode kam sie aus seinem schriftlichen Nachlasse in die Hände Anderer, und verbreitete sich allmählich weiter, doch ohne von Jemand den sieben Anfangs genannten Gemeinden zugesandt zu werden.“ Wer möchte aber wohl einen schriftlichen Nachlass bey den Aposteln zu suchen geneigt seyn, deren begeisterte Wirksamkeit gewiss das gegenwärtige Bedürfniss allein beschäftigte; und noch mehr, wer die Apokalypse zu einem solchen schriftlichen Nachlass zählen, die, was Hr. *B.* selbst nicht leugnet, nach Form und Inhalt nur als Schöpfung eines noch jugendlich feurigen Geistes betrachtet seyn will? Nicht weniger wundern musste sich Rec. S. 1868 fg. über des Vfs. Vertheidigung von *Merkel* gegen *Storr* in der Widerlegung des durch Epiphan überlieferten Einwurfs der Aloger gegen die Ächtheit der Apokalypse. Dieser lautete bekanntlich nach jener Überlieferung also: zu Thyatyra, an welche Gemeinde das vierte der voranstehenden sieben Sendschreiben gerichtet ist, existire gar keine christliche Kirche; wie also der Apostel ihr zugleich mit den anderen sein Buch habe zuschreiben können? Da es bey der richtigen Deutung desselben auf den Ausdruck des Originals selbst ankommt: so müssen hier die Worte des Häresiologen einen besonderen Platz finden. *Haer.* 51, 33, *εἶπε πάλιν* (*sc.* Ἰοάννης, es sind Worte der Aloger)· *γράψον τῷ ἀγγέλῳ τῆς ἐκκλησίας τῷ ἐν Θυατείροις* (*Apoc.* 2, 18), *καὶ οὐκ ἔνι ἐκεῖ ἐκκλησία χριστιανῶν ἐν Θυατείρῃ· πῶς οὖν ἔγραφε τῇ μὴ οὔσῃ;* Nun fährt *Epiphanius* fort: *καὶ εὑρίσκονται οἱ τοιοῦτοι ἑαυτοὺς ἀναγκάζοντες ἐξ αὐτῶν, ὧν κηρύττουσι κατὰ τῆς ἀληθείας ὁμολογεῖν· ἐὰν γὰρ εἴπωσιν, οὐκ ἔνι νῦν ἐκκλησία εἰς Θυάτειρα, δείκνυσι, πεπροφητευκέναι τὸν Ἰωάννην κ. τ. λ.* Nach *Storr's* Voraussetzung steckt hinter dieser Angabe bloss eine ironische Polemik; die Aloger denken dabey an die montanistische Gemeinde zu Thyatyra, die sie für keine ächt christliche wollten gelten lassen, und damit auch aus gleicher Quelle ihr früheres ächtes Christenthum bezweifelten. Hr. *B.* behauptet dagegen nach *Merkel*: „Wäre diess der Sinn des Einwurfs gewesen: so müssten nothwendig die Aloger hinzugesetzt haben, dass zu Thyatyra niemals eine andere, als eine montanistische Gemeinde gewesen sey. Wie hätten sie aber das sagen können, da ja auch Aloger zu Thyatyra wohnten, und eine Gemeinde formirten, die diese selbst doch wohl für eine ächt christliche Gemeinde angesehen haben?“ Sollten aber nicht gerade diese Aloger zu Thyatyra Urheber der ganzen Anklage seyn? Wenigstens lässt sich kaum denken, dass andere, in Anderen Gegenden, an der dortigen Gemeinde ein solches Interesse genommen hätten, um auf die angeführte Beschuldigung zu kommen. Jenes *νῦν*, worauf *Storr* vorzüglich Rücksicht nimmt, soll nach dem Vf. von Epiphan. den Alogern bloss untergeschoben seyn: allein die früheren Worte: *πῶς οὖν — μὴ οὔσῃ*, beweisen doch wohl jedem Sprachkenner hinreichend, dass der Ausdruck: *καὶ οὐκ ἔνι — ἐκκλησία* eben so gut von der gegenwärtigen Zeit, als von der Zeit des Apostels Johannes verstanden seyn soll, eine Erklärung, die doch gewiss *den* Vorzug verdient vor einer anderen, welche, um bestehen zu können, den Referenten ganz willkührlich einer absichtlichen Verfälschung beschuldigen muss.

Wir übergehen die treffenden Bemerkungen S. 1873 gegen die Voraussetzung eines Betrugs, so wie die nicht minder guten gegen *Eichhorn's* Behauptung, die Angabe von Johannes Aufenthalt auf Patmos gehöre zur Dichtung S. 1877. Rec. ist ganz übereinstimmend mit Hn. *B.* im Schlussresultat: dass vollkommene Gewissheit da sey, Johannes, der Evangelist, habe eine Apokalypse geschrieben, und dass es zugleich an hinreichendem Grunde nicht fehle, sie in dem Buche zu erkennen, welches unter diesem Namen im neutestamentl. Kanon steht. Nur eine Bemerkung erlaubt sich Rec. noch. Warum ist S. 1895

unter den Zeugen für Johannes Aufenthalt zu Patmos gerade der ältefte, Papias, ausgelaſſen, und in die Noten verwieſen? Weil wir ſein Zeugniſs mittelbar durch Euſebius haben? Allein wie viele kirchenhiſtoriſche Nachrichten würden dann für uns verloren ſeyn, wenn dieſs Merkmal der Unſicherheit unbedingt gelten ſollte! Ganz überſehen hat übrigens Hr. *B.* die Übereinſtimmung dieſes durch Euſebius aufbewahrten Zeugniſſes mit einer Angabe in den Schriften des Irenäus ſelbſt *adv. haer.* V. 30. — Mögen wir bald dieſes brauchbare Werk vollſtändig erhalten! H. P.

Würzburg, b. Stahel: *Das Buch Ruth.* Aus dem Hebräiſchen ins Deutſche überſetzt, mit einer vollſtändigen Einleitung, philologiſchen und exegetiſchen Erläuterungen von Dr. *Georg Riegler*, Caplan zu Aub im Groſsherzogthume Würzburg. 1812. 108 S. 8. (8 Gr.)

Hn. *R's.* Bearbeitung des Buches Ruth zeichnet ſich weniger durch neue Anſichten aus, als durch fleiſsige Zuſammenſtellung und gröſstentheils gelungene Beurtheilung deſſen, was frühere Ausleger darüber geſagt haben. In der ſehr ausführlichen Einleitung, in welcher er öfters mit dem Vf. des exegetiſchen Handbuches zuſammentrifft, handelt er von S. 1 — 26 in 8 Paragraphen von dem Namen und Inhalte, von der Abſicht, von der Zeit, in welche die Handlung (die Hr. *R.* in vier Hauptſcenen, nach der Zahl und Anlage der Capitel, zerfallen läſst) geſetzt wird, von dem Verfaſſer und Alter, von der Glaubwürdigkeit, von dem kanoniſchen Anſehen, von der Brauchbarkeit und dem Werthe, und endlich von der Literatur des Buches. — Die Abſicht des Buches iſt: Beurkundung der edlen Abkunft Davids von einer alten und rechtſchaffenen Familie. Der Vf. will es recht anſchaulich machen, daſs Ruth, als Ausländerin, zwar eine arme und gebeugte, aber arbeitſame und tugendhafte Wittwe, ein Weib von edler Seele, und Boas als Iſraelite eben ſo reich und angeſehen, als auch gerecht und gottesfürchtig, ein Mann von biederem Herzen, im vollen Sinne würdig waren, die edelſten Stammältern einer königlichen Familie zu werden. — Die Zeit, in welche dieſe Geſchichte zu ſetzen ſeyn dürfte, iſt verſchieden beſtimmt worden. Dem Vf. iſt es wahrſcheinlich, daſs ſie in den Zeiten Debora's und Gideon's vorgefallen ſey. — Mit Recht läſst Hr. *R.* den Vf. derſelben unbeſtimmt, das aber glaubt er ſicher annehmen zu dürfen, daſs derſelbe erſt nach der Beförderung Davids zur Königswürde gelebt habe. (Auch Rec. iſt dieſer Meinung; vorausgeſetzt, daſs die oben bemerkte Abſicht des Buches richtig iſt.) Er war, fügt Hr. *R.* hinzu, wohl ſelbſt ein Jude, und lebte nicht in den früheren Zeiten des jüdiſchen Reichs; wenigſtens hat die Schrift aus dem ſpäteren Zeitalter dieſes Reiches ſeine vollendete dermalige Form, welche mitunter einen chaldaiſirenden Anſtrich hat, erhalten. (Rec. findet die Sprache in dieſem Buche von der Sprache der übrigen hiſtoriſchen Schriften der Hebräer nicht ſo abweichend, daſs er ſich getrauete, daraus auf das Alter einen Schluſs zu machen.) — Der Glaubwürdigkeit des Buches ſteht, wie Hr. *R.* umſtändlich zeigt, nichts entgegen; die Zweifel die man aus der angehängten Stammtafel, welche zwiſchen Nahaſſon und David nur fünf Glieder enthält, dagegen erheben wollte, ſucht Hr. *R.* auf die gewöhnliche Weiſe zu löſen. (Abgekürzte Stammtafeln ſind gewiſs gewöhnlich geweſen. Aber eine beſtimmte Urſache der Abkürzung anzugeben, wagt Rec. nicht. Mangel an Nachrichten iſt kaum denkbar. Bey den Prieſtern, welche — nicht ſowohl Kirchen - als vielmehr Lager - Bücher halten muſsten, konnte man doch wohl erfahren, was zur Aufſtellung einer vollſtändigen genealogiſchen Tafel nöthig war, weil die Äcker immer eigentlich auf die Nachkommen erbten, und man da nur zurückgehen durfte, um zu erfahren, was man wiſſen wollte. Denkbar iſt es freylich, daſs je zuweilen ein ſolches Lagerbuch verloren gegangen, nicht ſo leicht, daſs es mit weniger Sorgfalt fortgeführt worden.) Den umſtändlichen Bemerkungen über die Brauchbarkeit und den Werth des Buches, worin die Hauptzüge der handelnden Perſonen ſorgfältig entwickelt ſind, fügte Hr. *R.* noch die Urtheile Niemeyer's, K. v. Dalbergs und Dereſer's bey. — Die Literatur iſt zwar nicht vollſtändig; doch vermiſste Rec. keinen der vorzüglicheren Ausleger. — Von S. 27 — 41 folgt nun die Überſetzung. Sie iſt „gröſstentheils metriſch; mitunter proſaiſch; metriſch deſswegen, um den Rhythmus, Parallelismus und Numerus des Originals darzuſtellen." Rec. hat ſie zwar richtig gefunden; aber gefallen hat ſie ihm nicht durchgängig. Der Vf. hätte ſeine Abſicht wohl erreichen können, wenn er eine *Probe* gegeben hätte; da er aber dieſe Methode durch alle 4 Capitel hindurchgeführt hat: ſo hat er ſich hiedurch gewiſs geſchadet. Die Nothwendigkeit einer ſolchen Behandlung ſogar zugegeben: ſo hätten doch ſo viele Härten ſich nicht einſchleichen ſollen, wie z. B. in folgenden Zeilen:

> Geh' ja auf keinen andern Acker, Ähr'n zu leſen,
> Ich hab befohln den Knechten
> Halt ferner dich zu mein'n Geſind'
> Ich dacht' daher es dir zu Ohr'n zu bringen u. ſ. w.

und wozu Cap. IV, 18 — 22 das genealogiſche Regiſter in abgeſetzten Zeilen? — Von S. 48 — 108 ſtehen die philologiſchen und exegetiſchen Erläuterungen. Sie werden gewiſſer den Beyfall der Leſer erhalten. Nur hie und da, glaubt Rec., hätte ſich der Vf. kürzer faſſen können, wie z. B. S. 46 die Bemerkungen über עמכם und עשיתם; S. 66, wo die Beyſpiele, indem die Stellen alle *in extenſo* angeführt ſind, zu gehäuft ſcheinen u. ſ. w. Vielleicht finden es manche Leſer auch überflüſſig, daſs S. 105 f. das ganze 38 Capitel des erſten Buches Moſis, und S. 89 aus Proverb. 31 das Lob eines tugendhaften Weibes vollſtändig eingeſchaltet iſt. — In manchen Erklärungen iſt Rec. anderer Meinung; z. B. S. 54 in den Ableitungen der Namen Abraham und Sarah. Den erſteren glaubt er entſtanden aus אברם המון „bey geſchwinderer Ausſprache mit Auslaſſung des ם von אברהמון רם, endlich mit Hinwegwerfung der Endſylbe ון, אברהם." Rec. iſt hierüber immer noch derſelben Meinung, welche er bey einer anderen Gelegenheit in dieſen Blättern bereits geäuſsert hat (Jahrg. 1806. No. 191). — Auch in dieſen Erläuterungen kommen proſaiſche Stellen vor, die metriſch abgedruckt ſind; z. B. S. 55, 57, 94 u. a., wenn man anders hievon dieſen Ausdruck brauchen darf. — S. 92 hat ſich wohl ein Provincialismus eingeſchlichen: „Vermuthlich betrug das hier genannte ſechsmal genommene Gemäſs ein ordentliches *Traget* für eine Weibsperſon." Σλρ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1815.

JURISPRUDENZ.

Altona, b. Hammerich: *Criminalrechtsfälle*, vorgetragen und herausgegeben von *Wilhelm von Schirach*, königl. dän. Obergerichtsrath zu Glückstadt. 1813. XVI u. 269 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. liefert uns hier 7 bey dem königl. dänischen Obergerichte zu Glückstadt entschiedene Criminalfälle, welche von ihm selbst demselben vorgetragen worden sind. Mit der Auswahl dieser Fälle könnte man allerdings zufrieden seyn, indem keiner darunter ist, welcher nicht wenigstens von einer Seite die Aufmerksamkeit des Criminalisten verdiente. Nur die beiden Fälle (IV u. V) von Kindermord und verheimlichter Geburt gehören zu den alltäglicheren, und vermehren bloss die grosse Menge der Unglücklichen, bey welchen die Gerechtigkeit nach dem Gesetz nur mit Bedauern und heimlichen Zweifeln geübt werden kann.

Dagegen thut es dem Rec. Leid, gestehen zu müssen, dass die Art der Bearbeitung ihn nicht durchaus befriedigt hat. Der Vf. erklärt sich selbst in der Vorrede über die von ihm gewählte Form seiner Vorträge, bey welcher er sich genöthigt gesehen habe, von den Regeln Martin's, Grolman's und Anderer abzuweichen, vermöge deren die eigentliche Relation nur aus einem Auszuge der Acten bestehen soll, in welchem bloss die Prämissen des Urtheils zusammengetragen, die Beurtheilung aber dem zweyten Theile des Vortrags, dem Gutachten, aufgespart wird. Ein solcher Actenauszug, meint der Vf., müsse nothwendig ermüden, die Aufmerksamkeit der zuhörenden Richter und das Zusammenfassen der Thatsachen unter dem Hauptgesichtspuncte erschweren, und dagegen der Zweck eines Criminalvortrags besser erreicht werden, wenn der Referent zuweilen schon in der Geschichtserzählung die durch Geständniss oder andere Beweise ausgemittelten Thatsachen als rechtlich feststehend aushebe, auf solche Weise aber die Aufmerksamkeit der Mitglieder sogleich auf den wichtigsten Punct hinleite.

Hierin kann aber Rec. dem Vf. durchaus nicht beystimmen, und die Fehlerhaftigkeit seiner Methode kann durch die von ihm mitgetheilten Vorträge selbst bewiesen werden. Es ist zwar richtig, dass schon in die Anlegung des Actenauszuges sich die Ansicht des Referenten über die Hauptsache einmischt, dass derselbe planmässig angelegt, das Zusammengehörende zusammengestellt, Manches nur kurz angedeutet und die weitere Anführung und Prüfung dem Gutachten vorbehalten werden muss, um Wiederholungen zu vermeiden; es können auch Fälle vorkommen, in welchen es zweckmässig ist, gleich bey dem bloss geschichtlichen Vortrage das Gutachten über einen Incidentpunct hinzuzufügen: allein dabey muss der Referent doch immer den Grundsatz vor Augen haben, dass er durch den geschichtlichen Vortrag die Richter in den Stand setzen soll, ganz unbefangen selbst zu urtheilen, auch wenn er selbst kein Gutachten hinzuzufügen hätte, und dass es daher sogar unerlaubt ist, durch eingemischte Urtheile über die rechtliche Gewissheit der Thatsachen, über die Moralität des Angeschuldigten, in sofern nicht die nackte Erzählung dergleichen selbst in dem Gemüth des Hörers erweckt, das Urtheil des Gerichts gewissermassen im Voraus zu bestechen.

Wir finden daher auch das Bestreben der neueren Criminalgesetzgebung immer darauf gerichtet, dem Einflusse vorzubeugen, welchen das Vorurtheil des Referenten und ein durch vorgefasste Ansichten bestimmter Vortrag auf die Entscheidung des Gerichts haben kann. In den österreichischen Gerichten müssen die ganzen Acten Stück für Stück, ihrem ganzen Inhalte nach, und ohne dass davon einen Auszug zu machen gestattet ist, bey der Abfassung des Urtheils vorgelesen werden (Gesetzbuch über Verbrechen §. 425); nach dem Strafgesetzbuche für das Königreich Baiern (Art. 348) sollen bey dem Vortrage alle erheblichen Beweisstücke, als Bekenntniss des Thäters, Zeugenaussagen, Befundscheine u. dergl. aus den Acten selbst wörtlich verlesen werden; die königl. preussische Criminal-Ordnung (§. 491) begnügt sich mit der Vorschrift, dass die Erklärung des Angeschuldigten und die Zeugen-Aussagen so viel als möglich mit den eigenen Worten derselben (wie solche bey der Untersuchung niedergeschrieben werden müssen) in die Geschichtserzählung aufgenommen werden sollen.

In dieser Hinsicht ist es schon unzweckmässig, wenn der Referent sich in dem geschichtlichen Vortrage solcher Ausdrücke bedient, welche ein Urtheil in sich schliessen, oder das Gefühl für oder gegen einen Angeschuldigten aufregen. Es ist nicht recht, den Angeschuldigten *Mörder* u. dergl. zu nennen, ehe durch das Gutachten dargethan ist, dass seine That die Merkmale dieses gesetzlichen Begriffes an sich trage. Es ist nicht zu billigen, wenn das Mitleid mit dem Erschlagenen oder der Abscheu gegen die That und deren Urheber gereizt wird, wie der Vf. mehrmals, z. B. S. 5 und 45, thut. Noch mehr zu tadeln ist es aber, dass die Geständnisse der Angeschuldigten mit den Aussagen der Zeugen und anderen Beweismitteln

immer ſo unter einander gemiſcht ſind, daſs ſich öfters nicht erkennen läſst, auf welchem Grunde die vorgetragenen Thatſachen beruhen. Mit Recht verordnet die preuſſiſche Criminalordnung die ſorgfältigſte Trennung deſſen, was der Angeſchuldigte ſelbſt angiebt, von den Zeugen-Auſſagen: denn nur, indem dem Hörer und Leſer alle dieſe Perſonen gleichſam ſelbſt vorgeführt werden, wird er in den Stand geſetzt, ſich ein deutliches zuſammenhängendes Bild der That mit ihren Beweggründen und ein pſychologiſches Urtheil über den Thäter zu entwerfen.

Auch die Sprache des Vfs. läſst Vieles zu wünſchen übrig. Sie iſt noch weit von der Klarheit und Einfachheit entfernt, welche dem richterlichen Vortrage ziemt.

Die Fälle ſelbſt ſind folgende: I. *Hartwig Laakmann*, ein neunzehnjähriger Raubmörder, und ſein Gehülfe, Peter Jenſen. Ein paar verwilderte Buben, die aus bloſser Gewinnſucht einen alten Landmann erſchlugen, und wovon jener zum Rade, dieſer zum Beile verurtheilt, beide aber wegen ihrer Jugend der königlichen Gnade empfohlen wurden. Laakmann wurde enthauptet, Jenſen auf Lebenszeit ins Zuchthaus eingeſperrt.

II. *Martin Rheder*, Giftmiſcher und Todtſchläger. Der intereſſanteſte Fall der Sammlung. Ein rechtlicher, fleiſsiger, friedlicher Mann hatte das Unglück, mit einem Menſchen in Verbindung zu treten, indem er die Grundſtücke deſſelben unter der Bedingung eines ſogenannten Altentheils übernahm, bald aber durch die wahrhaft teufliſche Bosheit deſſelben ſich in die gröſste Noth verſetzt ſah. Er war nicht allein den Diebereyen des Alten ausgeſetzt, ſondern erduldete von ihm die ausgeſuchteſten Bosheiten. Es wurde ihm der Wagen vorſätzlich zerbrochen, ſein Torfvorrath angezündet, eine trächtige Kuh vergiftet, ſeine beiden Pferde erſtochen, alles im Zeitraume weniger Monate. Dadurch wurde Rheder mit ſeiner Familie in ſolche Dürftigkeit verſetzt, daſs er den ganzen Winter mit Mutter, Frau und ſechs Kindern nichts zu eſſen hatte als trockenes Brod. Als er nun einſt in der Nacht von einem Nachbar erfuhr, daſs der Alte abermals auf verbotenen Wegen aus ſey, ſtand er auf, traf mit jenem unter ſeinen Fenſtern zuſammen, geſteht, ihm einige Stöſse oder Schläge gegeben zu haben, und am anderen Morgen wurde der Alte todt gefunden. Bald darauf ſtarb auch die Frau des Altentheilers, und obgleich bey der Unterſuchung des Leichnams ſich keine Spuren von Arſenik oder anderen Giften vorfanden: ſo geſtand Rheder doch, daſs er ſie, aus Beſorgniſs, ſie möchte ihm auch die einzige noch übrige Kuh, wie die erſte, vergiften, ſelbſt durch Ratzenpulver aus dem Wege zu räumen beſchloſſen, und ein erkauftes Pulver, von welchem aber der Apotheker behauptete, daſs es ganz unſchädlich ſey, in einen an ihrem Heerde ſtehenden Topf geſchüttet habe. Man ſieht, welches künſtleriſche Intereſſe dieſer Fall ſowohl durch die Ungewiſsheit des Thatbeſtandes, als durch die beſonderen Verhältniſſe Rheders zu den beiden Entleibten erhält, und wird an einen ſehr ähnlichen Fall in *Feuerbachs* Criminalfällen erinnert. Rheder wurde zum Staupbeſen und lebenslänglicher Karrenſtrafe verurtheilt.

III. *Die Schinder Kathe zu Liesbüttel.* Die zwey Knaben des Abdeckers Zankel, einer von 9, der andere von 6 Jahren, erzählen von mehreren Mordthaten, die ihr Vater und ihre ältere Schweſter verübt hatten. Es war aber, weil der Vater entwichen war, und ſich keine weiteren Spuren des Verbrechens entdecken lieſsen, nichts weiter vorzunehmen.

IV u. V. *Dorothe Rolffs*, die ihr Kind erſtickt hatte, wurde zum Tode durch das Beil, und *Anne Eliſabeth Cornels*, wegen verheimlichter Geburt eines, wahrſcheinlich ohne ihr Zuthun darin verſtorbenen Kindes, zu 10jähriger Zuchthausſtrafe verurtheilt, aber beide Erkenntniſſe vom König auf den Antrag des Gerichts erſteres zu lebenswieriger, dieſes zu dreyjähriger Einſperrung gemildert.

VI. *Schiffer Greenſtedt* macht ſich des verbotenen Handels mit England und dabey eines Meineids ſchuldig. Aufgefallen iſt es in dieſem Vortrage dem Rec., daſs nicht einmal die Formel des Eides wörtlich mitgetheilt worden iſt. Wenn Schiffer Greenſtedt weiter nichts beſchworen hatte, als daſs er zur Zeit, da er vom Kaper angehalten wurde, noch innerhalb der Eider, und nicht auf der Fahrt nach Helgoland begriffen war: ſo mochte ſich Manches für ihn haben anführen laſſen, was aber in Ermangelung der Eidesworte nicht zu beurtheilen iſt. Auch er wurde der königl. Gnade empfohlen, dadurch dieſe ſeine Strafe von lebenslänglicher Karrenſtrafe auf fünfjähriges Zuchthaus gemildert.

VII. *Karl Friedrich Hurlebuſch*, Münzfälſcher. Ein Menſch, der ſich faſt nur von Betrügereyen nährte, im Falſchmünzen jedoch noch keine groſsen Fortſchritte gemacht hatte.

Über die Entſcheidungen aller dieſer Fälle erlaubt ſich Rec., da Ausſprüche der Gerichte nicht vor das wiſſenſchaftliche Tribunal gehören, keine weitere Bemerkung. Die Gutachten des Vfs. ſind mit Umſicht und Sorgfalt abgefaſst, und der vorzüglichere Theil ſeiner Arbeit. Das Einzige iſt Rec. noch aufgefallen, daſs das Gericht ſo gar häufig die Verurtheilten der königl. Gnade empfohlen hat, was an ſich doch wohl nur in ſeltenen Fällen eine Ausnahme von der Regel ſeyn ſollte.

K. E. S.

ERDBESCHREIBUNG.

DARMSTADT, b. Heyer u. Leske: *Briefe eines Reiſenden, geſchrieben aus England, Frankreich, einem Theile von Afrika und aus Nordamerika* von dem Freyherrn *von Wimpfen*, wirkl. geh. Rath und erſtem Kammerh. J. Maj. der Königin von Würtemberg; aus der franz. Handſchrift überſetzt und herausgegeben von *P. J. Rehfues*, Biblioth. S. kön. Hoheit des Kronp. von Würtemberg und correſpond. Mitgl. der ital. Akademie zu Florenz. I B. 1814. 305 S. und auſserdem 3 Bogen Vorrede mit Anmerkungen zu derſelben, und faſt 1 Bogen

Anmerkungen zu dem Texte der Reise ohne Seitenzahl. 8. (4 Rthlr.)

Auf dem Wagter, einem franz. holländischen Schiffe, wollte Hr. *v. W.* nach Ostindien segeln, ward aber von einem englischen Schiffe gefangen, und nach England gebracht. Er beschreibt diese Abentheuer, seine Reise nach England und nach London und seinen Aufenthalt in London, und an den letzteren knüpft er frühere Bemerkungen an, die er in den Jahren 1793, 1795, 1799 zu machen Gelegenheit hatte. Sie betreffen verschiedene Gegenstände, die an keine Ordnung, als an die der Briefe, gebunden sind; nämlich den Überblick über London, brittische Collegien, Juristen, Waarenauskramen, eine Parallele zwischen London und Paris, die brittische Staatsverwaltung in religiöser Hinsicht, die Vorzüge der englischen Constitution, die Wohlthätigkeitsanstalten zu London, die besondere Verantwortlichkeit der Minister, den amerikanischen Krieg, den Gemeingeist, eine Unterhaltung mit Milady Melville über Rauchen, Schnupfen, und deutsche Literatur; die Schwäche der englischen Landarmee, Classification der Gesellschaftsglieder aus dem Principe der Thätigkeit, Ehrwürdigkeit des Adels, und seine Feinde, Presfreyheit, einige nah und fern gelegene Orte, Quäker, Staatsgewalten, den König, den Hof und Staat, und in der Vorrede spricht er sich über Kritik, Schriftstellerey, Nutzen des Reisens u. s. w. aus. Alles aber, was in dem Texte zu lang oder als übelangebrachte Digression angesehen werden konnte, behält er aufser den kleineren Noten zu dem Texte, besonderen Anmerkungen vor, welche letztere sogar der Vorrede nicht fehlen. Das ist der Hauptinhalt dieses Werks, wie ihn Rec. aufgefasst hat. — Die Manier des Vfs. ist zum Theil aus seiner Reise nach St. Domingo, über deren verstümmelte Übersetzung er klagt, zum Theil aber, was diese Reise betrifft, aus einzelnen Proben bekannt, die Rec. in dem Morgenblatte 1814 No. 108 und folg. angetroffen hat. Hr. *v. W.* gehört mehr denjenigen Reisenden an, die durch die Gegenstände auf ihrer Reise veranlasst werden, sich über sich, d. h. über ihre Gefühle und Begriffe auszubreiten. Wenn wir das Gehalt- und Geistreiche in der Sache, und die Eigenthümlichkeit in der Darstellung als Vorzüge dieses Werks ebenfalls ansehen: so scheint ihm doch bey der Lebendigkeit und Belebung der Ideen, bey vieler Klarheit und Helle in schwierigen und dunkeln Begriffen und bey einer grofsen fast überströmenden Fülle des Gemüths, bey der interessanten Art, bald da, wo er die Rolle des Erzählers verläfst, um mit seinen eigenen Eingebungen, bald da, wo er die Rolle des Erzählers festhält, um mit dem Wechsel der Dinge um und neben sich fortzuschwimmen, die ungetrübte Reinheit abzugehen, und vielleicht mufs dieses auf Rechnung seiner früheren Bildung, die er in Frankreich genofs, geschrieben werden. Denn aufser, dafs er sich oft in Antithesen, und einem *Esprit des nippes*, wie ihn Rec. nennen möchte, herumdreht, sogar wohl mit sich selbst Versteckensspielt: so hat er auch in Beyspielen die strengeren Beweise, in Exclamationen die Sache, in *Hiatus* die Mittelbegriffe, in dem Excentrischen die kalte Beschauung und in der Überfülle der Literatur die Angemessenheit derselben vertreten lassen. — Beyspiele von dem Anthithesiren und dem Kleinigkeitsgeiste als Beweise anzuführen, würde zu viel Raum einnehmen; wir müssen deshalb auf die Reise selbst verweisen, wo man sie im Eingang, in den Vorzügen der Constitution, der Parallele zwischen London und Paris, der Schilderung der Wohlthätigkeitsanstalten zu London, in der Diatribe über den amerikanischen Krieg, der Darstellung des Gemeingeistes, der Unterhaltung mit Milady Melville u. s. w. finden wird. Von dem Versteckenspielen, den Exclamationen u. s. w. mögen folgende als Belege dienen: S. 17 ruft er aus: „Krieg und Schifffahrt, welche Künste! War es der Zorn eines Rachegottes, der den Menschen verdammt hat, diese Erfindungen des Teufels auszubilden? Nein, unter allen Meisterwerken des Verstandes gefällt sich der Mensch am meisten in diesen! Er seufzt über die Übel, denen ihn seine Natur nur vorübergehend und beynahe immer durch sein eigenes Verschulden unterwirft: er sucht den Ursprung des Fiebers in der Existenz eines schlimmen Princips — und organisirt Armeen und baut Flotten! die Erfindung des Compasses erfüllte ihn mit der Freude des Wahnsinnigen, der eine Spalte entdeckt hat, aus der er sich herabstürzen kann! Ich habe gefunden, rief der Erfinder eines ziemlich neuen Geheimnisses, mit Archimedes Entzücken — und was fandst du? Weisheit? Wahrheit? Glückseligkeit? Nein, aber was eben so gut ist, — das Schiesspulver!" Rec. mufs aufrichtig versichern, dafs er den Vf. hier nicht versteht, besonders da er S. 39 das Unglück lobt, und nur zu gut weifs, dafs mit jeder Erfindung die Grenze der Wahrheit, Weisheit und also auch der Glückseligkeit weiter austrete. So wirft er auch S. 205 den Deutschen vor, dafs in ihren Urtheilen über die Literatur anderer Nationen der Hochmuth des Parvenus herrsche, der ein schnelles Glück gemacht habe; und er tadelt die nämliche Nation, dafs sie Schillern, der doch von Quintilians, Aristoteles, Longins und Horaz Regeln abgewichen sey, als den erhabensten aller dramatischen Dichter ansieht, und dafs sie sich in der Geschichte der Philosophie und in allen übrigen Zweigen der schönen Literatur den Vorzug anmafse, während er, wenn nicht in diesem und anderen Urtheilen, doch in Citaten aus den entlegensten Theilen der Literatur (sogar über die etymologische Ableitung des Worts London, wo er sich die Literatur Anderer zu Nutze macht, und in der Unterhaltung mit Milady Melville, wo er ein Register von Schriftstellern aufzieht), wo nicht eine stille Anmafslichkeit, doch eine Rigidität verräth, die uns bey seiner übrigen Beweglichkeit fremd war. Gehört denn nun auch die deutsche Nation, der er Kraft und Leben nicht absprícht, zu den Müssiggängern, da er S. 222 behauptet, dafs die Schwachheit, über andere Nationen falsch zu urtheilen, denjenigen Völkern eigen sey, bey denen die müssigste Classe die zahlreichste wäre? — In dem Aufsatze über Presfreyheit herrscht mehr Scharfsinn vor als Tiefe, mehr glänzende Liberalität und ängst-

liche Beengung als Rundung und Bindung; und in dem Auffatze über Gewalten will er nur die gefetzgebende und vollftreckende als Theile der Staatsregierungs-Gewalt, die richterliche Gewalt aber unter der vollftreckenden enthalten, und alfo ganz ausgefchloffen wiffen. Wenn aber nun der Regent und der Staatsherrfcher nicht richten können: wer foll dann richten? Giebt es wohl auch einen Schlufs ohne Minor? — Doch alle diefe und ähnliche Bemerkungen, die wir noch zu machen hätten, die wir aber, auch in Rückficht der Reizbarkeit des Vfs., unterdrücken, follen dem Werthe des Werks nichts nehmen; fie follen nur Andeutungen feyn, wie gern wir mit dem Ganzen fo zufrieden feyn möchten, als wir es mit den meiften Auffätzen find, und recht fehnfuchtsvoll fehen wir der weiteren Fortfetzung entgegen. Die Auffätze über Staatsverwaltung in religiöfer Hinficht, über die befondere Verantwortlichkeit der englifchen Minifter, über den König u. f. w. halten wir für die gelungenften, den über die Quäker für den intereffanteften. Fragen mufs Rec. noch, wodurch Riem die Rüge verdient habe, feine Reife durch Deutfchland, Holland, England als ein Werk voller Lügen und irriger Urtheile genannt zu fehen, da doch Engländer von ihm nicht ohne Lob fprechen? Dafs der Überfetzer eine fchwere Aufgabe zu löfen hatte, und fie meiftens gut gelöft habe, darf Rec., auch ohne die Handfchrift vergleichen zu können, wohl behaupten. Dk.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Hannover*, b. d. Gebr. Hahn: *Georgii Lizelii, Spirae olim Conrectoris, specimen graecae interpretationis Virgilii Aeneïdos, recudi curavit, atque Eugenii Bulgaris graecam horum verfuum verfionem appofuit* D. *Godofredus Seebode*, Gymnafii Hildefienfis Rector. 1814. V u. 9 S. 8. (3 Gr.)

Lizel fagt (wie Hr. *S.* berichtet) in Beziehung auf feine griechifche Überfetzung von Virgils Aeneïde, in feiner *Hiftoria poëtarum Graecorum Germaniae, a renatis litteris ad noftra usque tempora*, von fich felbft: „*Novi hominem, Anonymum, qui Homeri in Aeneïde fua imitatori Virgilio Homericum habitum induit. Meris propemodum vocabulis, loquendique formulis ex Homero felectis mentem Virgilianam apprime exprimentibus, opus abfolvit — — — verfu plerumque verfui refpondente.*" Rec. glaubte, als er diefes las, dafs er die lizelfche Arbeit nicht paffender würde charakterifiren können, als durch diefe eigenen Worte des Vfs.; indefs beym Durchlefen der hier mitgetheilten Verfe (Lib. I, 1—59) fand er bald, dafs *Lizel* jenes Urtheil über feine Überfetzung nicht fowohl nach der Befchaffenheit des Werkes, als vielmehr nach der Idee einer folchen Arbeit, gefällt habe. So wenig *Lizel* überall homerifche Redensarten hat: eben fo wenig, und noch weniger, hat er den Sinn des Virgil überall „*apprime*" ausgedrückt, indem er nicht allein Manches unüberfetzt läfst, fondern auch zuweilen etwas hinzufügt, und zwar gewöhnlich als Erklärung des Originals (wefswegen aus 59 Verfen 63 geworden find), und auch an manchen Stellen den Sinn verändert. Rec. hebt zur Beftätigung feines Urtheils Einiges aus, wobey er zugleich die Abficht hat, den Herausgeber zu veranlaffen, nochmals zu überlegen, ob er der gelehrten Welt einen wichtigen Dienft erzeigen würde, wenn er die ganze Überfetzung, von der er Grund hat zu glauben, dafs fie fich zu Speier im Manufcript befinde, abdrucken liefse, welches Vorhaben er durch die Bitte anzudeuten fcheint, die er an die etwanigen Befitzer des Werks, um Mittheilung deffelben, ergehen läfst: eine folche Überfetzung kann nie etwas anderes feyn, als eine mufivifche Arbeit.

1) Beyfpiele von Auslaffungen: V. 26 drücken die Worte: ἔκπεσε θυμοῦ, das fehr Bedeutungsvolle: „*manet alta mente repoftum*," nicht zugleich mit aus. V. 9 find die Worte: „*tot volvere cafus*," durch das der Juno beygelegte Φιλαίτιος nicht erfetzt. V. 36 ift blofs durch: Ἥρη τ' αἰνὸν ἰδοῦσα gegeben, wo das von dem Dichter wahrfcheinlich nachgeahmte theokritifche ὑποκάρδιον ἕλκος (XI, 15) leicht benutzt werden konnte. V. 59 ift das fchöne „*verrantque per auras*," nicht wiedergegeben. V. 3 vermifst man das charakteriftifche „*memorem*" ungern. — 2) Beyfpiele von beygefügten Zufätzen und Erklärungen: V. 26 und 27 find fo überfetzt:

— — — — οὔπω δὲ κριτῆς Πάρις ἔκπεσε θυμοῦ
Κάλλεος αἰσχύνῃ σφετέρου δοὺς πρῶτ' Ἀφροδίτῃ,
Οὐ γένος ἐχθοδοποῦν, ὅ τ' ἀνάρπαστος Γανυμήδης
Τιμηθεὶς, παρὰ δ' ὠσάμενος καλλίσφυρον Ἥβην.

V. 40 hat die Überfetzung ftatt der Worte: „*atque ipfos fubmergere ponto:*"

Ἀνστρέψασ' ἀνέμοις ὕδωρ ἐσκόρπισε νῆας,
Αὐτοὺς δὲ βλοσυροῖς ἐν κύμασι πάντας ἔπεφνε.

V. 38 find die Worte: „*ni faciat,*" durch: εἰ δ' ἀμελὴς γίνοιτο φύλαξ, mehr umfchrieben, als überfetzt. V. 3 ift τὸ πρῶτον geradezu eingefchoben. — 3) Beyfpiele von Veränderung des Sinnes: Durch V. 10 könnten die Manen des *pius Aeneas* ihren alten Ruhm für gefchmälert halten, indem der Überfetzer aus: „*Infignem pietate virum*" einen Ἄνδρα Διῒ περὶ κῆρι φίλον macht. V. 35 giebt die Überfetzung durch:

Ἵκμενον οὖρον ἔχων πλησίστιον ἐσθλὸν ἑταῖρον,

(mit Ausnahme von ἔχων) zwar einen Vers des Homer; aber nicht den Sinn des Virgil, zu deffen Bezeichnung fich, befonders in diefer Stelle, fo leicht ein anderer Vers bey Homer hätte wählen laffen.

Zu den wohlgerathenen Stellen dürfte unter anderen folgende gehören. V. 5—7:

Πολλὰ δὲ καὶ πολέμῳ τλήσας ἕως ᾤκισεν ἄστυ,
Εἴς τ' ἀνέβησε Θεοὺς Λατίῳ, γένος ἔνθα Λατῖνον
Ἀλβαῖοι πατέρες τε καὶ αἰπῆς τείχεα Ῥώμης;

Hier liegen übrigens die zu wählenden griechifchen fehr nahe, wefswegen auch die bulgarifche Überfetzung (von welcher Rec. nicht nöthig hat, etwas zu fagen, da fie von *Heyne* in den götting. Anzeig. recenfirt ift), mit unbedeutenden Abweichungen, eben fo lautet.

Hr. *S.* fchliefst feine Vorrede mit folgender Bitte: „*Quod reliquum eft, litterarum amicos rogatos velimus, ut Elwertum* (Doctor der Medicin in Hildesheim) *Supplementa ad Lizelii libros: de poëtis medicis facrae fcripturae interpretibus commentationem, Spirae 1743, et Hiftoriam poëtarum, quam fupra laudavimus, atque ad Thom. Bartholini differtationem de poëtis medicis, mox editurum reapfe adjuvent.*

K. P.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

MEDICIN.

Mannheim, b. Löffler: *Erfahrungen und Abhandlungen aus dem Gebiete der Krankheiten des weiblichen Geschlechtes. Nebst Grundzügen einer Methodenlehre der Geburtshülfe*(,) von Dr. *Franz Karl Nägele*, ordentlichem Professor der Arzneywissenschaft zu Heidelberg. Mit vier Kupfertafeln. 1812. VI u. 451 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

I. *Entwurf einer systematischen Anordnung der Lehrgegenstände der Geburtshülfe. Ein Beytrag zur Methodik der Geburtshülfe.* Die Einrichtung dieser Blätter verstattet es nicht, hier, zumal bey dem etwas wortreichen Vortrage des Vfs., eine weitläuftige Anzeige dieses mehr als die Hälfte der ganzen Schrift einnehmenden Entwurfs und der Gründe dazu zu geben: allein nach unserer Überzeugung wird ihm der Beyfall urtheilsfähiger Richter nicht fehlen. Er schliesst sich zunächst an *Nolde* an, weicht aber doch in einigen Fällen mit Anführung wichtiger Gründe von ihm ab. Zur Bestimmung der Normalität der Geburt rechnet er (S. 111) nicht nur „1) die Thätigkeit der, bey dem Gebärungsacte auf active Weise betheiligten Organe, welche in gehörigem Verhältnisse zur Individualität des Objectes bestehen muss, und 2) gehörige, dieser Thätigkeit entsprechende Beschaffenheit des Objectes," sondern auch „3) den, dem Individuum nach seinem (relativen) Normalverhältnisse zukommenden Zustand der Vitalität überhaupt, so wie derjenigen einzelnen Functionen, die von der Geburt vorzüglich influirt werden," worauf man bisher zu wenig Rücksicht genommen, auch mehr die mechanischen als die dynamischen Bedingungen des Mechanismus der Geburt *beäugt*, so auch das Verhältniss des Mechanismus der Geburt zu der Individualität des Subjectes durchgehends nicht hinreichend gewürdigt zu haben scheine. — Widerlegung der Meinung, dass die verhinderte weitere Ausdehnung des Uterus die Ursache der Geburt sey, da man dieselbe vielmehr in der Reife der Frucht suchen müsse; Folgerungen hieraus. — Einen Ausfall auf den Begriff der Schwangerschaft aus einem der neuesten Handbücher der Geburtshülfe (S. 136 in der Note) hätten wir weggewünscht. — S. 173 Fälle, wo, vorzüglich bey Erstgebärenden, ohne einiges mechanisches Hinderniss der im Eingange oder in der Höhle des Beckens befindliche, übrigens ganz bewegliche Kopf trotz der stärksten Wehen mehrere Stunden lang nicht fortrückt, und der Uterus nicht so sehr vom Grunde aus nach dem unteren Segmente hin, sondern vielmehr sein Körper vorzüglich sich zusammenzuziehen scheint, und Einreibungen eines flüchtigen Liniments mit Mohnsaft hülfreich sind, auch der Vf. in zwey Fällen die Zange anzulegen genöthigt war. — Über die Zulässigkeit des Kaiserschnittes gesteht der Vf. doch S. 224 endlich selbst, „er entferne sich von dem ihm vorgesteckten Ziele." — S. 245 über die Blutgeschwülste an den Köpfen neugeborener Kinder, und deren geschwinde und glückliche Heilung durch einen zeitig gemachten Einschnitt. — Am Ende dieser Abhandlung ist eine Übersicht der vom Vf. entworfenen systematischen Anordnung der näheren propädeutischen und eigentlichen Lehrgegenstände der Geburtshülfe beygefügt.

II. *Von einigen Fehlern der Menstruation. Ein Fragment.* (Die Autorität des Pseudo-*Tissot* (S. 286), eines ehedem in Leipzig sehr bekannten Scriblers, *Kritzinger*, hätte wohl der Vf. lieber nicht anführen sollen.) — Die Menstruation ist als der Process anzusehen, durch den das Weib von Neuem wieder fähig wird zu empfangen, durch den das erschöpfte Conceptionsvermögen wieder erneuert wird. — S. 300. Zur Entstehung der relativ zu frühen Menstruation ist, unseres Vfs. Überzeugung nach, eine besondere und zwar mehr ererbte als erworbene Anlage durchaus erfoderlich. — S. 302. Die Möglichkeit zu früher Menstruation ist wohl nicht ganz zu leugnen: „aber dass durch ein Spiel der Natur sie in jedem Lebensalter — eintreffen kann, diess ist — offenbar unmöglich" (welches im Folgenden weitläuftiger, mit Verwerfung der noch so zahlreich angeführten Fälle vom Gegentheile ausgeführt wird; in der Folge kömmt der Vf. S. 312 ff. nochmals darauf zurück).

III. *Geschichte einer vollkommenen Atresie (Atresia vag. perfecta) bis zum zwanzigsten Lebensjahre wegen verschlossenen Hymen's.* Es sind eigentlich zwey Geschichten, eine von einem zwanzigjährigen, unverheiratheten, niemals menstruirten Mädchen, wo mehrjährige, alle vier Wochen wiederkehrende, endlich aufs höchste gestiegene Zufälle durch Öffnung einer gespannten, einer Linie dicken Haut gehoben wurden, wodurch man 11 bis 12 Pfund einer dunkelbraunrothen, breyartigen, geruchlosen Flüssigkeit ausleerte, welcher Abfluss noch einige Tage anhielt, und an 15 Pfund betragen mochte. Der zweyte Fall betrifft eine vier und zwanzigjährige zum ersten Male Schwangere, die vom funfzehnten Jahre an regelmässig menstruirt gewesen war, seit ihrer Schwangerschaft aber bis vor drey Monaten, jedoch immer mit vielen Schmer-

zen, den Beyfchlaf gepflogen hatte; der fchon eingetretene Kopf begünftigte das Heruntertreten und Öffnen der Blafe, aus welcher nur drey bis vier Unzen eines fchwarzbraunen dicklichen Blutes kamen; da aber die Geburt fich verzögerte: fo wurde fie nach eilf Stunden durch die Zange glücklich geendiget. Wahrfcheinlich war die völlige Verwachfung erft nach einer durch den fchmerzhaften Beyfchlaf erregten Entzündung entftanden.

IV. *Befchreibung zweyer Fälle von Zurückbeugung der fchwangeren Gebärmutter* (*Retroverfio uteri*) *nebft einigen Bemerkungen über das Verfahren, die Gebärmutter in ihre gehörige Lage zurückzubringen.* Die Zurückbringung durch den Maftdarm gelingt entweder gar nicht, oder nur in leichteren Fällen, oder wo gar keine Zurückbeugung vorhanden war; unfer Vf. bewirkte fie, nachdem durch einen mäfsigen Druck auf den Mutterhals der Urin ausgeleert worden war, durch Einbringung einiger Finger und hernach der ganzen Hand in die Scheide.

V. *Vorfchläge zur curativen Behandlung der in der Mutterfcheide fich öffnenden Harnblafenfiftel, nebft Befchreibung und Abbildung einiger Inftrumente.* Nach gefchehener Scarification der Ränder durch ein *Bistouri caché* gefchieht die Vereinigung derfelben entweder durch eine inwendig mit Stacheln verfehene Vereinigungszange, ohne Ligatur, oder durch diefelbe mittelft einer oder zweyer blutiger Näthe, oder auf beide Arten mit einander verbunden. Dann noch Vorfchläge zur Anwendung der umwundenen oder umfchlungenen Nath, wovon aber der Verfuch nur an Cadavern gemacht worden, fo wie die Durchftechung der Wundlefzen von der inneren Fläche der Harnblafe aus. Diefes alles, nebft der Abbildung der dazu gehörigen Inftrumente, wozu auch ein etwas abgeänderter Katheter gehört, müffen wir dem Lefer felbft zu genauerer Kenntnifs und Beurtheilung überlaffen.

VI. *Befchreibung einer höchft merkwürdigen und feltenen Mifsftaltung des Beckens, wegen welcher der Kaiferfchnitt an einer zum fiebenten Male fchwangeren Perfon vorgenommen werden mufste, die vorher fünf Kinder glücklich geboren hatte.* Der Vf. konnte von dem Zuftande der Kreifsenden vor der Operation nur unvollkommene Nachricht erhalten, und unterfuchte deren Leiche erft faft drey Monate nach ihrem Tode, da fie unter dem Schnee wieder ausgegraben werden mufste. Die nach doppelter Anficht verfertigte Zeichnung des Beckens ift allerdings fehr merkwürdig. Es werden noch einige Fälle aus Schriftftellern angeführt, dann ein in der Präparatenfammlung zu Würzburg befindliches Becken befchrieben, ein Auszug aus einem Briefe von *Baudelocque* mitgetheilt, worin er ein in feiner Anleitung zur Entbindungskunft nur beyläufig erwähntes Skelet umftändlich befchreibt, und zuletzt noch ein, dem erften in Anfehung der Mifsgeftaltung des Beckens ähnlicher Fall aufgeführt, wo eine Zerreifsung der Gebärmutter die Geburt und das Leben endigte.

Ks.

Giessen, b. Heyer: *Das Hautfyftem in allen feinen Verzweigungen*, anatomifch, phyfiologifch und pathologifch dargeftellt von D. *J. B. Wilbrand*, ordentl. Lehrer der Anatomie, der vergl. Anatomie, der Phyfiologie und der Naturgefchichte zu Giefsen u. f. w. 1813. 182 S. 8. (16 Gr.)

Diefe Schrift zerfällt, wie fchon der Titel andeutet, in drey Theile, nämlich in den anatomifchen, phyfiologifchen und pathologifchen. Der erfte und der letzte find, laut der Vorrede, nur des mittleren wegen beygefügt, und der Vf. will vom phyfiologifchen Standpunct aus beurtheilt feyn. Da jedoch das phyfiologifche Räfonnement fich auf die anatomifche Darftellung gründet: fo erlaubt fich Rec. auch eine kurze Mittheilung und Prüfung des anatomifchen Abfchnittes über das Hautfyftem.

Die thierifche Materie erfcheine nur in der Zellftoff- und Fafer-Form, die überall mit einander verwebt find; diefe zweyfache Richtung in der Geftaltung fchliefse fich im Nervenfyftem wieder zur Einheit, in deffen Innerem die cellulöfe wie die fibröfe Bildung verfchwinde. Hiebey bemerkt Rec., dafs fich die thierifche Materie doch auch noch offenbar in einer dritten Grundform, nämlich als kleine Kügelchen zeige, wie fie im Nervenmark unter den ftarren Gebilden, und als Übergang von den Flüffigkeiten zu diefen in den dicklicheren Säften des Körpers, im Blute, im Fett u. f. w. erfcheint; — und dafs ferner im Inneren des Nervenfyftems die fibröfe Form doch nicht ganz verfchwunden fey, wie man an mehreren Stellen des Gehirns, und befonders im Rückenmark, nach Keuffel's Methode behandelt, deutlich bemerkt. Auch rechnet Rec. die Muskeln nicht zu den fibröfen Organen, da nach feinen genauen und mannichfachen Unterfuchungen die fogenannten Muskelfafern feine Röhren find. — Im Hautfyftem fey die cellulöfe Structur vorherrfchend; die Haut beftehe aus der Lederhaut, dem *rete Malpighii* mit dem *corpus papillofum*, und der Oberhaut, welche letztere aber auf keine Weife zu den lebendigen Gebilden gerechnet werden könne, fondern nur der vom *rete Malpighii* abgefonderte und erftarrte Schleim fey. Der Vf. fucht diefe Behauptung durch die vergleichende Anatomie zu beweifen: — die Kalkmaffe, welche die Korallenbewohner nach Aufsen abfetzen, fey daffelbe wie die Excretion der Oberhaut durch das *rete Malpighii*; in den Mollusken fey das gleiche Verhalten der Schaalenbildung mit der Abfonderung des Schleims fehr auffallend, und der Schleim, der die lebenden Schnecken überzieht, geftalte fich in Weingeift oder Säure völlig zu einer Art Epidermis. (!) — Wie läfst fich aber die Kalkfchaale der gehäufigen Schnecken mit dem Schleime der nackten, und Beides mit der Epidermis vergleichen, da die Erfteren ja deutlich über dem Gehäufe, Letztere unter dem Schleim eine wirkliche Oberhaut haben, die gar nicht fchwer ift darzuftellen? Überhaupt kann Rec. nicht mit dem Vf. die Oberhaut für völlig leblos und für erftarrten Schleim halten. In der Bildung eines lebenden Körpers findet fich nirgends etwas ganz Todtes, dem Einflufs des Lebens Entzoge-

nes; — wie kann sich das Todte mit dem Lebendigen so innig verbinden, wie die Oberhaut sich mit der Haut durch die zahllosen Fädchen oder Gefäſse vereint. Und welch' ein Unterschied ist in jeder Hinsicht zwischen dem erstarrten Schleim und der Epidermis! Wie könnte der vom *rete Malpighii* ausgesonderte Schleim beym Foetus und vielen Würmern sich während des beständigen Schwimmens in einer Feuchtigkeit zur Epidermis erhärten, die z. B. bey den Entozoen und Würmern eben so entwickelt ist, wie beym Foetus schon in der ersten Hälfte der Schwangerschaft? Nachdem der Vf. die bekannte Fortpflanzung der äuſseren Haut in die verschiedenen Öffnungen des Körpers beschrieben hat, stellt er sehr richtig die äuſsere wie die innere Bekleidung als ein Ganzes dar, scheint aber doch Rec. darin zu weit zu gehen, daſs er auf der einen Seite die deutlichen Verschiedenheiten im Bau der äuſseren Haut und der Schleimhaut nicht genug heraushebt, auf der anderen Seite aber alle Excretionsorgane, die mit den Schleimhäuten durch ihre Ausführungscanäle in Verbindung stehen, für nichts als Verzweigungen des Hautsystems hält. So sind die maibomschen, die Thränen - und Speichel - Drüsen, die Respirationsorgane, die Leber mit der Milz, das Pankreas, der Uterus, die Saamengefäſse, und die Nieren ihm nur Fortsätze der Haut, und integrirende Theile derselben. — Die Schleimhäute wären die fortgesetzte *cutis* und *rete Malpighii*; die *Epidermis* aber würde durch die, die Schleimhaut überziehende Schleimdecke dargestellt, welches auch dadurch bestätigt würde, daſs sich in manchen Fiebern der Schleim in der Rachenhöhle und auf der Zunge zu einer Art Epidermis gestalte. (!) Hat denn, fragt Rec. hier nur, der Vf. nie die Oberhaut der inneren häutigen Auskleidung des Mundes gesehen, und haben wir denn, wenn der getrocknete Schleim in der Mundhöhle eine Art von Epidermis ist, hier etwa eine doppelte? Nachdem der Vf. die secernirenden und excernirenden Organe fast sämmlich für Verzweigungen des Hautgebildes erklärt hat, stellt er im physiologischen Abschnitt den Satz auf, daſs die erste Aufnahme fremdes Stoffes, die Respiration und die Ausscheidung einzig und allein in dem Hautgebilde ihren Sitz habe. Die erste Aufnahme der äuſseren Stoffe geschehe auſsen durch das *rete Malpighii*, innerlich in der sogenannten *Tunica villosa*, die dem gallertartigen Gewebe der Polypen in seiner äuſseren Form und in seiner inneren Natur zunächst verwandt sey [hat die Masse des Polypen auch so zahllose Gefäſse?]; daher die Aufnahme der Nahrungsstoffe hier eben so eine wahre Transsubstantiation in das Schleimgebilde sey, wie dieses auch im Polypen der Fall sey; — aus diesem indifferenten Gebilde entständen erst die lymphatischen Gefäſse, und nicht mit einer freyen Mündung. Auf gleiche Weise sollen alle Arterien sich in die eigenthümliche Substanz eines jeden Organs verwandeln, ohne aushauchende Gefäſse, die nicht zu beweisen wären, abzugeben, und die Venen sich mit den feinsten Wurzeln aus derselben Substanz herausbilden. Daher leugnet der Vf. die aushauchenden Gefäſse, und die Haargefäſse, oder Übergänge der Arterien in die Venen, wogegen doch aller Augenschein spricht. Denn theils sieht man doch wirklich von den Poren der Oberhaut feine Fädchen, ohne Zweifel Gefäſse, in die Haut sich verlängern, theils kommt auch, wenn man mit einer dünnen sehr feinen Masse oder mit Quecksilber Arterien injicirt, auf den inneren wie äuſseren Hautflächen zuweilen jene in Gestalt eines Thaues, und das Quecksilber gleich dem Schweiſs in kleinen Kügelchen hervor, welches Rec. mehrmals deutlich gesehen hat. Des Vfs. Gründe gegen die Annahme des Überganges der Arterien in die Venen sind folgende: 1) daſs man bey der mikroskopischen Untersuchung lebendiger Thiere wohl nicht unterscheiden könne, was eine feine Arterie, und was eine Vene sey, und daſs man die Blutwelle nicht verfolgen könne; 2) daſs, wenn die durch Arterien injicirte Masse in die Venen übergehe, dieſs nur als Ausnahme von der gewöhnlichen Bildung anzusehen sey, oder durch Zerreiſsung der Gefäſse entstehe. Wie kann man aber mit solchen Gründen gegen Thatsachen streiten? — An dem Gekröse eines Frosches kann man wohl eine Vene von den Arterien unterscheiden, und der Vf. wird so gut wie Rec., und vor ihm viele Andere, den Übergang der Arterien in die Venen sehen können. Die Fortsetzung und Umbeugung des Arterienendes in den Anfang der Vene ist keine Ausnahme, sondern hundertfältig an feinen Präparaten zu sehen. Rec., der sehr reich an Lieberkühnschen und eigenen feinen Injectionen ist, könnte dem Vf. deutliche Beweise hievon geben: am deutlichsten an einer Hand eines jungen abgezehrten Mädchens, wo er durch die *arteria radialis* nicht allein alle Arterien, sondern auch alle Venen strotzend angefüllt hat. Daſs an Zerreiſsungen und so erfolgten Übertritt der Masse in die Venen nicht zu denken sey, weiſs jeder Anatom, der injicirt hat. Eben so wenig kann Rec. es billigen, wenn der Vf., seiner Theorie zu Liebe, in den Lungen nicht allein den Übergang der feinsten Arterien in die Anfänge der Venen, sondern auch die Luftzellen leugnet, die sich doch wirklich an guten Präparaten und so schön an den Lungen der Vögel zeigen lassen; wenn er ferner die ganze Lunge für eine Drüse, die Lungenknoten für Scirrhen, und in Ansehung ihrer inneren Structur einer jeden anderen Verhärtung durchaus gleich erklärt; — und wenn er zuletzt die Endigung der Nerven in den Papillen, und Reil's Nervenatmosphäre bestreitet: da man z. B. an der Zunge doch wirklich Nervenfädchen bis in die Papillen verfolgen kann. Auch gesteht Rec. offenherzig, daſs er an die Verschmelzung der Nervenmasse mit der des übrigen Körpers bey den niedrigsten Thieren nicht glaubt, da man schon bey zwey Classen der Zoophyten, den Entozoen und den Strahlthieren, ein wirkliches Nervensystem gefunden hat, und es auch gewiſs bey den anderen noch finden würde, wenn nicht theils die absolute Kleinheit der meisten dieser Thiere, theils die relative des Nervensystems derselben es verhinderte.

Rec. verkennt keinesweges auch in dieser Schrift des Vfs. Kenntnisse und Scharfsinn: doch kann er den

Wunsch nicht verhehlen, dass der Vf. minder eilig in seinen Schlussfolgen möchte gewesen seyn, und lieber seine Ideen der Natur, als diese jenen angepasst hätte. Die vielen Druckfehler werden durch des Vfs. Entfernung vom Druckorte entschuldigt.

— tt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Landshut*, b. Krüll: *Ph. Fr. von Walther*, des königl. Civilverdienstordens von der baierischen Krone Ritter, der Phil. Med. und Chir. Dr., königl. baierisch. Medicinalrath, ord. Lehrer der Physiologie und Chirurgie in Landshut u. s. w.; *über die angeborenen Fetthautgeschwülste und andere Bildungsfehler*. 1814. 36 S. Fol. mit 2 Kupfertafeln (1 Rthlr.)

Der als Theoretiker und Praktiker gleich rühmlich bekannte Vf. theilt uns hier aus seiner Praxis einen für pathologische Anatomie und Chirurgie sehr interessanten Fall mit, auf dessen genauere Beschreibung Rec., der das darauf sich beziehende anatomisch-pathologische Präparat durch die Gefälligkeit des Besitzers zu sehen Gelegenheit gehabt hat, schon lange hoffte.

Die hier mitgetheilte Beobachtung betrifft eine muttermalsartige Missbildung, und eine Krankheit der Haut und Fetthaut, welche sowohl der Art, als der Ausbreitung und Entwickelung nach, selten ist. Bey einem neunzehnjährigen Bauermädchen nämlich, welche gesund, übrigens wohlgebildet und nur auffallend im Wachsthum zurückgeblieben war, sah man eine angeborene und genau begrenzte fehlerhafte Bildung, welche fast den ganzen Rücken, das Gesäss, den Bauch, die Schaamgegend und die rechte Lende einnahm. Die Haut war an diesen Stellen schmutzigbraun, stark behaart, und wegen des ausgedehnten maschenförmigen Gewebes der Lederhaut ungleich, so dass sie gleichsam wie gestrickt, warzicht oder pockennarbicht aussah. Viele ähnliche kleine Flecke zeigten sich auch an anderen Orten der Haut. An der grossen krankhaften Stelle ward die Haut überdiess noch durch 24 Fettgeschwülste, die bey der Geburt nur klein gewesen waren, sich aber allmählich mehr entwickelt hatten, sehr ausgedehnt und verunstaltet. Die Grösse und Gestalt derselben war sehr verschieden; einige ragten halbkugelich hervor, andere hingen sackförmig und schlaff herab; der grösste von ihnen hing auf der rechten Seite von der Hüft- und Kreuzbeins-Gegend fast bis zum Kniee herab, hatte an seiner Basis 19 pariser Zoll im Umfange, eine Länge von 1½ Fuss, eine Breite, da wo sie am stärksten war, von 1 Fuss 4 Zoll, und ein Gewicht von etwa 16 — 18 Pfund, wodurch er dem Mädchen so beschwerlich fiel, dass sie Hülfe suchte. Diese verschaffte der Vf. dadurch, dass er mit kühner Hand diesen ungeheuren Sack glücklich amputirte, und ebenso glücklich die dadurch entstandene gewaltig grosse Wunde (sie war mehr als einen Schuh breit und ½ lang) heilte. Zehn Monate nach der ersten Operation entfernte der Vf. auf gleiche Weise eine zweyte kleinere, dem linken Theile des Gesässes aufsitzende Fettgeschwulst. Bey der Untersuchung dieser Fettsäcke, bemerkte man in ihnen eine gleichförmige speckartige Masse, die nicht wie in den Lipomen in Säcken eingeschlossen war, sondern unmittelbar in die Haut überging, deren Missbildung nichts als ein ungeheuer grosses Muttermal war. Daher nennt der Vf. die beschriebene Haut- und Fetthaut-Affection *Naevus maternus lipomatodes*. Da er zugleich die Zusammenstellung des Aneurisma, des Varix und der Telangiektasie als *species* des *genus* Gefässausdehnung für falsch und die Telangiektasie für nichts als eine Art von Muttermal hält: so nimmt er 3 Arten von *naevus*, nämlich den *simplex*, *lipomatodes* und *varicodes* oder *telangiectasiodes*, an. Auch die angeborenen Flecken der Iris hält der Vf. für Muttermäler dieses Theiles; wogegen sich indessen wohl Manches sagen liesse. Übrigens wundert sich Rec., dass der Vf. es tadelt, dass in den Schriften über pathologische Anatomie nicht mehr über die Muttermäler gesagt wurde. Was lässt sich denn hier viel darüber sagen? Konnte doch der Vf. selbst in anatomischer Hinsicht uns nichts Neues mittheilen! Am wenigsten konnte *Fr. Meckel* hier getadelt werden, da er bis jetzt nur die Hemmungsbildungen beschrieb, zu denen doch das Muttermal keinesweges gehört.

Über die Entstehungsart der mitgetheilten Hautverunstaltung erklärt sich der Vf. so: das Fett sey unter allen Bestandtheilen des thierischen Körpers der wenigst animalisirte, — mindest verstickstoffte, den Kohlenstoff und Wasserstoff in grösster Menge und im freyesten Zustande enthaltende. Obesität sey daher unter allen Bedingungen und in allen ihren Formen das Product des absoluten oder relativen Übergewichtes des hydrogenirenden Processes. Auch das Muttermal sey das Product eines beschränkten, zurückgehaltenen Oxydationsprocesses an einer umschriebenen Hautstelle; — somit sey als Entstehungsgrund des *naevus maternus lipomatodes* eine krankhaft veränderte Organisation der Haut- und Fetthaut-Gefässe anzusehen, wodurch die ersten zur Verflüchtigung des halbverbrannten Kohlenstoffes und Wasserstoffes untauglich, diese beiden aber im wenig gesäuerten Zustande durch die Gefässe der Fetthaut in die Zellen derselben abgesetzt werden. — Auch scheint dem Vf., nach Vergleichung mehrerer Fälle, die Fetthaut in der Rücken- und Lenden-Gegend eine besondere Neigung zur lipomatösen Entartung zu besitzen. Rec. bemerkt hier nur, dass es ihm zur Erklärung der Entstehungsart der Muttermäler sehr interessant scheint, dass diese nie bey Thieren, welchen sonst doch fast alle Hautkrankheiten mit dem Menschen gemein sind, vorkommen; ein Unterschied, den man doch unmöglich durch die Annahme des Versehens beym Menschen erklären kann, da dieses bey Muttermälern in der Regel am wenigsten anzunehmen ist.

Zum Schluss fügt der Vf. noch einige von ihm beobachtete angeborene Bildungsfehler anderer Art an, die zum Theil interessant sind. Der erste Fall betrifft die Verwachsung der 4 letzten Finger an beiden Händen, und zweyer Zehen am linken Fuss; — der zweyte und dritte Fall, Missbildung des äusseren Ohres, welches gleich einer Klappe den äusseren Gehörgang, der bey dem einen Kinde widernatürlich eng war, bedeckte. Der Vf. hält diese Missbildung für eine Hemmungsbildung, indem er annimmt, dass das äussere Ohr Anfangs immer gleich einer Klappe vor der Öffnung des Gehörganges herabhänge und sich erst später aufrichte. Hiemit kann Rec. nicht übereinstimmen: denn nach seinen genauen Untersuchungen, die durch den Besitz einer sehr reichen Sammlung von Embryonen aus der frühesten Zeit wohl einigen Werth bekommen, ist das äussere Ohr nie herabhängend, so dass es die Öffnung decken könnte, sondern von seiner ersten Bildung an aufgerichtet. Schon die ungemeine Seltenheit der von dem Vf. beobachteten Missbildung spricht gegen die Annahme, dass sie eine Hemmungsbildung sey. — Im vierten Falle sass eine sechste Zehe zur Seite der letzten normalen; — im fünften endlich zeigte das linke Auge zugleich mit mehreren Theilen der linken Hälfte des Kopfes eine sehr mangelhafte Entwickelung. Rec. ersucht den Vf., das Resultat seiner genaueren Untersuchungen dieser letzten Missbildung ja mitzutheilen.

Die beiden schönen Kupfer geben ein sehr deutliches Bild der seltenen Hautdeformität, und der ungeheueren Fettgeschwülste, und entsprechen, wie das Äussere des ganzen Buches, dem inneren Werthe desselben.

— tt.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1815.

PHILOSOPHIE.

Freyberg, b. Craz u. Gerlach: *Das Erwachen der menschlichen Vernunft, als das erste Eintreten der übersinnlichen Welt in die sinnliche.* Eine Auffoderung an alle Denker, die Erscheinungen des Übersinnlichen aus einem ganz neuen Gesichtspuncte zu betrachten. Von M. *Karl Gottfr. Kelle*, Pfarrer zu Kleinwaltersdorf und Kleinschirme bey Freyberg. 1813. 71 S. kl. 8. (8 Gr.)

Der Vf. hat die *de wettesche* Kritik des Pentateuchs vor zwey Jahren einer besonderen Prüfung unterworfen, und letzteren gegen jene in Schutz genommen. Zur Begründung und Rechtfertigung seiner eigenen Ansichten hat er zugleich eine eigene Theorie der göttlichen Offenbarung aufgestellt, nach welcher die biblischen Erzählungen ihr göttliches Ansehen behaupten, und als wirkliche Offenbarungen Gottes an die Menschen gelten. Da nun der Rec. der *kelle'schen* Schriften in dieser A. L. Z. 1813. No. 1 u. 207 nicht nur des Vfs. Ansichten von den mosaischen Büchern vielfach berichtigt, sondern auch dieser neuen Offenbarungstheorie mehrere bedeutende Zweifel entgegengesetzt hat: so nahm Hr. *K.* daher die Veranlassung, zur Vertheidigung seiner dort aufgestellten Meinungen, das vorliegende Schriftchen zu schreiben, und vom philosophischen Standpuncte aus seinen Recensenten eines Besseren zu belehren. Der Rec. des gegenwärtigen hat zwar die *kellesche* Würdigung der Kritik von *de Wette* nicht gelesen, und nimmt seine dort mitgetheilten Ansichten nur aus den darüber erschienenen öffentlichen Anzeigen; es ist aber auch zum Verstehen des vorliegenden Werkchens nicht nöthig, sie gelesen zu haben, indem dieses die philosophische Rechtfertigung der dort aufgestellten Behauptungen enthält, demnach diesen vorausgeht, und den Schlüssel dazu enthält. Rec. hat in dem Vf. einen scharfsinnigen Denker kennen gelernt, den man in dieser Beziehung achten muss, wenn man auch nicht in Allem mit ihm übereinstimmen kann. Der von ihm hier untersuchte Gegenstand ist von der grössten Wichtigkeit, und betrifft nicht weniger, als die Begründung und den Anfang der Cultur des Menschengeschlechts, worüber die Philosophen bis zu dieser Stunde noch nicht einig werden konnten.

Es giebt bekanntlich drey verschiedene Meinungen darüber: nach der einen haben die Menschen allmählich mit eigenen Kräften aus dem Zustande der Thierheit zu dem der Humanität sich empor gearbeitet; die andere erklärt diess für eine Unmöglichkeit, und nimmt die Menschheit ursprünglich vernünftig denkend und handelnd an, die aber im Laufe der Zeit ausgeartet sey, so dass alle folgende Cultur durch Tradition bedingt, und alle Barbarey nichts als eine untergegangene Cultur sey; die dritte endlich lässt die Anfangs in tiefer Barbarey lebende Menschheit ohne Weiteres durch eine göttliche Offenbarung auf den Weg der Bildung führen, womit denn alle philosophischen Hypothesen überflüssig gemacht sind. Es ist hier nicht der Ort, diese verschiedenen Ansichten zu prüfen, und ihre Gründe für und gegen abzuwägen; Rec. beschränkt sich auf die vom Vf. angenommene, der ein Anhänger des Glaubens an eine göttliche Offenbarung ist, und das Mittel entdeckt zu haben wähnt, dessen sie sich bediente, die Menschen von dem Zustande der Thierheit zu befreyen, nämlich die *Sprache.* Ist diess nun richtig, wie Hr. *K.* nach philosophischen Gründen einzusehen glaubt: so findet er die mosaischen Erzählungen damit ganz übereinstimmend, indem diese nach S. 68 von eben dem Puncte ausgehen, bis auf welchen seine philosophischen Untersuchungen ihn geführt haben, dass nämlich das Wort den ersten Menschen aus der übersinnlichen Welt von Gott gegeben worden sey. Wie er nun diess ausgeführt habe, wollen wir etwas genauer zu Gesicht fassen.

Hr. *Kelle* nennt den Anfang der menschlichen Cultur das *Erwachen der menschlichen Vernunft*, und setzt voraus, dass dieses nur möglich sey durch das Einwirken der übersinnlichen Welt auf die sinnliche; das Erwachen der Vernunft nennt er den Übergang des menschlichen Geschlechts aus dem thierischen Zustande in den menschlichen. (Der Vf. setzt also voraus, dass die ersten Menschen in einem thierischen Zustande sich befunden haben, eine Voraussetzung, die wohl fodert, mit starken Gründen unterstützt zu werden, weil sie für sich so wenig gewiss ist, dass die dagegen erhobenen Zweifel bis jetzt noch nicht gelöst sind. Wer kann so dogmatisch absprechen über den ersten Zustand der Menschheit, wenn er bedenkt, dass das unserer Zeitgeschichte angehörende Menschheitleben noch so neu ist, dass sich von ihm auf das in nicht zu berechnender Ferne liegende anfängliche Leben durchaus kein Schluss machen lasse? Nach allen ausgemachten geologischen Erfahrungen ist das unserer Geschichte bekannte Menschengeschlecht sehr jung. Nebst dem ist der Ausdruck „*thierisch*" auf jeden Fall unpassend: der Mensch kann nie dem Thiere gleich seyn; er sinkt entweder *unter*, oder erhebt sich *über* dasselbe. Lassen wir aber auch die Vergleichung gelten: so wäre es ganz folgerecht, zu denken, der Mensch

habe sich ursprünglich instinctartig als Mensch benommen, wie das Thier aus Instinct und nothwendig ohne andere Einflüsse seinen Charakter kund giebt; mit welcher Befugniss lässt sich annehmen, dass ein mit menschlichen Kräften begabtes Geschöpf wie ein thierisches sich äussern werde? Dann wäre ja die Wirkung nicht ihrer Ursache entsprechend!) Den thierischen Menschen aus seiner Erniedrigung zu erheben, und in ihm die schlafende Vernunft zu wecken, kennt nun der Vf. kein anderes Mittel, als die *Sprache*, und um diess ausser allen Zweifel zu setzen, bemüht er sich zu zeigen, dass alle höheren Seelenkräfte, besonders Verstand und Vernunft, lediglich nur durch Worte geweckt und in Thätigkeit gesetzt werden können, kurz dass alles Erkennen durch Worte vermittelt sey. Woher kommen nun aber die Worte? Nach dem Vf. können sie nicht aus der Sinnenwelt stammen, denn sie sind übersinnlicher Natur, und der Mensch konnte die Worte nicht selbst erfinden, weil er, um denken zu können, sie schon haben musste; ehe er Worte von aussenher empfängt, ist er durchaus nicht im Stande, ein Wort zu schaffen. Wie nun aber das Wort aus der übersinnlichen Welt dem Menschen zu Theile geworden, kann zwar von der Vernunft nicht nachgewiesen werden, wohl aber finden wir in den Sagen der Urwelt eine Spur, welche die Vernunft zwar nicht angeben kann, wohl aber, da sie angegeben ist, für vernünftig anerkennen muss, und die alle gegründeten Foderungen erfüllt, welche man nur immer an eine Offenbarung machen kann. Diese glaubt nun der Vf. gefunden zu haben in den mosaischen Erzählungen von der Urwelt, die eben von dem Puncte ausgehen, auf welchen seine Untersuchungen ihn geleitet haben, dass nämlich das Wort den ersten Menschen aus der übersinnlichen Welt von Gott gegeben sey. Zwar, fährt der Vf. fort, bleibt es uns immer noch unbegreiflich, wie den ersten Menschen die Worte, durch welche ihre Vernunft erwachte, mitgetheilt worden seyn möge; aber wir haben kein Recht, das Unbegreifliche, wenn es gegeben wird, zu verwerfen, nur erdenken dürfen wir es nicht. Durch diese Annahme kommt Gewissheit in alle unsere Erkenntniss. Durch eben die Worte, durch welche die menschliche Vernunft erweckt ward, offenbarte sich Gott den Menschen, und das Erwachen der menschlichen Vernunft ist, weil es aus der Sinnenwelt sich nicht erklären lässt, die sicherste Bürgschaft für die Offenbarung.

Ohne den Scharfsinn zu verkennen, mit welchem der Vf. seinen Glauben an diese besondere Art der göttlichen Offenbarung zu begründen sucht, wundert Rec. sich doch, dass er die noch unaufgelösten Zweifel und Bedenklichkeiten, worauf er in der Recension seiner *vorurtheilsfreyen Würdigung* u. s. w. ausdrücklich aufmerksam gemacht wurde, so ganz mit Stillschweigen übergangen hat. Wir befürchten Alles für den Glauben an die Wirklichkeit einer göttlichen Offenbarung, wenn sie auf keine andere als die von Hn. *K.* versuchte Weise zu retten ist. Gott soll die menschliche Vernunft zuerst durch die Sprache, durch Worte, zum Erwachen gebracht haben! Soll denn Gott selbst, oder durch andere Menschen gesprochen haben? Wie brachte Gott den Menschen das Verständniss der gesprochenen Worte bey? Die Worte müssten sinnliche Zeichen für übersinnliche Gedanken gewesen seyn; wie konnte der Mensch die Verbindung zwischen beiden einsehen? Wird denn hier nicht schon das zu Erklärende vorausgesetzt? Hätte der Vf. über das Verhältniss der Worte zu ihrer Bedeutung Platons Kratylos zu Rathe gezogen: er würde wahrscheinlich darin manche Berichtigung seiner Ansichten gefunden haben. Das Verhältniss zwischen Sprache und Geistesbildung ist von der Art, dass sich wohl einsehen lässt, es finde hier keine einfache ursachliche Verbindung, sondern eine wahre Wechselwirkung Statt, und von diesem Standpuncte aus kann man beynahe alle Ansichten des Vfs. über die Verbindung der Sprache mit der Vernunft zugeben, obgleich aus anderen Gründen, ohne darauf eine göttliche Offenbarung bauen zu können. Des Vfs. Annahme hat alle Mängel einer Hypothese, die sie zur Verwerfung eignen: denn man müsste wieder neue Hypothesen annehmen, um sich das daraus zu Erklärende möglich zu denken. Eben so precär und grundlos ist die Trennung der menschlichen Seelenkräfte in bloss sinnliche, die nach Hn. *K.* gleich sind den thierischen, und in vernünftige, was er nur thut, um seine Offenbarungstheorie zu rechtfertigen. Kräfte, die der reflectirende und sondernde Verstand trennt, wirken im Geiste in der grössten Eintracht, und es giebt unter ihnen schlechterdings keinen absoluten Gegensatz; alle sind menschliche Kräfte; Sinnlichkeit und Vernunft haben Eine Wurzel, und ursprünglich Eine Richtung; ein Gegensatz kann in sie nur durch den freyen Willen kommen; man kann daher die Wirkungsweise der Einen nie trennen von der der Anderen. Ob nun die Sprache durch das *Zusammenwirken* der menschlichen Geisteskräfte möglich sey oder nicht, hätte vorerst vom Vf. untersucht werden sollen, nicht aber, ob *eine* Geistesäusserung, noch dazu willkührlich bestimmt, diess zu leisten vermöge. Warum hat Hr. *K.* nicht die Abhandlung unseres tiefdenkenden *Herder* über den Ursprung der Sprache berücksichtigt? Er würde gefunden haben, wie sich viel vernunftmässiger die Sprache aus den ursprünglichen Kräften des menschlichen Geistes erklären lasse, als aus einer äusseren Offenbarung. „Der Mensch mit vernunftmässigen Kräften wirkend, sagt *Herder*, hat Sprache erfunden; mit dem Reflectiren, welches dem Menschen so natürlich ist, als dem Thiere das instinctartige Wirken, ist die Sprache gesetzt: denn durch die Reflexion wird das Einzelne gesondert von allem Übrigen, und als solches durch gewisse Merkmale aufgefasst; dadurch entstehen bestimmte Gedanken, und diese sind schon eine innere Sprache, wenn auch nie ein Laut dazu gefunden würde." Es ist überhaupt viel vernunftmässiger, anzunehmen, dass die erste Menschheit vermöge einer angeborenen höheren Geistesvollkommenheit nicht nur die Sprache, sondern auch andere ihrer würdige Güter erfunden habe, als sich dieselbe in einem thierischen Zustande zu denken, und dann durch eine äussere Nachhülfe Gottes die von ihm selbst stammende Unvollkommenheit wieder gut machen zu lassen. Der Vf. hat diese Hypothese

lediglich ersonnen, um die mosaischen Schriften in göttlichem Ansehen zu erhalten; daher hat er seine Gründe künstlich gedreht und gestellt, und um seinen Zweck desto sicherer zu erreichen, sich eine eigene philosophische Sprache gewählt; bey der Bestimmung der Begriffe weicht er oft gar sehr von den beynahe allgemein anerkannten ab, legt alles schon in die Definitionen, was er daraus beweisen will, und verbittet sich dann, seine Erörterungen nach anderen Ansichten zu beurtheilen.

So wenig Rec. also den einzelnen Behauptungen des Vfs. beytreten kann, wodurch er seine neue Offenbarungslehre zu beweisen sucht: so sehr muss er anderen Sätzen Beyfall ertheilen, welche Scharfsinn und Gründlichkeit beurkunden. Dahin rechnet er, was S. 37 u. a. O. von den *Erweiterungs-* und *Entwickelungs - Urtheilen* und S. 52 von dem Verhältnisse der kantischen Sittenlehre zu den übersinnlichen Ideen, Willensfreyheit, Unsterblichkeit u. s. w. gesagt worden ist.

N. A.

P Ä D A G O G I K.

BERLIN, b. Amelang: *Die ersten Verstandes- und Gedächtniss - Übungen:* ein Handbuch für Lehrer in Elementarschulen, von *F. P. Wilmsen*, zweytem Prediger an der reformirten Parochialkirche in Berlin. 1812. VIII u. 214 S. 8. (14 Gr.)

Eigentlich sollte wohl jeder Lehrgegenstand Stoff zu Verstandes- und Gedächtniss-Übungen geben. Es steht gewiss sehr traurig mit dem Unterricht, bey welchem zwey so wesentliche Kräfte der Seele leer ausgehen. Da aber die intellectuelle Bildung grossentheils dem Zufall überlassen bleibt, oder doch nicht planmässig und vernünftig genug betrieben wird: so ist es wohl löblich und empfehlenswerth, gewisse Stunden im Lectionsplan anzusetzen, in welchen zur Weckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens, zum sorgfältigen Beobachten und richtigen Urtheilen, zum genauen Unterscheiden und deutlichen Bewusstseyn eigene Verstandesübungen angestellt werden. Wie geringschätzig auch in einer neueren Schule von denselben gesprochen worden ist: so haben sie doch ihren Nutzen zu vielfach bewährt, als dass wir sie nicht in unseren Elementar- und Bürger-Schulen treufleissig festhalten sollten. Freylich darf dabey nicht willkührlich und planlos verfahren werden, sondern es muss ein strenger, wissenschaftlicher Stufengang, ein lückenloses Ineinandergreifen, ein allmähliches Fortschreiten vom Leichteren zum Schwereren, vom Einfachen zum Zusammengesetzten beobachtet werden: sonst entsteht Verwirrung, Oberflächlichkeit und schales Geschwätz. Trotz der vielen Vorarbeiten bleibt hier noch viel Verdienst zu erwerben übrig. Selbst die Preisschrift von *Nissen, Hermannsen* und *Steffensen*, wie viel Vortreffliches sie auch enthält, ist noch sehr lückenhaft und nicht überall genügend.

Vorliegende Schrift masst sich keineswegs an, eine vollständige, philosophisch begründete und systematisch durchgeführte Anleitung zu Verstandesübungen geben zu wollen; was sie aber in der Vorrede zu liefern verspricht, nämlich ein kleines Magazin von zweckmässigen Materialien für die ersten Verstandes- und Gedächtniss-Übungen, hat sie vollkommen geleistet. Mit Übergehung alles Theoretischen sucht der Vf. die Regeln, welche bey diesem Theile des Unterrichts zu befolgen sind, durch Anwendung und einen grossen Vorrath von durchgeführten Beyspielen anschaulich zu machen. Die überall eingestreuten Winke und Zurechtweisungen ersetzen dem denkenden Lehrer den Mangel der Theorie, und die aufgestellten Fragen können zum Leitfaden für gründliche Katechisationen dienen. „Ich habe — heisst es S. IV — bey dieser Schrift meine Vorgänger wenig benutzt, Alles aber dagegen erst selbst praktisch geprüft und die Zweckmässigkeit desselben durch Anwendung bey dem Unterricht der Kinder untersucht, ehe ichs niederschrieb."

Der Vf. geht von sinnlichen Wahrnehmungen aus, sucht alsdann die unterscheidenden Merkmale an lebenden und leblosen Dingen auf, bestimmt Raum, Figur und Mass besonders an mathematischen Formen und Zeichnungen. Sehr richtig wird S. 41 bemerkt, dass diese Übung grösseren Nutzen gewährt, wenn sie auf wirkliche Körper übergetragen wird, und wenn man die Schüler übt, sehr zusammengesetzte Figuren nach der Beschreibung an die Wandtafel zu zeichnen. Hierauf folgt die Auffindung der Gattung und Art nebst den Eintheilungsgründen, die Entwickelung der Gattungsbegriffe und der Eintheilungsglieder, Übungen im schnellen Auffinden der Gattung und Art und der wesentlichen Merkmale — Alles durch passende Beyspiele anschaulich gemacht. Beherzigenswerth sind dabey die Winke und Erinnerungen, welche S. 61 bis 63 gegeben werden. Nun kommen von S. 89 bis 108 sehr reichhaltige und mit Sorgfalt ausgewählte Übungen im Urtheilen und Schliessen; dann werden Zweck, Absicht und Mittel an Handlungen und Bestrebungen der Menschen anschaulich gemacht, Ursache und Wirkung, Grund und Folge neben einander gestellt, und die deutliche und bestimmte Bezeichnung des Gedachten durch Worte dargelegt. Diese letzte Übung ist unstreitig die reichhaltigste, bildendste und interessanteste. Nur die Hauptrubriken oder Grundlinien werden angegeben. Wegen der weiteren Ausführung und eines beträchtlichen Vorraths von Beyspielen verweiset der Vf. auf die beiden 1805 zu Berlin erschienenen Bändchen: „*Anleitung zu zweckmässigen deutschen Sprachübungen.*" Den Beschluss macht eine Auflösung und Erklärung uneigentlicher und bildlicher Ausdrücke, Redensarten, Sprichwörter und Räthsel. In einem Anhange hat der Vf. eine Übersicht des Inhalts des schon vorhin erwähnten Handbuchs für unmittelbare Denkübungen von *Nissen* u. s. w. gegeben, weil diess Werk wegen seines hohen Preises schwerlich in die Hände vieler Elementar-Schullehrer kommen dürfte.

Löblich ist es, dass Hr. *W.* in diese Übungen Belehrungen über Gegenstände der Kunst und Natur, des Lebens und der Geschichte verflochten hat. Nur möchte es für den ersten Unterricht etwas zu viel verlangt seyn, dass die Kinder die verschiedenen Arten der Malerey, und zwar nach den Farbenstoffen, deren man sich dabey bedient, angeben und die Namen der berühmtesten Maler aus der griechischen, italiänischen,

deutschen, niederländischen und französischen Schule behalten sollen. Auch sind manche Fragen zu unbestimmt, wie z. B.: Was hörst du am Sonntage? Was hörst du in der Nacht? Was hörst du an schwülen Sommertagen? Was hört das Vieh? Wir würden auch Fabeln, Sinngedichte und Parabeln benutzt haben, um das Nachdenken und den Scharfsinn zu üben und das Gedächtniss mit guten Gedichten zu bereichern. L. Th.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Landshut*, b. Krüll: *Grundlinien der Ästhetik*, von Dr. *Friedrich Ast*, kön. bair. Hofrath u. Prof. der Philologie an der Universität zu Landshut. 1813. 52 S. 8. (6 Gr.)

Der Vf. erklärt in der Vorrede diese Schrift für eine gedrängte, fassliche und einfache Darstellung des in seinem grösseren Lehrbuche dargestellten Systems der Kunst; hier habe er den Formalismus der philosophischen Terminologie, so weit es die wissenschaftliche Behandlung verstattete, zu vermeiden gesucht, um dadurch, wo möglich, seiner Ansicht vom organischen Bildungsgesetze der Kunst mehr Eingang und ein leichteres Verständniss zu verschaffen. Es ist nicht zu leugnen, dass die in seinem grösseren Lehrbuche gebrauchte Form grossentheils Ursache an dem schwachen Erfolge war, den dasselbe gehabt hat, und dass es anderen im Vergleiche mit ihm sehr unbedeutenden Schriften nachstehen musste. Es ist überhaupt übel berechnet, in einem dem grösseren gebildeten Publicum gewidmeten Werke sich einer Sprache zu bedienen, welche höchstens für die Schule passt; noch unzweckmässiger ist es bey einem Werke über die Kunst, deren Beschaffenheit es mit sich bringt, anschaulich und durch sich selbst verständlich zu seyn, wenn man hier eine ungewöhnliche und metaphysische Sprache gebrauchen will, statt einer einfachen, edlen und höchstens poetischen, die den Geist anregt, und in ihm die entsprechenden Bilder, Begriffe und Ideen erweckt. Es beweist durchaus noch eigene Gebundenheit des Geistes, wenn man seine philosophischen Ansichten nicht anders als in den pedantischen Formen der Schulsprache mittheilen kann, indem das Höchste und Tiefste in jeder, besonders in unserer deutschen Sprache einfach und für jeden gebildeten Menschen fasslich sich bezeichnen lässt. Wer selbst die verschiedenen Stufen der allmählichen Befreyung des Geistes von den Fesseln der Schule bis zur vollen Herrschaft über seine innere Welt durchgegangen ist, wird davon die lebendigste Überzeugung haben. Die Sprache war es aber nicht allein, welche dem System der Kunstlehre des Hn. *Ast* den Eingang erschwerte; sowohl die Philosophie selbst, deren Ideen gemäss er es bearbeitete, als die besondere Art der Behandlung dieser Philosophie, gereichten ihr bey den Zeitgenossen zum grossen Nachtheile. Jene hatte die ganze kantische Schule nach allen ihren Verzweigungen zum Gegner, und ihre Anhänger, damals beynahe die einzigen Sprecher vor dem Publicum und auf den Lehrkanzeln, und durch ihre Ansichten verhindert, auch nur die Grundideen der neuen Lehre, geschweige ihr allseitiges Eingreifen in das Gesammtleben der Menschheit zu verstehen, boten Alles auf, um sie bey der Mitwelt durch Beschuldigung der Schwärmerey, des Mysticismus und Pantheismus creditlos zu machen. In Rücksicht der Behandlungsweise dieser Wissenschaft hatten auch Manche ihrer Freunde den Schein angenommen, als vermöchten sie die allgemeinen und besonderen Bestimmungen der Dinge durch das blosse abstracte Denken zu ergründen, und so gleichsam die Erfahrung überflüssig zu machen, wodurch sie sich natürlich in ein sehr nachtheiliges Licht bey den Verständigen setzten, und selbst die Kunstlehre unseres Vfs. ist nicht ganz frey von diesem Verdachte. Alles Philosophiren kann wohl das, was ist, an sich und in seiner Verbindung mit anderen Erscheinungen, aber nicht das Besondere *a priori* und aus Begriffen ableiten; dazu gehören Anschauung, Beobachtung und vollständige Erfahrung. Die verschiedenen empirischen Kunstformen lassen sich nicht aus allgemeinen Principien erkennen, sondern müssen nach ihren Erscheinungen und zeitlichen Formen zuvor erkannt werden, ehe der philosophirende Verstand ihre allgemeinen Beziehungen herausheben, und daraus eine Theorie bilden kann. Hr. *Ast*, dessen Schriften wir immer mit besonderem Interesse gelesen haben, hat gewiss vielseitige Erforschungen im Einzelnen angestellt, ehe er an die Erzeugung einer Theorie dachte. Allein bey der Darstellung der letzteren hat er den Schein nicht verschmäht, als besitze auch er die magische Kraft, im Zauberspiegel des Allgemeinen zugleich alle möglichen Varietäten der Besonderheiten zu schauen.

Was aber das vorliegende Schriftchen betrifft: so hat der Vf. sein in der Vorrede gegebenes Versprechen fast durchaus erfüllt; es ist eine treue Verkürzung seines grösseren Lehrbuchs der Kunstwissenschaft, und übertrifft dieses weit an Deutlichkeit; dessenungeachtet glauben wir, dass es nur von denen verstanden werden könne, deren Kunstsinn schon geweckt ist, die im Denken über Kunstwerke geübt, und in die Lehren der neueren Philosophie eingeweiht sind. Obgleich diese Grundlinien nichts als die allgemeinsten Begriffe und Beziehungen der verschiedenen Kunstformen ausdrücken, und die mannichfaltigen und besonderen Erscheinungen einer jeden nur selten berührt werden: so haben sie doch vor vielen anderen Schriften ähnlicher Art den bedeutenden Vorzug, dass die Grundbegriffe der einzelnen Kunstformen und ihre inneren Beziehungen zu einander wissenschaftlich bestimmt sind. Sehr brauchbar werden sie seyn als Leitfaden zu Vorlesungen, indem die Allgemeinheit, in welcher alle Theile gehalten sind, jedem Lehrer freyen Spielraum lässt, sie nach eigener Einsicht zu ergänzen, und eben so nützlich und angenehm für Schulen, weil sie durch die gedrängte Übersicht der Hauptgedanken leicht auch die einzelnen Zusätze des Lehrers in sich zurückrufen können. Wir haben nichts Wesentliches gefunden, worin wir mit dem Vf. entgegengesetzter Meinung wären; in einigen ausserwesentlichen Dingen weichen wir zwar von ihm ab, ohne eben behaupten zu wollen, dass das Recht ganz auf unserer Seite sey. So begreifen wir nicht, warum er die Lehrpoesie, das Idyll, die Satire, Fabel, Novelle und den Roman dem Drama unterordnet, und nicht vielmehr dem Epos. Auch scheint es uns eine Einseitigkeit zu seyn, dass er die Begriffe der Tragödie und Komödie ausschliesslich von den griechischen Dichtern genommen hat, und eine Unvollständigkeit, dass er die schwierige Frage, was für eine That es seyn müsse, welche das Schicksal des tragischen Helden bestimmt, nicht einmal berührt hat. So schön und gründlich er ferner das Wesen der Poesie im Einzelnen aus einander setzt: so konnten wir uns doch von der Gültigkeit seines Grundbegriffes der Poesie nicht überzeugen. Die Poesie soll nach ihm die antike und romantische Kunst in sich vereinigen und versöhnen. Allein in der Poesie selbst findet ja dieser Gegensatz Statt; wie kann sie nun die Versöhnung desselben seyn? Doch, da der Vf. sich durchaus sehr kurz fasste, haben wir ihn vielleicht nur missverstanden.

Rec. kann diese Anzeige nicht schliessen, ohne noch hier mit einigen Worten über die Art, wie am zweckmässigsten die Ästhetik gelehrt werden könne, seine Überzeugung auszusprechen. Es giebt drey Mittel, den Kunstgeschmack in sich und Anderen zu wecken und zu bilden: 1) die Anschauung, 2) die Theorie, und 3) die Verbindung beider. Das Erstere federt zwar viel Zeit, führt aber um so sicherer zum Ziele, wenn sich die frühe Erziehung desselben bedient, und späterhin die Anschauung durch den Begriff ergänzt. Die Theorie für sich bläht zwar den Geist auf, macht Schwätzer, entbehrt aber des nöthigen Fundaments, und wirkt weder auf Sinn noch Gesinnung und Sitte. Wem das Glück versagt ist, den ersteren Weg zu wandern, dem kann nur geholfen werden, dass man ihn auf dem letzteren führt, d. h. dass man Anschauung, Betrachtung der Kunstwerke und die Lectüre classischer Werke verbindet mit der Erklärung nach Begriffen und Ideen. Jede Theorie für sich ist ungenügend, und muss durch Verbindung mit dem Besonderen ergänzt werden. Denn nur Begriff und Anschauung in ihrer Durchdringung gewähren eine vollständige Erkenntniss über irgend einen Gegenstand. Überhaupt sollte jede besondere Wissenschaft *in dieser Beziehung* einer philosophisch bearbeiteten Geschichte ähnlich seyn, welche auch auf das Ideal hinweist, und die Angemessenheit oder Unangemessenheit des Empirischen danach beurtheilt. K.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1815.

GESCHICHTE.

London, b. Rivington u. A.: *The Peerage of the united Kingdom of Great Britain and Ireland.* In two volumes. The ninth edition, considerably improved. By *John Debrett*, editor of the new Baronetage of England. 1814. CII und 1305 S. 12. Mit 80 Kupfertafeln.

Jetzt, da man so vielfache Veranlassung hat, die öffentlichen Verhältnisse der Staaten zu betrachten, und da eine nicht leicht wiederkehrende Gelegenheit gegeben ist, die bisherige unleugbare Spannung zwischen den verschiedenen Ständen des Volkes auszusöhnen, kann es wohl der Mühe nicht unwerth seyn, einen prüfenden Blick auf die innere Ordnung jener Nation zu werfen, welche durch ihre Eintracht, ihre Beharrlichkeit und ihren grossen Antheil an der Rettung Europa's von einer neuen allgemeinen Unterjochung uns in so vielen Stücken Vorbild und Muster seyn kann. Eine etwas ausführlichere Anzeige des vorliegenden Buches wird aus diesem Grunde wohl entschuldiget werden.

Es liefert uns nämlich, nach einer kurzen Einleitung, in welcher die nöthigsten Erklärungen aus der Wappenkunst gegeben, die Abstufungen des brittischen Adels überhaupt, und seine Privilegien mit wenig Worten angezeigt, auch die allgemeine Rangliste für Männer und Frauen, und die Devisen aller Peers und Ritter mitgetheilt werden, ein vollständiges Verzeichniss aller Herzöge, Marquis, Grafen, Viscounts und Barons von England, Schottland und Irland, mit genealogischen Nachrichten, die bald mehr bald weniger weit zurückgehen, und mit der Angabe des Datums der Ernennungen. Die königliche Familie wird noch in der Einleitung S. 83 — 102 abgehandelt; dann folgen im ersten Bändchen die englischen Peers (bis S. 570), und im zweyten die schottischen und irländischen (S. 571 bis 1186), darauf die Namenliste der vier Ritterorden, ein Verzeichniss der erloschenen, und wegen Hochverraths eingezogenen Peers-Würden, endlich ein Namenverzeichniss sämmtlicher Baronets, und Ritter der drey Reiche.

Die Geschichte des Adels in einem Volke, seiner Entstehung, seiner Vorrechte, und dann wieder der allmählichen Ausbildung eines unterrichteten und vermögenden Bürgerstandes, endlich des unvermeidlichen Unterganges des alten Geschlechtsadels in der Masse des Volkes, oder in einem neuen Stande der Reichen, der Staatsbeamten, oder wie sich der Stand der Vornehmen sonst ausbilden mag, ist ein wichtigerer Theil aus der Geschichte des Volkes, als die Kriege und auswärtigen Verhältnisse desselben. Sie ist mit allen Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft verschlungen, und der Standpunct, auf welchem sich die verschiedenen Stände gegen einander befinden, kann zugleich für den Massstab der geselligen Cultur gehalten werden. Denn so wie auf der untersten Stufe, wo der Mensch noch an das Thier grenzt, sich keine Spur von Gefühl für Ehre und Auszeichnung entdeckt, auf welchem der Geschlechtsadel beruht: so würde auf der anderen Seite dasjenige Volk sich der höchsten sittlichen Ausbildung rühmen können, in welchem alle zufälligen, von eigenem Werthe unabhängigen, Vorzüge nicht mehr geachtet würden. Da aber das Letzte dem Menschen immer unerreichbar bleiben wird: so werden wir wenigstens denjenigen Zustand der Gesellschaft für den vollkommneren anerkennen müssen, in welchem die Verhältnisse der Stände so geordnet sind, dass der ererbte Vorzug eben so viel Pflichten auflegt, als Rechte giebt, weder die Handhabung einer strengen, und für Alle gleichen Gerechtigkeit, noch die Vergebung der Staatsämter nach dem reinen Massstabe der Fähigkeit und Würdigkeit hindert, jedem Talent verstattet, seinen Beruf zu erfüllen, und dem ausgezeichneten Verdienste den Weg nicht versperrt, auf welchem dieses seinen gebührenden Lohn, der Stand der Vornehmen, der immer im Abnehmen begriffen ist, aber auch zugleich seine unentbehrliche Ergänzung aus den Besten des Volkes erhalten kann. Nur dann, wenn der Stand der Vornehmen sich gegen die Gemeinen in dieser Stellung befindet, ist die Absonderung nicht nur nicht schädlich, sondern kann dem gemeinen Wesen grosse Vortheile bringen, indem er ihm dieselben Dienste leistet, welche der Pendel der Uhr gewährt, ihre Bewegung regelmässig zu machen, und ein verderbliches Vorwärtseilen ohne Mass und Ziel zu verhüten.

Es sind nicht die Schlechtesten im Volke, welche, die Unvollkommenheiten der gesellschaftlichen Einrichtungerkennend, ihre Ruhe, und zuweilen ihr Leben daran setzen, Missbräuche abzustellen, und Mängel zu verbessern. Diejenigen Staaten sind am übelsten berathen, in welchen eine gänzlich fest und stille stehende Religion, oder das Schrecken der willkührlichen Herrschaft eines Despoten, jene vorwärts treibende Kraft in vollkommener Unthätigkeit erhalten. Aber wenn sich diess Bemühen zu bessern nicht ins wilde Einreissen verlieren soll: so muss ihm ausser dem Buchstaben der Gesetze noch eine zurückhaltende lebendige Kraft

entgegen gesetzt werden, die bisher nur in der Erblichkeit des Thrones, und eines Theils der Volksvertretung gefunden worden ist. Nur muſs dieser letztere Stand, der Geschlechtsadel, nothwendig allen Ansprüchen entsagen, welche ihn gegen die Gemeinen in eine feindliche Spannung versetzen, und muſs in dem Widerstande sowohl gegen auswärtige Feinde, als gegen die von der obersten Gewalt unzertrennliche Neigung zur Willkühr, mit den Gemeinen ein durchaus übereinstimmendes Interesse haben. Es muſs aber dafür dieser Stand der erblichen Vornehmen oder Edeln auch so gestellt seyn, daſs er gegen Regierung und Volk beständig eine würdige Unabhängigkeit behaupte, und an Wohlhabenheit dem reichen Bürgerstande im Ganzen nicht nachstehe, welches nur durch die Verknüpfung der Würde mit einem untheilbaren Grundvermögen zu Stande gebracht werden kann.

Auf diese Grundlagen ist denn wirklich der höhere Adelstand in den brittischen Inseln gegründet, und dadurch die groſse Aufgabe, welche wir eben angegeben haben, besser, als es bisher irgend in einem anderen Lande geschah, gelöſt worden, so daſs auch schon vor vielen Jahren einer unserer wackersten und klügsten Patrioten, *Möser*, dem deutschen Adel rieth, sich dem englischen gleich zu halten. Zugleich findet sich dabey die Sonderbarkeit, daſs gerade derjenige Geschlechtsadel, welcher aus dem strengsten Lehnssystem hervorging, und seinen Besitz ursprünglich nur dem Rechte der Eroberung verdankte, der Entwickelung der bürgerlichen Freyheit in einem Grade, wie sie kein anderes Land bis jetzt genoſs, mehr förderlich als hinderlich gewesen ist.

Bekanntlich zerfällt der englische Adel in zwey groſse Abtheilungen, des hohen und niederen, aber die groſse Masse des letzteren ist schon lange fast gänzlich mit dem Stande der Gemeinen verschmolzen. Unter der *Nobility* werden jetzt nur die Lords verstanden, der Name *Gentleman* hingegen, welcher zuerst ganz dem französischen *Gentilhomme* entsprach, so daſs auch Spuren von Erhebung zum Gentleman durch königliche Patente vorkommen, bezeichnet jetzt nur noch einen Mann des höheren Bürgerstandes, welcher sich nicht von seiner Hände Arbeit nährt; der Titel *Esquire* aber, welcher sowohl von Geburt, als auch kraft königlicher Ernennung geführt wird, aber auch mit einigen Staatsämtern verknüpft ist, hat niemals einen besonderen Stand in England ausgemacht. Zwar wird kein Engländer, dem er gebührt, vergessen, denselben seinem Namen beyzufügen; aber wie wenig im Ganzen nach diesen Auszeichnungen gestrebt wird, davon kann auch das einen Beweis geben, daſs die Zahl der Ritter (*Knights bachelors*, die zweyte, und zwar bloſs persönliche Stufe des niederen Adels) sich nur auf 258 beläuft. Die erste Stufe besteht (da die Bannerherrn nicht mehr im Gebrauche sind) aus den *Baronets*, welche vom König Jakob I aufgebracht wurden, um dem königlichen Schatze eine Einnahme zu verschaffen, und dieser Titel erbt, wie die höheren, nur auf die ältesten Söhne fort. Der Baronets sind jetzt in allen drey Reichen 750, nämlich 572 englische, 78 schottische, und 100 irländische, worunter Sir Edmund Baion den Titel des ersten Baronets von England führt. Diese Würde, welche keinen anderen Vorzug gewährt, als das Ehrenwort *Sir* vor dem Namen zu führen, welches auch den Rittern zukommt, da die Gemeinen sich bloſs *Meister* nennen lassen, wird nur durch königliche Patente erworben.

Wenn man nun mit dieser geringen Zahl von 750 Familien die groſse Zahl des neuen Amts- und Brief-Adels im alten Frankreich vergleicht, wo es ungefähr 2000 Stellen gab, die nach einer gewissen Reihe von Jahren ihrem Inhaber und unter gewissen Bedingungen auch seinen Nachkommen den Adel gewährten, so wie mit der Zahl der Familien des niederen Adels in Deutschland: so wird sich von selbst die Bemerkung aufdrängen, daſs der britannische niedere Adel schon wegen seines Zahlverhältnisses gegen den übrigen Theil der Nation sich in einer ganz anderen Lage befinden muſs, als der alte französische oder deutsche. Verhältniſsmäſsig ein sehr kleiner Theil dieses Standes sucht sich im Staatsdienste ein anderes Glück, als ihm die ererbte Unabhängigkeit schon bescheert hat (denn es gehört ein gewisses Einkommen dazu, um zum Baronet erhoben zu werden), und selbst im Parliamente, wozu sie doch vorzüglich berufen scheinen, und welches dem Talent den Weg zu den höchsten Ehren bahnt, sitzen nur 56 englische, 1 schottischer und 1 irischer Baronet. In der Landarmee ist der einzige, Generallieutenant Sir David Baird, angegeben, und in der Marine dienen nur 19 englische Baronets, von denen überdieſs die meisten erst wegen ihrer Verdienste zu Baronets erhoben worden sind. (Doch scheinen diese Angaben nicht ganz vollständig zu seyn.) Dagegen finden sich auch viele Gelehrte, Geistliche, Doctoren der Rechte, Ärzte, Mitglieder der gelehrten Gesellschaften unter denselben, zumal den neuen Baronets, zum Beweis daſs man in Groſsbritannien nicht bloſs die Theilnahme an der Regierung für einen dem Geschlechtsadel anständigen Beruf erkennt, sondern daſs jedes ausgezeichnete Verdienst, von welcher Art es sey, geachtet wird.

Der hohe Adel besteht aus denjenigen Familien-Häuptern und höheren Kirchen-Beamten, welche als geborene Räthe des Königs Sitz und Stimme im Oberhause haben. Als in den früheren Zeiten die Geistlichkeit noch einen besonderen Stand des Reichs ausmachte, hatte der weltliche Adelstand nur zwey Classen, die Grafen, die auch dort ursprünglich Staatsbeamte waren, und die Barone. Die Grundlage der ganzen heutigen Einrichtung ist noch dieselbe, welche als Folge der Eroberung von Wilhelm I aufgestellt wurde, nur daſs unter Edward I eine Auswahl der Baronen getroffen wurde, welche im Parliamente eine persönliche Stimme führen sollten, und daſs der Hang der Menschen zu bleibenden Auszeichnungen und Absonderungen auch hier statt der älteren *zwey* Stufen mit der Zeit *fünf* eingeführt hat.

Unter diesen neuen Würden ist die *herzogliche* die älteste, da Eduard III im J. 1336 seinen Sohn, den berühmten Schwarzen Prinzen, zum ersten Herzog von

Cornwallis erhob. Der schwache König Richard II war der Erste, welcher sie an Andere als Prinzen des königlichen Hauses vergab, indem er seinen Günstling Robert de Vere, Grafen von Oxford, erst zum Marquis von Dublin, dann aber zum Herzog von Ireland machte. Doch blieb dieser Titel meistens ein Vorzug der Prinzen und Verwandten des königlichen Hauses. Denn die Brüder Johann und Thomas von Holland, wovon der eine unter demselben Könige Herzog von Exeter, der andere Herzog von Surrey wurde, waren Söhne der schönen Johanne von Kent, einer Urenkelin König Eduards I, und Stiefbrüder des Königs Richard; Thomas Mowbray, der erste Herzog von Norfolk, aber stammte durch seine Grossmutter ebenfalls vom königlichen Hause ab. So waren auch die Familien Neville, einst Herzöge von Bedford, Grey, Herzöge von Suffolk, und von Kent, Stafford, Herzöge von Buckingham, Seymour, Herzöge von Somerset, Dudley, Herzöge von Northumberland, mit dem königlichen Hause wenigstens durch Schwägerschaft verbunden. Erst unter den Stuarts wurde diese Würde öfter an Andere vergeben. Jakob I erhob seinen berühmten Günstling, Villiers, zum Herzog von Buckingham, und dessen schöne Nichte Barbare von Villiers hatte von Karl II drey Söhne, welche sämmtlich den herzoglichen Titel erhielten, von Cleveland, von Grafton und von Northumberland. Die Schauspielerin Gwyn, über welche Sir John Coventry durch einen Scherz im Parliamente und Karls II unedle Rache (S. 187) die Nase einbüsste, wurde auf gleiche Weise die Stamm-Mutter der Herzöge von St. Albans, so wie die bekannte Louise de Querouaille Herzogin von Portsmouth den Herzögen von Richmond (Lennox in Schottland und d'Aubigny in Frankreich) und Lucie Crofts den Herzögen von Buccleugh in Schottland (den Nachkommen des unglücklichen Herzogs von Monmouth) das Daseyn gegeben hat. Aber eben die nahe Verbindung mit dem königlichen Hause verwickelte die vorgenannten alten grossen Familien in alle Unruhen und Verschwörungen im königlichen Hause, so dass bey dem wechselnden Glücke nur wenige Häupter der herzoglichen Familien eines natürlichen Todes starben, und die Ruhe nur gleichzeitig mit ihrem beynahe gänzlichen Untergange eintrat. Nur die Howard's blühen noch in verschiedenen Linien als Herzöge von Norfolk, Grafen von Suffolk, von Effingham, Stafford und Mulgrave, und die Seymours, Nachkommen des 1552 enthaupteten Protectors von England und mütterlichen Oheims Eduards VI, als Herzöge von Somerset. Die übrigen neuen herzoglichen Familien verdankten ihre Erhebung ihren Verdiensten um die Wiederherstellung Karls II, wie Monk, Herzog von Albemarle, Maitland, Herzog von Lauderdale, Butler, Herzog von Ormond (sämmtlich ausgestorben); noch in grösserer Zahl aber dem Eifer, welchen sie dem Könige Wilhelm und den beiden ersten Monarchen des Hauses Hannover bewiesen. Seit der Thronbesteigung K. Wilhelms bis zum Tode König Georgs II wurden 18 englische und 7 schottische Peers zu Herzögen ernannt. Georg III aber, unter dessen Regierung doch übrigens mehr neue Peers geschaffen wurden, als unter den vier vorhergehenden Regierungen zusammengenommen, hatte darunter bisher keinen einzigen neuen Herzogstitel vergeben, indem der Herzog von Northumberland, der durch die weibliche Linie von den alten Percy's abstammte, doch nur die Erneuerung einer alten Würde jenes Hauses erhalten hat.

Es ist nämlich unter dieser Regierung der alte Grundsatz wieder angenommen worden, die herzogliche Würde als einen besonderen Vorzug der Prinzen vom Geblüte zu betrachten, und daher sind die Herzöge von Greenwich (Campbel), (Cleveland und Southampton (Fitzroy), Bolton (Powlett), Buckinghamshire (Sheffield), Montagu (Montagu), Kent (Grey), Ancaster (Bertie), Wharton (Wharton), Chandos (Brydges), Kingston (Pierrepont), Schomberg und Bridgewater (Egerton) ausgestorben, ohne dass, wie früher öfter geschah, die noch fortdauernden Seitenlinien jener Häuser, z. B. die Marquis von Winchester, die Grafen von Sheffield, von Bridgewater, von Lindsay, die Lords Southampton u. a. eine Erneuerung der herzoglichen Würde erhalten hätten. Nur für ein so ausgezeichnetes Verdienst, wie das, welches sich der Held Wellington erworben hat, wurde eine Ausnahme gemacht, und er unter dem 3 May 1814 zum *Herzog von Wellington* erhoben. (Diess konnte aber in der vorliegenden Ausgabe noch nicht angegeben seyn, weil sie nur bis zu Ende März geht.) Die jetzigen Herzöge sind nach dem Alter ihrer Würde folgende: I. *Englische.* 1) *Norfolk* (Howard, 1483). 2) *Somerset* (Seymour, 1547). 3) *Richmond* (Lennox, 1675, Herzog von Lennox in Schottland und ehemals von Aubigny in Frankreich). 4) *Grafton* (Fitzroy, 1675). 5) *Beaufort* (Somerset, natürliche Nachkommen des letzten Herzogs von Somerset aus dem alten, von Herzog Johann von Lancaster, Sohn König Eduards III, gestifteten Hause Beaufort, 1682). 6) *St. Albans* (Beauclerk, 1684). 7) *Leeds* (Osborne, 1694. Der Stifter dieses Hauses, Eduard Osborne, war Kaufmannsdiener, rettete die einzige 9jährige Tochter seines Herrn aus der Themse, bekam sie dann mit einem grossen Vermögen zur Ehe; wurde 1583 Lord-Major von London, und sein Urenkel für seine Mitwirkung bey der Revolution von 1688 erster Herzog von Leeds). 8. *Bedford* (Russel, 1694. Der erste Herzog war ein Gross-Neffe des unter Jakob II enthaupteten Lords William Russel, den man als einen Märtyrer der englischen Freyheit betrachtete, und ein Sohn Eduards Russel, eines der vornehmsten Theilhabers an der Enthronung der Stuarts). 9. *Devonshire* (Cavendish, eine normännische Familie, 1694. Der Eingang des Patents für den ersten Herzog ist in der That merkwürdig: „König und Königin könnten nicht weniger für einen Mann thun (heisst es darin), welcher in einem verdorbenen, und in die niedrigste Schmeicheley versunkenen Zeitalter, standhaft den Sitten der Vorfahren treu geblieben wäre, und ohne sich weder durch Lockungen noch Drohungen eines trugvollen Hofes je bewegen zu lassen, sondern eins wie das andere verachtend, ein treuer Verfechter

der Freyheit immer nur für das Gesetz thätig gewesen sey." Wie viele unserer neueren Grossen könnten wohl solche Beweggründe ihrer Standeserhöhung aufweisen, die Fürsten des Jahres 1814 ausgenommen!). 10) *Marlborough* (Spencer, 1702. Nachkommen der zweyten Tochter des berühmten John Churchill, ersten Herzogs von Marlborough). 11) *Rutland* (Manners, 1703). 12) *Brandon* (Herzog von Hamilton in Schottland). 13) *Portland* (Bentink, 1716. Eine holländische Familie, deren Stifter mit K. Wilhelm III erzogen worden, und mit ihm durch die innigste Freundschaft verbunden war. Er kam mit ihm nach England, und wurde Graf, sein Sohn Herzog von Portland). 14) *Manchester* (Montagu, 1719). 15) *Dorset* (Sackville, 1720). 16) *Newcastle under Line* (Clinton, eine normännische Familie, welche sich in die der Pelhams, Herzöge von Newcastle, einheirathete. 1756). 17) *Northumberland* (Percy, welchem Hause sie aber nur von der weiblichen Seite angehören, da die alten Percy's, die einst Heinrich IV so viel zu schaffen machten, im Jahr 1670 mit Josselyn von Percy erloschen sind. Durch seine Tochter und Erbin kam der Titel seines Hauses erst an die Herzöge von Somerset und von ihnen an Hugo Smithson, Gemahl der Erbtochter Herzogs Algerron Seymour von Somerset. Das Herzogthum ward 1766 erneuert). II. *Schottische* Herzöge. 1) *Hamilton* (Hamilton, in den älteren Zeiten Hambleden, eine normännische Familie, deren Ahnherr eines Mordes wegen im J. 1323 nach Schottland flüchtete, und dort zu so hohem Ansehen kam, dass seine Nachkommen in mehreren Zweigen als Grafen Haddington, Clanbrassil, Arran u. s. w. blühten, einer aber 1543 zum Vormund der jungen Königin Marie und zum nächsten Erben des Reichs erklärt wurde. Doch auch dieser Familie gehören die jetzigen Herzöge nur durch Heirath an, indem William Douglas die Titel und Würden dieses Zweiges des Hauses Hamilton in der Mitte des 17 Jahrhunderts erheirathete). 2) *Buccleugh* (Scot, Nachkommen des Herzogs James von Monmouth, eines Sohns K. Karls II von Lucie Crofts, welcher den Namen Scot von seiner Gemahlin, einer Erbtochter der Grafen von Buccleugh, annahm, 1673). 3) *Lennox* (Richmond in England). 4) *Gordon* (Gordon, eine alte schottische Familie, 1684). 5) *Argyll* (Campbell, 1701). 6) *Atholl* (Murray, 1703. Diese Familie hatte zuletzt die Souveränetät der Insel Man, bis sie im J. 1765 von der Regierung abgekauft wurde). 7) *Montrose* (Graham, die ihr Geschlecht bis zu dem Ritter Graeme, Feldherrn der Scoten im 5 Jahrhundert, hinaufführen. 1707). 8) *Roxburgh* (Ker, 1707). III. *Irland* hat einen einzigen Herzog, Fitzgerald, Herzog von *Leinster*, dessen Geschlecht italiänischen Ursprungs ist, und ehedem Offalei hiess, sich aber in England und besonders in Irland sehr ausbreitete, bis unter Heinrich VIII einer davon, Thomas Graf Kildare, sich zur Empörung verleiten liess, und dadurch zur Ausrottung seines ganzen Geschlechts Veranlassung gab. Nur ein Knabe von 13 Jahren wurde durch seine Amme gerettet, und der Stammvater einer zahlreichen Nachkommenschaft.

Die nächste Stufe des hohen Adels ist die Würde der *Marquis*, welche Richard II zu Gunsten seines Günstlings Robert de Vere, Grafen von Oxford, einführte. Dieser Titel blieb lange ziemlich selten, zu Ende der Regierung Georgs I war kein englischer, und nur 3 schottische und 1 irländischer Marquis vorhanden. Jetzt hingegen zählt man 15 englische, 3 schottische und 9 irländische Marquis, wovon 22 von Sr. jetzt regierenden Majestät zu dieser Würde erhoben worden sind.

Hierauf folgen die *Grafen*, deren Würde älter ist, als die der Barons, da letztere erst mit der neuen Lehnseinrichtung, welche Wilhelm der Eroberer in England machte, dahin gekommen ist, Grafen aber schon vorher da waren. Noch nach der Eroberung war die Grafenwürde mehr ein Amt, als erblicher Titel, und war mit einer Art Besoldung verknüpft, indem der Graf den dritten Theil der Gerichtsgebühren seiner Grafschaft bezog. Die Grafen führten daher in jenen Zeiten keine Zunamen, und diejenigen, welche König Stephan ohne Grafschaft gemacht hatte, wurden falsche Grafen genannt, und von Heinrich II wieder ihrer Würde beraubt. Unter Jakob I wurden auch diese Grafen häufiger, da ein grosser Theil des alten englischen Adels in den Kriegen der Häuser York und Lancaster umgekommen war, und Jakob zum grossen Verdruss der Übriggebliebenen die Verleihung neuer Adelswürden zu einer Finanz-Speculation machte, und überhaupt wird in den neueren Zeiten dieser Titel nicht mehr, wie ehedem, von Orten und Gütern, sondern mit einem willkührlichen Namen verliehen, wie die Grafen Nelson, St. Vincent (von dem Vorgebirge St. Vincent, bey welchem Admiral Jervis die spanische Flotte schlug) u. A. Der englische Name *Earl* ist dänischen Ursprungs, die Sachsen sollen dafür das Wort Ealderman gehabt haben. Jetzt hat England 96, Schottland 41, und Irland 79 Grafen, und davon haben dem jetzigen Könige 38 englische und 52 irländische ihre Erhebung zu verdanken. Vor beynahe 100 Jahren, zu Ende der Regierung Georgs I, waren in England 74, in Schottland 70, und in Irland 26 Grafen vorhanden.

Der Titel *Viscount* ist wieder jüngeren Ursprungs. König Heinrich VI vergab denselben zuerst. Im J. 1722 waren 15 englische, 14 schottische, und 54 irländische vorhanden, deren Zahl gegenwärtig 23 englische, 4 schottische, und 51 irländische beträgt.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1815.

GESCHICHTE.

London, b. Rivington: *The Peerage of the united Kingdom of Great-Britain and Ireland. By John Debrett* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die letzte Stufe des hohen Adels machen die *Baronen* aus: Die ältesten waren Lehnsbesitzer, die alle gleiches Recht hatten. Unter Heinrich III und Eduard I aber bildete sich eine Auswahl derer, die in das Parliament berufen wurden, um als Räthe des Königs „mit ihm und den Prälaten, Edeln und Peers des Königreichs über einige wichtige und dringende Angelegenheiten zu handeln und Rath zu geben" (so heisst es in den königlichen Berufungsschreiben). Diejenigen nun, welche in den früheren Zeiten durch solche Berufungsschreiben (*writs of summons*) mit der Würde eines Peers bekleidet wurden, geniessen das besondere Vorrecht, dass ihre Baronieen auf *alle* Erben ohne Unterschied übergehen, da diejenigen, welche durch königliche Patente in den Stand der Peers erhoben werden, diese Würde nur auf ihre eigenen männlichen Nachkommen, und die in dem Patente besonders benannten Personen vererben. Die Erbtöchter der alten Baronieen, oder welche es durch ausdrückliche königliche Patente geworden sind, heissen dann *Peeresses in her own right.* Gegenwärtig zählt man 139 englische, 23 schottische und 82 irländische Barons, unter welcher Zahl aber mehrere doppelt vorkommen, weil sie Peers zweyer, oder der drey brittischen Reiche zugleich sind.

Um nun noch bey den historischen Gesichtspuncten etwas zu verweilen: so ist schon erwähnt worden, wie sehr die Zahl der Peers, besonders unter der jetzigen Regierung, vermehrt worden ist. Freylich sind auch seit 1760 nicht weniger als 90 englische, 17 schottische, und 73 irländische Titel erloschen, dagegen aber in diesem Zeitraume 258 englische, und 243 irländische wieder verliehen worden. (Schottische werden seit der staatsrechtlichen Verbindung Schottlands mit England zu einem Reiche nicht mehr vergeben.) Dadurch ist die Zahl der Peerschaften (nicht gerade der Peers, weil einige mehr als eine Peerschaft besitzen) gegenwärtig auf 591 (nämlich 26 Herzöge, 28 Marquis, 217 Grafen, 78 Viscounts, und 244 Barone) angewachsen, da sie zu Ende der Regierung Georgs I nur 442 (nämlich 38 Herzöge, 5 Marquis, 170 Grafen, 83 Viscounts und 146 Barone) betrug. (Zu dieser Zahl ist aber nach dem Druck des Buches wieder ein Herzog und mehrere ausgezeichnete Generals als Peers hinzugekommen.) Indessen haben diese Peers bey weitem nicht alle Sitz und Stimme im Parliamente, welches, nachdem auch Irland im J. 1802 mit Grossbritannien vereinigt wurde, den Namen und Charakter eines Reichs-Parliaments angenommen hat; sondern von den 89 schottischen Peers haben nur 16, und von den 182 irländischen 28, vermöge der Unionsverträge mit beiden Ländern, in demselben Sitz und Stimme, so wie auch die 11 katholischen ihr Stimmrecht nicht ausüben können. Und wenn man erwägt, welche Erweiterung die grossbritannischen Nebenländer seit der Thronbefestigung des jetzigen Königs erhalten haben, die auch das Besitzthum der Einwohner des Hauptlandes vermehren (bey Einführung der Einkommentaxe gab ein Herr Thomas Beckfort seine Einkünfte, meist aus den Kolonieen, auf jährlich 170,000 Pf. Sterling an): so wird man diesen Zuwachs der erblichen Volksrepräsentanten nicht unverhältnissmässig nennen können. Auch kann gerade die Vermehrung dieser Classe der Volksvertreter, welche aus unabhängigen, wohlhabenden Männern besteht, den Wahn widerlegen, als neige auch England sich zur uneingeschränkten Königsherrschaft, welchen man in den älteren politischen Schriften so häufig, und selbst bey einem Denker wie Hume, antrifft. Denn obwohl auch in England dem Oberhause des Parliaments häufig der Vorwurf gemacht wird, dass es den Ministern des Königs nicht immer den angemessenen Widerstand entgegensetze: so kommt diess doch wohl hauptsächlich daher, dass das Unterhaus doch der Schauplatz der Hauptdebatten bleibt; auf alle Fälle aber wird es der Regierung in dem Verhältnisse, in welchem die Zahl der Parliamentsglieder zunimmt, auch schwerer werden müssen, ihren Einfluss durch die gewöhnlichen Mittel der Pensionen und anderer Begünstigungen zu behaupten.

Ein eigenes Interesse gewährt die Betrachtung der von S. 1206 bis 1256 gehenden Listen der erloschenen Peerschaften. Es ist nur Schade, dass sie nicht zweckmässiger eingerichtet sind, um sowohl die Geschichte der Titel als der Familien bemerkbarer zu machen. Sie sind bloss nach dem Alphabet geordnet, es würde aber interessanter seyn, wenn sie nach der Zeitfolge geordnet wären, und ein zweytes und drittes Register nach den Familien und nach den Titeln hinzugefügt wäre. Auch scheinen sie nicht mit der grössten Genauigkeit und Vollständigkeit verfertigt zu seyn. So ist bey dem herzoglichen Titel Cumberland angegeben, dass er 1682 in der Familie Rupert, 1703 aber in der Familie Oldenberg erloschen sey: mit jenem Namen ist aber

Prinz Robert von der Pfalz, zweyter Sohn des Kurfürsten Friedrichs V, und mit diesem Prinz Georg von Dänemark, Gemahl der nachherigen Königin Anna, gemeint.

Seit der normännischen Eroberung 1066 beträgt die Zahl der durch Aussterben erloschenen Peerschaften 798 englische, 136 schottische und 187 irländische, worunter aber, da manche Familien Peerschaften in zwey oder allen drey Ländern zugleich besassen, auch einige doppelt vorkommen. Viele davon sind in anderen Linien derselben Familie wieder erneuert worden. Durch Verurtheilung und Confiscation wegen Hochverraths sind 104 englische, 81 schottische und 36 irländische Peerschaften eingegangen, einige davon aber in der Folge auch wieder hergestellt worden. Der Krieg der rothen und weissen Rose kostete 71 englischen Familien ihre Existenz, die launenvolle und tyrannische Regierung Heinrichs VIII brachte 17 Peers den Untergang, die Regierungsveränderung von 1688 war mit der Confiscation von 21 Peers-Würden verknüpft, und die vergeblichen Versuche des stuartischen Hauses, sich wieder auf den Thron zu setzen, brachte im J. 1715 4 englische, 26 schottische und 4 irländische Peers um Würde und Güter, der zweyte Versuch im J. 1745 aber fand in England und Irland gar keine Theilnehmer, in Schottland opferten sich hingegen 10 Peers für die Sache der Stuarts auf. Die lange Regierung des jetzigen Königes ist auch darin glücklich zu nennen, dass in diesen 55 Jahren gar keine Verurtheilung wegen Hochverraths gegen Mitglieder des reichsständischen Adels vorgefallen ist.

Trotz dieser grossen Veränderungen, welche sich in dem Adel der brittischen Inseln ereignet haben, zeigt derselbe noch immer die Spuren der Revolution, welche die Eroberung der Normannen im J. 1066 in allen Verhältnissen und Einrichtungen der Nation hervorbrachte. Bey weitem der grösste Theil der älteren Familien sind normännischer Abkunft, und selbst in Schottland und Irland haben sich die Nachkommen jener normännischen Ritter, welche ihren Herzog Wilhelm nach England begleiteten, und mit ihm das Land in Besitz nahmen, zahlreich genug ausgebreitet. Altbrittischen Ursprung rühmen von sich nur wenige, z. B. die Blacke's, Barons von Wallscourt, welche einen Ritter von der Tafelrunde, Ap Lake, für ihren Ahnherrn halten (S. 1164), die Grafen Cadogan, welche ihr Geschlecht von den brittischen Fürsten von Felix und Powis ableiten (S. 305), die Lake's, Viscounts Lake, welche von Ritter Lancelot vom See, König Arthur's Tafelgenossen, abstammen wollen (S. 377) u. a. Auch die Nachkommen der alten Sachsen sind nur in geringer Anzahl vorhanden, es sind uns nur die Bertie's, Grafen von Lindsay und von Abington (einst auch Herzöge von Ancaster), die Wyndham's, Grafen von Egremont, und die Rowley's, Barons von Longford, aufgefallen. Dagegen sind die Abkömmlinge der alten Schotten, deren Land nie eine fremde Unterdrückung erfuhr (wie England nach einander von Römern, Sachsen, Dänen und Normannen), in grösserer Zahl unter den brittischen Edeln vorhanden, und auch einige irländische Familien haben einen Theil ihres alten Glanzes aus den Zeiten ihrer National-Unabhängigkeit durch die Drangsale der öfteren Empörung und grausamer Unterdrückung mit in die jetzige Ordnung der Dinge herüber gerettet. Zu jenen, den Familien altschottischen Ursprungs, gehören unter anderen die Campbell's (Herzöge von Argyll, Grafen von Bread albane, Loudoun u. s. w.), die Dundas (Viscounts Melville, und Barons Dundas, deren Ahnherr Gospatrik zu Zeiten Wilhelms Graf von Northumberland war), die Gordons (Herzöge von Gordon), die von den alten Grafen von Dunbar abstammenden Grafen Home, die Duffs (Grafen von Fife, Nachkommen von Macduff Thane von Fife, der wenigstens aus Shakespeare's Macbeth bekannt ist), die Maitlands (Grafen, vormals auch Herzöge von Lauderdale, die ein Zweig des königlichen stuartischen Hauses sind), die Lords Napier (deren Ahnherrn die alten Thanes von Lennox sind, die aber auch den berühmten Erfinder der Logarithmen, John Napier, gest. 1617, unter ihre Vorfahren zählen), und viele andere. Von den alten Fürsten oder Königen von Irland aber sind noch die O'Boyens (Marquis von Thomond (deren Vorfahren noch zu Zeiten K. Heinrichs VIII unabhängig über Thomond herrschten), die Fitzpatrick's (Grafen von Upper Offory), die O'Neill's (Grafen O'Neill), die O'Callaghans (Viscounts Lismore), die Lords Macdonald, die Malone's (Lords Sunderlin), und die Mahon's (Lords Hartland) übrig. Eine erlauchte Abstammung behaupten die Fieldings (Grafen Denbigh), welche ihr Geschlecht von den Grafen von Habsburg (Habsburg - Laufenburg und Rheinfelden, woraus Fielding geworden), und die Courtenay's, Viscounts Courtenay, welche das Ihrige von Ludwig VI, König von Frankreich, ableiten.

Wie eine etwas sorgfältigere Zusammenstellung der Familien, aus welcher sich das Steigen und Fallen der einzelnen, z. B. der Grey's, Neville's und anderer, die einst so nahe am Throne standen, jetzt aber sich unter den übrigen edelen Geschlechtern verlieren, übersehen liesse, eine angenehme Zugabe des vorliegenden Werks seyn würde: so würde auch eine Angabe der Veränderungen, welche einzelne Titel erfahren haben, nicht ohne Nutzen seyn. Es liessen sich dabey gar mancherley Betrachtungen über den Wechsel der menschlichen Dinge anstellen. Northumberland zum Beyspiel, welches einst einem Königreiche den Namen gab, dann eine Grafschaft war, und jetzt einen Herzogstitel abgiebt, ging von der normännischen Eroberung an bis jetzt durch nicht weniger als 21 Veränderungen. Die sechs ersten davon zeigen, wie viel Mühe es dem normännischen Herzog kostete, seine Krone zu befestigen: denn kaum hatte er einen Grafen in Northumberland eingesetzt, als dieser sich entweder gegen ihn auflehnte, oder die Einwohner sich gegen den Grafen empörten. Graf Comyn wurde 1070 in einem Aufstande erschlagen, sein Nachfolger Gospatrick wurde 1072 als Empörer entsetzt, der Folgende, Graf Waltheof, welcher sich in

eine Verschwörung zur Ermordung des Königs eingelassen hatte, 1075 hingerichtet, Walther aus Lothringen, Bischof von Durham, war zwar dem Könige treu, drückte aber das Volk so hart, dass er 1080 ermordet wurde. Von seinem Nachfolger Alberich erzählt man, dass er sich vom Teufel habe äffen lassen, welcher ihm die Herrschaft Graeciens versprochen habe. Er sey auch wirklich nach Griechenland gereist, aber unverrichteter Sache zurückgekommen, wo ihm denn König Heinrich I eine Frau gegeben hätte, durch deren Namen Gracia das trügerische Versprechen des Teufels in Erfüllung gegangen. Die Grafschaft aber war darüber verloren, und einem kriegerischen normannischen Bischof, Gottfried von Coutance, zu Theil worden, von welchem sie 1092 auf seinen Neffen, Robert de Mowbray, kam. Da aber dieser mit in eine Verschwörung gegen Wilhelm II verwickelt war: so verlor er schon 1095 Grafschaft und Freyheit, und jene kam nach seinem Tode an die Familie der Könige von Schottland. Als sie wieder an den König gefallen war, verkaufte sie Richard an den Bischof Hugo de Pudsey von Durham, um Geld zu seinem Zuge nach Palästina zusammenzubringen, nahm sie ihm aber wieder, weil der heilige Mann von den Geldern, welche der Adel zum Lösegeld für den gefangenen König zusammengeschossen, den grössten Theil unterschlagen hatte. Diess war der Letzte, welcher die Grafschaft von Northumberland als Staatsamt inne hatte, und nun blieb sie erledigt, bis 1377 Henrich Percy von König Richard II zum Grafen von Northumberland ernannt wurde. In diesem Hause blieb denn diese Würde bis jetzt, oder kam wenigstens immer wieder an dasselbe zurück. In dem Kriege der Häuser Lancaster und York war sie zwar 1461 an die Neville's gekommen, aber schon 1470 wurde sie den Percy's zurückgegeben, und auch in der Familie Dudley, welche sie unter Heinrich VIII erhalten hatte, blieb sie nur bis zur Enthauptung des bekannten John Dudley, Herzogs von Northumberland, welcher, obgleich nur Sohn eines enthaupteten ungetreuen Finanzbeamten vom geringen Adel, sich bis zur Würde eines Grafen von Warwick und Herzogs von Northumberland erhoben hatte, und für seinen ältesten Sohn die Hand nach der Krone ausstrecken durfte. Auch diessmal kehrte der Titel von Northumberland wieder an seine alten Besitzer, die Percys, zurück, bis diese im J. 1670 mit Josselyn von Percy in männlichen Erben ganz ausstarben. Nun fiel er einem natürlichen Sohne Karls II als Herzog zu; da aber dieser 1716 unbeerbt starb: so ward er dem Gemahl der Enkelin des letzten Percy, dem Herzog Seymour von Somerset, zu Theil, und dessen Erbtochter brachte ihrem Gemahl, Hugo Smithson, den alten Glanz und den Namen der Percy's zu, welchen anzunehmen er vom Parliament ermächtiget wurde.

Es ist oben schon erwähnt worden, dass der Peerstitel nebst den damit verknüpften Gütern immer nur auf den ältesten Sohn oder Seitenerben übergeht. Die jüngeren Söhne haben zwar einen ausgezeichneten Rang in der bürgerlichen Gesellschaft, indem die jüngeren Söhne der Herzöge unmittelbar nach den ältesten Söhnen der Grafen und vor den Viscounts stehen: allein sie gehören dennoch nur zu dem niederen Adel, und ihre Nachkommen verlieren sich ganz in der Masse der Gemeinen. Allein weit entfernt, dass diese Einrichtung der Fortdauer der Familien nachtheilig wäre, so scheint gerade in ihr dasjenige zu liegen, was den englischen Adel in Vergleichung mit dem Adel aller anderen Länder vortheilhaft auszeichnet. Während der älteste Sohn den Glanz des Hauses durch ein reichlicheres Besitzthum und seine Peerswürde aufrecht erhält, verhindert die jüngeren kein Vorurtheil des Standes, irgend eine Beschäftigung zu ergreifen, welche ihrem Talent angemessen ist. Man sieht daher die Seitenverwandten des hohen Adels in allen Classen der Nation; der grösste Theil der jüngeren Söhne aber widmet sich doch denjenigen Ständen, in welchen das Verdienst sich den Weg zu neuen Ehrenstellen und Würden brechen kann, und da hier nicht Geburt, sondern bloss eigene Tüchtigkeit gilt, so kommt in der Regel eine sehr sorgfältige ihrem gewählten Berufe angemessene Erziehung dem Ehrgeize, den die Erinnerung an die Vorfahren weckt, zu Hülfe. Daher sind auch die Fälle nicht selten, dass die Verdienste des jüngeren Bruders ihn bey weitem höher heben, als der ältere durch das Glück der Geburt erhoben worden ist, und die englische Geschichte nennt in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes glänzende Namen solcher jüngeren Söhne. Aus der grossen Zahl derselben heben wir nur einige aus. So war der grosse Staatsmann William Pitt, nachher Graf Chatham, der zweyte Sohn des Baronets Robert Pitt, und unter seinen eigenen Söhnen wiederholte sich dasselbe, da sein jüngerer Sohn William schon im 22 Jahre wieder auf der Stelle stand, wo sein edler Vater geglänzt hatte. Zwey und zwanzig Jahre war er erster Minister, und sorgte für sich so wenig, dass die dankbare Nation ihn auf öffentliche Kosten begraben und seine Schulden bezahlen liess. Eben so war Pitts gleich grosser Gegner, Karl Jakob Fox, der zweyte Sohn des Lord Holland, und dieser, der unter König Georg II im Ministerio war, ebenfalls der jüngere Sohn seines Vaters und Bruder des ersten Grafen von Ilchester. Auch Karl Jakob Fox konnte, da er seine Stelle als Minister der auswärtigen Angelegenheiten niederlegte, im Parliamente sagen: Hier stehe ich, arm wie ich war! — So war auch Spencer Percival, welcher als erster Minister im Jahr 1812 durch einen Meuchelmörder ums Leben kam, der jüngere Bruder des Grafen Egmont; der Lord Oberrichter, William Murray, Graf Mansfield, welchen England für einen seiner grösten Rechtsgelehrten aller Zeiten erklärt, und dessen Name noch jetzt (er starb 1793) mit Ehrfurcht genannt wird, war der jüngere Sohn des Viscount Stormont; der gewesene Grosskanzler von England, Thomas Erskine, Lord Erskine (welcher diese Würde keinesweges durch die Vortheile seiner Geburt und Familienverbindung erlangte, denn als eines der eifrigsten Mitglieder der Opposition, und vornehmlich als Vertheidiger des heftigen Republica-

ners Thomas Paine, war er lange Zeit dem Ministerio verhaſst), iſt der dritte Sohn des Grafen von Buchan, und um dieſe Reihe, welche ſehr verlängert werden könnte, mit einem recht erlauchten Beyſpiele zu ſchlieſsen, auch der treffliche *Wellington*, der Fabius unſerer Zeit, iſt der jüngere Sohn des Grafen von Mornington. So vereinigt die Reihe der jüngeren Söhne aus den edeln Geſchlechtern Alles in ſich, was Groſsbritannien Groſses und Ausgezeichnetes hervorgebracht hat.

Durch dieſe Einrichtung werden ſehr groſse Vortheile, ſowohl für das gemeine Weſen, als auch für den Stand der Vornehmen ſelbſt, erreicht. Es wird ein allzugroſses Anwachſen des höheren Adels verhütet, welches den Werth deſſelben immer nothwendiger Weiſe vermindern muſs, und die Zahl derer, welche dieſen Stand ausmachen, kann nicht durch die Ausbreitung der Geſchlechter, ſondern nur durch den Hinzutritt neuer Mitglieder nach dem Gutbefinden des Regenten vermehrt werden. Der Geiſt, welcher dieſen Stand belebt, kann auch nicht auf eine ſchädliche Abſonderung von dem gröſseren Theile des Volkes gerichtet ſeyn, da auch die vornehmſten Familien durch ihre jüngeren, unter der gemeinen *Gentry* befindlichen Zweige mit derſelben verknüpft bleiben. Die Fälle ſind nicht unerhört, daſs dieſe Seitenlinien im Laufe der Zeiten ſich bis in die Claſſe der Handwerker verlieren; durch Andere aber, welche ſich auf der Höhe zu halten wiſſen, wird auch die Stelle der erlöſchenden Geſchlechter auf das Natürlichſte und Schicklichſte ergänzt. Wie viel zweckmäſsiger iſt aber nicht dieſe Einrichtung, als die ehemalige deutſche oder franzöſiſche, nach welcher den jüngeren Söhnen der alten Familien nichts übrig blieb, als die Kirche oder die Armee, und in beiden meiſtens ein eheloſes Leben, und jetzt, da die Domſtifter eingegangen ſind, und die Noth gelehrt hat, in den Heeren weniger nach der Geburt, als nach der Tüchtigkeit zu fragen, nur der Glanz eines vornehmen Namens ohne die Mittel, ſich ihm gemäſs zu halten! Das gemeine Weſen aber gewinnt eine groſse Anzahl Männer, welche nicht in der Jugend durch die Sorge des kümmerlichen Erwerbens zu Boden gedrückt ſind, und da ſie keinen Anſpruch machen können, als in ſoweit ſie vor den Augen des Volkes, im Parliamente, in den Gerichtshöfen, in dem Heere, oder in der Marine, ihre Fähigkeit erweiſen, ſich ſehr ſorgfältig und durch die koſtbarſten Hülfsmittel zu dem öffentlichen Dienſte vorzubereiten pflegen.

Wenn ſchon durch dieſe Haltung des hohen engliſchen Adels die Kluft, welche ihn von den Gemeinen trennt, nicht ſo ſcharf iſt, daſs ſie eine feindliche Spannung hervorbringen könnte: ſo wird durch die ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe des Adels die innere Eintracht und das Zuſammenhalten der Nation noch mehr befördert. Die Privilegien der Peers werden S. XLVI angegeben; es iſt aber mehr von denen zu ſagen, welche ſie in Vergleich mit anderen Ländern *nicht* haben, als von denen, welche die Verfaſſung ihnen zugeſtanden hat.

Erſtlich iſt von einer Freyheit von *Abgaben* ſchon gar nicht die Rede. Die Grundſteuer iſt in ſo frühen Zeiten angelegt worden, wo auch bey uns es noch keinem ritterſchaftlichen Corpus einfiel, ſich derſelben, die ihrem erſten Zweck nach eine Vermögensſteuer ſeyn ſollte, zu entziehen. Auch hat man in Groſsbritannien nie daran gedacht, dieſe Laſt auf den Stand der gutsherrlichen Unterthanen allein zu legen, weil in England gerade das umgekehrte, und zwar ein der Natur gemäſseres Verhältniſs eintrat. Bey uns nämlich bewilligte im Durchſchnitt der von der Steuer freye Ritter dasjenige, was Andere zahlen ſollten: in England hingegen wurde die Verwilligung der öffentlichen Abgaben gar frühzeitig das ausſchlieſsliche Recht des Unterhauſes, das iſt der Deputirten der Grundeigenthümer (*Freeholders*) und der Städte. An allen anderen Staatsauflagen trägt der Adel ſeinen Theil ſo gut wie jeder Andere, und es kann ihn alſo in keinem Falle der Vorwurf, oder auch nur der Verdacht treffen, daſs er auf Unkoſten Anderer nachgiebig geweſen ſey.

(*Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.*)

K L E I N E   S C H R I F T E N.

Erbauungsschriften. *Altona*, b. Hammerich: *Gedächtniſspredigt nach dem Tode des Durchlaucht. Fürſten Friedrich Chriſtian, Herzogs zu Schleswig - Holſtein - Sonderburg* — gehalten von *F. H. Germar*, fürſtl. Hofprediger und Lehrer der Prinzen. 1814. 35 S. 8.

Die Rede ward über Sprichw. Sal. 10, 7 gehalten, und hat das Thema: *was wir zu thun haben, daſs das Andenken unſeres vollendeten Fürſten bey uns im Segen bleibe;* worauf geantwortet wird: 1) wir müſſen es zu einem fortdauernden Gegenſtande unſerer Achtung und Dankbarkeit; 2) wir müſſen es auch ſegensreich für uns machen. Dieſe Art der Dispoſition iſt verfehlt; die Theile muſsten in der Form der Frage aufgeſtellt werden, ſonſt lautet die Antwort gerade ſo wie die im Thema enthaltene Frage. Auch iſt der gewählte Ausdruck: „*was wir zu thun haben*" und „*der fortdauernde Gegenſtand*" u. ſ. w. theils weitſchweifig, theils ſteif. — Übrigens ſagt der Redner von dem Fürſten, welchen er parentirt, viel Rühmliches, und der einfache, herzliche Ton, worin dieſs geſchieht, zeigt davon, daſs es nicht Schmeicheley iſt.

g. h.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1815.

GESCHICHTE.

London, b. Rivington u. A.: *The Peerage of the united Kingdom of Great Britain and Ireland.* The ninth edition, considerably improved. By *John Debrett* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Zweytens, *vor dem Gesetz* sind Peers und Gemeine durchaus *gleich*, und der höchste Rang schützt nicht gegen das Schwerd der Gerechtigkeit. Wir haben gesehen, mit welchem Ernst und unerbittlicher Strenge die Anschuldigung gegen ein Mitglied der königlichen Familie, dass er als höchster Befehlshaber der Armee Unterschleife und Missbräuche verstattet habe, im Parliamente untersucht wurde, und der Engländer wird noch lange Zeit diese Untersuchung als einen Triumph seiner Verfassung mit Stolz anführen. Auch in gegenwärtigem Buche ist sie keinesweges übergangen. Zwar haben die Peers das Vorrecht, in Criminalfällen nur von ihres Gleichen gerichtet zu werden; allein diess hat im Grunde jeder Engländer, und man kann dem Oberhause nicht nachsagen, dass es zu Gunsten seiner Mitglieder den Arm der Gerechtigkeit lähmte. Gerade gegen Höhere ist das Gesetz unerbittlicher, wie erst kürzlich die wirklich harte Bestrafung des Admirals Cochrane gezeigt hat. So büssten vor 10 bis 15 Jahren zwey Generale die Grausamkeiten, die sie in den Kolonieen in einem einzigen Falle begangen hatten, mit dem Strange, und im J. 1760 endigte der Graf Ferrars sein Leben auf dem Schaffot, weil er in einem Anfall heftiges Zornes seinen Verwalter erschossen hatte. Selbst die hohe Würde eines Grosskanzlers konnte ihren Inhaber nicht gegen Bestrafung schützen, wie das Beyspiel des Grosskanzlers Thomas Parker, Grafen von Macclesfield beweist, welcher im J. 1724 vom Unterhause wegen verschiedener Amtsvergehungen zur Rechenschaft gezogen und verurtheilt wurde, sein Amt niederzulegen, und 30000 Pf. St. Strafe zu bezahlen. Wahrlich dieser Ernst einer für alle gleichen Gerechtigkeit könnte allein viele Mängel der Verfassung bedecken, er allein hält die Sitten aufrecht, und weckt in der Brust eines Jeden Liebe zum Vaterlande und Anhänglichkeit an die Verfassung. Die Schlaffheit, welche in anderen Ländern eingerissen ist, muss zuerst abgethan werden, wenn auch die Hälfte der Staatsbeamten darüber zu Grunde gehen sollte; sonst können uns schöne Reden von deutschem Sinn und Eintracht und anderen öffentlichen Tugenden zu gar nichts helfen.

Drittens hat der brittische Adel durchaus *kein vorzügliches Recht auf Ämter* und Ehrenstellen im Staate. Zwar wird es dem jungen Manne, dessen Verwandte bereits in ansehnlichen Würden stehen, leichter als einem Anderen werden, sich Bahn zu machen; allein davon ist hier nicht die Rede. Es giebt keine Würde im Reiche, vom Grosskanzler an, welcher allen Peers des Reiches vorgeht, und der geborene Präsident des Hauses der Lords ist, bis zu dem untersten müssigen Amte (den berüchtigten *sine Cure's*), zu welcher adliche Geburt erfodert würde. Jedes Verdienst muss bey der Öffentlichkeit der Gerichts- und Parliaments-Verhandlungen erkannt werden, und findet sowohl seinen Wirkungskreis als auch seinen Lohn. Nur in der Landarmee besteht vielleicht der grössere Theil der Officiere aus Söhnen der edeln Geschlechter, in der Marine schon weniger. Der berühmte Lord Anson war von geringer Herkunft, Nelson eines Predigers Sohn, Graf St. Vincent (vorher Admiral Jervis) der Sohn eines Advocaten, die Brüder Alexander Hood Viscount Hood, und Samuel Hood Viscount Bridport, Söhne eines blossen Gutsbesitzers. Der gewöhnlichste Weg, auf welchem sich das Talent zu dem höheren Stande erhebt, ist indessen doch das Parliament und die Gerichtshöfe. Jenen können nur wohlhabende Männer erwählen, da schon ein ziemlich ansehnliches Einkommen erfodert wird, um wählbar zu seyn. Dagegen führt er auch früher zu Ansehen und einträglichen Stellen, weil es jedem Mitgliede des Parliaments, welches sich durch Kenntniss, richtiges Urtheil und Rednergabe auszeichnet, leicht wird, wichtige Ämter zu erlangen. Der Weg durch die Gerichtshöfe ist dagegen langsamer und mühevoller, aber der Stand eines Advocaten auch eben so geehrt, als mit reichlichem Erwerb verbunden. Aus den geschätztesten Advocaten werden die königlichen Anwälde und die Richter, aus diesen die Präsidenten der 3 höchsten Gerichte (*Kings-bench, Common-pleas* und *Enchequer*) ausgewählt und die letzteren gewöhnlich zu Peers erhoben. Wenn man die Reihe der englischen Grosskanzler durchgeht: so finden sich bey weitem mehrere, welche die Erhebung zu dieser Würde ihrem Verdienst, als welche sie der Geburt und ihren Verbindungen zu danken hätten. Auch der jetzige Grosskanzler Scott, Lord Eldon, ist der Sohn eines blossen Kaufmannes aus Newcastle; der vorige Oberrichter Lord Kenyon, und der jetzige, Lord Ellenborough, bahnten sich ganz allein durch lange ausgezeichnete Dienste als Sachwalter den Weg zu ihren hohen Stellen. Dagegen war zwar Kenyon's Vorgänger, der verstorbene Graf

Mansfield, aus einer vornehmen Familie; von dem, was er als Sachwalter und Richter leiftete, mag aber das einen Beweis abgeben, dafs, als er im J. 1745 die Anklage gegen die Theilnehmer des letzten ftuartifchen Unternehmens zu führen hatte, einer davon, Lord Lovat, öffentlich fagte, er höre ihm mit Vergnügen zu, ob er gleich gegen fein Leben fpräche. So nimmt der Stand der Vornehmen nach und nach die Beften des Volkes unter fich auf, und obgleich in England auf die Herkunft von edeln Vorfahren ein eben fo grofser Werth gefetzt wird, als in anderen Ländern: fo ift doch die Würde der Peers Jedem erreichbar, der fich ihrer würdig bezeigt.

Alle wirklichen Vorrechte des hohen Adels befchränken fich demnach darauf, dafs fie als geborene Räthe des Königs in bürgerlichen Sachen nicht ins Gefängnifs gefetzt werden können, welches die Mitglieder des Unterhaufes während der Verfammlung des Parliaments mit ihnen theilen; dafs fie bey den Gerichtstagen in den Graffchaften und bey dem Aufgebot der Sheriffs (*Poffe comitatus* genannt) nicht zu erfcheinen brauchen; und dafs, vermöge des Gefetzes *Scandalum magnatum*, eine ihnen wiederfahrene Beleidigung oder üble Nachrede, wenn auch deren Wahrheit erwiefen würde, mit willkührlicher Geldftrafe gebüfst, bis zu deren Erlegung aber der Urheber im Gefängniffe gehalten werden foll. Sonft erftreckte fich die Befreyung von perfönlicher Haft auch auf die Hausgenoffen der Lords und Parliamentsglieder, wurde aber im J. 1770 vornehmlich durch die Beredfamkeit des mehrerwähnten berühmten Grafen Mansfield von beiden Häufern aufgehoben.

Ihr wichtigftes Recht bleibt immer der Antheil, welchen fie an der Verwaltung des gemeinen Wefens als erbliche Räthe des Königes, als ein erweiterter Staatsrath, deffen Mitglieder aus den Häuptern der edeln Familien beftehen, im Oberhaufe des Parliaments zu nehmen haben. Sie find zugleich der oberfte Gerichtshof des Reichs, von deffen Ausfprüchen keine Appellation Statt findet: doch ift ihre Gerichtsbarkeit auf gewiffe Perfonen und Fälle befchränkt. Kein ausdrückliches Gefetz beftimmt die Grenzen ihrer Befugniffe: daher man zu fagen pflegt, es gebe in England drey Dinge, deren Ausdehnung unbekannt fey, die Vorrechte der Krone, die Freyheiten des Volkes und die Befugniffe des Parliaments. Auch hierin zeigt fich die Einrichtung, dafs der eigentliche Adel, die *Nobility*, nur aus den Häuptern der edeln Gefchlechter befteht, als vortrefflich. Denn da vermöge diefer Einrichtung alle Seitenverwandten zu den Gemeinen gehören: fo hat dem Stande der Lords nie einfallen können, die Verwaltung der öffentlichen Gefchäfte fich ausfchliefslich zuzueignen, weil alle ihre Verwandten, welche fie dazu hätten berufen müffen, fich in der Claffe des gebildeten Bürgerftandes, der *Gentry*, befinden.

Auch in diefen Verhältniffen wiederholt fich die Trennung, welche man in der Gerichtsverfaffung der brittifchen Infeln und faft in allen Zweigen des öffentlichen Dienftes gewahr wird, dafs nämlich die That-Ausmittelung und Feftftellung der Thatfachen, auf welche das Gefetz angewendet werden foll, der Unterfatz eines Schluffes, nicht von denjenigen Perfonen vorgenommen werden darf, welche über das Verhältnifs der feftgeftellten Thatfachen zum Gefetz entfcheiden, die Schlufsfolge ziehen follen. Dem Haufe der Gemeinen kommt es zu, jede Pflichtwidrigkeit, die von öffentlichen Beamten des höheren Ranges begangen werden könnte, zu unterfuchen, und die Beweife der Thatfachen zu fammeln; dem Haufe der Lords gebührt es alsdann, auszufprechen, was Recht ift. Eben dadurch aber wird auf der einen Seite die ftrenge unparteyifche Verfolgung jedes Amtsvergehens möglich, auf der anderen aber verhindert, dafs die Anklagen im Unterhaufe nicht eine revolutionäre Richtung nehmen, und der Angefchuldigte dem wilden Treiben einer Faction zum Opfer falle.

Doch es ift hier nicht der Ort, weiter in Dinge einzugehen, welche das wefentliche Verhältnifs des Adels, oder des erblichen Standes der Vornehmen zu dem Stande der Gemeinen nicht unmittelbar betreffen. Hieher gehört aber vornehmlich der Vortheil, welchen das gemeine Wefen davon hat, dafs das dem menfchlichen Herzen eingeprägte Beftreben, zu beffern und ändern, durch die einer erblichen Rathsverfammlung natürliche Kraft der Trägheit in Schranken gehalten wird. Die Staatsbeamten, fo wie die Mitglieder des Unterhaufes, find abhängig von fremder Willkühr und Wahl, und der Ehrgeiz kann fie verführen, Neuerungen und Bewegungen anzufangen, in welchen fie die Ausficht haben, fowohl höhere Staatsämter als auch wohl gar bleibende Gewalt und Einflufs als Volksführer zu erhalten. Wenn diefer Tummelplatz den Leidenfchaften und der Ehrfucht einmal geöffnet ift: fo ift alles Bemühen, ihnen Schranken zu fetzen, fruchtlos, und nur ein angefehener Stand erblicher Staatsbeamten ift das Gegenmittel. Vielleicht wären die Unruhen, unter welchen Karl I das Leben verlor, nicht fo weit gediehen, wenn nicht der alte Adel, in den Kriegen der Häufer Lancafter und York, in den häufigen Verfchwörungen gegen Heinrich VII und durch die tyrannifchen Launen Heinrichs VIII einen grofsen Theil feiner Mitglieder, feiner Güter, und nachdem auch durch die Aufhebung der Klöfter die Zahl der Lords um 17 geiftliche Mitglieder (Äbte und Prioren) vermindert worden war, feine ganze Haltung verloren gehabt hätte. Auch die franzöfifche Revolution würde nicht den für Europa verderblichen Gang haben nehmen können, wenn nicht die Zahl der eigentlichen Pairs des Reichs zu klein, im Übrigen aber die Maffe des Adels zu grofs und durch die Steuerfreyheit des Adels und der Geiftlichkeit für feine Perfonen und Güter, fo wie durch die Anfprüche deffelben auf ausfchliefslichen Befitz der einträglichften oder angefehenften Stellen, die Verhältniffe der beiden privilegirten Stände zu dem dritten wahrhaft feindfelig gewefen wären.

Es hat Rec. gefchienen, als ob diefe Unterfuchungen gerade in unferen Tagen recht oft und von allen Seiten zur Sprache gebracht werden müfsten. Unbefangener kann diefs wohl nicht gefchehen, als wenn man die Verhältniffe eines Geburtsadels näher

beleuchtet, welcher an Alter, Glanz und Gefühl seiner Würde schwerlich einem in Europa weicht, und doch von seinen Mitbürgern als Stand weder gefürchtet noch beneidet wird. Zwar ist es auch ein von Montesquieu aufgebrachtes Vorurtheil, dass alle Staatseinrichtungen Englands so genau mit den Eigenheiten seiner physischen und politischen Lage verknüpft seyen, dass sich nichts davon trennen noch anderwärts nachahmen lasse; allein gut ist es wenigstens, sich bey so wichtigen, das öffentliche Leben so von allen Seiten berührenden Dingen über das zu verständigen, was darin wesentlich oder nur zufällig ist, und die sehr ehrenvolle und glückliche Lage des grossbritannischen Adels kann den Vornehmen anderer Länder zeigen, welche Ansprüche sie vielleicht mit wahrem Gewinn aufgeben könnten.

Nach den weltlichen Peers folgen die geistlichen von England und Irland (Schottland hat bekanntlich keine Bischöfe), obgleich die Erzbischöfe allen Peers vorgehen (der Erzbischof von Canterbury ist im Range der erste Peer, der Grosskanzler der zweyte, der Erzbischof von York der dritte), und die 24 Bischöfe im Range zwischen den Viscounts und Baronen stehen. Auch in diesem Verzeichnisse der hohen Geistlichkeit ist das Verhältniss der edeln Geschlechter zu den Gemeinen wahzunehmen. Nur die beiden Erzbischöfe von England und 4 Bischöfe, dann von den 4 irischen Erzbischöfen die drey von Armagh, Cashel und Tuam, und 9 Bischöfe von 19 sind aus den Familien des Adels genommen, also nicht viel über den dritten Theil. Der Älteste im Amte aus diesem ehrwürdigen Corps ist der Bischof von Durham, welcher die bischöfliche Würde schon im J. 1769 als Bischof von Llandaff erhielt.

Die äusseren Ehrenrechte der Peers sind in England auch gewissermassen geringer als in anderen Ländern; aber da überhaupt in Grossbritannien alle Stände treuer an den Gebräuchen der Vorfahren gehalten haben, und der höchste Amtstitel der Minister und königl. Geheimen Räthe das alte: Sehr ehrenwerth (*Right honourable*), geblieben ist: so finden sich die Herzöge und Erzbischöfe durch den Titel *Ihre Gnaden*, welchen sie ausschliesslich erhalten, eben so ausgezeichnet als anderwärts durch viel höhere. Die Herzöge und Marquis haben im Kanzleystil den *fürstlichen* Titel, und die Herzöge, Marquis, Grafen und Viscounts werden vom Könige *Vettern* genannt, aber mit genauen Unterscheidungen. Die Herzöge sind nämlich sehr getreue und sehr vollkommen geliebte, die Marquis — vollkommen geliebte, die Grafen — sehr viel geliebte und die Viscounts — viel geliebte Vettern, die Barone müssen sich mit der Anrede: Sehr getreuer und vielgeliebter, begnügen lassen.

Diese Sparsamkeit mit Titeln und äusseren Ehrenzeichen, welche überhaupt im brittischen Nationalcharakter zu liegen scheint, und welche die vorhandenen in einem desto grösseren Werthe erhält, ist auch in dem Verzeichnisse der Ritter der königl. Orden zu erkennen. Der Orden des Hosenbandes zählte im März 1814 ausser den Mitgliedern der königl. Familie nur zwey auswärtige Regenten, den Kurfürsten von Hessen-Cassel und den Kaiser von Russland, und die statutenmässigen 25 Ritter. Der schottische Distel-Orden hat nur 12, der 1783 gestiftete irländische Orden des heil. Patrick 13 Mitglieder. Nicht einmal alle Herzöge sind mit einem dieser 3 Orden geziert, nur ein Viscount und kein einziger Baron. Der Bath-Orden dagegen ist zwar etwas häufiger, und wurde bisher als Belohnung für jedes ausgezeichnete Verdienst, auch ein bloss gelehrtes (wodurch ihn der Baronet Sir Joseph Banks erwarb), vergeben; aber dennoch hatte auch er bisher nur 48 ordentliche und 12 überzählige Ritter. Es steht dahin, ob die in diesem Jahre beschlossene Erweiterung dieses Ordens, bey welcher sogar etwas von der französischen Ehrenlegion scheint zum Vorbilde genommen zu seyn, dem Geiste der Nation angemessen seyn wird. Nach dieser neuen Einrichtung hat der Orden drey Classen: 1) *Ritter*, in ungemessener Zahl; 2) 180 *Commandeurs*, wozu nur Oberstlieutenants in der Armee und Postcapitäns gelangen können; 3) 72 *Grosskreuze*, welche wenigstens Generalmajors oder Contreadmirals seyn müssen. Die Grosskreuze sollen bey dem Ordenszeichen noch einen Lorbeerzweig mit der Devise des Prinzen Regenten (*Ich dien*) führen. Freylich reicht auch diese Zahl noch bey weitem nicht an die Verschwendung, welche mit der französischen Ehrenlegion getrieben wurde.

Den Beschluss machen die Namen der brittischen Unterthanen, welche auswärtige Orden erhalten haben. Auch ihrer ist nur eine geringe Zahl. Der türkische Orden vom halben Mond, und der portugiesische vom Thurm und Schwerd haben die meisten, jener 18, dieser 36 englische Ritter. Eine geringere Classe vom halben Mond wurde nach der Vertreibung der Franzosen aus Ägypten an 600 brittische Officiers vergeben. Eine Sonderbarkeit ist es, dass auch eine Maltheserin dabey vorkommt, die nun verstorbene Lady Emma Hamilton, des berühmten Nelson vieljährige Freundin. Die nächste Ausgabe dieses Werkes wird auch eine ansehnliche Vermehrung dieser Mitglieder auswärtiger Orden enthalten.

K. E. S.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im Landes-Industriecomptoir: *Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen*, zur Erweiterung der Erdkunde nach einem systematischen Plane bearbeitet, und in Verbindung mit einigen Gelehrten gesammelt und herausgegeben von *M. C. Sprengel*, fortgesetzt von *J. T. Ehrmann*. XLVI Band mit 2 Charten. 1812. 168 u. 324 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Auch unter dem Titel:

Neueste Beyträge zur Kunde von Madagaskar, mit einer Charte, 168 S., und *Le Dru's Reise nach den Inseln Teneriffa, Trinidad, St. Thomas, St. Crux und Porto rico*, mit einer Charte, 324 S. 8.

Es scheint fast räthselhaft, warum nicht nur diese Insel von fast 10,000 Q. Meilen, nach Neuholland und Borneo die dritte grösste Insel der Erde, von ausgezeichneter Fruchtbarkeit, von einer vortrefflichen Lage, zwischen Afrika und Ostindien, wo alle indischen Früchte, und selbst die Gewürze von den Molukken gedeihen, und wo ein nicht mehr wildes Volk wohnt, das allen

Nachrichten zufolge für Handelsverbindungen nicht unempfänglich seyn würde, nicht nur bey allen Notizen, die uns Flacourt, Soucha de Rennefort, Dubois, Carpeau du Saussai und Abbe Rochon hierüber mittheilten, im Ganzen noch unbekannt blieb, sondern warum man nach den verunglückten Niederlassungen nicht neue versuchte, da doch mit einer grofsen Macht, mit Klugheit und Vorsicht ein Plan zur Anlegung eines Etablissements eben so leicht auszuführen, als das angelegte Etablissement mit gleicher Klugheit, Mäfsigkeit und Ausdauer zu erhalten ist, und die begangenen Fehler dazu dienen können, wenigstens die alten zu vermeiden. Die französische Kolonie ging aus Härte des Gouverneurs zu Grunde; Benjowskis Unternehmung scheiterte am Eigensinn des Unternehmens und an der Wahl des Locals, und seit dieser Zeit ist nichts Ernstliches versucht worden. Die Insel könnte für keine Nation wichtiger als für Frankreich werden, da sie seinen Entbehrungen in Fülle entsprechen, und in der Lage, die sie hat, seine Verwendungen reichlich belohnen würde. Die politischen Ereignisse, wodurch Frankreich mehr auf sein Inneres und auf den Continent von Europa beschränkt wurde, scheinen seine Blicke davon weggewandt zu haben, ohne defswegen dem Interesse für dieselbe ganz zu entsagen. Jeder Beytrag, der daher zur näheren Kunde dieser im Ganzen noch unbekannten Insel geliefert wird, mufs uns werth seyn, und das privilegirte Landes-Industriecomptoir verdient den Dank des Publicums, die, wenn gleich an Umfang nicht grofsen und am Inhalte nicht besonders lehrreichen, doch als ergänzendes Mittel schätzbaren Abhandlungen aus *Malte-Bruns Annales des Voyages* zusammengestellt, und in einer guten Übersetzung mitgetheilt zu haben. Die vier Abhandlungen sind: 1) *Du Maines Übersicht der Westküste von Madagaskar*, 2) Desselben *Reise nach dem Lande Ankanc* (Ankaye), 3) *über die St. Augustinsbay auf der Westseite der Insel Ma von Cap Martin*, 4) *J. B. Fressangs Reise nach M. Du Maine* hatte schon 1792 durch einen kurzen, nachher durch den weitläuftigen, hier vorliegenden Bericht die franz. Administratoren in Stand gesetzt, den Nutzen einzusehen, den sie von dem bis daher unbekannten und wegen Hafs gegen alle Fremden unzugänglichen Lande oder vielmehr Königreiche der Seklaven ziehen konnten. Dieses Königreich, das ansehnlichste auf der Insel, durchschneidet sie in einer unvollkommenen Diagonale, die gegen 6 Tagereisen weit in W. des Hafens von Mandabar über die Ostküste bis an den Fl. Murundava oder Menabe unter 20° S. B. hinläuft. Eine Niederlassung westlich von M., gleichviel wo, aber besonders im N., würde den Verkehr mit den verschiedenen Inseln im Kanale von Mozambik, die Ausbreitung des Handels in Menabe und bey den südlichen Völkern gründen und erleichtern, und eine Niederlassung zu Sufia oder Mazambe den Handel mit Rindvieh eröffnen. Der Handel nach Muzangaye ist lebhaft, und bietet reiche Hülfsquellen und eine sichere Fahrt an. *Du Maine* beschreibt die Orte, die er von Schalava bis Sifaye, dem letzten Dorfe, das die Seklaven in dieser Gegend besitzen, durchreiste, nur kurz und mit Hinsicht auf den obigen Gesichtspunct. Die Hütten sind schlecht, weil die Wohnplätze theils aus Aberglauben, theils wegen Überschwemmung oft geändert werden. Die Menge von Krokodilen macht die Flüsse und Teiche fischleer; dagegen giebt es Papageyen, Perlhühner, Rebhühner, Wachteln, Turteltauben in Überflufs. Von den Kunstfertigkeiten der Seklaven erfährt man wenig, von ihrer Verfassung und Religion gar nichts. Nach dem Lande Ankaye ging er den 8 Junius 1790 in Begleitung zweyer Beamten und eines Dollmetschers, dann 73 Schwarzen (*Marmittes*), und kam den 20 Sept. zurück. Die Nachrichten beschränken sich nicht auf Ankaye allein, sondern auch auf das Königreich Hankove, und auf die Landschaft Antsianak. Die Einwohner von Hankove sind gewerbfleifsig bey schlechtem Boden, pflanzen Baumwolle, graben Eisenbergwerke, verfertigen Eisen, sogar Pulver ohne Schwefel, sie sind verschmitzt, und betrügerisch, besonders im Sclavenhandel, wobey sie die gröfsten Abscheulichkeiten begehen, während die Einwohner von Ankaye aus zu grofsem Hange zum Aberglauben träge sind. Bey letzteren kommt eine Art von Ordalien mit dem Verschlucken des Tanquins (Gift) vor. Es ist ein schwarzer, mit krausen, und ein olivenbrauner Schlag Einwohner mit schlichten Haaren; und *Du Maine* vermuthet nicht ohne Grund, was Andere schon vermuthet haben, dafs die Insel Madagaskar lange vor Ankunft der Araber wenigstens zwey verschiedene Kolonistenstämme (von afrikanischem und malaiischem oder asiatischem Ursprunge) erhalten habe. Die Landschaft Antsianak ist von den Europäern oft, getäuscht durch die Gebirge, mit Ankaye verwechselt. Sie enthält als Ebene 25 Meilen im Umkreise. Der Vf. räth noch an, durch den Bluteid das Vertrauen im Handel zu verbreiten. Ein Tropfen Bluts wird aus der Magenhöhle genommen, den man mittelst eines unmerklichen Einschnittes erhält. Der Vf. hat wenigstens 20 Blutgelübde gethan. Der Vf. von No. 3, *Cap Martin*, Mitglied der Nacheiferungsgesellschaft zu Isle de France, hatte Gelegenheit, sich von dem Mangel an genauen Planen von der Bucht bey Anwesenheit der Division des Generals Linois zu überzeugen. Die Rhede liegt unter 23° 23' S. B. und 41° 34' O. L. Das Einlaufen in die Bay (am Umfange zwey Stunden) ist bey Umseglung des Zeltfelsens im S., und der grofsen Spitze in N. O. und halb O. leicht; nur ein einziges Riff wird bey schlechtem Wetter unsichtbar. Die Menschen dieser Gegend sind wohlgebaut, kraftvoll, stolz auf Gröfse, geneigt für Erlernung der englischen Sprache, in beständige Kriege verwickelt, von Jagd und Fischerey lebend, zum Theil zur Erleichterung des Verkehrs an dem Gestade in Strauchhütten, sonst in künstlichen Schilfhütten, die 4 F. hoch, 7—8 Fufs lang sind, wohnend, ohne besondere Vorliebe zu Geld, mit desto gröfserer für Flinten; ohne Mulatten, obgleich bey so leichter Verbindung der Weiber mit Europäern, dafs Töchter von den Ältern angeboten werden, oder sie sich selbst ekelhaft anbieten. Die 4te Abhandlung ist aus dem XXVII B. der allgemeinen geogr. Ephemeriden übertragen. Die Übersetzung von *Le Dru* ist fehlerfreyer, als die *v. zimmermannische*. Die Charten sind als Hülfsmittel nicht ohne Werth, obgleich mehrere Orte anders im Contexte als auf der Charte geschrieben sind.

H. P. E.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1815.

MATHEMATIK.

DÜSSELDORF, b. Schreiner: *Vollständiges Handbuch der angewandten Geometrie*, für Feldmesser, Landmesser, Oberlandmesser, Markscheider, Forstbeamte, wie auch zum Selbstunterrichte und für Schulen. Herausgegeben von Dr. *J. F. Benzenberg*. Mit 12 Kupfern und 239 Holzschnitten. 1813. XXX und 574 S. 8. Und einige Tafeln. (4 Rthlr.)

Der Vf. theilt in der Einleitung nicht nur den Plan seines Werkes mit, sondern giebt auch die Gründe an, welche ihn bestimmten, zu den vielen Büchern, die eben den Gegenstand behandeln, noch ein neues hinzuzufügen. Wir werden hievon Einiges hier anführen, um sogleich unsere Leser auf den richtigen Standpunct zu stellen, von welchem aus das Buch beurtheilt werden muss, und zugleich zu zeigen, was das Eigenthümliche in der Darstellung des Vfs. sey. Es wird sich daraus schon von selbst ergeben, dass der Vf. sich einen sehr bestimmten, und von dem Gewöhnlichen sehr verschiedenen Zweck zu erreichen vorsetzte, und wir werden in der Folge sehen, dass er fast überall diesem Zwecke vollkommen Genüge geleistet hat.

Bey der von der damaligen Regierung des Grossherzogthums Berg angeordneten allgemeinen Landes-Vermessung fühlte man das Bedürfniss, für die drey Classen von Geometern, die angestellt werden mussten, angemessene Lehrbücher zu haben, und Hr. *B.* entschloss sich daher, eine kurze, nur die Elementarkenntnisse enthaltende Anleitung für die Feldmesser, ein etwas tiefer gehendes Lehrbuch für die Landmesser, und dann ein drittes Buch zu schreiben, welches alle Kenntnisse umfasste, die man von dem Oberlandmesser oder Trigonometer fodert. Die beiden ersten sind in unseren Blättern schon angezeigt; das dritte ist das jetzt vor uns liegende, welchem nun noch ein viertes folgen soll, das dem Geographen, der von ganzen Reichen Charten entwirft, bestimmt ist. In dieser Beschränkung des Zweckes, den jedes einzelne dieser Bücher erreichen soll, liegt indess noch nicht das Wesentlichste, welches wir vorhin als sehr verschieden vom Gewöhnlichen angedeutet haben. Dieses liegt vielmehr in der Art der Darstellung. Wenn Jemand sagte, er wolle eine populäre Algebra, Analysis, Geometrie und Trigonometrie schreiben, eine Analysis, worin wenig gerechnet wird, worin man die Sprache des täglichen Lebens redet: so würde man ein solches Unternehmen vielleicht kaum für ausführbar halten, oder wenigstens glauben, es werde hier mit unerträglicher Weitschweifigkeit, und am Ende doch nur oberflächlich das gelehrt werden, was man gründlicher, kürzer und besser aus unseren gewöhnlichen Lehrbüchern lerne. Aber dennoch ist es dieses, was der Vf. sich hier vorsetzte, und was er, nach unserer Meinung, so gut ausgeführt hat, dass man ihm weder Oberflächlickeit noch Weitschweifigkeit zur Last legen kann, und dass Rec. wenigstens bekennen muss, kein Buch zu kennen, das jenen bestimmten Zweck, die mathematischen Wissenschaften populär, und dennoch gründlich und tief eindringend zu lehren, besser erfüllte. Das Buch hat daher ganz bestimmt einen grossen Werth für alle diejenigen, welche mit den Kenntnissen ausgerüstet, die der Vf. in den beiden früheren Büchern vorträgt, Analysis, Trigonometrie, und dann die wichtigeren Operationen der praktischen Messkunst lernen wollen.

Nur eine Bedenklichkeit ist Rec. aufgestossen, nämlich die, ob nicht derjenige, welcher der Mathematik wirklich bey seinen praktischen Arbeiten bedarf, etwas mehr Übung im wirklichen Rechnen, also auch etwas mehr Kenntniss der Formeln bedürfe, als er hier findet. Das Wichtigste ist unstreitig hier geschehen, das Verständniss ist ihm aufgeschlossen, und über keine der Lehren, auf welche sich das Buch erstreckt (und das sind in der That fast alle eigentlich für ihn nothwendigen), kann ihm leicht eine Dunkelheit übrig bleiben; aber wird er sich nicht immer noch etwas fremd in der mathematischen Sprache fühlen, wird es ihm nicht schwer werden, andere Bücher, deren er doch gelegentlich bedarf, zu lesen? u. s. w. Indess, wenn auch Rec. in diesen Zweifeln Recht hat: so beziehen sie sich doch nur auf den, der seine Kenntnisse in einem eigentlich mathematischen Fache benutzen soll; sie beziehen sich gar nicht auf den, welcher auf Schulen bloss zur Ausbildung des Verstandes, und um gründliche Ansichten von den mathematischen Lehren zu haben, dieses Buch liest oder erklären hört. Dieser muss hier volle Befriedigung, und vielleicht die schönste Aufmunterung, um einst weiter zu gehen, finden; aber auch jener kann, wenn es nöthig ist, ja leicht durch ein anderes, mehr in Zeichen und Formeln redendes Lehrbuch, für welches er nun schon so sehr vorbereitet ist, das finden, was er etwa hier vermisst.

Wir gehen jetzt zu Bemerkungen über, welche das Einzelne betreffen, und werden diese an eine kurze Darstellung des ganzen Inhaltes anreihen.

Anfangsgründe der höheren Rechenkunst. Rechnung mit entgegen gesetzten Grössen. S. 14 ist die Be-

merkung, der Divisor sey *allemal* unbenannt, nicht ganz genau richtig: denn ich kann fragen, wie oft sind 2 Pf. in 8 Pf. enthalten? — Rechnung mit zusammengesetzten Grössen. — Buchstabenrechnung. — Auflösung der Gleichungen des ersten und zweyten Grades. Hier werden alle Rechnungsregeln so gelehrt, dass auch für den Gebrauch und das eigene Rechnen nichts mehr erfodert wird. Der Grund, warum jede quadratische Gleichung zwey Werthe für x giebt, ist sehr gut gezeigt; nur kann Rec. sich von der Zweckmässigkeit des Beyspiels S. 59 nicht überzeugen, ja er möchte fürchten, dass dieses zu falschen Ansichten führen könnte. Hr. *B.* sagt, die Gleichung $x^2 - 36 = 0$, sey aus den einfachen Gleichungen $x - 6 = 0$ und $x + 6 = 12$ entstanden. Diese in einander multiplicirt, geben allerdings $x^2 - 36 = 0$; aber wird nicht der Schüler hier sagen, also hat ja x nicht zwey ungleiche Werthe, sondern beide einfache Gleichungen geben $x = +6$; wird er nicht ferner fragen, ob ich denn nicht eben so gut die Gleichungen $x - 6 = 0$ und $x + 6 = 100$ zum Grunde legen könnte, welche ja auch $x^2 - 36 = 0$ geben. — Die Erläuterungen S. 57 geben zwar den richtigen Gesichtspunct an, aber auch hier könnte der Unkundige glauben, die Wurzelgleichungen von $x^2 - 12x + 35 = 0$, seyen $x - 7 = 0$ und $x - 5 = 2$, da doch die letzte $x - 5 = 0$ heissen muss. — Unmögliche Wurzeln. Rec. darf sich hier wohl die Bemerkung erlauben, dass er es bey seinen Vorträgen immer am schicklichsten gefunden hat, das sogenannte *Rechnen* mit unmöglichen Grössen als ein blosses Spiel mit Zeichen darzustellen. Man darf nicht sagen: „$\sqrt{-1}$ multiplicirt mit $\sqrt{-1}$ ist $= -1$": denn etwas Widersinniges so oft genommen, als der sinnlose Ausdruck $\sqrt{-1}$ angiebt, kann nichts Reelles geben. Damit dieser Einwurf dem Anfänger nicht Bedenklichkeiten errege, ist es wohl nöthig, zu bemerken, dass hier nicht von eigentlichem Rechnen die Rede sey, sondern von blossen Verbindungen der Zeichen. $\sqrt{-1}$ sollte dasjenige vorstellen, was man, wenn es ein Solches gäbe, setzen muss, um aus zwey gleichen Factoren -1 hervorzubringen; also ist in dieser Zeichensprache $\sqrt{-1} \cdot \sqrt{-1} = -1$, denn dieser Ausdruck deutet an, dass ich keine Zerlegung der -1 in zwey gleiche Factoren mehr verlange, also zu der Zahl -1 zurückkehre. — Hat man sich hierüber verständiget: so sind die Operationen freylich den gewöhnlichen Rechnungsoperationen völlig gleich, und wenn man allenfalls dem Anfänger an einem Exempel zeigt, wie man durch eine unpassende Behandlung einer Aufgabe auf unmögliche Grössen kömmt, und doch endlich zu einem reellen Resultate geführt wird, das man auf einem richtigeren Wege sogleich hätte finden können: so wird alle Bedenklichkeit über das Rechnen mit unmöglichen Grössen ganz wegfallen.

Cubische Gleichungen, — bloss der Fall, da *eine* rationale Wurzel leicht zu finden ist. — Biquadr. Gleichungen. Die Abschnitte von arithmetischen Reihen höherer Ordnungen und von Auflösung der Gleichungen mit Hülfe jener Reihen sind ganz vorzüglich gelungen. Die Natur der Reihen hat der Vf. an Beyspielen rechnend so vor Augen gelegt, dass man über ihre Entstehung, Summirung u. s. w. sich völlig klar belehrt findet. Der eigentliche Mathematiker würde indess wünschen, am Schlusse wenigstens noch die Formeln zu finden, um nicht der Zurückweisung auf das Grundtäfelchen zu bedürfen. Die Auflösung der höheren Gleichungen, wie man nämlich die Wurzeln Näherungsweise findet, ist so vollständig und in jeder Hinsicht so genügend gelehrt, dass jeder sich befriedigt fühlen muss, und auch zu eigenem Rechnen durchaus hinreichend vorbereitet ist. Die Darstellung des Vfs. ist sehr gelungen, und hat manches Eigenthümliche, wenn es gleich dem Wesentlichen nach nicht gerade neu ist.

Summirung unendlicher geometrischer Reihen. — Von den Potenzen. Die Potenzen von 10 machen den Übergang zu der Lehre von den Logarithmen, die hier mit Recht als Exponenten der Zahl 10 betrachtet werden. Hr. *B.* ist hier *Kramps* Anleitung für die Berechnung der Logarithmen gefolgt. Der Vorwurf des Vfs., dass die Lehre von den Logarithmen zu gelehrt, mit Hülfe der Buchstabenrechnung u. s. w. vorgetragen zu werden pflege, trifft doch in der That manches unserer Lehrbücher keinesweges. Die Schwierigkeit, welche junge Leute bey dieser Lehre finden, rührt grösstentheils nur davon her, dass der praktische Gebrauch der Tafeln ihnen nicht sogleich geläufig werden will; dann vielleicht auch von der Schwierigkeit, sich so unbequeme Potenzen, deren Exponent etwa $= 0{,}4771213$ ist, zu denken. Der griechische Name ist eben so wenig hier ein Hinderniss, als es der lateinische Name: Addiren, bey der so benannten Rechnungsoperation ist. — Die ganze Lehre ist hier überaus gut vorgetragen, und manche Bemerkung, z. B. S. 183, eingemischt, die man mit Unrecht in den meisten Lehrbüchern übergeht. — Natürliche Logarithmen. Zeichnung der logarithmischen Linien. Der Gang, den der Vf. nimmt, hat manches Eigenthümliche, so dass man ihm, so bekannt die Sachen auch sind, doch mit Vergnügen folgt. — S. 204 No. 2 enthält eine kleine Undeutlichkeit, da nicht gesagt ist, dass die Secanten allemal zwey Puncte schneiden sollen, deren Abscisse gleiche Differenzen haben.

Der binomische Lehrsatz. Die Versetzungen u. s. w. — Für den künftigen Mathematiker bleibt hier wohl Einiges zu wünschen übrig, z. B. der allgemeine Ausdruck des binomischen Lehrsatzes, etwas von seinem Gebrauch bey negativen und gebrochenen Exponenten.

Die ebene Trigonometrie. Um nicht die Grenzen dieser Anzeige zu überschreiten, geben wir keine umständliche Inhaltsanzeige. Das, was man hier erwartet, findet man sehr gut vorgetragen; doch ist der Vortrag hier mehr als in der Analysis mit dem gewöhnlichen Vortrage einerley. — Die sphärische Trigonometrie. Bey der Erklärung der Eigenschaften der Kugel möchte der Mathematiker wohl an einzelnen Stellen etwas

von der geometrischen Strenge vermissen, z. B. S. 273, wo zu beweisen wäre, dass die beiden Linien sich gewiss schneiden, von denen behauptet wird, dass sie sich im Centro der Kugel schneiden. Manche Sätze dagegen sind auf eine eigenthümliche Weise und gründlich bewiesen, z. B. S. 274, No. 12. S. 277, No. 10. S. 287 u. a. Nach diesen Sätzen folgt zuerst eine umständliche Anleitung, die Aufgaben der sphär. Trig. durch Zeichnung auf der Kugelfläche aufzulösen, wobey die zweydeutigen Fälle umständlich und klar erklärt werden: dann folgen vollständige Anleitungen zur Berechnung sphärischer Dreyecke, auch die Berechnung ihres Flächeninhalts.

Nun folgt der praktische Theil. Da der Vf. sich hier ganz in dem Felde befindet, welchem er mehrere Jahre lang seine volle Thätigkeit gewidmet hat: so erwartet man mit Recht etwas vorzüglich Brauchbares, und diese Erwartung wird auch nicht getäuscht. Gleich der erste Abschnitt über Vergleichung der Massstäbe und Anfertigung genauer Massstäbe ist sehr lehrreich. Eben so ist es in vorzüglichem Grade der Abschnitt vom Spiegelsextanten, von der Auffindung seiner Fehler und ihrer Verbesserung oder zu Correction der Beobachtung dienenden Berechnung.

Vom Spiegelkreise und der Vervielfachung der Winkel. Man erkennt hier überall den geübten Praktiker und den aufmerksamen, scharfsinnigen und genauen Beobachter. Der Raum erlaubt uns hier nicht, viel Einzelnes auszuheben, aber man findet hier Vieles, was dem Vf. ganz eigenthümlich ist, z. B. die Methode, die Winkel auf den Horizont zu reduciren, S. 395.

Der dritte Haupt-Abschnitt des Buches giebt nun Anleitung zu der trigonometrischen Vermessung selbst. Es würde unnütz seyn, hier eine kurze Inhaltsanzeige zu geben, da die Gegenstände, von denen hier die Rede ist, bekannt genug sind, und man die Darstellung des Vfs. doch selbst lesen muss. Das Ganze ist durchaus praktisch, und wird durch die Erzählung des Verfahrens, welches Hr. *B.* bey der *bergischen* Messung beobachtete, eben so unterhaltend als lehrreich. Die Einrichtung einer Katastralvermessung, die Entwerfung der Landcharten (nur kurz, weil hieher nur die Betrachtung solcher Charten gehört, in welchen die Krümmung der Erde wenig merklich ist), und dann das Nivellement mit dem Barometer und die Messungen der Entfernungen mit Hülfe des Schalles machen den Beschluss. Hier kommen des Vfs. schon sonst bekannte Bemerkungen über die *dalton*sche Theorie von der Mischung der Gasarten vor, über deren Richtigkeit sich nach unserem Dafürhalten noch kein End-Urtheil absprechen lässt.

Der Druck ist zwar nicht ganz frey von Druckfehlern, aber doch meistens recht gut. Die Kupfer sind sauber gestochen. i. e. e.

1) OFFENBACH, b. Kopp: *Anfangsgründe der Kegelschnitte, nebst der Perspective derselben.* Von *G. A. Hoffmann*, reformirtem Prediger zu Offenbach, und Professor an der Schule daselbst. Mit 3 Kupfert. 1809. V u. 145 S. 8. (16 Gr.)

2) WÜRZBURG, b. Stahel: *Kurzer und fasslicher Unterricht in der Rechenkunst, Geometrie, praktischen Mechanik und Statik, und bürgerlichen Baukunst, für Bürger- und Sonntags-Schulen, und zunächst für die grossherzogliche Geometrie- und Zeichen-Schule.* Von *Johann Schoen*, der Philos. Dr., Professor der Mathematik u. s. w. Mit 9 Steintafeln. 1812. XIII u. 328 S. gr. 8. (18 Gr.)

No. 1 ist für die ersten Anfänger bestimmt, die von den Kegelschnitten nicht das Mindeste wissen, aber als Vorkenntnisse die Elementargeometrie nebst den Anfangsgründen der Trigonometrie und der Buchstabenrechnung inne haben. Es soll diese Schrift keine vollständige Abhandlung jener Linien, sondern vielmehr als *erster* Cursus nur das Wesentlichste davon enthalten. Aus diesem Standpuncte haben wir des Vfs. Arbeit geprüft, und können ihm das Zeugniss ertheilen, dass dieselbe sehr wohl neben den mancherley Anleitungen zur Lehre von den Kegelschnitten nicht nur bestehen kann, sondern sich noch vor vielen durch Deutlichkeit und Gründlichkeit des Vortrages auszeichnet. Daher ist dieses Werkchen allen Anfängern bestens zu empfehlen, welche sich die ersten Grundlehren dieser in theoretischer und praktischer Hinsicht so wichtigen Curven zu eigen machen wollen. Es zerfällt in drey Abschnitte, wovon der *erste* die Eigenschaften der Kegelschnitte entwickelt. Dass hier auch, ausser den Tangenten, Subtangenten und Subnormalen, etwas ausführlicher von den Durchmessern gehandelt wird, hat unseren Beyfall, indem diese Lehre, wie der Vf. richtig bemerkt, die Einsicht in jene Linien ungemein erweitert. Von *praktischen* Anwendungen derselben ist nur Weniges beygebracht; ihre Quadratur und Cubatur gänzlich übergangen. Wir wünschten, dass jenes etwas weiter ausgeführt wäre, dieses hingegen in den Vortrag wäre aufgenommen worden. Obgleich die Differential- und Integral-Rechnung *leichtere* und *kürzere* Wege dazu an die Hand giebt: so ist doch zu bedenken, dass nur Wenige sich in dieses höhere Gebiet wagen. Für diese bleiben also alle jene nützlichen Wahrheiten verloren. — Mit Vergnügen haben wir den *zweyten* Abschnitt von den Kreiskegeln, den elliptischen, parabolischen und hyperbolischen Kegeln und deren Schnitten durchlesen. Denn es ist besonders lehrreich für Anfänger, sich zu überzeugen, dass die hieraus entstehenden Curven auf der Oberfläche jener Körper nach unzähligen Richtungen liegen, und allmählich in einander übergehen. Auch ist dieser Abschnitt mit vielem Fleisse bearbeitet. Der Plan des Vfs. im *dritten* Abschnitte, von der Perspective der Kegelschnitte zu handeln, hat unseren Beyfall. Der Gegenstand an sich ist lehrreich, und dienet dem Anfänger auch in praktischer Rücksicht. Die Projectionen der Kegelschnitte werden hierin für jede Lage derselben und für jeden Standpunct angegeben. — Hiemit wünschen wir dieser Schrift viele theilnehmende Leser.

In No. 2 erhalten wir einen Leitfaden zu Vorlesungen über reine und angewandte Mathematik für solche, welche sich zu Künstlern oder ausgezeichneten Handwerkern bilden wollen. Solche Bildungs-Institute gereichen jedem Staate zur Ehre. Denn wo ist eine Kunst

oder ein bedeutenderes Handwerk, welche der mathematischen Anwendungen nicht bedürften? Daher bereuen es Künstler oft zu spät, dafs sie diesen ihnen so nothwendigen Unterricht ganz vernachläffiget haben. Die Aufgabe, ein in jeder Rückficht brauchbares Lehr- und Hand-Buch für diesen Zweck zu liefern, hat ihre Schwierigkeiten. Es kömmt hiebey gleichviel auf die Auswahl des Stoffes, als auf dessen Bearbeitung an. Daher haben wir vorliegendes Werk aufmerksam durchgelesen, und sind im Allgemeinen mit dem Plane des Vfs. und mit dessen Ausführung einverstanden. Über das Einzelne fügen wir jedoch folgende Bemerkungen bey. — Im *ersten* Bändchen, welches die gemeine Rechenkunst enthält, ist das *Numeriren* mit allzugrofser Weitläuftigkeit dargestellt. Man denke nicht, dafs *viele* Worte, in welche man eine Sache einhüllt, ihre Klarheit bey Ungeübten befördere. Meist hat gerade das Gegentheil Statt, wie wir aus vielfacher Selbsterfahrung wissen. — Der Ausdruck S. 20: wenn ich von 12 Gulden Vermögen 8 Gulden Schulden abziehen sollte, so bleiben mir noch 4 Gulden Vermögen übrig, ist zwar dem gemeinen Sprachgebrauche gemäfs, jedoch wissenschaftlich unrichtig, indem Schulden abziehen so viel heifst, als das Negative wegnehmen, d. h. das Positive setzen. Wenn diese Schüler einmal zur Lehre von den entgegengesetzten Gröfsen kommen: so werden sie in ihren Begriffen verwirrt. Von der *dritten* Regel S. 21, dafs die bey dem Abziehen im Minuenden übersprungenen Nullen zu *Neun* werden, sollte der Grund angegeben seyn, der so unmittelbar aus dem Decimalsysteme herfliefst. Ein populärer Vortrag mufs wohl allzu schwierige Beweise, nicht aber auch die allzu leichten vermeiden. — Bey der Subtraction sollten auch die Regeln für diese Rechnung in *benannten* Zahlen angegeben seyn, da dieselbe so äufserst praktisch ist, und der Vf. selbst die Addition solcher Zahlen vorgetragen hat. Eben diese Bemerkung findet bey der Multiplication und Division Statt, welche letztere wieder mit allzu grofser Weitläuftigkeit dargestellt ist. — An der Spitze der Rechnung mit gemeinen Brüchen fehlt sowohl eine deutliche Erklärung derselben, als deren beider Bestandtheile. Das, was der Vf. früher, S. 12 und 13, darüber gesagt hat, ist den Anfängern unverständlich. — Die übrige Rechnung mit Brüchen ist blofs praktisch vorgetragen, ohne alle Beweise, die doch den *besseren* Schülern nicht unverständlich seyn würden. — Bey den vier Rechnungsarten mit Decimalbrüchen, besonders bey der Multiplication, fehlt es an der Darstellung solcher Fälle, welche öfters vorkommen. Wenn denn der Vortrag gröfstentheils mechanisch seyn soll: so müssen um so mehr alle verschiedenen Fälle dargestellt seyn, als der Schüler nicht im Stande ist, aus der Theorie (die ihm unbekannt ist) sich die Vorschriften zu ihrer Auflösung nöthigen Falls selbst zu entwickeln. — Die Ausziehung der Quadrat- und Cubik-Wurzeln könnte ebenfalls *fafslicher* dargestellt seyn, wenn gleich nur in blofs praktischen Beyspielen. Von der Wurzelausziehung *durch Näherung* erfährt der Schüler keine Sylbe. — Die Vorschrift zur Auflösung der Regel Detri ist in §. 44 sehr dürftig dargestellt. Es ist nicht genug, zu wissen, dafs man 6 W.: 8 W. = 9 fl.: x fl. setzen müsse, sondern *weit wichtiger* ist es, die Ursache zu kennen, aus welcher das erste Verhältnifs 6 : 8 seyn mufs, und nicht 8 : 6 seyn darf. — Wir begnügen uns mit diesen Bemerkungen, und wenden uns zum *zweyten* Bändchen, welches der *Geometrie* gewidmet, und deren Vortrag besser gerathen ist. Doch können wir mit der oftmals sehr vernachläffigten Ordnung der Materien und mit den unbewiesenen oder schwach bewiesenen Lehren nicht zufrieden seyn. Warum folgte der Vf. nicht einem guten Lehrbegriffe, z. B. dem kästnerischen, in seinem Plane, mit Modificationen, Auslassungen und Einschaltungen desjenigen, was seinem besonderen Zwecke entspricht? Nach unserer Meinung hätte auch hier *Einiges aus der praktischen Feldmefskunst* seine gehörige Stelle gefunden. — In dem *dritten* Bändchen finden wir den Titel: die praktische Mechanik und Statik, unrichtig, da die Mechanik nur auf die Statik gebaut werden kann. Da indessen der Vf. diesen Theil mit den allgemeinen Begriffen und Sätzen von Bewegung, Ruhe, Geschwindigkeit, gleichförmiger und ungleichförmig beschleunigender, einfacher und zusammengesetzter Bewegung u. s. f. anfängt, dieses alles aber in die reine Bewegungslehre, und weder in die Statik, noch in die Mechanik gehört: so hätte hienach der Titel gebildet werden sollen. Im Allgemeinen ist des Vfs. Vortrag befriedigend; doch finden sich Verstöfse gegen die logische Ordnung. So wird z. B. §. 11 *das Grundgesetz der Statik* ausgesprochen, und in §. 13 kömmt erst die Erklärung des *Hebels*, welcher doch der Statik selbst zur Basis dient. Dessenungeachtet zeichnet sich dieser Theil vor den übrigen sehr vortheilhaft aus. — Nach unserer Ansicht hätten wir dieses Bändchen die *mechanischen Wissenschaften* genannt, und aufser den darin abgehandelten Materien auch noch die ersten Elemente der Hydrostatik, Hydraulik und Aërometrie darin aufgenommen, um die Schüler wenigstens auf die Wichtigkeit dieser Lehren aufmerksam zu machen. — Das *vierte* Bändchen, welches auf 58 Seiten die *bürgerliche Baukunst* abhandelt, kann nur dazu dienen, den Anfängern die allerersten Begriffe und allgemeinsten Regeln darzulegen. Wir haben es mit Vergnügen gelesen, und es wird seinem Zwecke besonders dann entsprechen, wenn ein geschickter Lehrer das oft nur sehr kurz Angedeutete weiter auszuführen sucht. Schliefslich bemerken wir noch, dafs von diesem Buche die Abhandlungen auch einzeln mit besonderen Titeln verkauft werden, und also eigene Bändchen ausmachen.

Δ

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1815.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) St. Petersburg, b. Pluchart u. C.: Νόννου τοῦ Πανοπολίτου τὰ κατὰ Ὕμνον καὶ Νίκαιαν. *Des Nonnos Hymnos und Nikaea* (von *Fr. Gräfe*, Prof. zu Petersb.). 1813. VIII u. 49 S. gr. 4.

2) Mitau, b. Steffenhagen u. Sohn: *Des Nonnos Hymnos und Nikaea.* Eine Beylage zu des Hn. Prof. Gräfe Überſetzung dieſes Gedichts von *J. G. Buhle.* 1813. 16 S. 8.

3) St. Petersburg, b. der kaiſerl. Akad. der Wiſſenſchaften: *Des Nonnos Hymnos und Nikaea.* Eine Beylage zu des Prof. Gräfe Überſetzung dieſes Gedichts von *J. G. Buhle.* Zum Beſten der Invaliden-Caſſe neu aufgelegt und *mit kritiſchen Anmerkungen verſehen* von *Fr. Gräfe.* 1813. 49 S. gr. 8.

Die Freunde des Alterthums werden durch die metriſche Überſetzung und kritiſche Bearbeitung dieſes, dem Hn. *Baron v. Stein* gewidmeten, bukoliſch-erotiſchen Gemäldes aus des Nonnos Dionyſiacis (XV, 170 bis zu Ende) auf eine angenehme Art an den faſt vergeſſenen Dichter erinnert, deſſen poetiſches Verdienſt über den ihm anhaftenden Flecken ſeines Zeitalters bisher beynahe ganz überſehen wurde. Laut der Vorrede des ungenannten *Herausgebers* iſt das Werk nicht dem groſsen Publicum, ſondern nur einer Anzahl gleichgeſinnter Alterthumsfreunde beſtimmt, und die Überſetzung, nach des am Ende (S. 41) unterzeichneten Vfs. eigener Erklärung, nichts als ein *anſpruchloſer Verſuch.* Nichts deſto weniger müſſen wir ihm die doppelte Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daſs er einerſeits alle die Foderungen an ſich macht, welche Überſetzer von Profeſſion an ſich machen ſollten, und leider ſo ſelten machen, und daſs er andererſeits dieſen Foderungen in keinem geringen Grade genügt. Deſto mehr müſste daher Hn. *Buhle's* äuſserſt bittere Beylage befremden, zumal da ſie ſehr flüchtig geſchrieben iſt, und zu geringe philologiſche Kenntniſs ihres Urhebers verräth, wenn man nicht auf jeder Seite dieſer Beylage deutlich ſähe, daſs ſie mehr gegen den Vf., als gegen ſein Buch gerichtet iſt. Die Beſonnenheit und Gründlichkeit, womit Hr. *Gr.* in No. 3 ſeinem Gegner antwortet, machen dieſe Streitſchrift zu einem ſchätzbaren Beytrage der ſo ſelten mit Glück ausgeübten Kunſt des Federkrieges. Wir begnügen uns aber mit dieſer kurzen Anzeige und beyläufiger Beurtheilung von No. 2 und 3, da wir den uns verſtatteten geringen Raum der Beurtheilung von No. 1 widmen müſſen.

Die Einrichtung dieſer Schrift iſt folgende: Bis S. 25 liefert ſie die Urſchrift nebſt der Überſetzung in eben ſo viel Hexametern, dann bis S. 40 berichtigende und erklärende Bemerkungen zum Griechiſchen, und von S. 41 bis 49 erklärende Bemerkungen zur Überſetzung.

Da uns die Überſetzung die Hauptſache iſt, und der letzte Abſchnitt die vom Vf. hiebey beobachteten Grundſätze aufſtellt: ſo machen wir billig mit ihm den Anfang. Wenn ſchon die Urſchrift, äuſsert ſich der Vf. daſelbſt, bey der erſten Bekanntſchaft mit ihr befremde, ſo müſſe dieſs in unſerer Sprache, die noch kein ähnliches Erzeugniſs ſah, noch weit mehr der Fall ſeyn, zumal da die Überſetzung ſich der Eigenthümlichkeit der Urſchrift nicht ohne Zwang anſchmiegen könne, und namentlich die kühne und künſtliche Wortbildung des Nonnos, und ſeinen leichten, ſchwebenden Rhythmus, auf dem die gewaltigen Wörter zu tanzen ſcheinen, bey vollkommener Treue in Bildern und Ausdrücken im Deutſchen wiederzugeben, ein an das Unmögliche grenzendes Unternehmen ſey, weſshalb denn auch die Überſetzung dieſe äuſseren Schönheiten am erſten mit aufgeopfert, und weder die Seltenheit der Spondeen bey Nonnos, noch den bey ihm ſo häufigen bukoliſchen Einſchnitt, noch die faſt regelmäſsige weibliche Cäſur im dritten Fuſse erreicht habe. Man werde vielmehr ſogar im vierten Fuſse hin und wieder die weibliche Cäſur antreffen, die das Deutſche nebſt anderen Abtheilungen nothwendig mache. Dagegen werde man nicht leicht ſtatt der Spondeen (der Vf. ſchreibt wiederholentlich *Spondäen*) Trochäen, wie *dieſe, meine, jene* u. ſ. w., finden, ſtatt deren öfters lieber *eigen* (*die eigenen Hände, den eigenen Wagen*) gebraucht ſey. Auch wird der nicht zu verachtende Vorſchlag gethan, ſtatt jener Fürwörter *meinige, deinige, jenige* mit erweiterter Bedeutung zu gebrauchen. Trochäen an ſich ſcheinen dem Vf., beſonders wenn ſie auf *m* enden, durch nachfolgende Conſonanten zu Spondeen zu werden (*jenĕm Schmerz*), und *am* und *um* als zweyte Sylbe im Daktylus zu gebrauchen, unſtatthaft. Eben ſo hält er die einſylbigen Wörter (nicht *Worte!*) *auf, aus, auch* und alle, die einen eigentlichen Diphthong haben, für lang, und rechnet dazu auch das *gezogene ihm, ihn, ihr, nur* u. dergl. Endſylben dagegen, die auf lange Vocale oder Diphthongen ausgehen, können, nach ſeiner Meinung, vor Vocalen kurz werden, wie in: *Selbſt hat die Jungfrau ermordet*, und Wörter, die zwiſchen zwey Längen eine Kürze enthalten, dieſe Kürze verlängern (*berggēboren, Eiſērſucht* =

— — —), oder ihre letzte Sylbe nach Maſsgabe des folgenden Wortes verkürzen (*Eiferſucht* — — ∪ ∪), wie der Grieche μηνύει als Moloſſus und Daktylus brauchen könne. „Überhaupt, wenn wir die Verſe der Griechen und Römer nachahmen wollen," ſagt der Vf. am Schluſs ſeiner Anſichten: „ſo müſſen wir uns auch zu einer ähnlichen Proſodie bequemen; dieſs wird weiter bringen, als alle Spitzfindigkeiten einer voſſiſchen Zeitmeſſung. Dazu gehört aber freylich, daſs man die Metrik im Griechiſchen ſtudirt und geübt habe. Anders werden claſſiſch-gebildete Ausländer, deren Ohr hier doch wohl der beſte Richter iſt, wenn wir ihnen unſere Verſe auch noch ſo mühſelig vorſcandiren, darin doch nie den Rhythmus finden, der im Griechiſchen ſich ſo mächtig aufdringt."

Wir haben uns für verpflichtet gehalten, das Wichtigſte aus den Anſichten eines denkenden Mannes von einem Gegenſtande, welcher fortgeſetzter Unterſuchungen bedarf, in gedrängter Kürze mitzutheilen, und wollen ihnen nun die unſrigen zur Seite ſtellen.

Wir unterſchreiben zuvörderſt Alles, was über die Schönheiten des Nonnos und über die Schwierigkeit einer Überſetzung deſſelben geſagt iſt. Aber wir können den Gebrauch der weiblichen Cäſur im vierten Fuſse nicht gut heiſsen. Dieſe iſt ſchon unangenehm, wenn ſie ſich neben einer der geſetzlichen Cäſuren findet, ohne ſich durch den Vortrag verſtecken zu laſſen, aber noch viel unangenehmer, wo ſie die Stelle einer geſetzlichen vertreten ſoll, wie in V. 51, 171, 175:

> Und es reizte der liſtige Eros | den ſehnenden Hirten.
> Bittere, feuergeſpitzete Pfeile | umſtürmen mich längſt ſchon.
> Schütte um mich Verblichenen ſelber | den ſüſseren Staub hin.

Eben ſo wenig halten wir eine Cäſur im zweyten Fuſse für hinreichend, zumal jene unangenehme, welche vorn einen *Adonicus* abſchneidet, wie V. 170, 181, 185:

> Gegen mich ſende | die blutiggefärbten Geſchoſſe: denn andre —
> Annoch gebadet | im eigenen ſchmerzlichliebenden Blute.
> Auch Anemonen, | vergängliche, frühlinggeborene, pflanze.

noch auch ſo trochäiſche Eingänge, wie V. 165, 168, 208, für erlaubt:

> Todt dĕr Liebĕ, erſterbe ich willig im ſüſsen Geſchicke
> Um dĕn Bogĕn gefüget, und um das erſehnete Pfeilrohr.
> Auch Abarbăreă erzürnte ſich viel ob der Jungfrau.

noch die Häufung von Amphibrachen, wie V. 97, 192, 247:

> Dein|ſo ſüſses | als ſtummes | Geſtänge|der Neze | beneid' ich.
> Einſt | Nikäa, die Jungfrau, | und den ſie | geſtorben | beſtattet.
> Pan|, der Weibet,|und Phoibos,|ſie riefen:|die Flöte vergehe!

zumal wenn ähnliche Verſe auf einander folgen, wie V. 81—83:

> Wie|einſt ſolches|bewegend,|und über|die Schenkel|erhebend,
> Aufgefachet der Wind, | entblöſsend | die Blüthe | des Leibes.
> Deſſen | Gedächtniſs | bewahrend, | beſchwur er | die theueren Lüfte.

am allerwenigſten aber die gänzliche Vernachläſſigung der nothwendigen Cäſuren (zu denen die bloſs ſchmückende bukoliſche nicht gehört), wie V. 41, 96, 116:

> Gleich Anchiſes, dem roſenerſcheinenden, dem Kythereia.
> Weil ſie die liebeꝛzeugenden eigenen Hände berühren.
> Hymnos Rinder, des lämmerweidenden, weidet Kythere.

zumal in zwey auf einander folgenden Verſen, wie in V. 185 und 186:

> Auch Anemonen, vergängliche, frühlinggeborene, pflanze,
> Allen verkündend die eigene, frühe verblühete Jugend.

Der Anſicht des Vfs. von Spondeen und Trochäen können wir auch nicht beypflichten. Der Spondeus beſteht bekanntlich aus zwey Längen; die wahre Länge aber muſs nicht bloſs in der Senkung, ſondern auch in der Hebung genügen, ſonſt iſt ſie nur Stellvertreterin der Länge, alſo Scheinlänge, Afterlänge. Daher ſind die Sylben *em* in *jenem*, *ge* in *berggeboren*, *er* in *Eiferſucht* und ähnliche, welche für die Hebung zu ſchwach ſind, keine Längen, folglich *jenem*, *bergge*, *Eifer* keine Spondeen. Anders verhält ſich die Sache im Griechiſchen. Der Grieche folgte einer äuſseren, und, zumal in den früheren Zeiten, leicht zu verändernden Quantität, und brauchte daher auch eine wider die Gewohnheit verlängerte Sylbe in der Hebung.

Annehmlicher ſcheint uns der Vorſchlag, Wörter, wie *Eiferſucht*, d. h. kretiſche Wörter, deren Endſylbe weder den Ton, noch einen Diphthong oder langen Vocal hat, unter Umſtänden als Daktylen zu gebrauchen, nämlich wann eine entſchiedene mit einem Vocal anfangende Länge darauf folgt; und wir werden eine ſolche Verkürzung noch annehmlicher finden, wenn man ſich ihrer lieber in Wörtern, wie Eifer-*ſucht* und Sonnen-*licht*, als in Wörtern, wie Vater-*land* und Minne-*ſold* und wie Thal-*gebüſch*, oder gar wie Miſs-*geſtalt*, bedienen will.

Auch der Vorſchlag, die letzte Sylbe in Wörtern, wie *Jungfrau*, vor einem nachfolgenden Vocale beliebig zu verkürzen, ſcheint uns nicht verwerflich. Denn ſoll die Anwendung antiker Versmaſse im Deutſchen nicht zu einem unendlich mühſeligen Kunſtſtück werden, ſoll ſie nicht die feurigſte Einbildungskraft erkälten, und muſs uns vielmehr daran liegen, in unſeren Gedichten zu ſagen, was uns der Geiſt eingiebt, als uns vom Geiſte eingeben zu laſſen, was ſich durch das ſchmale und niedrige Pförtchen der Zeitmeſſung in den Vers hineinſchmiegen kann: ſo haben wir wahrlich alle Urſache, uns nach vernünftigen Freyheiten umzuſehen. Der Deutſche, glauben wir, kann aus ſeinem Hexameter den Trochäus nicht verbannen, wenn er nicht alle Wörter, welche Füſse bilden, wie — ∪ —, — ∪ — —, — ∪ — ∪ — und noch andere, daraus verbannen will, wenn ihn nicht der Artikel, und zahlloſe trochäiſche und jambiſche Wörter unaufhörlich in eine wahrhaft qualvolle Verlegenheit ſetzen ſollen, und, was das Schlimmſte iſt, wenn er ſich nicht entſchlieſsen kann, alles anders zu ſagen, als er es ſagen möchte. Was man als ſelbſtſtändiger Dichter im Hexameter leiſten kann, hat *Voſs* in ſeiner *Luiſe* und in ſeinen *Idyllen* gezeigt; was man als Überſetzer leiſten kann, hat er ebenfalls gezeigt, oder es hat es noch Niemand gezeigt: denn dergleichen zeigt man nur durch 10 — bis 60,000 Verſe, wie *Voſs* gethan hat, nicht durch ein paar Hundert. Und wollen

wir es genau nehmen: ſo haben ſelbſt diejenigen, welche kürzere Gedichte überſetzten, und *Voſs* in einzelnen Stücken übertrafen, ihn dafür in anderen, namentlich in der Schönheit der Verseinſchnitte, ſowohl der unerläſslichen, als auch der maleriſchen, und in der ſorgfältigen Vermeidung der Amphibrachen, lange nicht erreicht. Von Trochäen aber, wenn man nicht mit der Benennung Spondeus gar zu freygebig ſeyn will, hat ſich noch Niemand frey erhalten.

Der deutſche Hexameter kann alſo den Trochäus nicht verbannen; aber er braucht ihn auch nicht zu verbannen, da unſer Trochäus nicht, wie der griechiſche, bloſs 3 Moren füllt, ſondern auch, wie jeder deutſche Geſang lehrt, 4 und 5 und noch mehr Moren füllen kann (— ◡ = ♩♪, = ♩. ♪ = 𝅗𝅥♪ u. ſ. w.), wenn er nur vermöge ſeines Begriffes und ſeiner Stellung nicht alles Nachdruckes unfähig iſt.

Wenn der Vf. anräthig iſt, uns bey der Nachahmung der Alten auch zu einer ähnlichen Proſodie zu bequemen: ſo deutet er damit entweder auf eine gänzliche Umgeſtaltung der deutſchen Zeitmeſſung und ihrer Grundgeſetze, oder er hat dabey nur Einzelnes im Sinne. Im letzteren Falle würden wir es für dankenswerth halten, wenn er dem Publicum ähnliche Bemerkungen, wie die in gegenwärtiger Schrift enthaltenen, mittheilen wollte; im erſteren aber — — Doch das würde uns zu weit führen, und wir wollen lieber ſo lange ſchweigen, bis uns Jemand eine nach den Regeln der antiken Zeitmeſſung veranſtaltete und zugleich treue Überſetzung Virgils oder Homers oder ſonſt eines alten Dichters aufſtellen wird. Bis dahin, wir bekennen es, werden wir die *voſſiſche Zeitmeſſung*, trotz dem, daſs wir ihr nicht allenthalben beyſtimmen, als Hauptwerk in dieſem Fache anſehen, und das Studium derſelben zu befördern ſuchen. Das Ohr des claſſiſchgebildeten Ausländers aber wollen wir deſshalb nicht verſchmähen, da es hin und wieder nicht ohne Nutzen befragt werden mag; nur für den beſten Richter in dieſer Sache können wir es nicht halten.

Soviel über die Anſichten des Vfs.; und nun zur Beurtheilung der Überſetzung und der Anmerkungen, wobey wir nur noch für den, welcher etwa die Urſchrift nachzuſehen wünſcht, erinnern, daſs wir die Verſe nach Hn. *Gr's.* Abdruck anführen, in welchem V. 1 der 170te des 15ten Geſanges iſt, bey *Cunaeus* S. 422 Z. 15.

V. 3 wird ἀλλοτρίῃ φιλότητος überſetzt *andersgeſinnt denn die Liebe*, welches Hr. *Buhle* mit Recht für gezwungen, mit Unrecht für unverſtändlich hält. Auſserdem aber wird durch dieſe Überſetzung die Liebe perſonificirt. V. 4 ὀϊστεύουσα, *geſchoſſerlegend*, welches Hr. *B.* allenfalls Campen *für Kanonen demontiren* vorſchlagen will, hat allerdings für den kälteren Nordländer eine Art von Zweydeutigkeit, welche wegfällt, wo man ſich der paſſiven Form *geſchoſſerlegt* bedienen kann. V. 5 bildet im Griechiſchen einen eigenen Satz; im Deutſchen wird er minder leicht zu einem Anhängſel des Vorhergehenden gemacht.

V. 8 μηκεδανοὶ κλωστῆρες, *längere Spindeln.* Der Gebrauch des Compar. ſtatt des Poſit. iſt an ſich nicht zu miſsbilligen; nur fragt ſich, ob man nicht ſolche Fälle ausſchlieſsen müſſe, wo entweder gar keine Vergleichung Statt findet, oder doch nicht Statt zu finden pflegt. Anders klingt daher *der weiſere Rath*, *ein edleres Gemüth*, anders *hohlere Schiffe*, *meckerndere Ziegen*. V. 10 καθαρῇ Ἰοχεαίρῃ, *der heiligen Bogenerfreuten*, iſt Hn. *B.*, wie uns, anſtöſsig. V. 14 lieſt der Vf. ἔψαυε ſtatt des bisherigen ἔψαυσε. V. 19 wird στικτήν ſtatt des bisherigen στικτόν geleſen, obgleich, wie der Vf. ſelber bemerkt, Nonnos überall στικτόν als Fem. hat, und viele Adjective auf *os* als Femin. braucht. Die angegebenen Gründe der Änderung, daſs nämlich στικτήν wohlklingender, und leicht zu verſchreiben ſey, ſcheinen uns daher zu ſchwach. V. 23 wird προχέουσα als gleichbedeutend mit ἐγχέουσα, und V. 25 εὐκαμάτοιο gegen *Wakefield* vertheidigt. V. 24 δύσβατος οἶκος, *verödetes Haus*, muſste ſchon wegen des zu ähnlichen daneben ſtehenden ἐρημάδες ἐρίπναι, *einſame Klüfte*, wörtlicher überſetzt werden, am wenigſten aber durch *verödet*, welches fälſchlich auf eine Zeit hindeutet, wo das Haus noch nicht *öde* war. V. 25—32:

> Πολλάκι δ' εὐκαμάτοιο μετὰ δρόμον ἠθάδος ἄγρης
> παρδαλίων σχεδὸν ἧστο, μιῇ δ' ὑπὸ κοιλάδι πέτρῃ
> μίμνε, μεσημβρίζουσα λεχωΐδος ἄγχι λεαίνης·
> ἡ δὲ γαληναίῃσιν ὑπ' ὀφρύσι μειλιχίη θήρ,
> ἀδρύπτοις γενύεσσι δέμας λιχμάζετο κούρης,
> καὶ κινυροῦ μίμημα κυνός, δειδήμονι λαιμῷ
> ὠμοτόκου στόμα λάβρον ὑπεκνυζᾶτο λεαίνης
> χείλεϊ φειδομένῳ.

> Oft auch nach mühſeligem Lauf des erkorenen Waidwerks
> Saſs ſie Panthern zunächſt, und im einzigen bergenden Felſen
> Weilte ſie oft, mittagend zuſammt der kreiſſenden Löwin.
> Und das freundliche Thier mit den ruhigerglänzenden Augen
> Leckte den Leib des Mädchens mit unzermalmenden Zähnen;
> Und, des winſelnden Hundes Gebild, mit furchtſamer Kehle
> Girrte der gierige Mund der wildgebährenden Löwin
> Schonender Lippe.

„*Oft auch* u. ſ. w.," ſagt Hr. *Buhle* vom erſten dieſer Verſe, „*iſt im Deutſchen eine unrichtige Wortverbindung.* Man ſollte meinen, das erkorene Waidwerk ſey hinter der Jägerin hergelaufen. Der Dichter ſagt ſehr deutlich das Gegentheil, und deutlich ſoll es der Überſetzer wieder ſagen. Εὐκάματος ἄγρα iſt nicht *erkorenes*, ſondern *ſchwer erjagtes*, *ſchwer erlegtes Waidwerk.*" Der Tadler ſah alſo nicht einmal, daſs Hr. *Gr.* nicht εὐκάματος, ſondern ἠθάς durch *erkoren* überſetzte, was er doch ſchon aus V. 11 lernen muſste.

μιῇ δ' ὑπὸ πέτρῃ, *im einzigen Felſen*, miſsfällt uns minder wegen des Gebrauches des *einzig* ſtatt *ein*, als wegen des beſtimmten Artikels in *im*. Eher ginge *im ſelbigen Felſen*, oder mit Aufopferung der bukoliſchen Cäſur *in einem gewölbeten* (*gehöhleten*) *Felſen.*

μεσημβρίζουσα, *mittagend.* Das Wort verdiente Hn. *E's.* Spott nicht: einmal, weil es Hr. *Gr.* ſelber nur einen Verſuch nennt, zum anderen, weil *mittagen* ſich leicht verſtehen läſst für *übermittagen*, das unſerem *übernachten* und *überwintern* entſprechen würde, für welches *Luther* (Apoſtelg. 27, 12) wirklich

das einfache *wintern* (παραχειμάσαι) braucht. Wir unsererseits tadeln die harte Ableitung eines Zeitwortes von einem aus zwey Hauptwörtern (*Mitte*, *Tag*) zusammengesetzten Worte.

Zusammt der kreissenden Löwin missfällt, weil es der Löwin das Ansehen einer beständigen Begleiterin der Nikaea giebt.

Das Thier mit den ruhigerglänzenden Augen hiesse richtiger *das Thier mit ruh.* u. s. w. ohne Artikel. Unangenehm ist der zu ähnliche Ausgang dieses und des folgenden Verses, welchen letzteren Hr. *B.*, mit Recht anstossend,

Rührte den Leib des Mädchens mit unverwundenden Zähnen

übersetzt. Aber *leckte* muss bleiben, und *Zähne* geändert werden. Denn γένυες, *Kinnbacken*, sind hier und oft der ganze Rachen, zu dem auch die leckende Zunge gehört, so dass Nonnos nur das Ganze statt des Theiles, die Übersetzung aber einen unpassenden Theil statt des passenden gebraucht. Da *Luther* den Schlangen und selbst dem Löwen einen Mund giebt: so würden wir kein Bedenken tragen, zu übersetzen:

Leckte den Leib des Mädchens mit unverletzendem Munde,

wenn nicht unmittelbar στόμα folgte.

Girren scheint uns um nichts besser, als das vom Vf. verworfene *Knurren*. Wir bieten, freylich auch nicht mit sonderlicher Zuversicht, *murren* oder *schnurren*. Beides braucht *Schiller*, und die mildere Bedeutung würde der Zusammenhang geben. Vielleicht verdient auch *mucken* oder *mucksen* erwogen zu werden (2 Mos. 11, 7: *es soll nicht ein Hund mucken*), das wenigstens das Heimliche in ὑποκνυζάτο gut ausdrücken würde.

V. 29 κούρης statt des bisherigen κούρῃ. V. 36, wo in den Ausgaben ἠθυτενής verschrieben oder verdruckt steht, heisst es von Hymnos:

ἰθυτενής, περίμετρος, ὑπέρτερος ἥλικος ἥβης.

gradgestreckt, vormessend, und über die zeitige Jugend.

Diesen V. nennt Hr. *B.* den misslungensten in der ganzen Übersetzung, und wir können nicht leugnen, dass er auch uns missfällt. Denn wenn uns auch *vormessend* nicht unverständlich ist, wie Hn. *B.*, indem wir *messen* auch als ein Neutrum kennen, und wenn wir auch bey *gradgestreckt* nicht gleich mit ihm an die Folter denken: so hat doch theils dieses Wort etwas Passives oder Steifes, das im Griechischen nicht liegt, theils kann auch *zeitig* durchaus nicht *gleichalterig* heissen. Aber der Vf. sagt auch selber, dass diess nicht deutsch sey, und rechtfertigt sich, indem er hinzusetzt, dass auch der Vers der Urschrift vor Nonnos kaum griechisch gewesen wäre, welches der Mühe werth war zu entwickeln, da wir in dem Gebrauche des ἧλιξ, worin wir nach der weiteren Erklärung des Vfs. das Ungriechische am ersten suchen würden, diess keinesweges finden. Hr. *B.* übersetzt den V. folgendermassen:

Schlank und ebenmässig und grösser als Jugendgenossen,

giebt also im prosaischen *schlank* das Bild auf, versteht περίμετρος nicht, und lässt vor *Jugendgenossen* ganz undeutsch *seine* oder *die* weg.

V. 39. Sonst καὶ νομιὴν δ' ἐρατῇσι, hier ohne δέ. V. 41. *Gleich Anchises, dem rosenerscheinenden* (ῥοδοειδέϊ). Dem ähnlich wird in anderen Stellen χιονώδης mit *schneeerscheinend*, δενδρώδης mit *baumerscheinend* übersetzt, und von Hn. *B.* bespöttelt. Sollen jene Wörter treu übersetzt werden: so dürfte sich schwerlich etwas Besseres, als *erscheinend*, finden. Allein da der Grieche mit so bewundernswürdiger Leichtigkeit zusammensetzt; da überdiess ειδης eine sehr gewöhnliche Endung ist, und da seine eigentliche Bedeutung mit der Zeit gewiss nur noch schwach gefühlt wurde, unserem *erscheinend* dagegen von dem allen nichts zu Statten kommt: so ist doch die Frage, ob eine minder treue Übersetzung nicht treuer wäre. Im Geiste des Nonnos sind aber Ausdrücke, wie *schneeerscheinend*, *baumerscheinend*, allerdings, da er XXI, 53, wie der Vf. anführt, von der in eine Rebe verwandelten Ambrosia sogar κορυμβοφόρῳ φωνῇ, *mit rankentragender* Stimme, sagt. V. 42:

ἀργεννὴν ἐνόμευεν ὀρεσσινόμων στίχα ταύρων,

pflegte die silberne Reihe der bergabweidenden Stiere.

Um den gleichen Stamm in ἐνόμευεν und — νόμων auszudrücken, den der Vf. V. 116 nicht übersah, wagen wir die Nachsetzung dieses Artikels:

bergabweidender Stiere die silberne Reihe geweidet.

oder ordnen die Worte so:

welchem geweidet
Kypris die silberne Reihe der bergabweidenden Stiere.

V. 46 wird ἔρημον statt des bisherigen ἐρήμῳ gelesen.

Doch wir müssen hier abbrechen, und bemerken nur noch, dass uns einzig Mangel an Raum verhindert, auch Proben zu geben, wie der Vf. die Denkart und Sprache des Nonnos erläutert, und seine Kritik auch auf andere Schriftsteller richtet.

Papier und Druck sind schön, desto unangenehmer manche, wenn gleich nicht den Sinn entstellende, Schreib- und Druck-Fehler: so V. 32 *Hymnus*, da sonst immer *Hymnos* steht, und V. 193 *ergrimmt ob des* (dem) *also sprechenden.* Der in längeren Versen, z. B. 67, 155, 177, fehlende gehörige Raum zwischen den einzelnen Wörtern konnte gewonnen werden, wenn man, wie im vossischen Homer geschehen ist, auch die Hauptwörter mit kleinen Anfangsbuchstaben, also *nacken*, *herz*, *jungfrau* druckte.

CH. ST. D.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

MAY 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Prag u. Berlin, in der Expedition der deutſchen Blätter: *Deutſche Blätter*, herausgegeben von *Karl Friedrich von Woltmann*. 1814 und 1815. Drey Bände, oder zwölf Hefte. 8. (Jeder Jahrgang 4 Rthlr. 12 gr.)

In unſerer Literatur hat das Bedürfniſs einer Zeitſchrift für allgemeinere Bildung die zahlreichen Verſuche zu ſeiner Befriedigung immer überlebt, und wie viele Zeitſchriften dieſer Art auch nach kurzem Beſtehen eingegangen ſind, immer wieder traten deren neue mit der Hoffnung eines günſtigeren Schickſals hervor. Aus dieſer Erſcheinung läſst ſich ſchon genugſam entnehmen, welch einen weſentlichen Nutzen unſerer Literatur derjenige brächte, der endlich einmal eine ſolche Zeitſchrift dergeſtalt dem Bedürfniſſe anzupaſſen wüſste, daſs ſie zu dauerndem Beſtehen gelangte, und gleichſam den offenen Raum, in den ſo Viele ſich drängen, durch die That erfüllte und belebte. Daſs dieſes nicht allein von den Führern einer ſolchen Anſtalt, ſondern auch von äuſseren begünſtigenden Umſtänden abhängt, iſt Jedem klar, der die Zufälle, die in unſerem Bücherweſen herrſchen, beachtet hat. Deſto mehr haben wir Urſache, den gegenwärtigen *deutſchen Blättern* recht viele Gunſt und Unterſtützung zu wünſchen, damit die zweyte Bedingung, die zum Daſeyn einer Zeitſchrift im beſten Sinne gehört, da nicht fehle, wo die erſte Bedingung in ſo hohem Grade vorhanden iſt. Der Herausgeber der deutſchen Blätter, Geheimerath *von Woltmann*, der mit ſeinen Freunden *Schiller* und *Fichte* in früherer Zeit ſchon die Herausgabe der *Horen* beſorgt, und ſpäterhin einer eigenen Zeitſchrift, die unter dem Titel: *Geſchichte und Politik* viele Jahre mit ausgezeichnetem Ruhme fortdauerte, vorgeſtanden hat, that ſchon bey dieſen Gelegenheiten den Verein günſtiger Geiſtesgaben dar, der jedem Unternehmen dieſer Art unentbehrlich iſt, und unter welchen ein richtiger Takt, eine ſcharfe Urtheilskraft, eine weltmänniſche Gewandtheit der Anſicht und praktiſche Anſtelligkeit obenan ſtehen. Denn eine Zeitſchrift, wie ſie hier gemeint iſt, darf keine feyerliche Anſtalt ſeyn, keine philoſophiſche Halle, noch gelehrte Vorrathskammer; ſie ſoll in der Literatur vielmehr die Stelle einnehmen, die im Leben als Geſelligkeit erſcheint, und dem Verkehr des Tages, man weiſs nicht genau, ob mehr dem Nutzen oder dem Vergnügen, aber gewiſs beiden, beſtimmt iſt. Der Herausgeber drückt ſich über die Richtung und Art der deutſchen Blätter in der Vorrede ſelber treffend aus: „Wenn ein Deutſcher von allgemeiner Bildung ſeine Gründe hätte, ſowohl für den Genuſs von bisher ungedruckten Ausarbeitungen und Producten in den allgemeinen Wiſſenſchaften und der ſchönen Kunſt, als auch für die Notiz von anderweiten Erſcheinungen in denſelben, nur ein einziges deutſches Journal zu leſen: ſo ſollte er am füglichſten die deutſchen Blätter wählen. Dahin wird ihr Bemühen gehen, welches nur die Albernheit ſo deuten könnte, als wäre ihre eitle Abſicht, die übrigen Zeitſchriften der deutſchen Welt zu verdrängen." Aus dieſer Beſtimmung geht ſchon gröſstentheils der Inhalt und die Form der Aufſätze hervor, welche hier vorherrſchen werden. Alles dasjenige, was die geprieſenen Zeitſchriften, die Horen, das vaterländiſche Muſeum, das deutſche Muſeum u. ſ. w., zu leiſten ſuchten, liegt in dem Zwecke der gegenwärtigen mit begriffen; allein nirgends war, wie uns dünkt, ein ſo feſter, durchgängig ſichernder Halt für die unvereinten, aus einander fallenden Erſcheinungen, in welche ſich ſonſt ſolche Tagesblätter zu verlieren pflegen, als hier dem Ganzen durch das Übergewicht reifer Geſchichtsdarſtellungen gegeben iſt, woran ſich alles Flüchtigere, Blüthenartige, und auch wieder das Strengere, Einſchneidende, mit gleichſam verſöhnender Milde anſchlieſst. Wo dem Publicum viel *erzählt* wird, da pflegt es ſeine Rechnung nicht übel gemacht zu finden, und es muſs daher mit Vergnügen ſehen, daſs gerade dieſe Richtung es iſt, welche alle anderen Richtungen hier zur Einheit führt. Der praktiſche Sinn des Vfs. zeigt ſich aber auch noch ganz vorzüglich in einer zwiefachen Einrichtung, welche er mit dem, was die oben genannten Zeitſchriften zu liefern pflegten, glücklich verbunden hat. Um Gelegenheit zu haben, auf das Vielſeitigſte in das literariſche Treiben unſerer Tage einzugreifen, ſoll ein *Geiſt* aus Zeitſchriften, Almanachen, Flugblättern u. ſ. w. durch die deutſchen Blätter gehen; er ſoll das Schöne, welches jene darbieten, preiſen, das merkwürdig Schlechte und Kranke rügen, intereſſanten Stoff zu einer neuen Form benutzen. Die zweyte Einrichtung iſt ein *unentgeltliches Aſyl der Antikritik* für die Vertheidigung des in anderen Blättern verletzten Schriftſtellers, der ſich mit Geiſt, Anſtand und Kürze zu vertheidigen weiſs.

Der Anlage nach dürfte folglich bey dieſer Zeitſchrift ſich Vieles finden, das ihr mit anderen gemein iſt, aber ihr doch die vortheilhafteſte Vergleichung zuſichert, und zugleich Anderes, das ihr ganz allein

als ungetheilter Vorzug gebührt. Wiefern die Ausführung der Anlage entspricht, wird sich bey näherer Ansicht der einzelnen Auffätze, von denen wir die vorzüglichften beleuchten wollen, ziemlich ermeffen laffen. Wir müffen nur, um nicht ungerecht gegen den Herausgeber zu feyn, im Voraus bemerken, dafs die Erfcheinung der acht erften Hefte diefer Blätter in die unruhvollen Kriegszeiten fiel, die durch unterbrochene Verbindung und Wechfel des Aufenthalts grofse Störungen verurfachten, und dem lebhafteren Ergreifen und Begleiten unferer literarifchen Neuigkeiten nicht die Begünftigungen verftatteten, die dazu unentbehrlich find.

Die fämmtlichen Auffätze, welche in diefen Blättern enthalten find, laffen fich füglich unter folgende vier Rubriken bringen: Gefchichte, Staatskunde, Dichtung, Kritik. Wir nehmen zufammen, was in der ganzen Folgereihe von Heften, die bis jetzt erfchienen find, verwandten Inhalts ift.

I. *Gefchichte.* Wir haben im Deutfchen einen ungeheueren Reichthum an Büchern der Gefchichte: aus älterer Zeit mehr Erzähler, Chronikenfchreiber, deren dichterifches Vielwiffen urtheilslos doch in der Anmuth einfacher Gutmüthigkeit dafteht; aus neuerer Zeit mehr Forfcher, die mit fcharffinniger Gelehrfamkeit in der Vergangenheit ordnen und walten; das Verdienft diefer letzteren befonders ift unverkennbar, und jeder wahren Gefchichtskunde unentbehrliches Hülfsmittel. Aber bey fo grofsen Schätzen, die in unferer Literatur aufgehäuft liegen, ift die Gleichgültigkeit auffallend, mit der fie von dem grofsen Publicum betrachtet werden; ja diefes fühlt gegen unfere Gefchichtsbücher eine Art Abneigung, die bey anderen Nationen nur etwa die ftrengeren Wiffenfchaften trifft. Bey uns nämlich gehört die Gefchichte noch wenig der Kunft an; fie ift immer mehr in Bezug auf beftimmten praktifchen Gebrauch, fey es juriftifch, politifch oder blofs gelehrt, behandelt worden, und dem heiteren Gebiet edler Geiftesbildung und erhebender Gemüthserfüllung mehr, als zu entfchuldigen ift, fremd geblieben. Die eigentlichen Darfteller, die gefchichtlichen Künftler, in deren Seele das vergangene Leben fich gleichfam wiedergebiert, und zu fchöner Geftalt ausbildet, wo die Wahrheit und der Geift nicht mehr getrennt erfcheinen, diefe find es, deren unfere Literatur noch fo fehr entbehrt, und deren Mangel gegen den Reichthum an Weltweifen und Dichtern um fo feltfamer abfticht. Freylich haben wir die ausgezeichnetften und herrlichften Geiftesgaben immerfort um das Gebiet der gefchichtlichen Kunft, wie Griechen und Römer fie hatten, und unter den Neueren vorzüglich Italiener und Spanier fie befitzen, kreifen gefehen, und wir können in *Winkelmann, Möfer*, ja felbft bisweilen in *Johannes v. Müller*, vorzüglich aber in *Goethe*, deutlich jenen Geift erkennen, der der Gefchichtfchreibung gewachfen wäre, wenn er fich fo recht eigentlich mit der Form derfelben befafst hätte; allein diefe grofsen Männer entbehrten, oder verfchmähten auch vielleicht, die eigentliche Technik diefes Talents, und find daher in diefer Rückficht den phantafiereichen Menfchen, die keine Verfe machen, zu vergleichen; das innere Leben ift wohl da, und fchafft und treibt, aber das in fefte äufsere Erfcheinung Bindende fehlt, und ihre Erzeugniffe nehmen entweder andere Geftalten an, oder fie verfliefsen auch wieder in das Meer des täglichen Lebens; in beiden Fällen ift für die beftimmte Kunft als folche wenig gewonnen. Nur durch die eigentlichen Darfteller der Gefchichte kann diefe felbft ein wirkliches, einflufsreiches und wohlthätiges Eigenthum des Volkes werden, nur durch die wahre Kunft den ungefügigen Stoff zu einem ftarken Werkzeuge der Volksthümlichkeit bilden, damit dem Volk die Kraft feiner Vergangenheit nicht in unkundigem Vergeffen entweiche. Wir dürfen behaupten, dafs ein Volk, welches feine Gefchichte kennt, fchwerer zu befiegen fey, und länger beftehe, dafs es aber feine Gefchichte nur kennen zu lernen vermag, wenn es fie lefen kann, denn das Studiren bleibt dem Gelehrten. *Lesbare* Gefchichtbücher zu fchreiben, ift aber freylich nichts Geringeres, als *aufführbare* Schaufpiele zu dichten; das Gemeine drängt fich auf, und das Edle zieht fich zurück, wenn nicht die höchfte Kunft das Innere wie das Äufsere in gleichem Grade beherrfcht. *Schillers* gefchichtliche Verfuche können höchftens feinen guten Willen zeigen, und dafs er wufste, worauf es ankam; glücklicher waren einige Andere, unter denen der General *von Funk*, Verfaffer der trefflichen Lebensgefchichte Kaifers Friedrichs II, oben an fteht. Die deutlichfte Anfchauung aber der ganzen Aufgabe, und ihre würdigfte Erfaffung hat unter Allen zuerft *Woltmann* durch feine gefchichtlichen Arbeiten dargelegt, denen man das Verdienft nicht wird ftreitig machen können, dafs fie in dem oben angegebenen Sinne wirklich lesbar find, d. h. die fchwerfälligen Gerüfte der Gelehrfamkeit, unter deren Hülfe fie entftanden, wieder abgeftreift, und eine freye Kunftgeftalt angenommen haben. Seine Gefchichte von Grofsbritannien, von Frankreich, des weftphälifchen Friedens, und erft neuerlich die treffliche Gefchichte Böhmens, nebft anderen einzelnen gefchichtlichen Darftellungen, find um fo dankbarer anzuerkennen, als wir wenigftens in diefer Rückficht nichts Befferes und nur wenig Ähnliches aufzuweifen haben, obgleich wir nicht in Abrede feyn wollen, dafs nicht nur überhaupt, fondern auch durch den Vf. felbft in der Gefchichtfchreibung viel Höheres geleiftet werden könnte, wenn die Begünftigungen des heutigen Lebens fo leicht erlauben wollten, die ganze Kraft vieler Jahre ungetheilt auf ein einziges Werk zufammenzudrängen. Er ift felbft der Erfte, der forgfältig daran erinnert, dafs er auf dem Wege, aber nicht am Ziele fey; wie er denn in der Vorerinnerung zu dem bedeutendften gefchichtlichen Auffatze, der durch diefe Blätter hindurchgeht, *Friedrich von der Pfalz und Maximilian von Baiern*, diefes Ziel auf die würdigfte Weife in fchöner, doch nicht unerreichbarer Ferne zeigt. Diefer Auffatz ift eigentlich *das erfte Buch einer Gefchichte des dreyfsigjährigen Kriegs*, eines Gefchichtkreifes, auf welchen der Vf. den frü-

heren, noch keineswegs aufgegebenen Plan einer grossen Geschichte der deutschen Nation von dem Kaiser Maximilian bis zum Schlusse des westphälischen Friedens einstweilen beschränken zu müssen glaubte. In Hoffnung einer günstigeren Zeit, da ihm die Benutzung aller zahlreichen ungedruckten Schriften und sonstigen mannichfachen Hülfsmittel für diesen Zeitraum eröffnet seyn möchte, musste er sich jetzt damit begnügen, die Geschichte jenes Kriegs aus den gedruckten Quellen zusammenzusetzen, „die noch unerforscht genug sind, um ein wahrhaft *neues* Werk zuzulassen, wenn es gleich schon immer etwas ächt Neues in der Geschichtschreibung ist, sobald einer selbst den schon zu Tage geförderten Stoff mit *seinem* Geiste von Neuem hervorholt." Die grosse Verwickelung dieses Stoffes, dessen Reiz uns in dem kriegerischen Theile eben so gegenwärtig, als in dem religiösen schon entfernt liegt, ist in der That mit eigenthümlichem Geiste hier zu einer Klarheit und Übersicht erhoben, dass jeder Leser davon angesprochen werden, und die Darstellung eben so gut zur Unterhaltung geniessen, als zur Belehrung gebrauchen kann. Die Bilder der Zeit sind zur deutlichen Anschaulichkeit günstig zusammengestellt, und dieses Ordnen und Stellen der Massen gehört zu den ersten Erfodernissen der Geschichtskunst. Doch sollten, unseres Bedünkens, bey dem ausserordentlichen Reichthum und Umfang jener Begebenheiten, noch viel mehr einzelne Züge damaligen Lebens in die Darstelluug, ohne dieser darum mehr Breite zu gönnen, verarbeitet seyn. Die Schreibart ist im Ganzen äusserst lobenswerth, besonders wenn wir bedenken, dass in Rücksicht der Geschichte noch keineswegs, wie unsere Dichtkunst sich rühmen kann, die deutsche Sprache die Ausbildung besitzt, um dem Schriftsteller sich als schon fertiges Werkzeug darzubieten; wie sehr *Woltmann* auf alle Weise selbst durch seine vielfach angetasteten Übersetzungen der Alten, zur Fertigung dieses Werkzeugs eifrig beygetragen, ist noch nicht hinlänglich anerkannt. Wir geben als eine Probe der Schreibart die folgende treffliche Schilderung, die wir nicht erst besonders herausgesucht haben. „Der Tod des Kaisers Matthias erledigte die Thronen von Ungarn und Böhmen, welche durch Wahl und Krönung dem Erzherzog Ferdinand von Steiermark zugesichert waren. Allein von den Kronen und Erblanden war es gleich zweifelhaft, ob sich Ferdinand je eines sicheren Besitzes derselben erfreuen werde. Ungarn ward von dem Fürsten Siebenbürgens, dem unruhigen Bethlen Gabor, überzogen. Die türkischen Barbaren, stets zum Kriege gerüstet, drohten mit ungeheuerer Waffenmacht, wahrscheinlich um gleichfalls dieses Königreich zu überschwemmen; und wenn sie in kurzer Frist die Burg von Wien belagern konnten: so zogen die ober- und die unteröfterreichischen Stände, welche die Huldigung verweigerten, und die rebellischen Schlesier und Mähren, zur Belagerung eben derselben Burg heran. Jeder Nerv seiner inländischen Macht war dem König abgeschnitten, und doch sollte er sie bewaffnen zur Beschirmung seiner Provinzen wider die furchtbaren äusseren Feinde, sollte sie anwenden, um sich der Kaiserkrone, welche seit lange die höchste Zier seines Hauses war, im deutschen Reich zu versichern. Die Grundursache der verzweiflungsvollen Lage, in welcher er sich rings in seiner Staatengruppe von hellem Kriegsfeuer eingeschlossen sah, oder durch dumpfen unterirdischen Brand noch schmerzlicher geängstet fühlte, lag unverkennbar in der Zerrüttung, welche der Religionszwiespalt in Leben und Gemüth seiner Unterthanen gebracht hatte. Die evangelische Lehre bedrohte ihn gefährlicher, als die Kriegsmacht des halben Mondes; aber in seinem katholischen Glauben fand er auch mehr Schutz, als in der sehnlichsten Rüstung. Indem seine eigenen Unterthanen ihm den Weg zum deutschen Wahltage versperren wollten; indem er seine Kinder selbst in Grätz nicht sicher glaubte, und auf ihre Flucht nach Tyrol sann; indem das wenige Kriegsvolk, das er durch Matthias aufgestellt fand, mit Meuterey drohte, da es weder Sold noch Brod hatte: beschloss er, der Würde des katholischen Glaubens und seiner eigenen nichts zu vergeben, und den Plan einer festen Grösse für die Zukunft zu verfolgen, auf dem unter seinem Fuss erschütterten und brennenden Boden. — "

Ritter Georg von Frundsberg; von *Woltmann*. Diese, bis in das dritte Buch fortgeführte Lebensgeschichte eines unserer verdientesten ritterlichen Helden der Vorzeit gehört unter die schätzenswerthesten Vorarbeiten zu einem deutschen Plutarch, der, mit rechtem Geist, und in gehöriger Ausdehnung unternommen, ein wahrhaftes Geschenk wäre, das unserem Volksthum noch zu machen wäre. Beyläufig sey es gesagt, dass ein solches biographisches Werk aber keineswegs den Titel führen dürfte, unter welchem wir es aus Bequemlichkeit bezeichnen. An eigenthümlichem Erfassen des Charakters und richtiger Beurtheilung des Umgebenden würde nicht leicht einer unserer anderen Geschichtschreiber mit *Woltmann* wetteifern. Die Bearbeitung dieser Lebensgeschichte Georgs von Frundsberg kann um so mehr zum Zeugniss dienen, als gerade dieser Stoff zu den am meisten zerstückelten und zerstreuten gehört, und noch wenig zu strenger Gestalt gebracht worden. Wegen dieses Widerstrebens des Stoffes ist auch die ganze Darstellung nicht zu derjenigen Anmuth und Helle gelangt, deren wir den Vf., z. B. in der meisterhaften Darstellung des Freyherrn von Görz (s. die Zeitschrift: „Geschichte und Politik") theilhaftig sehen. Auch gegen den vorhergehenden Aufsatz steht dieser in der eigentlichen Schreibart etwas zurück.

Nachrichten von Schillers Leben. Die im ersten Bande der sämmtlichen Werke Schillers bekannt gemachten sehr zuverlässigen Nachrichten *Körners* des Vaters hat der Herausgeber mit beträchtlichen eigenen Zusätzen versehen.

Kriegsabentheuer; vom Ritter *K. A. Varnhagen von Ense.* Auch dieser Aufsatz gehört gewissermassen der Geschichte an, da der Grund der Erzählung eine glaubwürdige Familienüberlieferung ist, und bey den eigentlich geschichtlichen Vorgängen der Belagerung

und Erstürmung von Ofen die genaueste Wahrheit beobachtet worden.

II. *Staatskunde.* Die Behandlung der politischen Gegenstände bedarf in einer Zeitschrift dieser Art einer besonderen Zartheit und Mäfsigung. Das Allgemeinere verdient hier vorzugsweise aufgenommen zu werden, damit der gemeinere Verkehr mit zubereiteten Tagsneuigkeiten nicht zu sehr mit den edleren Musengaben absteche. Wir glauben indefs hier das gehörige Mafs so wenig überschritten, dafs vielmehr dieser Theil der deutschen Blätter füglich eine Erweiterung vertragen könnte.

Über Macchiavelli's Fürstenspiegel als Rettungsmittel; von *Friedrich Buchholz.* Eine neue und geistreiche Ansicht des berühmten Buches vom Fürsten in Bezug auf den Zweck, den man dabey als den ersten des grofsen Florentiners voraussetzt, nämlich die sämmtlichen Staaten Italiens zu einem grofsen Königreiche vereinigt zu sehen. Merkwürdig ist es, sagt der Vf., dafs die Wirkung, welche Macchiavelli's Fürstenspiegel hervorbringen sollte, so ganz verfehlt wurde. Er stellt dann die Möglichkeit einer Widerlegung desjenigen Einwurfs auf, der da behauptet, dafs nur Lorenz von Medici, an den Macchiavelli sein Buch und seine Foderung richtete, nicht der rechte Mann dazu gewesen sey. Ein Fürst ist offenbar im Nachtheil gegen einen Schriftsteller, heifst es, wenn dieser die ganze Welt zu Richtern über seine Gedanken auffodert, jener hingegen weder durch Thaten noch durch Worte sein Verhalten rechtfertigt. Wenigstens ist der Schein für den Schriftsteller dadurch, dafs der gröfste Theil seiner Leser, hingerissen von einem grofsen Plan, sich nicht einfallen läfst, die Ausführbarkeit zu untersuchen. Und dann folgt ein glücklich erfundenes, und mit Geschicklichkeit ausgeführtes Schreiben, wie Lorenz von Medici dem Macchiavelli hätte antworten können. Was der Vf. darin über den Zustand Italiens aus damaliger Zeit sagt, kann zu wichtigen Betrachtungen über dasjenige führen, was in dem jetzigen Zustande Italiens einer solchen Vereinigung seiner sämmtlichen Theile, wie sie neuerdings heftig gewünscht und namentlich durch die mächtige Gesellschaft der *Carbonari* erstrebt wird, im Wege steht. Der Ansicht des Vfs., in sofern sie die allgemeinere Möglichkeit politischer Gestaltungen unserer Zeit betreffen dürfte, könnte übrigens manches Triftige erwiedert werden.

Universalmonarchieen; von *Woltmann.* Ein wahrhaft weltgeschichtlicher Blick auf die grofsen Erscheinungen der Zeit. Der Vf. behauptet, dafs im Gange der Geschichte der Menschheit es nicht auf Universalmonarchieen, sondern auf einen Bund freyer Staaten und Völker abgesehen sey, und alle Versuche zu Universalmonarchieen nur Ausbreitungen des Gemeinsamen, wodurch der Bund eigentlich Gestalt und Einheit erhalten kann, bedeuten sollen. „Der wesentliche Grund, sagt er sehr richtig, warum der Revolutionskrieg von Seiten der Franzosen viele Jahre hindurch glücklicher geführt werden mufste, als von der Gegenseite, lag ohne Zweifel darin, dafs die Elemente zu einem neuen Staatensystem, welche sie in ihren bürgerlichen Verhältnissen jetzt hegten, nach und nach eben während des feindseligsten Kampfes in die entgegengesetzten Staaten übergingen, und daselbst, wenn auch keine offenbare Zwietracht, jedoch eine Lähmung der Nationalkräfte verursachten. Die reelle Macht, welche Napoleon Bonaparte von der französischen Revolution erbte, war freylich grofs genug, um zu Eroberungsabsichten führen zu können; aber ungleich gröfser war die ideale, die ihm jene Wendung der Zeit verlieh, wodurch die Feudalgrundlage der europäischen Staaten und ihres Bundessystems in eine nationale verwandelt werden sollte." Was der Vf. sodann über die Rolle des merkwürdigen Mannes als Universalmonarchen sagt, ist ein neuer Beweis der unparteyischen Würdigung, mit welcher gerade diejenigen Männer Bonaparten im Innersten angreifen, welche seine äufseren Eigenschaften am meisten geneigt sind zu bewundern. *Woltmann*, dem man das Letztere oft mit blinder Parteysucht vorgeworfen, fand sich als Geschichtskundiger in demselben Falle, in welchem der kriegswissenschaftliche Hauptmann *Müller*, der, wenn er einem anderen Volke angehörte, von diesem schon zur höchsten Berühmtheit erhoben wäre, als Stratege sich befand, da er in seiner Schrift über die Schlacht bey Leipzig dem ihm so sehr verhafsten Feinde die schon bestrittene Feldherrngröfse ausdrücklich wieder zusprechen mufste.

Einflufs der englischen Nation auf die Politik des Continents; von *Woltmann.* Dieser, im Anfange mit Freyheit und Umsicht geschriebene Auffatz läfst eine viel gründlichere und ausführlichere Anwendung der aufgestellten Sätze erwarten, als diejenige ist, auf welche er nur allzu bald hinausläuft. Der Einflufs, von dem hier eigentlich die Rede ist, gehörte so sehr dem Augenblicke an, dafs er schon jetzt nachgelassen, und kaum dagewesen ist, aber selbst in seiner kurzen Dauer nie für etwas Gutes genommen werden konnte. Die Engländer haben auf dem wiener Congresse eine sehr schlechte Rolle gespielt, und für Deutschland nur verderblich gewirkt, wie denn die Zerreifsung Sachsens zum Nachtheile dieses Landes und Preussens noch lange wird empfunden werden. Aber freylich nimmt der Vf. hier noch an, die Engländer würden diese Zerreifsung abwenden. Er begeht übrigens darin einen grofsen Fehler, dafs er den wohlthätigen Einflufs der englischen Nation an dem Wirken eines dem besseren Geiste dieser Nation gerade entgegenstrebenden verderbten Cabinets zeigen will. In seine Lobpreisung des österreichischen Kaiserhauses können wir nicht anders als einstimmen, doch hätten wir sie hier nicht erwartet.

Der Kriegsminister Soult; von *Woltmann.* Eine kurze Betrachtung des in den letzten Begebenheiten so grofses Interesse erweckenden Mannes. Ein Geschichtskundiger hat auch die Gestalten seiner eigenen Zeit gegenwärtiger vor sich, da er gewohnt ist, die Erscheinungen im Zusammenhange zu sehen.

(*Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Prag u. Berlin, in der Expedition der deutschen Blätter: *Deutsche Blätter*, herausgegeben von *Carl Friedrich von Woltmann*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

III. *Dichtung.* In diesem sehr reichen Abschnitte haben wir eine grosse Mannichfaltigkeit von Erzeugnissen vor uns, von dem flüchtigen Bilde des Epigramms und dem werdenden Gefühle des Liedes bis zu den grossen Gebilden des Trauerspiels und des Romans. Wenige kleinere Gedichte ausgenommen, sind sie alle von *Karoline von Woltmann;* wir wollen daher zuvörderst einige Worte im Allgemeinen von dieser Dichterin sagen. Man hat schon längst die Bemerkung gemacht, dass alles Vortrefflichste in der Dichtkunst wie in der Weltweisheit sich gewissermassen gleiche, trotz aller Verschiedenheit, welche in Zeit, Sitte und Persönlichkeit der Verfasser gegründet ist, so dass das Charakteristische gleichsam überwunden wird. Unsere Dichterin zeigt in allem, was ihr wahrhaft gelungen ist, sowohl im Ganzen als in einzelnen Stellen dieser Art, eine entschiedene Ähnlichkeit mit dem Vortrefflichsten, dessen Dichter sich zu rühmen haben, eine völlig mit jenen übereinstimmende Darstellung und Sprache. Alle einzelnen Gaben der Dichtung, Verstand, Einbildungskraft, Gemüth, Antrieb, Ausdruck, Verskunst, haben sich innig durchdrungen und in eine harmonische Mischung aufgelöst, wo Alles im Gleichgewicht nach dem Einen höchsten Zwecke der Dichtkunst ringt. Durch diese Richtung zur Vortrefflichkeit ist jedes Vorherrschen einzelner Eigenschaften, jede abstechende Eigenthümlichkeit, die allein ausüben will, was dem Verein *aller* Eigenschaften aufgegeben ist, entfernt, und eine gleichmässige, heitere, ruhige Künstlerstimmung herbeygerufen. Freylich ist die Abwesenheit des Charakteristischen, die bloss Folge der Vollendung seyn sollte, an denjenigen Stellen unangenehm, wo mit ihr auch diese fehlt, und die Werke zweyter und dritter Ordnung könnten oft selbst durch ihre Verirrungen einen Vorzug zu haben scheinen, der sie wenigstens interessant macht; allein dafür gelangen sie auch nie zu der in Gleichgewicht gesetzten Mischung des Talents, durch welche allein das höchste Ziel der Kunst erreicht werden kann. Es ist aber keine Frage, wenigstens in unserer Literatur, wo Alles nur noch Streben und Richtung ist, darf es keine seyn, dass schon das Streben nach dem Höheren mehr zu schätzen ist, als das Erreichen des Geringeren, und diess gilt besonders hier, wo das höchste Streben so oft ein wirkliches Erreichen wird. *Karoline von Woltmann* besitzt eine wahrhaft dichterische Ader, die Fähigkeit, dichterisch zu fühlen und anzuschauen, und unverkennbar strömen ächte Wogen solcher Quelle durch ihre Darstellungen, die mit innerer Anmuth grosse äussere Gewandtheit verbinden; aber gleichwohl können wir nicht unbedingt überall das gleiche Lob aussprechen, besonders was die grösseren Werke betrifft, wo die Abwesenheit glänzender Verirrungen, wie schon gesagt, nur desto höhere Ansprüche an die Dichterin begründet. Nach dieser vorangeschickten Erörterung ihres Talents überhaupt können wir über die einzelnen Erzeugnisse, deren genauere Prüfung ohnehin den hier vergönnten Raum überschritte, desto kürzer seyn.

Maria und Walpurgis, ein Roman; von *Karoline von Woltmann.* Die bis jetzt erschienenen Hefte gehen bis zum Schlusse des fünften Buches, mit welchem die Erzählung abgebrochen ist; das Ganze lässt sich daher noch nicht übersehen, und folglich auch über das Mitgetheilte nur ein schwankendes Urtheil fassen. Doch leuchtet ein sehr lebhaftes Interesse hindurch, und die einzelnen Schilderungen regen zur grössten Theilnahme an. Die Vfn. ist vorzüglich geschickt, innere Zustände und wir möchten sagen den Wetterschein der Verhältnisse klar und deutlich zu sehen, und mit bestimmten Zügen wiederzugeben; der gegenwärtige Roman ist reich an solchen Stellen, die ganz meisterhaft ausgedrückt sind. Nicht weniger gelingt es ihr, den Gang von Begebenheiten darzustellen, das Wesen der Charaktere aber besser im Ganzen, als in besonderer Beabsichtigung. Wir wünschen die Fortsetzung dieses Romans, der zu den besten Erscheinungen dieser Art zu gehören verspricht, recht bald erfolgen zu sehen.

Orlando, ein Trauerspiel; von *Karoline v. Woltmann.* Der Gegenstand ist mit Einsicht gewählt, und mit Sicherheit behandelt, ohne weder die Strenge des Inhalts, noch den südlichen Ton der in Kalabrien spielenden Geschichte aus den Augen zu verlieren. Die Charaktere sind gut entworfen, und hin und wieder durch Meisterstriche das Innerste ans Licht gerufen. Gleichwohl scheint uns das Ganze noch eigentlich mehr skizzirt, als ausgeführt, was jedoch auf der Bühne, für welche es sehr geeignet wäre, nicht so bemerklich wäre. Wegen des Schlusses, der durchaus unbefriedigend ist, und durch das Umkommen der Bösen keineswegs versöhnt, liesse sich wohl eine schick-

liche Änderung erfinden, durch welche zugleich das Schickſal mehr in ſeiner hohen Geſtalt behauptet würde. Schöne Stellen von tiefer Wahrheit, wie folgende:

> Wo Niemand ſeinen Kampf bemerkt, errang
> Wohl mancher Held ſchon ſeinen ſchwerſten Sieg!

oder:

> Sie lächelt. Güte ſchwebt wie Lebenshauch
> Noch über ihre todten Züge, kann
> Nicht ſcheiden von dem anmuthsvollen Leib;
> — — ſo tief beruhigt ſchläft
> Nur, wen nicht mehr das Leben ſtören darf.

ſind reichlich durch das Ganze hingeſtreut.

Unter den *Gedichten* zeichnen ſich vorzüglich folgende aus:

Kaiſer Karl der Fünfte, eine ſehr ſchöne Romanze, in welcher die Dichterin den wahrhaft elegiſchen Ton getroffen hat. Der junge Kaiſer iſt in Gram verſunken, und ſucht Linderung durch Saitenſpiel und Geſang der Barbara Biombazeres, die zugleich ſein Herz gewinnt. Doch vergiſst er ihrer im Getümmel der Welt wieder, aus der er ſich endlich alt, krank und lebensüberdrüſſig zurückzieht; an der Schwelle des Todes naht ihm noch das Bild ſeiner Lebensblüthe in einem früher nicht gekannten Sohne:

> Er erkennt der Mutter Locken,
> Ihre Stirn, ſo licht und rein,
> Ihrer Augen ſanften Schein;
> Ihre Stimme hört er wieder,
> Säuſelnd wie vom Himmel nieder.

Edwi und Elgiva, Ballade in drey Theilen.

Die Dame vom See, Bearbeitung des engliſchen Gedichts *The Lady of the Lake*, von *Walter Scott* Esq. Alle drey von *Karoline von Woltmann*, von welcher noch mehrere andere ſehr anmuthige und gefühlvolle Lieder in dieſer Sammlung befindlich ſind. Wir heben das folgende kleine Gedicht auf den verdienten Arzt *Stoſch* hier aus, da die theilnehmende Empfindung, welche der Tochter zur Ehre gereicht, es zugleich der Dichterin geworden:

Am Grabe meines Vaters.

> Weilt hier freundlichen Blicks, friedſelige Pilger, ein Mann ſchläft
> Hier in der Gruft, der Troſt, wo er ſich nahte, gebracht.
> Heilkunſt übt' er, getreu der Natur, hat Viele den Lieben,
> Hat auch die Tochter, mich ſelbſt, gutem Geſchicke bewahrt.
> Sein unſchuldiges Herz war einzig durch Liebe belohnet:
> Liebt das Gedächtniſs des Manns, welchem ſo Viele gedankt!

Wir übergehen mehrere andere Beyträge von *Stolberg*, *Voſs*, *Klamer Schmidt*, *Fouqué* und Ungenannten.

IV. *Kritik.* Für Recenſionen iſt anderweitig ſchon genug geſorgt, ſo daſs eine Zeitſchrift, wie die vorliegende, in dieſer Rückſicht nur wenig zu leiſten haben kann, ja ſogar dieſes Wenige nicht in der Geſtalt eigentlicher Recenſionen, ſondern in freyer, dem Sinne mannichfach zugänglicher Abwechſelung. Dieſem Grundſatze ſcheint der Herausgeber hier glücklich gefolgt zu ſeyn, indembey zahlreichen kritiſchen Aufſätzen in den deutſchen Blättern nichts von jenem Überdruſs zu ſpüren iſt, mit welchem die anmaſslichen Urtheilsſprüche eitler Richter ſo leicht erfüllen. Wir erwähnen auch von dieſen Aufſätzen nur die merkwürdigſten. *Über Goethe's Leben, drey Theile*; von *Woltmann.* Eine ausführliche, kritiſche Darlegung des herrlichen Werks. Wir haben erfahren, daſs *Goethe* ſelbſt mit groſser Zufriedenheit dieſer Darlegung gedacht, und geäuſsert habe, daſs es eine Freude ſey zu ſchreiben, wenn man ſo verſtanden werde; und nach dieſem Zeugniſſe brauchen wir weiter nichts hinzuzufügen. — *Rehbergs Gemäldeausſtellung in Berlin.* Der ungünſtige Gegenſtand, den ein Schriftſteller finden kann, die Beſchreibung von Gemälden, iſt in neuerer Zeit ſehr häufig, und von den gröſsten Meiſtern, behandelt worden. Auch dieſer Beytrag mag lobenswerth genug ſeyn, beſtätigt aber aufs Neue, daſs *Heinſe* und *Diderot* in der Kunſt, Gemälde zu beſchreiben, nicht leicht erreicht werden. *Über Schillers ſämmtliche Werke.* Ein Verſuch, das Innere der Entwickelung *Schillers* in geordneter Folge anzuſchauen. Es werden verſchiedene Stufen angenommen, nach welchen ſeine Werke ſich abtheilen laſſen. *Schreiben über Kotzebue's Geſchichte von Preuſſen.* Das Geſchäft des Geſchichtſchreibers wird näher betrachtet, und ſein Verhältniſs zum Dichter beſtimmt. *Kotzebue* hatte ſich entſchuldigt, daſs in dieſem Werke noch bisweilen der Dichter zu ſehen ſey, dagegen wird hier als der weſentlichſte Fehler dieſes Geſchichtsbuches angegeben, daſs der Dichter nirgends darin zu finden ſey. *Spittler*, von *Heeren* und *Hugo.* Ein ſchätzenswerther Beytrag zur Feſtſtellung des Urtheils über dieſen vorzüglichen Geſchichtſchreiber.

Aus dieſer gegebenen Überſicht wird der Geiſt und Inhalt der deutſchen Blätter genugſam erhellen; die Auszüge aus anderen Zeitſchriften, die Antikritiken, literariſchen Anzeigen u. dgl. erwähnen wir nur im Allgemeinen, um zu ſagen, daſs ſie dem Übrigen entſprechen. Was den Titel *deutſche Blätter* betrifft: ſo müſſen wir noch bemerken, daſs zwar noch zwey andere Zeitſchriften, die in Altenburg und in Freyburg erſchienen, denſelben Titel geführt, die gegenwärtigen aber, wenn gefragt würde, welche von den dreyerley deutſchen Blättern eigentlich denn die ächten ſind, leicht das erſte Recht auf dieſen Namen darthun können, da ſie beynahe ein Jahr vorher, ehe die anderen ans Licht kamen, angefangen haben.

φφ.

Leipzig und Altenburg, b. Brockhaus: *Aus dem Kriegs- und Sieges-Jahre* 1815. *Vierzig Lieder* nebſt Anhang. Von *D. F. G. Wetzel.* 1815. X und 124 S. 8. (12 Gr.)

Der Sinn und Geiſt altdeutſcher Kraft und Männlichkeit hat den Vf. dieſer vortrefflichen Lieder durchdrungen. Es glüht in ihnen das Feuer des heiligen Zorns, es leuchtet in ihnen das Licht des Glaubens, der Ergebung und der Liebe; und dieſe ſeltene Verei-

nigung jenes muthig verzehrenden, seiner selbst nicht schonenden Feuers, mit jenem höheren Licht, dem nur die Demuth naht, bezeichnet die vorzüglichsten dieser Gesänge. Der Vf. hat sie durchgängig dem Ton der Sprache Luthers und seiner Zeit nahe zu bringen gesucht, und es ist ihm meistens gelungen, seinen Liedern diesen alten tüchtigen Herzschlag zu geben. In glühenden Bildern, in denen er manche Verkündigungen der Propheten und der Offenbarung sehr passend und ernstlich andeutet, malt er das schnöde, hoffärtige, lügnerische, gräuliche Laster, und den, in dem er eine satanische Menschwerdung erkennt (z. B. im 25sten und 26sten Liede); mit prophetischer Warnungsstimme wendet er sich an das deutsche Volk, und legt es ihm ans Herz, unter dem Paniere des Herrn gerüstet zu bleiben: „denn der arge Feind, der Weltverderber, schlummere nie." (Man sehe, lese und beherzige z. B. den herrlichen *Wächterruf* (als Vorwort), und die herrlichen Lieder No. 32, No. 34, 35 und 36, in welchen jene männlich gerüstete Kraft erstand, die aus Luthers, Opitz und Weckherlins Rüst- und Wehr-Liedern so herzig und treffend redete.) Aber auch der tröstlichsten und seligsten Verheissungen voll sind diese Gesänge, und schauen gläubig und ernst zur Erfüllung des göttlichen Worts empor, das in diesen Tagen so laut zu uns redet, dass man wohl mit Novalis sagen kann, die Bibel ist im Wachsen! — Wie ermunternd und erquickend redet dieser Glaubensmuth, leuchtet dieser Blick zum Herrn der Heerschaaren, in den trefflichen Liedern: „*Mit Gott hat's angefangen, Mit Gott wird's enden auch*" (22). „*Auf Bergen wohnt die Freyheit! Da blüht Leben*" (zur Feyer des 18ten Octobers). „*Nun auf, mein Geist, nach oben*", „*So recht, nur tob' und wüthe zu*;" und vor Allem in dem rhythmischen Gesange: „*Mit Gott beginn ich, und ende mit Gott*" (*Anhang* überschrieben), dem geweihtesten, meisterlichsten und tiefsinnigsten Gedichte der ganzen Sammlung, das Jeder beherzigen möge, der sich einen aus deutschem Volke nennt!

Dass in Ermunterungen zu Kampf und Streit eine sinnliche Lebhaftigkeit der ganzen Darstellung, also auch der gewählten Sprache, vorherrschen muss, liegt in der Sache, so wie der gewaffnete, regsame Körper ja der Repräsentant des innerlich gerüsteten Willens ist; doch scheinen manche der neueren Verfasser von Kriegsliedern in dieser Lebhaftigkeit hie und da an den Ton einer gewissen übermüthigen Kraftlust und eines herausfodernden Hüpfens anzupochen, der nicht im Sinne dieses heiligen Krieges und der Deutschen liegt. Allerdings ist es auch nicht leicht, bey der Tendenz der Ermunterung und der Verbreitung solcher Lieder, die leise Grenze zu treffen, welche der deutsche fröhliche Trotz und Muth nicht überschreiten darf, ohne dem inneren Ernste unähnlich zu werden. Dass das innere Mark in diesen Liedern ebenfalls hie und da in ein allzu musculöses Wesen überging, ist nicht zu leugnen; wir rechnen dahin vorzüglich einige Stellen, welche *Racheluft* schnauben, z. B.: „*Es tobt und brüllt in mir ein Leu, Nach Blut, nach Feindes Blut*" (S. 26); „*Nieder, nieder mit den Hunden, Kein Erbarmen sey gefunden*" (S. 33). Doch sind es nur sehr wenige Lieder dieser Sammlung, die einen solchen Zweifel, ob dergleichen *Lust* zur Rache denn auch der Charakter des Gefühls sey, in dem man sich zur Ausübung eines göttlichen Gerichts geweiht glaubt, veranlassen u. s. w.; denn die meisten dieser Kampfgesänge sind wahre Posaunenstimmen und Ritterfahnen, gemacht, dass unter ihrem Wehen mit doppeltem Muthe gefochten und gesiegt werde, z. B.: „*Ins Feld, ins Feld, du wackres Heer*" (S. 7). „*Wohlauf, ihr Streiter Gottes, auf*" (S. 19); „*Schweizerknabe, Schweizerknabe*" (S. 35); „*Nun wird es wieder Licht auf Erden*" (S. 41); „*Wie wunderbar doch sind des Herrn Gerichte* (S. 54). Auch hat das Gedicht S. 13: „*Auf, das Schwert in tapfrer Rechten,*" des heiligen Zorneifers rechtes Mass.

Das Wort in dem einen dieser Lieder:

Und ob ein härtrer Kampf noch dräut,
Wir haben doch in diesem Streit
Das Schwert wohl lernen führen,
Auf dass wir flugs gerüstet stehn,
Und fertig, in den Streit zu gehn,
Und keine Furcht verspüren,
Bis dass der Erbfeind gar erliegt,
Das Reich des Herrn auf ewig siegt. (S. 98.)

scheint bereits eingetroffen. Der in den Sinn der göttlichen Verkündigungen und Gerichte blickende Geist dieser Gesänge, eignet sie vor vielen anderen Sammlungen ähnlicher Art zu Begleitern für Alle, die im Glauben an die Sache des Herrn und sein Reich in diesen neuen, wahrscheinlich noch grösseren, und gewiss am Ende Gott verherrlichenden Kampf gehen. Ihnen rufen wir aus dem achten Liede dieses Büchleins zu:

Hie tritt Gott selber auf den Plan,
Und bindet mit dem Teufel an,
Das will der Krieg bedeuten,
Darin wir jetzo streiten.
Kreuzfahrer sind wir alle,
Und Märtyrer im Falle.

— us.

1) LÜBECK, b. Römhild: *Vaterländische Gesänge, nebst einer Sammlung anderer Gedichte.* Von *Heinrich Kuhnhardt*, Professor. 1815. VIII und 104 S. 8.

2) LÜBECK, im Verlag des Vfs.: *Gedichte*, von *Gerhard Friedrich Kaltschmidt*, Privatlehrer der Mathematik und Musik. 1815. 72 S. 8.

Das eigene Urtheil des Vfs. von No. 1 über seine Gedichte kündigt sich in der Vorrede sehr bescheiden an, und dieselbe scheint den Standpunct, von dem aus sie betrachtet seyn wollen, sehr richtig auf Alle, die an den besonderen Schicksalen seiner Vaterstadt, Lübeck, Theil haben und nehmen, vorzüglich zu beschränken. In diesem Sinne wird man mehrere derselben, z. B. *Epistel an G. d. Richerz* (letzten Bürgermeister zu Lübeck vor dessen Unterjochung), *Lübecks Festgesang, der heimkehrenden hanseatischen Freyschaar geweiht,* u. m. a., gewiss mit herzlicher

Theilnahme lesen: durch höheren Kunstwerth und gehaltenere Poesie ausgezeichnet ist der *Epilog am Schlusse des Jahrs* 1814, *Deutschlands muthigen Söhnen gewidmet.* — Die andere Hälfte dieser Sammlung enthält Gedichte vermischten Inhalts. Sie verrathen wenig Beruf zur dichterischen Kunst, und die etwas dürftige Poesie ihres Stoffs spinnt und dehnt sich, wie diess bey solchem Mangel immer der Fall ist, ermüdend aus: doch enthalten sie Beweise eines herzlichen Gefühls, eines guten Sinnes; und obwohl nicht neu und tief in der Gedankenfolge, doch in jener Rücksicht der Anerkennung werth ist z. B. *die Elegie auf den Tod eines holden Knaben*, schöner und origineller noch *der Tauftag.* Das Ganze schliesst mit *Sinngedichten nach Martial*, die meistens zu loben sind, und einem epischen Fragment, *Hekuba,* worin wenigstens ein recht brauchbarer Stoff für grössere Ausarbeitung angedeutet ist.

No. 2. Nur die alte Neigung des Menschen zur verbotenen Frucht erklärt es, warum Mancher ein Vergnügen darin findet, etwas ungeschickt nachzumachen, was nicht seines Amtes ist. Allerdings ist Poesie keine Zunft, und es kann Keiner zurückgewiesen werden, der Verse machen will; aber viel unmöglicher, als das Eindringen in eine Zunft, ist die Erreichung der Weihe der Kunst für den, der sie nicht von den Sternen hat. Der Vf. von No. 2 nennt sich Privatlehrer der Mathematik und Musik, und so sehr wir von dem Glauben durchdrungen sind, dass es zwischen diesen beiden scheinbar heterogenen Musen einen Punct des Zusammentreffens giebt: so lassen die Gedichte, mit welchen sich der Vf. überdiess beschäftigt, kaum vermuthen, dass er diesen Vereinigspunct, den nur die Poesie ahnen kann, getroffen hat. Zum Lobe jener beiden Musen äussert er sich also:

> Die schönsten *Compositionen*,
> Sie schwinden hin, im Strom der Zeit,
> Die *Grössenlehre* trotzt Aeonen,
> Ihr Loos ist Unvergänglichkeit. —

Lässt sich in diesen höchst elenden Gedichten, die meistens eine schülerhaft incorrecte Folge der alltäglichsten Schnurrpfeifereyen von Gedanken enthalten: etwa irgendwo ein blosses Fünkchen, nicht etwa von Poesie, sondern von reiner richtiger Prosa entdecken, so möchte es in den Gedichten: *die Zukunft* und *die Hermannsschlacht*, der Fall seyn. *Der Frühlingsmorgen* liess sich zwar zu Anfang besser an:

> Es war ein schöner Morgen,
> Um freudig aufzustehn,
> Und frey von allen Sorgen
> In's weite Feld zu gehn.

Das klang wie aus einer anderen Heimath; sogleich zeigt sich aber, dass ein blosser Hauch des Ungefährs diesen reinen Ton in die Wüste herübergeführt hat. Denn bald darauf heisst es:

> Und uns *akkompagnierte*
> Der Vögel leichtes Chor;
> Die Lerche *deklamirte*
> Ihr Lied uns jubelnd vor.

Die Lerche wird sich dafür bedanken! Sie ist Frühlingsbote. — Wenn Hr. *K.* pathetisch wird, ist es ungefähr so anzuhören:

> Deine Kinder . . . .
> Folgen deines Feindes Winken,
> Und wenn Hügel *ihre Säfte* trinken,
> Sind befreyt *es* deine Grenzen?
>
> Aber ihre Schatten werden klagen
> Über dich dereinst am *Hoch*-Gericht.

(S. 49 u. 50.)

Jedem ist seine Freude gegönnt: am ungetrübtesten würde die des Vfs. an seinen Gedichten bleiben, wenn er sie ungedruckt liesse.

— us.

KURZE ANZEIGEN.

PÄDAGOGIK. *München*, b. Fleischmann: *Schulreden* (,) gehalten bey öffentlichen Prüfungen und Preisevertheilungen an die Jugend, von *Joseph Röckl*, Professor der Pädagogik und Geschichte am königl. Lyceum und Districts-Schulinspector zu Dillingen. 1812. VIII und 164 S. 8. (12 Gr.)

Im J. 1808 wurde Hr. *Röckl* an die Stelle des verstorbenen Prediger *Hörmann* als Schulinspector zu Dillingen angestellt. Als solchem lag ihm die Verpflichtung ob, alljährlich bey der öffentlichen Prüfung der Schüler und bey der Vertheilung der Preise eine Rede zu halten. Fünf derselben theilt er in vorliegender Schrift mit. Sie geben Auskunft über den Zustand und die Fortschritte der Volksschulen in Dillingen. Auch hier befand sich das Schulwesen im traurigen Verfall, und man kann Hn. *R.* das Verdienst nicht absprechen, dass er bey so wenigen Hülfsmitteln in Kurzem viel geleistet. Beygegeben ist eine Gelegenheitsrede über den Einfluss der häuslichen Erziehung auf die öffentliche.

Zwar zeigen diese Vorträge (denn der Name „*Reden*" ist für dieselben wohl zu stolz und anmassend) von mehr Einsicht und Geschmack als die pädagogische Reise, welche Hr. *R.* 1808 herausgab, und wodurch er sich bey dem pädagogischen Publicum so sehr in Misscredit gesetzt hat; aber doch ist noch alles sehr trivial und oberflächlich, und die Schreibart sehr schwerfällig und fehlerhaft. Der Vf. macht sich kein Gewissen daraus zu schreiben: überhaupts, ferners, mittels, ärndten, Erde-Beschreibung, ich hätte wohl *gewunschen*, von *Seite* der Bewohner, viele arme Mädchens, engere Schlupfwinkeln aufsuchen, zween Setzkästen, verboste Eltern und dergl. Doch wollen wir Hn. *R.* eine entschiedene Liebe für das Schulfach und einen gewissen praktisch pädagogischen Sinn gern zugestehen. — Interessant war uns die Nachricht, dass nach authentischen Angaben in zehn baierischen Landgerichts-Districten, in der Zeit von zwey Jahren, gegen 450 Schulgärten angelegt, 6330 hochstämmige Obstbäume und über 10,000 Baumpflänzchen gesetzt und mehrere Millionen Obstkerne von den Schulkindern gelegt worden sind.

L. Th.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
MAY 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Berlin, in Commiss. b. Hitzig: *Louise, Königin von Preussen.* Der preussischen Nation gewidmet. Zum Besten der Wittwen und Waisen der für König und Vaterland gefallenen Landwehrmänner und freywilligen Jäger. 1814. 124 S. 8. (1 Rthlr.)

2) Berlin, b. Wittich: *Über deutsche Geselligkeit, in Antwort auf das Urtheil der Frau von Staël;* von *Karoline de la Motte Fouqué.* 1814. 56 S. 8. (4 Gr.)

3) Leipzig, b. Rein: *Frauensteuer an der Wiege des wiedergeborenen Vaterlandes.* Von *Elisabethe von F.* 1814. 80 S. 8. (6 Gr.)

4) Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Deutsche Worte über die Ansichten der Frau von Staël von unserer poetischen Literatur in ihrem Werk über Deutschland.* 1814. 250 S. 8. (1 Rthlr.)

Wir fassen die drey ersten Schriften in dieser Anzeige zusammen, nicht nur, weil sie alle drey von Frauenhänden gefertiget sind (von der ersten vermuthen wir es nur ihrem Ton und Geiste nach): sondern auch, weil ihre Verfasserinnen denselben löblichen Zweck verfolgen, die Deutschheit zu erwecken und höher zu stimmen, sich ungefähr desselben Grades von Cultur erfreuen, mit einerley Elementen und Vorstellungen, die in der deutschen Literatur an der Tagesordnung sind, ihr Wesen treiben, sich auch darin gleichen, dass sie ihres Denkens und Empfindens nicht Meister genug geworden, um trotz der angemassten Einfachheit und Naivheit und Verständlichkeit nicht als Pedantinnen zu erscheinen und mitunter recht dunkel zu bleiben, wo sie sehr klar zu sehen glauben. Endlich sind diese drey Schriftstellerinnen Beweise, wie schwer den Frauen und besonders den deutschen es wird, einen historischen Gegenstand und das Denken mit der höheren Ökonomie der Anlage und des Stils zu handhaben. Sie zeigen sich in dieser Hinsicht als schlechte Haushälterinnen. Wir gesellen den drey Damen den Sprecher der *deutschen Worte* bey, damit sie Jemand haben, der ihnen gewiss besser gefällt, als Rec., und durch seine Anbetung der neuesten Poesie, seinen schwachen, empfindsamen Kunstjüngersinn vortrefflich geeignet ist, insonderheit den beiden letzten von ihnen die Schleppe zu tragen.

Über die Königin Louise von Preussen wird die Notiz, dass sie am 10 März 1776 geboren ward und den 19 Jul. 1810 starb, vorangestellt, um die Schlussfolge daraus zu ziehen: also noch in der vollen Blüthe u. s. w. Dann wird erwähnt, wie tief die Trauer des Königs über den Verlust seiner Gemählin sey, und der Übergang gemacht, dass nächst ihm sein ganzes Volk die tiefste Trauer um die Königin empfunden habe; und endlich bemerkt, dass dieses seine grosse und schöne Gegenwart an das Andenken Louisens knüpfe, deren Leben also bedeutend gewesen seyn müsse, aber eben desswegen in der dunkeln Zeit vor der Wiederherstellung von Preussens Ruhm nach seiner ganzen Bedeutung nicht ausgesprochen werden durfte. Hier treffen wir auf das eigentliche Thema der Vfn., welches sie mit kurzen, schön gesagten Sprüchen, woran es ihr bisweilen nicht fehlt, in die ersten Zeilen ihrer Schrift hätte stellen sollen. Eben so ungeschickt wird nach den plauderhaften Umwegen, ehe es in der Einleitung an das Hauptthema kommt, mit der Versicherung angehoben, dass *Klarheit des Geistes*, und *Wahrheit des Charakters*, wahre Naturanlagen der Königin gewesen seyen, was man gern aus der Schilderung ihres Lebens abnehmen würde, ehe man es uns versichert. Jene Klarheit des Geistes und Wahrheit des Charakters hätten ihr *grosses Gemüth* gebildet und gekräftiget; und dass sie wirklich ein grosses Gemüth besass, sollen wir darum glauben, weil jene beiden Eigenschaften die Grundlagen desselben wären. Weil, was wir zugeben, ein grosses Gemüth nicht ohne dieselben seyn kann, folgt daraus, dass es immer und nothwendig da sey, wo sie sind? Hätte die Vfn., wovon hier keine Spur ist, sich nur deutlich gemacht, was ein grosses Gemüth sey: so würde sie es der Verewigten nicht auf eine so wenig beweisende Art beygemessen haben. Sie fährt fort, dass dieselbe auch ein *schönes* Gemüth besass, indem sie mit jenen beiden Eigenschaften auch die Liebe verband; und nach solchem kleinen, zum Theil verunglückten logischen Bemühen, welches der historischen Anschauung vorgreift, sie wohl gar ersetzen soll, wird die Behauptung, dass die Königin ein grosses und schönes Gemüth in vollem Mass (ist ein grosses Gemüth in vollem und nicht vollem Masse zu haben?) besass, unter ihren grossen Schicksalen zeigte, auf das ungeschickteste als Brücke gebraucht, um auf die Jahre zu kommen, welche sie vor diesen grossen Schicksalen verlebte. Bey jenen hätten wir sogleich nach dem spruchhaften Ausdruck des obenerwähnten einleitenden Hauptthema seyn sollen.

Indem erwähnt wird, dass die Königin den König gleich nach der Thronbesteigung in die verschie-

denen Theile feiner Erbftaaten begleitete, und auf diefen Reifen den erften Grund zu der allgemeinen Liebe und Verehrung, deren fie im Preuffifchen genofs, durch ihre Güte, Schönheit und *Grazie* legte, wird die letzte vortrefflich gefchildert. „Sie war nicht blofs äufserlich, heifst es S. 9, fie geftaltete fich aus dem Innerften ihres Gemüthes, darum war fie fo feelenvoll und bedeutend. Die Königin hat durch ihr Seyn uns erklärt, warum die Grazien der alten Welt gerade dreyfach geftaltet wurden: weil es in der Natur eine dreyfache Grazie giebt, die des Geiftes, des Charakters, und des Körpers, und dafs nur durch diefe dreyfache Vereinigung die wahre und ächte Grazie entfteht." Ob die weitere Schilderung von dem geiftigen Leben der Königin nicht idealifirt fey, ob fie fich wirklich nur mit Geiftern, wie Herder, Goethe, Schiller, befafste, etwa nur noch an geiftreichen franzöfifchen Memoiren und einen Gefchichtfchreiber, wie Gibbon, Vergnügen fand, und an keiner deutfchen gewöhnlichen Modelectüre, ob fie fo ganz rein finnig nur in Gemüth und Geift und Pflicht lebte, kein Intereffe an blofs zerftreuenden, äufseren Vergnügungen hatte, wollen wir dahin geftellt feyn laffen, und blofs durch die eigenen Worte der gewifs edeln Vfn. andeuten, wie die Kritik ihr Bild von der Königin zu nehmen habe, von welcher es S. 18 heifst: „Durch ihr Seyn war etwas entftanden, was wir eine *Verklärung* des Lebens nennen möchten, was dem Gewöhnlichen im Leben fo ungleich war, und in deffen Nähe man fich *gleichfam*(?) fo veredelt und fo beglückt fühlte, dafs der Königin der Name *Engel* bey denen, die ihr Wefen ganz durchfchauten, vorzugsweife geworden war. Der *Engel* wurde fie genannt von allen, deren Herzen fie am nächften war.

Indem die Vfn. nun wieder auf die Jahre kommt, wo die Königin mit einem harten und grofsen Schickfal kämpfen mufste, will fie uns eine allgemeine Überficht der Ereigniffe geben, welche fo mächtig auf diefelben eingewirkt haben. Wir wünfchten, dafs diefe allgemeinen Züge tiefer aufgefafst und richtiger entworfen wären. Wenn fie meint, dafs alle Hoffnungen, welche in frommen, aber der Zeit und der Gefchichte unkundigen Gemüthern entftanden, die franzöfifche Revolution fey die nahe Morgenröthe einer grofsen Zeit in der Gefchichte, eitel geworden feyen: fo dient zur Berichtigung, dafs derjenige, welcher der Gefchichte nicht oberflächlich kundig war, eine gleiche Hoffnung fafste, und gewifs noch fefthält, immer mehr beftätiget fieht; nur weifs er, dafs eine nahe Morgenröthe in der Gefchichte auch eine folche heifsen kann, vor deren Anbruch manche Lebensalter der Menfchen vergehen. So flach die Grundanficht der Vfn. von der franzöfifchen Revolution ift, eben fo flach auch die von Bonaparte. Gewifs ift, dafs fein Wille nicht rein war, was bey einem Machthaber, der eine Revolution zügeln foll, für unmöglich gehalten werden mufs; gewifs auch, dafs die gefunderen Begriffe, die er unbezweifelt in den früheren Jahren und auch noch als Conful über das Grundwefen der Revolution nicht nur hatte, fondern in fich hegte, durch den Sturm der Leidenfchaft, in welchem er fich und die Welt fortwirbelte, die gute Kraft auf ihn wenig mehr äufserten. Ihn defshalb aber, wie hier gefchehen ift, als das böfe Princip felbft zu nehmen, fo wie den Kaifer von Rufsland als das gute, das ift nur eine unhiftorifche Plauderey zu nennen. Wahrer ift der Zuftand befchrieben, in welchen die Maximen feines politifchen Syftems die befiegten Völker verfetzten. Wenn der Vfn. kein Zweifel übrig bleibt, dafs er gefonnen war, ganz Europa unter feine Familie zu vertheilen, müffen wir fie doch daran erinnern, wie fehr er fich bemühte, die Macht feiner Familie durch feine Vermählung mit einer Prinzeffin aus der gröfsten und blühendften unferer alten Dynaftieen zu befeftigen.

Wir freuen uns, auch hier die Verficherung zu finden, dafs die Königin den Krieg von 1806 nicht wünfchte, ja nicht einmal erfuhr, dafs er befchloffen werden follte. Eine andere Frage bleibt indefs, ob fie nicht eine Stimmung theilte und auf ihren hohen Standpunct erweiterte und kräftigte, nach welcher ein Theil der Preuffen, infonderheit die Officiere und der Adel, zu dem Kriege geneigt waren. Die Schmähungen des franzöfifchen Kaifers gegen fie, als die Furie des Krieges, das unbefchreiblich elende Zeitungsblatt, das telegraphifche Ungeziefer eines gewiffen *Lang*, werden hier gehörig gewürdiget. Statt aller Declamationen, „dafs die Königin wie ein Kunftwerk und Symbol der Schönheit bisher dageftanden, und die Menfchen kein Urtheil gewagt über folches Symbol des Himmlifchen, damals aus dem Tempel gehoben und der Erde, dem Urtheile des Volks übergeben fey," hätten wir deutlicher ausgefprochen, individueller ausgeführt gewünfcht, was über die Art angedeutet ift, wie die Königin die telegraphifchen Verunglimpfungen aufnahm.

Am wünfchenswertheften wäre eine Auswahl ihrer Briefe gewefen, welche fie in der Unglücksperiode fchrieb, und eine Mittheilung der bedeutendften Blätter aus ihrem Tagebuch. Die wenigen hier gegebenen Proben find Belege, wie eine Frau fchreiben foll, und die Natürlichkeit ihres Stils befchämt unfere Schriftftellerinnen. „Zwey Hauptgründe habe ich, fo fchreibt fie nach der Schlacht bey Friedland, die mich über alles erheben: der erfte ift der Gedanke, wir find kein Spiel des blinden Zufalls, fondern wir ftehen in Gottes Hand, und die Vorfehung leitet uns — der zweyte, wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiefen, der Welt hat er es bewiefen, dafs er nicht Schande, fondern Ehre will. Preuffen wollte nicht freywillig Sclavenketten tragen." Wahrhaft poetifch befchreibt fie ihren inneren Zuftand, wie fie nach Berlin zurückkehren will. „Mir wird es bey dem Gedanken ganz beklommen vor Freuden, und ich vergiefse fchon fo viele Thränen hier, wenn ich daran denke, dafs ich Alles auf dem nämlichen Platz finde, und doch alles fo ganz anders ift, dafs ich nicht begreife, wie es dort werden wird. — Schwarze Ahndungen ängftigen mich; *immer möchte ich allein hinter meinem Schirmleuchter fitzen*, mich meinen Ge-

danken überlassen: Ich hoffe, es soll anders werden." Die Vorahndung der Königin von ihrem baldigen Tode ist vortrefflich hervorgehoben, so wie überhaupt gegen das Ende dieser Schrift, wo die Vfn. nicht mehr an sich denkt, sondern ganz an den Gegenstand ihrer Schilderung hingegeben ist, wo sie nichts Allgemeines von der Welt- und Völkergeschichte mehr begreifen, keine philosophischen Sätze mehr drechseln, keine Definitionen mehr geben will, ihr Stil, ihre Weise natürlicher, klarer werden, und selbst von geistiger Verwandschaft zwischen ihr und ihrem Gegenstande zeugen. Die Innigkeit ihres Seyns sprach die Königin auf dem Sterbebette ganz aus, als sie auf die Frage: ob sie Schmerzen fühle? antwortete: ach nein, aber so ein Aufhören des Seyns! Und die ganze Grazie ihres Wesens leuchtet uns wieder von ihrem Sterbelager, als sie dem Arzte sagt: aber bedenken Sie, wenn ich dem König und meinen Kindern stürbe! Das Schwert geht durch jedes fühlende Herz, wie der König, nach solchen Jahren voll Sturm und Unglück nun mit dem gröfsten Verlust bedroht, die bittere Überzeugung ausspricht: sie würde leben, wenn sie nicht meine Frau wäre.

Frau von Fouqué will *Geistes*werke nur solche nennen, „die mit dem Geist den Geist berühren und ihn zwingen fortzuarbeiten, ohne Rast und ohne Ruhe, bis er erkennt, was ihn bewegt." Allein es hat Werke des Geistes gegeben, die lange Zeit hindurch auf keinen Geist trafen, den sie berühren und zur Erkenntnifs treiben konnten, bis sie an der Zeit waren und gewaltig wirkten. Nach *Fr. v. F.* waren sie also vor dieser Epoche keine Geisteswerke. Sie meint ferner, „die lebendige Gewalt einer Schrift werde allein dadurch bewährt, dafs sie, das Gefühl wie den Verstand *anfassend*, beide nicht eher wieder loslasse, bis sie sich in einem *Selbsterzeugten* vollkommen verstehen." Wir müssen bekennen, dafs diese schwankenden Begriffe in einem Schwall geschraubter Worte uns keine Hoffnung machten, hier ein *Selbsterzeugtes* zu finden, worin die Klarheit eines Geisteswerkes sey; müssen uns inzwischen den Standpunct gefallen lassen, dafs die Schrift der Frau *von Stael* über Deutschland ein Geisteswerk nach obiger Beschreibung sey, und die gegenwärtige ein durch jene veranlafstes *Selbsterzeugtes*. Wir sehen hier also eine französische Baronin als Schöpfer, eine deutsche als das Geschaffene, das aber doch auch Schöpfer mit ist. Den Zustand, in welchen die letzte bey solcher Operation gerieth, müssen ihre eigenen Worte beschreiben: „der gleichsam zur Schau (warum gleichsam, da das ganze Werk zur Schau nach Herzenslust ausgestellt ist?) gestellte *Schattenrifs* meiner Nation ängstete mich so lange, bis mich eine genauere Bekanntschaft durch alle Linien und das ganze Trieb- und Räder-Werk desselben (ein Schattenrifs mit einem Trieb- und Räder-Werk wird wohl alle bewegliche Mienen eines lebendigen Gesichtes nachmachen können?) *zerrend*, plötzlich den Sühn- und Wende-Punct des ganzen Streites entdecken liefs, und ich den lästigen Traum von mir schiebend rief: *Das sind wir nicht! das sind ja gar keine Deutsche!*" Hätte die Vfn. mit dieser Ausrufung ihr Büchlein angefangen, und uns nicht sechs dunstvolle Seiten hindurch darauf warten lassen: so würde sie gesprochen und begonnen haben, wie einer liebenswürdigen Frau geziemt; und hätte sie einfach die Bemerkung hinzugesetzt, dafs Frau *von Stael* der deutschen Sprache und Art nicht genug mächtig war, um ein Bild von uns mit lebendiger Wahrheit zu schaffen: so wären wir der folgenden Seiten auch überhoben gewesen, und brauchten uns nicht durch Stellen wie folgende *zerren* zu lassen: „Ihr fehlte das erste Element, deutschen Lebens, *deutsche Luft* (da aber Frau *von Stael* ihr Buch wahrscheinlich gröfstentheils in Deutschland schrieb, mufs sie bey dieser Arbeit ihr Schreibcabinet wohl mit einer mitgebrachten künstlichen französischen Luft gefüllt haben?). Ihr Athem, ihr Organ ward durch einen anderen Hauch (nämlich, als die deutsche Luft) bewegt, die Töne stiessen und brachen sich in dem fremden (wahrscheinlich *Hauch*, soll also heifsen: sie sprach und schrieb französisch in Deutschland) ohne in einander zu fliefsen (daraus folgt offenbar, dafs die Franzosen, wenn sie ihre Sprache in Deutschland reden wollen, sich schlechterdings Luft mitbringen müssen!), *es lagen Berge dazwischen* (Berge, zwischen dem Athem der Frau *von Stael* und der deutschen Luft, wenn jene Dame in Deutschland ist!)." Dafs wir hier nur über den Ausdruck scherzen, brauchen wir wohl nicht zu erinnern. Die Vfn. hat keinen anderen Gedanken, als die richtige und ganz gewöhnliche Bemerkung, dafs Frau *von Stael* auch in Deutschland eine Französin geblieben sey, aber sie will viel höhere Gedanken haben, und die Ausdrücke spielen ihr den Possen, dafs sie auch jenen unterschlagen. Späterhin, nachdem sie sich noch mit vielen pomphaften und gezierten Redensarten umhergetummelt, fafst sie ihn wieder, spricht ihn mehr aus, doch immer noch seltsam genug: „Frau *von Stael* blieb auch der äufseren Erscheinung nach in ihrem Frankreich, und schob dieses nur, sich fortbewegend, über Deutschlands Boden hin." (Ein Glück für uns, dafs diese mächtige Frau sich nie mit Bonaparte befreundet hat.) In dem weiteren Schaum von Phrasen, in welchem bisweilen ein Ding von Gedanken aufgeworfen wird, sehen wir auch das richtige Urtheil, dafs Frau *von Stael* den deutschen Volkssinn gar nicht kannte, und defshalb auch die Spitzen unserer Cultur, sowohl in literarischer, als geselliger Hinsicht, nicht vollkommen zu würdigen verstand. Indessen hat sie darin gewifs Recht, wenn sie von dieser höchsten Sphäre unseres Lebens urtheilt, dafs in ihr viel Ernst, wenig heitere Gesellschaft sey, und kann nicht damit widerlegt werden, dafs in der Nacht, wo der Landsturm an der Havel und Elbe aufgeboten war, die alten Männer den Jünglingen in der Dunkelheit Bärte malten, die Weiber mit Laternen hinzutraten, und unter schallendem Gelächter die geschwärzten Gesichter beleuchteten. „Ich habe da nichts von dem speculirenden Ernst, oder von jener kränklichen Einbildungskraft bemerkt, wovon Frau *v. St.* sagt: *qu'elle inspiroit la crainte du péril.*" Wir sind auch der Meinung, dafs das deutsche Volk Spafs und Geselligkeit liebt; nur ist zwi-

ſchen unſerer feineren Geſellſchaft und Literatur und
unſerem Volksſinn noch gar zu wenig Wechſelwir-
kung, und das einheimiſche Leben von dieſem iſt für
jene beiden nicht um den hundertſten Theil ſo er-
giebig geweſen, als ausheimiſche Sitte und Literatur.
Da Fr. *v. St.* nach der ganzen Anlage ihres Buches
eigentlich nur über den Deutſchen in Literatur und
Geſellſchaft (*société*) und nicht über den Charakter
unſeres ganzen Volkes urtheilt, iſt demnach nicht zu
verwerfen, was ſie über unſer ernſtes und einſames
Leben ſpricht. Vielleicht hätte Fr. *v. St.* ſich über
unſeren Mangel an Thatkraft und unſeren Mangel an
feſter Seele, welchen man bey unſeren rohen Manie-
ren nicht erwarte, weniger hart ausgedrückt, wenn
ſie nach der letzten Epoche in Deutſchland geſchrie-
ben hätte. Ob ſie zu dieſer Milderung befugt gewe-
ſen wäre, möchte indeſs durch unſeren kurzen, glück-
lichen Kampf wider die franzöſiſche Tyranney nicht
ſo vollkommen entſchieden ſeyn, wie die deutſche Ba-
ronin glaubt, welche wider die franzöſiſche ausruft:
„wahrlich, die ewige Gerechtigkeit konnte zur Wider-
legung aller dieſer Schmähungen nicht lebendiger
wirken, als daſs ſie ſie eben jetzt erſt laut werden
lieſs." Dabey ſieht dieſe ſelbſt recht gut ein, daſs po-
litiſche Unabhängigkeit die geſellige bedinge; doch
hat ſie Unrecht zu glauben, daſs wir jene ſchon mit ge-
liebtem Blute erkauft haben. Höchſtens erſtritten wir
die Unabhängigkeit von Frankreich, doch damit keine
politiſche überhaupt, die nicht ohne politiſches und
öffentliches Leben ſeyn kann. Das Gefühl von wah-
rer bürgerlicher Freyheit, welches in uns erwacht
war, muſs noch ſehr geſtärkt, umgetrieben werden, in
vielſeitiges Handeln übergehen, ehe wir den Vorwurf
der Fr. *v. St.*, daſs die Deutſchen energiſche Schmeichler
und rüſtige Unterthanen ſind, gar nicht mehr verdienen.

Was die Vſn. über unſeren Mangel an einer frey
herausgebildeten Einheit in der Lebensſprache be-
merkt, iſt in dieſem Büchlein beſſer geſagt, als man
nach den gegebenen Proben von ſeiner Sprache erwar-
ten ſollte. Wir hoffen, bey Erörterung der Art hat ihr
das Gewiſſen geſchlagen, und ſie habe wohl gefühlt,
daſs bey einer Lebensſprache, die wir durch politiſche
und geſellige Freyheit gewinnen, eine Buchſprache,
wie die ihre, von der guten Geſellſchaft nicht gedul-
det werden kann.

Eliſabethe von Fouqué ſchrieb in dem Augenblick,
als die Deutſchen über den Rhein gegangen waren,
um ihren Sieg für die deutſche Freyheit in der Hei-
math der Tyrannen zu verfolgen. Etwas wortreich
erklärt ſie zuerſt, wie uns die Franzoſen um unſere
Volksthümlichkeit (die eigentlich nie vorhanden war)
allmählig gebracht haben. Man ſollte eine ſolche Un-
terſuchung eigentlich ſo benamen: wie kam es, daſs
unter den ausheimiſchen Formen, die zu allen Zeiten,
nachdem das Römerthum eingewandert war, in
Deutſchland eine groſse Rolle ſpielten, das Franzoſen-
thum die allgemeinſte und am meiſten durchgängige
Sclaverey über uns brachte? Die Vſn. hätte hier mit
ihrem klugen Worte, „daſs uns die Franzoſen ſeit
Ludwig dem vierzehnten für Deutſche viel zu ſchlecht,
zu Franzoſen noch lange nicht tauglich gemacht ha-
ben," wirklich ausgereicht, ohne daſs ſie gegen den
„alten germaniſchen Volksgeiſt, der ſich zurückzog,
ein Gewitterhimmel ſeine Stirne", den „leichtfüſſi-
gen Sansculotte" aufzuſtellen brauchte; und wie wahr
und ſchön wäre die geiſtige Revolution, die bey uns
gleichzeitig mit der politiſchen franzöſiſchen vorging,
nach ihrer Art und ihren Wirkungen mit den Worten
geſchildert geweſen: „ein leuchtender Abendſtern, der
die untergehende Sonne deutſcher Herrlichkeit beglei-
tete, um als Morgenſtern ihr wieder voranzugehen".
Aber um ſolche Sätze bringen die ſchreibenden deut-
ſchen Frauen mit ſeltener Ausnahme ſo viel krauſes
Gewölk, daſs man ihren Strahl leicht überſieht. Be-
herzigung verdient der Eifer wider die Aufnahme,
welche die franzöſiſchen Emigrirten in Deutſchland
fanden. „Mit zuvorkommender Milde ward eine be-
deutende Anzahl Franzoſen aus der verdorbenſten Claſ-
ſe dieſes Volkes aufgenommen an den Höfen unſerer
Fürſten, und von den wohlhabenderen Einwohnern
der Städte, ja der Städtchen und Flecken. Eine Maſ-
ſe der frivolſten Ausſchöſslinge eines frivolen Volkes,
gaben ſie in Kurzem dem franzöſirenden Ton unſerer
höheren Stände ein ſo bedeutendes Übergewicht, daſs
die ſchwachen Überreſte deutſcher Sitte mehr und
mehr einer bedeutungsloſen Flatterhaftigkeit weichen
muſsten, von welchen die Frauen zuerſt und am ge-
fährlichſten ergriffen wurden." Die Zeit iſt wiederum
ſo geworden, daſs wir dieſe Erfahrung als Warnung
brauchen können. Was über die deutſchen Helfers-
helfer für Deutſchlands Unterdrückung während der
geſtürzten Tyranney Napoleons geſagt wird, iſt ſchon
dadurch äuſserſt ſchief, weil die Apoſtel des franzöſi-
ſchen Heils in Deutſchland die rächende Nemeſis ſo
ereilen ſoll, wie ſie den Verräther Magdeburgs ereil-
te. Einige der gröſsten Köpfe und beſten Patrioten
unter unſerer Nation haben von den napoleoniſchen
Einrichtungen und Maximen etwas Erſprieſsliches für
unſer Vaterland erwartet, und die Erfahrung wird ih-
re Hoffnungen immer mehr rechtfertigen: was haben
ſie gemein mit dem kopfloſen und feigen Krieger, der
die Veſte Magdeburg ſo ſchmählich hingab? Unter
jene Helfershelfer ſind hier auch alle diejenigen ge-
rechnet, „die wenig danach fragen, ob Deutſchland
oder Frankreich in dem Kampf unterliege, wenn nur
ihre perſönliche Exiſtenz nicht gefährdet wird." Wir
mögen dergleichen Menſchen gewiſs ſo wenig, als ir-
gend eine unſerer Patriotinnen leiden; aber die Maſ-
ſe derſelben in Deutſchland ſteigt auf neun und neun-
zig vom Hundert, ſelbſt unter denen, die für deut-
ſche Patrioten gehalten ſeyn wollten. Wie iſt nun aus-
führbar, was Frau *Eliſabethe v. F.* vorſchlägt, daſs
man jene Menſchen ſammt und ſonders nach Frank-
reich ſchicken ſolle? Den Vortheil hätte ſie frey-
lich bey einer ſolchen Entvölkerung Deutſchlands,
daſs dadurch die Ausmerzung der franzöſiſchen Spra-
che in unſerem Vaterlande gewiſs befördert würde;
denn diejenigen, welche dieſelbe brauchen und lieben,
gehören beynahe ſammt und ſonders zu ſolchen, die
den Sieg Frankreichs über Deutſchland ſelbſt gern ſä-
hen, wenn ihr Privatvortheil gar nicht darunter litte.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

3) Leipzig, b. Rein: *Frauensteuer an der Wiege des wiedergeborenen Vaterlandes.* Von *Elisabethe von Fouqué*, u. s. w.

4) Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Deutsche Worte über die Ansichten der Frau von Stael von unserer poetischen Literatur in ihrem Werk über Deutschland*, u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Untauglichkeit jener Sprache für eine wahrhaftig feine Gesellschaft finden wir hier mit einem scharfen und zarten Sinn dargethan. „Die gehaltlose Leere, dass der Franzose lange und artig schwatzen kann, ohne etwas gedacht oder gesagt zu haben, wurzelt allerdings in seiner Sprache, und ist gewiss nicht die Anmuth der Unterhaltung, die dem Deutschen zusagt. Keine Sprache aber, und diess ist hier das Wichtigste, hat je, wie die französische, die sich vor allen die galante nennt, die Zartheit in dem Umgange beider Geschlechter so gewaltsam verletzt, dass man es, als ein eigenes, seltsames Vorrecht des Franzosen ansehen muss, züchtigen Ohren unzüchtige Dinge vorsagen zu dürfen, die in jeder anderen Zunge mit Recht als Beleidigungen angesehen würden.“ So gern wir dieses Urtheil einer zart und edel denkenden deutschen Frau unterschreiben: so gern stimmen wir auch in ihre Hoffnung ein, dass die gebildeten Männer unserer höheren Stände, unter welchen ächte deutsche Bildung keine Seltenheit mehr sey, die deutsche Sprache durchaus zu der ihrigen wählen, und ihr so erst die letzte feine Bildung geben werden. Die kaum erschienenen *Memoiren des Freyherrn von S — a* können für eine solche Hoffnung Epoche in unserer Literatur machen. Wenn dagegen die Vfn. zur ausheimischen Sprache für unsere höheren Stände die spanische vorschlägt, weil sie leicht zu lernen, wahrhaft adelich sey, Wohllaut mit Kraft, und Anmuth mit Hoheit verbinde: so müssen wir zunächst überhaupt gegen einen Vorschlag der Art protestiren, weil eben die letzte Ausbildung unserer eigenen Sprache für das feinere Leben dadurch hintertrieben würde, und es uns noch lächerlicher kleiden möchte, den Spanier zu spielen, als den Franzosen, welcher uns doch immerhin näher verwandt ist, als jener, so wie unser Volk in den Zeiten, da es wenigstens mehr Deutschheit hatte, als unser gegenwärtiges, die spanische Nation bitterer hasste, als je die französische. Dann würde auch die Realisirung jenes Vorschlags uns das einzige Gute rauben, welches wir von der französischen Sprache haben, dass wir bequem mit ihr uns bey allen gebildeten Völkern durchhelfen. *Elisabethe von F.* meint zwar, diess gerade solle ja aufhören, und für diese Bequemlichkeit die spanische Sprache gestempelt werden. Allein eine solche Operation würde auf lange Zeit eine grosse Unbequemlichkeit zur Folge haben, und zuletzt doch misslingen, wenn sie nicht auf einmal ein paar Jahrhunderte herzaubern kann, die alle die Umstände, unter welchen die französische Sprache in Europa allgemein geworden, zu Gunsten der spanischen mit sich bringen. Gelänge dann aber auch die Operation: so wäre diess gewiss kein Glück für uns. Wir wollen eine ausheimische Sprache einzig der Bequemlichkeit halber für den europäischen Verkehr reden können, und dazu ist die französische nicht nur hinreichend, und einmal eingeführt, sondern auch desshalb vorzuziehen, weil die ächte deutsche Bildung dieselbe nie als ein Organ für sich ansehen, wohl aber durch die Höhe und Anmuth der spanischen verführt werden könnte, ihr die Blüthe der Cultur, und nicht der deutschen aneignen zu wollen.

Dass auch die französische Mode für deutschen Sinn verderblich sey, und eine deutsche Nationaltracht manches Übel des Luxus und der Entartung unter uns wegräumen könnte, versteht sich von selbst. Wir sehen aber nicht ein, wie unsere Vfn. zu einer Nationaltracht gelangen will. Sie geht von der sichtlichen Wahrheit aus, dass die Menschheit nackt sey, es also keine Kleidung an sich gebe, sondern nur die Kleidung eines bestimmten Menschen. Daraus scheint uns zu folgen, dass jedes Individuum, der Art und dem Bedürfniss seines Leben und Landes, der Eigenthümlichkeit seines Körpers gemäss, sich eine Kleidung wählen müsse. Wie man aber aus jenen Vordersätzen die Nothwendigkeit einer Nationaltracht beweisen will, ist gar nicht abzusehen, weil auch das Volk, welches seine Nationalität am schärfsten ausgeprägt hat, doch zu verschiedene Individuen und Lebensarten in sich begreift, als dass eine und dieselbe Tracht für Alle von diesem Volk die Kleidung des bestimmten Menschen seyn könnte. Die Erfahrung beweist auch, dass höchstens eine sogenannte Nationaltracht die Tracht von einem oder wenigen Gauen ist. So weiss auch unsere Vfn. offenbar selbst nicht recht, was sie die deutsche Tracht nennen soll, und wenn sie auf die Kleidungen hindeutet, welche die deutsche Kunst des Mittelalters gezeichnet hat: so möchte sich historisch leicht darthun lassen, dass dieselben eine ausheimische Mode

waren, wie jetzt der französische oder englische Schnitt in Deutschland.

Über die sittliche Heiligkeit der Ehe, als die Basis aller guten bürgerlichen Gesellschaft, die leichte und nothwendige Verbindung zwischen dem wissenschaftlichen und praktischen Leben der Männer, und dergl. mehr, werden gegen den Schluss der Schrift allerley Aussprüche gethan, welche wir der Vfn. höher anrechnen würden, wenn sie nicht selbst verriethe, dass ihr dieselben mehr stückweise zugekommen, als durch ihre Geisteskraft und in organischer Einheit gewachsen sind. Beyspiele können in solchem Fall arge Verräther seyn, dass man selbst nicht einmal ganz gefasst habe, was man ausspreche. Um zu zeigen, dass der Gelehrte das praktische Leben nicht vernachlässigen dürfe, thut sie die wunderliche Frage: „Sollte z. B. der Geist des Alterthums, mit dem Sokrates in den Reihen athenienfischer Männer focht, und heimgekehrt sein Volk in der Weisheit unterrichtete, nicht der wahre Geist des *Philologen* seyn?" Die Apostrophe am Schluss der Schrift an ein paar Philosophen und Dichter neuerer Secten in Deutschland beweiset nichts, als dass *Elisabethe v. F.* den engen Kreis ihrer Bildung für die Cultur des Zeitalters, und was ihr zusagt, für das Heil der Gegenwart und Zukunft hält.

Schliesslich machen wir noch die Bemerkung, dass man diesen drey schreibenden Frauen, welche überhaupt die Schule, oder die Tradition nicht verleugnen können, durch welche sie die verschiedenen Stücke, und die Farbe ihrer Cultur überkamen, noch bestimmt den Lehrmeister ansieht, der sie unterrichtet hat. Die erste übt, ehe sie einfach die Sache ausdrückt, eine Dialektik aus, wie *Fichte* sie gelehrt haben mag, in dessen starken Händen sie noch immer gefährlich und schwach zugleich blieb, weil auch sein sondernder Scharfsinn bey den Gegensätzen, worauf er als die einzig mögliche Grundlage fortbaute, doch mitunter wohl Sätze unbemerkt liess, die daneben in der Tiefe lagen, und unbenutzt seine Grundlage aus einander schoben. Von der zweyten Dame ist hinlänglich bekannt, dass sie mit einem Gemahl lebt, der vielleicht neben *Tieck* allein in den neueren literarisch poetischen Secten ein ächtes poetisches Talent besitzt, welchem aber eben so, wie bey jenem Dichter, Verstand und Stärke des Willens zu wenig beywohnen, als dass es Genie genannt werden könnte. Von den Streifzügen der Phantasie, welche sie mit ihm in die beiden nur dämmernden Regionen der Wissenschaft und Kunst macht, findet man auch in dem vorliegenden Büchlein Spuren. Den Schluss der Schrift von *Elisabethe von F.* vergleiche man mit der Vorrede zu *Tiecks* Phantasus. Man sollte vermuthen, dass sie beide zusammengekniet haben, um die Brüder Schlegel, Novalis u. s. w. als Sterne der ersten Grösse anzubeten, wobey sich von selbst versteht, dass *Elis. v. F.* den Mitbeter auch unter diese Sterne erhöht. Dass sie mit der spanischen Sprache etwas Donquixotterie treibt, lässt gleichfalls auf die Nähe jenes Lehrers schliessen, oder eines seiner innigen Geistesverwandten: denn aus antiker Einfalt, romantischem Zauber, altdeutscher Art, der buntesten Poesie aller Völker, Naturphilosophie und Religion, hat die neuere deutsche Literatur ein Compositum gemacht, und Statuen daraus gegossen, in denen zum Theil nur ein klingen des Leben ist, die sich aber so ähnlich sind, und so gleichlauten, dass sie sich einander repräsentiren können.

Von dem Nachsatz in dem Schmelztiegel solcher Composition ist der *deutsche Wortführer* gegen Frau *v. Stael* gemacht, der *Isidorus* heissen will, und einen Freund *Dionysius* hat, „mit welchem er erstanden ist, so dass sie den Herrn bey sich haben." Ein sehr geistreicher Recens. der Frau *v. St.* in dieser Allg. Literaturzeitung, Jahrgang 1813. No. 133. hat dargethan, welchen ungebührlichen Einfluss eine neue Secte in der deutschen Literatur auf die Ansichten und Urtheile jener Schriftstellerin hatte, so dass ihre Mitglieder mit dem übertriebensten Lob überschüttet wurden. Isidorus hat bey dem gegenwärtigen Buch den Hauptzweck, zu zeigen, dass jene Secte noch bey weitem nicht genug von der Fr. *v. St.* gelobt sey, und noch viele Glieder derselben, die in dem Werke über Deutschland nicht genannt sind, als grosse Männer bey der Unsterblichkeit einzuführen. Rec. wünscht, dass aus vielen Winkeln und Sippschaften des literarischen Deutschlands Wortführer aufstünden, die auch ihre schreibenden Bekannten und Freunde als grosse deutsche Männer im Vergleich mit der französischen Literatur aufstellten. Welche furchtbare Landwehr von Geistern! Die Trommelschläger bey ihren verschiedenen Abtheilungen hiessen dann insgesammt *Isidorianer.*

Capitel vor Capitel des befehdeten Buches über unsere poetische Literatur wird hier mit Anmerkungen begleitet. Wir können uns nicht einer gleichen Ausführlichkeit befleissigen, um Isidorus und Frau *v. St.* mit einander zu verständigen; wir greifen nur einige Bemerkungen des Ersteren auf, die ihn und seinen Ton besonders charakterisiren. „Wenn Fr. *v. St.*," heisst es S. 17, „uns vorwirft, dass wir uns wenig um Kritik kümmern," (allerdings um gesunde, tüchtige), „so können wir antworten, eher zu viel, als zu wenig," (auch richtig, um die der Sippschaft, die bestellte und eine solche) „die durchaus ein Element alles neuen Strebens, so auch des poetischen, geworden; gleichsam der Protestantismus der Poesie." (Diese Kritik des poetischen Strebens ist vortrefflich dazu gemacht, um jedes Hirngespinnst unserer Freunde durch sie zu vergöttlichen, indem ihr freysteht, zu erdichten; und leider ist es in unseren Tagen dahin gekommen, dass die Kritik Poesie, und die Poesie Kritik seyn will, und sich einander zu Grunde gerichtet haben.) „Kritiken unter aller Kritik, wie z. B. mit Clemens (von welchem Papst dieses Namens mag hier die Rede seyn?) zu reden, jeder Morgen ein Blatt fallen lässt, und Freymüthigkeit mit Huttens edlerem Bilde beschönigt, achten freylich die wahren Freunde der Kritik eher für kritische Zeugen des Augenblicks, als für kritische Zeugen der Zeit." (Um einer bekannten Zeitschrift, einen Hieb zu geben, trägt Isidorus kein Bedenken, die Freymüthigkeit in der Kritik für ein schlimmes Zeichen zu halten; und sollte man die Spielerey nicht noch weiter treiben, und sagen, dass sein kritisches Spiel mit Kritik und kritisch unter aller Kritik sey?)

Die Gemälde, welche Frau *v. St.* von *Goethe* und

Schiller aufgestellt hat, werden sehr ähnlich, geistreich aufgefaßt genannt, und seyen besser gelungen, als die Analysen ihrer Werke; nur begreife man nicht, wie die Vfn. es anfange, „um mit einem einzigen Blicke das anzusehen, was unserer Meinung nach eben so aus einander folgend und in sich Eines ist, wie Natur und Menschenleben.“ Soll dieß heißen, daß der Dichter und seine Werke Eins sind, diese aus seiner Natur hervorgehen, wie das Menschenleben aus dem Naturleben: so müssen und sollen ja beide mit einem einzigen Blick gefaßt werden, und bey Frau *v. St.* ist eben das Übel, daß sie nicht vermochte, die Personalität und die Werke der genannten Dichter wie Eines mit einem einzigen Blick zusammenzufassen. Wir kennen nichts, was an Wahrheit, Tiefe der Abstraction und Versinnlichung des Abstrahirten den Gemälden gleich käme, welche die *Gräfin Rosamunde* im ersten Theil der erwähnten *Memoiren* des Freyherrn von *S—a* von *Goethe* und *Schiller* entwirft.

Über unsere Prosodie möchte Isidorus etwas besonders Schönes sagen, und geräth deßhalb, wie es ihm und allen den Kritikern, welche die Kritik mit Poesie durchdringen wollen, gewöhnlich geht, auf Übertreibung und Verunstaltung einfacher und bekannter Wahrnehmungen. Er meint, weil wir Deutsche bestimmtere Jamben und Trochäen als Spanier und Italiäner hätten, wäre gleichwohl unsere ganze Prosodie auch auf das accentuirende Princip aller romantischen Sprachen gebaut, und die antiken Gründe der Längen und Kürzen fänden bey uns nicht Statt; „nicht die Stellung der einzelnen Töne gegen einander, sondern die Stellung des Tongebildes, auf dem der Hauptsinn ruht, und das Verhältniß der mit ihm zusammenhängenden anderen, bestimmt die rhythmische Zeit. In dieser Verschiedenheit des Princips beider Prosodieen schläft der Sinn des ganzen Gegensatzes der alten und der neuen Welt. Es ist der der *Bedeutung für sich* und der *Bedeutung im Bezug auf ein Unsichtbares*, das sich hier in den Klang, den die einzelnen Töne bilden, verschließt.“ Welche Verunstaltung und Verzerrung der ganz einfachen Wahrnehmungen, daß in jeder Sprache die Accentuirung und die Stellung der einzelnen Töne gegen einander zusammen die Prosodie bilden, in der einen jene, in der anderen diese den überwiegenden Einfluß hat, die Griechen besonders, auch die Römer, dieses doppelte Princip der Prosodie ungleich höher ausgebildet hatten, als wir alle sogenannten Romantischen, daß indessen wir Deutsche das Princip der Stellung der einzelnen Töne gegen einander, wie es hier ausgedrückt ist, in unserer Sprache weit mehr hervorhoben und hervorheben können, als die übrigen modernen Sprachen, in der Accentuirung aber hinter manchen von ihnen zurückstehen. Nach der Theorie von Isidorus wird man viele der neueren deutschen, oder aufgewärmten altdeutschen Gedichte für vortrefflich versificirt ausgeben können, welche für das gebildete Ohr schülerhafte Stümperey sind. Denn sobald einer behauptet, in der Poesie eines seiner Freunde, oder seiner eigenen sey eine meisterhafte Stellung des *Tongebildes*, das ein *Unsichtbares* in sich verschließe: wer kann ihm widersprechen? Wenn auch tausend gesunde und ausgebildete Ohren sagen, daß sie dergleichen nicht finden: so bleibt es immer hart, ihn einen Narren zu schelten, wenn er ein *Tongebilde* sieht, und in demselben etwas *Unsichtbares sieht*, und in diesem Unsichtbaren die musikalisch poetische Meisterschaft seiner Freunde, oder seine eigene entdeckt. So ist überhaupt das Treiben und Schicksal der neueren Ästhetik in Deutschland, daß die Theorie durch höchst einseitige Wahrnehmungen an den Werken der Kunst entstand, zum Theil durch den Kitzel, etwas Neues zu sagen, und andere unlautere Triebe veranlaßt, alsdann Kunstgebilde nach ihr gefertigt wurden, und sie wiederum durch Anstaunen derselben und das läppische Bemühen, das mehr oder weniger erbärmliche Machwerk, welches sie eigentlich geschaffen, als etwas Herrliches darzustellen, immer blödsichtiger ward.

Zu ähnlichen Rügen geben alle Abschnitte dieser Schrift Anlaß. Bey solchen Theorieen, bey der Jüngerschaft, der sippschaftlichen Denkart, wovon der Vf. besessen ist, darf man sich nicht wundern, daß trotz der Armuth an wahrhaft productiver Kraft, die in der neuesten Zeit immer mehr in Deutschland überhand genommen, es den vorliegenden Blättern nach in unseren Gauen von reichen Genies wimmelt. Indem *Mathisson* und *Salis* (dem unverrückten Gefühl und klarem Kunstsinne gesunder deutscher Herzen und Köpfe nach die beiden besten jetzt lebenden lyrischen Dichter, wenn wir *Goethe* auf seiner Höhe allein stehen lassen) den *wahrhaften* Dichtern entgegengesetzt werden: folgt diese Stelle, die noch als Beleg der albernen Freundschaftlichkeit dieses deutschen Wortführers gelesen werden mag: „Lyrischer Poesie, heißt es S. 69, bey Deutschen zu gedenken, und zu verschweigen, was *Tieck* und *Friedrich Schlegel* auf zwey ganz verschiedenen Wegen für sie gethan, was *Novalis* für Hymnen gesungen; so vieler ihnen nachfolgender Erscheinungen nicht zu gedenken, worunter die von *Wilhelm von Schütz* als Repräsentanten des deutschen Strebens nach Umfassung südlich-idealer Poesie, wie die von *L. A. von Arnim* und *Clemens Brentano* (wohl jener obige Clemens, wo wir auf einen Papst riethen?) als Repräsentanten ächter Wiedererneuerung des Volksliedes wenigstens genannt werden muß, vieler anderer reicher Genies und Talente zu geschweigen; heißt den Becher absichtlich mit Lethe füllen.“ Wahrhaftig, bey dergleichen Stellen ist uns wohl eingefallen, daß Frau *v. St.* statt der Einrichtung, die sie ihrem Werke gab, das gelehrte Deutschland von *Meusel* mit preisenden Anmerkungen hätte herausgeben sollen. Inzwischen wird dieser Mißgriff wieder gut gemacht seyn, wenn unser Aufruf in dieser Recension nur bald bewirkt, daß die *isidorianische* Landwehr mit der Trommel einherzieht.

Es überfällt uns ein gar zu großer Ekel, die Vergötterungen, die Isidorus in seiner süßlichen, von einer unendlichen Liebe durchflossenen Seichtigkeit weiter vornimmt, noch mehr zu beleuchten, als daß wir nach geäußertem Bedauern, wie der arme *Goethe* immerfort paradiren muß, damit dieser oder jener von den *Dionysien* des Hn. *Isidorus* ihm zur Seite gestellt, und somit ein großer Mann werde, nicht eilen

follten, von dem Letzteren zu fcheiden. Nur ift noch unfere Pflicht, des Capitels über die fchreibenden Frauen in Deutfchland zu erwähnen, damit unfere gute Abficht klar werde, warum wir ihn den obigen drey Damen zugefellten. „Die Vfn., fchilt er Frau *v. St.*, hat fich noch einer Vergefslichkeit, oder wie wir es nennen follen, fchuldig gemacht, die wirklich ganz unerhört ift.“ Er verfichert dann, dafs unfere neue Poefie nicht nur an Meifterwerken des männlichen Genius reich fey, fondern dafs wir auch Dichterinnen haben, die im Wettftreite mit den Meiftern auch ihre Kränze fodern könnten. Frau *v. St.* müfste durch das Gefühl, eine folche Nebenbuhlerin zu haben, fich zu einem fchönen Wort über die *grofse Schriftftellerin Karoline von Fouqué* begeiftern laffen. So wird diefelbe Dame aufgeführt, die wir unter No. 2 haben kennen lernen, und von welcher wir hinreichend gezeigt haben, dafs fie der erften Elemente eines guten Stils nicht mächtig fey. Ihr zu vergütigen, was ihr an unferem Tadel wehe gethan haben könnte, auch des feltfamen Anblicks wegen, wie ein Kritiker feine Phantafie quetfcht, um die Kritik mit Poefie zu durchdringen, heben wir die Schilderung von ihr aus: „Was unter den Blumen die dunkele königliche Granate, ift fie unter den finnigen Frauen in Deutfchland. Was ihre Werke voll Tiefe, Kraft und Genialität fo unendlich auszeichnet, ift, dafs ihr Wefen Fülle philofophifcher Reflexion ift, und die glühendfte Phantafie wie aus einem vollfaftigen bunten Blumenquell herauf die Alpe, wo fie fteht, den Umkreis zu beherrfchen, mit Farben durchglüht. Ihre Gedanken wären faft kalt für Helligkeit und Befonnenheit, wenn die Phantafie fie nicht wieder herabzöge in die dunkele Wundertiefe des Gemüths, einer Sirene gleich, und der Gedanke dann als Blumenkoralle wieder emportauchte, die funkelnden Tropfen in feinem Stern.“ Könnte unfer obiges Urtheil über diefelbe Schriftftellerin beffer belegt werden, als mit diefer Stelle, wo ihr wunderbarer Geift fich in der Poefie von Ifidorus abfpiegeln foll? Mit ähnlichen Ausdrücken, welche diefer Zeitung nicht mehr zur Laft fallen follen, preifet er die Heldin, welche ihm gleich grofs wie jene dünkt, die Vfn. von dem Roman *Florentin.* Schon früher hatte er eine *tiefere Bedeutung* darin gefunden, dafs die Romane *Florentin* und *Lucinde* nur mit den erften Theilen erfchienen find. Sollte jene tiefere Bedeutung darüber hinausgehen, dafs Publicum und Verleger nicht nach mehreren Theilen fehnfüchtig waren? Der *Agnes von Lilien* wird nur ein ganz kleiner Bückling gemacht, und gleichwohl find die erften Bogen von ihr unbezweifelt unfer beftes Zeugnifs von der darftellenden Kraft der deutfchen Frauen. R. V. K. St.

LITERATUR - GESCHICHTE.

Lingen, b. Jülicher: *Münfterländifches Schriftfteller-Lexicon, ein Beytrag zur Gefchichte der weftphälifchen Literatur.* Angefertigt von *Fr. Rafsmann.* 1814. X u. S. 167. Anhang 4 S. 8 und faft 2 S. Druckfehler-Verzeichnifs. (16 Gr.)

Deutfchland ift an Schriftfteller-Verzeichniffen einzelner Länder und Städte reich, wiewohl im letzten Jahrzehende weit weniger als vorher zum Vorfchein gekommen find; fie haben nicht blofs als Vorarbeiten zu *Meufels* gel. Deutfchland, oder als Ergänzungen und Berichtigungen deffelben ihren Werth, fondern können mehr leiften, als von einem allgemeinen Werke gefodert werden darf; die biographifchen Nachrichten können mehr Vollftändigkeit haben, das Örtliche wird berückfichtigt, Nebenbemerkungen finden Statt, und eine kleinliche Genauigkeit ift da an ihrer Stelle. Dergleichen Bücher gehören zu dem Apparat der vaterländifchen Literaturgefchichte, und werden den Nachkommen vielfach nützlich feyn.

Zu den befferen Sammlungen der Art gehört das vorliegende münfterländifche Schriftfteller-Lexicon, eine Fortfetzung von *Driver's Biblioth. Monaft.*; es ift mit Fleifs und Sorgfalt zufammengetragen, und enthält mehrere fchätzbare Artikel. Aufgenommen find lebende Schriftfteller, welche im Münfterifchen geboren find oder fich aufhalten; von Verftorbenen werden gelegentlich in Anmerkungen Nachrichten beygebracht. Viele biographifche Skizzen zeichnen fich durch Ausführlichkeit aus, und find aus handfchriftlichen authentifchen Mittheilungen gefloffen. Bey den Schriften werden oft die öffentlichen Beurtheilungen nachgewiefen, und auch Gelegenheitsgedichte oder Auffätze in Sammlungen und Zeitfchriften, find nicht mit Stillfchweigen übergangen. Freylich befteht die Mehrheit der hier aufgeführten fchriftftellerifchen Productionen in folchen Auffätzen, die dem Augenblicke oder dem örtlichen und perfönlichen Intereffe angehören, oder in Differtationen und afcetifchen Arbeiten; aber unter den 126 Schriftfteller-Namen kommen doch mehrere vor, welche von allgemeinerer Wichtigkeit find, und über die eine beftimmtere Auskunft dem Literator willkommen feyn mufs.

Von Theologen bemerken wir: *Anton Wilhelm Peter Möller*, jetzt in Breslau; *Marcellin Molkenbuhr*; *Friedrich Leopold*, Graf zu Stollberg; *Michael Wecklein.* Von Juriften: *Friedrich v. Bulow*; *Anton Matthias Sprickmann*, jetzt in Breslau. Von Medicinern und Naturforfchern: *Anton Bruchlaufen*; *Heinrich Chavet*; *Mauritz Detten*; *Jofeph Fehr*; *Johann Heinrich Niemann*; *Alexander Rave*; *Albert Matthias Vering*; *Jofeph Bernard Wilbrand.* Unter den Mathematikern und Technologen zeichnen wir aus: *Friedrich Matthias Berghaus*; *Jofeph Ifaak Bergh*; *Sever Campill*; *Mauritz Eilmann*; *Wilhelm Gertz*; *Johann Heinrich Jofeph Niefert.* Unter den Philofophen war uns befonders *Anton Jofeph Dorfch* merkwürdig; unter den Pädagogen der verdiente *Bernard Overberg.* Von den Philologen find die bekannteren: *Johann Hyacinth Kiftemaker* und *Johann Chriftoph Schlüter.* Als Hiftoriker fchienen am bemerkenswertheften: *Georg Bernard Depping* zu Paris, der unter anderen auch den Text zu des Grafen *Rechberg* (hier durch Druckfehler: *Rochberg*) Prachtwerke: *Les peuples de la Russie*, in 2 Fol. gefchrieben hat; fodann der für Urkundenkenntnifs fo unermüdete *Nicolaus Kindlinger*, und *Friedrich Wilhelm Ferdinand von Rael von Boegelskamp.* *MR.*

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1815.

GESCHICHTE.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

BERLIN, b. Maurer: *Die neuesten Ereignisse in ihren Folgen für die Menschheit.* Erstes Heft: *Die Ereignisse der Jahre* 1812 *und* 1813 *in ihren Folgen für die Menschheit, für die jetzige Generation und besonders für den preussischen Staat. Ein Blick in die Zukunft.* Von *E. C. W. Cosmar,* königl. preuss. Justiz-Commissarius. 1814. VI u. 77 S. 8. broschirt. Zweytes Heft: *Nachrichten und Bemerkungen aus den Feldzügen der Jahre* 1813 *und* 1814, aus dem *Tagebuche eines Feldgeistlichen* in dem preussischen Heere. Nebst einer *Beschreibung der Schlachten,* von welchen der Verfasser Augenzeuge war. 1814. VI u. 282 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Es ist viel auf einmal unternommen, die Ereignisse der letzten Jahre in der dreyfachen, auf dem Titel von H. 1 angegebenen Beziehung entwickeln zu wollen. In der Vorrede, die zu jedem denkbaren Inhalt passen würde, sucht man vergebens einige nähere Nachricht über den Plan des Vfs., und auch aus den bis jetzt erschienenen beiden Heften geht nur so viel hervor, dass sie durch Mannichfaltigkeit des Inhalts den Leser zugleich zu belehren und zu unterhalten bestimmt sind.

In der Überschrift der ersten Abhandlung (H. 1. S. 1 — 44): *Der Geist der Geschichte — oder Einfluss der Jahre* 1812 *und* 1813 *auf die Cultur des Menschengeschlechts,* hebt der beschränkende Nachsatz die Allgemeinheit des ersten Begriffes auf. Betrachtungen über die Zeitbegebenheiten und ihre wahrscheinlichen Folgen sind noch nicht Geist der Geschichte. Der Vf. meint es jedoch ernstlich, und nimmt den Mund etwas voll. „Heil uns, ruft er aus, dass wir gewürdigt sind, in diesen Tagen der Läuterung Mensch zu seyn! Vor uns entschleyert sich die Ewigkeit. — — Wie elektrisirt und erhebt uns die himmlische Lehre der Astronomie! Aber unser Geist verliert sich in der unendlichen Ferne der Fernen, unser Seelenauge erblindet in dem *Spiegelgedanken* der Centralsonne der Centralsonnen" — —. Nach und nach senkt dieser hohe Flug sich erdwärts. „Das Universum, — — heisst es ferner, — sollte bloss die Ahnung des Höchsten in uns erwecken, der Geschichte dagegen ist es vorbehalten, uns, unserer Fassungskraft gemäss, durch Vorhaltung des Spiegels der Vergangenheit und der Gegenwart über den hohen Zweck unseres Daseyns und über das Göttliche in uns zu belehren." — Wir denken: auch über das Menschliche; aber der Vf. kann noch nicht Fuss fassen auf dem Erdboden, er schwingt sich abermals als Seher auf: „Der Schleyer der Schöpfung ist gelüftet! Es sey uns vergönnt, in das Allerheiligste des Lebens und des Todes zu schauen, u. s. w.!"

Es folgen nun eine Menge aphoristischer Sätze, z. B.: „Der Mensch ist frey; diese Freyheit des Willens ist die Quelle seiner Vervollkommnung und documentirt seine göttliche Abkunft; die wahre Welt ist für den Menschen nicht ausser ihm, sondern in ihm; in dem Krystall seiner Seele spiegelt sich die Welt; jede optische Täuschung ist subjectiv, und je reiner der Spiegel, desto schöner die Welt. — Was das Licht der Welt, den Sonnen und Planeten, ist die Liebe der Geisterwelt. — Es giebt keine Theilbarkeit der Liebe, und der magische Zusammenhang der Liebe, dieses ewige Ausströmen und Zurückströmen, ist der geistige Weltverband. — Der Mensch soll nur Mensch, nicht Engel seyn; der Mensch soll daher *nichts lernen,* als *lieben und sterben;* alles übergeistige Forschen und Streben führt nur in das Labyrinth der Mystik — (wir glauben davon eben jetzt einen Beweis vor Augen zu haben), — „so wie die blosse Vernunft ohne Glauben in die Wüste des Atheismus. Kosmopolitismus ist daher der höchste menschliche Zweck."

Nachdem der Vf. dieses herausgebracht und zugleich bewiesen hat, dass die Menschheit von jeher nach ihrem höchsten Ziel, dem allgemeinen Kosmopolitismus, hingestrebt habe, will er nun auch zeigen, „was bereits dafür geschehen ist, und was noch dafür geschehen muss und *wird,* — denn *Kants* ewiger Friede ist kein Traum."

Nach so viel Philosophie erlaubt er sich jedoch einen etwas unphilosophischen Sprung, indem er (S. 6) mit Einem Schritt aus dem Paradiese bis zu der Völkerwanderung hinüber schreitet, bis zu einem Zustand, wo schon die Überwinder die *Gesetze* und *die Bildung* der überwundenen Völker annehmen, wo *Luxus, Sittenverderbniss* und *höher cultivirte* Schiffarth die physischen und *geistigen* Producte zu Gemeingütern der ganzen Erde machen. Griechen und Römer werden jedoch (S. 7) nachgeholt, aber als etwas ganz Neues erfahren wir, dass „Alexanders Schwert *Griechenlands Tugenden geweckt* haben soll." Auf der 10ten Seite ist der Vf. endlich so rasch

vorgerückt, dafs er fragen kann: „Wer sieht nicht, dafs ich die Geschichte der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts schreibe?"

Von Adam bis auf die Kaiserregierung in Frankreich ist der Geist der Geschichte auf nicht vollen 5 Seiten zusammengedrängt; natürlich folgt nun eine zwar nur mit Umrissen gezeichnete, aber doch etwas mehr ins Einzelne gehende Schilderung der neuesten Begebenheiten. Ausführlichkeit kann von einer solchen Darstellung nicht verlangt werden, aber wohl Gediegenheit, und defswegen dürfen nicht offenbare Unrichtigkeiten als Wahrheit mit unterlaufen, wie z. B. (S. 21) bey der Erwähnung des russischen Feldzuges: „Bonaparte — verliefs im entscheidenden Augenblick die nur für ihn fechtenden Krieger wie ein Verzweifelnder, der alles verloren giebt." — Als er das Heer verliefs, war auf dieser Stelle wahrlich nichts mehr zu entscheiden; das Fechten hatte ein Ende, und was zu verlieren gewesen war, war verloren.

Noch weniger genau nimmt es der Vf. mit seinen Versicherungen von der Gegenwart und seinen Blicken in die Zukunft. Er *weifs gewifs* (S. 24), dafs Spanien *jetzt* die Früchte seines unermüdeten Kampfes erndtet, und bey seinen Äusserungen über Italien würde selbst der eifrigste Carbonaro das in der Vorrede gerühmte *nonum prematur in annum* vermissen. Das lange Räsonnement über den Krieg (S. 29) läfst sich ganz bequem auch umkehren. Es wird hier folgende Zeitordnung aufgestellt: Eroberungskriege, nachher Religionskriege, dann Kriege aus Habsucht, fernerhin aus Ehrgeiz und Politik, aber „erst viel später macht uns die Geschichte mit Kriegen bekannt, welche für Freyheit und Nationalität geführt wurden." — Der Widerstand, den freye Völker den Eroberern, den Habsüchtigen, den Religionsschwärmern und den Politisch-Ehrgeizigen leisteten, war also kein Kampf für Freyheit und Eigenthümlichkeit? — Doch nun erhebt der Vf. sich plötzlich auf die höchste Sprosse seiner Leiter der Kriege: denn „dem neunzehnten Jahrhundert war es vorbehalten, das Beyspiel eines *Kriegs aus Liebe*" aufzustellen (S. 30); „schon ein Religionskrieg ist wohlthätig in seinen Folgen (S. 31); noch mehr ein Freyheitskrieg: wie unendlich heilbringend wird nun nicht erst der heilige Krieg aus Liebe seyn!"

Wie es scheint, war diese Abhandlung schon vor dem 19ten October geschrieben; dieser Tag machte einen Anhang nöthig, welchen der Vf. mit einem Gebet beginnt, um nachher zur Bestätigung seiner Weissagungen begeistert versichern zu können (S. 41), dafs „Leipzigs Ebenen das Grab aller Laster geworden sind, — — dafs mit Leipzigs Schlacht das Zeitalter der Liebe begonnen habe." — „Ja wohl, ruft er am Ende aus, wer diese Zeit erlebt, kann ruhig sterben!" — Wer würde dazu nicht gern Amen sagen!

Die zweyte Abhandlung: *Welche wohlthätige Folge darf der preussische Staat von den Ereignissen der Jahre* 1812 *und* 1813 *erwarten?* nennt der Vf. patriotische Wünsche, welche er den *hochverehrten Männern, denen jetzt die Sorge für das Wohl des preussischen Staates anvertraut ist*, und denen er laut der Zueignung sein Werk gewidmet hat, ans Herz legen will. Seine Vorschläge beziehen sich hauptsächlich auf folgende Puncte: Abschaffung des stehenden Heeres; — da (S. 49) „die alte Chimäre der Nationalfeindschaft in dem lebhaften Gefühle des Kosmopolitismus ihr Grab gefunden, und alle Rivalität der Staaten aufgehört hat": so ist die stehende Armee allerdings überflüssig geworden, und es läfst sich kaum errathen, was das für ein Fall seyn könnte, wo (S. 50) „das Volk einen Krieg wünscht oder bedarf." — Verminderung der Zahl der Officianten. — Völlige *Gleichgültigkeit des Staates gegen die Erziehung*; — „der Fleifs (S. 50) ist die Quelle des Wohlstandes und der Moralität. Hierauf beschränke sich die einzige Sorge des Staats in Hinsicht der Erziehung. Ob der Bauer seine Kinder in die Schule schickt, oder nicht, ist gleichgültig, wenn er sie nur zu fleifsigen Menschen erzieht." — Und das in einem Zeitalter des Kosmopolitismus und der Liebe!? — Keine ängstliche Ausgleichung der Kriegslasten. — Freyheit der Gewerbe. — Wiederherstellung des *Credits*; sollte es auch (S. 52) durch *Reduction* der Staatsschulden und Staatspapiere seyn. — Keine Ertheilung von Moratorien, wohl aber die Befugnifs, in den ersten Jahren alle gekündigten Capitalien in (reducirten?) Staatspapieren nach dem Nominalwerth zu zahlen. — Vereinfachung und unparteyische Handhabung der Gesetze. — Befreyung des Handels im Inneren und Handelsverträge mit dem Auslande; — hier scheint der Vf. endlich in eine Gegend gekommen zu seyn, wo er Bescheid weifs. Was er über Hemmungen des Handels, über Accise, Imposten und die mancherley Plackereyen bey dem Vertrieb der Waaren, über Getreidesperre, über eine zweckmäfsige Besteuerung des Grofs- und Detail-Handels, über Bezahlung der Accisbedienten und Aufmunterung der Angeberey (von S. 56 bis zu Ende) sagt, beweiset durchgehends, dafs er über diese Gegenstände nachgedacht und seinen Ideen Zeit gelassen hat, zu reifen. Er geht hier sehr ins Einzelne, und beschränkt mit Recht seine Vorschläge blofs auf den preussischen Staat. Merkwürdig ist, was er in der Kürze über den Schaden sagt, den Stettins Handel durch den nun aufgehobenen, sogenannten *schweigerschen Zoll* und den *Banque-Impost* gelitten hat. Der erste wurde wegen eines, durch einen gewissen Schweiger verschuldeten Ausfalls, und der zweyte zur Deckung des Verlustes bey einem der Regierung misslungenen Handelsgeschäfte aufgelegt (S. 62). Diese Hemmungen waren Ursache, dafs der Handel nach dem Norden über Braunschweig und Lübeck zu Lande wohlfeiler und schneller (S. 61) getrieben werden konnte, als zu Wasser über Stettin, dafs vor 1806 Lübeck jährlich 250 Schiffe nach Rufsland befrachtete, Stettin kaum 30. — Das Vorurtheil gegen die Einführung fremder Waaren sucht der Vf. auf richtige Grundsätze zu beschränken. „Vorzüglich, sagt er (S. 72), werden gegen die Einfuhr fremder Fa-

bricate, deren rohes Material mit zu grofsen Koften im Lande angefchafft werden mufs, fo wenig ftrenge Verbote, als hohe Impofte helfen, auch davon abgefehen, dafs es nicht gerecht ift, das Publicum zwingen zu wollen, das Monopol der fchlechten Induftrie des inländifchen Fabricanten zu unterftützen, und dadurch die Nothwendigkeit der Verbefferung des Fabricats aufzuheben. — Über die zweckmäfsigften Mittel zur Vermeidung der Contrebande fpricht er fehr gut; wenn er aber anftatt der Befteuerung der Gegenftände des Luxus eine perfönliche Luxusfteuer in Vorfchlag bringt: fo hätte er auch über die Möglichkeit einer billigen Einrichtung derfelben feine Gedanken ausführlicher entwickeln follen. Er erklärt fich zuletzt freymüthig gegen die in den neueften Zeiten eingeführte Städteordnung, und fchliefst mit einer gerechten Lobrede auf die Freyheit der Preffe. — Sollte auch gegen die in dem letzten Theile der zweyten Abhandlung aufgeftellten Grundfätze hie und da eine Einwendung zu machen feyn: fo enthalten fie doch einen Reichthum von ftatiftifchen Kenntniffen, die jedem Freunde diefer Wiffenfchaft angenehm feyn müffen. Rec. hat es daher auch für Pflicht gehalten, auf den Punct hinzuweifen, wo der Vf. feines Stoffs mächtig wird, damit Niemand durch die fchiefen Anfichten im Anfang des zweyten, und durch die myftifche Empfindfamkeit des erften Auffatzes, die, indem fie an den Ton einer vielgelefenen Gattung von Romanen erinnert, weder eine Quinteffenz giebt, noch einen Geift, fondern nur ein Gefpenft der Gefchichte erfcheinen läfst, abgefchreckt werde.

Das *zweyte Heft* liefert in dem *Tagebuche des Feldgeiftlichen* ein ganz für fich beftehendes Werk, in welchem man zwar keine militärifche Gefchichte der Feldzüge, keine vollftändige Befchreibung des Kriegsfchauplatzes, auch keine merkwürdigen Reifeabentheuer erwarten darf, das aber jedem gebildeten Lefer als eine geiftreiche und angenehme Unterhaltung zu empfehlen ift. In einem leichten, ftets der Sache angemeffenen Vortrage, und in einer gereinigten Sprache fchildert es die Beobachtungen, Gedanken und Empfindungen des Vfs. bey den Gegenftänden, die ihm vorkamen, bey den Begebenheiten, deren Zeuge er war, und oft auch bey den Erinnerungen, die dadurch in ihm geweckt wurden. Ohne in irgend einen Stoff tief einzudringen, noch weniger ihn zu erfchöpfen, und bey dem rafchen Wechfel der Gegenftände leicht von dem Einen zum Anderen hinübergleitend, weifs er doch ftets die Aufmerkfamkeit zu feffeln, und wird felten den Lefer ganz unbefriedigt laffen.

Er zeigt fich durchgehends als einen Mann, der mit einem, durch das Studium der Alten gebildeten Geift, einen in hohem Grade religiöfen Sinn, ein für Wahrheit und Recht befeeltes Gemüth, und einen regen Trieb, fich zu unterrichten, und feine Kenntniffe zu erweitern, verbindet. Er ift nicht frey von dem Einflufs angenommener Meinungen; Vorurtheile feiner Provinz und feines Standes befchränken feine Anfichten, und verleiten ihn hie und da zu unbilligen Ausfprüchen. Aber wenn er auch in der Welt feiner Studirftube beffer zu Haufe ift, als in der wirklichen: fo hat doch keine im thätigen Leben angenommene Falte feinem Geift eine fchiefe Richtung gegeben, und feine irrigen Urtheile gehen nur aus der Unbekanntfchaft mit der wahren Geftalt der Dinge hervor. Er befteht daher auch nicht eigenfinnig auf feiner Meinung; er kömmt im Laufe der Erzählung felbft von manchem feiner Vorurtheile zurück, und es ift ein lobenswerther Beweis feiner uneigennützigen Befcheidenheit, dafs er auf fieben von dem Verleger nachgelieferten, umgedruckten Bogen die meiften feiner zu fchroffen Entfcheidungen zurückgenommen oder gemildert hat.

Seine Reife geht von Königsberg über Frankfurt a. d. Oder nach Berlin, von da nach Deffau, und wieder über Potsdam, durch einen Theil von Sachfen nach Croffen, und endlich durch das angrenzende Polen nach Breslau. Von Strehlen in Schlefien macht er mit der Armee den Marfch durch Böhmen, und ift Augenzeuge der Schlachten von Dresden, von Culm und von Leipzig, wo er, durch fein Amt zum Troft der Verwundeten berufen, fich ftets in der Nähe des Kampfplatzes aufhält. Sein Weg führt ihn nachher über Coblenz, Trier, Nancy und Laon nach Paris. In der Hauptftadt Frankreichs ift ihm nur ein kurzer Aufenthalt vergönnt, aber er benutzt die Mufse feiner Cantonirung in der Picardie, um nach England überzufchiffen, und auf einige Tage nach London zu gehen. Mit feiner Rückreife bis Dünkirchen endigt das Tagebuch.

Auf den umgedruckten Bogen hat der Vf. fowohl feinen ftrengen Tadel der Landfchulen in Preuffen im Vergleich mit den fächfifchen, als auch fein zu voreiliges Urtheil über die Prediger in Sachfen und Schlefien gemildert. Dafs er auch hier die Familien, bey welchen er einquartiert wurde, nennt, kann ihm nicht zum Vorwurf gereichen, da er nichts als Gutes von ihnen zu fagen weifs, und mit Vergnügen wird man fein freymüthiges Urtheil über die berühmteften Kanzelredner Berlins, deren Predigten er befuchte, lefen. Berlin und Wörlitz befchreibt er gut mit wenigen Worten; er ift überhaupt glücklich im Auffaffen und Darftellen der Phyfiognomie einer Stadt oder einer Gegend, und die fonft fo fchwierige Befchreibung von Naturfchönheiten mifslingt ihm nicht leicht. Weniger glückt es ihm, den Charakter eines Volks richtig zu begreifen, weil hier gewöhnlich feine mitgebrachte Meinung fich einmifcht. Rec., der fich lange in Preuffen aufgehalten hat, erinnert fich nicht, im Ermeländifchen bey dem Volke „jene abftechenden Gefichtszüge, jene Züge des heimlichen Argwohns gegen Andersdenkende, neben Bigottismus und Einfalt, und bey den Gebildeteren den gleich ins Auge fpringenden Jefuitismus," welche der Vf. ihnen beylegt (S. 9), vorherrfchend gefunden zu haben, und er hat mit Bedauern in den umgedruckten Bogen (S. 22) die harte Folgerung wieder gefunden: „Da fie (die Kafchuben)

katholifch find: *fo* ift Einfalt und kraffe Bigotterie auf ihren Gefichtern zu lefen." Da gleich nachher bemerkt wird, dafs „an Schulen auf dem Lande gar nicht zu denken fey": fo follte doch wohl die Schuld nicht ausfchliefsend auf die Religion gefchoben werden.

Über Breslau hat der Vf. fein erftes Urtheil zurückgenommen; er würde gewifs auch die fchönen fchlefifchen Fabrikdörfer mit anderen Augen gefehen haben, wenn er fie in einem, für den Kunftfleifs weniger ungünftigen Zeitpunct befucht hätte. Dagegen fpricht fich in feinem Entzücken über die Kolonieen der Herrnhuther, „diefer Chriftenfamilie (S. 91), die Ein Herz und Eine Seele ift, von der allein dereinft die Verbefferung des Menfchengefchlechts ausgehen kann," ganz die treuherzige Schwärmerey aus, die feinen Charakter bezeichnet, und die ihn von dem Guten, das er wahrnimmt, gleich auf das Vollkommenfte fchliefsen läfst.

Bey den Befchreibungen des Zuges der Armee durch Böhmen und über das Gebirge, feines eigenen Campagnelebens und des Eindrucks, welchen der Anblick der Stadt Prag auf ihn machte, findet der Vf. Gelegenheit, fein fchönes Talent für malerifche Darftellungen zu üben. Ob er gleich in Allem, was zum Kriegswefen gehört, fo durchaus unerfahren ift, dafs er oft die technifchen Ausdrücke völlig mifsverfteht, und z. B. [S. 95, 96, auch auf den umgedruckten Bogen, und 99] *Donjon* (in Feftungen oder auf hohen Gebäuden) als zwey Wörter: *Don Jon*, fchreibt, oder (S. 124) *Kaliber* für eine Gattung von Gefchütz hält: fo gelingt es ihm doch, indem er fchlicht und einfach erzählt, was er felbft gefehen hat, von den Schlachten von Dresden und Culm ein deutliches, felbft dem Militär genügendes Gemälde zu entwerfen. Seine Gabe, Gegenden zu fchildern, kömmt ihm bey der Befchreibung des Terrains zu Statten, und der Sachverftändige wird aus diefen kurzen Angaben fich einen richtigeren Begriff von den Vorgängen jener merkwürdigen Tage abziehen können, als aus den vielen weitläuftigen Armeeberichten.

Die Romanze, zu welcher bey Töplitz die Legende des Klofters Mariafchein den Vf. begeifterte, ift eine freundliche Blüthe. Er hat fich hier fo völlig mit der katholifchen Religion ausgeföhnt, dafs er nur die poëtifche Seite der mit fo manchen Mifsbräuchen verbundenen Wallfahrten fieht, und (S. 159) innig bedauert, „dafs der Proteftantismus, die Profa der Chriftenheit, uns um diefe fchönen Gebräuche, die fo herrlich auf das Gemüth wirken, gebracht habe." Die katholifchen Phyfiognomieen ftofsen ihn von nun an nicht mehr zurück.

Das an der Mofel gefungene Weinlied (S. 196) ift nicht ohne dichterifchen Werth, aber an inniger Empfindung fteht es der Romanze nach. Am wenigften ift die Ode auf die Schlacht von Leipzig gelungen (S. 151). Die Zeile: „Öffne, Leipzig, deine Thore*n*, „kann nur Einen, und zwar einen höchft lächerlichen Sinn geben, und der Dichter fpornt fich in der ganzen Ode zu einem Ethufiasmus, über welchem er gerade die Eigenfchaft, die ihn den Lefern am wertheften macht, feine fromme Gutmüthigkeit, verleugnet.

Diefe einzelnen Züge werden hinreichend feyn, um den Geift des Ganzen zu bezeichnen, und Rec. glaubt nun den Reifenden auf feiner ferneren Wanderung nicht länger begleiten zu dürfen. Er darf jedoch die Bemerkung nicht unterdrücken, dafs ihn die Anfichten von Paris und London unter Allem am wenigften befriedigt haben. Bey dem kurzen Aufenthalt des Vfs. in diefen Städten werden feine Sinne durch die Gröfse, die Mannichfaltigkeit und die Neuheit der Gegenftände verwirrt. Die hochgefpannte Stimmung, in welcher das Heer nach Paris kam, läfst ihn nicht zu der nothwendigen Nüchternheit gelangen, um Eindrücke, für welche ihm der Mafsftab fehlt, gehörig feftzuhalten und zu fondern; er ift fich nur der Vorftellungen, welche er mitgebracht hat, deutlich bewufst, und glaubt am Ende nur das gefehen und empfunden zu haben, was er in beiden Städten zu fehen und zu empfinden erwartet hatte.

Kf.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Germanien: Bedarf Deutfchland einen Kaifer, und gebührt dem Haufe Öfterreich die deutfche Krone?* Vielleicht noch ein Wort zu feiner Zeit! Im Monat November 1814. 38 S. 8. (4 Gr.)

Die deutfche Nation bedarf eines Kaifers, keines Bundes-Directors, fondern eines Bundeshaupts mit felbftftändiger Gewalt, die dem vereinigten Cabinets-Intereffe der Bundes-Fürften entgegen gefetzt ift: fie bedarf eines erblichen Oberhauptes von Einfluffe, ohne Zuwachs der Macht, und Öfterreich im Befitze der Kaiferkrone kann allein alle Gefahren befeitigen, eben fo wenig die Unterthanen den Fürften, als die Schwachen den Mächtigen preis geben; auch Öfterreich bedarf zu dem Höhepuncte feiner Beftimmung diefer Krone; Preuffen mufs dem Bunde wachfam und forgend gegenüber ftehen; Baiern, Wirtemberg, Hannover, mächtig genug, fich gegen jeden ihrer Mitftaaten (die obigen zwey ausgenommen) zu fchützen, find gegen den äufseren Feind nicht mächtig genug, und dann auch nicht fo mächtig, um fich einander umzuftofsen; die Conftitution diefer Staaten mufs unter der Garantie des Bundesgerichts ftehen; diefes ift aber bey den Staaten vom dritten und vierten Range, wo der Stoff zu arm, die Form zu begehrig ift, nicht nöthig, weil die Fürften hier dem Volke gegenüber geftellt, theils die weit gröfseren Befchwerden einer repräfentativen Reaction, theils gröfsere Gefahren der fouveränen Willkühr unter den Freudengenüffen einer uncontrollirten Herrfchaft übernehmen müffen. Nicht ganz unbefriedigt wird auch derjenige bey den gedrängten Anfichten des unterrichteten und gewandten Vfs. bleiben, dem Almendingen, der rheinifche Merkur, Oken einen höheren Standpunct gaben. — Dann möchte man wohl S. 27, wo die zwey Hauptmächte die Conftitutionen der Staaten vom zweyten Range prüfen, modificiren und beftätigen können, nicht mit S. 29 ganz vereinigen, wo es nicht einmal nöthig ift, die eingeführten Conftitutionen der Suprematie des Oberhaupts und Staatenvereins zu unterwerfen.

Ds.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

1) LONDON, b. Schulze u. Dean, und PARIS, b. Normand: *Lettre* à son Excellence Monseigneur le Prince de *Talleyrand Perigord*, Ministre et Sécretaire d'Etat de S. M. t. ch. au départément des affaires étrangères et son plenipotentiaire au Congrès de Vienne, *au sujêt de la traité des Nègres* par *Wm. Wilberforce*, écuyer, membre du parlement britannique., Traduit de l'Anglois. 1814. 99 S. 8.

2) PARIS, b. Egron: *De la traité et de l'esclavage des noirs et des blancs par un ami des hommes de toutes les couleurs.* 1815. 84 S. 8.

3) LONDON, b. Schulze u. Dean: *De l'intérêt de la France à l'égard de la traité des Nègres*, par *J. C. L. Simonde de Sismondi.* 1814. 52 S. 8.

Der pariser Friede vom 30 May 1814 ist die Veranlassung zu diesen 3 Schriften über den Negerhandel. In dem ersten Zusatz-Artikel zum Vertrage mit Grossbritannien verbindet sich der König von Frankreich, bey dem künftigen Congresse alle christlichen Mächte zur Abschaffung dieses Handels, gegen den sich sowohl die natürliche Gerechtigkeit als die jetzigen aufgeklärten Zeiten auflehnten, zu bewegen; für Frankreich ward der Zeitraum von 5 Jahren als der Endpunct dieses Handels und zugleich dabey festgesetzt, dass während dieses Zeitraums jeder Sclavenhändler die Sclaven bloss in die Colonieen des Staats, dessen Unterthan er ist, einführen und daselbst verkaufen dürfe. — Diesen Artikel, den keiner der oben angeführten Vff. wörtlich aufgefasst, und dem Sinne nach erklärt hat, muss man fest im Auge behalten, um über den Gegenstand und die Form, über die Mittel und den Zweck, die Wirkung und die Ursache der Verhandlungen und der Sache zu entscheiden. Nach Rec. Ansicht bedarf es der Beweise für die Nothwendigkeit der Abschaffung des Negerhandels gar nicht, da die vertragenden Mächte, die sich noch in dieser Beziehung christliche Mächte nennen dürfen, diesen Handel in Widerspruch mit der natürlichen Gerechtigkeit, und dann mit der Cultur des Zeitalters finden, und durch dieses Bekenntniss ihre unumwundene Hochachtung gegen die Grundsätze, die die Abschaffung als Pflicht fodern, und ihre keusche Schaam, wenn sie unter den Zeiten zurückstehen sollten, beurkunden; es muss also Alles in diesen drey Schriften als unerheblich, und, wenn man will, als ungehörig (*impertinent*) angesehen werden, was gegen die Ungerechtigkeit und Verewigung des Neger- oder Sclaven-Handels thetisch und historisch vorgebracht wird. Das, was nach Abzug dieses übrig bleibt, möchte sich wohl auf folgende drey Fragen beschränken: 1) Konnte der Negerhandel nicht, und musste er nicht augenblicklich als abgeschafft erklärt werden? 2) Was für ein Interesse hatte Frankreich dabey, ihn, obgleich ungerecht und unschicklich anerkannt, noch auf 5 Jahre zu verlängern? 3) Was für Folgen lassen sich aus einer der Gerechtigkeit und dem Zeitgeiste anerkannt widersprechenden Pacification ziehen? Für die erste Frage würden wir alle drey Schriften, für die zweyte die dritte, und für die dritte die zweyte Schrift, theils als Commentar, theils als Beytrag zur Beantwortung angeben. Diesen charakteristischen Unterschied, der sich noch weiter nüançiren liesse, vorausgesetzt: so scheint uns die Wirkung von No. 1 meistens auf Frankreich, die von No. 2 auf England, die von No. 3 auf die Sache berechnet. Der rüstige Vertheidiger der Freyheit, Hr. *Wilberforce* No. 1 (übersetzt in dem ersten Stücke der Minerva von 1815), geht von der Voraussetzung aus, dass weder die Natur noch die Wirkungen des Negerhandels hinlänglich in Frankreich, wenigstens nicht so, wie in England, bekannt wären; er fasst daher Alles, was er nach der Geschichte, nach dem Wesen, und den Wirkungen dieses Handels, z. B. der aufgehaltenen Civilisation von Afrika, der Blutscenen in St. Domingo, in Wort und That mit eben so viel Kraft als Wahrheit dagegen vorgebracht hat, zusammen, um das Gewicht seiner Gründe ganz auf den Mann zurückfallen zu lassen, der diesen Frieden unterzeichnete, und schwach genug war, den unvernünftigen Klagen der Kaufleute von Nantes, die allein an diesem Artikel Ursache waren, nachzugeben. Sein ganzes Gefühl empört sich bey dem Hinblick auf die Fläche von 700 franz. Meil. an der afrikanischen Küste, wo dieser Handel so getrieben wird, dass die Waare mit der Nachfrage im Verhältnisse steht: diese Höhlen der Wildheit spieen, sagt er, jährlich 80—100,000 Opfer von Menschen unseres Gleichen aus, die Park, Goldberry, Winterbotton wegen ihrer Anhänglichkeit an den vaterländischen Boden auszeichnen; auf eine herabwürdigende Weise nennt man die Abfuhre eine Ladung, und un-

ter 150 Sclaven fand Park 25, die arabisch schreiben konnten; es ist eine falsche Ansicht, den Negerhandel eine Schule der Matrosen zu nennen; er ist vielmehr ihr Grab, bey unserer Ausfuhre (jährlich 8,054,041 Pf.), bey unserer Einfuhre (jährlich 17,002,112 Pf.) wird die Bildung der Matrosen nicht vernachlässigt werden. Er kommt endlich zu den Gründen, die die Kammer von Nantes zur Vorstellung bewogen haben können. Er entwaffnet sie mit eben so kräftigen Gegengründen durch Erinnerung an die Ströme von Blut, durch welche sie waden müfste, um zu ihrem Endzwecke zu gelangen, an die Opfer, die es kosten wird, an die wenigen Mittel, die den Franzosen zu Gebote stehen, an die Möglichkeit eines weit vortheilhafteren Handels, der sich mit Afrika anknüpfen liesse, an die Erfahrung, dafs Liverpool, das ehemalige Nantes von Grofsbritannien, jetzt noch nach abgeschafftem Negerhandel eben so glücklich sey, so unglücklich es sich auch anfänglich glaubte. Dann wendet er sich an die schönen Seiten der franz. Nation, die er eine Ritternation nennt, für die die Fortsetzung des Handels eine unbegreifliche und misgeburtliche Anomalie wäre. Endlich fragt er, warum man einen ungerechten Handel wieder anfangen, 5 Jahre fortsetzen und dann wieder aufgeben will. Dieses hiesse mit anderen Worten, 5 Jahre hinter einander Brennstoffe in ein Haus bringen, das von dem Brande des nachbarlichen erhitzt sey. Ein Auszug von verschiedenen Schriften zur Unterstützung seiner Gründe schliefst das Ganze.

Der Vf. von No. 2 läfst sich aus den Stellen der Bibel und der Kirchengeschichte, womit er den Negerhandel bekämpft, aus seiner umfassenden Belesenheit in den Werken der Alten und Neueren, besonders Reisen, aus dem Glauben an die Unerschütterlichkeit des päpstlichen Stuhls, *usque ad consummationem seculorum*, aus dem Zwecke, den er dabey beabsichtigte, besonders aber aus einer S. 31 angeführten mündlichen Unterredung, die er mit *Wilberforce* 1802 zu Clapham hatte, deutlich errathen; es ist der wackere *Gregoire*, ehemaliger Bischof von Blois. Sein Zweck scheint dreyfach zu seyn: 1) die Gründe *Wilberforce's* durch Aneignung an die franz. Nation noch mehr zu verstärken und alles Mifstrauen, das man vielleicht gegen die englische Nation als erklärte Feindin des Sclavenhandels haben konnte, zu entfernen. Er wird daher sogar hart, wo *W.* schonend gewesen war. Z. B. *W.* glaubte, dafs Unkunde der Greuel an diesem Artikel Ursache sey; *Gregoire* erwidert darauf, dafs es abscheulicher Geiz, dem nichts zu heilig sey, dafs es Vorurtheil eines niederen Stolzes wäre, da sogar die mathematische und physikalische Classe des Instituts Hn. *Lislet Geoffroy*, Director des Depots der Marine zu Isle de France (von dem wir die kostbaren Charten über diese Insel und Bourbon haben), obgleich corr. Mitglied der Akademie der Wissenschaften, wider alles Recht aus der Liste wegliefs, weil er ein Halbschwarzer war. 2) Wollte er wahrscheinlich der gegenwärtigen Ansicht der Dinge in Frankreich und dem übrigen Europa und der Stimmung das schreyende Bild des Contrastes mit Beziehung auf die vorige Zeit darstellen. Er läfst daher im Geiste einen anderen Genserich als Befreyer an Europens Küsten landen, um Represalien auszuüben: z. B. für die mit Blut der geraubten Afrikaner gedüngten Antillen entschädigt sich Genserich dadurch, dafs er europäische Künstler und Handwerker nach Afrika gewaltsam versetzt, um die Industrie und den Lebensgenufs in seinem neuen Reiche blühend zu machen; ein Codex der Weifsen tritt in die Stelle des der Schwarzen, und die Mafsregeln erhalten Gesetzeskraft; — Genserich, gekrönt vom Glücke, der Eitelkeit durch Ordenszeichen, der Habgierde durch Gnadengehalte schmeichelnd, sieht jetzt eine grofse Masse Individuen in Verzückung zu seinen Füfsen; eine Menge ihm geweihter Werke nennen ihn den Grofsen, den Vielgeliebten; bald wird man ihm mit Boileau zurufen: grofser König, höre auf zu siegen, oder ich höre auf zu schreiben! — Dieser Contrast — eine bittere Anspielung auf die Zeitgeschichte — wird durch alle Nüancen durchgeführt. 3) Ein Hauptzweck, zum Theil Angriff auf England, ist das zweyte Capitel, wo er die Arten der Sclaverey der Weifsen durchgeht, und am heftigsten wider die Verfolgung der Katholiken in Irland eifert. Rec. hat die wenigen Blätter mit Vergnügen gelesen, und er glaubt, dafs in neuerer Zeit über diesen Gegenstand kaum Etwas so Befriedigendes gesagt ist. Dafs *Wilberforce* dabey sehr ins Gedränge komme, läfst sich leicht denken; die Inconsequenz liegt am Tage. Sinnig ist das Motto aus *Price*: Habt ihr ein Recht, Andere zu beknechten: so können Andere seyn, die euch zu beknechten ein Recht haben.

No. 3 sieht von den moralischen und rechtlichen Grundsätzen ganz weg, und zeigt, dafs der Negerhandel dem Interesse Frankreichs entgegen sey, und es die Klugheit erfodere, die Neger durch Freygebung zu gewinnen; Frankreich habe keine Mittel, die dieser Handel erfodere. Ist es nicht thöricht, fragt er, den Zucker mit 40 Sous an die Colonisten zu bezahlen, den ich für 20 Sous von den Engländern haben kann? nicht thöricht, das schönste Tuch, das ich selbst machen kann, aus der Fremde zu kaufen? Selbst auch das Gelingen der Wiederherstellung, wovon er aber alle Hindernisse angiebt, und unübersteiglich nennt, könne zu gar nichts führen. — Der Vf. gehört zu denjenigen, die die Geschichte des Handels und der Staatswissenschaft zu gründlichen Gegnern dieses Handels gebildet hat.

Kein Vf. von allen dreyen ist, wie sich aus dieser Darstellung ergiebt, der wahren Ansicht des Friedensartikels gefolgt, und keiner hat die von uns hienach gestellten Fragen ganz gelöst.

Deutschland: *Deutsche Ansicht der Vereinigung Sachsens mit Preussen.* 1814. 66 S. 8.

Wenn der Vf. behaupten will, S. 20, dafs in Preussens Volk schon 1806 eine höhere Gesinnung rege war: so möchte man schon danach Ursache haben, die deutsche Ansicht für eine preussische zu halten; und wenn

er von den historisch untergegangenen und neu auferstandenen Staaten, und von dem grösseren Umfange der Wechselwirkung der Staaten und Völker der Gegenwart, wobey nur kolossale Berechnungen Statt fänden, einen Beweis für die Rechtlichkeit der Vereinigung hernehmen will: so möchte seine deutsche Ansicht sogar aufhören, deutsch zu seyn; endlich wenn er für die Vereinigung nur die Gründe findet, dass nicht die Sachsen ihren König verlassen, sondern der König sie verlassen habe, dass sein Land als ein erobertes, der König als Gefangener müsse betrachtet werden, dass in der Beharrlichkeit der Voraussetzung von Sachsens Unabhängigkeit und der Wiederkehr des Königs die Hoffnung verhüllt sey, das Ausland werde die Stütze werden: so muss die Ansicht sogar unpreussisch werden. Der Vf. hätte besser gethan, in seinen Gründen, die er aus der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammenzieht, bey den zwey einfachen Sätzen: Nothwendigkeit und Rechtlichkeit der Entschädigung Preussens, dann bey der Nothwendigkeit, das Ganze durch Opfer des Einzelnen zu retten, stehen zu bleiben, um eine deutsche Ansicht nur deutsch seyn zu lassen.

Leipzig u. Altenburg, b. Brockhaus: *Briefe über Hamburgs und seiner Umgebungen Schicksale* (über die Schicksale Hamburgs und seiner Umgebungen) *während* 1813 *u.* 1814, geschrieben von einem Augenzeugen im Sommer und Herbst. I Heft. Sommer-Beschreibungen, Ansichten und Erinnerungen. 1815. 212 S. 8. (20 Gr.)

Wenn auch diese Briefe nur das äussere mehr, als das innere Leben in Fluss und Stillstand, das Wirken und Nichtwirken eben so, wie fast alle die vielen über diesen Gegenstand erschienenen Schriften darstellen: so können sie doch den besseren von diesen zur Seite gesetzt werden, ja sie füllen sogar noch eine Lücke in diesen aus, da der Vf. sich bemüht, auch für Auswärtige, die Hamburg und die Umgebungen nicht kennen, durch einleitende Beschreibungen des Schauplatzes und des Örtlichen verständlich zu seyn, und die Umgebungen mit dem nämlichen Interesse, wie die Stadt, in seinen Kreis zu ziehen. Auch die Ökonomie gereicht der Bearbeitung zum Vorzuge: denn er erlaubt sich meistens nur dann die Erzählung von Begebenheiten, wenn sie entweder gar nicht, oder unrichtig vorgetragen sind. Er scheint kein Hamburger, aber innig durch das ehemalige Leben, die Betriebsamkeit der Stadt, den Sinn, die Gemüthsart der Bürger, durch Erinnerungen an eine merkwürdige Vergangenheit, und durch die Leiden der Gegenwart angezogen zu seyn. Ich habe, sagt er, Hamburg in allen Perioden dieser letzten so wichtigen Zeit gesehen, in den letzten Jahren des verflossenen Jahrhunderts, dem Jahre 1803, und nach der französischen Vereinigung, wo es langsam seinem gewissen Tode entgegenreifte, endlich im Frühjahre 1813 im Jubel der lang ersehnten Freyheit. „Sie können denken, setzt er etwas unpassend hinzu, wie sehr ich wünschte, diese reizende Gegend und diese vormals blühende Stadt in dem Zustande der Zerstörung und des Elends wiederzusehen, in welchen französische Willkühr sie versetzt hatte." Er fängt mit Lüneburg an, geht nach Winsen, Hapte, dem Posthof, dem Zollenspicker und dann auf einzelne Theile der Stadt über, um daran die Begebenheiten chronologisch zu reihen. Er ist über die kleinsten Kleinigkeiten sehr unterrichtet, kennt die Namen und die Stärke, den Abgang und Verlust eines jeden Corps, die Anlagen aller Werke nach Grösse und Umfang, nach Beschaffenheit und Wirkung; eben so genau ist er in Zahlen, sie mögen die Zeit oder Gegenstände betreffen. Leicht verzeiht man ihm, da er dadurch eine vollständig genaue Geschichte vorbereitet, einzelne Fehler; auch wird man gern von mehreren anderen Schwächen wegsehen. So beweist er fast etwas weniger als naiv S. 17, welche Vortheile derjenige hat, der in einem Lande, wo ihm die Einwohner von ganzem Herzen ergeben sind, Krieg führt; S. 20 beklagt er die vielen verwüsteten Gärten und Wäldchen, weil sie erst nach vielen Jahren wieder emporblühen können, und S. 73 sieht er sie im Geiste schon viel schöner, als sie waren. Die Entstehung des Mistes und des Unraths, wobey er sich S. 83 lange verweilt, würden wir ihm nach dem bekannten Sprichworte nachgelassen haben. Unnöthig, ja sogar durch Mainz, Aschaffenburg, Trier, Berlin, Wien u. s. w. zum Theil widerlegt ist wohl der Beweis S. 113, warum sich in Residenzen nicht die schönen Umgebungen finden; und warum, darf man wohl S. 137 fragen, sind dem Vf. die Aussichten in die Zukunft nur erregt worden, so oft er seit dem Beginnen des grossen Kampfs den Platz zwischen Hamburg und Altona besuchte? Warum hat er, da er S. 65, 67, 78, 110 die Franzosen und Davoust der muthwilligen Zerstörungs- und Rach-Sucht, des boshaftesten Muthwillens, der Büberey, der Bosheit und aller unedeln Gesinnungen beschuldigt, die Beweise hierüber nicht vollendet, um die Beschuldigten aus der Brustwehre erhaltener Befehle gänzlich zu vertreiben? Und warum trägt er die Klagen wider Tettenborn, den er S. 49 der Indolenz zeiht (das nicht einmal nach S. 98 ganz denklich ist), nicht motivirter vor? Der zweyte Heft soll eine Übersicht des ganzen Kriegs an der Unterelbe vom Jahre 1813 — 1814 geben. — Eine Charte wäre schon jetzt nicht überflüssig gewesen.

Breslau, b. Korn: *Ideen über die Ausgleichung der unmittelbaren Kriegsschäden im preussischen Staate*, von Kreis-Justizrath *Böck*. 1814. 38 S. 8. (4 Gr.)

Wir sind ganz mit dem Vf. darin einverstanden, dass die unmittelbaren Kriegsschäden von den schädlichen Folgen des Kriegs, z. B. des gesunkenen Werthes des Grundbesitzes, des Stillstandes der Fabriken, Manufacturen und des Handels, unterschieden werden müssen, und jene, nicht diese, einer Aufrechnung fähig sind; auch geben wir ihm gern zu, dass die erhobenen Contributionen, Lieferungen, Requisitionen, die Ein-

quartierungskosten, das bey Transportfuhren eingebüsste und das vom Feinde weggenommene Vieh und Getreide, die entbehrte Nutzung der zu Lazarethen bestimmten Häuser, die feindlichen Verheerungen des Privat-Grundeigenthums nebst Inventarien, die Verheerungen des Materials von Fabriken, der verarbeiteten Stoffe dahin gerechnet werden müssen. Allein da er die Einquartierungskosten angeschlagen wissen will: so begreifen wir den Grund nicht, warum er Vorspannkosten davon ausschliesst. Will er diese als persönliche Last der Eigenthümer von Vorspann: so muss er jene als Local-Last der Häuser ansehen. Die Abrechnungsgrundsätze der Capitalisten und Grundeigenthümer gegen einander ist eben so gerecht, als die vorgeschlagenen Ausmittelungs-Commissionen, die vom Orte ausgehen, und sich in eine Hauptcommission vereinigen, vernünftig, ausführbar und erschöpfend.

Oldenburg, b. Schulz: *Germania*, eine Zeitschrift von *F. R. Ricklefs*. II B. III Heft. 1815. 122 S. 8. (9 Gr.)

[Vgl. J. A. L. Z. 1814. No. 192. 1815. No. 17.]

1) *Was darf und muss Deutschland von dem Congresse in Wien erwarten?* Fortsetzung des vorigen Heftes. — Der wackere Herausgeber hat Recht, auch die *pia desideria* in Antrag zu bringen; die Art dieses Antrags ist zugleich humaner, als die des Prof. *Görres* im rheinischen Mercur, der keine dieser Saiten unberührt gelassen hat. 2) *Erlösung*, ein Gedicht von wenig Werth. 3) *Achtungswerther Zug im Charakter der Altdeutschen.* Die Stelle des Tacitus: *Nemo illic vitia ridet, nec corrumpere nec corrumpi Seculum vocatur*, verdiente die Rückerinnerung und Homilie. 4) *Über Bürgergarden.* Sie sollen aus der sedentären Volksclasse zur Vertheidigung der Städte und Erhaltung öffentlicher Ordnung seyn. Der Aufsatz ist vielseitig und nirgends ohne Interesse für die Gegenwart. 5) *Berichtigung von B. F. von Halem*, betrifft eine Flugschrift von D. *J. H. Gildemeister*, in Hinsicht der Ermordung Finks und Bergers zur Charakteristik der franz. Herrschaft in Deutschland. Wir freuen uns, dass *von Halem* nicht mehr *levis notae macula* ist. 6) *Einige Bemerkungen zu einer Rüge der Anmassungen des hannöverischen Adels in den deutschen Blättern* (welchen?) — eine Bestätigung der Rüge, und fast Rüge der zu gelinden Rüge. 7) *Ein aufgefundener Brief, französisch und deutsch.* Warum hat man den Schuft nicht namentlich vor dem deutschen Publicum aufgeführt?

Schwelm, b. Scherz: *Auch in unserer Sprache können und sollen wir Deutsche seyn!* Erwiesen von *Henrich Holthaus.* 1814. 44 S. 8. (5 Gr.)

Weil wir innerlich immer mehr und endlich auch äusserlich durch die Aneignung der franz. Sprache in Knechtschaft gerathen, und sie nur auf Kosten einer deutlichen, lebendigen, fruchtbaren Einsicht, auf Kosten unserer Gebildetheit und unseres Geistes-Reichthums, auf Kosten des Gefühls vom Schönen erlangen können: so fodert der Vf. Selbstständigkeit, und um die Möglichkeit derselben zu beweisen, oder, welches er für Eins hält, um zu beweisen, dass wir mit Geschmack und Anstand im *völligen Deutsch* übersetzen können, hebt er aus Herders Ideen und Archenholz's siebenjährigem Kriege zwey Stellen aus, die er ohne Einmischung einer fremden Sprache wiedergiebt. Wenn gleich diese beiden Proben nicht durchaus verfehlt sind: so gehört doch zur Selbstständigkeit einer Sprache nicht bloss die Übersetzungs-Möglichkeit mit Geschmack und Anstand, sondern besonders, dass der Ausdruck das Wort und den Sinn deutlich, kurz, bestimmt und vollständig decke, und für eine solche Selbstständigkeit hat der Vf. wenig bewiesen; er ruft sogar in gewissen nicht nothgedrungenen Fällen das beständige Exerciren (das Üben im mechanischen Sinne) für Zunge und Ohr an, ohne dass selbst die Gewohnheit die Musik verlieblichen kann.

Dk.

FORTSETZUNGEN.

Leipzig u. *Altenburg*, b. Brockhaus: *Conversations-Lexicon* oder Handwörterbuch für die gebildeten Stände über die in der gesellschaftlichen Unterhaltung und bey der Lectüre vorkommenden Gegenstände, Namen und Begriffe in Beziehung auf Völker- und Menschen-Geschichte; Politik und Diplomatik; Mythologie und Archäologie; Erd-, Natur-, Gewerb- und Handlungs-Kunde; die schönen Künste und Wissenschaften, mit Einschluss der in die Umgangssprache übergegangenen ausländischen Wörter und mit besonderer Rücksicht auf die älteren und neuesten merkwürdigen Zeitereignisse. Fünfter Band. Von I bis L. Zweyte ganz umgearbeitete Auflage. 1815. XXXIV u. 886 S. 8. (Pränumerationspreis 1 Rthlr. 6 gr.) (S. d. Rec. Jahrg. 1811. No. 46.)

Leipzig, b. Barth: M. *Christian Friedrich Schneiders Wörterbuch über die gemeinnützlichsten Belehrungen der Bibel, das eben sowohl von jedem einzelnen Gegenstande derselben eine systematische Übersicht giebt, als jeden dahin einschlagenden Ausdruck der lutherischen Übersetzung nach seinen mannichfaltigen Bedeutungen erklärt*, fortgesetzt von *Joh. Christ. Fried. Hempel*, Pastor zu Tegkwitz im Altenburgischen, und Inspector *Christ. Friedr. Böhme*, Pastor zu Luckau, ebenfalls im Fürstenthum Altenburg. Vierten Bandes erste Abtheilung. 1815. IV u. 369 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften auf die Tagesgeschichte Deutschlands bezüglich.

LÜBECK, b. Michelson: *Über die Seeräuber im Mittelmeer und ihre Vertilgung.* Ein Völkerwunsch an den erlauchten Congress in Wien. Mit den nöthigen historischen und statistischen Erläuterungen von *Friedrich Herrmann*, hochfürstl. schwarzburg. rudolstädt. Hofrathe, D. der Philosophie, Prof. am Gymnasium zu Lübeck u. s. w. 1815. 438 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Erst zwey Vorfragen, ehe wir dieses in so vielfacher Hinsicht vorzügliche Werk näher anzeigen. 1) Gehört dieser Gegenstand an den wiener Congress? und 2) in der Gestalt, die ihm der Vf. gegegeben hat? Die erste Frage beantwortet er nicht bloss in dem Titel und in der Dedication (an die beiden Kaiser auf dem Congresse, die Könige von Frankreich, von Spanien, Schweden, Dänemark, an den Fürsten von Holland, den P. Regenten von England, den P. Regenten von Portugall, und Kronpr. von Schweden und Norwegen), sondern auch in der ganzen Darstellung. Rec. glaubt aber, dass dieser Gegenstand dem Congresse fremd seyn müsse, weniger, weil er zu keinem Artikel des Friedens gezogen werden kann, und nur unmittelbar das Interesse der durch die Seeräuber betheiligten Staaten anspricht (der Vf. selbst überlässt es dem Congresse S. 379. zu bestimmen, ob Nordamerica an dem Kreuzzuge Theil nehmen soll), als weil er ausser den Grenzen desselben liegen muss. Denn was soll nicht alles an den Congress kommen, wenn man von dem Begriffe der erhabenen Beschützer alles Edeln, Grossen, Schönen, wenn man von der Erwartung eines volleren und kräftigeren Lebens für die europäische Menschheit ausgeht? Gehört dann eine ähnliche Frage über die Türkey, und über jede die Menschheit beleidigende harte Art der Sclaverey der Schwarzen und Weissen (*Gregoire* rechnet im Betreff der letzteren dahin die Verfolgung der Katholiken in Irland, den Verkauf der Menschen, als Truppen u. s. w.) auch zu dem Congresse, und wann soll der Congress, den schon die Entscheidung über nahe verwandte Dinge so lange aufgehalten hat, endigen? Muss aber dennoch die Sache dahin gebracht werden: so würde Rec. die zweyte Frage so beantworten: man gebe eine, so viel möglich, genaue Übersicht der Nachtheile, welche die Seeräuber den dahin handelnden und nicht handelnden Staaten und Menschen mit und ohne Rücksicht auf die politische Verbindung, worin sie stehen, zugefügt haben und noch zufügen, mit einer kurzen bündigen Geschichte der damit und mit der Gefangennehmung der Christen verbundenen Greuel, vergleiche diese Nachtheile mit den Vortheilen, die aus der Errichtung eines christlichen Reichs in diesen Gegenden entspringen können, und zeige die Möglichkeit der Ausführung durch eine richtige Abschätzung der dazu unter Zeit- und Ort-Verhältnissen nothwendigen Kräfte. Der Vf. hat es vorgezogen, einen anderen Gang zu nehmen, und in der Voraussetzung, dass es zur Vollständigkeit der Ansicht und des Beweises gehöre, 1) *allgemeine historische Blicke* auf die Staaten der Barbaresken überhaupt, dann auf die einzelnen Staaten von Marocco, Algier, Tunis, Tripolis insbesondere, von ihrem Entstehen an, vorausschickt, 2) hierauf eine *historische Übersicht der Verhältnisse* der Barbarey zu den Staaten Europas in den 3 letzten Jahrhunderten überhaupt, und von den verschiedenen 4 Staaten insbesondere, und zwar von dem Verhältnisse eines jeden zu Portugall, Spanien, Frankreich, Holland, England, Dänemark, Schweden, Preussen, Russland, der Pforte, den italiänischen Staaten und Ragusa, Österreich, den Hansestädten, den Freystaaten von Nordamerika folgen lassen, 3) dann *die Kräfte der Barbarey* in der ersten Hälfte des 19 Jahrhunderts im Allgemeinen und insbesondere nach dem Volksgeist der Regierung und den natürlichen Eigenthümlichkeiten des Landes (als den 3 von ihm sogenannten Factoren der Statistik) entwickelt, und endlich 4) unter dem Titel *Betrachtungen über die Seeräuber im Mittelmeer* die Art der Seeräuberey und den Zustand der gefangenen Christensclaven näher bestimmt, um folgende Fragen zu beantworten: a) sind durchgreifende Massregeln gerecht? b) sind sie möglich? c) wie sind sie ausführbar? d) welche nützliche Folgen würden daraus entspringen? Am Schlusse ist noch ein ziemlich vollständiges Verzeichniss der hieher gehörigen Schriften angehängt. So viel Beyfall auch die Arbeit des Vfs. als eine gelehrte Arbeit verdient, worin der Fleiss des Sammlers, seine Umsicht, seine Genauigkeit, Vollständigkeit, worin sogar die geregelte Ordnung des Vortrags, Zusammenhang und Bildung in Sprache und Ausdruck unverkennbar sind; so viel wir auch dem Vf. in Ansehung der ganzen innig verbundenen Geschichte und der historisch politischen Verhältnisse dieses Landes, wobey er nicht bloss die Notizen in weit entlegenen Werken, sondern

fogar handfchriftliche Nachrichten, befonders bey den Hanfeftädten, zu Rathe gezogen, ja fogar über Tripolis neue hiftorifche Anfichten eröffnet hat, fchuldig find: fo hätten nach unferem Dafürhalten die 3 erften Abfchnitte für den Congrefs leicht auf einige Bogen zufammengezogen werden können. Rec. würde auch in Vorausfetzung der erlauchten Einfichten des Congreffes Anftand genommen haben, eine philofophifche Abhandlung über die Analyfe einer jeden Kraft, fobald fie finnliche Erfcheinung wird, vorzutragen, wie der Vf. S. 207 gethan hat, um die von ihm fogenannten drey Factoren der Statiftik daraus feftzuftellen; und was follen diefe analyfirten Kräfte in *ihrer Anwendung auf Staaten als Begriffe von Formen der Menfchheit, die fich in einer Welt, wo Alles Form ift, als folche geltend zu machen und zu behaupten fuchen*, im Angeficht des Congreffes fagen? Was foll der König von Frankreich, gefetzt dafs er der deutfchen Sprache vollkommen mächtig wäre, dabey denken? Wenn der Vf. das in ihnen thätige Princip, das unaufhörlich Wirkungen hervorbringt, und Funken aus fich ausftrömt, den Volksgeift nennt, von welchem Alles, was im Staate vorkommt, die Regierung nicht ausgefchloffen, Ausflüffe find: fo hat er das wahre Wefen des Volksgeiftes als einer unfichtbaren Macht im Verhältniffe theils zum Staate, theils zu der zweyten unfichtbaren Macht, dem Zeitgeifte, der mit dem Volksgeifte in entgegengefetzten Richtungen wirkt, verkannt! Was foll ein Ausfall auf die Statiftik S. 211, worin felbft das liebe Federvieh Stück für Stück aufgezählt ift, nutzen? Dem Titel des Werks und mehreren einzelnen Stellen nach follte man glauben, dafs der Vf. auf eine Vertilgung der Raubftaaten antrage; allein das ift nicht feine Meinung, auch fanfte Mittel der Civilifation will er nicht, fondern eine, jede Thatkraft lähmende Furcht, verbunden mit den fanfteren Mitteln. Was Juan d'Auftria 1572 aus perfönlichem Ehrgeize bey der Eroberung von Tunis beabfichtigte, das werde, fagt er, Mittel zur Befreyung Europas aus reinem Intereffe der Menfchheit; es werde an der Nordküfte von Afrika ein chriftliches Reich errichtet, nicht in Tunis, wo Juan d'Auftria, nicht an der Küfte von Marocco, wo die Portugiefen fo lange mächtig waren, fondern in Algier, weil diefes am meiften gefrevelt hat, weil es der mächtigfte Staat ift, und weil die Bezwingung diefes die Zahl der Corfaren um $\frac{2}{3}$ vermindert; es foll ein Kreuzzug aller Mächte (bey Amerika ift er, wie fchon oben gefagt, zweifelhaft, als wenn der Congrefs fich hierin etwas aneignen könnte!), und die Beyträge nach Art der Kräfte, nach dem Umfange des Verkehrs im Mittelmeere, nach Lage, Entfernung beftimmt, die Expedition im Frühjahre mit einer ausgefuchten Kriegsmacht von 75,000 Mann, wovon 25,000 die Referve bilden, und ein unabhängiges chriftliches Reich von einem neuen Friedens-Orden geftiftet werden, wozu die wegen Malta noch nicht entfchädigten Johanniter mitwirken könnten und würden. — Alle Mittel, Kräfte, Hinderniffe diefes Plans hat der Vf. mit Sachkenntnifs und Intereffe dargelegt; er ift fo weit unparteyifch, dafs er S. 322 gefteht, dafs die Sclaverey in ihren Schreckniffen von den Befreyten und von den Miffionarien übertrieben worden fey. Mit dem heiligen Feuer des Enthufiasmus, das ihn belebt und begeiftert, reifst er das Gemüth unwiderftehlich an fich, ohne ihm kaum die ganze befonnene Überlegung des Rechts derjenigen Staaten, die in unverletzten Verbindungen gegenwärtig ftehen, zu vergönnen, beftändig hinweifend auf das, was bereits gethan ift, um es mit dem zu vergleichen, was der Zweck der Menfchheit fodert. Er fcheint fich fogar S. 160 mit Napoleon zu verföhnen, wenn diefer die grofsen, von Gott in feine Hände gelegten Mittel zur Vertilgung diefer Unholde von der Erde verwendet hätte; dann, fagt er würde ihn die Welt fegnen, und feine Gröfse würde eben fo bleibend, als wohlthätig gewefen feyn! — Einzelne Berichtigungen und Ergänzungen liefsen fich aus dem Syftem der Seehandlung und Politik nach Arnould (von Prof. *Dominicus*), Erfurt 1798, das der Vf. nicht zu kennen fcheint, und aus einigen anderen Werken, wenn man das vorliegende in Hinficht der Literatur beurtheilen will, angeben, und dann hätte auch die Angabe der beften Charten und Pläne nicht fehlen follen.

Düsseldorf, b. Büfchler: *Kleiner Beytrag zum Weltfrieden*, von *Jofeph Schramm*, Prof. der deutfch. Lit., des Natur- Staats- und Völker-Rechts, Mitgliede des bergifchen Schulraths und öffentl. Bibliothekar zu Düffeldorf. 1815. 204 S. 8.

Viel und Wenig zugleich. Viel für die Mannichfaltigkeit der Abhandlungen (49 an der Zahl) Wenig für die Sache; Viel für die Reinheit der Abficht, Wenig für den Grund; Viel für die Empfänglichkeit, Wenig für die Bearbeitung des Stoffs; Viel für das Streben, auch in der Sprache, wie in der Handlung deutfch zu feyn, Wenig für die Bildung und Gefchliffenheit im Ausdrucke; Viel für ein befchränktes, Wenig für ein höheres Publicum. — Wahrfcheinlich find die Abhandlungen nach und nach von dem Bedürfniffe der Zeit und des Orts hervorgetrieben, und erft nach ihrer Bearbeitung hat der Vf. den Titel dazu gefucht, zugleich aber auch frühere gedruckte Abhandlungen wieder benutzt. So mufste ihm dann der gewählte Titel *Beytrag zum Weltfrieden* der paffendfte fcheinen, da fich darunter das Meifte bringen liefs. — Was Alles nach ihm dahin gehört, kann man befonders an folgenden Abhandlungen fehen. No. 3. *Napoleons Befchwerde wider Ideologie.* No. 9. *Frankreichs Gelehrten fpötteln über das Streben der Deutfchen im Gebiete der Philofophie.* No. 10. *Hauptaufgabe der Philofophie Liebe zu Gott.* No. 45. *Elend voriger Zeiten aus Nichtachtung der Stimme Gottes.* No. 48. *Die myftifche Richtung, welche die Philofophie nahm, war eine Folge des geprefsten Zuftandes der Herzen.* Zwar bemüht fich der Vf. den Zufammenhang aller Abhandlungen zu beweifen,

und in sofern hat er auch, da ein Friede von moralischen und gerechten Menschen bey möglichst vollständiger Cultur und Bildung erwartet werden darf, nicht Unrecht, die Moralität, Religion, Rechtlichkeit, Cultur, Bildung oder das, was damit verwandt ist, sich in dieser Hinsicht anzueignen; aber wenn bey der Stiftung eines Friedens die Gründe des Haders und Streits und die Gründe von den Gründen mit ihren Verästungen von Neuem aufgesucht werden sollen: so kann es über die Untersuchung eben so leicht, als über die Frage, ob so untersucht werden soll, ob diese Gegenstände nicht aufserhalb aller Berührung liegen müssen, wieder zum neuen Krieg kommen. So möchte es leicht dem Vf. nicht blofs für die oben erwähnten Abhandlungen, sondern auch für andere ergehen, die noch weiter ausgreifen, und sogar in das Gebiet der Staatswissenschaft und der Staatswirthschaft einschlagen. Z. B. No. 17. *Wohlstand der Völker besteht nicht in Reichthum, sondern in gleichmäfsiger Vertheilung.* No. 18. *Dem Colonialsysteme steht eine Umwandelung bevor.* No. 21. *Mit Abschaffung des Sclavenhandels und des Übermafses besoldeter Heere wird die Regierungskunst wieder ganz die himmlische Kunst, Menschen zu beglücken.* Die einzige Abhandlung, die nicht blofs die Oberfläche berührt, und nicht in blofsen Sentenzen und Maximen besteht, ist die No. 22, die sich in No. 23, 24, 25, 29 und 32 fortsetzt, und die Grenzen betrifft, die den Völkern gezogen sind. Der Vf. behauptet, dafs Gebirge, Meere und Flüsse keine Grenzen sind, dafs, wenn die Natur die Grenzen hätte ziehen wollen, die Erde eher in Würfel als Kugelgestalt erschienen wäre, dafs die Sprache in geistiger Hinsicht, nicht in wörtlicher, dafs auch die Volksthümlichkeit nicht die äufserlich bestimmbare Grenze seyn könne, sondern dafs sie nach dem ersten Grundsatze des Rechts ursprünglich bestimmt sind, und mit *Gerstäcker* nimmt er den Leib des Menschen, und was er ohne Verletzung Anderer damit verbunden, als Rechtsgrenze des Einzelnen an, um den Boden, worauf die Stammväter sich ruhig niederliefsen, und worauf ihre Nachkommen sich ausgebreitet haben, mit den urbar gemachten Wäldern, den schiffbar gemachten Flüssen, den bearbeiteten Bergen und Ebenen, den Völkern als Ureigenthum und so als Grenze zuzuweisen; aber in dem Augenblicke, wo Rec. den Gebrauch von dieser Abmarkung erwarten wollte, verwischt der Vf. auch diese Grenze wieder, da er die Urrechte einzelner Menschen, wie die uranfänglichen Völkergebiete, dem unendlichen Wechsel unterwirft, so dafs er nun gar keine Grenzen mehr hat. — Bemerkenswerth ist eine historische Angabe No. 12, wo er den Verlust der Bewohner zwischen der Maas und dem Rhein in 6 Monaten 1794 — 1795 auf 257,515,000 Liv. anschlägt. — Sense der Aushebung, dem thierischen Scheusale des Kriegs kreischende Hymnen singen, die eingefleischte Grobheit der Grundpfeiler, die Wechselbälge mondsüchtiger Schulsysteme, die Ungethüm des Stolzes mit der buhlerischen Brut des Genusses, die Menschenliebe, nicht jene hinschmachtende allgemeine, die gern das ganze Menschengeschlecht umarmen möchte, und die um so magerer und schwindsüchtiger wird, je weiter sie greift; Napoleon ward ein Sohn des Mords und der Fäulnifs, der Moderhauch umherdunstete, dem nicht schlug des Gewissens Puls u. s. w. sind nur einige wenige Beweise der Kraftanstrengung des Vfs. in der Sprache, woran er eine Versündigung wie eine Versündigung am Vaterlande ansieht. (No. 27).

Wien, b. Gerold: *Habsburgs Geist über Wiens Freuden Flamme* den 16 Juny 1814 von *Friedr. Kanne.* 1814. 19 S. 4. (6 Gr.)

Wem der Titel dieses Gedichts in 45 Stanzen nicht genügt, dem geben wir noch ein paar andere Pröbchen:

S. 40.

Des Tages Glanz hast du unbewölkt erhalten
Lafs morgen Seegenreiche Ströhme (Ströme) *walten.*

oder:

Von Abend kommt der Segensstrom gezogen,
Das Zeichen wird erfüllt im Regenbogen.

Ein solcher Kaiser in Wort und That, Vater seiner Völker, geliebt von ihnen und allen Deutschen, verehrt von ganz Europa, und ein solcher Tag sprechen sich in Namen und Datum gröfser aus.

Berlin, b. Maurer: *Drey Briefe über Prefsfreyheit und Volksgeist*, von *M. C. F. W. Grävell*, königl. preufs. Regierungsrathe. 1815. 170 S. 8. (16 Gr.)

Unbegreiflich ist es, wie ein königl. preussischer Regierungsrath keine Grenzen des Guten und Schädlichen finden will, und es Jedem erlaubt, seine Waare (auch Tollkirschen, Schierling? u. s. w.) zu Markte zu bringen, weil eine neue Mode auch schlechten Waaren einen Abgang verschaffen könne. Es soll keine Censur seyn; jede Censur sey ein Zeugnifs von der Untauglichkeit des Staats; der gegründete Tadel gegen Regierung sey Dankes werth, da er ihr eine Pfütze weise, die sie ableiten könne, um nicht in Fäulnifs überzugehen; gute Sitten dürfe der Staat nicht einmal vorschreiben, er sey keine Gouvernante, die uns lehrt, ein halbes Dutzend Knickschen zu machen, und uns einsperrt, wenn wir dagegen verstofsen; gegen Gott könne Jeder schreiben, was er wolle, da Gott über alle Schmähungen erhaben sey; der §. 151, Theil II, Titel 20 des allgem. preufs. Landrechts, der auf frechen, unehrerbietigen Tadel, oder auf Verspottung der Landesgesetze 6 Monate Gefängnifs oder Festungsstrafe setzt, bleibe eine Fufsangel auf offenem Wege, worauf Jedermann nach Belieben laufen, kriechen, springen könne; jede Revision der Manuscripte sey dem Verbote des Brantweinbrennens ähnlich, damit Niemand in der Besoffenheit Excesse begehe; selbst in der Periode des eintretenden Fiebers (Volksrevolutionen) sey Prefsfreyheit ein unschätzbares Gut; doch erkennt er die gute Seite der Censur in dem ein-

zigen Falle der ausgebrochenen Revolution an: denn, fagt er, das ift ein abnormer Zuftand, der durch abnorme Mittel hergeftellt werden müffe, wie man *Campher* bey dem Faulfieber gäbe, der in *gefundem Zuftande erkranke oder tödte*; auch will er, der das preuffifche Gefetz §. 151. II Th., Tit. 20 tadelt, Correctionsftrafen für diejenigen, die Ärgernifs geben; und der Staat habe allerdings Recht, jede, dem Religionsrechte zuwiderlaufende Handlung zu verpönen; Friedrich II, der den fchriftlichen Angriff auf den Landesherrn und feine Räthe mit Zuchthausftrafe verpönte, wäre weifer gewefen als Juftinian, der fich über alle Schmähung erhaben fah; denn, fetzt er hinzu, S. 45, die Prefsfreyheit kann allerdings mifsbraucht und *verpönt* werden. — In einem folchen Gewirre fchwebt der Geift des Vfs. über dem Waffer. Die Wahrheit S. 12, *zu deren Füfse der bezauberte Liebhaber knieet, und bittend um Erhörung zum Auge der Göttin hinauf fchaut, fcheint fein Wefen nicht fo* (S. 28) *durchzogen zu haben, wie die Anhänglichkeit und Treue jeden Preuffen, der* davon nach ihm *wenig Worte zu machen gewohnt ift.* — Die zweyte Abhandlung betrifft die *Volksthümlichkeit.* Jeder Menfch, alfo auch jedes Volk, mufs feinen Charakter haben, fo lange es bey Verftande ift, fagt er; der unterfcheidende Charakter des Deutfchen fcheint mir kein grofses Kopfbrechen zu koften; er ift männliche Vernunft, und die preuffifche Nation mufs der Mittelpunct deutfcher Nationalität werden, und daher auch diefe männliche Vernunft, die auf Erweiterung des Verftandes und Schärfung der Urtheilskraft beruhe, vorherrfchend machen. Aufser der allgemeinen Landesbewaffnung wären Nationalerziehung, Nationalrepräfentation, ein Regierungsblatt, Nationaltracht und Fefte dazu nöthig. — Die Koften der Nationalerziehung machen ihm den geringften Kummer, denn fie *müffen* aufgebracht werden. — Der dritte Auffatz, der befte unter allen, ift eine Diatribe über ein *Regierungsblatt.* Ein für die Gefchichte fchätzbarer Original-Anhang: *Kurzer Bericht von dem Finanzwefen in der Neumark und den incorporirten Kreifen*, vom Kriegs- und Domainen-Director *Hille*, 1731, dem damaligen Kronprinzen (nachherigen K. Friedrich II während feiner Gefangenfchaft in Cüftrin) vorgetragen, hat fich am Schluffe verloren. Der Vf. gefteht bey feiner Weitläuftigkeit, dafs er fich noch befchränkt habe, um feinen Brief No. 2, S. 102, nicht zu einer Corpulenz anzufchwellen, dafs fein Freund nicht vermocht hätte, ihn, ohne einzufchlafen, durchzulefen; es bliebe ihm daher Vieles noch in *refervatione mentali.* Gern wollen wir diefe humane Berückfichtigung von ihm annehmen.

Halberstadt, im Bureau für Literatur und Kunft: *Über Prefsfreyheit.* — Ein Turnfchreiben an alle Verfechter des Prefszwanges. 1815. 30 S. 12.

Offenbar ift es dem Vf. mehr um Herausfoderung, als um den ernften Kampf zu thun. Er will ebenfalls unbedingte Prefsfreyheit. Wer will eine Schrift, fragt er, fo zeichnen und zünfteln, wie die Polizey die Hunde, als wenn diefe dadurch vor dem Tollwerden ficher wären? Die Prefsfreyheit ift der Mund des Menfchengeiftes, durch Prefszwang kann man nur fchaden: der Patriotismus bedarf diefer Freyheit, man denke fich aber unter dem Patrioten nicht den Vetter Michel, und er nennt die Weisheit, die im Hinterhalte lauert, und die Gabe dem Volke nur fo darbietet, wie den Mäufen den Speck, eine Weisheit von fchlechtem Schrote und Korne. Doch ftellt er am Schluffe die Cenfur dem guten Gewiffen und der rechten Einficht anheim, ohne fich über das *hic Rhodus hic falta* weiter zu erklären. Dann giebt er den Vf. oder Verleger und Drucker eines uncenfurirten Buchs aller Verantwortung, das cenfurirte Manufcript dem amtlichen Urtheile des Cenfors preis, der diefes Urtheil auf dem Titelblatte, z. B. ein fchlechtes, lüderliches Buch, beyfetzen, und die unveränderte Erhaltung diefes Beyfatzes überall verlangen dürfe. So glaubt der Vf. ungehindert durch die Prügelknechte in die Schranken zu treten.

Dk.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Halle*, b. Hendel: *Franz Drakes Leben und Seereifen, nebft feiner Entdeckung der Kartoffeln, in ihrer Verpflanzung aus Amerika nach England, Frankreich, Italien, Schweiz, Deutfchland und andere Länder.* 1815. 96 S. 3. (6 Gr.)

Ein elendes Machwerk in gemeiner Sprache, voll geographifcher Fehler, ohne Sinn für Sache und Darftellung, angeblich nach einem Manufcripte bearbeitet, bereits 1811 zu Leipzig gedruckt, und felbft mit dem Schmuztitel abermals in die Welt geworfen, fogar mit der Lüge begleitet, die Entdeckung der Kartoffeln und ihrer Verpflanzung dabey zum Gegenftande gefchichtlicher Erörterung gemacht zu haben. — Die Frechheit, es dem gebildeten ökonomifchen Publicum, den Freunden des Nützlichen und Guten, und allen denen zu widmen, die ftilles Verdienft ehren, drückt noch das ganze Siegel darauf.

H. P. E.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1815.

SCHÖNE KÜNSTE.

Pesth, b. Hartleben: *Die Gründung Prags, ein historisch-romantisches Drama* von *Clemens Brentano*. 1815. 450 S. 8.

Die Kritik, welche in den neuesten Zeiten so vorzugsweise von uns Deutschen ausgebildet ist, der wir manche heitere und objective Ansicht verdanken, wurde in Hinsicht auf die dramatische Poesie, mit welcher sie sich besonders beschäftigt hat, Veranlassung zu einer sonderbaren Art von Ungeheuern, die unter dem Namen von romantischen Tragödien bey uns auftraten. Wird menschliche Leidenschaft, menschliches Schicksal von einem wahrhaft dichterischen Gemüth so tief und lebendig aufgefasst, dass sie dasselbe zur Darstellung bewegen: so ordnen sich die einzelnen Theile des Kunstwerkes nothwendig und von selbst zu einer Einheit, wie der erste Ton eines angeschlagenen Accordes in der Musik die Töne gleichsam fodert, die ihn zu einem Ganzen vollenden. Das Grundelement, aus welchem ein Dichterwerk also entsprang, in demselben zu entdecken, aus ihm selbst zu erklären, ward eine allgemeine Manier der neueren Kritik, und sie stellte durch diese geistvolle Ansicht besonders dramatische Kunstwerke unter einer Beleuchtung dar, die ihren Eindruck erhöhte; man freute sich, was bewegt, erschüttert hatte, nun in einen Begriff verwandelt verstehen, sich Rechenschaft über die eigene Empfindung geben zu können, sie gerechtfertigt zu sehen.

Allein bald erfolgte, selbst in besseren, vorzüglich in philosophischen Köpfen, der wunderliche Wahn, die Sache lasse sich auch umkehren. Könne man Begriffe aus Kunstwerken construiren: so müssten sich auch Kunstwerke aus Begriffen construiren lassen, da Alles darauf ankomme, dass eine Einheit, ein Ganzes entstehe. Alarkos im dramatischen Fache trat als Chorführer auf, Lacrymas, Niobe folgten, und die Kritik in gleicher Irrsal befangener Kritiker behauptete, es seyen Kunstwerke entstanden, weil Bedeutung und Einheit nicht fehle: man hätte es ihnen glauben können, wenn sie nicht als Belege Proben citirt hätten. Eine Zahl von Kunstjüngern und Jüngerlein, Figuranten ohne Namen, folgten diesen Beyspielen, und so haben wir denn nicht wenig Tragödien, der Romane hier nicht zu gedenken, welche sich durch nichts, als ihre dramatische Form, von den Disputationen der Studirenden zur Erlangung der Doctorwürde unterscheiden, deren handelnde Personen vielmehr perorirende sind, die durch die applicirte Thesis nicht mehr Leben bekommen haben, und auch kein anmuthigeres, als todte Frösche durch den galvanischen Apparat erhalten. Die Langeweile solcher Stücke wäre selbst für den Vf. nicht auszuhalten, wenn der Zeitgeschmack nicht den reichen Schatz der Romantik so eben zu Tage gefördert hätte und ihn liebte; aus diesem putzten sie mit der ärgsten Überladung ihre Marionetten auf, und das vorliegende historisch-romantische Drama zeichnet sich noch durch eine Zuthat von Mythen und von Historisch-Nationellem aus, wie sie der Zeitgeschmack ebenfalls liebt.

Nach dem Titel erwarteten wir eine Begebenheit dargestellt zu sehen, woran sich die Gründung Prags knüpfte, welche durch sie vollendet würde; davon ist aber nichts zu finden. In dem vorletzten Auftritt kömmt ein Mann zu Libussa, welche so eben mit Primislaus ihre Vermählung feyert, und fodert, sie solle dem Volke eine Stadt gründen; der Bräutigam ruft ihren Sehergeist auf, sie antwortet:

> Hört ihr der Äxte Schlag jenseits im Wald
> u. s. w. — — — — — — — — —
> dort fragt die Zimmerleute,
> Was heute ihrer Äxte Werk bedeute;
> Habt ihr erfraget, was sie dort bereiten,
> So kehrt zu mir, dann will ich euch bescheiden.

Nach einer Zwischenscene kehrt dann derselbe mit einem Gefährten, der, man weiss nicht wie, oder warum, sich hier zu ihm gesellt hat, wahrscheinlich, weil er bey früherem Erscheinen auch mit ihm war, zurück, und sie berichten, wie beide die bezeichnete Stelle, die Zimmerleute, gefunden, die mit ihrer Arbeit schon fertig gewesen wären:

> Wir grüssten, fragten: Meister und Geselle,
> Was zimmert ihr? Sie sprachen: Prag, die Schwelle.

Hierauf erwacht der Sehergeist in Libussa von Neuem, sie spricht sechs Stanzen, worin das künftige Schicksal Prags prophetisch angedeutet ist, wo die letzte Zeile einer jeden mit den Worten, Prag, Prag, Schwelle, anhebt und schliesst: worauf das ganze Stück mit dem Rufe des Volkes endet:

> Prag, Prag! du unsres Heils und Glaubens Schwelle.

Weiter kömmt nichts von der Gründung Prags vor, und schöne Verse in diesem Schluss-Gedicht, wie:

> Sieh! auf dem Schloss erglänzet eine Krone,
> Und wie ein Königsmantel weit ergiesst
> Die goldne Stadt sich von des Berges Throne,
> Um ihn als ein gestirnter Gürtel fliesst
> Die Moldau ernst, und Heil der Nachwelt Sohne,
> Der mit der Brücke Demantschloss ihn schliesst.
> Durch Siegesbogen lobsingt laut die Welle:
> Prag, Prag! du meines Heils umpalmte Schwelle!

schöne Verse, an denen es dieser Dichtung überhaupt nicht fehlt, können nicht den gänzlichen Mangel an Handlung, an wahrhaft dramatischem Leben der Figuren vergüten.

Dass die Gründung Prags, die von ihren 410 Seiten keine 5 einnimmt, und deren in den übrigen mit keinem Worte Erwähnung geschieht, nicht ihr eigentlicher Gegenstand seyn kann, ergiebt sich beym Lesen zugleich mit dem Gedanken, aus dem sie gebildet ist. Sie soll uns den Zeitpunct in der alten Geschichte Böhmens darstellen, wo der przemislische Stamm auf dem Stuhle Czechs gegründet wurde, wo Prag entstand. In denselben hat der Vf. auch die für das ganze künftige Schicksal Böhmens eben so entscheidend wichtige Einführung des Christenthums daselbst verlegt. Könnte eine Zeit an sich zu etwas anderem als zum Hintergrunde einer dramatischen Handlung geeignet seyn, könnte ihre Darstellung allein durch Bedeutsamkeit für die Zukunft dramatisches Leben und Interesse bekommen: so wäre der Gedanke des Vfs. glücklich zu nennen. Da jedoch ein Drama nur das Interesse und die Würde der an die Zeit geknüpften Handlung durch ihre Bedeutsamkeit für die Zukunft gesteigert werden mögen, und die Handlung in diesem vorliegenden höchst armselig ist: so gewinnt er nichts durch jenen.

„Als ich es unternahm, die Aufgabe dieses Gedichtes in dem Tone, und der Gesinnung, welche es bezeichnen, zu lösen, ward es nöthig, mir den Weltzustand, in welchem meine Handlung vorgehen sollte, entweder durch historische Erkenntniss, oder durch *poetische Construction* (?) zugänglich und reich genug zu erschaffen, um meiner Handlung *einen Himmel* und eine Erde zu geben." Mit diesen Worten hebt die Einleitung zu den Noten an, welche zugleich dem ganzen Gedicht als Einleitung dient, und wo der Vf. darauf ferner uns über die Art belehrt, wie er diess zunächst angefangen hat. „Die wenigen fragmentarischen Mythen, die mir in meiner Lage vergönnt waren, so sehr ich es vermochte, in Naturdichtung *zurück* aufzulösen, damit diese Fabeln dem Leser symbolische Figuren der Rede der Handelnden und wenigstens so sehr seine eigenen Götter werden konnten, als die Wahrheit der Leidenschaft in dem Gedichte ihn rühren kann." An diesem doppelten gigantischen Unterfangen, sich eine Zeit durch poetische Construction zugänglich zu machen, und eine Mythologie aus einzelnen gegebenen Mythen in Naturdichtung zurück aufzulösen, scheitert natürlich das Gedicht, und der letzte Zweck bleibt so unerreicht, als er unerreichbar ist, wie es einem gesunden Verstande allezeit hätte erscheinen sollen. Gesetzt, es kennte Jemand sämmtliche Figuren der griechischen Mythologie, das Land, die Geschichte, die gegenwärtige Sitte der Griechen, wie Hr. *B.* einzelne Figuren der slavischen Mythologie, das heutige Böhmen, die Geschichte und Sitten seiner Bewohner kennt, und versuchte aus diesen Elementen eine Theogonie zu bilden, und vergliche sie dann mit der des Hesiodus: so würde er erstaunen über die Einseitigkeit, Allgemeinheit seiner Arbeit im Vergleich mit der Vielseitigkeit, Individualität von jener: dergleichen schafft nur Ein Volk. Aber diesem Unternehmen gesellt der Vf. das so viel ungeheurere zu, vergangene Jahrhunderte zu dichten, wo seine Theogonie in Wirksamkeit war, diese Jahrhunderte sich in den Figuren seines Dramas abspiegeln zu lassen. So etwas hat sich wahrhaftig noch kein Dichter zugemuthet; und konnte der Vf. im Ernst denken, dass er diese von ihm gebildeten Götter von seinen handelnden Personen so wahrhaftig geglaubt, ihnen so längst vertraut darzustellen vermöchte, dass sie uns durch dieselben rührten?

Aber selbst davon abgesehen, hat er nicht einmal dasjenige benutzt, was als individueller Glaube seiner Heldinnen, Libussa, Tetka, Kascha, im Hagek, dem er übrigens vorzüglich folgt, zu finden ist: von den Gottheiten, denen Libussa und ihre Schwestern eigenthümlich als Schutzgöttern dienten, ist keine Erwähnung geschehen. Er hat ein Princip des Bösen und ein Princip des Guten zum Grunde seiner Theogonie gelegt, das erste durch den alten heidnischen Volksglauben, und vorzüglich durch Zwratka, die Priesterin des schwarzen Gottes Tschart, die zugleich eine Zauberin ist, repräsentiren lassen. Libussa, ihre Schwestern, die Besten aus dem Volke, neigen sich zum Princip des Guten, das als Christenthum und durch eine junge byzantinische Christin, Trinitas, repräsentirt erscheint. Die ungeheuere Aufgabe des Zurückauflösens fragmentarischer slavischer Mythen in Naturdichtung macht sich der Vf. aber ganz leicht. Er flickt aus allem möglichem Aberglauben, aus welchem er ein wahrhaftes bizarres Studium gemacht hat, aus dem, was uns spanische und italiänische Novellenbücher von Liebes- und Hexen-Tränken, von Sterbekerzen erzählen, was die nordischen Volkssagen von der Vögelsprache haben, was unsere Hexenprocesse berichten, was als besonderer Aberglaube sich noch heute in Deutschland und Böhmen unter dem Volke vorfindet, aus demjenigen was in Igors Zuge gegen die Polowzer, in Handbüchern von der slavischen, der wendischen Mythologie vorkömmt, aus Reminiscenzen der griechischen Mythologie, aus eigenen allegorischen Phantasiegebilden und phantastischen Grillen ein so scheckigtes, bizarres Ding mit einem Ernst zusammen, über den man halb staunen, halb lachen muss, über den sein gutes, natürliches Talent für das Komische, wie viele der Noten verrathen, selbst oft lacht, und mit dem es allen seinen besseren Kräften kein Ernst ist und seyn kann; das uns aber nichts desto weniger vorkommen soll als ein gelungenes Bemühen, eine Theogonie im Geiste eines Volkes zu schaffen. So sehr freylich, als die *Wahrheit der Leidenschaft* in diesem Gedichte rührt, werden auch diese Frazzen *unsere Götter*; aber ausserdem hätten wir ohne die Noten, wodurch der Vf. seine Einfälle weislich erklärt, wahrlich nichts davon verstanden. Wenn z. B. der Europäer Rozhon, als er Libussa nächtlich im Bade überfallen und ermorden will, von Primislaus Hand erschlagen wird, der zu ihrem Schutze insgeheim herbeygeeilt ist, und sterbend den Primislaus bittet:

Vom Räuber Katzei spreche mir die Lieder,
Auf ihren dunklen Sproffen steig' ich nieder.
Katzei, Katzei u. s. w.

wenn Primislaus dann anfängt:

Katzei! Katzei!
O du nie sterbender,
Mägdlein verderbender
Räuber wohin? u. s. w.

bis er schliesst:

Krönet mit Myrthenreis
Kotar den Freund!

so merkt man weder hieraus, noch aus der vorhergehenden Scene, wo die Mägde der Libussa Lieder von Triglawa, der Göttin der Nacht, singen, wie sie ihren Geliebten den Mond im Arme trägt, wie er es ward, weil er sie von einem Überfall der Leschien (Satyren), als sie eben im Bade war, befreyte, und auch nicht daraus, dafs sie nach Libussas Befreyung, bey der Niemand Primislaus erkannt hat, rufen:

„Kotar hat dich gerettet!"

warum der Verräther Rozhon so nach Katzei! Katzei! verlangt. Eine Note erklärt es aber. Katzei (der Unsterbliche) sey nach der russischen Mythologie ein lebendiges Skelet, das junge Mädchen und Bräute raubte. „Endlich soll er doch gestorben seyn. Ich lasse ihn von Kotar erschlagen," setzt der Vf. hinzu; und nun merken wir denn wohl, dafs Libussa, die im Bade ist, und überfallen wird, wie Triglawa, auch Triglawa bedeute; ihr Retter Primislaus aber, welcher dieser seiner That ihren Besitz eigentlich verdankt, Kotar, der Geliebte Triglawas, seyn soll. Rozhon ist natürlich Katzei, sein Gewissen hält es ihm sterbend vor. Wir glauben mit diesem Beyspiele genug für unsere Behauptung von der Willkührlichkeit, Frostigkeit und Dunkelheit der Theogonie des Vfs. bewiesen zu haben, die wie ein Ballast auf der Dichtung liegt.

Das Christenthum im Gegensatz zu seiner Mythologie hat er mit allem dem mystischen Apparat ausgestattet, der jetzt ebenfalls an der Tagesordnung ist. Symbolische Träume und Gesichte, Dreyeinigkeit, Lamm, Kelch, Taube, Pelikan, als Sinnbild der Liebe des Erlösers, Schlange, Satan, Taufe, Sacramente, Mutter und Sohn fehlen nicht.

„Vom heiligen Geiste
Sprach sie noch das Meiste."

Im Übrigen ist die Figur der Trinitas, wie die ganze Episode der ersten Einführung des Christenthums in Böhmen durch dieselbe, ihre Verborgenheit im Walde, in der verlassenen Hütte des Croks, die nach einem alten Brauch als ein Asyl für fremde Wanderer offen gehalten wird, die Schilderung ihrer Erscheinung von den Kindern aus der Zauberschule der Zwratka, welche im Walde Kräuter lesen, und sie, die sich zu ihrem Zusammentreffen mit Tetka, der Schwester von Libussa, festlich geschmückt hat, für Lado, die slavische Venus, halten,

(Ihr Leib war umflossen
Vom rothen Gewand,
Der Gürtel geschlossen
Mit goldenem Band.
Am Mantel, dem blauen,
War schimmernd zu schauen
Von Sternen ein Rand,
Die goldenen Locken
Ihr Mayblumenglocken
Und Veilchen umflochten.)

die Art ihres Märtyrerthums, wie sie, von einem vergifteten Pfeile Zwratkas getroffen, am Morgen der Frühlingsfeyer sinkt, indem sie eines dieser Kinder am Ufer der Moldau tauft, welches, da alle christlichen Taufzeugen in dem wüsten heidnischen Lande fehlen, die eben erblühte Primel, Himmelsschlüssel, von der Wiese zum Taufzeugen und deren Blumennamen zu den seinen erwählt, wenige spielende und pretiösmystische Flecken abgerechnet, eine überschwenglich liebliche Dichtung, die sich wie ein goldener Faden durch das scheckige Gewirr des ganzen Drama's windet.

Sich die Zeit seiner Handlung durch die Historie und durch poetische Construction zugänglich zu machen, wählt der Vf. zwey Mittel. Er folgt erstlich der Erzählung Hageks ganz unbedingt, und ohne sie irgend zu bearbeiten oder verarbeiten, ohne die abgerissenen Anekdoten, welche jener Chronist hat, seiner Handlung wesentlich einzuflechten. Denn das fördert dieselbe nicht, das kann man nicht Verarbeitung nennen, wenn Druhee und Gobol einen gefundenen Silberblock der Libussa hier eben am Tage ihrer Geburt und Erwählung zur Herzogin der Böhmen bringen, und dafs Libussa bey dieser Veranlassung dieselbe Weissagung in Versen spricht, welche Hagek sie an einem anderen Tage und in Prosa sprechen läfst; oder, dafs diese Weissagung hier mit Worten schliesst, die Hagek nicht hat, und deren Klingeley wir auch gern mifsten:

„So hatte denn die heilge Morgenstunde,
Mein gutes Volk, heut Gold für dich im Munde;
Chobol und Druhee, euch sey nun verliehn
Des Bergbaus Amt, erwählet euch Gesellen,
Was ich verkündet, an den Tag zu stellen,
Und fördert, was ihr findet, nach Libin,
Dafs sich der Erde Segen, weis' geleitet,
In allen Adern dieses Volks verbreitet.
Doch wer bemerkte meiner Ruthe Schlag
Und kennt noch meiner Rede reichen Gang?
Er fördre meines Traumes Schatz zu Tag,
Den mein Erwachen wieder nun verschlang.
Die goldnen Berge, die ich mir geträumet,
Sind sonst wie Morgenwolkengold verschäumet."

Eben so wenig ist auch für die Handlung von Bedeutung, dafs Biwog, der, wie Hagek erzählt, so stark war, dafs er einen Eber fing und lebendig der Libussa überbrachte, hier, indem sie eben Gericht hält, und von ihrer Schwester Kascha besucht ist, mit dem Eber auftritt, und da ein widerspenstiger Slave sie beschimpft, den Eber von dem Felsen schleudert, dafs er das Genick bricht, und den Slaven packen will, welcher unterdessen schon anderweitig gepackt ist. Kascha wird von diesem lastträgerischen Heroismus gerührt, und giebt dem Starken auf der Stelle ihre Hand. Aber weder seine Stärke, noch diese Verbindung bewirken etwas weiter in dem Stück, als dafs Biwog fortan mehrentheils mit auftritt, wenn die drey Schwestern er-

scheinen, und sich beypflichtig äussert. Vom Mysticismus versteht der starke Mann nicht viel. Er antwortet, als Pachta, der alte Maurer und Bildner, ein in Böhmen geborener Mann, welcher Trinitas aus Byzanz in sein Vaterland geführt hat, damit sie das Christenthum hier verbreiten solle, Libussa und ihre Schwestern durch sinnbildliche Reden, die von seiner Kunst hergenommen sind, auf deren Erscheinung und Lehren vorbereiten will, so ungelehrig dazwischen, dass seine Gemahlin Kascha ihn derb abfertigt.

Tetka.

Misslang dir jemals so ein Werk?

Pachta.

Mir nicht,
Doch einem Meister im herzynschen Wald
Aus einer Schule, die man Corbey nannte.
Er zog auf Arbeit aus dem Vaterland,
Goss zu Arkona auch ein heilig Bild.
Ihm ward zu früh lebendig da das Wort,
Kalt war die Form, der Gluthstrom brach sie wild,
Kaum kam er mit dem Leben von dem Ort,
Weil gegen ihn die Feuerwelle schoss.
Aus einem *Sancto Vito*, den er goss,
Ward ungestaltet nur ein Swantowid.

Biwog.

Nur um ein O ist ja der erste grösser,
Das scheint mir doch kein grosser Unterschied.

Pachta.

Und jenen gar gefiel er noch viel besser.
Doch mit dem Tage uns das Licht erwacht,
Und andre liegen während dem in Nacht:
So lebt dann wohl, ich rufe euch zur Zeit.

Tetka.

Auf Wiedersehn, wir halten uns bereit.
(*Pachta ab.*)

Biwog.

Ein seltner Mann, doch unverständlich spricht
Er nur in Redensarten seiner Kunst,
Und wer kein Maurer ist, versteht ihn nicht;
Mir, der ich Jäger bin, wärs eine Gunst,
Doch das lebendige Wort einmal zu sehn.

Kascha.

Du möchtest wie den Eber es bestehn.
u. s. w.

In den Äusserungen über sein Gedicht sagt der Vf.: „Mir waren immer alle Schauspiele verhasst, in welchen die Personen keine anderen Gesichtszüge haben, als die sie gerade in dieser Handlung machen müssen; denn jede dramatische Figur müsste doch wohl Spuren aus einem früheren und Anlage zu einem ferneren Leben haben, damit man glauben könne, sie habe auch vor dem ersten Acte schon gelebt, und werde nach dem fünften wohl in einem weiteren Leben mitspielen, wenn sie nicht vor, oder auch in demselben bereits todtgeschlagen worden. Um diess so sehr zu bewirken, als es meinem Talente möglich war, habe ich in Stiason und Wlasta die Zukunft bis zum böhmischen Mädchenkrieg vorwirken lassen" u. s. w.

Der erste Satz ist gewiss richtig; aber dieses Leben der Vergangenheit und der Zukunft in dem Augenblicke der Darstellung muss aus der Wahrhaftigkeit der dargestellten Wesen und ihrer Leidenschaften entspringen. Dass Wlasta nach dem Tode der Libussa die Anführerin des Mädchenkrieges wurde, durch Stiasons Hand fiel, und jener mit ihrem Tode beendet war, wird demjenigen, welcher diess nicht weiss, zuverlässig nicht dadurch vermuthlich, dass Libussa, als ihr Schreiber Ziack ihr Kräuter zum Siegesschmuck ihrer Mägde bringt, welche sie aus einem Überfall der Avaren gerettet haben, indem sie ihre Mützen damit schmücken, ruft:

O haltet ein, was ist diess, Unglücksknabe!
Weh mir, dass ich dir anbefohlen habe,
Die Sträusser zu der Mägde Schmuck zu brechen.
Hinweg mit ihnen! wisst ihr, was sie sprechen?
Diess hier ist Frauenkrieg, diess Mägdekrieg,
Diess Weiberkrieg!

noch aus anderen dergleichen Prophezeihungen meist durch Benennungen von Kräutern und Blumen, die in diesem Buche zu Hunderten vorkommen und ganze Seiten bis zum äussersten Überdruss anfüllen; auch nicht durch Wlastas Traum;

Es spielten die Geschlechter blutig Spiel
Um Lust, Noth, Mord, des Todes Schleier fiel,
Sie schäumten blutig, wie verbissne Hunde,
u. s. w.
Bis jener dort den Sieg von dannen trug.
Es schrie der bunte Hahn mit hellem Schrey,
Wie mit der Sichel, mir den Traum entzwey.

Stiason, der Hahnefedern an seiner Mütze trägt, fragt:

Was schauest du mich an?

Primislaus.

Was hast du Tolle gegen diesen Mann?

Wlasta.

Ich fluche ihm, er ist der rothe Hahn,
Ich fluche ihm, ich fürcht' ihn dann und wann.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Barth: *Allgemeine Encyklopädie für praktische Ärzte und Wundärzte.* Bearbeitet und herausgegeben von D. *Georg Wilh. Consbruch*, königl. preuss. Hofrathe u. s. w., und D. *Joh. Christoph Ebermaier*, königl. preuss. Landphysico der Kreise Dortmund u. s. w. Achter Theil. Erster Band. Zweyte verbesserte Auflage.

Auch unter dem Titel:

Taschenbuch der Geburtshülfe für angehende Geburtshelfer, von D. *Joh. Christoph Ebermaier* u. s. w. Erster Band. Zweyte verbesserte Auflage. 1815. XIV u. 558 S. 8. (1 Rthlr.)
(S. d. Rec. Jahrg. 1807. No. 251.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1815.

SCHÖNE KÜNSTE.

PESTH, b. Hartleben: *Die Gründung Prags, ein historisch-romantisches Drama* von *Clemens Brentano* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Besser wird der Mägdekrieg als eine Begebenheit über die Grenzen dieses Dramas hinaus durch die Schilderung des Geistes der Mägde überhaupt angedeutet, durch ihre Stellung zu den Männern, die von Libussa's Herrschaft, von dem übermäfsigen Lohn, den sie ihrer Tapferkeit gewährt, veranlafst wird. Diese Schilderung scheint der Vf. vorzüglich zu meinen, wenn er sagt, er habe sich das Zeitalter seiner Darstellung durch poetische Construction zugänglich gemacht. Er hat eine gewaltige Aufgabe auch hier mit ganz bequemen Mitteln gelöst, und sein natürliches Talent spielt bey dieser Gelegenheit seinem transcendentalen überspannten Vorhaben einen Possen, der fast wie eine Parodie auf dasselbe herauskömmt. Er zeichnet nämlich derb, etwas frech sogar und scurril, aber mit der allerlebendigsten Wahrheit das heutige Leben, den heutigen Sinn der niederen Volksstände in Böhmen, mit einer Wahrheit, die selbst die österreichisch-deutschen Redensarten nicht verschmäht, welche seit der Herrschaft Österreichs in jenes Land mit der deutschen Sprache verpflanzt sind, wenn diess anders nicht eine tiefe Beziehung auf den Sehergeist der Libussa hat, was aber nicht zu vermuthen ist, da er es sich so bequem damit macht, dass, wie er uns in einer Note erzählt, er nicht eher Ruhe gehabt hat, bis er den Spruch: *ist sie das Mensch, bin ich die Frau, bin ich das Mensch, ist sie die Frau?* den er täglich vielmal von einer zänkischen Hauswirthin hörte, der Libussa und dem Primislaus in den Mund legte. In sofern der Pöbel und die höheren und die höchsten Stände in jenen Zeiten nicht durch solche Bildungsstufen getrennt standen, als in unseren Tagen, ist dieses Verfahren consequent genug. Wer mit recht derben Zoten es nicht genau nehmen will, kann sich an der baaren Wahrheit, an der lächerlichen Gruppirung dieser Zeichnung ergötzen: und wäre eine moderne ordinäre Figur, ein prager Student etwa, ein Hainderlejude, der Mittelpunct, um den sie sich bewegte; spielte des Vfs. Talent zur Schilderung idealer Figuren, in sofern diese nicht über einen elegisch passiven Zustand hinaustreten, als eine höhere contrastirende Welt zwischen durch; wäre das Ganze auf eine geschicktere Art mit den lyrischen Gedichten durchwebt, als sie hier in der Libussa angebracht sind, und ihr schöner Anfang nicht, wie hier jederzeit, durch einen läppischen, wortklingelnden Schluss verzettelt: so hätte Hr. *B.* eine Dichtung geschaffen, die Niemand verfehlt nennen könnte, was der gelindeste Ausdruck für diese Libussa seyn muss.

Allein zu seinem Unglück, und zu dem seiner Leser, sind ihm seine Heldinnen von der Sage als mit göttlichen Künsten begabte Sibyllen übergeben, will er in Primislaus die gediegene Ruhe männlicher Weisheit, Kraft und Milde, und in Wlasta den Kampf der Ehrsucht, des Stolzes und der Liebe schildern, und weil „diess alles auf einem Glaubenssystem wurzelt, welches sowohl durch das Christenthum vernichtet ist, als es auch keine rein menschlichen Beziehungen durch Kunstwerke auf uns erhalten hat", die wenigen vereinzelten schwankenden Mythen desselben in Naturdichtung *zurückauflösen.* Zur Schilderung hoher selbstthätiger Charaktere und Leidenschaften ist ihm aber alles Talent völlig versagt, und er reckt sich und uns auf der Folter, jene Zwecke zu erreichen, auf das Martervolleste aus. Ja wir haben nicht einmal die Erquickung, die er sich vergönnt, uns mit Grillen, Launen, Geschmäcken, recht breit mitten in das Gedicht hineinzulegen.

Es ist gewiss nicht möglich, dass irgend eine wahrhafte Dichtung erscheine, aus der man nicht Richtung und Eigenschaften des Geistes und Gemüthes ihres Urhebers erkenne. Die harmonische Würde, welche Sophokles beseelte, die Kraft, welche Äschylus hinriss und trieb, der moralische Schwung in Schiller, die umfassende und naive Fülle des Lebens in Shakspeare und Goethe, rühren und ergreifen uns in ihren Gedichten, sind im Einklange mit deren Wirkung, erhöhen sie. In diesem Gedichte ist ein wirres, frazzenhaftes, eigenwilliges Wesen, das nicht in lustigen Vorstellungen, wie man nun, nicht in elegischen Stimmungen, wie man dann glaubt, auch nicht in der Natur Ruhe findet, von der es oft so schön und wahrhaft tief ergriffen ist.

Was die innere poetische Kraft versagt, soll durch eine Spiegelfechterey der Phantasie geschaffen werden, und daraus entsteht die ganze Handlung.

Libussa, Tetka, Kascha, die drey Töchter des Kroks, neigen sich ab von den alten Göttern des Volkes, und wenn nicht zum Christenthum, doch zur geistigen Erkenntniss; Kascha durch die Erforschung der Geheimnisse der Erde, Tetka des Himmels, und

Libuſſa durch Kunde der Vergangenheit, Einſicht in die Gegenwart, Ahndung der Zukunft.

Zwratka, die Zauberin und Prieſterin des Tſchart, des ſchwarzen Gottes in Hn. *Brentano's* Theogonie, mit dem ſie nebenher ein Liebesverhältniſs ganz im Coſtum der Hexenproceſſe hat, haſst und verfolgt die drey Schweſtern wegen jener Geſinnung, weil ſie in der Volksgunſt hoch und zwiſchen ihrem Gatten, dem hinkenden, wortſpielenden Prieſter Lapack, von Kroks Stamme, und dem Stuhle des Czechs ſtehen, endlich wegen altes Neides und alter Eiferſucht gegen deren Mutter Niva. Sie umzuwandeln oder ins Verderben zu bringen, läſst ſie ihnen am Tage ihrer Geburt bezauberte Äpfel, die das Hirn betäuben, von verkleideten Zauberlehrlingen bringen, und ſtiftet den Avarenprinzen Moribud an, Libuſſa nach ihrer Wahl zu überfallen, und ſie mit Pfeilen, die Liebeswuth im Blute erregen, zu treffen. Die Tapferkeit der Mägde der Libuſſa ſchlägt die Avaren, und Wlaſta unter ihnen fängt einen der vergifteten Pfeile, welche auf Libuſſa gerichtet waren, mit dem Arme auf. Libuſſa, als die Gefahr vorüber iſt, verbindet den Arm der Wlaſta mit ihrem Schleyer, und verwechſelt unbemerkt, ſie zu belohnen, den Armring der Jungfrau, durch den ſie die Wunde ſchlieſst, mit ihrem eigenen, dem jener völlig gleich ſieht, ein Werk wie dieſer von der Mutter-Libuſſas für Zwratka, aber nicht wie er mit geheimen Kräften begabt, die ſeinen Beſitzer erheben und beglücken; Zwratka und Wlaſta kennen dieſe Gaben des Ringes der Libuſſa wohl, die durch Zwratka's Unheiligkeit dem der Wlaſta nicht werden konnten. Jenen nun, den unbemerkt vertauſchten, umwickelt Libuſſa mit ihrem Schleyer, legt ihn an eine Quelle, und läſst Steine zum Ehrendenkmal des Mädchenſieges darüber häufen. Alſo haben wir denn hier abermals einen Zauberring, der eine Art von Ordensſchmuck für ebenbürtige myſtiſch-romantiſche Dichtungen zu werden ſcheint.

Indeſſen wirkt das Gift aus dem Pfeile Moribuds und der Mutter in Wlaſtas Blut, und entzündet ſie zur Liebe für den Landmann Primislaus, dem Libuſſa wohl will, der nebſt Domaslaus, dem reichſten, und Wrſch, dem kriegeriſchſten der Czechen, es war, deſſen Gewicht beym Volke dieſe vorzüglich auf den Thron erhob. Die Leidenſchaft entzündet das Verlangen in Wlaſta, Libuſſa von demſelben zu ſtürzen, ſich mit Primislaus darauf zu erheben, und zu dieſem Endzweck trachtet ſie mit Raſerey nach dem Ringe, den ſie unbewuſst ſchon beſitzt. Ihn unter dem Siegesſteine hervorzurauben, trifft ſie bey dieſem ein, und findet ihre Mutter Zwratka und ihren Vater Lapack ſchon in gleicher Abſicht daſelbſt; aber der Siegesſtein iſt zerſtört. Domaslaus und Wrſch, aus Grimm über die Ehre, den Übermuth der Jungfrauen, haben die Steine aus einander geworfen, zu gleicher Zeit den Ring der Wlaſta, den ſie ebenfalls für Libuſſa's hielten, erfaſst, und weil Keiner ihn laſſen wollte, ihn dem Landmann Primislaus in Gewahrſam gegeben, damit er ihn dereinſt demjenigen von beiden zuſtelle, der die Hand der Herzogin, nach der ſie Beide trachten, nicht gewinnt. Zu dieſem Endzwecke heben ſie den Unmuth des Volkes, das einen Herzog begehrt, empört ob des Übermuthes der Dirnen der Libuſſa, und hoffen viel für ſich von der Wildheit Rozhons, der einen Rechtshandel vor ihr Gericht bringen, und bey dem nothwendig ungünſtigen Spruch die Herzogin durch jene Stimmung des Volkes, jenen Übermuth der Mägde aus Rache auf das heftigſte bedrängen, und zur Wahl eines Gemahls treiben wird, die ſie dadurch, daſs ſie ſich derſelben gegen ſeine Wildheit annehmen, auf einen von ihnen zu lenken hoffen.

Libuſſa hält Gericht, ſie ertheilt den Mägden ſilberne Ehrentrompeten, Sold, freyes Recht, um Männer zu werben, und beſtellt ſie zu ihrer Leibwache. Rozhon ſchmäht ſie und ihre Schaar, und wird von dieſer gehalten: das Volk fodert einen Herzog. Domaslaus und Wrſch bewerben ſich um Libuſſa, ſie ſendet ſie gegen die Avaren, der Übermuth der Mägde ſteigt, ſie verbinden ſich zu einer Schaar: ihr Ruf iſt:

> Huchuſſa,
> Die freyen Mägde der Libuſſa!

Die Mägde wehren den von dem Kampfe gegen die Avaren ſiegreich zurückkehrenden Männern den Zug über ihr Siegesfeld. Bey der Hochzeit der Kaſcha bricht ihre Raſerey frech hervor. Ziak, der Schreiber der Libuſſa, der Sohn Lapaks, von dem Vater eigentlich als Späher ihr zugegeben, belauſcht ihre Geſänge und Pläne, wird entdeckt, gezüchtigt, und berichtet ſie den Männern, die dadurch in ihrem Entſchluſs, ein männliches Oberhaupt zu fodern, beſtärkt werden. Rozhon ſinnt auf Rache wegen des ihm abgeſprochenen Rechtes. Primislaus erſpäht es, und ſticht ihn bey ſeinem nächtlichen Überfall der badenden Libuſſa nieder, giebt dieſer, als ſie aus dem Bade geſprungen ruft:

> Ein Schwert; ein Schwert, ganz Böheim für ein Schwert!

das ſeine, und entweicht unerkannt. Dieſe Reminiſcenz aus Shakſpeare möchte der Vf. auch gern nicht nur entſchuldigen, ſondern als etwas Nothwendiges einſchwärzen. Libuſſa muſs das Schwert erkennen, ſich beym Wort genommen halten, und als ſie einen Gemahl wählt, ihre Geſandte an Primislaus ſenden, und den ſtillen Pflüger von ſeinem Acker zu dem dermaſsen an ihn verpfändeten Beſitz Böheims rufen. Unterdeſſen hat die ihn beſuchende Wlaſta Libuſſas Armring, den ſie trägt, und der ihr unbewuſst derjenige iſt, nach dem ſie trachtet, mit ihrem eigenen, welchen er für Wrſch und Domaslaus bewahrt, aus Trug wieder verwechſelt, im Wahne, ſich des ächten zu bemeiſtern, der ſeiner Wunderkraft bey Primislaus alle Ehre macht. Mit ſeiner Vermählung am Tage der Frühlingsfeyer, an demſelben, wo Trinitas von dem giftigen Pfeile Zwratkas fällt, ſchlieſst das Drama.

Die Schilderung jener Vermählung hat uns — ſo weit iſt durch die neue Poeſie der Geſchmack vorgeſchritten — lebendig an die Gelegenheitsgedichte des Herrn *von Beſſer* bey der Vermählung Friedrich Wilhelms des erſten von Preuſſen erinnert; nur müſ-

sen wir sagen, diese sind besser. Wenn in ihnen Alexander und Roxane ein Brod zusammen als Zeichen ihrer Verbindung brechen, und Borussia Hannover anfingt:

> Komm herein, Quelfenhaus,
> Breite dich in Preussen aus:

so ist das Sinnbild eben so sinnreich, und die Verse ganz derselben Art, als wenn Primislaus den Wrtak, einen böhmischen Nationaltanz der Art, wie die Kinder ihn in manchen Gegenden Deutschlands unter den Namen Schleifen und Speckrennen üben, mit Libussa tanzt, und das Volk dazu singt:

> „Huchussa, huchussa!
> Primislaus tanzt mit Libussa!
> Huchussa, huchussa!
> Jetzt schwingt er die Libussa!"

Diess ist Gang und Schluss der Fabel, von der wir leicht die keinesweges darein verflochtenen Episoden gesondert und beseitigt haben. Die Charaktere sind eben so schwach, als diese Erfindung, sobald sie Würde und Erhabenheit bezeichnen sollen. Kascha äussert ihr zur Tiefe geneigtes Gemüth durch lange Reden über Pflanzen, deren gemeine Namen sie trotz dem besten Schäfer kennt, und dadurch sie sich mit dem Gesicht an den Boden legt, um einzuschlafen. Tetka spricht den himmelanstrebenden Geist in lauter mystischen Anspielungen auf das Christenthum aus, und legt sich auf den Rücken beym Entschlafen. Libussa, die mit dem Gesicht gegen Morgen gewandt einschlummert, soll heiter, innig, fest bey ihrer Hoheit seyn. Allein der ganze Charakter ist verfehlt, sobald er sich handelnd zeigen soll; ihre Festigkeit erscheint nur pöbelhaft. Wenn sie, als das Volk ruft: Einen Herzog! gieb uns einen Herzog! schreyt:

> Ein Herr, ein Herzog, ihr wollt einen Herzog!
> So macht euch einen Herzog! Schreyt ihr doch,
> Als trüg im Mantel einen ich versteckt,
> Schaut her, habt einen Herzog ihr entdeckt?

und bey diesen Worten den Mantel von einander schlägt: so scheinen uns Rede und Gebehrde mehr einer Poissarde, als einer Figur voll tragischer Würde und Festigkeit geeignet. Ihre Prophezeihungen zeugen auch nicht durch Schwung des Ausdrucks und Motivirung der Begeisterung, durch den Augenblick, worin die Seherin ergriffen wird, von ihrer Wahrheit. Berichtete Hageck nicht deren Erfüllung, möchte man dem Lapak nicht Unrecht geben, wenn er sagt:

> Den leeren Gänseblick in blaue Ferne,
> Hält sie die Sterne wohl für Haberkerne (*körner, wenn der Reim nicht wäre*).

Was die Reden ihrer Weisheit betrifft: so gesteht uns der Vf. selbst in einer Note bey Gelegenheit ihres Ausrufs: ein Schwert, ganz Böheim für ein Schwert! die Libussa, wie Kosmas und Hageck sie ihm gegeben, habe in sich selbst eine Anlage, Dinge zu sagen, die Andere auch schon gesagt, da sie dem Volke, welches einen Herzog begehrt, dasselbe vorhalte, was Samuel den Israeliten vor Sauls Ernennung zum Könige. Er hat seiner Libussa auch keine anderen Worte bey dieser Gelegenheit in den Mund gelegt, und sich begnügt, das erste Capitel des Buches Samuelis in Verse zu bringen.

Der Charakter des Primislaus ist passiv gehalten, und daher besser gelungen. Die Genügsamkeit, Ruhe und Billigkeit des Landmanns übersteigen des Vfs. Kräfte nicht. Die Schilderungen seines Stilllebens, seines Abschiedes davon, als er zum Thron gerufen wird, gehören zu dem Gelungensten in diesem Werke.

Zwratka äussert ihre infernalische Kraft nur in Flüchen, und Wlasta die Leidenschaft in verworrenen, träumerischen Reden. Das hat sie mit Libussa gemein, dass sie in der höchsten Heftigkeit pöbelhaft wird, z. B. wie sie, als Primislaus zu seiner Vermählung mit Libussa eilt, in dem Augenblick, da sie ihn verloren sieht, seinem Zuge nachblickt, gar nichts zu thun weiss, als dessen zurückgelassene Bauerschuhe und seinen Mantel zu nehmen, nachzulaufen, sie ihm bey der Bekleidung mit dem Mantel des Czechs vor die Füsse zu werfen, um seine niedrige Abkunft zu beschämen, und das ganze lang verhehlte Geheimniss ihrer Leidenschaft, wogegen ihr jungfräulicher Ehrgeiz gerungen, vor aller Welt auszuschreyen. Dass diese Leidenschaft durch einen vergifteten Pfeil erzeugt, durch einen Zaubertrank, den sie in Wuth getrunken, zur Raserey, zur fallenden Sucht gesteigert wird, ist ein Fehlgriff in der Anlage, eine Roheit in der Ausführung. Dadurch wirkt die Leidenschaft so wunderbar und erschütternd, dass sie die vielfachen zu vielfacher Erkenntniss und Freude allseitig hingerichteten Lebenskräfte der menschlichen Natur auf einen einzigen Punct heftet, wo sie concentrirt sich mit Wonne in ihrer ganzen Kraft und doch mit Beklommenheit zugleich von so Vielem abgewendet fühlen, das im ruhigen Zustande Befriedigung gewährte. Wird diese da versagt, wohin sie trachten: so entsteht ein Zustand, der schmerzhafter ist, als der Tod, der jedes Gemüth ergreift, weil jedes ihn zu fürchten hat und versteht. Die Darstellung der Liebe aber muss mehr, als die einer jeden anderen Leidenschaft, erschüttern, indem hier der Contrast dadurch verdoppelt ist, dass sie auf der Neigung vom Menschen zum Menschen beruht, auf der Erfassung einer fremden Individualität, wodurch dem natürlichen Gange zufolge die meiste Fülle, Weite und Beglückung ins Leben gebracht wird. Eine Leidenschaft nun, die nicht aus innerer Nothwendigkeit der Natur bey gegebenen Verhältnissen entspringt, und ihr Daseyn dergestalt rechtfertigt, kann nicht anders betrachtet werden, als eine Krankheit, und verfehlt alle Wirkung auf den natürlichen Sinn, vor allen Dingen aber, wenn sich Liebe dem Geliebten, der ihr Daseyn nicht ahndet, dem sich offen zu entdecken jungfräulicher Stolz sie hindert, unter solchen frostigen Anspielungen zu entdecken sucht, wie die folgenden:

> „Es gleicht mein Leid dem Traum, wie du ihn kennst.
> Ein Kind ists, denn vom Mann hab' ichs empfangen,
> Nur kurze Zeit bin ich mit ihm gegangen,
> Dass ich es schon verfluchte, tausendmal,
> Denn es zerriss mein Herz mit bittrer Qual.
> Dein Anblick aber ist der schwarze Gott,

Der unreif noch, eh ich es konnt' verschmerzen,
Hervor mir es gerissen unterm Herzen,
So ward es ein Gespenst, ein Traum, ein Spott,
u. s. w."

Allein der Aberwitz des Vfs. hat hier noch nicht sein Ziel gefunden. Als Wlasta nun nach Helm und Panzer und Schlachten verlangt, ihr Geheimniss nur gerüstet sagen will, vermuthet der Geliebte aus dem Obigen, — sie habe sich ein Kind abgetrieben.

Die komischen und gleichgültigen, die zarten und die Kinder-Gestalten sind gut gelungen; vor allen ist der lebhafte, listige Knabe Ziack ein allerliebstes Bild voll Leben und Wahrheit, und sein Vater, der hinkende wortspielende Priester Lapack, wäre ebenfalls ergötzlich, wenn er die Albernheit nicht oft bis zum Unsinn übertriebe. Dadurch, dass sie die Wahrheit hascht, die sie nicht kennt, erwirbt sich Albernheit eine Stelle in der erhabensten Poesie; wenn aber Lapack, z. B. nachdem Libussa die siegreich wiedergekehrten Wrsch und Domaslaus zu *Zemannen* erhoben hat, und die Männer diese neue Würde deuteln und bekritteln, sagt.

„Nicht klagt Wladicken, denn des Land's Geschick
Begehrt euch zäher, männlicher, als dick."

so ist uns erst nach langem Betrachten dieser Stelle das elende Wortspiel mit *zäh* und *männlich*, und *Zemannen*, mit *dick* und *Wladick*, verständlich geworden. Dergleichen aber ist nicht zum Anhören, viel weniger zum Schreiben, zum Druck.

Die Einleitung enthält zuviel Anspielungen, die persönlich zu seyn scheinen, als dass wir ein Urtheil über sie als ein Ganzes haben können. Neben einzelnen Stellen findet sich auch hier viel Wortgeklingel und frostige Geschraubtheit, wie denn überhaupt das Schlechte und Gute, ja Execrable und Treffliche, in dieser Dichtung bunter als im Leben durch einander geht. Das Talent zum Komischen zeigt sich auch in der Einleitung sehr heiter, wie überhaupt so viel ächtes, verkanntes und missbrauchtes Talent und soviel überspanntes, verkehrtes Trachten wohl selten zusammengefunden werden mögen, als in dieser Libussa. Sie ist in dieser Hinsicht psychologisch merkwürdig und ein Repräsentant des ephemeren Modegeschmackes in der Poesie.

v. Klg.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Das Milchmädchen von Bercy.* Schauspiel in zwey Acten mit Gesängen. Nach dem Französischen bearbeitet von *Theodor Hell.* 1812. 94 S. 8. (10 Gr.)

Der Gegenstand ist dem von *Cherubini* musikalisch bearbeiteten Wasserträger verwandt, ist nicht ohne Gemüthlichkeit, und mag auf dem französischen Theater, wo Stücke dieser Art mit einer nationell eigenthümlichen Anmuth, die dem Unbedeutenden einen gewissen Reiz verleiht, dargestellt werden, sich recht gefällig ausnehmen. Die Entwickelung ist gewöhnlich und bloss theatralisch behandelt; auch könnte der Gefangene die kurze Zeit, worin er seiner Freyheit geniesst, diesem Gefühl entsprechender anwenden, als es durch die Späfschen über seine Verkleidung geschieht, in welche die Abschiedsscene zwischen den beiden Gatten plötzlich wie nur auf theatralisches Commandowort eintritt. In der einen Scene tritt ein Bauernchor mit allen seinen Attributen auf, und singt:

Wenn der Tag verlischt,
Wenn der Abend uns erfrischt,
Geht es von der Arbeit heim,
Liebe ruft uns, *Liebe*;
Pflanzet in die Mitte
In der stillen Hütte
Ihrer schönen Freuden *Keim*,
Liebe, Liebe, Liebe.

Kaum sollte man einem Bauernchor solche schmachtend klingende Nervensaiten zutrauen; auch erinnert das Lallende: *Liebe, Liebe, Liebe*, an die Stimmchen aus dem Rosengesträuch in der klugen Frau im Walde. Der Vf. eines französischen Vaudevillestücks ist allerdings fähig, dergleichen schöne Sentenzen eben dem in den Mund zu legen, der ihm in seinem Stücke gerade von ungefähr in den Weg läuft; bey uns geht das nicht füglich.

Übrigens ist die Übertragung ins Deutsche gelungen, und mit wohllautender, aneignender Leichtigkeit ausgeführt.

— us.

PÄDAGOGIK. *Stuttgardt*, b. Löflund: *Erinnerungen für meine Zuhörer*, aus dem Lehrcurs 1811 erweitert und zur Beherzigung empfohlen von *B. F. K(ind).*

Auch unter dem Titel:

Beyträge zur Erziehung für deutsche Schullehrer, gedacht, gesammelt, geordnet von einem Kinderfreunde. 1812. X u. 80 S. 8. (6 Gr.)

Diese kurzen, aus zehn anderen pädagogischen Schriften zusammengetragenen Erinnerungen enthalten 1) eine bewundernde Lobpreisung der königl. wirtembergischen General - Schulverordnung vom 26 December 1810; 2) einige von Rochow, Denzel, Tillich, Krug und Soyeaux entlehnte, flüchtig hingeworfene Ideen über Methode überhaupt und über die pestalozzische insbesondere; 3) eine kurze Biographie und Charakteristik Pestalozzi's, nach Soyeaux, d'Autel, Witte, Türk, Johannsen, Ewald und Gruner; 4) ein paar Worte über die äussere Achtung der Schullehrer. Ursprünglich war diess alles an 28 Schullehrer und Provisoren, bey Eröffnung eines Lehrcursus gerichtet, und dann durch ein Dutzend Citate bereichert, zu Nutz und Frommen des lieben Publicums dem Druck übergeben.

L. Th.

Nürnberg, b. Riegel u. Wiessner: *Zweckmässige Materialien zu Vorschriften für Stadt - und Land - Schulen.* Gesammlet und theils selbst ausgearbeitet von *A. W. Meiner*, Schreib - Lehrer am Gymnasium zu Anspach. 1814. 188 S. 8. (12 Gr.)

Die hier gesammelten Materialien sind unter folgenden 12 Rubriken enthalten: — 1) Kurze Sätze. 2) Sittenlehre. 3) Etwas aus der Naturkunde. 4) Erfindungen. 5) Von Gott. 6) Beschreibung einiger Gegenstände aus den 3 Naturreichen und der Technologie. 7) Erzählungen. 8) Vom Rechtschreiben. 9) Briefe. 10) Allerley Geschäftsaufsätze. 11) Gebrauch fremder Wörter. 12) Gedanken und Bemerkungen, — und können mit Nutzen gebraucht werden.

n.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1815.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Altona, b. Hammerich: Θεοφράστου Χαρακτῆρες. *Theophrasti Characteres, seu facetae morum Atticorum notationes graece.* Quas ex optimis, quotquot hactenus exstant, textus restituendi praesidiis suaque conjectura emendatas atque dispositas illustravit *Severinus Nic. Joan. Bloch*, Doct. Philos., Scholae Cathedr. Neocopiensis in Falstria Rector, Ordinis Danebr. eques auratus. Pars prior, Graeca et Crisin complectens. 1814. XXXIV und 160 S. 8. (16 Gr.)

Für den Herausgeber, einen verdienten dänischen Schulmann, erweckt schon diess ein günstiges Vorurtheil, dass er, bekannt und versehen mit dem ganzen literarischen Apparat, welcher für diese Schrift nicht gering ist, es gewagt hat, sich als Richter oder Vermittler zwischen die so verschiedenen Meinungen und Urtheile der Gelehrten zu stellen, welche in dem letzten Decennio, vorzüglich nach Bekanntmachung der so beträchtlichen Supplemente der vatikanischen Handschrift, sich mit der Verbesserung und Erklärung dieser theophrastischen Schrift beschäftigt haben. Wenn er sein eigenes Urtheil mit Bescheidenheit und Achtung gegen die Männer von der entgegengesetzten Meinung ausspricht: so erkennt man zugleich in den Änderungen und Versetzungen, welche er gewagt hat, ein gewisses Zutrauen, welches das Gefühl und Bewusstseyn dem geübten Lehrer und Kenner zu geben pflegt. Nur freylich führt dieses Gefühl und Zutrauen nirgends so leicht irre, als in der Behandlung der alten Sprachen und Schriftsteller. Daher kann Hr. *B.* nicht darauf rechnen, dass alle Leser ihm überall beystimmen werden. Auch kann es Rec. nicht durchaus, welcher in dem Herausgeber einen Mann von schöner Kenntniss der griechischen Literatur hat kennen und schätzen gelernt. Er wird versuchen, das Ausgezeichnete dieser Ausgabe den Lesern bemerklich zu machen, und beyläufig sein Urtheil beyfügen, obgleich es ihm ziemlich bedenklich vorkommt, vor Erscheinung des zweyten Theils, welcher die Sacherklärungen und Rechtfertigung der Kritik enthalten soll, über die gemachten Änderungen zu urtheilen. Unterdessen wagt er, seine Privatmeinung öffentlich zu erklären, weil er denselben Apparat vor sich hat, seit mehreren Jahren sich mit derselben Schrift beschäftigt, und also so ziemlich errathen zu können vermeint, was sich etwa für die gemachten Änderungen sagen lässt. Wo er die Meinung und Gründe des Herausgebers nicht errathen haben sollte, wird es ihm bey Erscheinung des zweyten Theils sehr angenehm seyn, sein Urtheil zurücknehmen zu können.

Dass zur Erklärung des Textes, so wie zur Besserung desselben, die Aufklärung und Beantwortung der Frage; welches war der Zweck des Vfs. bey dieser Schrift? gar Vieles beytragen würde, wird jeder Leser dem Herausgeber gern zugestehen: dass aber bisher so wenig Befriedigendes über diese Frage von den vorigen Herausgebern beygebracht worden ist, liegt in der Beschaffenheit der Schrift selbst; und Rec. zweifelt, ob Hr. *B.* glücklicher seyn wird, diesen Zweck durch Aufsuchung eines ästhetischen Princips zu errathen. Denn die Frage ist ja, ob Theophrast selbst diese Charaktere entworfen, oder irgend ein Schüler oder Rhetor dieselben aus seinen Schriften gezogen und zusammengesetzt habe. Für die leztere Meinung scheint vorzüglich die viel vollständigere vatikanische Handschrift zu sprechen, deren sehr beträchtliche Supplemente Hr. *B.* mit vollem Rechte gegen Hn. Hottinger in Schutz nimmt. Bey Scheidung der in einigen Capiteln der alten kürzeren Charaktere zusammengeschmolzenen Züge folgt Hr. *B.* nicht blindlings der Leitung der vatikanischen Handschrift, sondern seinem eigenen Urtheile, nach welchem er auch die Folge der Schilderungen selbst abgeändert hat. Auch hierin werden nicht alle Leser ihr Urtheil befriedigt finden; und schwerlich wird je ein Herausgeber dieses Ziel erreichen, da manche Schilderungen wegen ihrer Verwandtschaft in vielen einzelnen Zügen so in einander und zusammenfliessen, dass es uns jetzt schwer, wo nicht unmöglich fallen muss, das Einzelne zu scheiden, und mit Sicherheit zu bestimmen, was der Athenienser überhaupt, oder der feiner unterscheidende Philosoph Theophrast, zu einem bestimmten Charakter und Benennung desselben, wie zu einem Ganzen die Theile, rechnete oder auswählte. Ein sprechendes Beyspiel giebt der fünfte Charakter, welchen Hr. *B.* No. 5 gestellt, und in zwey getrennt hat. Den zweyten fängt er mit den Worten καὶ πλειστάκις δὲ ἀποκείρασθαι καὶ τοὺς ὀδόντας λευκοὺς ἔχειν κ. τ. λ. an, und hat ihn überschrieben: περὶ μεγαλοπρεπείας. Dabey sagt er: *Titulum dedi e conjectura. Nisi enim hoc fragmentum casu quodam a char.* μικροφιλοτιμία, *quem ideo mox adponemus, avulsum esse, mecum malueris, existimaverim equidem, extremam hanc esse partem capitis, cujus perierit initium, inscriptumque forsan* περὶ μεγαλοπρεπείας. *Est enim* ὁ μεγαλοπρεπής, *interpretante Suidas,* μεγαλοφανής, ἢ ὁ ἐπὶ μεγέθει ἀναλωμάτων ποιούμενος, *oppositus* τῷ ἐλευθερίῳ, *quem dicit* τὸν ἐπὶ

τὰ συνήθη καὶ εὐτελῆ (πονούμενον ἀναλώματα). *Neque id de rebus solum splendidis valet, sed et de hominibus harum rerum copia excellere cupientibus. Id quod et Schneidero placuisse video, qui „bellum et magnifici* (μεγαλοπρεποῦς) *simiam" hic a Theophrasto pingi putavit. Hottingeri* καλλωπιστὴς *primis tantummodo versiculis competit: neque Casaubonus quidem* βαναυσία *aut* ἀπειροκαλία *sua rem ipsam videtur plane assecutus esse. Sed cum ad* τὴν μικροφιλοτιμίαν *eodem jure pertinere videantur, quae hic* τῇ μεγαλοπρεπείᾳ *tribuuntur, ea malim illuc referenda. cf. c. V. not. 13 et deinde cap. IV — V.* Auffallen muss es dem Leser, wenn Hr. *B.* zweymal versichert, dass nach seiner Meinung alle die hier abgesonderten Züge der Schilderung der μικροφιλοτιμία zugehören, und dennoch durch die Überschrift geradezu sie einem ganz entgegengesetzten Charakter zugesprochen hat. Was er in der Anmerkung zur Erklärung der μεγαλοπρεπεία beybringt, ist eine verstümmelte Stelle des Grammatikers Suidas, wo das Zeitwort πονούμενος keinen bestimmten Sinn giebt. Wenn Hr. *B.* sich auf Schneiders Beystimmung beruft: so bedachte er nicht, dass *simia* μεγαλοπρεποῦς, *magnifici*, nicht der μεγαλοπρεπὴς selbst, sondern eine fehlerhafte Nachbildung desselben sey. Hätte Hr. *B.* die Schilderung bey dem Lehrer des Theophrast 4 Ethik, C. 2 verglichen, wo der μεγαλοπρεπὴς ὁ περὶ τὰ μεγάλα δαπανηρὸς, und weiter οὐκ εἰς ἑαυτὸν ἀλλ' εἰς τὰ κοινὰ δαπανηρὸς heisst: so würde er sogleich eingesehen haben, dass die von ihm gewählte Überschrift ganz widersinnig, falsch, und weit weniger als alle die von ihm verworfenen Vorschläge von Casaubonus und Hottinger der Schilderung angemessen sey.

Rec. geht nun zu den einzelnen Änderungen und Kritiken über, deren er eine ansehnliche Menge in den Zusätzen der vaticanischen Handschrift gemacht hat. Und allerdings war hier der Kritik ein grosser und freyer Spielraum von den vorigen Herausgebern übrig gelassen worden, wo Hr. *B.* also seine Geschicklichkeit vorzüglich bewähren konnte. Rec. wählt daher aus diesen Zusätzen die Beyspiele, woran er seine Bemerkungen knüpfen will. Im 22 Capitel (18 bey Hn. *B.*) hat er die Definition der ἀνελευθερία mit dem jüngeren Schweighäuser so umgeändert: ἡ δὲ ἀνελευθερία ἐστὶν ἀπουσία φιλοτιμίας δαπάνην ἐχούσης, wogegen sich nichts Erhebliches sagen lässt. Gleich darauf hat er geschrieben: καὶ ἐπιδόσεων γινομένων (ἐκ τοῦ δήμου) σιωπᾶν ἢ ἀναστὰς ἐκ τοῦ μέσου ἀπελθεῖν· wo er mit Koray die Worte der gemeinen Lesart, δήμου ἀναστὰς, σιωπᾶν, ἢ ἐκ versetzt hat; und die anderen ἐκ τοῦ δήμου sieht er als eine Erklärung von ἐκ τοῦ μέσου an. Um die Änderung ganz sicher zu stellen, wird Hr. *B.* im Commentar zu zeigen haben, ob die freywilligen Geschenke allemal in der allgemeinen Volksversammlung versprochen, oder ob sie auch einzeln bey den δήμοις in den Versammlungen gesammelt wurden. Auch lässt sich noch ein dritter Fall denken, dass nämlich in der allgemeinen Volksversammlung die dargebotenen Geschenke nach den einzelnen δήμοις aufgeschrieben wurden. Es folgt der Zug: Καὶ τὰ παιδία δὲ δεινὸς μὴ πέμψαι εἰς διδασκάλου ὅταν ᾖ τοῦ ἀποτιθέναι καὶ τὰ παιδιμούσια, ἀλλὰ φῆσαι, κακῶς ἔχειν, ἵνα μὴ συμβάλλωνται, den man auf mancherley Art zu verbessern gesucht hat. Nachdem Hr. *B.* die Versuche angeführt und verworfen hat, schlägt er vor, die Worte τοῦ ἀποτιθέναι καὶ auszustreichen, als unnütze, entstanden aus einer Wiederholung der im vorhergehenden Zuge gebrauchten, von der Matratze des Steuermanns τὰ δὲ αὐτοῦ ἀποτιθέναι. Καὶ, so dass es nun heisst: ὅταν ᾖ τὰ παιδιμούσια, und er setzt hinzu: *nobis quidem nihil cogitari potest manifestius, praesertim cum his omissis clara sint omnia. Quare non dubitari textum e coniectura statim corrigere.* Dieses Verfahren wird man rasch finden; und damit stimmt die kleinliche Bedenklichkeit nicht, wo es heisst: *At displicet, ut nihil retineamus, adhuc verbum* ᾖ, *quippe dicendum potius fuisset* ἄγωνται, *vel ejusmodi quid. Fortasse autem revera fuerit particula* ἢ *(lat. aut), omisso, per eandem scriptoris negligentiam altero membro.* — Den Zug, wo der Filz selbst auf den Markt geht, Fleisch einhandelt, und es selbst nach Hause trägt, so wie die Vorkost, will Hr. *B.* versetzen, und vor dem Zuge hinstellen, wo es heisst: καὶ τῇ γυναικὶ μὴ πρίασθαι θεραπαίνας. *Melius procederet sententiarum ordo, — Scilicet neque ipse opsonatorem habet, neque uxori emere vult ancillas.* Der Druckfehler διειλεγμένος für διειλεγμένου findet sich nicht mit den übrigen angemerkt. Den Zug καὶ τὰ ὑποδήματα πάλιν ψήξει κεκαττυμένα φορεῖν καὶ λέγειν ὅτι κέρατος οὐδὲν διαφέρει hat Hr. *B.* in die Schilderung des Ἄγροικος versetzt, weil der Zusatz καὶ λέγειν u. s. w. *rationem reddit rustico magis convenientem quam illiberali, cujus nulla praeterea in hocce capite dicta adferantur, sed tantummodo explicetur, quid agere soleat istiusmodi homo. Quid? quod, his extrusis, egregie superioribus adjunguntur sequentia*: καὶ ἀναστὰς etc. *Sordidus iste, quia nec servum sibi nec uxori ancillam emere vult, servilibus ipse fungitur officiis.* Da, wo stand καὶ ἀναστὰς τὴν οἰκίαν καλλῦναι καὶ τὰς κλίνας ἐκκορῆσαι, hat Hr. *B.* gesetzt καὶ ἀν. τὴν οἰκ. αὐτὸς ἐκκορῆσαι καὶ τ. κλ. καλλῦναι. Die Versetzung schlug schon Pauw vor: das Pronomen ist Hn. *B's.* Erfindung. Des Casaubonus ἐκκορίσαι, von Wanzen säubern, verwirft Hr. *B.* als *nauseam ab h. l. plane alienam excitans.* Den letzten Zug καὶ καθεζόμενος παραστρέψαι τὸν τρίβωνα, ὃν αὐτὸς φορεῖ hat er mit Schweighäuser von dem Mantel erklärt, den der Filz sich statt eines Kissens unterlegt. Allerdings spricht das Pronomen αὐτὸς sehr gegen die gewöhnliche Erklärung: aber Hr. *B.* soll noch erst beweisen, was Schweighäuser nicht gethan hat, dass παραστρέψαι bedeute, was Schw. sagt: *pour s'asseoir il roule le vieux manteau qu'il porte lui même.* Eben so wenig liegt in καθεζόμενος das *pour s'asseoir.* Wenigstens müsste es καθεσόμενος — καταστορέσαι heissen. — In dem letzten Charakter περὶ κακολογίας (gewöhnlich No. 28) hat Hr. *B.* sich mehrere Änderungen erlaubt, welche Rec. nicht billigen kann, bevor sie durch hinlängliche Gründe gerechtfertigt worden sind. Es hiess καὶ κα-

κῶς δὲ πρός τινα εἰπεῖν· ἐγὼ δή που τὰ τοιαῦτα οἶδα. Hier hat Hr. *B.* das Wort κακῶς ausgelassen, und meint, dass es durch ein Versehen aus dem folgenden Satze Ἀμέλει δὲ καὶ κακῶς ἑτέρων λεγόντων συνεπιλαμβάνεσθαι hieher gekommen sey. Aber so durfte Hr. *B.* den Text nicht stehen lassen καὶ δὲ πρός τινα εἰπεῖν, Ἐγὼ δήπου τὰς τοιαύτας οἶδα: denn jeder kundige Leser sieht, dass etwas fehlt; und die Wortstellung ist ganz ungriechisch. — Den vatikanischen Zusatz im Folgenden καὶ οἰκία τις αὐτή· τὰ σκέλη ἠρεῖσθαι· οὐ μὲν οἷον λῆρόν ἐστι τὸ λεγόμενον, ἀλλ' ὥσπερ αἱ γυναῖκες ἐν ταῖς ὁδοῖς συνέχονται, καὶ τὸ ὅλον ἀνδρόλαλοί τινες, hat Hr. *B.* ausgelassen, und in die Anmerkung verwiesen, wo er sagt: *At sane non magnopere dolendum, si vel in perpetuum latuisset interpretatio;(?) neque puto fore, ut nobis parum constitisse videamur, qui haec putaverimus ad annotationes ableganda.* Darin kann Rec. ihm durchaus nicht beystimmen. Denn wenn Hr. *B.* die Worte für ächt ansah, und sonach Theophrast als Philosoph sich nicht geschämt hatte, seinen Lesern einen solchen Zug vorzuzeigen: so war es die Pflicht des Herausgebers treu das Überlieferte dem heutigen Leser wiederzugeben, und seine Meinung darüber in einer Anmerkung zu äussern; sonst fällt er in die Methode *ad usum Delphini.* — Den Zug, wie er in der vatik. Handschr. lautete: τῇ γὰρ αὐτοῦ γυναικὶ τάλαντα εἰσενεγκαμένῃ, ἡ προῖκα, ἐξ ἧς παιδίον αὐτῷ γεννᾷ (am Rande γέγονε) τρεῖς χαλκοῦς εἰς ὄψον δίδωσι, καὶ τῷ ψυχρῷ λοῦεσθαι ἀναγκάζει τῇ τοῦ Ποσειδῶνος ἡμέρᾳ, hat Hr. *B.* so geändert, dass er die Worte καὶ ὃ ἐξ αὐτῆς παιδίον αὐτῷ γέγονε gleich nach δίδωσι einschaltete, und statt ἐξ ἧς schrieb καὶ ὃ ἐξ αὐτῆς· *quo facto commodior sensus evadere videbatur.* Man muss nun abwarten, wie Hr. *B.* den Beweis führen wird. Aber ausserdem muss er noch zeigen, dass neugeborene Kinder an einem bestimmten Tage gebadet wurden. — Gegen das Ende steht: καὶ συγκαθήμενος δεινὸς περὶ τοῦ ἀναστάντος εἰπεῖν, καὶ ἀρχήν γε εἰληφότος μὴ ἀπέχεσθαι, μηδὲ τοὺς οἰκείους αὐτοῦ λοιδορεῖσθαι, welche Stelle Hr. *B.* nach Schneiders Beyspiele so geändert hat: ἀρχὴν γε εἰληφώς — μηδὲ τοῦ — ἑαυτοῦ λοιδορεῖσθαι· καὶ δὴ καὶ περὶ τῶν τετελευτηκότων κακῶς λέγειν. Er hat also die Stelle καὶ ἄλλα πλεῖστα περὶ τῶν φίλων καὶ οἰκείων κακὰ εἰπεῖν als Tautologie ausgelassen, und in dem letzten Gliede δὴ καὶ zugesetzt. Nun möchte wohl gegen die vermeinte Tautologie in den ausgelassenen Worten noch Manches mit Grunde zu erinnern seyn: aber diess will Rec. noch hingehen lassen. Jedoch gegen die Änderung ἀρχὴν εἰληφὼς muss er sich erklären: denn in dem Zuge ἀρχήν γε εἰληφότος (vorzüglich wenn man mit leichter Änderung εἰληχότος schreibt) liegt etwas, was die Bosheit des κακολόγος vergrössert, weil er selbst den Mitbürger, der eben in der Versammlung zu einer Magistratur durch das Loos gewählt worden ist, nicht verschont. Hingegen läſst sich in der veränderten Lesart ἀρ. εἰληφὼς gar kein schicklicher Sinn finden und sagen, woher der κακολόγος die Veranlassung und den Anfang bekommen habe. Rec. kehrt nun auf das zuerst angeführte 4 C., welches Hr. *B.* περὶ μεγαλοπρεπείας überschrieben hat, zurück, und bemerkt, dass am Schlusse Hr. *B.* mit Schweighäuser τούτων ἐστὶν ἡ παλαίστρα geschrieben hat statt τούτου. Gerade diese Lesart hat die Handschrift, welche Rec. zu vergleichen das Glück hatte, und welche vor allen anderen sich dadurch auszeichnet, dass sie alle Charaktere zusammen enthält, da die übrigen nur die eine oder die andere Hälfte davon liefern. Überdiess ist sie die einzige, welche in diesem Capitel nach εἰς Κύζικον das fehlende Zeitwort πέμπειν einschaltet. — In dem ersten Capitel περὶ εἰρωνείας lautet die Definition: δόξειεν ἂν εἶναι προσποίησις ἐπὶ χεῖρον πράξεων καὶ λόγων· ὁ δὲ εἴρων τοιοῦτός τις, οἷος. Hiebey steht die Anmerkung: *Malim* ἐπὶ καιρὸν *ex ingeniosa Schwarzii conjectura.* Rec. ist begierig, die Deutung dieser ihm ganz sinnlos vorkommenden Muthmassung im Commentar zu erfahren. Unterdessen bemerkt er, dass die von ihm gebrauchte Handschrift ἐπὶ τὸ χεῖρον hat, wie Casaubonus schon vorschlug; ferner τοιοῦτός τίς ἐστιν οἷος, welchen Zusatz auch einige andere Handschriften geben. Nun vergleiche man die Definition bey Theophrasts Lehrer Nicom. 2, 7, wo εἰρωνεία προσποίησις ἐπὶ τὸ ἔλαττον heisst, und halte die sokratische εἰρωνεία in den platonischen Gesprächen dagegen: so wird deutlich erhellen, dass durch den Beysatz ἐπὶ τὸ χεῖρον eine zweyte Art von Ironie von der ersten gutmüthigen und schalkhaften geschieden werden sollte, welche man die boshafte nennen könnte. Denn mit Rudolphi über Ocellus S. 84 ἐπὶ τὸ χεῖρον für gleichbedeutend mit dem aristotelischen ἐπὶ τὸ ἔλαττον zu halten, ist eben so sehr gegen den Sprachgebrauch, als gegen die ganze theophrastische Schilderung. — In dem Zuge καὶ ἀκούσας τι, δόξαι μὴ προσποιεῖσθαι, καὶ ἰδών, μὴ ἑωρακέναι, hat Hr. *B.* mit Hottinger das Zeitwort φήσει nach ἰδὼν ausgelassen, welches seine Stelle behauptet, wenn man mit des Rec. Handschrift φῆσαι schreibt. — In dem zweyten Capitel hat dieselbe Handschrift mit einigen anderen richtiger ἅμα πορευόμενον εἰπεῖν, nicht πορ. ἅμα εἰπεῖν, welches einen verschiedenen Sinn giebt: in dem folgenden ἀποβλέπουσιν εἰς σὲ οἱ ἄνθρωποι, nicht πρὸς σέ. Dieses heisst *die Leute sehen nach dir:* jenes *aber die Leute sehen dich an.* — Als in der Gesellschaft die Rede davon war, τίς εἴη βέλτιστος, erzählt der Schmeichler, ἀπ' αὐτοῦ ἀρξαμένους πάντας ἐπὶ τὸ ὄνομα αὐτοῦ κατενεχθῆναι, sey sein Name von allen zuerst und zuletzt genannt worden. Hier will Hr. *B.* ἀρξαμένων τινῶν, πάντας. Diess würde heissen: *als einige ihn zuerst genannt hatten, wären alle übrigen auf seinen Namen gekommen.* Den Grund der Änderung findet Rec. so angegeben: *at me tamen offendit supervacuum illud* ἀρξαμένους — *nam vocabulo* κατενεχθῆναι *ex sola Fischeri auctoritate* d e f i n e n d i *potestatem tribuere, cum nullum hujus significationis suppetat exemplum, parum placet.* Die Vermuthung von L. Wolf καὶ ἄλλα τοιαῦτα λέγων ἀπὸ τοῦ ἱματίου ἀφελεῖν κροκίδα bestätiget die von Rec. verglichene Handschrift, und Hr. *B.* hat sie aufgenommen. In dem Zuge καὶ

τοὺς ἀπαντῶντας ἐπιστῆναι κελεῦσαι ἕως ἂν αὐτὸς παρέλθῃ (hier ſteht falſch gedruckt κελεύσαι; ἕως), hat Hr. *B.* das von Caſaubonus vor ἐπιστῆναι eingeſchaltete μικρὸν ausgelaſſen, und nicht einmal in der Anmerkung erwähnt. Auch des Rec. Handſchrift hat das Wort, und in der Folge παρακειμένων, wo die anderen παραμένων geben. — Im 4ten Capitel (bey Hn. *B.* dem 10ten) iſt bey der Stelle καὶ ἀναβεβλημένος ἄνω τοῦ γόνατος καθιζάνειν, ὥστε τὰ γυμνὰ αὐτοῦ φαίνεσθαι, die richtigere Lesart ὑποφαίνεσθαι, welche auch des Rec. Handſchrift hat, nicht erwähnt worden. — Im 7ten Capitel (23 *B.*) hat in der Stelle, wo der Schwätzer von ſeinen eigenen Kindern verſpottet wird: ὅταν αὐτὸν ἤδη καθεύδειν βουλόμενον κελεύῃ, λέγοντα, „Πάππα, λαλεῖν τι ἡμῖν, ὅπως ἂν ἡμᾶς ὕπνος λάβῃ", Hr. *B.* für die gemeine Lesart ταῦτα Sylburgs Vermuthung Πάππα vorgezogen: wo die von Rec. verglichene Handſchrift das unnütze ταῦτα ganz wegläſst, wie ſchon Aubrier zu thun vorſchlug. — Im 8ten Cap. (24 *B.*) hat in der Stelle Σὺ δὲ ταῦτα πιστεύεις die Handſchrift des Rec. allein das Zeitwort γεγονέναι zugeſetzt, welches jeder vermiſſen muſste. In dem Zuge Λέγει δ' ὡς καὶ παρακήκοε παρὰ τούτοις κρυπτόμενόν τινα ἐν οἰκίᾳ πέμπτην ἡμέραν, hat dieſelbe Handſchrift richtiger ἐν τῇ οἰκίᾳ. Es folgt: καὶ ταῦτα διεξιὼν πιθανῶς σχετλιάζει, wo die Handſchrift des Rec. ſehr wohl hat καὶ ταῦθ' ἅμα διεξιών. Am Schluſſe ποίᾳ γὰρ οὐ στοᾷ, ποίῳ δὲ ἐργαστηρίῳ — οὐ διημερεύουσι hat Hr. *B.* die Änderung οὐκ ἐνδιημερ. ſtillſchweigend aufgenommen. Aber auſserdem muſs man mit der oft erwähnten Handſchrift die Negation οὐ vor στοᾷ ausſtreichen. — In dem 10ten Cap. (19 *B.*) περὶ μικρολογίας hat ſie allein bey τόκου τόκον das Zeitwort ἀπαιτῆσαι eingeſchoben. Die Züge τῶν μικρολόγων καὶ τὰς ἀργυροθήκας ἐστὶν ἰδεῖν εὐρωτιώσας καὶ κλεῖς ἰωμένας καὶ αὐτοὺς δὲ φοροῦντας ἐλάττω τῶν μικρῶν τὰ ἱμάτια verbeſſert die Handſchrift des Rec. allein in der Art, daſs ſie den Artikel τὰς vor κλεῖς ſetzt, καὶ vor τὰς ἀργυρ. ausläſst, und μηρῶν für μικρῶν ſetzt, welches Hen. Etienne vorſchlug. Hn. *B's.* Anmerkung lautet: *i. e. juſto minora ſ. male parva, ut recte Fiſcherus. Fruſtra igitur pro* μικρῶν *conjecere Stephanus* μηρῶν *et Caſaub.* μετρίων. *Unum nos modo offendit: vox* μικρῶν *in eadem linea mox recurrens.* Solch einen Skrupel könnte wohl der Sprachgebrauch, wenn er erwieſen wäre, leicht überwiegen, und zwar in einer ſo zuſammengeſtoppelten Schrift. In der Schilderung des Feigen 25 Cap. (29 *B.*) καὶ ἐν τῇ σκηνῇ ὁρῶν τραυματίαν τινὰ προσφερόμενον τῶν φίλων, προσδραμὼν καὶ θαῤῥεῖν κελεύσας ὑπολαβὼν φέρειν· καὶ τοῦτον θεραπεύειν — καὶ παρακαθήμενος ἀπὸ τοῦ ἕλκους τὰς μυίας σοβεῖν hat die genannte Handſchrift τινὸς, wo die vaticaniſche τινὰ gab; aber in θαῤῥεῖν ſtimmt ſie mit ihr überein: auſserdem giebt ſie allein ἀποσοβεῖν für das einfache σοβεῖν. — Wo Cap. 27 (*B.* 28) der ὀψιμαθὴς auf einem fremden Pferde reitend ἅμα μελετᾷν ἱππάζεσθαι καὶ πεσὼν τὴν κεφαλὴν καταισχύναι, hat auch Hr. *B.* die caſauboniſche Muthmaſsung für die Lesart der Handſchriften κατεσχέναι aufgenommen. Andere hatten κατεαγέναι vorgeſchlagen, welches Hr. *B.* verwirft: *Merito enim eveniſſe dicimus homini ſtulto, ſi parvo quodam vulnere adficiatur: ſed compeſcitur riſus noſter, ubi fracta cervice hominem videmus jacere.* So arg meinte es der Grieche nicht; und vom Halsbrechen iſt gar nicht die Rede. Wie hätte ſonſt in der Rede bey Andocides S. 29 der ehrliche Mann dem Gerichte erzählen können ἐπὶ πωλεῖον ἀναβὰς ἔπεσον, καὶ τὴν κλεῖν συνετρίβην, καὶ τὴν κεφαλὴν κατεάγην, wenn er neben dem Schlüſſelbeine den Hals gebrochen hatte? — Bey Cap. 23 (*Bl.* 6) περὶ ἀλαζονείας, wo die Prahlerey definirt wird προσδοκία τις ἀγαθῶν οὐκ ὄντων, folgt Hr. *B.* dem gelehrten Koray, und vertheidiget die Lesart προσδοκία, wofür Andere προσποίησις vorſchlugen, mit ihm auf folgende Art: προσδοκίαν *non e verbo* προσδοκάω, *ſed e* προσδέχομαι (*antique* προσδέκω) *h. l. oriri, quod, monente Heſychio, idem valeat, atque* προσποιέομαι: *eſſe igitur* προσδοκίαν *idem quod* προσποίησιν. *Nihil ergo mutandum.* Eine ſolche Deduction getraute Rec. ſich nicht jetzt noch ſeinem Freunde Koray zuzuſchreiben. — Nach mehreren Prahlereyen folgt der Beyſatz: καὶ ταῦτα ψηφῆσαι οὐδαμοῦ ἐκ τῆς πόλεως ἀποδεδημηκώς, wo Hr. *B.* mit Hottinger ψοφῆσαι geſchrieben hat: *verbum homini* ἀλαζονικῷ *certe accommodatiſſimum*, ſagt Hr. *B.* Vermuthlich dachte der Erfinder an das lat. *crepare*, und deſswegen wollte er auch im 26ten Cap. σοβεῖν τοὺς τοιούτους λόγους in ψοφεῖν verwandeln, wo aber Andere eine ganz andere Wortfügung vorgeſchlagen, und einen verſchiedenen Sinn angegeben haben. Dem Rec. iſt das Wort in der figürlichen Bedeutung des lat. *crepare* noch nicht vorgekommen. — Die ganze Stelle aus dem 20 Cap. περὶ ἀηδίας von den Worten an καὶ ὅτι ψυχρὸν ὕδωρ — bis οὐ δύνασθαι ἐμπλῆσαι hat Hr. *B.* verſetzt, und dem Capitel von der Prahlerey zugelegt, doch mit Auslaſſung des Wortes ψυχρὸν, welches er für überflüſſig hielt, da kurz darauf folgt ὥστε εἶναι ψυχρὸν: Über die ſchickliche Stellung der in dieſer Stelle enthaltenen Züge iſt von allen Auslegern viel gemuthmaſst und von Jedem anders geurtheilt worden, ſo daſs es für einen vorſichtigen Herausgeber immer das Sicherſte bleibt, den ſo zweifelhaften Stellen den alten Platz zu laſſen, und die Gründe für ſeine Meinung, wegen der bequemeren Stellung, in den Anmerkungen zu entwickeln. — Rec. glaubt hiemit das Unterſcheidende dieſer neuen Ausgabe ſattſam ausgezeichnet zu haben, ſo weit es ohne Einſicht des fehlenden Commentars geſchehen konnte. Was er in Anſehung der Vollſtändigkeit der anzuführenden Lesarten und Erklärungsverſuche noch vermiſst hat, wird vermuthlich in dem Commentar nachgeholt werden, der an Umfange wohl den erſten Theil übertreffen möchte, wenn er den ganzen literariſchen Apparat umfaſſen, und alle Verſprechungen der Vorrede erfüllen ſoll.

S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1815.

ÖKONOMIE.

1) Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Versuch einer Ausmittelung des Rein-Ertrags der productiven Grundstücke*, mit Rücksicht auf Boden, Lage und Örtlichkeit, zu genauerer Prüfung vorgelegt vom Staatsrath *Thaer*. 1813. 156 S. 8. (1 Rthlr.)

2) Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Entwurf einer Gemeinheitstheilungs-Verordnung für die preussischen Staaten.* Als Vorschlag zur Prüfung vorgelegt vom Staatsrath *Thaer*. 1813. 47 S. 8. (8 Gr.)

Der gelehrte Vf. behandelt in No. 1 eine Aufgabe, deren Auflösung uns nach dem gegenwärtigen Stande der Landwirthschaft und der darauf Einfluss habenden wissenschaftlichen und politischen Elemente in der hier beabsichtigten Allgemeinheit zur Zeit noch als ganz unmöglich erscheint. Die Absicht dieser neuen Bearbeitung des landwirthschaftlichen Taxations-Problems beschränkt sich keinesweges auf Aufstellung und Berichtigung allgemeiner wissenschaftlicher und empirischer Maximen, durch deren Anwendung in speciellen Fällen comparative Ausdrücke des Grundwerths landwirthschaftlicher Objecte darzustellen sind; sondern es ist darauf abgesehen, den Reinertrag von Grund und Boden unabhängig von Verlag und Intelligenz dergestalt auf eine übereinstimmende Weise auszudrücken, dass eine gemeinschaftliche Taxationsformel auf einen grossen Ländercomplex angewendet werde. Die Abschätzung soll zum Behuf der Steuerkataster, für das Creditwesen, für allen gerichtlichen und aussergerichtlichen Gebrauch eine und dieselbe seyn, und der Güterschacher soll in dem Verhältnisse aufhören, in welchem der wahre Werth des Bodens, abgesondert von dem Ertrage des Wirthschaftsbetriebs, erkannt werden kann. Die Schwierigkeit einer Darstellung der Bodenrente, ohne die Intelligenz (landwirthschaftliche Kenntnisse und Industrie) vorauszusetzen, sucht man dadurch zu entfernen, dass in dem Normalcalcul der *landübliche* Wirthschaftsbetrieb gleichsam als der mittlere beständige Werth der Intelligenz aufgenommen ist. Allein da das Landübliche nur am Speciellen, und nicht an der Totalität aufgefasst werden kann; da ferner das Landübliche der allmählichen Verbesserung fähig ist: so wird es schwer werden, diesen Proteus so fest zu halten, dass er mit Ort und Zeit die Gestalt nicht wechselt. Damit, dass die Dreyfelder-Wirthschaft als die landübliche Betriebsweise angenommen ist, kann es um desswillen nicht abgethan seyn, weil die verschiedenartigen Nüançen in der Betriebsweise im Ganzen auf die Wirthschaftsbilance noch viel mehr Einfluss haben, als jenes Princip. Überdiess ist auch die Art, wie man die Allgemeinheit der Taxationsregel arithmetisch zu sichern sucht, nicht befriedigend. Das Verfahren, den Werth des Ackerlandes auszumitteln, besteht nämlich in Folgendem. Der Taxator macht zuvörderst ausfindig, in welche der aufgestellten 10 physisch-ökonomischen Classen ein gegebener Boden gehört. Für jede derselben ist ihm unter gewissen Voraussetzungen der Bodenwerth in Zahlen vorgerechnet, welche Proportionalzahlen heissen; und erst von dem Marktpreis ihren eigentlichen Nennwerth erhalten sollen. So ist z. B. die Zahl 24 der Ausdruck für den Werth des Roggens. Ist nun der Marktpreis 1 Rthlr. 8 gr. für den Scheffel: so ist die Schlussbilance — folglich alle im Calcul gebrauchten Zahlen — in dem Verhältniss von 24 zu 32 zu erhöhen. Die Wirthschaftskosten hängen nun offenbar nicht allein von der Schlussbilance, sondern auch vom Areal ab, und es ergiebt sich durch das Zusammentreffen, dass unter den Werthszahlen für die Getreidearten der Groschen, als Masseinheit für dieselben der Scheffel, und für das Areal der magdeburgische Morgen subsumirt ist. Sämmtliche Zahlen hätten daher schicklicher als landwirthschaftliche Erfahrungssätze aufgeführt werden können, was eine angenehme Übersicht für den Ökonomen gewesen wäre, wenn zugleich — was in solchen Fällen immer unerlässlich ist — die gebrauchte Masseinheit angegeben worden wäre. Das Verfahren, in Verhältniss des Marktpreises vom Roggen alle Rechnungselemente zu verbessern, setzt voraus, dass alle Wirthschaftsausgaben vom Roggenmarktpreis abhängen. Ist dieses auch in Rücksicht des Arbeitslohnes der Fall — wie z. B. die Architekten bey Bauanschlägen auf fremdem Local auf die Getreidepreise Rücksicht nehmen: — so sind doch mancherley Wirthschafts- und Lebens-Bedürfnisse öfters vom Getreidepreise des Ortes und der Umgegend ganz unabhängig, z. B. Eisen, Holz, Tuch u. s. w. In dem Grade, in welchem dem Landwirth der Gebrauch der vorgeschriebenen Zahlen ohne Nachweisung bedenklich seyn muss, wird dem denkenden Rechner die Abhängigkeit aller Wirthschaftsausgaben von dem Marktpreise des Roggens anstössig seyn. Ähnliche Zweifel dringen sich gegen die Berechnung der sonst zu nehmenden Rücksichten, z. B. der Entfernung vom vortheilhaftesten Markte u. s. w., so wie gegen die Werthschätzung der Wiesengrundstücke auf.

— Diefe Bemerkungen gelten vorzüglich der Ausficht auf die beabfichtigte Allgemeinheit der Schätzungsmethode. Nur die Form derfelben kann allgemein werden; andere Zwecke, andere Örtlichkeiten, andere Zeiten werden immer andere Elemente erfodern, und wie fcharf auch immer diefe beftimmt werden mögen, der ftets wechfelnde Einflufs der induftriellen und commerciellen Verhältniffe auf die Landwirthfchaft wird nicht entfernt werden können, fo wenig als der Affectionspreis der liegenden Grundftücke und diejenige Ebbe und Fluth in dem Güterpreife, welche der Vf. mit dem Ausdruck des Güterfchachers bezeichnet zu haben fcheint. — Abgefehen von diefer Allgemeinheit der Aufgabe, enthält die Behandlung des Gegenftandes, wie nicht anders zu erwarten war, fehr viel Treffliches. Für den Zweck der Steuerkatafter, wo es nur auf richtige Proportion in den Anfchlägen ankommt, ferner für das Hypothekenwefen, wo es nöthig ift, dafs ein Minimum aufgeftellt wird, unter welches der actuelle Preis eines Grundftücks in einem gegebenen Zeitraum niemals finkt, wird eine nach des Vfs. Methode vorgenommene Abfchätzung entfprechend ausfallen. Die phyfifch - ökonomifche Claffification des Bodens, eine nothwendige Vorarbeit für das theoretifche Taxationswefen, ift befonders wohlgerathen, obgleich Rec. in praktifcher Hinficht mehr geneigt ift, Ertragsclaffen aufzuftellen, wie auch in Rückficht der Wiefen wirklich gefchehen ift. Auch manche praktifche Winke werden dem Taxator willkommen feyn. So ift z. B. der Vorfchlag, dafs der Taxator auf einem fremden Locale an die ökonomifche Terminologie der dortigen Landleute fich gewöhnen, und nicht jene nach der feinigen abrichten foll, ganz aus dem Felde der ächten Routine aufgegriffen. Hätte der Vf. auf einen wahrfcheinlich zu jeder Zeit unerreichbaren Grad des Taxations-Problems Verzicht geleiftet, blofs die Form der Grundwerthfchätzung nach allgemeinen Grundfätzen entwickelt, den Schematismus der Einfchätzungselemente theoretifch entworfen, die Manipulation erläutert, wie die Erfahrungsfätze zur Ausfüllung des Schema zu Tage gefördert, angeordnet und berechnet werden, allgemeine Erfahrungsfätze für diejenigen Wirthfchaftsverhältniffe mitgetheilt, durch deren Anwendung der Taxator dasjenige ergänzte, was er nicht immer von der unmittelbaren Erfahrung ableiten kann: fo würde die Löfung der Aufgabe für eine bey weitem gröfsere Anzahl von Lefern ein willkommenes Handbuch geliefert haben.

Der Entwurf einer Gemeinheitstheilungs-Verordnung (No. 2) ift als Anhang zu dem Vorigen zu betrachten. Wenn das hier vorgefchriebene Verfahren für zu weitläuftig angefprochen wird: fo ift dagegen zu erwägen, dafs es nur dann in Anwendung kommen foll, wenn eine Theilung auf dem gütlichen Wege nicht zu Stande kommen kann. Mit dem Gange deffelben ift Rec. vollkommen einverftanden, fo wie auch damit, dafs eine nach den obigen Vorfchriften vorgenommene Einfchätzung zum Zweck einer Gemeinheitstheilung vollkommen genau ift, indem es hiebey mehr auf die comparative als auf die abfolute Werthfchätzung ankommt. Zu bemerken ift jedoch, dafs das zu theilende Object von grofsem Belang feyn mufs, wenn die Theilungskoften nicht einen unverhältnifsmäfsigen Theil davon verfchlingen follen.

— e —

FORSTWISSENSCHAFTEN.

Marburg und Cassel, b. Krieger: *Sylvan*, ein Jahrbuch für Forftmänner, Jäger und Jagdfreunde, auf das Jahr 1814, herausgegeben von *C. P. Laurop*, grofsherzogl. badifchem Oberforftrath, und *V. F. Fifcher*, Forftrath. 208 S. 12. (1 Rthlr. 16 Gr.)

Der Inhalt diefes Tafchenbuchs ift dem bey Gelegenheit des vorhergehenden Jahrgangs (J. A. L. Z. 1814, No. 55) angezeigten Plane gemäfs. Die *Selbftbiographie des hoffentlich noch nicht ganz vergeffenen erften Herausgebers eines Tafchenbuchs für Forft- und Jagdfreunde*, hat Rec. mit Vergnügen und Antheil gelefen. Das dazu gehörige Porträt ift zugleich das Titelkupfer. Die colorirten Kupferftiche enthalten Abbildungen des Alpenhafen, des Dachshundes, des Flamingo und der Ledereiche in Vergleichung mit der Traubeneiche. Bey der Naturgefchichte des Alpenhafen (*Lepus variabilis*) tritt der Vf., Hr. *Fifcher*, der Meinung von *Pennant*, *Pallas* und *Forfter* bey, welche ihn für eine eigene Art anfehen, wogegen ihn viele Naturforfcher als eine blofse Varietät des gemeinen Hafen betrachteten, welche, gleich den Wiefeln und anderen Säugthieren, im kalten Norden im Winter die weifse Farbe tragen. Merkwürdig ift, dafs bereits Plinius die Hauptzüge zur Naturgefchichte diefes Thiers ziemlich treffend angegeben hat. Der *Flamingo* (*Phoenicopterus ruber*) hat durch feinen Zug am Rhein im heifsen Sommer 1811, wo aus einer Schaar von 27 fünf erlegt, und als Jagdtrophäen zum Theil in Cabinetten aufgeftellt wurden, einen Platz in diefem Tafchenbuch erobert. Beide naturhiftorifche Abhandlungen find gründlich und angenehm, nur würde Rec. dem Vf. rathen, fich durch die Neigung zum lebendigen Vortrage nicht manchmal zum Gefuchten verleiten zu laffen. — Der *Dachshund* wird vom Forftm. *v. d. Borch*, befonders in Hinficht auf Dreffur und Pflege, umftändlich abgehandelt. *Die Ledereiche* (*quercus coriacea*), vom Dr. *Bechftein*. Aus dem vorjährigen Tafchenbuch ift in Erinnerung zu bringen, dafs der Vf. vier neue *Quercus*-Arten entdeckt hat, und noch dahin geftellt feyn läfst, ob es nicht blofs Abarten unferer bekannten zwey Eichenarten feyn könnten, in welchem letzteren Falle die Ledereiche in die lederartige Traubeneiche (*quercus robur coriacea*) umzutaufen wäre. Ihre Diagnofe ift: die Blätter oval, glatt, dick, mit fpitzwinkeligen und weniger tiefen Einfchnitten, rundlichen Lappen und mittelmäfsig langen Stielen; die Früchte einzeln oder zu zweyen ftehend, grofs, dick, mit kleinen flachen Kelchen und mittelmäfsigen Stielen. Rec. glaubt, dafs eine längere Erfahrung für die Abart entfcheiden wird.

Noch einer naturhiſtoriſchen Abhandlung, *die Grille vor dem Tribunal des Sylvan*, von des Fürſten *von Leiningen* Durchlaucht mitgetheilt, iſt zu gedenken. Es gilt dem *Gryllus campeſtris*. Durch die Anzeige des Forſtamtsgehülfen *Fiſcher* iſt bekannt worden, daſs dieſer Halbflügler in Schaaren die Kiefernſaaten überfällt, und die Saamenkörner in ſo groſser Menge fortſchleppt, daſs das Individuum 8 — 10 Körner auf einmal trägt. Die Herausgeber treten ganz auf die Seite des Denuncianten, bringen auch das Heimchen mit hinein, indem es den Saamen in den Magazinen wegfriſst. Ob nun gleich gegen das Factum nichts einzuwenden iſt: ſo ſind doch die Acten noch nicht geſchloſſen. Rec. erinnert ſich, die Feldgrille in den Waldungen durchaus nur an ſonnigen Hügeln auf Blöſsen von geringem Umfang angetroffen zu haben, und es kommt darauf an, ob die Art zur Übervölkerung geneigt ſey. Das Regiſter der forſtſchädlichen Inſecten iſt groſs, und ohne Noth dürfte es nicht vermehrt werden. So zufrieden Sylvan mit der beſonderen Aufmerkſamkeit ſeiner Prieſter ſich bezeigen wird: ſo wird derſelbe doch erſt dieſe Zweifel zur näheren Erörterung gedeihen laſſen, und nicht geradehin nach dem fiſcaliſchen Antrage nächſt den moraliſchen Grillenfängern auch alle Forſt- und Jagd-Leute zu wirklichen Grillenfängern aufſtellen. Für die Freunde der griechiſchen Dichter fügt Rec. noch die Bemerkung hinzu, daſs die verwandte *Cicada plebeja*, die beliebte Cicade der Alten, nicht mit in die Sache verwickelt, mithin das anakreontiſche Cicadenlied in keinem Fall den Anhängern des Sylvans verpönt iſt. *Über Nutzholz und Nutzholzmagazine* von *Laurop*. Sofern der Vf. die Nutzholzmagazine nicht allgemein empfichlt, ſondern ihre Zweckmäſsigkeit von der Örtlichkeit abhängen läſst, iſt Rec. mit dem Inhalte dieſer Abhandlung einverſtanden, welche Alles erſchöpft, was zum Vortheil dieſer Anſtalten zu ſagen iſt. Ob derſelbe ſie gleich zu allgemein anpreiſt: ſo ſcheint er doch gefühlt zu haben, daſs das Locale nicht allenthalben zuſagt. Wenigſtens findet er ſie nicht anwendbar, wo Waldungen zu ſehr unter verſchiedene Beſitzer getheilt ſind, wo Domänen-, Commun-, Körperſchafts- und Privat-Waldungen vermiſcht liegen. Allein die Zweckmäſsigkeit der Nutzholzmagazine auf Rechnung des Forſtbeſitzers wird noch durch mehrere Umſtände bedungen. Wo die Holztaxe dem relativen Holzwerth angemeſſen iſt, wo der Maſsſtab, auf dem die Verwerthung beruht, dem techniſchen Bedarf entſpricht, wo die Gewerbſeligkeit und die Fabrication in Verhältniſs ſteht mit der Holzerzeugung, und wo endlich die in Holz arbeitenden Handwerker nicht wegen Armuth, Unkunde oder Trägheit einer beſonderen Bevormundung bedürftig ſind: da bedarf es keiner Nutzholz-Magazine, und der natürliche Verkehr ſtellt alsbald von ſelbſt ein dem Forſteigenthümer vortheilhaftes Verhältniſs her. Wo dieſe Umſtände nicht eintreten, da hält es die leitende Forſtbehörde billig für Pflicht, den Forſtertrag uud den Holzabſatz durch künſtliche Mittel zu ſichern, und für dieſen Fall iſt die Abhandlung beyfallswerth. Rec. erwähnt dieſes, um Nutzholzmagazine da, wo ſie nicht nöthig ſind, zu widerrathen. Es fehlt nicht an Beyſpielen, wo man ſie hat wieder eingehen laſſen. *Extreme der Holzcultur* vom Oberförſter *König* in Ruhla. Früher geſchah zu wenig, jetzt geſchieht zu viel, — das rechte Maſs ſey nicht fern, ſagt der wackere Mann, und er hat, in dem Sinne, wie er es nimmt, Recht. Nach ſeiner Anſicht werden die Forſtculturen zu geſchloſſen gemacht. Früher konnte eine Saat nicht dicht genug aufgehen. Sie läutert ſich ſchon in jeder Periode, ſagte man, wenn es recht dicht kam. Wie vieler vegetabiliſcher Nahrungſtoff würde zweckmäſsig genutzt, wenn man anſtatt der filzigen Wiederwüchſe, wo ein Stämmchen dem anderen das Tröpfchen Waſſer entzieht, Dickigte zöge, wo wenigſtens erſt im 20ſten bis 30ſten Jahr die Geſchloſſenheit ſichtbar würde. Wo man aus den angeſäeten Wiederwüchſen die Erzielung der Pflänzlinge zu anderen Culturen beabſichtigt, da mag immerhin nach Maſsgabe dieſes Bedarfs dichter geſäet werden. *Wilhelmsthal* von Ebendemſelben, eine topographiſche Beſchreibung dieſes vom Herzog *Johann Wilhelm* von Sachſen-Eiſenach im Jahr 1712 gegründeten Jagdſitzes, mit einem Kupfer. Unter den *vermiſchten Gegenſtänden* hat Rec. manches Intereſſante geleſen, Manches aber auch, was füglicher in die ſpätere Rubrik der Anekdoten gehört hätte. Unter dem erſteren erwähnt er der *Bemerkungen über den Wetterfiſch* (*Cobitis foſſilis L.*) von Dr. *Leisler*. Die Rubrik: *Neue Erfindungen*, hat ihr Contingent auf die Zahl der Muſen ausgedehnt. Rec. erwähnt der Etagenbacköfen und der pauliſchen Flinten. Da es heut zu Tage faſt leichter zu werden ſcheint, Erfindungen zu machen, als ſie anzuwenden: ſo dürfte es nicht unzweckmäſsig ſeyn, wenn der Sylvan alle 3 oder 5 Jahre aus den mitgetheilten Erfindungen wieder diejenigen ausläſe, welche in der Anwendung bewährt gefunden worden ſind. Die Anekdoten und Gedichte werden einem billigen Leſer nicht miſsfallen, und Rec. hält ſich nach den Bemühungen der Herausgeber zur Hoffnung berechtigt, daſs das Taſchenbuch mit jedem Jahrgang eine willkommene Aufnahme finden werde.

— e —

MÜNCHEN, b. Herausgeber und in Commiſſion b. Fleiſchmann: *Zeitſchrift fürs Forſt- und Jagd-Weſen in Baiern* u. ſ. w., herausgegeben von D. *Chr. Fr. Meyer*, königl. baier. Oberforſtaſſeſſor. Zweyter Jahrgang in 12 Monatsheften, jedes von 5 Bogen. 1814. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Rec. findet an dem Urtheil, welches er im vorigen Jahrgang dieſer Blätter (1814. No. 55) über dieſe Zeitſchrift gefällt hat, nichts zu ändern. Der Herausgeber ſcheint ſich ſelbſt von der Nothwendigkeit, den äuſseren Umfang nach dem geringeren Vorrath an brauchbaren Materialien zu beſchränken, überzeugt zu haben, indem in der Folge jährlich 4 Quartalshefte erſcheinen ſollen, eine Abänderung, welche bey ſorgfältiger Auswahl der Beyträge vortheilhaft auf die ſpecifiſche Gehaltſchwere wirken kann. Unter

den besseren Abhandlungen finden wir folgende einer näheren Erwähnung werth. *Über die Gewinnung und Benutzung des Fichtenharzes in geschichtlicher, technischer und finanzieller Beziehung, mit besonderer Hinsicht auf den königl. baier. Staat*, vom Herausgeber. Diese in 7 Heften vertheilte, etwas zu weitschweifige Abhandlung liefert einige schätzbare Ansichten, Erfahrungen und Resultate über diesen Forstnebennutzungszweig. Der Vf. ist von dem ganz richtigen Gesichtspunct ausgegangen, dass ein allzustrenges Festhalten an dem Princip der Hauptnutzung die Gewinnung derjenigen Producte nicht verkümmern dürfe, die sich durch weise Nutzung mit der Hauptnutzung vertragen, den Totalertrag, wie hier der Fall ist, erhöhen, und dem ländlichen Gewerbe unentbehrlich sind. Der Pechofen und die Russhütte, wie beide im Baierischen jetzt eingeführt sind, sind im 10 Hefte abgebildet. — Der Oberförster *Kasthofer* im bernischen Oberlande hat fernerweite Notizen über die Arve, und die damit gemachten Saatversuche mitgetheilt. *Über den Absprung der Fichtenzweige*, vom königlich baierischen Lieutenant *Seyffarth*. Ehedem hat man dieses Phänomen, aus dem man bekanntlich ein Fichtensaamen - Jahr prognosticirt, aus physiologischen Gründen zu erläutern versucht. Der Vf. hat entdeckt, dass die Eichhörnchen die Urheber dieser Erscheinung sind, indem sie die Zweige abbeissen, um desto bequemer die weiblichen Fichtenblüthen verzehren zu können. Rec. überzeugt sich ganz von der Richtigkeit dieser Entdeckung, und hofft, dass noch manche ähnliche Erscheinungen, zu denen die Pflanzenphysiologie vergeblich einen künstlichen Schlüssel sucht, auf dem schlichten Wege der Empirie ihre Erklärung finden werden. — *Forstsaamenzahlliste, oder Anzeige der Menge der auf ein Pfund baierisch gehenden Saamen*, vom Hauptmann *von Egloff*. Die mitgetheilten Erfahrungen betreffen 100 und einige Forstgewächse. Der übrige grössere Theil des Inhalts besteht aus mitgetheilten amtlichen Instructionen, Resolutionen und Verordnungen. Bey diesem Zweige hauptsächlich könnte die Redaction der Zeitschrift eine wesentliche Verbesserung einführen. Ein grosser Theil hat für das Ausland kein Interesse. Dass er dem baierischen Forstpersonale ein wichtiges Geschenk sey, bezweifelt Rec. desswegen, weil es dasjenige, was es nicht durch amtliche Zufertigungen erhält, doch grösstentheils im baierischen Regierungsblatt zu lesen bekommt. Derjenige Theil, welcher ein allgemeines Interesse für das forstmännische Publicum hat, ist durch seine Weitläuftigkeit, und zum Theil durch eine eigenthümliche Terminologie für den Leser abschreckend. Wenn es dagegen dem Herausgeber gefiele, bey solchen Gegenständen, wo es weniger der diplomatischen Umständlichkeit und Genauigkeit, als der logischen Ordnung und der Kürze gilt, das acten- und canzleymässige Gewand zu verlassen, und als Schriftsteller zu erscheinen, Auszüge aus diesen Materialien zu machen u. s. w.: so würde es diesen Mittheilungen nicht an Interesse fehlen, während jetzt der Leser, wenn er durch vier bis fünf Hefte einen solchen Gegenstand verfolgt hat, dem Anklang der Frage: „Was ist der langen Rede kurzer Sinn?" nicht entgehen kann. — Von den zwey Steindrücken giebt der eine die Abbildung eines seltenen Rehbock-Gehörns vom Revierförster *Wild*, der andere die Abbildung einer Fichte und einer Birke, aus deren Ästen zufolge gemachter Erfahrungen auf den fichtelgebirgischen Revieren Stammtriebe erwachsen sind. Rec., welcher einen ähnlichen Fichtenbaum mit drey daraus erwachsenen starken Stämmen gesehen hat, ist der Meinung, dass dieses Phänomen gewöhnlich erfolgen werde, wenn der Hauptstamm eine wagerechte Lage erhält, in dieser Lage auf Dammerde aufliegt, und unter diesen Zuständen noch mehrere Jahre vegetirt. Bey der Birke wird vielleicht schon die erste Bedingung ausreichen. Unter den naturhistorischen Notizen, Anekdoten und Miscellen ist manches Lesenswerthe enthalten; Rec. muss aber mehr ästhetische Würde empfehlen. Wo diese verletzt wird, gehört die Anekdote nicht in Sammlungen, die auf Bildung des Forstpersonals wirken sollen.

— e —

KURZE ANZEIGEN.

PÄDAGOGIK. *Neustadt* a. d. Orla, b. Wagner: *Vorarbeiten für Lehrer in Bürger- und Land-Schulen.* (Ohne Jahrzahl.) VI u. 250 S. 8. (12 Gr.)

In der Vorrede zu diesem Buche liest man Folgendes: „Der Vf. liefert hiermit seinen Freunden und Amtsbrüdern den Schullehrern ein Büchlein, ohne eigentlichen Plan, aber (wie er hofft) nicht ohne Nutzen. Sein Inhalt hat folgende Rubriken: 1) Schulgebete. 2) Materialien zum Auswendig-Lernen für Kinder im dritten und vierten Schul-Jahre. 3) Orthographische Regeln mit Beyspielen als Dictir-Übungen zu brauchen. 4) Vorschriften, in welchen die fremdartigen Ausdrücke, die vorzüglich Richter und Schöppen oft vorkommen, erklärt werden. 5) Einige Muster von Briefen und Lebensläufen. 6) Sentenzen und Bilder in Unterredungen mit der Schuljugend zu gebrauchen."

Der Vf. hat nicht nöthig zu berichten, dass er sein Büchlein „ohne eigentlichen Plan" in die Welt schicke: denn schon aus dem angeführten Inhalt sieht man, dass er nicht einmal darüber nachgedacht hat, ob er dasselbe für Lehrer oder für Schüler bestimme. Nach dem Inhalte von No. 1 und 2 muss es Schülern in die Hände gegeben werden; die übrigen Rubriken hingegen sind für Lehrer. Aber auch der Inhalt der verschiedenen Rubriken ist nicht so beschaffen, dass man einen grossen Nutzen von dem Gebrauche desselben erwarten könnte. Die Schulgebete sind in einer Sprache abgefasst, die sich nicht für die Form des Gebets schickt, und die überhaupt beweist, dass der Vf. keine richtige Ansicht von dem Zwecke des Gebets hat. Die Materialien zum Auswendiglernen bestehen in biblischen Sprüchen mit darunter gesetzten Verslein, die nach der Versicherung des Vfs. noch nicht gedruckt, und nach dem Urtheile des Rec. des Druckes nicht werth sind. Es ist eine elende Reimerey. S. 69 lautet z. B. das Verslein zu dem Spruche: Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn:

Das Lämmchen auf grünender Weide
Umhüpft seine Mutter voll Freude,
Möcht'st du so ein Lämmchen wohl seyn?
Doch lernt's bloss trinken und essen,
Wird bald seine Mutter vergessen,
Wird essend und trinkend wohl grösser,
Doch nimmermehr klüger und besser:
Ich möchte das Lämmchen nicht seyn.

Unter den übrigen vier Rubriken sind die Materialien zu Vorschriften noch am besten ausgefallen.

n.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

May 1815.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Univerſitäten und andere öffentliche Lehranſtalten.

Bologna.

Am 17 December wurde die Univerſität zu Bologna in Gegenwart einer glänzenden Verſammlung feyerlich eröffnet. Hr. Abt *Hieronymus Prandi*, einer der Profeſſoren, hielt eine Lobrede auf den berühmten *Petrus Bacchini*. Der gegenwärtige *Rector magnificus* iſt Hr. Ritter *Guglielmini.*

Waitzen.

Das Taubſtummen-Inſtitut hat ſeit 1808 viele, zum Theil anſehnliche Geldbeyträge erhalten, z. B. von einem ungenannten Pfarrer aus dem weszprimer Comitat 2000 fl., von den Pfarrern des kalotſchaer Erzbisthums 2035 fl. 18 kr., von dem waitzener Domcapitel 167 fl. 44 kr., von der biharer Geſpannſchaft 212 fl. 23 kr., von der neutraer 280 fl. 27 kr., von der poſchegaer 109 fl. 15 kr., von der torontaler 315 fl. 40 kr., von der temeſcher 112 fl. 34 kr., von der königl. Freyſtadt Szatmár Némethi 300 fl., von der evang. Superintendenz A. C. des Bergdiſtricts 85 fl. 27 kr. u. ſ. w.

II. Beförderungen u. Ehrenbezeugungen.

Die Claſſe der ſchönen Künſte des Inſtituts zu Paris hat Hn. *A. L. Caſtellan*, Vf. der *Lettres sur la Morée et sur l'Italie*, und Hn. *Rousseau*, Architekten zu Paris, zu Correſpondenten ernannt.

Hr. *Artaud*, franzöſiſcher Geſandtſchaftsſecretär zu Rom, iſt von der vierten Claſſe des Inſtituts, an *Dagincourts* Stelle, der vor einigen Monaten zu Rom geſtorben iſt, zum Correſpondenten aufgenommen worden.

An die Stelle des von Keszthely in Ungarn abgegangenen *Bernhard Schindler*, aus dem Orden der Prämonſtratenſer, iſt Hr. *P. Drinóczy* aus demſelben Orden zum Prof. der Logik, Metaphyſik, Moralphiloſophie und der Religionslehre an dem philoſophiſchen Lyceum daſelbſt befördert worden.

Hr. *Joſeph Ruszek*, bisher Prof. der Theologie im geiſtlichen Seminarium zu Weszprim, als ungariſcher Schriftſteller rühmlich bekannt, iſt als Abt und Pfarrer zu Keszthely angeſtellt worden.

Der gelehrte und verdienſtvolle Probſt des Ciſterzienſer-Kloſters zu Zircz am Plattenſee (Balaton) in Ungarn, Hr. *Anton Dréta*, iſt vom Kaiſer Franz zum Abt dieſes Kloſters erhoben, und die zirczer Abtey mit der piliſcher und pasztoer verbunden worden.

Hr. *Gabriel Báthory*, reformirter Prediger zu Peſt, iſt zum reformirten Superintendenten dieſſeits der Donau erwählt worden.

Das durch *Jeſchowski's* Tod an dem Lyceum zu Grätz vacant gewordene Lehramt der Mathematik, mit welchem die Profeſſur der Technologie an dem Johanneum verbunden iſt, hat Hr. *Joſeph Jenko* erhalten.

Der Weltprieſter, Hr. *Johann Folberger*, Prof. der Moral- und Paſtoral-Theologie und der Katechetik an der theologiſchen Diöceſan-Lehranſtalt zu Budweis in Böhmen, iſt zu der Pfarre Serowitz im taborer Kreiſe befördert worden.

An dem Gymnaſium zu Sambor in Galizien erhielt die erledigte Präfectenſtelle Hr. *Peter von Jaworſky*, und die ebenfalls erledigte Profeſſur der höheren Grammatik und der griechiſchen Sprache Hr. *Stephan v. Strzeleczki.*

Der Kaiſer von Öſterreich hat den bekannten Schriftſteller, Hn. Dr. *Franz Sartori*, zum erſten k. k. Bücherreviſor und wirklichen Vorgeſetzten des Bücherreviſionsamtes in Wien, und Hn. *Heinrich Hölzel* zum zweyten Bücherreviſor ernannt.

Hr. *Karl Planicz*, zipſer Domherr und Pleban zu Leibitz (einſt Proteſtant), hat vom Kaiſer von Öſterreich die ſchidaer Probſtey erhalten.

III. Nekrolog.

Am 7 Auguſt 1814 ſtarb zu Lemberg in Galizien *Anton Angellowicz*, Metropolit des griechiſch-

katholischen Ritus von Galizien, Erzbischof von Lemberg, Bischof von Kaminiec, k. k. wirklicher Geheimer Rath und Grofskreuz des kais. österr. Leopold-Ordens, im 57 Jahre seines Alters. Er studirte, nachdem er das Gymnasial-Studium in Lemberg zurückgelegt hatte, Philosophie und Theologie in dem Convicte bey St. Barbara in Wien. Mit Kenntnissen aller Art ausgerüstet kam er in die Diöcese zurück, und wurde zum Priester geweiht. Im J. 1783 wurde ihm bey Errichtung des General-Seminariums für den griechisch-katholischen Clerus die Leitung desselben anvertraut; später erhielt er an der lemberger josephinischen Universität auch die Professur der Dogmatik, die er zwey Jahre versah. Seit dem Jahre 1787 widmete er sich blofs dem Rectorate des General-Seminarium. Im Jahr 1795 ernannte ihn der Kaiser zum Bischof von Przemysl. 1806 wurde er zum Metropolitan von Galizien und Erzbischof von Lemberg und zugleich zum k. k. wirklichen Geheimen Rathe befördert. Ein ausführlicher Nekrolog von ihm steht in den vaterländischen Blättern September 1814.

Im Nov. v. J. *Karl Lübeck*, D. der Medicin und Physicus des neograder Comitats in Ungarn, ein verdienter Schriftsteller in seinen besten Jahren. Er studirte in dem evang. Gymnasium zu Presburg und auf der Universität zu Jena. Aufser einem deutschen Musenalmanach für Ungarn auf das J. 1800 gab er heraus ein patriotisches Wochenblatt für Ungarn (Pest, b. Hartleben 1804), ungarische Miscellen (Ebend. 1805 u. 1807), ein ökonomisches Lexicon (Ebend. 1812), den ökonomischen Sammler unter dem angenommenen Namen *Hellenthal* (ebendas.), Beyträge zur Zeitschrift von und für Ungarn von *Schedius* und zu einigen anderen Zeitschriften, und deutsche Gedichte in *Röslers* Musenalmanach. In der Handschrift hinterliefs er eine Kosmetik und ein Werk über die Landwirthschft in Ungarn.

Am 21 Febr. d. J. zu Wolfenbüttel *Christian Leiste*, Rector und Prof. der grofsen Schule daselbst, einer der verdienstvollesten Gelehrten unseres Zeitalters, im 77 Jahre seines Alters.

Am 22 April zu Hamburg nach einem langen Krankenlager *Joh. Heinr. Röding*, ein Kaufmann, der sich ungemeine Kenntnisse in der Mathematik, der Schiffbaukunst, Schiffahrtskunde und den meisten neueren Schriftsprachen erworben hatte, wovon sein vortreffliches *Wörterbuch der Marine* in vier Quartbänden, welches zweymal seit 1793 aufgelegt ward, den rühmlichsten Beweis giebt. Er hat diefs, mit unsäglichem Fleifs umgearbeitet, hinterlassen, wovon der Druck des ersten Theils schon angefangen worden, den Hr. Licentiat *Nemnich* mit den übrigen Theilen fortsetzen und zur Vollendung bringen wird.

IV. Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Die *mathematisch-physikalische Classe des Instituts der Wissenschaften* zu *Paris* hielt am 9 Jan. ihre öffentliche Sitzung, unter dem Vorsitz des Hn. Ritters *Lefevre-Gineau*. Vorgelesen wurde 1) der Bericht über die Preisaufgaben. 2) Eine historische Notiz über Parmentier's Leben und Schriften, von Hn. Ritter *Cuvier;* 3) über die pontinischen Sümpfe und über die Mittel, ihre Austrocknung zu bewerkstelligen, von Hn. *de Prony;* 4) eine historische Notiz über Bossut's Leben und Schriften, von Hn. Ritter *Delambre;* 5) eine historische Notiz über das Leben und die Schriften des Grafen von Rumford, von Hn. Ritter *Cuvier*.

Der von *Lalande* gestiftete *astronomische* Preis für die merkwürdigste Beobachtung oder die nützlichste astronomische Schrift vom verflossenen Jahre ist Hn. *Piazzi*, königl. Astronomen zu Palermo, zuerkannt worden, für seinen Catalog von beynahe 7500 Sternen, welcher im J. 1814 erschien. Eine ehrenvolle Erwähnung erhielt Hr. *Cacciatore* wegen der Sorgfalt und des Eifers, womit er zur Verbesserung eines so ausgezeichnet nützlichen Werkes mitwirkte. — In Betreff des *galvanischen* Preises fand die Classe kein in diesem Jahre erschienenes Werk, das desselben würdig gewesen wäre.

Auf die von der Classe aufgegebene Preisfrage: *Déterminer la chaleur specifique des fluides élastiques de 20 en 20 degrés centigrades entre la température de la glace fondante et celle de l'eau bouillante etc.*, war keine befriedigende Antwort eingegangen; sie wurde daher zurückgenommen, und für die J. 1816 und 1817 eine neue Preisfrage aufgegeben: *Déterminer 1) la marche du thermomètre à mercure, au moins depuis zéro jusqu'à 200° centigrades; 2) la loi du refroidissement dans le vide; 3) les lois du refroidissement dans l'air, le gaz hydrogène et le gaz acide carbonique, à différens degrés de température, et pour différens états de raréfactions.* Der Preis besteht in einer goldenen Medaille von 3000 Fr. Der Concurstermin ist auf den 1 Oct. 1816 festgesetzt.

Aufserdem hat die Classe noch eine andere physische Preisfrage aufgestellt: *Déterminer les changemens chimiques qui s'opèrent dans les fruits pendant leur maturation et au-delà de ce terme. On devra, pour la solution de cette question, examiner avec soin l'influence de l'atmosphère qui environne les fruits, et les altérations qu'elle en recoit. On pourra borner ses observations à quelques fruits d'espèces différentes, pourvu qu'on puisse en tirer des conséquences assez générales.* Der Preis besteht ebenfalls in einer goldenen Medaille von 3000 Fr., und der Concurstermin dauert bis zum 1 Oct. 1816.

Da im vorigen Jahre auf die Preisaufgabe: *La distribution de l'électricité à la surface des corps conducteurs*, keine befriedigende Antwort eingegangen war: so wurde dieselbe zurückgenommen, und den Preisbewerbern ein weiterer Spielraum gelassen. Es soll nämlich der Preis einer goldenen Medaille von 3000 Fr. dem besten gedruckten oder handschriftlichen Werke oder Memoire *sur l'application de l'analyse mathématique à une question de physique*, welches vor dem 1 Oct. 1815 zur Kenntniss der Classe gelangt, vor dem 1 Oct. 1813 aber noch nicht bekannt war, oder den besten in dem Zeitraume vom 1 Oct. 1813 bis 1 Oct. 1815 gemachten Experimenten in der allgemeinen Physik zuerkannt werden. Diese Aufgabe bleibt für die öffentliche Versammlung im Jan. 1816 ausgesetzt.

V. Vermischte Nachrichten.

Der von dem siebenbürgischen Landtag ernannte ungarische National-Theaterausschuss hat das vaterländische Publicum aufgefodert, die zur inneren Einrichtung des auf Kosten des Landes prächtig erbauten ungarischen Nationaltheaters noch erfoderliche Summe von ungefähr 10,000 Gulden durch patriotische Gaben herbeyzuschaffen.

In Siebenbürgen, in Grosswardein und in Pest sollen landwirthschaftliche Institute errichtet werden. So lässt sich ein schöner Wetteifer mit dem Georgikon zu Keszthely erwarten. Über das letztere hat Hr. D. *Georg Karl Rumi*, Prof. der Ökonomie, eine deutsche Schrift herausgegeben, unter dem Titel: *Von der jetzigen Beschaffenheit des Georgikons zu Keszthely, und den Mitteln, dasselbe dem Zwecke ökonomischer Institute überhaupt näher zu bringen* (Ödenburg, b. den Siessischen Erben, 1814. 24 S. 4).

Unter den in Ungarn im J. 1814 erschienenen Zeitpredigten zeichnet sich die vom Superintendenten und evang. Prediger A. C. *Johann Kis* zu Ödenburg zur Feyer der Einnahme von Paris in deutscher Sprache aus.

Bey Anwesenheit der Kaiser *Franz* und *Alexander* und des Königs von Preussen *Friedrich Wilhelm III* zu Ofen und Pest im October 1814 erschienen mehrere lateinische, ungarische und deutsche Gedichte. Der Prof. der ungarischen Sprache und Literatur an der pester Universität, Hr. *Czinke*, richtete an den Kaiser von Russland ein ungarisches Gedicht mit beygefügter lateinischer Übersetzung. *Stephan v. Kulcsár* foderte bey dieser Gelegenheit in einer eigenen Schrift die Magyaren auf, ein Schauspielhaus für das ungarische National-Theater zu errichten. *Fiat!*

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigung neuer Bücher.

In der *Maurerschen* Buchhandlung in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutsche Volkstracht
oder
Geschichte der Kleider-Reformation in der Residenzstadt Flottleben.
Ein satyrisches Gemälde
von
Th. H. Friedrich.

Mit dem Motto:

Erst wenn sie in Paris *à l'allemand* sich tragen:
Wird man in Deutschland auch sich deutsch zu kleiden wagen.

Mit Kupfern 1 Rthlr., ohne Kupfer 8 Gr. Wenige Exempl. mit illum. Kupfern zu 1 Rthlr. 12 gr.

Bey mir ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Die ernste Zeit. Predigten in den Jahren 1813 *und* 1814 von D. *G. L. Hanstein*, Propst und Ober-Consistorialrath in Berlin. gr. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Wer sich überzeugen will, wie die Lehrer der Religion in jener grossen Zeit, als Preussens Heldenvolk einmüthig zu den Waffen griff, kräftigst das Wort sprachen, dass im Sinn der Religion, *mit Gott für König und Vaterland*, gefochten werde: der lese diese in jenen ewig denkwürdigen Tagen und grösstentheils bey ausserordentlichen Veranlassungen gehaltenen Reden. Jetzt, in *gleich* ernster Zeit, werden sie eine willkommene Erscheinung seyn, werden sie trösten, die des Trostes bedürfen, erbauend aufrichten Alle, die da bangen, und denen Ermuthigung Noth ist.

Magdeburg, den 12 April 1815.

W. Heinrichshofen.

Bey *J. D. G. Brose* in Göttingen ist erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt:

Ansichten über unseren gesellschaftlichen Zustand in seinem ganzen Umfange. Nebst Vorschlägen zur inneren Vervollkommnung. Von *Karl Gotthelf Brose.* 360 S. 8. broschirt. Ladenpreis 1 Rthlr.

In dieser Abhandlung liefert der Verf. (Drd. des Rechts und Advocat in Göttingen) 1) einige allgemeine Ansichten der Philosophie und Menschenkunde, über Kirche und Staat, Recht und Sittengesetz u. s. w.; 2) eine Prüfung des häuslichen, bürgerlichen und kirchlichen Zustandes, der Sitten und der Gesetze des heutigen Europa und seines Einflusses auf den Zustand der Einzelnen; 3) ausser einigen allgemeinen Winken für Gesetzgebung, einen Entwurf zu neuem grossem Vereine für Menschenwohl und Menschenveredlung und zur Vervollkommnung des Geistes und Lebens der Gesellschaft, ein bisher wenig betretener Weg der Staatswissenschaft oder Gesellschaftslehre überhaupt.

Ein Buch für Staatsmänner und Wissenschaftlehrer und jeden anderen Gebildeten im Volke.

II. Auctionen.

Am 22 May und folgende Tage soll in Göttingen eine Sammlung gebundener Bücher aus allen Wissenschaften, an 2000 Bände stark, worunter besonders viele theologischen, philologischen und historischen Inhalts sich befinden, und zu der zurückgelassenen Bibliothek des sel. Hn. Cons. Rath *Wolfraths* in Rinteln annoch gehören, öffentlich versteigert werden.

Die Verzeichnisse davon werden unentgeltlich ausgegeben: In Jena, in der wohllöblichen Expedition der A. L. Z., in Hannover bey dem Antiquar *Gsellius*, in Braunschweig bey dem Antiquar Hn. *Feuerstacke*, in Leipzig bey Hn. Proclamator *Weigel*, in Frankfurt a. M. bey dem Buchhändler Hn. *Boselli*, und in Göttingen bey *J. D. G. Brose*, Buchhändler und Bücher-Auctionator.

Am 12 Jun. d. J. und an den folgenden Tagen wird zu *Göttingen* eine Büchersammlung aus dem Nachlasse des weil. Hn. Amtmanns *G. Fr. Wedemeyer* zu Eldagsen öffentlich an die Meistbietenden verkauft werden. Sie ist ausgezeichnet reich an seltenen und kostbaren Werken aus allen Theilen der Naturgeschichte, vorzüglich der Botanik; enthält aber ausserdem auch viel Schätzbares von metallurgischen Schriften, Reisebeschreibungen, griechischen und römischen Classikern. Von kostbaren zoologischen Werken verdienen u. a. die von *Schreber*, *Esper*, *Rösel*, *Merian*, *de Geer*, und von seltenen botanischen Schriften die von *Clusius*, *Gerard*, *Besler*, *Grew*, *Ehret*, *Vaillant*, *Dillenius*, *Plumier*, *Plukenet*, *Barrelier*, *Commelin*, so wie unter den neueren die *Flora russica* von *Pallas* angeführt zu werden. Das Bücherverzeichniss wird unentgeltlich ausgegeben: in *Jena* in der löbl. Expedition dieser A. L. Z.; in *Göttingen* von Hn. Buchhändler und Bücher-Auctionator *Brose*; in *Hannover* von Hn. Antiquar *Gsellius*; in *Braunschweig* von Hn. Antiquar *Feuerstacke*; in *Hamburg* von den Hnn. Buchhändlern *Perthes* und *Besser*; in Bremen von Hn. Buchhändler *Heyse*; in *Berlin* von Hn. Buchhändler *Maurer*; in *Leipzig* von Hn. Proclamator *Weigel*; in *Frankfurt a. M.* von Hn. Buchhändler *Boselli*; in *Nürnberg* von den Hnn. Buchh. *Monath* u. *Kussler*; in *Tübingen* von Hn. Buchhändler *Osiander*. Commissionen wird der Hr. Buchhändler und Bücher-Auctionator *Brose* in Göttingen durch einen ordentlichen und gewissenhaften Mann besorgen lassen. Ausserdem erbieten sich daselbst Aufträge zu übernehmen: Hr. D. und Advocat *Brose*, Hr. *Pordtmann*, Aufwärter bey der k. Soc. der Wissenschaften, und der Unterzeichnete. Briefe und Gelder werden postfrey erwartet.

Göttingen im April 1815.

J. Fr. L. Hausmann, Professor.

III. Druckfehler-Anzeige.

Bey meiner durch den Kriegszustand herbeygeführten Abwesenheit von Jena während des Drucks meiner *Grundzüge der Anatomie der Pflanzen, Jena, in der cröckerschen Buchhandlung* 1815, haben sich eine grosse Anzahl Druckfehler eingeschlichen, von denen ich folgende bedeutendere hierdurch verbessere:

Auf dem Schmutztitel statt *Phytognosie* lies *Phytonomie.*

S. VIII. statt *Formenkräfte* lies *Formen.*

S. XII. statt *Werth von Bedeutung* lies *Werth und Bedeutung.*

S. 106. statt *stigmata apartita* lies *stigmata bipartita.*

S. 115. statt *Hippius* lies *Hippuris.*

S. 119. statt *der angegebener Oeffnung* lies *der angegebenen Oeffnung.*

S. 143. 147. statt *Ephedon* lies *Ephedra.*

S. 186. statt *weibliches negativ bildende*, lies *weibliche, negative, bildend*,

Ebendaselbst statt *formiren* lies *secerniren.*

S. 197. statt *winkelförmig* lies *wirtelförmig.*

Ferner sind aus Unachtsamkeit des Verlegers bey den zur Ostermesse versendeten Exemplaren die zu illuminirenden Zeichnungen unilluminirt geblieben, wesshalb ich mich entschuldige.

Jena, am 25 April 1815.

Dr. *D. G. Kieser.*

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

MAY 1815.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Nekrolog.

Am 14 März ftarb zu Leipzig der würdige Veteran unter den Theologen, D. *Johann Georg Rofenmüller*, erfter Profeffor der Theologie, des Hochftifts Meiffen Senior und Prälat, ordentlicher Beyfitzer des Confiftoriums, Paftor an der Thomaskirche und Superintendent der leipziger Diöces, im 79 Jahre feines ruhmvollen Alters. Seine frühere Bildungsgefchichte hat er felbft für *Beyers* Prediger Magazin und fonft mehrmals aufgezeichnet.

Er war den 18 Dec. 1736 zu Ummerftadt, einem Städtchen im Hildburghäufifchen, geboren. Seine Jugendbildung verdankte er den gelehrten Inftituten von Nürnberg, der Lorenzfchule und der Univerfität Altdorf, bis 1760. Zu höherem Berufe fürs Leben bildete er fich in verfchiedenen Hauslehrerftellen, wurde dann Prediger an der neuftädter Kirche zu Hildburghaufen, dann Pfarrer zu Hefsberg. Im J. 1773 wurde er zur theologifchen Profeffur nach Erlangen berufen, womit das Paftorat in der Altftadt verbunden war. In beiden Ämtern wirkte er zehn Jahre lang mit fegensreichem Erfolge und fteigendem Beyfall. Diefs erwarb ihm einen Ruf nach Giefsen, wo er 1783 — 1785 die oberfte Würde als Theolog und Profeffor bekleidete, und von da kam er nach Leipzig.

Welche Verdienfte er fich hier durch raftlofe Thätigkeit in feinen wichtigen Amtsverhältniffen, befonders aber durch Verbefferung der Liturgie, fo weit ihm diefs geftattet wurde, und durch eine ganz neue Umgeftaltung des Schulunterrichts in den Bürgerfchulen der Stadt erworben, ift von den Edelften Leipzigs, ja von ganz Deutfchland, laut anerkannt. Als Prediger und Univerfitätslehrer, wo Kirchengefchichte, Homiletik und Paftoraltheologie feine Hauptfächer waren, ftreuete er fo viel Saamen himmlifcher Weisheit aus, und beftätigte, was er rein und apoftolifch lehrte, durch unbefcholtene, ächt-chriftliche Lebens- und Handlungs-Weife und muthiges Bekenntnifs der Wahrheit fo nachdrücklich, dafs er vielen Taufenden ein erweckendes Beyfpiel, ein Heiligthum des Troftes, ein nie täufchendes Orakel war. Die im J. 1792 geftiftete Rathsfreyfchule verdankt ihm und feinem unvergefslichen Freunde, dem Bürgermeifter und Geh. Kriegsrathe *Müller* vornehmlich ihr Dafeyn. *Rofenmüller* betrachtete fie ftets als feine geiftige Lieblingstochter; in ihren Prüfungen und Katechifationen fand er nach den Mühen des Tages neue Stärkung, in den Berathungen mit den Directoren *Plato* und *Dolz* und anderen in der Pädagogik hochgeachteten Jugendlehrern die geiftreichfte Erheiterung. Seine Mitwirkung und Unterftützung erwarb diefer Anftalt, aus der für Katechetik und Methodik fo viel gewonnen wurde, Gedeihen und Zutrauen. Eben fo thätig wirkte der Verewigte für Reinigung und Verbefferung der Liturgie in feinen nächften Umgebungen, ohne Menfchenfurcht feiner ächt-religiöfen Überzeugung gehorchend, da, wo Verbefferungen in den Kirchengefängen, in den Volkskatechismen, in dem Beicht- und Tauf-Ceremoniell von der Zeit dringend gefodert wurden. Und wer erinnert fich nicht gern des fchönen Bundes, der *Rofenmüller* mit dem genannten Bürgermeifter *Müller* vereinte, und feiner Freundfchaft mit *Morus*, *Reiz*, *Weiſse*, *Zollikofer* und befonders feinem Landsmanne, dem vortrefflichen *Eck*, der mit ihm, in der Liebe zur Wahrheit und Sitten-Einfalt, fo wie in der Beförderung des Guten, ganz übereinftimmte! Und das gemeinfchaftliche Zufammenwirken diefer Edeln, wie heilbringend war es für Leipzig!

Über feine fchriftftellerifche Thätigkeit als Volkslehrer und Exeget ift nur Eine Stimme. Gab es auch gelehrtere, der alten Bibelfprache im ganzen Umfange noch kundigere Theologen, und war es ihm auch zuweilen weniger um den claffifchen Ausdruck in todter Sprache, als um die Sache felbft, wie fie den Lebenden frommt, zu thun: fo mangelte ihm doch keineswegs das zur Exegefe und Kirchengefchichte unerläfsliche Quellenftudium, woraus er für das, was gerade jetzt Noth that, den Kern kennerhaft auszufcheiden verftand, noch überhaupt Gründlichkeit im Wiffen. Seine aus einzelnen Programmen hervorgegangene

Historia et Fata interpretationis librorum sacrorum ist das Werk reifer, eigener Prüfung, und wird für die Geschichte der Hermeneutik stets eine Hauptquelle bleiben. Sein Hauptziel in Allem, was er in Druck gab, war, das Nützlichste und Zweckdienlichste mit Einsicht in die jedesmaligen Bedürfnisse, Wünsche, Arten und Unarten der Zeitgenossen hervorzuheben. Aus diesem Gesichtspuncte müssen auch seine bis zur fünften Ausgabe stets ergänzten und vervollkommneten *Scholien über das N. T.* angesehen werden, die tausend Studirenden den Mangel anderer Lehrmittel ersetzt, und geläuterte Ansichten nach allen Seiten hin verbreitet haben. Keine Erscheinung der Zeit in der Politik, wie in der Wissenschaft, blieb ihm fremd. Die Phänomene des Magnetismus, die älteste Geschichte der Erde und ihre Gestaltung, nichts lag ausser seinem Forschungskreise, und passende Anwendungen davon finden sich in seinen früheren apologetischen Schriften für das Christenthum, und in seinen spätesten Leitfäden zur Katechese und zum Volksunterricht. Denn dem *Volksunterricht* war seine Schriftstellerey am liebsten gewidmet. Seine durch zahlreiche Ausgaben gegangenen Lehrbücher für die christliche Jugend, Religionsgeschichte, Sittenlehre, Andachtslehre, Abend- und Morgen-Gebete u. s. w. haben auf ein halbes Jahrhundert hin das protestantische und zum Theil selbst das katholische Deutschland gebildet und erbauet. Vor allen haben seine *Predigtsammlungen* durch die ihm eigene, zwar ganz nüchterne, doch aber dem Herzen entquellende rege Verständlichkeit und Popularität eben sowohl, als durch den ächt evangelischen Geist, der sie alle durchdringt, grossen und bleibenden Nutzen gestiftet. Merkwürdig, und ein Wort an junge Theologen zur rechten Zeit gesprochen, ist seine neueste Schrift: *Beytrag zur Homiletik* (Leipzig, b. Barth 1814), worin er sich so warm und warnend gegen die Verirrungen unserer Zeit, die zum gröbsten Mysticismus verleitende poetisch-naturphilosophische Predigerweise, und das auch von protestantischen Geistlichen, obgleich nur im allegorischen Sinne, in Schutz genommene Priesterthum erklärt, und uns auf Chrysostomus Homilieen zurückführt. — Einige Wochen vor seinem Tode hatte er noch die Freude, seine Thomaskirche, die zum zweyten Mal 17 Monate lang den Folgen schrecklicher Kriegsdrangsale preis gegeben worden war, aufs Neue durch eine Predigt einzuweihen, die, auch gedruckt, sein letztes Vermächtniss genannt werden mag. Laut warnet der Greis gegen die Vorschläge, die protestantische Gottesverehrung durch neue sinnliche Gebräuche, ja wohl gar neue Sacramente der poetischen Tendenz unseres Zeitalters zuzuführen. Noch wenige Tage vor seinem Tode (am 10 März) hatte er die Busstagspredigt mit Lebhaftigkeit gehalten.

Sein Leichenbegängniss war ein herzerhebendes Trauerfest für die ganze Stadt. Die Zöglinge sämmtlicher Schulen und Erziehungsinstitute, die Obermeister der Innungen, viele Bürger, Studenten und 24 Wagen, welche seine trauernden Söhne (deren zwey, der Anatom und der Orientalist *Rosenmüller*, Zierden der Universität Leipzig sind) und Collegen einnahmen, begleiteten in langen Zügen die sterbliche Hülle des Verehrten. Sein Andenken wurde auf mancherley Weise gefeyert, vorzüglich am 19 März in der Rathsfreyschule. Vgl. *Fromme Blicke auf das Grab des unvergesslichen Mitstifters und Vaters der Rathsfreyschule zu Leipzig, des Hochwürdigen Herrn D. Joh. Georg Rosenmüllers, bey der in dieser Anstalt am 19 März 1815 ihm geweihten Gedächtnissfeyer* (Leipzig, b. Bruder 1815. 34 S. 8). Der Buchhändler Seeger hat ein geistliches Lied verlegt, welches sich unter *Rosenmüllers* Papieren vorfand, worin er, wahrscheinlich wenige Tage vor seinem Ableben, dankbar die ausgezeichnete Gnade Gottes bey seinen hohen Jahren ausgedrückt hat. Bey Göschen wird eine deutsche Übersetzung von Kernsprüchen des Seneca erscheinen, die der Greis wenige Wochen vor seinem Tode vollendete.

II. Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Die *philomathische Gesellschaft* zu *Berlin* hielt am 5 Januar eine Quartalsitzung, welche der zeitige Director derselben, Hr. Staatsrath *Rosenstiel*, durch eine zweckmässige Anrede an die Anwesenden eröffnete. Der Secretär, Hr. *Bendavid*, gab eine Übersicht der Arbeiten der Gesellschaft in dem abgelaufenen Vierteljahre. Hr. Prof. *Weiss* las eine Abh. vor, über des Hn. Prof. Berzelius in Stockholm Anwendung der elektrisch-chemischen Theorie und der chemischen Proportionslehre zur Begründung eines Systems der Mineralogie. Hierauf Hr. Prof. *Fischer* eine andere über die Nothwendigkeit einer empirischen Grundlage aller speculativen Philosophie und den Begriff derselben.

Die *Società Italiana di Scienze, Lettere ed Arti* zu *Livorno* hat den Hn. Chorherrn *Heinrich Hirzel* zu Zürich zum correspondirenden Mitgliede der dritten Classe erwählt. Präsident dieser Akademie ist der Senator Graf *Peter Moscati* zu Mailand; Vicepräsident der Baron *Herrmann v. Schubart* zu Livorno, kön. dänischer Kammerherr; Generalsecretät der Doctor *Palloni* zu Livorno. Sie theilt sich in 4 Classen: die erste umfasst die Moralphilosophie, die vaterländische Geschichte und Gesetzgebung, die Statistik und Politik; die zweyte die mathematischen und physikalischen Wissenschaften, auch die medicinischen; die dritte die philologischen und sogenannten schönen Wissenschaften; die vierte die schönen Künste. Im

J. 1810 gab sie in 2 Bänden Acten ihrer Thätigkeit heraus unter dem Titel: *Atti dell' Academia Italiana di Science, Lettere ed Arti. Tomo I. Parte I ed II.* (Livorno b. Tomaso Masi u. Comp.).

III. Vermischte Nachrichten.

So wie bereits im J. 1804 zu London eine brittische und ausländische Bibelgesellschaft errichtet worden ist, und seitdem sich in mehreren Ländern christliche Vereine zur Verbreitung der heiligen Schriften gebildet haben: so ist am 10 August v. J. zu Dresden, bey der Anwesenheit des schottischen Predigers, Hn. *Robert Pinkerton*, der auf einer Reise in das russische Reich begriffen und von der brittischen Bibelgesellschaft zur Veranlassung ähnlicher Stiftungen beauftragt war, eine *Bibelgesellschaft für das Königreich Sachsen* gestiftet worden. In einer Versammlung von ungefähr 50 Personen gab Hr. *Pinkerton* von den bisherigen Bemühungen der brittischen Gesellschaft und deren Erfolgen, so wie von ähnlichen in verschiedenen Ländern errichteten Gesellschaften aufmunternden Bericht, und bot im Namen der brittischen Gesellschaft als Grundlage zur Errichtung einer Bibelgesellschaft für das Königreich Sachsen 500 Pf. Sterling an, welches Anerbieten angenommen, die Gesellschaft gegründet, und der Vortrag des Hn. *Pinkerton* durch Hn. Kirchenrath *D. Tittmann* beantwortet wurde. Sodann wurde zum Präsidenten dieser Gesellschaft Hr. Conferenzminister Graf *von Hohenthal* auf Königsbrück, 7 Vice-Präsidenten, 15 Directoren und 3 Secretäre gewählt, von welchen der erste, Hr. Hofr. *Böttiger*, am Schluss der Versammlung noch einen Vortrag in englischer Sprache hielt. Eine gedruckte Nachricht giebt über die Einrichtung dieser Gesellschaft nähere Belehrung.

Auch zu *Erfurt* besteht seit dem 2 Dec. v. J. eine *Bibelgesellschaft*. Die erste Veranlassung dazu gab der im vergangenen Sommer sich dort aufhaltende Hr. D. *Schwabe*, ein geborener Erfurter, aber schon seit 10 Jahren Prediger an der deutsch-lutherischen Gemeinde zu St. Georg, der, als Mitglied der grossen londoner Bibelgesellschaft, bey seiner Abreise von Erfurt eine Summe von 100 Pf. Sterling zur Gründung einer ähnlichen Gesellschaft in einer Anweisung zurückliess. Es traten bald mehrere Mitglieder zusammen, mit deren guter Absicht sich das Landesdirectorium vereinigte. Der Katechet am dasigen Schullehrer-Seminarium, Hr. Candidat *Möller*, lud zu der ersten Hauptversammlung durch eine kleine Schrift ein: *Von der Vortrefflichkeit der Bibel als Volksschrift, und von dem Nutzen, welchen man von ihrer Verbreitung erwarten darf* (Erfurt, b. Keyser 2 Bog. 8)

IV. Neue Entdeckungen.

Hr. Prof. *John* in Berlin hat die Entdeckung gemacht, dass das Horn des Rindviehes eine aetherische den wesentlichen Ölen verwandte Substanz enthalte, welche den eigenthümlichen Horngeruch verursacht.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigung neuer Bücher.

So eben ist in der akademischen Buchhandlung in Kiel erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben, die vorlängst angekündigte Sammlung englischer Gedichte, unter dem Titel:

Modern English Poems
Volume the first
containing: Gertrude of Wyoming and the pleasure of Hope by Campbell, the Corsair by Lord Byron, the best Ballads by W. Scott etc. etc.
collected
by *C. R. W. Wiedemann*, Prof.
gr. 8 2 Thlr. 12 gr.

welche den Liebhabern der englischen Literatur einen schönen Genuss gewährt, indem sie Meisterwerke, grösstentheils jetzt lebender, mit Recht beliebter brittischer Dichter enthält. Niemand wird ohne innige Rührung Gertrude von Wyoming, ohne dankbar [illegible] Erbauung dessen Freuden der Hoffnung und ohne das regeste Interesse Lord Byrons Corsaren lesen. Die ausser diesen grösseren Gedichten noch in der Sammlung enthaltenen kleineren von eben denselben Meistern, so wie die Balladen von Walter Scott, füllen auch ehrenvoll ihren Platz. Der Sammler hat mit Sorgfalt das Schönste ausgewählt, und das Buch hie und da mit zweckmässigen Noten vermehrt, der Verleger die typographische Ausstattung auf eine Weise besorgt, die gewiss um so mehr gefällt, als es nur möglich ist, in einer so hübschen Sammlung das Vorzüglichste um einen Preis zu erhalten, der ungefähr ein Viertel so viel als der der Originalausgaben beträgt.

Neuigkeiten der Ostermesse 1815 von *G. J. Göschen.*

Apel, A. und Fr. *Laun*, Wunderbuch. Zugleich als Fortsetzung des Gespensterbuchs, m. 1 Kupf. 8. 1 Rthl. 12 gl.

Apostolisches Sendschreiben an die Christenge-

meinen in Deutſchland, ſo ſich evangeliſch nennen, gr. 8.

Dieſe Schrift betrifft die Abänderung des religiöſen Cultus.

Erzählungen für unverdorbene Familien, 1s — 7s Bändchen, 8. 6 Rthl.

Günther, Fr., über den hiſtoriſch-geographiſchen Unterricht auf höheren Schulen. Ein Sendſchreiben an Herrn Superintend. Krummacher. 4. 8 gl.

Kind, Fr., die Harfe, 2tes Bändchen, 8. broch. 1 Rthl. 10 gl.

Krummacher, F. A., Johannes. Drama in 5 Abtheilungen, mit 1 Kupf. gr. 8. Drckpr. 1 Rthl. 12 gl. Schrbpr. 1 Rthl. 20 gl. Das Titelkupfer beſonders 12 gl.

Prömmel, D. G., der heitere und unterrichtete Hausfreund für edle Familien und ihre Jugend, 8. broch. 20 gl.

Wintermonate, für Freunde leichter Unterhaltung und froher Laune, 1r, 2r Band. 8. 2 Rthl. 12 gl.

In Commiſſion:

Reiſſig, Blümchen der Einſamkeit. London. 8. Velinp. m. 1 Kpf. geb. 1 Rthl. 4 gl. roh. 1 Rthl.

In einigen Wochen erſcheinen:

Albers, Dr. J. A., de tracheitide infantum vulgo Croup vocata commentatio, cui praemium ab Imp. Napol. praepoſitum ex dimidia parte delatum est. 4to.

Lieder aus der Fremde, geſungen von ſächſ. Streitern im Feldzug 1814. 8.

Roſenmüller, D. J. G., Lehren der Weisheit für gebildete Familien, aus dem Seneca frey überſetzt und mit kurzen Anmerkungen begleitet. gr. 8.

II. Bücher zum Verkauf.

Bey Hn. M. *Grau*, Auctionscaſſirer in Leipzig, liegen folgende Werke, in heruntergeſetzten Preiſen, gegen baare Bezahlung, netto und ohne den geringſten ferneren Rabat, an wen es auch ſeyn möchte, zum Verkauf bereit: 1) Histoire naturelle des *Promerops* et des Guépiers par *Le Vaillant*. Paris. Didot. 1807. sqq. grand in folio, papier vélin, avec figures coloriées. In 4 Heften. 30 Thlr. (Subſcriptionspreis in Paris 192 Francs.) Das prächtigſte Werk in dieſem Fache. 2) *Valeſii* rerum Francicarum Tomi tres. Paris. 1646 — 1658. 3 Frzbde. fol. 7 Thlr. 3) *Lucanus*, ex opt. exempl. emend. Paris. typis P. *Didot*. 1795. fol. Velinpapier. Roh, in Portefeuille. 10 Thlr. 4) *Virgilius*. Paris. 1791. fol. Prachtausgabe des älteren *Didot*. Velinppier. Pappbd. unbeſchnitten. 17 Thlr. 5) Voyage en Sibérie par *Chappe d'Auteroche*. Paris. 1768. 3 Frzbde in 4to maj. mit ſchönen Kpfrn. Die Charten machen einen beſonderen Band in fol. atlantico aus. 25 Thlr. 6) Oeuvres de *J. J. Rousseau*. Tom. 31 — 34. Kehl, de l'Impr. de la Société litt. typogr. 1789. roh. 2 Thlr. 7) L'Art du Fabricant *d'Etoffes de Soie* par Paulet. Ganz complet in 8 broſchirten Bänden. fol. mit 202 Kupfertafeln. 6 Thlr. (Ladenpreis in Paris 145 Livres.) 8) L'Art des *Forges* et Fourneaux à Fer par Courtivron et Bouchu, ganz complet mit den Abtheilungen von Reaumur und Schwedenborg. fol. mit 35 Kpft. (Ladenpreis in Paris 43 Livres.) HLdrbd. 2 Thlr.

III. Auctionen.

Eingetretener Hinderniſſe wegen ſoll die auf den 22 May d. J. feſtgeſetzt geweſene öffentliche Verſteigerung der Bibliothek des verſtorbenen Kirchenrath *Schmid* zu Jena nunmehr beſtimmt den 12 Jun. ihren Anfang nehmen.

Den 3 Julius d. J. ſoll die anfängl. auf den 10 May anberaumt geweſene, aber nicht Statt gehabte öffentliche Verſteigerung von Büchern, Landcharten und Kupferſtichen, welche als Doubletten der groſsherzogl. ſ. weimariſchen Bibliothek, nebſt einem Anhang von vorzüglichen hiſtoriſchen und juriſtiſchen Werken verkauft werden ſollen, ihren Anfang nehmen. Es befinden ſich darunter folgende ſeltene, koſtbare und ſehr gut conſervirte Werke: *Athan. Kircheri Obeliscus Pamphilius; Ughelli Albero et Iſtoria della Famiglia de Conti Marsciano; les Campagnes et Combats du R. Duguay-Trouin; Comte Alexis Grigoriewitz Orlow Relat. de la deſtruct. de la Flotte Ottomane; Baleſtreri Rimm Milanes; Sanelli il Microcosmo della Pittura; Planes et Journaux de Sieges de la Guerre de Flandres; Grandidier Vues pittoresques de l'Alsace; Gongallez Tellez* und *Fagn. Posperi* Commentare über das kanoniſche Recht; *Simon v. Leuwen Corpus jur. civil. c. not. Gothofredi; Vaticanae lucubrat. auct. Franc. J. T. S. Mariae etc.* 1615; *Ottonis theſaur. jur.* Prachtausgabe. 5 Bde.; *Köhlers* Münzbeluſtigungen 24 Bde.; *Daniels* Geſchichte von Frankreich 16 Bde.; *Muratori* Geſch. von Italien; *Sigonii Hiſt. de regno Italiae; Lichtenau Chronic. Aſſyr. et rerum Germanic.* Deſsgleichen eine ſchätzbare Anzahl von Autographen, mehrere Kupferwerke u. ſ. w. Aufträge nehmen an in frankirten Briefen: Hr. Hofcommiſſär *Fiedler* und Hr. Bibliothekſchreiber *Färber* in Jena. Kataloge ſind unter andern in der Expedition des Anzeigers der Deutſchen in Gotha, in der Hoffmanniſchen Buchhandlung in Weimar, ſo wie beym Hn. Hofcommiſſär *Fiedler* in Jena zu haben.

Jena, den 15 May 1815.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR ZEITUNG.

MAY 1815.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Universitäten und andere öffentliche Lehranstalten.

Halle.

Nachdem im Herbst 1813 durch ein Rescript des kön. Militärgouvernements für die preussischen Staaten auf dem linken Elbufer, unterzeichnet von dem Hn. Civilgouverneur Geh. Staatsrath *v. Klewitz*, die Professoren der Friedrichs-Universität, welche durch das westphälische Aufhebungsdecret provisorisch auf die Hälfte der Besoldung gesetzt waren, wieder in den Genuss ihres vollen Gehaltes eingesetzt, und die Universität wieder in ihre vorige Wirksamkeit getreten war: ertheilte die theologische Facultät unter dem 30 Nov. 1813 dem Hn. Prof. *Wilhelm Gesenius*, zum Beweise ihrer Hochachtung gegen dessen gründliche, durch Lehrvorträge sowohl als Schriften vielfach bewährte theologische Gelehrsamkeit und zugleich *in memoriam restitutae nuper, clementissimi Regis beneficio literariae universitatis Fridericianae*, die theologische Doctorwürde.

Noch vor der Aufhebung der Universität, am 10 Jul. 1813, hatte die Juristenfacultät dem Hn. Notarius *Joh. Heinrich August Frühling* zu Braunschweig zum Doctor beider Rechte ernannt.

Die philosophische Facultät hat seit der Wiederherstellung der Universität folgenden Gelehrten, theils ihrer schon bekannten Verdienste wegen, theils nach eingesandten Probeschriften, die Doctorwürde ertheilt:

Am 15 April 1814 Hn. *Victor Gottlieb Friedrich Grunert*, erst am evangelisch-lutherischen Gymnasium, nachher an der Hauptschule Lehrer, nunmehr berufenem ordentlichem Lehrer am Gymnasium zu Marienwerder.

Am 16 May Hn. *Karl Friedrich August Brohm*, Prof. an der kön. medicinisch-chirurgischen Pflanzschule und Prof. am vereinigten berlinisch-cölnischen Gymnasium zu Berlin.

Am 22 May Hn. *Joh. Georg Christian Hauff* aus Coburg, Prediger zu Minden und Canonicus zu St. Martini.

Am 21 Jul. Hn. *Adolph Ludwig Jacob*, Sohn des ehemaligen Prof. der Philosophie zu Halle, jetzt kais. russ. Collegienraths zu St. Petersburg.

Am 28 Jul. Hn. *Friedrich Strass*, Director und Prof. des Gymnasiums zu Nordhausen.

Am 9 August Hn. *Eduard Eversmann* aus der Grafschaft Mark, jetzt auf einer gelehrten Reise durch das östliche Russland begriffen.

Am 27 Aug. Hn. *Heinrich August Ferdinand Völperling*, unlängst Rector der Schule zu Rhena im Mecklenburgischen, dermalen Director einer Erziehungsanstalt zu Schwerin.

Am 8 Oct. Hn. *Gottfried Christian Friedrich Lücke* aus Magdeburg, d. Z. Mitglied des Repetenten-Collegii zu Göttingen, der bey der theologischen Facultät zu Halle durch seine Schrift: über den Nutzen der apokryphischen Bücher des A. T. bey Erklärung des neuen, und bey der theologischen Facultät zu Göttingen durch seine Schrift: *ecclesia Christianorum apostolica*, den Preis erhielt.

Am 18 Oct. Hn. *Friedrich August Christian Seidel* aus Magdeburg, gewesenem Mitgliede des kön. philologischen Seminarii zu Halle, dessen Schrift über die Frage: ob sich Christus und die Apostel nach Meinungen bequemt haben, von der theologischen Facultät den Preis erhalten hat.

Am 22 Oct. Hn. *Karl Lachmann* aus Braunschweig.

Am 14 Nov. Hn. *Friedrich Leopold Dütschke* aus Weszkow im Herzogthum Warschau, vorher Mitglied des kön. philologischen Seminarii zu Halle, dermalen Prediger zu Heiersdorf bey Glogau.

Am 28 Nov. Hn. *Ernst Raupach* aus Straupitz in Schlesien, Privatlehrer zu St. Petersburg.

Am 2 März 1815 Hn. *Heinrich Christian Bielmann*, Collabor. an der Domschule zu Halberstadt.

Am 17 März Hn. *Ernst Bernhardt*, königl. Schul-Inspector zu Potsdam.

Wirtemberg.

Von den beiden wirtembergischen Landes-Universitäten sind uns zwey akademische Schrif-

ten zugekommen, die wir hier zusammenstellen. Die eine erschien auf der katholischen Friedrichs-Universität zu Ellwangen, unter der Aufschrift: *Über Interpolationen in dem Briefe Paulus an die Römer, und ihrer Veranlassung mehrerer Schwierigkeiten in diesem Briefe.* Geschrieben von Prof. D. *Gratz*, und in öffentlicher Disputation vertheidigt von *Joseph Faulhauer* von Mergentheim, *Georg Freudenreich* von Ehingen an der Donau, *Sebastian Gluns* von Rottweil, *Michael Knappich* von Hofskirch, *Karl Negele* von Rottweil, Candidaten der Theologie (Ellwangen, b. Ritter. VI u. 34 S. 4). Die Rede des Präses handelte *de critices sacrae pretio.* — Die protestantische Universität zu Tübingen hingegen verfasste statt der gewöhnlichen Disputationsschrift blofs einige (XXV) *Theses dogmaticas et exegeticas publice ventilandas ab examinis theologici Candidatis in Seminario regio. Tubingae m. Sept.* 1814. (4 S. 4.)

Dresden.

Zu den Abschiedsreden, welche am 7 April d. J. in der Kreuzschule gehalten wurden, schrieb der Rector derselben, Hr. *Christian Heinrich Paufler*, ein Programm: *De rebus quibusdam dubiis in Cornelio Nepote obviis. Quaestio historico-grammatica* (Dresden, b. Meinhold d. J. 8 S. 4).

Erfurt.

Bey Gelegenheit der am 10 — 12 April d. J. im evangelischen Gymnasium angestellten Prüfung schrieb der Director desselben, Hr. *Johann Friedrich Müller*, eine Einladungsschrift, unter dem Titel: *Deutschlands Morgenröthe, oder: Was haben wir Bonaparten zu verdanken?* (b. Müller 50 S. 8.)

An die Stelle des im vorigen Jahre verstorbenen Prof. *Gebhard* ist Hr. M. *Heinrich Benjamin Sömmering*, Pastor an der Gemeinde zu St. Michaelis und Prof. A. C. an der Universität, zum Inspector des Gymnasiums, und an die Stelle des ebenfalls im verflossenen Jahre verstorbenen Prof. *Bachmann*, Hr. *Johann Friedrich Möller*, Candidat des Predigtamts, zum Katecheten und Collaborator am Schullehrer-Seminarium ernannt worden.

Frankfurt a. M.

Zu den am 28 — 30 Sept. v. J. gehaltenen Prüfungen im Gymnasium lud der Director desselben, Hr. Prof. D. *Friedrich Christian Matthiä*, durch ein Programm ein, welches die *IX Fortsetzung der Nachrichten von dem frankfurtischen Gymnasium* enthält (20 S. 4). Unter der fürstprimatischen Regierung, wo so Vieles anders organisirt wurde, hatte auch das Gymnasium eine neue Organisation erhalten, mit der man in verschiedenen Rücksichten nicht zufrieden war. Was bey der veränderten Lage der Dinge, in dem gegenwärtigen Interimszustande, für eine neue Gymnasial-Einrichtung geschehen ist und bis zu einer neuen definitiven Organisation geschehen konnte, giebt der Vf. in diesem Programm an. Nach einem Senatsbeschlusse vom 25 Aug. v. J. an die Ober-Schul- und Studien-Direction soll nun das Gymnasium so eingerichtet werden, dafs der Übergang von demselben auf die Akademie unmittelbar und ohne eine Zwischenanstalt Statt finden kann; es soll, wie vor dessen Umgestaltung im J. 1812, nicht blofs als literarisches Institut, sondern zugleich auch als Realinstitut bestehen, und die Jugend keiner Religionspartey soll an dessen Besuchung gehindert werden. Zuletzt theilt der Vf. ein lateinisches Gedicht seines Vorgängers, des am 11 Dec. 1813 verewigten Rector *Purmann*, in Hexametern mit, worin derselbe schlicht und treuherzig auf eine anziehende Weise die vornehmsten Umstände seines Lebens erzählt.

Gera.

Zur Feyer des Namensfestes der souveränen Fürsten Reufs in der gemeinschaftlichen Landschule am 12 Jul. v. J. lud der Director des Gymnasiums, Hr. M. *Theodor Johann Abraham Schütze* durch ein Programm ein, welches (fortgesetzte) *Nachrichten von Inselbewohnern* enthält (Gera, b. Albrecht 2 Bog. fol.). In der Einladungsschrift zu der schüfslerschen Gedächtnifsrede am 4 Oct. v. J. setzt derselbe seine *Bemerkungen über die Provincialismen* fort (Gera, in der Hofbuchdruckerey 8 S. 4).

Meiningen.

Am 13 März wurde das Andenken an den um das herzogl. Lyceum hochverdienten *Ernst Hensling* durch eine von einem Selectaner gehaltene lateinische Rede gefeyert, zu welcher der Rector des Lyceums, Hr. D. *Johann Caspar Ihling*, durch ein Programm einlud, unter der Aufschrift: *Warum feyern wir das deutsche Siegesfest mit Feuern auf den Höhen?* (Meiningen, b. Hartmann 12 S. 4.) Eine im vergangenen Herbst an die Schüler des Lyceums gehaltene Rede, womit Hr. *I.* die Feyer des Siegsfestes am 18 Oct. einleitete. Sie ist mit Kraft und Wärme geschrieben, und wird ihren Zweck auch im gröfseren Publicum nicht verfehlen.

II. Neue Erfindungen.

Hr. *Castellan* hat am 24 Dec. v. J. der Classe der schönen Künste des Instituts zu Paris ein Memoire vorgelesen, worin er ein neues enkaustisches Verfahren oder eine neue Methode, mit Olivenöl auf einem feuerbeständigen Wachsgrunde zu malen, darlegt. Diese neue Entdeckung soll eine Art von Revolution in dem Material der Malerey zur Folge haben, und ist einer besonderen Commission aus der ersten, dritten und vierten Classe des Instituts zur Prüfung übergeben worden.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

Bey *K. F. Köhler* in Leipzig ist nachstehendes für Liebhaber der *Meteorologie* sehr schätzbares Buch um 4 fl. 30 Kr. rheinisch oder 2 Rthl. 12 gr. sächsisch zu haben:

Meteorologisches Jahrbuch von 1813 mit Rücksicht auf die hierher gehörigen meteorischen und astronomischen Beobachtungen nebst den Adspecten der Sonne, der Planeten und vorzüglich des Mondes von dem Canonicus *Augustin Stark*, Professor und Conrector an dem königl. baier. Gymnasium zu Augsburg.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

Neue Verlagsbücher
der
Andreäischen Buchhandlung
in
Frankfurt am Mayn.

Bedarf Deutschland einen Kaiser? und gebührt dem Hause Österreich die deutsche Krone? 8. 4 Gr.

Hänle, C. H., Materialien zu deutschen Stilübungen und feyerlichen Reden. 3r Thl. oder praktische zum Theil auf Musik gegründete Anleitung zur Declamation und zum mündlichen Vortrage, nebst mehreren analytisch-zergliederten Reden. 8. 18 Gr.

Roth, G. M., Grundriss der reinen allgemeinen Sprachlehre zum Gebrauch für Akademieen und obere Gymnasialclassen. 8. 9 Gr.

Wigand, D., meine Reise von Hamburg über Berlin, Leipzig u. s. w. nach Heidelberg; für Ärzte und Nichtärzte. gr. 8. 16 Gr.

Neue, durchaus umgearbeitete Auflage
von
Nemnich's Waaren - Lexicon
in zwölf Sprachen
wovon zuerst

1) die brittische Waaren - Encyklopädie, Preis 6 Rthlr.
und
2) die französische Waaren - Encyklopädie. Preis 4 Rthlr.

beide in Quarto und auf Schreibpapier, Ostern 1815, gedruckt erschienen sind.

Hamburg, in der Nemnichschen Buchhandlung.
Leipzig, bey P. G. Kummer.

Das Waaren-Lexikon in zwölf Sprachen ist, ungeachtet einer sehr starken Auflage, so schnell aus dem Buchhandel verschwunden, dass Exemplare davon seitdem mit doppelten und dreyfachen Preisen bezahlt worden sind, und dass der Verfasser, bey einem blossen Nachdruck, noch Tausende nach einander hätte absetzen können.

Der Verfasser hat jedoch bey einer neuen Auflage einen ganz andern Zweck, als den blossen Geldgewinn, vor Augen gehabt. Er betrachtete sein erstes, obgleich mit unverkennbarem Fleiss bearbeitetes Waaren - Lexikon, nur als einen sehr unvollständigen, und in mehreren Artikeln durch Missverständnisse fehlerhaft ausgefallenen Nomenclator.

Um aber einen hauptsächlichen Grad der Vollkommenheit in diesem so allgemein wichtigen Fach der Kenntnisse zu erreichen, hielt er es für unumgänglich nothwendig, diejenigen Länder Europens zu bereisen, wo die Einsammlung von Materialien zur Waarenkunde am vortheilhaftesten geschehen konnte.

Einer solchen Reise widmete er mehrere Jahre, und besuchte die Handlungs- und Fabrik-Plätze von Grossbritannien und Irland, von Holland, Frankreich und Italien, von mehreren Theilen Deutschlands, und von der Schweiz. Mit festen Vorkenntnissen sowohl in der Wissenschaft, als in den Sprachen, ward es ihm leicht, durch Fragen an Sachverständige, auf das gründlichste unterrichtet zu werden.

Alles dieses vorausgesezt, erscheint nunmehr sein Waaren - Lexikon in einer von dem vorigen ganz verschiedenen Gestalt. Statt einer trockenen Nomenclatur, findet man darin eine zweckmässige, und dabey kurz gefasste Beschreibung der Artikel, mit allen ihren Verschiedenheiten und Qualitäten, mit Bemerkung ihrer Herkunft, Bestimmung, Packung, des Einkaufs und Verkaufs u. s. w., und, mit Einem Wort gesagt, so eingerichtet, wie der Kaufmann ein Hülfsbuch dieser Art auf seinem Comptoir nur wünschen mag.

In Ansehung der Vollständigkeit enthält die neue Auflage wenigstens dreymal mehr Benennungen als die erste; und, was die Richtigkeit und Zuverlässigkeit betrifft, so müssen die Handlungs- und Fabrikplätze, wo die Nachforschungen geschehen sind, dafür Bürge seyn.

Von dieser durchaus neuen, und mit Recht originell zu nennenden Bearbeitung sind das *englische* und das *französische* Waaren - Lexikon, unter dem Titel von Encyklopädieen, gedruckt erschienen. Von denselben enthält ein jedes (so wie es auch der Fall mit den nachfolgenden Wörterbüchern seyn wird) nur dasjenige, was der Ein- und Ausfuhrhandel seines Landes, jedoch im weitesten Umfange, in sich begreift.

In einem kurzen Zeitraum werden die übrigen Waaren-Lexika, nämlich ein *italiänisches*, ein *spanisches*, ein *portugiesisches*, ein *holländisches*, ein *dänisches*, ein *schwedisches*, ein *russisches etc.*, nachfolgen.

Jedes macht ein von den übrigen abgesonder-

tes Lexikon in zwey Sprachen aus, z. B. englisch und deutsch, und deutsch und englisch; französisch und deutsch, und deutsch und französisch u. s. w. Zusammengenommen, bilden sie ein *Ganzes* der allgemeinen Waarenkunde.

In der *Gebauer'schen* Buchhandlung zu *Halle* ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Institutiones theologiae Christianae dogmaticae. Scholis suis scripsit, addita singulorum dogmatum historia et censura, *Jul. Aug. Lud. Wegscheider*, Phil. et Theol. D. huiusque P. P. O. in Acad. Fridericiana. Halae 1815. 1 Alphabet 2 Bog. 8. Pr. 1 Rthlr. 12 gr.

Dieses neue Lehrbuch der Dogmatik zeichnet sich dadurch aus, dass es neben dem genau dargestellten *supernaturalistischen* System des älteren Lehrbegriffs, welchem ausser der Geschichte und gründlichen Prüfung der einzelnen Dogmen auch eine ausgewählte Literatur beygefügt ist, ein mit vollkommner Consequenz durchgeführtes und zugleich biblisch begründetes *rationalistisches* System enthält, wie diess noch von keinem Dogmatiker in dieser Form aufgestellt ist, und bey dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft allein den Foderungen des denkenden Religionsfreundes entsprechen zu können scheint.

In der *Stillerschen* Buchhandlung zu Rostock und Schwerin sind nachstehend verzeichnete neue Verlags- und Commissions-Artikel für die beygesetzten Preise zu haben:

Neue Annalen der Mecklenburgischen Landwirthschafts-Gesellschaft. 1r Jahrg. 8. 2 Rthlr.

Codex syriaco-Hexaplaris Ambrosiano-Mediolanensis editus et latine versus a Matth. Norberg. Londini Gothorum. 1787. 4. 4 Rthlr.

Norberg, Matth., Stellae Nasaraeorum Aeones ex sacro Gentis Codice. Lundae. 1811. 4. 12 gr.

Becker, G. F. H., Ueber die beste Art des Pflanzens der Bäume im Verbande; ein Versuch zur Prüfung für Forstleute und Oekonomen. Mit 1 K. 8. broch. 6 gr.

— — E. D. H., einige Aufgaben aus der Zins-Rechnung mit Anwendung auf Holz-Taxation. Mit 4 Tabellen. 8. 12 gr.

Drey Abendstündchen oder die Speculationen auf die Eroberung von Paris. Ein Lustspiel. 8. 12 gr.

Krey, M. J. B. Andenken an die Rostockschen Gelehrten aus den 3 letzten Jahrhunderten. 5s Stück. 8. 6 gr.

Dessen Predigten in den Jahren 1813 und 1814 gehalten. 1ste Abtheilung — die Leidensgeschichte Jesu unsers Herrn. gr. 8. 9 gr.

Grundriss der Stadt Rostock, gezeichnet von Tischbein, gestochen von Leutemann. Fol. 1 Rthlr. 12 gr. *illumin.* 2 Rthlr.

In der *C. F. Kunz'schen* Buchhandlung in *Bamberg* ist neu erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Symposion. Von der Würde der weiblichen Natur und Bestimmung. Deutschen Frauen und Jungfrauen gewidmet. 8.
Schreibp. 20 gr. oder 1 fl. 30 Xr.
Velinpap. 1 Rthl. 4 gr. oder 2 fl. 6 Xr.

Marcus, Dr. A. F., *Ein* Wort über die *zwey* Worte des Hn. Kreis-Medicinalraths Schubauer in München, die allerneueste Ansicht und Behandlungsart des Typhus betreffend. gr. 8. 8 gr. oder 36 Xr.

Pfeufer, C., Ueber öffentliche Erziehungs- und Waisen-Häuser und ihre Nothwendigkeit für den Staat. gr. 8. 12 gr. oder 54 Xr.

Brendel, Dr. F., Betrachtungen über den Werth der Pressfreyheit. gr. 8. geh. 8 gr. 36 Xr.

Weidenkeller, (K. B. Polizey- und Gerichts-Thier-Arzte etc.) Thierärztliche und landwirthschaftliche Unterhaltungsstunden. Zum Gebrauch für Jedermann, besonders aber zur Benutzung für Beamte, Officiere, Aerzte, Seelsorger, Thierärzte, Schullehrer, Landwirthe und Schmiede bearbeitet. 3 Bde. 8. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 Xr. (Wird nur auf *bestimmtes Verlangen* versandt.)

Im Lauf des Monats May wird fertig:

Henke, Dr. Adolph., Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin. Zur Erläuterung seines Lehrbuchs der gerichtlichen Medicin. gr. 8.

Fantasiestücke in Callots Manier. Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Enthusiasten. Mit Vorrede von Jean Paul Fr. Richter. 4r u. letzter Bd. 8.

III. Herabgesetzte Bücherpreise.

Bey dem Buchhändler F. L. *Albanus* in Neustrelitz sind zu haben:

Brückner, E. T. J., Predigten über die Sonn- und Festtags-Episteln. 4 Theile, sonst 2 Rthlr. 8 gr. jetzt 1 Rthlr. 8 gr.

wofür selbige durch alle Buchhandlungen zu erhalten sind, jedoch nur auf bestimmtes Verlangen. Seit mehreren Jahren waren diese beliebten Predigten nicht zu haben. Ich habe nun die ganze Auflage davon an mich gekauft, und selbige mit meiner Firma versehen, auch auf dem Titel *zweyte Ausgabe* bemerkt.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

MAY 1815.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Universitäten und andere öffentliche Lehranstalten.

Königsberg.

Schon seit einigen Jahren hat Königsberg bedeutende Veränderungen im Schulwesen erfahren. Nachdem der Magistrat und die städtische Schuldeputation die höheren Bildungsanstalten organisirt hatten, schritt man im vorigen Jahre zu den Elementarschulen fort. Die Stadt soll 17 Elementarschulen erhalten, nämlich 13 Schulen von zwey Classen, und 4 Schulen von einer Classe, wobey jedoch 3 Militär-, 2 Armen-Schulen und eine Schule an der polnischen Kirche nicht mit in Rechnung kommen. — Diese 17 Schulen sollen der Stadt theils durch unveränderte Beybehaltung derjenigen, welche schon jetzt ihrer Bestimmung entsprechen, theils durch planmäsige Umbildung der bereits vorhandenen, theils durch Stiftung neuer Schulen gegeben werden.

Die Grundsätze der neuen Organisation des Elementarschulwesens sind im Wesentlichen folgende: 1) Jede Kirche muss die Kosten der in ihrem Sprengel nothwendigen Schulen übernehmen. 2) Die Elementarschulen theilen sich in solche von *zwey* Classen, mit einem Hauptlehrer und einem Hülfslehrer, und in solche von *einer* Classe, mit *einem* Lehrer. 3) Bey Schulen von zwey Classen erhält der Hauptlehrer einen Gehalt von 200 Thaler, als das Minimum, freye Wohnung oder Geld-Entschädigung und Brennholz; der Hülfslehrer einen Gehalt von 100 Thaler, als das Minimum. 4) Bey Schulen von einer Classe erhält der Lehrer 100 Thaler Gehalt, als das Minimum, freye Wohnung und Brennholz. 5) Das Schulgeld wird in allen Schulen ohne Unterschied auf 30 gr. pr. oder 8 ggr. monatlich für jedes Kind festgesetzt. Ein Fünftel der Schulkinder erhält freye Schule. Von dem Schulgelde erhalten die Lehrer zwey Drittheil, bey Schulen von zwey Classen zu gleichen Theilen, bey denen von einer Classe erhält es der Schullehrer allein, und ein Drittheil des Schulgeldes fällt zur Kirchencasse. 6) Damit die Schulen nicht zum Nachtheil des Unterrichts überfüllt werden, wird das Maximum der Schülerzahl einer Classe auf 75 bestimmt.

Ausser den genannten Schulen wurde im vorigen Jahre noch eine Privat-Töchterschule angelegt. Der Superintendent *Weiss*, der früher schon die höhere Töchterschule einrichtete und fast zwey Jahre hindurch ihr vorstand, hatte sich die Zufriedenheit der Ältern in dem Masse erworben, dass man so lange in ihn drang, bis er sich entschloss, ihren Wünschen nachzugeben, und unter seiner Leitung eine Töchterschule anzulegen. Einige 20 Familien wandten sich zuerst an ihn, an die sich bald mehrere andere anschlossen. Mit dem Anfange des Jahres 1814 wurde die Schule mit 80 Schülerinnen eröffnet, und diese Anzahl vermehrte sich bis zu Ende des Jahres auf 150.

Die Schülerinnen werden in vier Classen unterrichtet; Vormittags erhalten sie in 4 Stunden wissenschaftlichen Unterricht, Nachmittags in 2 bis 3 Stunden in weiblichen Handarbeiten, wobey selbst das Kleidermachen nicht ausgeschlossen ist.

Diese Schule ist eine Bildungsanstalt im edleren Sinne des Wortes; ihr Charakter ist in allen Theilen festgehalten. Da man sich zuvor genaue Rechenschaft gegeben hat, *was* man will: so steht jeder Lehrgegenstand in seinem Anfangs- und End-Puncte, so wie im Fortschreiten durch die Classen, in wohlüberdachtem Verhältniss gegen die Kraft und Bestimmung der Zöglinge. Mit Vergnügen sieht man hier, wie wohlthätig die Grundsätze des ehrwürdigen Pestalozzi wirken, wenn sie von einem unbefangenen Gemüth rein aufgefasst, und mit weiser Rücksicht auf die jedesmaligen Verhältnisse angewendet werden. Der Unterrichtsplan ist mit grosser Sorgfalt geordnet. Beym geographischen Unterricht z. B. bedient man sich eines grossen Globus von 1¼ Fuss im Durchmesser und grosser, selbst verfertigter Charten, die von der ganzen Classe gesehen werden können, so wie eines dazu besonders geschriebenen Lehr-

buchs. Nicht weniger Sorgfalt wird auf Beförderung der Reinlichkeit, Ordnungsliebe, Sittsamkeit, des Fleisses, eines freundlichen, gefälligen Betragens und besonders eines frommen Sinnes gewendet. Und damit nichts, was der eigentlich weiblichen Bildung angehört, unbeachtet bleibe, wird die Schule von einer allgemein geschätzten Frau fleissig besucht.

Unter den Schülerinnen herrscht ein wahrhaft kindlicher Sinn und eine seltene Liebe für die Schule. Überhaupt findet sich hier ein Verhältniss der Lehrer und Schülerinnen zum Vorsteher dieser Anstalt, das sonst selten gefunden wird, das Bild einer wohlgeordneten Familie, die ihre Tage in Fleiss, Wohlwollen, Nützlichseyn und im gemeinsamen Fortstreben zum Besseren verlebt. Der Einfluss dieser Bildungsanstalt auf das weibliche Geschlecht muss in Kurzem bemerkbar und wohlthätig seyn! Wir werden fortfahren von dieser Anstalt Kenntniss zu nehmen, und gelegentlich eine ausführlichere Nachricht darüber mittheilen.

Spanien.

Der König von Spanien hat, um die Erziehung und den öffentlichen Unterricht zu verbessern, im Febr. d. J. eine Junta ernannt, um einen allgemeinen Studienplan zu entwerfen. Die Universitäten des Königreichs, besonders die zu Salamanca, Valadolid und Alcala de Henares, sind aufgefodert worden, besondere Pläne an die Junta einzusenden, und diese soll die berühmtesten Universitäten und Akademieen von Europa darüber zu Rathe ziehen. Über die Lehrbücher für die Theologie, das kanonische Recht, die Kirchendisciplin und das Natur- und Völker-Recht soll sie das Gutachten einiger vom König ernannter Bischöfe einholen und befolgen. Die Junta soll ihre Arbeit unverzüglich beginnen.

Alle Kunstschulen in verschiedenen Provinzen sind wiederhergestellt worden. Die Schulen der Mineralogie und der Naturgeschichte zu Madrid haben ihre Vorlesungen bereits eröffnet. Der König hat mehrere Universitäten dotirt, und fährt fort, zur Belebung des Ackerbaues und des Handels die nöthigen Verfügungen zu treffen.

II. Beförderungen u. Ehrenbezeugungen.

Der russische Kaiser Alexander hat dem gelehrten Ionier *Mustoxidi* zu Mailand, der einen historischen Versuch über Corcyran (Corfu) herausgegeben hat, den Wladimir-Orden zugesandt.

Hr. *Baour de Lormian* ist vom Institut zu Paris in der Classe für die französische Sprache und Literatur, an *Boufflers* Stelle, zum Mitglied erwählt worden.

III. Nekrolog.

Am 25 Oct. v. J. starb zu Danzig *Jakob Kabrun*, Negociant und Mitglied der Bürger-Repräsentanten, im 56 Jahre seines Lebens. Von seinen Talenten und Kenntnissen, wie von seiner Liebe für Künste und Wissenschaften, liefern die von ihm hinterlassene Bibliothek, die reiche Sammlung von Gemälden und Zeichnungen und einige, jedoch anonym gedruckte Aufsätze staatswirthschaftliches Inhalts einen schönen Beweis. Nach der Vorschrift seines Testaments bestimmt er 100,000 Gulden danz. Cour. in Stadt-Obligationen, nebst seiner Sammlung von Gemälden, Kupferstichen, Zeichnungen und Büchern, die desshalb nicht veräussert werden sollen, zur Gründung eines Bildungs-Instituts für die der Handlung und den hiemit verwandten Wissenschaften sich widmende Jugend.

17 Nov. zu Halle der Hofrath und zeitige Vicerector, *Paul Jakob Bruns*, Dr. der Theologie, der Rechte und der Philosophie, ordentl. Prof. und Senior der philosophischen Facultät, im 73 Jahre seines Alters. Seine vielseitigen Verdienste um die biblische Kritik und Exegese, Literaturgeschichte und Erdbeschreibung sind anerkannt. Durch die Aufhebung der Universität Helmstädt wurde er aus seiner literärischen Ruhe gerissen, von welcher wir noch viele schöne Früchte erwarten durften. An unserer A. L. Z. hat er seit ihrem Beginn als fleissiger Mitarbeiter Antheil genommen.

25 Oct. zu Hamburg *Christoph Dietrich Westphalen*, Schullehrer zu St. Peter in Hamburg, woselbst er im J. 1728 geboren war. Noch am 10 Oct. vorher hatte er sein 60jähriges Amtsjubiläum gefeyert. Über s. Schriften vgl. *Meusels* Gel. Deutschland. B. VIII.

22 Nov. a. St. zu St. Petersburg M. *Wolfgang Ludwig Kraft*, Prof. der Experimentalphysik bey der Akademie der Wissenschaften daselbst, geb. am 25 Aug. 1743.

9 Dec. zu Paris der königl. Bildhauer *Boichot*, Mitglied der ehemaligen Akademie der Malerey und Bildhauerkunst, und Correspondent des Instituts von Frankreich.

Im Februar d. J. starb zu Paris der vormalige Prof. der Rhetorik am Collège Mazarin, und vormalige Rector der Universität zu Paris, *Charbonnet*, in einem Alter von 83 Jahren.

Im April zu Paris *Antoine Remy Mauduit*, Prof. am Collège de France u. Prof. an der Schule für die Architektur, geb. zu Paris den 17 Jan. 1731.

IV. Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Am 5 April hielt die *Classe der französischen Sprache und Literatur* im *Institut* zu *Paris* ihre jährliche Versammlung. Sie hatte diessmal zwey

Preise in der Poesie auszutheilen. Der eine über die schon für das J. 1813 aufgestellte, damals aber nicht befriedigend gelöste Aufgabe: *Les derniers momens de Bayard*, wurde unter Hn. *Alexander Soumet* und Mad. *Dufrenoy* (eine schon durch mehrere Werke bekannte Dichterin) getheilt. (Der Berichterstatter erinnert hiebey, dass im J. 1671, bey der Eröffnung des ersten Concurses der französischen Akademie, ebenfalls eine Dichterin, Mlle. *de Scuderi*, mit dem Preise gekrönt wurde.) Den Preis über die zweyte Aufgabe: *La decouverte de la vaccine*, erhielt derselbe Hn. *Alexander Soumet*; das Accessit Hr. *Casimir Delavigne*. Ein ausserordentlicher Preis von 1000 Fr., der von einem Ungenannten ausgesetzt worden war auf die Frage: *Quelles sont les difficultés réelles qui s'opposent à l'introduction du rhythme des Grecs et des Latins dans la poësie française? Pourquoi ne peut-ou faire des vers français sans rimes? etc.* wurde der (obgleich die Classe nicht ganz befriedigenden) Abhandlung des Hn. Abbé *Scoppa*, eines Sicilianers, zuerkannt, der sich schon durch seine Schrift über die wahren Grundsätze der Versification in den verschiedenen Sprachen bekannt gemacht hat.

Die neuen Preisaufgaben sind in der Beredsamkeit für das J. 1816: *L'Eloge du président de Montesquieu*; in der Poesie für das J. 1817: *Le Bonheur que procure l'étude dans toutes les situations de la vie.* Der Preis besteht in einer goldenen Medaille von 1500 Fr. Der Einsendungstermin dauert beym ersten bis zum 15 Jan. 1816; beym zweyten bis dahin 1817.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigung neuer Bücher.

Folgende so eben erschienene und in allen guten Buchhandlungen Deutschlands zu habende merkwürdige und beherzigenswerthe Schrift, von einem unserer ersten und bekanntesten deutschen Schriftsteller, verdient die ganze Aufmerksamkeit des gesammten Publicums:

Der Geist und das Wirken des ächten *Freymaurer-Vereins.* Ein Wort der Wahrheit für erleuchtete und menschenfreundliche Regierungen, zur Widerlegung der neuerlichst gegen diese Gesellschaft öffentlich ausgesprochenen Beschuldigungen. 8. Germanien 1815. 10 gr. oder 48 Xr.

Bey dem Buchhändler *Osiander* in *Tübingen* ist in der Ostermesse d. J. erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Aeschylos Agamemnon ein Trauerspiel. In Versart der Urschrift verdeutscht von L. P. *Conz.* 8. 12 gr.

Archiv für die Theologie und ihre neuste Literatur. Herausgegeben von Dr. E. G. *Bengel.* Ir Bd. 1s Stück. gr. 8. 3 Stücke kosten 3 Rthlr. 12 gr.

Commers- und Lieder-Buch, allgemeines deutsches, mit 1 Kpf. 8. geh 20 gr.

Haab, M. P. H., Hebräisch-griechische Grammatik zum Gebrauch für das neue Testament. Nebst einer Vorrede von Hn. D. F. G. *von Süskind.* gr. 8. 1 Rthlr. 14 gr.

Härlin, D. J. G. B., rechtliche Abhandl. von der stillschweigenden Einwilligung. 8. 5 gr.

Hoch, A., Anleitung für diejenigen, welche sich mit Verfassung von Memorialien und Vorstellungen beschäftigen. 8. 12 gr.

Hoch, A., Unterricht für Gantgüterpfleger. Nach allgem. Grundsätzen bearbeitet. 8. 6 gr.

Rüdiger, D. C., kurzer Unterricht über Kuh- oder Schutzpocken-Impfung, in Frag- u. Antwort. 8. 5 gr.

Tübinger Blätter für Naturwissenschaften u. Arzneykunde. Herausgegeben von J. H. F. *von Autenrieth* u. J. G. F. *von Bohnenberger.* 1 Bd. 1s u. 2s Heft. 8. geh. 3 Hefte kosten 1 Rthlr. 8 gr.

Völter, P. J., Magazin für deutsche Elementarschullehrer, Ältern und Erzieher. IIr Bd. 2s Heft. 8 gr.

In der *Maurerschen* Buchhandlung in Berlin ist so eben erschienen:

Napoleon Buonoparte's
Reise
von Fontainebleau nach Frejus von 17 bis 29 April 1814. Herausgegeben von dem zur Begleitung Nap. Buonaparte's allerhöchst ernannten königl. preuss. Commissarius
Grafen v. Truchses-Waldburg
königl. preuss. Obristen etc.
Einzig rechtmässige Ausgabe.

Obige Schrift ist geheftet für 8 Gr. in allen soliden Buchhandlungen zu haben.

II. Berichtigung.

Berichtigung eines falschen Preises:

Der Preis von *C. A. Beukner* über Errichtung und Verpflegung stehender Feldspitäler etc. ist nicht 1 Rthlr. 20 gr., sondern 2 Rthlr.

Leipzig im May 1815.

K. F. Köhler.

III. Vermischte Anzeigen.

Über das Darmbläschen.

Um die *Anatomen* und *Physiologen*, oder wess Standes sie seyn mögen, ihre edle Zeit nicht weiter mit Streit über ihre erfundenen Worte und danach gezwängte Deutelungen verlieren zu lassen, wird hiemit erklärt, dass in *Okens* Abhandlungen über die *Entstehung der Därme* (*Bamberg* b. *Göbhardt*) *nicht* steht, „diese seyen bey den Schweinsembryonen mit dem Nabelbläschen nur mittels eines *dünnen Fadens* (also etwa der Nabelkrösgefässe) verbunden"; sondern: die Därme seyen *unmittelbare* Fortsetzungen des Nabelbläschens, der sogenannte Faden sey eine Linie, oder, wenn dieses undeutlich seyn sollte, $\frac{1}{12}$ Zoll dick, und kein *Mittelglied* zwischen dem Nabelbläschen und dem Blinddarm, sondern dieser leibhaft selbst, wie es denn auch die Abbildung höchst deutlich und unwidersprechlich zeigt, wenn man nämlich, statt Anderen nachzuschwatzen, die Augen darauf richten will, ehe man Bücher dagegen schreibt. Es steht nirgends der Unsinn, dass sich die Nabelkrösvene mit den Därmen in die Darmblase öffne, nirgends, dass die Nabelkrösgefässe nicht mit andern sich verbinden dürfen, nirgends, dass die *Appendices allantoidis* nicht da seyn könnten neben einem *Stück* der Darmblase, da vielmehr dieses Zusammenseyn ausdrücklich entwickelt wird, nirgends, dass nicht ein Bisschen Schleim im Chorion seyn könnte, nirgends, dass die Substanz der *abgestorbenen* Darmblase gleich seyn soll der der Därme, nirgends, dass der Dotterkanal dem Darm, oder die Därme aus der Darmblase heraus dem Mund und After *entgegen* wüchsen, und sich selben erst einschöben, wie man Ärmel in Armlöcher wirft. Auch ist nirgends Anlass zu den neulich entstandenen Irrthümern gegeben, z. B. dass man Dinge besser erklären will, die man nicht gesehen hat, als der, der sie gesehen hat, dass die Darmblase mit der Harnhaut Ähnlichkeit hätte, dass der Dotter nur mittels eines *Bandes* mit dem Darm zusammenhienge, dass Amphibien keinen Dotterkanal hätten, dass die Darmblase nicht in der Allantois liegen *könne*, dass sie, wenn sie zu einer Zeit wie eine *Haut* zusammengefallen und mit dem Chorion verwachsen ist, auch immer so gewesen sey, dass die Krösgefässe nicht auch über das Darmbläschen hinaus sich verbreiten dürften, dass einem Säugthier der Blinddarm fehle, wenn er nicht ellenlang ist, dass man die zwey sogenannten Blinddärme der Vögel verkehrter Weise für wirkliche Blinddärme hält, dass man Chorionslappen nicht von *Appendices allantoidis* zu unterscheiden weiss, dass man Thatsachen mit einem Schock *Vielleicht* und *Oder* wegzunehmen sich einbildet, oder wohl gar, dass die Nabelkrösgefässe aus der Darmblase und aus der Dotterhaut oder gar die Nabelgefässe bey Säugthieren Nahrung einsögen, und sie in die Pfortader (!) führten. Solche schon vor anderthalb Jahrhunderten exorcirte physiologische Gespenster werden hier nicht mehr herumgeführt. Endlich ist nirgends behauptet, dass in diesen *Abhandlungen*, worinn eine solche Menge von neuen Gegenständen besprochen wird, kein Irrthum sey, oder zu seyn nicht die Erlaubniss hätte. Wer *dergleichen* aus den *Abhandlungen* gelesen hat, oder wer gar durch eigene Untersuchungen auf *dergleichen* Wähne gekommen ist, der beliebe, wann er seinen Gegner bekämpft, ihm seinen eigenen (des Ers) Namen beyzulegen. Ob übrigens das *Zwischenstück* zwischen dem N. und der Darmspaltung zum *Blinddarm* oder zu einem *Divertikel* wird, gilt in Hinsicht auf die *Entdeckung selbst*, deren Wesen darinn besteht, aufzuzeigen, dass auch in den Säugthieren die Därme aus einer *Hüllenblase* wie bey den Vögeln entstehen, völlig gleich, was sich wohl von selbst versteht. Wem *zufällige* Diverticula naturgemässer und nothwendiger scheinen, als der Blinddarm, der mag an sie glauben; wer aber die unmittelbare Fortsetzung des Blinddarms aus dem Nabelbläschen nicht gefunden hat, der bedenke den Satz: dass Millionenmal Nichtsehen nichts gelte gegen einmal Sehen; dass es daher ein wenig keck ist, Augenscheine mit Nicht-Augenscheinen bescheinen, d. i. blenden zu wollen. — Es wird Niemanden zugemuthet, zu *glauben*; aber verbeten wird mit Recht jede Wegläugnung oder Verdrehung von Thatsachen. Das *Meinen* steht der Welt frey. Wer sich behaglich fühlt in der Unwissenheit über die Bedeutung des Nabelbläschens, des Blinddarms und Wurmfortsatzes, über die sonderbare Einfügung des Dünndarms in den dicken, den wird Niemand stören; noch weniger den, der durch ein Einsaugen der Nabelgefässe, der durch ein Gegeneinanderwachsen der Därme von Mund und After befriediget ist, oder gar, der das Nabelbläschen und die Lage der Därme in der Nabelschnur für krankhaft hält. — Schliesslich wird gefragt, ob in *Europa* auch nur *ein* Mensch ist, der es wagen kann, hervorzutreten und zu sagen: er habe von der Entwickelungsgeschichte des *Kichels* im Ey einen so deutlichen Begriff (nach all den darüber geschriebenen Folianten), als er ihn von der Entwickelung des Säugthiers nach obigen Abhandlungen hat; ja er trete hervor, wenn er nur zu sagen wagt, dass er *irgend einen* Begriff habe — obgleich es Vielen nach dem beklatschten Auftritt *Fr. Wolffs* ein Leichtes scheinen mag; es ist eben keine ungewöhnliche Erscheinung, dass das Verwirrteste als das Verständlichste gepriesen wird.

O.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

MAY 1815.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigung neuer Bücher.

Neuigkeiten
von der
Carl Gerold'schen Buchhandlung in Wien.
Ostermesse 1815.

Antiquitäten, historische, oder auserlesene, wenig bekannte und zum Theil noch ungedruckte Denkwürdigkeiten aus der Menschen-, Völker-, Sitten-, Kunst- und Literar-Geschichte der Vorwelt und des Mittelalters. Herausgegeben von *Rittgräf.* 2 Thle. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

* Erfindung einer feuchten teigartigen Masse, welche nach vollendeter Austrocknung die Härte des festesten Holzes übersteigt, und bey gehöriger Überglasung der Nässe vollkommen Trotz bietet u. s. w. Mit 3 Kupfertafeln. 8. brosch. 13 gr.

Gölis, Dr. Leop. Ant., praktische Abhandlungen über die vorzüglicheren Krankheiten des kindlichen Alters. Erster Band. Von der hitzigen Gehirnhöhlenwassersucht. etc. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Kanne, F. A., Habsburgs Geist über Wiens Freudenflammen. 4. 6 gr.

* *Petri*, Bernh., (Wirthschaftsrath etc.) das Ganze der Schafzucht in Hinsicht auf unser deutsches Klima, und die angrenzenden Länder, insbesondere von der Pflege, Wartung und den Eigenschaften der Merinos und ihrer Wolle etc. Mit 16 Kupfertafeln. gr. 8. brosch.

Phädrus, neu entdeckte Fabeln des, aus dem Lateinischen übersetzt von C. A. *v. Gruber.* Mit dem lateinischen Text und Anmerkungen. 8. 6 gr.

Prechtl, Joh. Jos., (Director etc.) Grundlehren der Chemie in technischer Beziehung, für Cameralisten, Ökonomen, Techniker und Fabrikanten. Zweyter Band. gr. 8. 3 Rthlr.

Riedel, Fr. X. S., der wienerische Secretär auf alltägliche Fälle für das gemeine Leben. Zum Gebrauch für jeden, der im Briefschreiben etc. Unterricht erhalten will. Zwölfte verbesserte Aufl. gr. 8. 2 Rthlr.

Schlacht-Parthieen, zwölf, des grossen Kampfes um Europa's Freyheit, Friede und Glück. Mit einer allegor. Titelvignette. 8. brosch. 12 gr.

Wieland, C. M., Auswahl denkwürdiger Briefe. Herausgegeben von L. *Wieland.* 2 Bde. gr. 8. ordin. Druckp. 3 Rthlr., gross Druckp. 3 Rthlr. 16 gr., Velinp. 5 Rthlr.

Zu haben in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands.

NB. Die mit * bezeichneten Bücher sind Commissions-Artikel.

In der *Maurerschen* Buchhandlung in Berlin ist so eben erschienen:

Satirischer Feldzug
in einer Reihe von Vorlesungen gehalten zu Berlin im Winter 1813—1814 von
T. H. Friedrich.

Als Zugabe ein kleiner Streifzug in das Gebiet des Jokus. Zweyte verb., vermehrte und gepfefferte Ausgabe.

Inhalt.

1ste Vorl. Über das gegenwärtige goldene Zeitalter. — 2te Vorl. Über die Hölle und die, welche darin braten. — 3te Vorl. Über die Kunst reich zu werden. — 4te Vorl. Über die Kunst zum Amte zu gelangen. — 5te Vorl. Über Napoleon den grossen und die Kunst sich unsterblich zu machen. — 6te Vorl. Über die Pantoffeltaktik, oder die Kunst die Männer zu unterjochen. — 7te Vorl. Über Erziehungskunst. — 8te Vorl. Naturgeschichte des Esels. — 9te Vorl. Naturgeschichte des Affen. — 10te Vorl. Über das Manschetten - oder Landsturm-Fieber, und über die Franzosenzucht. — Die Sinnpflanze. Zugabe zur 2ten Ausgabe. NB. Der 2te Theil wird bald nachfolgen.

Obiges Buch kostet geheftet 1 Rthlr. 8 Gr. und ist zu haben in allen soliden Buchhandlungen.

Im Verlage von G. F. *Heyer* in Giessen sind folgende neue Verlagsbücher erschienen:

(NB. Diese Bücher stehen *nicht* im Leipziger Messkatalog der O. M. 1815.)

Böckmann, A., Beschreibung eines höchst einfachen und wohlfeilen Höhemessers, womit im Gebirge, wie in der Ebene, die Höhen der Bäume ohne Gehülfen leicht, geschwind und genau gemessen werden können. Nebst Anhang für Markscheider. Zunächst für Förster und Bauholzkäufer. Mit 1 Kupfertafel. 8. 3 gr. oder 12 Kr.

Grotefend, Dr. G. F., Anfangsgründe der deutschen Prosodie. Als Anhang zu *Roths* Anfangsgründen der deutschen Sprachlehre und Orthographie für Schulen. 8. 16 gr. oder 1 fl. 12 Kr.

Schlez, J. F., Sittenlehre in Beyspielen. Ein Lesebuch für Mädchen und Mädchenschulen. Dritte verbesserte Aufl. 8. Auf Schreibpap. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 Kr. Auf Druckpap. 20 gr. oder 1 fl. 30 Kr.

Zimmermann, Joh. Georg, lateinische Anthologie aus den alten Dichtern, für mittlere Classen. Vierte vermehrte Aufl. 8. 12 gr. oder 54 Kr.

Zur Vermeidung von Collisionen zeige ich an, dass ich mit deutschen Bearbeitungen folgender neuerer englischer Werke:

1) Memoirs of the Kings of Spain of the house of Bourbon, 1700 — 1788, drawn from original and unpublished documents; by William Coxe.

2) Historical fragments of Indostan; by Robert Orme.

3) Lettres on India; by Maria Graham.

beschäftigt bin. Zugleich lade ich diejenigen Buchhandlungen, welche wegen des Verlags zu unterhandeln geneigt sind, ein, sich desshalb an mich unmittelbar zu wenden.

Laubach in der Wetterau den 23 April 1815.

Sander,
Hofrath.

Neue Verlags-Bücher
von
Wilhelm Gottlieb Korn
in Breslau.
Oster-Messe 1815.

Collection de Têtes dessinées à Rome pour se perfectionner dans l'art de dessin par Ch. Bach. 4. 1 Rthlr. 12 gr.

Contes à ma fille, par J. N. Bouilly; pour former ses goûts, ses habitudes, son esprit et son coeur. Avec fig. 2 Vol. 5me édit. 12. Paris. 1 Rthlr. 16 gr.

Correspondenzblatt der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. 5ter Jahrgang. 1stes Heft. gr. 4. 20 gr.

Göden, Fr. H. A., die Wissenschaft vom ansteckenden Typhus. 2 Bände. gr. 8. (Unter der Presse und wird bis Michaeli fertig.)

Goltz, H. Grafen von der, über das Verhältniss der Grundeigenthümer zu den übrigen Staatsbürgern, in Hinsicht auf die in den 8 Jahren von Johanni 1806 bis dahin 1814 getragenen Lasten, nebst einigen Ideen, dieselben zweckmäsig auszugleichen. gr. 8. 12 gr.

Haberkant, F., deutsches Lesebuch für die polnische Jugend zur Übung in der deutschen Sprache. Neue Auflage. 8. 8 gr.

Krüger, D., Erbauungsbuch für katholische Christen. Mit 1 Titelkupfer. Neue, vermehrte und verbesserte Auflage. 8. 16 gr.

— — — Erweckungen zur Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit. Mit 1 Titelkupfer. Neue vermehrte Ausgabe. 16. 8 gr.

Raupachs Elemente der Mathematik zum Gebrauch für Schulen. Mit Kupfern. gr. 8.

Schmidt, C. W., fortgesetzte praktische Versuche beym Brantweinbrennen und Bierbrauen in den Jahren 1813, 1814 und 1815 nach den neuesten Erfahrungen. In zwey Abtheilungen. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Schulz, D., *Oratio solemnis in Friderici Guilielmi III Natalitia celebranda.* 4. maj. 16 gr.

Verzeichniss, neues vollständiges, der in Schlesien und in der Grafschaft Glatz befindlichen Dörfer, Marktflecken etc. 16 gr.

Von polnisch-französischen Büchern sind mehrere neue erschienen, wovon ein besonderes Verzeichniss zu haben ist.

Wir hatten im verflossenen Jahre die Hoffnung geschöpft, das Andenken zweyer uns unvergesslicher Männer voll ~~verschiedenen~~ Geistes und christlicher Liebe — des Freyherrn *Friederich Hugo von Dalberg* — welchen im J. 1812 — und des Hn. Hofgerichtsraths u. Directors *J. Michael Engel* — den im J. 1813 uns der Tod entriss (vgl. Intellbl. 1813., No. 12. S. 90. u No. 39. S. 309.) durch Herausgabe einiger bedeutender Abhandlungen und Fragmente ihres Nachlasses vor dem Publicum zu erneuen, u. durch interessante Mittheilungen aus ihrer Lebensgeschichte den näheren Freunden der Hingeschiedenen theils schöne Erinnerungen zu erwecken, theils ernste und lehrreiche Betrachtungen anzuregen. Da aber die Ungunst der Zeit der Beförderung stillerer Geistesproducte überall entgegen ist, auch die heranwachsenden Gefahren der Zukunft für alle und jede ruhige und rechtschaffene Geistesthätigkeit uns gebieten, die dringendsten Aufgaben des Lebens mit ungetheilten Kräften zu ergreifen und durchzuführen: so lassen wir dasjenige, was zu würdiger Aufnahme einer sinnigeren Stimmung bedarf, friedlicheren Tagen anheimgestellt, und hoffen alsdann auch hierin als Freunde der Hingeschiedenen das Unsrige zu thun. Jedoch glauben wir eben um der Zurückhaltung umständlicherer und bestimmter Notizen willen zum mindesten einige Worte über jene unsere hingeschiedenen Freunde sagen zu müssen.

Was nämlich Hn. *Dalberg* betrifft: so hat der namentlich Unterschriebene bey Gelegenheit der im Museum zu Frankfurt gehaltenen Todesfeyer im Oct. des J. 1812 den Charakter jenes edlen Mannes nach den Grundzügen darzustellen versucht. Wir müssen also bis zur Erscheinung seines Nachlasses auf die gedruckte Rede verweisen, welche jenes Museum damals sowohl an seine Mitglieder, als an bedeutende Gelehrte und insbesondere an die Freunde Dalbergs austheilen liess. Unter dem Nachlass finden sich kostbare Bruchstücke, besonders zur *nordischen Sage* und *Religion* u. m. a., was alles nebst einer kurzen Lebensbeschreibung in einem mässigen Bändchen erscheinen wird.

Etwas Ähnliches hoffen wir immer noch zu veranstalten mit einigen höchst wichtigen Abhandlungen aus dem Nachlass des würdigen Prof. *Engel.* Unter den mannichfaltigsten Berufsgeschäften, welche ihm die Lehrämter der theoretischen und praktischen Philosophie, so wie die Schuldirection und die Hofbibliothek auferlegten, und die er alle mit musterhafter Genauigkeit besorgte, unterliess er niemals seine Lieblingsstudien der classischen Literatur. Er las die Alten nicht allein mit richtigem Gefühl und besonnener, gerechter Umsicht auf Verschiedenheit der Zeiten und Sitten; auch in seinem Leben suchte er die Ruhe und Harmonie, welche jenes Studium, gründlich betrieben, gewährt, bey jeder Gelegenheit auszudrücken, und vor allen die antike Schärfe des Urtheils und insbesondere die stoische Tugend durch christliche Bescheidenheit und Liebe zu mildern und in frommer Treue und Gewissenhaftigkeit jedem Zeitalter etwas Gutes und Heilsames abzugewinnen. Seine Arbeiten über Horazens Epistel an die Pisonen, über Tacitus Agricola, seine Versuche in der scientifischen und populären Philosophie, so wie seine meisterhafte Übersetzung und Bearbeitung des dritten Theils von Hemsterhuis sind allgemein bekannt und geschätzt. Eben so hat er mit grosser Sorgfalt und gutem Geschmack Untersuchungen über die lateinischen Dichter des Mittelalters angestellt und vieles erfreuliche Licht verbreitet, wie man einst in seinem Nachlass erkennen wird, womit sich dann auch manche bedeutsame und aufschlussvolle Bemerkungen über die Philosophie der Alten, vorzüglich der Stoiker, verbinden dürften.

Indem hier von der Ungunst der Zeit und der Zurückhaltung mehrerer Geistesproducte durch dieselbe doch einmal die Rede ist: so ergreift der namentlich Unterzeichnete diese Gelegenheit, wegen Verzögerung der schon einigemal angekündigten und sogar seit einigen Jahren schon im Druck begriffenen, jedoch immer wieder unterbrochenen Schrift: *über die magischen Kräfte in der Natur, Geschichte und Kunst*, seinen Freunden, die von mehreren Seiten sich darum zu erkundigen die Güte hatten, hier ein gemeinsames Wort zu sagen.

Die Menge und Mannichfaltigkeit der Berufsgeschäfte, welche dem Verf. fast keine Stunde des Tags frey lassen, würden ihn schon allein entschuldigen, wenn nicht in der Wichtigkeit der Aufgaben des genannten Werkes selbst ein weit höherer Grund läge, so besonnen wie möglich zu Werke zu gehen, und Alles wohl zur Reife zu bringen. Der Vf. sucht daher dem zerstreuenden Geschäftsleben jeden ruhigen Augenblick abzugewinnen, um den Geheimnissen der Geschichte des Menschen nachzuforschen, was nur in tiefer Stille und Sammlung des Gemüthes gelingt, und eben so aufgenommen werden muss. Dieses und jenes wird durch die grossen Bewegungen der Zeit mannichfach gehindert, und je klarer der Unternehmer des Werkes die Grösse seiner Aufgabe erkennet; je entschiedner er aller Verwegenheit entsagt, bey so wichtigen Nachforschungen etwas willkürlich festsetzen und die subjective Stimmung als objective Wahrheit geltend machen zu wollen: desto mehr wünscht er auch, dass ein günstigerer Moment dem freundlichen Theilnehmer den Eingang in Absicht und Zweck des Werkes erleichtere. Der Vf., obgleich seine ganze Unternehmung die wahren Stufen der Erziehung des Menschen in der Natur, Geschichte und Kunst beleuchten soll, gedenkt dieselbe doch nicht der Jugend selbst in die Hände zu liefern, sondern da es ihm um ihr und eines jeden Menschenalters wahres Heil zu thun ist, widmet er dieselbe dem Erzieher und Lehrer, dem Geistlichen, dem Staatsmann und dem heilenden Künstler. Solchem zwar gemischten, aber in der Einfachheit und Grösse der gemeinschaftlichen Aufgabe sich überall verstehenden Publicum will er, so bald es sich fügt, seinen Versuch übergeben, worin die wesentlichen Momente der Entwickelung und Erziehung des Menschengeschlechts aus den Urkunden der Natur, des Gemüthes und des Geistes aufgefasst und in solchem Zusammenhange dargestellt werden, dass die historischen Thatsachen die physiologischen und pathologischen Charakterzüge und diese wechselseitig jene erläutern, und die grossen und entscheidenden Erscheinungen der Natur, die Constellationen der Geschichte bis in die Tiefen des Gemüthes und des Geistes verfolgt werden, überall aber den Gesetzen des inneren und verborgneren Lebens nachgespürt wird. Was *magisch* d. h. mächtig und überwältigend auf den Menschen wirkt, was seinen Lebensaltern entweder höheren Schwung giebt, oder aber ihn niederwirft, bestärkt, bezaubert, bannet, kommt hier zu näherer Erwägung; um so mehr demnach dasjenige, was den Menschen durch dieses Labyrinth von Kräften führt, was sein Herz stärket, und seinen Geist erleuchtet mit ewigem Licht. Ob durch die Geschichte menschlichen Irrens und Zurechtfindens, durch Zeichnung der Zeiten nach *ihrer* Art und Sitte — quellenmässig und urkundlich, durch Darlegung des Heils und Unheils, das in jeder sich

an den Tag gelegt, den kommenden Geschlechtern gedient werden könne, diess ist keine Frage, wohl aber, ob der Unternehmer dieses Werkes den richtigen Weg eingeschlagen habe. Um hierin nicht bloss sich zu vertrauen, sondern mit theilnehmenden Freunden einer so wichtigen Angelegenheit gemeinschaftlich zu Rathe zu gehen, sie um Beystand und Unterstützung zu bitten, gedenkt er in kurzer Frist die *Einleitung* herauszugeben, und durch die darin entwickelte Methode und Übersicht des Ganzen seine eigentliche Absicht klar aus einander zu setzen.

Aschaffenburg, den 21 May 1815.

Windischmann,
zugleich im Namen der hiesigen Freunde Dalbergs und Engels.

II. Auctionen.

Den 31 Julius d. J. wird zu Regensburg die fünfte fürstlich palmische Bibliothekversteigerung ihren Anfang nehmen. Eine nicht unbeträchtliche Sammlung von Reisebeschreibungen und Landcharten, verschiedene andere grosse geographische, genealogische und heraldische Werke, mehrere Bücher aus dem Fache der Geschichte, auch Kupferwerke, Handschriften und andere Seltenheiten, insbesondere ein paar Handschriften von alten deutschen Dichtern und Chroniken verdienen, dass die Bücherliebhaber auch dieser Abtheilung volle Aufmerksamkeit schenken. Katalogen davon sind während der Ostermesse zu Leipzig in der Buchhandlung des Herrn *Gleditsch* u. ausserdem in den Buchhandlungen der Herren *Fleischmann* in München, *Cotta* zu Stuttgardt, *Simon* zu Frankfurt a. M., *Grattenauer* und *Zeh* zu Nürnberg, ferner zu Gotha in der Expedition des Anzeigers und zu Landshut bey Herrn Bibliothekcustos *Hauder* zu bekommen.

Auch kann man in vorgedachten Buchhandlungen zugleich einen Katalog über des verstorbenen K. Stadtphysicus zu Regensburg Hn. D. *Gemeiners* medicinischen und astronomischen Bücher- und Instrumenten-Nachlass zur Einsicht erhalten, welche seit dem 17 May gleichfalls zu Regensburg versteigert wird.

Bibliotheca Christiani Augusti Langguth, Philos. et Medic. Doct. Phys. Profess. publ. in Acad. Viteberg. etc.

Den 1 Sept. 1815 und folgende Tage wird diese ausgezeichnete Sammlung medicin., naturgeschichtl., physical., histor., philologischer etc. Bücher des, wie überhaupt, so auch durch seinen Sammelfleiss rühmlichst bekannten, verstorbenen Professors *Langguth* öffentlich, gegen gleich baare Bezahlung versteigert werden. Kataloge sind in Wittenberg, wie in den mehresten auswärtigen Buchhandlungen, und beym Hn. M. *Grau* in Leipzig unentgeltlich zu haben.

Aufträge sind zu übernehmen bereit Hr. Prof. D. *Schleussner*. Hr. Prof. *Assman*. Hr. Bürgermeister Apotheker *Dörffurth*. Hr. D. *Jungwirth*. Hr. D. *Denicke*. Hr. D. *Fiedler*. Hr. Prof. *Heubner*. Hr. Diac. M. *Wunder*. Hr. Diac. M. *Nitzsch* und Hr. M. *Grau* in Leipzig.

Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage im Mayheft der J. A. L. Z. und in den Ergänzungsblättern von No. 32—40 Schriften recensirt worden sind.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt. Der Beysatz E. B. bezeichnet die Ergänzungsblätter.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1815.

THEOLOGIE.

Stuttgardt, b. Steinkopf: *Briefe, den Werth der schriftlichen Religionsurkunde als solcher, und das Studium derselben, besonders ihrer Sprachen, betreffend.* Aus Veranlassung neuer Hypothesen. Von M. *Carl Victor Hauff*, Professor und Prediger am königl. Seminarium zu Maulbronn. Drittes Bändchen. XXXII und 302 S. kl. 8. (18 Gr.)

Auch unter dem Titel:

Briefe, das Studium der schriftlichen Religionsurkunde, besonders ihrer Sprachen, betreffend, u. s. w.

(Vgl. J. A. L. Z. 1810. No. 50. S. 393 — 399.)

Dieses Bändchen kann, wie der Vf. in der Vorrede sagt, entweder als das 3te zu *den Briefen, den Werth der schriftlichen Religionsurkunde u. s. w. betreffend*, oder als für sich bestehend angesehen werden. In den beiden ersten Bändchen ist der Werth der schriftlichen Religionsurkunde dargelegt worden, und zwar hauptsächlich in der Absicht, um daraus die Wichtigkeit des gelehrten Bibelstudiums und der Bibelsprachen, aus Veranlassung neuer, demselben ungünstiger Hypothesen zu folgern. Diese Folgerungen enthält nun das gegenwärtige Bändchen, und in sofern hängt es mit den beiden vorhergehenden zusammen, ungeachtet es auch abgesondert von denselben ein Ganzes ausmacht, wie die beiden vorhergehenden Ein Ganzes seyn können. Der Zweck des Vfs. war, dem Vorurtheil entgegen zu arbeiten, dass Sprachkenntnisse und überhaupt Bibelstudium wegen der Fortschritte der Zeit und neuer Ansichten und Behandlungsarten der Bibel jetzt entbehrlicher seyen, als vormals. Aus der Natur der neu aufgestellten Erklärungsprincipien wollte der Vf. zeigen, dass um derselben willen keine geringeren philologischen und hermeneutischen Kenntnisse als ehedem hinreichend seyen, und aus der Beschaffenheit der Fortschritte in der Philologie und Hermeneutik, dass wir vielmehr zu angestrengterem Fleiss hierin aufgefodert werden.

Er prüft nun, in dieser Beziehung, der Reihe nach die neuen, zum Theil aber schon wieder veralteten Hypothesen, welche dem Bibelstudium ungünstig scheinen können. Zuerst die in dem Werk: *Neue Erklärung des höchst wichtigen paulinischen Gegensatzes: Buchstabe und Geist*, vorgetragene Ansicht, dass von Jesus und den ersten Verkündigern seiner Lehre bloss die mündliche Fortpflanzung derselben beabsichtigt worden sey. Der Vf. hat Recht, wenn er zeigt, dass sich damit ein gründliches Studium der Bibel wohl vertrage, ja dadurch erst recht nothwendig gemacht werde. Der wesentliche Punct dabey ist aber doch nicht recht klar herausgehoben. Nämlich jene Ansicht von dem, jeder äusseren positiven Norm widerstrebenden Geiste des Christenthums ist ja weiter nichts als ein Resultat des grammatisch-historischen Studiums des N. T. selbst, und kann nur durch dasselbe gesichert werden. Ferner bleibt bey dieser Ansicht das N. T. als *historische* Quelle der christlichen Religion wichtig und nothwendig. Der Vf. findet es sonderbar, dass man aus der Bibel beweisen wolle, sie sey keine Religionsurkunde, und dass man dadurch, dass dieser Beweis aus derselben geführt wird, voraussetze und annehme, sie sey wirkliche Urkunde: aber hier nimmt er auf die Zweydeutigkeit des Wortes Urkunde, als kirchlicher und historischer, keine Rücksicht. Hierauf geht der Vf. zu dem *kantischen* Erklärungsprincip über, und zeigt, dass selbst mit diesem historisch-grammatische Interpretation bestehen könne, ja dabey als nothwendig vorausgesetzt werde: wofür mit grosser Ruhe und Unparteylichkeit die Aussprüche *Kants* angeführt und geprüft werden. Das Princip der moralischen Auslegung selbst hat sich der Vf. nicht vorgenommen zu beurtheilen: es wäre aber diese Beurtheilung nicht an unrechter Stelle gewesen, und würde, richtig angestellt, zu einem dem Zwecke des Vfs. sehr entsprechenden Resultat geführt haben. Das Wahre in *Kants* Vorschlag scheint Rec. darauf zu beruhen, dass der Inhalt des N. T. in Übereinstimmung mit der aus der Vernunft fliessenden Überzeugung stehen, und dass nach dieser Übereinstimmung der Religionsvortrag eingerichtet werden müsse: und wer möchte wohl daran zweifeln? Das historische Studium der Bibel ist dabey natürlich nicht nur zulässig, sondern sogar nothwendig, wenn die Vernunftwahrheiten der Religion nicht in der Luft schweben, und als subjective Meinungen erscheinen sollen. Der blosse Vortrag des in der Bibel enthaltenen Materials hingegen würde zur Geistlosigkeit und zum steifen todten historischen Glauben führen: der Religionslehrer muss es sich und seinen Lehrlingen aneignen und zur lebendigen Überzeugung bringen, dadurch, dass er es in das Gebiet der Vernunft zieht, und zum Gegenstande der freyen Betrachtung macht. Das Falsche in *Kants* Hypothese aber ist wohl diess, dass demjenigen, was nach der grammatisch historischen Auslegung keinen moralischen Sinn gebe, will-

kührlich ein ſolcher untergeſchoben werden ſoll. Es kann nichts in der Bibel auf die Religion ſich Beziehendes geben, was nicht nach dem Geiſte der Zeit einen religiöſen Sinn hätte, wenn man nur eine höhere Anſicht von der Religion, als *Kant* hat, und darin mehr als Moral erblickt, und den Geiſt der Zeit richtig verſteht. Dieſer zeitgemäſse religiöſe Sinn muſs nun vom Religionslehrer ebenfalls wieder zeitgemäſs vorgetragen werden: wobey freylich Manches bloſs bildlich genommen werden kann. Gegen dieſen letzteren Theil der kantiſchen Auslegungsart erklärt ſich der Vf.; er ſcheint aber hierin nicht ganz den wahren Sinn *Kants* getroffen zu haben. Er beſtreitet die Analogie der Behandlungsart der Bibel mit der allegoriſchen Deutung der heiligen Bücher und des Volksglaubens bey den Griechen, Muhammedanern und Indiern, worauf ſich *Kant* beruft, ſcheint aber dieſes Verhältniſs nicht ganz richtig gefaſst zu haben. Offenbar iſt im Chriſtenthume, wie in anderen Religionen, der Gegenſatz einer ſpäteren geiſtigeren Anſicht der Religion mit einer älteren gröberen vorhanden, und muſs vermittelt werden. Eine falſche Vermittelung geſchieht durch die allegoriſche Interpretation, weil ſie willkührlich iſt, und dem chriſtlichen Geiſt der Wahrheit widerſtrebt, und in ſofern hat der Vf. Recht, wenn er dieſe Erklärungsart verwirft; aber die buchſtäbliche Deutung kann unmöglich hinreichend ſeyn, denn für unſere Zeit ſind viele bibliſche Vorſtellungen unpaſſend geworden: es bleibt ſonach nichts übrig, als Geiſt und Hülle zu unterſcheiden, die allgemeine Wahrheit von der beſonderen zeitgemäſsen Auffaſſungsart zu trennen, und zu zeigen, daſs jener eine ewige Gültigkeit zukommt, während dieſe für unſere Zeit höchſtens die Bedeutung eines alten geheiligten Bildes erhalten kann: durch welches Verfahren das Gute der allegoriſchen Interpretation mit dem ächten Geiſt der hiſtoriſchen vereinigt wird. Gleiche Bewandniſs hat es mit dem hierauf angeführten und beleuchteten *fichteſchen* Erklärungsprincip, daſs man die heiligen Schriftſteller immer ſo verſtehen müſſe, als ob ſie wirklich etwas Wahres hätten ſagen wollen, und, ſoweit ihre Worte das erlauben, das Rechte und Wahre geſagt hätten. Etwas Wahres liegt darin, nämlich daſs die heiligen Schriftſteller nur religiöſe Ideen, welche ewige Gültigkeit haben müſſen, vortragen konnten und vorgetragen haben, und dieſer Grundſatz läſst ſich ſehr gut mit der hiſtoriſchen Interpretation vereinbaren. Freylich wollen wir hiemit die gezwungenen Auslegungen *Fichte's* gar nicht vertheidigen, überhaupt auch nicht das Verfahren rechtfertigen, die Ideen einer Zeitphiloſophie in die Bibel hineinzutragen; ſondern wir wollen, daſs man mit philoſophiſchem Geiſte das allgemeine Wahre in der Bibel, was für jede Menſchenvernunft Gültigkeit hat, ausmittele, und ſoviel als möglich objectiv dabey zu Werke gehe. Hierauf läſst der Vf. die accommodative Erklärungsart folgen, welche mit der von uns gefoderten gewiſſermaſsen eins iſt. Statt ſie zu prüfen, was der Vf. in einer früheren Schrift gethan hat, billigt er ſie bloſs im Allgemeinen, und zeigt, daſs dadurch das gelehrte Studium der Bibel nicht entbehrlich, ſondern nur nothwendiger gemacht werde. Er hätte noch hinzuſetzen können, daſs die Accommodationstheorie nur ein Reſultat der grammatiſch-hiſtoriſchen Auslegung ſelbſt ſey, dieſe alſo nicht unnöthig machen könne. Er nennt hierauf die Hauptquellen, aus welchen für dieſe Erklärungsart geſchöpft werden muſs, bleibt aber bloſs bey dem ganz Bekannten ſtehen, und verräth gerade nicht eine tiefe vertraute Bekanntſchaft mit denſelben. Nicht einmal das zur Charakteriſtik jener Quellen Gehörige wird angegeben. So wird von *Philo* und *Joſephus* nichts weiter geſagt, als daſs ſie weit über die Rabbinen zu ſetzen, und ihre Benutzung ſicherer, als die der Apokryphen und Pſeudepigraphen ſey. — Es werden nun einige beſondere Meinungen und Hypotheſen neuerer Exegeten in Rückſicht ihrer etwa zu befürchtenden nachtheiligen Folgen für das Bibelſtudium beleuchtet, z. B. die kritiſche Anſicht der neuteſtamentlichen Wunder, die Erklärung gewiſſer Dogmen aus der Zeit- und Volks-Meinung. Gegen die von mehreren Exegeten zwiſchen den neuteſtamentlichen Erzählungen von der wunderbaren Geburt Jeſu und heidniſchen ähnlichen Mythen gezogenen Parallelen wendet der Vf. ein, jene heidniſchen Vorſtellungen gehörten bloſs in die älteren rohen Zeiten, und zu Jeſu Zeit habe man die Geburt groſser Männer nicht mehr, wie früher, von der Gottheit abgeleitet; man irre daher, wenn man das weit Ältere auf ſpätere Zeiten anwende: eine Bemerkung, welche weder richtig iſt, noch, wenn ſie es wäre, jene Vergleichung unſtatthaft machte. Einige Jahrhunderte machen keinen Unterſchied, da, wo der Geiſt derſelbe iſt. Der Vf. behauptet übrigens, es ſey ganz irrig, von Griechen etwas überzutragen auf Hebräer und Juden: als wenn nicht das Alterthum, bey aller Verſchiedenheit der einzelnen Völker, durch ein gewiſſes Band der Verwandtſchaft verknüpft wäre, und die Hebräer ganz vereinzelt daſtänden! Nichts in der Geſchichte darf als ganz abgeſondert betrachtet werden. Auch widerſpricht ſich der Vf. weiter unten ſelbſt, wenn er mit Recht behauptet, daſs man aus den Schriften der Griechen und Römer auch für die Sacherklärung des N. T. Licht ſchöpfen könne. — Der Vf. iſt auch kein Freund von der äſthetiſchen oder praktiſch idealen Betrachtungsart der neuteſtamentlichen Wundergeſchichten, welche *Horſt* u. A. vorgeſchlagen haben. Er will ſie zwar nicht geradezu widerlegen, macht aber doch die eine und andere Einwendung dagegen. Es würde zu weit führen, wenn wir ſie gegen den Vf. und ſo viele ihm gleichgeſinnte Theologen vertheidigen wollten. Wir ſind aber überzeugt, daſs die ganze Theologie auf einen Standpunct erhoben werden muſs, welcher gewiſſermaſsen die Mitte hält zwiſchen der alten orthodoxen und der neuen kritiſchen ungläubigen Anſicht, und welches der *ideale* Standpunct iſt. Die erſte Anſicht verträgt ſich nicht mit der vorgeſchrittenen Verſtandesbildung, die zweyte läſst das Herz kalt, und die Phantaſie leer. Kann man die buchſtäbliche Wahrheit nicht retten: ſo mache man wenigſtens eine höhere ideale Bedeutung

geltend, welche, obschon unbewufst, dem alten Glauben zum Grunde liegt. Rec. hat nichts mit Hn. *Horst* und dessen Genossen gemein, er kennt sie nicht, und hat ihre Schriften nicht gelesen; aber unabhängig von ihnen, hat ihn sein Nachdenken auf denselben Standpunct geleitet, und er wagt es, trotz dem Kopfschütteln der meisten jetzigen Theologen, zu behaupten, dafs in weniger als zwey Jahrzehnten dieser Standpunct allgemein seyn wird. Schon fühlen Manche das Leere, Unbefriedigende jener kritischen Theologie, welche nichts als etwas Moral gelten läfst, und der Religion ihre grofse, tiefe Bedeutung raubt; freylich aber zeigen sich auch hie und da Rückschritte und Abwege: diese zu vermeiden, die Resultate der ächten kritischen Forschung zu retten, und doch dem religiösen Bedürfnifs genug zu thun, ist die Aufgabe, welche sich der ächte Theolog stellen mufs.

Der Vf. kommt nun zu der von ihm mit Recht vertheidigten grammatisch-historischen Auslegung (die sich aber mit einer höheren philosophischen, oder idealen, oder wie man sie nennen will, recht gut verträgt), über die er sich weiter verbreitet, ohne doch für den Kenner etwas Belehrendes zu sagen, und selbst für den Anfänger, weil er sich nur im Allgemeinen und Oberflächlichen hält, sehr unterrichtend zu seyn. Ein Gleiches gilt von der Art, wie der Vf. vom Zusammenhang der Profanphilologie mit der Bibelerklärung redet. Dabey können wir seinen Vorschlag nicht billigen, dafs man das N. T. auf Schulen in den letzten Vorbereitungsjahren auf die Universität lesen solle. Wir glauben, dafs der junge Theolog durch die Kenntnifs der rein griechischen und der hebräischen Sprache hinreichend auf die Lesung des N. T. vorbereitet sey, und dafs, was ihm noch fehlt, auf der Universität ersetzt werden könne. Die Hypothese des aramäischen Urevangeliums benutzt der Vf., um die Nothwendigkeit der Kenntnifs der aramäischen Sprache zu zeigen, läfst sie übrigens aber auf sich beruhen; gegen ein aramäisches Original der paulinischen Briefe erklärt er sich mit Recht unbedingt. „Das Geschrey, sagt er, von dem Heil, das aus Aram kommen soll, ist wenigstens hie und da zu grofs." Dessenungeachtet verlangt er von jedem Religionslehrer die Kenntnifs des Aramäischen, weil, abgesehen von jenen Hypothesen, so Manches im N. T. aus dieser Sprache sein Licht erhält. Hierauf kommt er auf das Studium der hebräischen Sprache, wofür er die Vergleichung der Dialekte empfiehlt, zugleich aber auch vor dem Mifsbrauch derselben warnt, Alles nur etwas zu allgemein und oberflächlich; auch müssen wir die Unbekanntschaft mit den neuesten Arbeiten in diesem Fach, besonders von *Gesenius*, rügen, und dafs Hülfsmittel, wie *Leuns Handbuch*, vor welchem man warnen mufs, den Anfängern empfohlen werden. Dagegen müssen wir es sehr loben, dafs der Vf. sehr angelegentlich zum Studium der hebräischen Sprache ermuntert, und den Nutzen desselben für jeden Religionslehrer zeigt. Wir unterschreiben auch ganz, was er vom Zusammenhang des A. und N. T. sagt, dafs es im Grunde Eine Religionslehre sey, welche die alten und neuen Offenbarungen Gottes enthalte. Wir halten dafür, dafs diejenigen, welche das N. T. isoliren, und aufser Zusammenhang mit dem A. T. betrachten, eben so sehr dem ächten historischen Geiste widerstreben, als sich gegen die kirchlich sanctionirte Anerkennung des A. T. als einer göttlichen Offenbarung auflehnen. Der Vf. läfst der lutherischen und den neueren Übersetzungen Gerechtigkeit widerfahren, aber er behauptet mit Recht, dafs man nur aus dem Original mit dem wahren Geiste des A. T. bekannt werde. Überhaupt dringt er in diesem Theile seiner Schrift mehr in das Tiefere ein, und zeigt überall eine gründliche Einsicht. Zuletzt giebt er noch die wichtige Wahrheit zu beherzigen, dafs man von dem Religionslehrer mit Recht gelehrte Bildung überhaupt, eigene Überzeugung, Selbstdenken, Unabhängigkeit von Autoritäten fodere, und dafs der Religionslehrer nur durch geistige Überlegenheit über seine Lehrlinge sich ihr Vertrauen erwerbe, und mit Nutzen auf sie wirken könne. „Je reicher der Schatz von Kenntnissen ist, aus welchem der Lehrer wählen kann, was für seine Lehrlinge angemessen seyn mag, und je fester der Grund ist, auf welchem jene beruhen: um so nützlicher wird dieser Lehrer seyn, und um so richtiger wird er die Wege sehen und betreten, auf welchen er dem Verstand und Herzen Anderer sich nähern kann. Selbst auch die Form, in welcher er seinen Unterricht giebt, wird um so passender und wirksamer seyn, je ausgebreiteter seine Erkenntnifs, und je sicherer seine Überzeugung ist." Wenn nun aber der Vf. diese Bildung hauptsächlich aus dem Studium der Alten geschöpft wissen will: so hat er zwar allerdings Recht, weil es ohne classische Bildung überhaupt keine wahre Bildung geben kann; allein er zeigt sich zuerst darin einseitig, dafs er Alles nur auf die Verstandesbildung bezieht, und den Einflufs auf den Geschmack gar nicht in Anschlag bringt (freylich scheint ihm die innige Verbindung zwischen der Religion und der Poesie und Kunst noch ein Geheimnifs zu seyn); sodann hätte er doch die Philosophie nicht so ganz vergessen sollen, ohne welche es gewifs keine ächt theologische Bildung geben kann. Wenn unsere Theologen diese beiden nothwendigen Elemente der Bildung, das philosophische und classische, in sich aufnehmen und verarbeiten: dann wird der Predigerstand wieder zu dem Ansehen emporsteigen, das er durch ein auffallendes Zurückbleiben hinter der weit vorgeschrittenen Zeitbildung verloren hat. Es freut uns vom achtungswürdigen Vf., dafs er mit uns in diesem Mangel an Bildung die Ursache des Sinkens dieses Standes findet, und sich und Anderen nicht den Blick verwirrt durch Aufsuchen anderer Ursachen, die allerdings auch Statt haben, zunächst aber nicht in Betrachtung kommen dürfen.

n.

Berlin, b. Salfeld: *Palingenesie der Kirche Jesu durch eine mögliche und unvergängliche Reform.* Ein Gedanke an alle Geistliche und Geistige im Volke von *A. Fink,* Prediger zu Jahns-

felde in der Kurmark. 1813. IV u. 100 S. 8. (10 Gr.)

Ein mit kräftigem, religiösem Geiste und mit Bescheidenheit geschriebenes Buch. Der Hauptinhalt desselben ist, darzuthun, dass die Confirmation der vierzehnjährigen Jugend bis gegen das zwanzigste Jahr verschoben werden solle, wo dann der Vf. „von solches Werkes innerer Zweckmässigkeit und Würdigkeit," und zuletzt von dessen äusserer Möglichkeit redet. Obgleich Rec. behaupten möchte, dass sehr viele der Knaben, die er jährlich confirmirt, eine gründlichere und umfassendere Erkenntniss des Christenthums besitzen, als die meisten, welche im ersten christlichen Jahrhundert gelehrt und dann getauft wurden: so hat er doch im Ganzen gegen die Idee des Vfs. nichts Gründliches einzuwenden. Nur eine einzige, dem Rec. wichtige, Bedenklichkeit hat der Vf. zu wenig oder gar nicht berücksichtigt, nämlich den Widerstreit dieses reformatorischen Vorschlags mit der bürgerlichen Bestimmung der christlichen Jugend. Nothwendig wäre es, dass der Unterricht bis zur Zeit der Confirmation fortgesetzt würde, wo sich dann von dem guten Willen z. B. der Meister und Lehrherrn, etwa junger Ökonomen, ohne die Dazwischenkunft der Staatsbefehle, die in diesem Gebiete nicht an der rechten Stelle seyn möchten, nicht allgemein erwarten liesse, der christlichen Jugend die zum Unterrichte erfoderliche Zeit zu vergönnen. Sonntagsschulen reichen aber hier nicht aus, um die Jugend vollständig in die Lehren der Religion nach des Vfs. Sinne einzuweihen, und die religiösen Grundsätze zur Lebensseele der Jünglinge und Jungfrauen zu erheben. Wie ferner da, wenn ein funfzehnjähriger Jüngling durch mannichfaltige Umstände gedrungen fern von seiner Vaterstadt ein Lehrling werden müsste? Wie, wenn der Staat sich seiner vor dem beendigten Unterrichte und vor der Confirmation zu militärischen und anderen Diensten bemächtigte? Muss da nicht die Kirche mit ihren jungen Christen eilen, wenn nicht der Staat in den Bürgern der Kirche die Christen entführen soll? Doch dem Vf. ist eigentlich die Kindertaufe ein Greuel, gegen welche er S. 69 f. sehr energisch spricht, und an ihre Stelle eine christliche Weihe setzen will. (So behandelte Rec., als er noch taufte, längst schon die Kindertaufe.) Tritt nun aber als das Wahre und Rechte die Taufe in demjenigen Alter ein, wo nach des Vfs. Vorschlag die Confirmation geschehen sollte: so wird die Confirmation, als Nachhülfe der Kindertaufe, ganz überflüssig. Soll aber eine spätere Confirmation auf die Einführung der späteren Taufe die Gemüther nur vorbereiten: so wird das Volk gegen „beständige Neuerungen" noch ungehaltener werden. Lieber rücke man also mit der Einführung und Wiederherstellung der alten christlichen Taufe nach vollendetem Unterrichte heraus! Jedoch ehe man an diese Reformation gehen könnte, müsste eine grosse Reformation in den Gemüthern in Betreff so manches Wahnes, so mancher Abermeinung, wie der Vf. spricht, vorhergehen. Ob wir gleich nicht leugnen, dass die Taufe zu der Zeit und unter den Umständen, wie sie der Vf. haben will, ganz anders das christliche Gemüth ergreifen müsse, als die Kindertaufe oder die Erinnerung daran; nur würden wir Bedenken tragen, die etwa zwanzigjährige Braut vor dem Traualtar erst zu taufen, weil wir glauben, dass der religiöse Enthusiasmus durch Hochzeitgedanken gar zu sehr geschwächt werden möge: so können wir uns doch nicht überzeugen, dass der in spätere Zeit verlegte Ritus der Taufe eine *Palingenesie* der Kirche Jesu bewirken könne. Noch viel mehr zu einer solchen Palingenesie scheint uns eine neue, nach richtigen Ideen einer Kirche angelegte und ausgeführte Reform einer gleichmässigen Organisation und des Regimentes der Kirche in der christlichen Welt zu führen. — Auch hier kommen die Klagen über kärgliche und klägliche Dotirung der Pfarr-, (setze hinzu: und Schul-) Stellen vor. Aber, wie? es wäre nicht zu helfen? Auch dann nicht, wenn der zehnmalhunderttausendste Theil von dem, was auf die Zerstörung der Welt verwandt wird, zu jenem heiligen Zwecke in Anspruch genommen würde, da doch zehnhunderttausendmal mehr zum Zwecke der Zerstörung wirklich da ist, und da seyn muss?

Nicht gefallen hat uns die gekünstelte, pretiöse, neu deutsche Sprache im Periodenbaue, und in einzelnen Ausdrücken. Wie dunkel und schwerfällig werden nicht die Perioden, wie z. B. gleich der Anfang, durch die vielen Einschiebsel! Ist das „durchsprechen" des Vfs. besser, als das beliebte „sich aussprechen"? Ein „unbenommener" Beobachter für uneingenommener, ein „unbenommenes" Denken für ein unparteyisches (S. 44), ist das richtig? Wir wagen es nicht, dieses für gesucht zu erklären, sondern meinen, ohne es für eine „Abermeinung" zu halten, dass des Vfs. hoher, energischer Geist, die gewöhnlichen Formen zersprengend, ungesucht neue zu erschaffen strebe. — g.

NEUE AUFLAGEN.

Erfurt, b. Keyser: *Christliches Lehrbuch für Lehrer und Kinder in Bürger- und Land-Schulen, nebst den fünf Hauptstücken des Katechismus Lutheri mit kurzen Worterklärungen*, von *Heinrich Gottlieb Zerrenner*. Dritte verbesserte Ausgabe. 1815. XX u. 300 S. 8. (10 Gr.) Die anerkannte Brauchbarkeit des Buches bewährt sich immer mehr.

Bremen, im Comptoir für Literatur: *Lesebuch zur Übung in der Declamation.* Erster Theil für Elementarschulen. Herausgegeben von *Betty Gleim*. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1815. XII u. 308 S. 8. (1 Rthlr.) (S. d. Rec. Jahrg. 1813. No. 219.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1815.

JURISPRUDENZ.

Berlin, in der neuen Societäts-Verlags-Buchhandlung: *Verſuch über das Ideal einer Gerichtsordnung.* Von *Ernſt Wilhelm v. Reibnitz*, kön. preuſſ. Ober-Landes-Gerichtspräſidenten. *Erſter Theil.* 1815. 496 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Die glückliche neue Geſtaltung der Dinge, welche wir der Befreyung Deutſchlands von dem bonapartiſchen Drucke verdanken, hat auch wieder zu der Erneuerung früherer Ideen über eine zweckmäſsige, uns eigenthümliche und nicht von fremder Herrſchſucht uns aufgedrungene Reform unſeres Gerichts- und Proceſs-Weſens geführt; und Niemand wird wohl verkennen, daſs eine ſolche Erneuerung nöthig und nützlich ſey. So hohen Werth auch die möglichſt richtige Beſtimmung der bürgerlichen Rechtsverhältniſſe durch eine gute Geſetzgebung haben mag: ſo entſcheidet dieſe doch bey weitem weniger über das Wohl der Völker, als eine gute Organiſation der Gerichte und ein zweckmäſsiger Gang des gerichtlichen Verfahrens. Den todten Buchſtaben der Geſetze ruft dieſer eigentlich erſt ins Leben. Der Bürger eines Staats iſt bey weitem weniger dabey intereſſirt, ſeine Rechtsverhältniſſe nach juridiſch und politiſch ganz richtigen Principien beſtimmt zu ſehen, als dabey, daſs er bey entſtandenen Streitigkeiten ſeine geſetzlich begründeten Rechte ohne Schwierigkeit und Umſchweife gerichtlich verfolgen könne, und daſs zu dem Ende eine Form des gerichtlichen Verfahrens vorhanden ſey, welche den Charakter der gerichtlichen Wahrheit auf einfache, leicht erkennbare Kennzeichen zurückführt, und dadurch der Chikane und Streitluſt des Gegners und dem Miſsbrauche der richterlichen Willkühr ein Ziel ſetzt.

Was den vor uns liegenden Verſuch betrifft: ſo hat der Vf. ſeine Gedanken über die zweckmäſsigſte Geſtaltung des Gerichtsweſens und des Proceſsverfahrens hier in einer Reihe von Abhandlungen vorgetragen, welchen er im zweyten Bande eine nach ſeinen Ideen vollſtändig abgefaſste Gerichtsordnung ſelbſt folgen laſſen will. Dieſe Ideen aber concentriren ſich auf folgende Hauptpuncte. — Um den Richter in den Stand zu ſetzen, der hiſtoriſchen Wahrheit der, der rechtlichen Entſcheidung zum Grunde liegenden Thatſachen nachzuſpüren, und dieſe erſt möglichſt ins Klare zu bringen, ehe er die Geſetze auf ſie anwendet, dazu giebt es zwey verſchiedene Wege. Entweder der Richter leitet bloſs die Bemühungen der Parteyen, deren Intereſſe es mit ſich bringt, die Wahrheit in dieſer oder jener Geſtalt an das Licht zu fördern, und beſchränkt ſeine Bemühungen nur darauf, daſs den Intereſſenten der volle Genuſs der Gelegenheit, die von ihnen behauptete Thatſache nachzuweiſen, unverkümmert verſtattet werde; oder der Richter arbeitet ſelbſt thätig mit an der Enthüllung der Wahrheit, er verfolgt jede Spur, die ihn dazu führen kann, und ergreift auch ohne Anſtoſs von Seiten der Intereſſenten jedes Mittel, um die vorkommende Thatſache in ihrer wahren Geſtalt darzuſtellen. In dem erſten Verfahren ſpricht ſich das Weſen des *Anklageproceſſes* aus, in dem letzten das des *Unterſuchungsproceſſes*. Jenem giebt der Vf. vor dieſem überall (S. 15 u. 112 folg.) den Vorzug. Insbeſondere ſcheint es ihm völlig ausgemacht zu ſeyn, daſs bey *bürgerlichen* Rechtshändeln der Unterſuchungsproceſs ganz am unrechten Orte ſey. Die erſte unerläſsliche Pflicht des Richters, die ſtrengſte Unparteylichkeit, kommt dabey ins Gedränge. Es muſs dem Richter, der die Thatſache unterſucht, völlig einerley ſeyn, ob das Reſultat der Unterſuchung die Thatſache ſo oder ſo darſtellt. Unvermeidlich iſt es aber, oder der Richter müſste mehr als Menſch ſeyn, daſs, wenn er bey der Unterſuchung thätig mitwirkt, er nicht beym Anfange ſchon irgend eine Meinung gefaſst haben ſollte, wie die Thatſache geſtaltet ſey, und wie ſie ſich bey näherer Unterſuchung entwickeln werde, und daſs er, auf dieſe Meinung geſtützt, nicht einen Plan zur Unterſuchung ſich bilde, der nur den von dem Richter aufgefaſsten Geſichtspunct verfolgt, und das, was auſser demſelben liegt, minder beachtet. Auſser dieſem weſentlichen Nachtheile kann aber auch der Unterſuchungsproceſs den Richter leicht verleiten, der Thatſache weiter nachzuſpüren, als es die Entſcheidung der ſtreitigen Rechtsfrage nothwendig macht, und mit unbefugter Neugierde in die Geheimniſſe der Familien einzudringen. Auch dieſe Beſorgniſs hebt der Anklageproceſs, der dem Richter jede officielle Einmiſchung in die Entwickelung der Thatſachen wehrt, und ihn nur das wiſſen läſst, was das gegenſeitige Intereſſe der Parteyen davon anzuführen für gut findet. Überhaupt müſſen (S. 20) nicht nur die Finalentſcheidung, ſondern auch die vorbereitenden Maſsregeln, die Formen der gerichtlichen Wahrheit, die Mittel zu deren Auffindung, die Friſten zur Entwickelung der Thatſachen, auf die ſtrengſte Unparteylichkeit berechnet ſeyn. Empört durch den Schneckengang mancher Proceſsformen, hat man hin und wieder mehr Werth auf den ſchnellen Gang der gericht-

lichen Verhandlungen gelegt, als ihm gebührt, und hat dagegen dem Richter Manches erlaubt, was mit der strengsten Unparteylichkeit streitet, oder den Richter wenigstens in Gefahr bringen kann, für eine oder die andere Meinung eine Vorliebe zu fassen, oder wenigstens den Schein davon zu haben. Diess zu vermeiden ist der Hauptgesichtspunct, auf welchen alle Vorschriften der Gerichtsordnung berechnet seyn müssen, und die Güte und Zweckmässigkeit eines solchen Gesetzbuchs hängt nächstdem von folgenden Bedingungen ab (S. 21 folg.): *a*) Es muss ein völlig abgerundetes Ganzes seyn, das ohne Bekanntschaft mit den früher bestandenen Formen von jedem wissenschaftlich gebildeten Manne leicht verstanden werden kann, ohne erst in ein tieferes Studium der Geschichte der früheren Rechtsformen eindringen zu müssen. *b*) Die Formen, welche zur Entwickelung der gerichtlichen Wahrheit, oder zur festeren Knüpfung neuer Rechtsverhältnisse in den Handlungen der freywilligen Gerichtsbarkeit vorgeschrieben werden, müssen so einfach als möglich seyn. *c*) Diese Formen müssen überall strenge und ohne alle Ausnahme beobachtet werden. *d*) Es muss in den Rechtsformen der Willkühr des Richters so wenig als nur immer möglich eingeräumt werden. *e*) Von den verschiedenen, durch die Rechtspflege nothwendig werdenden und dazu erfoderlichen Haupt- und Neben-Beschäftigungen müssen nur jene dem eigentlichen Richter zugetheilt werden, und der Richter muss mit allen solchen Beschäftigungen möglichst verschont werden, die sich der Handarbeit mehr oder weniger nähern. Und endlich muss *f*) eine Gerichtsordnung so kurz seyn, als möglich ist, ohne in den Fehler der Dunkelheit zu verfallen. Die aufsehende Gewalt in Justizsachen durch den Justizminister, oder die Mittelbehörden in Ansehung der Untergerichte, soll nicht zu sehr ausgedehnt werden, damit sie nicht die zur Sicherheit des richtigen Ganges der Justiz nöthige Unabhängigkeit des Richters von fremdem Einflusse beschränke, sondern sie soll sich bloss erstrecken auf die Bestellung und Entlassung der Justizbedienten, auf die Erhaltung der vorgeschriebenen Ordnung im Mechanismus des Dienstes, auf die Erinnerung und mehr rathgebende als in die Entscheidung der Sache selbst eingreifende Zurechtweisung der Gerichte in einzelnen Fällen, auf die Beschwerden der Interessenten, und auf die schnelle Kenntniss von allen im Staate vorgefallenen Verhaftungen. „Denn (S. 37) die persönliche Freyheit des Bürgers ist ein so wichtiges, so unverletzliches Gut, dass man, wenn die höheren Zwecke des Staats dessen Antastung gebieten, nicht genug eilen kann, alle übrigen Bürger recht öffentlich zu überzeugen, dass bloss jene höheren Zwecke, nicht aber Eigenmacht, noch Rachsucht, noch andere unedle Leidenschaften an der Kränkung desselben Theil haben." Die Ernennung der Richter soll überall (S. 40) nur von dem Regenten auf den Vorschlag des Justizministers ausgehen: denn „es ist ein verwerflicher Rest der Barbarey des Mittelalters, von dem man sich nicht bald genug entfernen kann, wenn Individuen oder Corporationen im Staate auf den Grund alter Privilegien das Recht üben, den Richter für einen gewissen District zu ernennen;" und jeder Richter soll in der Regel auf Lebenszeit zu seinem Amte berufen werden, weil dieses eine der Hauptbedingungen seiner Unabhängigkeit in der Erfüllung seiner Amtspflichten ist. Für die Competenzverhältnisse der einzelnen Gerichte soll keine andere Grenze berücksichtiget werden, als die *geographische:* denn die verschiedenen Spaltungen der Gerichtsbarkeit, welche in den neueren Zeiten in den cultivirten Staaten — besonders in Preussen — aus so sehr verschiedenen Gesichtspuncten Statt gefunden haben, gehören zu den sonderbarsten Ausgeburten der Verbildung, welche ein gewisser Grad der Cultur mit sich führt; weder eine besondere Kunst oder wissenschaftliche Erfahrung in irgend einem Fache, welche bey der Entscheidung eines Rechtshandels zur Sprache kommen kann, noch die grössere Geschwindigkeit, mit der vorzugsweise eine Art von Rechtshändeln vor anderen behandelt werden mag, können einen Grund abgeben, Sachen dieser Classe einen eigenen Gerichtshof zu widmen. Der Vf. verwirft (S. 155) jeden Unterschied der Gerichtsstände, der durch Geburt, Amt, die Beschaffenheit gewisser Sachen, durch Contracte, Administration, oder sonst was immer für Ursachen begründet werden könnte; er findet selbst keinen hinreichenden Grund, ein *Forum reale* zuzulassen bey dem Richter, in dessen Bezirk die Sache gelegen ist. Bloss der Wohnort des Beklagten begründet die Competenz des Gerichts. Am zweckmässigsten würde es nach der Meinung des Vfs. (S. 71) seyn, jedes Gericht aus *Einem Präsidenten* oder *Director*, *sechs Richtern*, und *Einem Gerichtsschreiber* zusammenzusetzen, und eine Bevölkerung von 60—70000 Seelen zu einem gewöhnlichen Gerichtssprengel anzunehmen; jedem Appellationsgerichte aber den Bezirk von zehn Gerichten erster Instanz anzuweisen. Über den Appellationsgerichten steht das *Obertribunal*, mit dem sich die Hierarchie des eigentlichen Justizwesens schliesst (S. 72): denn der *Justizminister* ist nicht sowohl eine eigentliche Richteramtsperson, als vielmehr nur der Depositär der höchsten Oberaufsicht über das gesammte Justizwesen im Staate (S. 53). Die Anstellung von *Friedensrichtern* hält der Vf. für unzweckmässig, weil solche als Anstalt zur Beförderung der Sühne unter den Parteyen nicht viel leisten kann; als eigene Richteramtsbehörde zur Verhandlung und Entscheidung minder wichtiger Sachen ihr das entgegensteht, dass es bedenklich ist, in der Person Eines Individuums ein Gericht niederzusetzen (S. 74). Dagegen aber hält er eine aus der Masse der Bürger gewählte *Jury* für einen wesentlichen Bestandtheil einer guten Gerichtsverfassung, und weist dieser Jury — von der eine Zahl von Gliedern ihren Functionen fortwährend obliegen soll — an (S. 75): *a*) in peinlichen Fällen beym Eingange des Processes die Entscheidung der Frage, *ob die Anklage Statt finde*, und nach beendigter Untersuchung die weitere Entscheidung, *ob, und welches Verbrechen von dem Angeklagten begangen worden sey;* *b*) die Leitung aller Executionen; *c*) die obervormundschaftliche Auf-

ficht über die Vormünder ihres Bezirks; *d*) den Sühneverfuch in Proceffen nach beendigter Inftruction, und *e*) die Obhut über die äufsere Sicherheit der Hypothekenbücher ihres Bezirks, und der Teftamente. Übrigens follen fich die Gerichte mit den Gefchäften der freywilligen Gerichtsbarkeit gar nicht befaffen, fondern diefe follen von eigends dazu beftellten *Notarien* beforgt werden (S. 85). Denn nicht allein, dafs die Verrichtung diefer Gefchäfte fehr oft vom Augenblick abhängt, welchen der Richter nicht allemal ohne Nachtheil feines übrigen Berufs benutzen kann: fo fcheint es auch dem Vf. die Würde und die Parteylofigkeit des Richters ins Gedränge zu bringen, wenn nachmals vielleicht in feinem Gerichtshofe Inftrumente wegen formeller Fehler angefochten werden, die unter feiner unmittelbaren Leitung abgefafst und ausgefertigt wurden. Aufserdem bringt es den Richter mit den Privatverhältniffen der Parteyen und mit ihnen felbft in zu genaue Bekanntfchaft, die doch fo viel als möglich vermieden werden mufs. — Damit endlich der Richter über das, was im Staate Rechtens ift, ohne Schwierigkeit immer im Klaren feyn möge, follen alle neuen Gefetze und alle authentifchen Declarationen älterer Gefetze nur ganz allein von dem Regenten ausgehen, und ohne Beobachtung der von ihm vorgefchriebenen Form der Publication keinen Richter binden.

Was die *Form des gerichtlichen Verfahrens* angeht: fo haben wir bereits oben bemerkt, dafs der Vf. dem Anklageprocefs vor dem Unterfuchungsverfahren den Vorzug giebt. Diefs vorausgefetzt, verlangt er denn (S. 118), dafs es dem Richter niemals erlaubt feyn müffe, ohne Antrag der Parteyen oder *ex officio* zu verfahren. Der Richter foll zwar fchnell entfcheiden, wenn ihn die Parteyen darum anfprechen; er hat aber keine Veranlaffung, fich unberufen in den Streit zu mifchen. Seine Pflicht befchränkt fich blofs darauf, während der Inftruction die Formen zu beftimmen, in denen die gegenfeitige Auslaffung (Vernehmlaffung) erfolgen mufs, und nach der Beendigung diefes Verfahrens das feftzufetzen, was aus den ihm vorliegenden Thatfachen rechtlich folgt, *allemal aber nur, wenn und in fo weit die Parteyen ihn darum anfprechen.* Das *Inftructionsverfahren* foll, wenigftens für den gewöhnlichen (*ordentlichen*) Procefs, der mit allen Solennitäten geführt werden kann, *fchriftlich feyn* (S. 121): denn „follte der Richter die Führung des Protocolls in feinen Händen behalten: fo würde fein Einflufs auf die Stellung des Factums, welcher vermieden werden foll, durch die Wahl der Worte, die er dictirt(?), und die ihm überlaffen ift, mehr als gut ift, begründet werden; follte hingegen den Parteyen verftattet feyn, dem Richter ihre gegenfeitigen Einreden in die Feder zu dictiren: fo wäre diefs theils gegen die Würde des Richters, theils wäre es offenbar eine völlig unnütze und frivole Zeitverfchwendung, dasjenige nicht gleich gefchrieben zu übergeben, was viel leichter gleich in diefer Form vor die Augen und in die Hände des Richters kommen foll." Das Verfahren der Parteyen foll (S. 123) bis zur *Duplik* gehen. Ift es gefchloffen: fo foll der Richter mit den Parteyen zufammen einen *ftatum caufae et controverfiae* reguliren, auf die Art ungefähr, wie es die preuffifche Gerichtsordnung vorfchreibt; wobey übrigens (S. 163) den Parteyen nachgelaffen feyn foll, in dem Termine zur Regulirung diefes *ftatus* unterbliebene Vernehmlaffungen über diefe oder jene vom Gegner angeführte Thatfache noch nachzuholen und zu ergänzen, auch noch mehrere Beweismittel für diefes oder jenes Factum anzugeben (S. 125). Ift die Sache zum Definitivurthel gefchloffen: fo follen (S. 129) die Parteyen oder ihre Sachwalter fich bereit halten, ihre Sache noch einmal *mündlich* vor Gericht zu vertheidigen. An dem Tage, wo der Definitivvertrag erfolgen foll, trägt der Referent im verfammelten Gerichte die Sache mit feinem Votum ohne Anwefenheit der Parteyen vor. Hierauf werden, ehe noch die Richter darüber debattiren, die Thüren geöffnet, und wird jetzt den Parteyen geftattet, vor den Schranken des Gerichts gegenfeitig zu plaidiren, wobey es ihrer Willkühr überlaffen bleiben foll, ob fie fich eines fchriftlichen, oder eines freyen mündlichen Vortrags bedienen wollen. Der Kläger fängt an, und der Beklagte fpricht nach ihm. Eben fo in den ferneren Inftanzen derjenige, der die Inftanz ergriffen hat. Nach geendigtem Plaidiren fchliefsen fich die Thüren des Gerichts den Zuhörern wieder, die Debatten des Gerichts fangen an, die Sache wird entfchieden, und die Entfcheidung fofort publicirt. An fich unzuläffige Klagen foll der Richter *a limine judicii* abzuweifen befugt feyn; für von ihm zugelaffene Klagfachen aber foll es unbedingt Regel feyn, dafs der Richter in keinem Fall dem Kläger mehr zuerkennen darf, als die Klage fodert. Auch foll die Foderung des Klägers während der Inftruction auf keinen Fall vermehrt, überhaupt nie wefentlich verändert werden dürfen (S. 139). Hat indefs während der Inftruction der Beklagte einen Theil der Foderung eingeräumt, einen anderen aber aus irgend einem factifchen oder Rechts-Grunde beftritten: fo fteht es dem Kläger frey, feine urfprüngliche Foderung hienach zu modificiren, und was er hier fodert, beftimmt den Umfang deffen, worauf der Richter beym Erkenntnifs Rückficht zu nehmen hat. Die Befehle, welche der Richter zur Inftruction der Sache auf die bey ihm angebrachte Klage erläfst, will der Vf. (S. 150 folg.) möglichft kurz gefafst wiffen, blofs nur im Allgemeinen dasjenige andeutend, was gefchehen foll. Die Friften zur Einreichung der Wechfelfätze follen beym *ordentlichen Proceffe* (S. 161) für jede folche Schrift auf *fechs Wochen* beftimmt werden, von dem Tage an gerechnet, wo die vordere eingereicht, und die Einreichung der folgenden vom Gerichte verfügt worden ift. Ift das Verfahren mit der Duplik befchloffen: fo wird der Termin zur Regulirung des *ftatus caufae et controverfiae* nach *vierzehn Tagen* beftimmt. In diefem Termine wird, wie wir bereits oben bemerkten, durch einen vom bisherigen Inftruenten verfchiedenen Juftizdeputirten das bisherige Verfahren revidirt, und was etwa noch fehlt oder berichtiget werden mufs, ergänzt und berichtiget; übrigens aber legen fich die Parteyen hier wechfelfeits die Originale der Beweis-

urkunden vor, und reguliren die Fragstücke, über welche die abzuhörenden Zeugen vernommen werden sollen. Entstehen über diese Fragpuncte Streitigkeiten: so hat (S. 165) die Meinung derjenigen Partey, welche einen Zeugen vorgeschlagen hat, hier den Vorzug. Die andere aber kann nichts desto weniger Fragen hinzufügen, welche ihr von erheblichem Einfluss auf die Entscheidung der Sache zu seyn scheinen. Und auch dem Richter kann es nicht verwehrt werden, die Parteyen *rathgebend* auf diese oder jene Umstände aufmerksam zu machen, welche durch den Zeugen noch aufgeklärt werden könnten. Entsteht Streit über die Erheblichkeit der Vernehmung dieses oder jenes Zeugen, so wie über die Erheblichkeit eines anderen Beweismittels: so muss derselbe hier entschieden werden. Über die dem einzelnen Zeugen vorzulegenden Fragen aber kann, auf den Fall, dass er einmal abgehört wird, kein Streit zugelassen werden, sondern sie müssen ihm vorgelegt werden, es mögen nun beide Parteyen oder nur die eine die Fragen erheblich finden. Überhaupt hat (S. 166) das Gericht die Verbindlichkeit, den Beweis *auch gegen seine Überzeugung* aufnehmen zu lassen, *wenn beide Theile über die Erheblichkeit eines Factums einverstanden sind*, auch in dem entgegengesetzten Falle, wenn die Parteyen über die Erheblichkeit des Factums streiten, nicht leicht und ohne sehr erhebliche und klar am Tage liegende Gründe ein Factum als unerheblich zu verwerfen. Die Beweisaufnahme selbst soll (S. 169) längstens binnen *drey Monaten*, von dem Tage des diessfalls ergangenen Decrets an zu rechnen, vollendet seyn, und die Beweismittel, welche binnen diesem Zeitraum der richterlichen Beurtheilung nicht vorgelegt werden können, sollen *für diese Instanz wenigstens* (?) für die Partey, welche solche produciren will, verloren seyn. Ist die Beweisaufnahme, — deren Form und Bedingungen grösstentheils nach den von der preussischen Gerichtsordnung hierüber festgestellten Regeln (S. 269—310) weitläuftig aus einander gesetzt werden — beendiget, oder der oben zu ihrer Beendigung angegebene Zeitraum verflossen: so ist unmittelbar, und längstens binnen *acht Tagen*, ein Termin vor dem nämlichen Gerichtsdeputirten, der den *statum controversiae* regulirt und den Beweis aufgenommen hat, zur Inrotulation anzusetzen (S. 174), um einer Seits einer Unvollständigkeit und anderer Seits einer möglichen Verfälschung der gerichtlichen Acten vorzubeugen. Doch können die Parteyen diesen Termin ohne bestimmten Nachtheil versäumen, weil das hier vorzunehmende Geschäft von der Art ist, dass es der Richter auch ohne Zuziehung der Parteyen füglich verrichten kann. Sind die Acten gehörig instruirt: so wird zum Vortrag der Sache der Referent bestellt, dessen Beurtheilung es überlassen bleiben soll, ob er die Sache dem Gerichte mündlich oder schriftlich vortragen will. Nur darauf hat er zu denken, dass der Vortrag zur gehörigen Zeit geschehe, in der Zeitfolge, welche die Sache mit anderen vorzutragenden Sachen trifft. Zum Behufs des *Sühnversuchs* sollen (S. 179) die Parteyen unmittelbar nach dem Inrotulationstermin zur Jury hingehen. Die Sühnversuche gehören für die permanente Jury. Das Gericht giebt dieser von dem Inrotulationstermine Nachricht, und diese setzt unmittelbar nachher, spätestens in acht Tagen, den Termin zum Versuch der Sühne vor Einem ihrer Mitglieder an. Es bedarf dazu keiner besonderen Vorladung, sondern die Parteyen, welche diesen Gang der Sache kennen, sind schuldig, sich bey dem Präsidenten der Jury sogleich nach dem Inrotulationstermin nach dem Termin zum Versuch der Sühne zu erkundigen, und in diesem Termin die vollständigen Acten mitzubringen, und sie dem Deputirten der Jury zur Einsicht vorzulegen. Unterlässt eine Partey dieses, oder erscheint sie gar nicht in dem Termine zum Sühnversuche: so muss sie die Processkosten der Instanz tragen, *ohne Rücksicht, ob sie ein obsiegliches Urtheil erhält oder nicht* (S. 179). Übrigens berichtet das Mitglied der Jury, welches zum Sühnversuche deputirt war, mündlich oder schriftlich an den Präsidenten der Jury, und dieser giebt einen kurzen schriftlichen Bericht desshalb an das Gericht, worin er entweder bloss sagt, dass die Sache verfahren, oder, wenn sie nicht verglichen, zugleich anzeigt, dass die Parteyen beym Sühnversuche erschienen, oder welche von ihnen etwa ausgeblieben sey. Kam ein Vergleich zu Stande: so hängt es von den Parteyen ab, ob sie denselben von einem Notar in beglaubter Form aufnehmen lassen wollen, oder nicht. Doch hält der Vf. in jedem Falle einen schriftlichen Vergleich für nothwendig: theils damit künftige Streitigkeiten möglichst vermieden werden, theils damit nicht etwa gar die Frage, ob die Sache verglichen worden, irgend einmal zur Contestation gezogen werden könne. Das Gericht aber bedarf (S. 180) in keinem Falle Notiz darüber, in welcher Art der Vergleich zu Stande gekommen sey (?). Ist das Urthel gesprochen: so erhalten die Parteyen *noch an dem Tage der Gerichtssitzung, wo es gesprochen und eröffnet wurde*, eine Abschrift unter der gewöhnlichen Unterschrift des Präsidenten und des Gerichtsschreibers. Diese Ausfergung erfolgt (S. 181) ohne Gründe. Indessen steht es jedem Interessenten frey, sich die Gründe von dem Gerichte zu erbitten, welches sie dann aus der schriftlichen Relation von dem Gerichtsschreiber kurz extrahiren, oder, wenn mündlich referirt worden seyn sollte, durch den Referenten aufsetzen, dem Collegium zur Genehmigung vorlegen, und sodann den Parteyen gewöhnlichermassen mittheilen lässt. Jedes Urthel soll übrigens, sobald es kein weiteres Rechtsmittel zulässt, (S. 182) in der Regel *sofort* executorisch seyn. — Diess wären die Hauptpuncte des Verfahrens beym ordentlichen Processe. In der Hauptsache sollen sie auch in den *summarischen* Processarten beobachtet werden, nur mit kürzeren Fristen (S. 197), und bey *Wechselprocessen, Processen, deren Object nicht* 50 *Thlr. beträgt, Injurienprocessen unter Leuten gemeinen Standes*, und *Spolienklagen* (S. 189) mündlich. Auch fällt das Plaidiren hinweg, und der Sühnversuch bleibt dem Richter überlassen. Zur Instruction und Aburthelung der mündlichen Processe soll bey jedem Gerichte eine Commission niedergesetzt werden, welche monatlich abwechselt, und aus *Einem Richter*, dem *Gerichtsschreiber* und *Einem Assessor* oder *Referendar* besteht (S. 197).

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1815.

JURISPRUDENZ.

BERLIN, in der neuen Societäts-Verlags-Buchhandlung: *Versuch über das Ideal einer Gerichtsordnung.* Von *Ernst Wilhelm von Reibnitz* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Was die Folgen des Ungehorsams gegen richterliche Befehle betrifft: so hält es der Vf. (S. 210) für das Natürlichste, dass derjenige, der auf die ihm von dem Richter mitgetheilte Klage in der ihm gesetzten Frist nicht antwortet, oder überhaupt auf eine ihm zur Beantwortung zugefertigte Schrift des Gegners sich nicht erklärt, demjenigen gleich geachtet wird, der nichts zu antworten hat, und dass der Richter nun die nachtheilige Folge seines Ungehorsams gegen ihn festsetzt, dass die factischen Behauptungen des Gegners für wahr angenommen werden. Zuweit aber würde man (S. 210) gehen, wenn man ausser dem Factum, das der Gegner vorgetragen hat, bey dem Ausbleiben des anderen Theils auch die rechtliche Folgerung des Ersteren für wahr annehmen, und also auf den Grund seiner Bitten den Gegner verurtheilen wollte. Ausserdem sollen (S. 213) die Nachtheile, welche die Parteyen wegen eines verschuldeten Ungehorsams treffen, nur für die Instanz gelten, worin die Versäumung geschehen ist (?). Auch will es der Vf. (S. 213) dem Richter nicht verstatten, die Folgen des Ungehorsams der Parteyen von selbst festzusetzen, ohne dass der Gegner darum bittet. *So lange noch keine Ungehorsamsbeschuldigung eingegangen ist, bleibt die Sache in ihrer alten Lage.* Aber ist die Ungehorsamsbeschuldigung vorhanden: so treten die Folgen der Versäumung unbedingt ein (S. 214). *Was versäumt ist, ist versäumt,* und der Nachtheil, den das Gesetz an die Versäumniss knüpft, ist unwiderbringlich. Restitutionen oder dergleichen Rechtsmittel sind unzulässig, als nur zur Verlängerung und Verwirrung der Processe dienende Schleichwege. — Was die Rechtsmittel gegen richterliche Erkenntnisse betrifft: so will der Vf. in der Regel nur *zwey Instanzen* gestatten. Nur dann soll noch eine dritte zulässig seyn, wenn der Richter der zweyten Instanz vielleicht das Erkenntniss des Richters der ersten abgeändert haben sollte (S. 235). „Denn soll der Richter der dritten Instanz in Fällen, wo die Erkenntnisse der beiden ersten Instanzen gleichförmig ausgefallen sind, nur gutachtlich gehört werden: so wäre diess weiter nichts, als ein unnöthiger und unnützer Aufenthalt; soll derselbe aber die Erkenntnisse der beiden ersten Instanzen aufheben und ändern können: so ist es vernunftwidrig, dem Richter, der zuletzt spricht, der nicht anders gebildet ist, als der Erste, der seine Meinung aus denselben Quellen schöpft, einen Vorzug einräumen zu wollen, und dadurch das wohlthätige und wichtige Gesetz der Stimmenmehrheit, die in Rechtssachen die Entscheidung bewirkt, zu vernichten.“ Die *Appellationsfrist* soll (S. 236) bestimmt werden auf *drey Tage;* die Frist zur *Einreichung der Appellationsschrift* aber auf *sechs Wochen* im *ordentlichen,* auf *vierzehen Tage* im summarischen Process, und auf *drey Tage* da, wo *mündliches Verfahren* Statt findet, mit der weiteren Bestimmung, dass die Appellation bis zum Eingange der Rechtfertigungsschrift ohne allen Nachtheil zurückgenommen werden kann. Wenn diese Schrift gar nicht eingeht: so soll diess für eine stillschweigende Zurücknahme der Appellation geachtet werden. Doch soll (S. 236) dem Appellanten verstattet seyn, diese Schrift noch immer einzureichen, so lange der Gegentheil auf den Grund dieser stillschweigenden Zurücknahme noch nicht gebeten hat, das ergangene Urtheil für rechtskräftig zu erklären, und es dem gemäss zu vollstrecken (?). Die Instruction der zweyten und dritten Instanz (S. 242 und 251) soll allemal so, wie die der ersten Instanz, bey dem Gerichte geschehen, wo die Sache zuerst anhängig gemacht wurde (?); und sie erfolgt ganz auf dieselbe Art, wie in der ersten Instanz, ohne Unterschied, ob neue Thatsachen vorkommen, oder nicht, nur dass im letzteren Falle keine neue Beweisaufnahme Statt finden kann. Nach dem Inrotulationstermin übergiebt das instruirende Gericht die Acten dem Appellanten, der sie mit der nächsten Post, wenn er nicht des Rechtsmittels verlustig seyn will, dem Appellationsgerichte übersenden, oder persönlich übergeben, und um den Urtheilsspruch in zweyter Instanz bitten muss, welcher hier auf dieselbe Weise gefasst wird, wie in der ersteren. — Die Vollstreckung der richterlichen Erkenntnisse gehört, wie wir oben sahen, für die Jury, die dem Vf. aus mehreren (S. 325 folg.) entwickelten Gründen zu einer Vollstreckungsbehörde am geeignetsten zu seyn scheint. Damit nun diese wisse, ob die Execution eines Urtheils Statt finden könne, soll in den Fällen, wo ein Zweifel obwalten kann, ob ein Rechtsmittel gegen das Urtheil Statt finde, und ob solches nicht von dem Verurtheilten vielleicht eingewendet worden sey, (S. 315) der obsiegende Theil den Richter bey der Publication oder nach verflossener Appel-

lations- oder Revisions-Frist bitten, das Urtheil mit der Executionsclausel zu versehen. *Vor beschrittener Rechtskraft* soll die Execution indess Statt finden, a) aus *Wechseln*, gleich nach erfolgter Recognition des Wechsels, b) *aus allen Erkenntnissen, die im kürzeren (summarischen) Verfahren ergangen sind.* Doch kann (S. 315) in solchen Fällen, wo derjenige, welcher exequirt werden soll, gerechte Ursache hat, zu besorgen, dass er die abgegebene Sache von dem Gegner im Fall einer Abänderung des früheren Erkenntnisses durch ein Erkenntniss der höheren Instanz nicht wieder erlangen möge, einen Arrest gegen den Executionssucher nachsuchen, der wie alle Arrestgesuche behandelt werden soll(?). Dass jedes rechtskräftige Erkenntniss nach dem Vf. sofort executorisch seyn soll, diess haben wir bereits oben bemerkt. Bey der Art und Weise der Execution herrscht nach seinen Vorschlägen (S. 317 folg.) dieselbe Kürze, worin sich überhaupt das charakteristische Merkmal des von ihm vorgeschlagenen processualischen Verfahrens ausspricht. Die persönliche Haft eines Schuldners, von dem durch andere Mittel nichts zu erlangen ist, missbilligt er (S. 321), als *ungerecht*, weil die persönliche Freyheit des Bürgers über Alles heilig seyn müsse, und *unzweckmässig*, weil der Arrest eines Schuldners, der nichts zu zahlen hat, ihm die Zahlungsfähigkeit nicht geben kann, und diese Fähigkeit eher mindert, als mehrt. Aber als ein Reizmittel für die Freunde und Angehörigen, sich des Schuldners anzunehmen, und für ihn zu zahlen, betrachtet, ist es wieder ungerecht. Eine Stufenfolge oder Grade der Executionsmittel kennt der Vf. nicht, sondern es soll lediglich der Beurtheilung der Jury überlassen seyn, welche Executionsmittel, in welcher Ordnung, und ob sie mehrere auf einmal anwenden will. Ihre Pflicht ist es, mit der möglichsten Schonung des Schuldners dem Gläubiger so schleunig als möglich aus dem Vermögen des Ersteren zu seiner Zahlung zu verhelfen, und dafür ist sie dem einen und dem anderen Theil verantwortlich (S. 330); sie erhält auch für diese Geschäfte eine ziemlich weitläuftige Instruction (S. 332 — 364). Executions-Gebühren statuirt der Vf. nicht. Die Executionen gehören, wie die anderen Amtsverrichtungen der Jury, zu denjenigen Bürgerpflichten, für deren Erfüllung die Mitglieder der Jury sich durch die Achtung und das Vertrauen ihrer Mitbürger hinlänglich belehrt finden müssen. Nur für den Transport des Executors an den Ort der Execution hat der Executionssucher zu sorgen.

Übrigens will der Vf. durch die Gerichte bloss die Gegenstände der streitigen Gerichtsbarkeit behandelt wissen. Die Acte der *freywilligen* Gerichtsbarkeit verweist er — wie wir bereits oben sahen — an die *Notaren*, von welchen in der Regel in jedem Gerichtsbezirke *zwey* angestellt werden sollen. Über die Art und Weise, wie sie die ihnen obliegenden Functionen verrichten sollen, hat sich der Vf. (S. 366 folg.) sehr ausführlich verbreitet. Für das *Hypothekenwesen* soll in jedem Gerichtssprengel ein eigener *Hypothekenbuchführer* bestellt werden, gewählt von der allgemeinen Jury unter den dazu tauglichen Subjecten derselben durch Mehrheit der Stimmen (S. 376). Die Jury hat zwar für die äussere Verwahrung der Hypothekenbücher zu sorgen, aber für die richtige Führung des Hypothekenbuchs hat sie keine Verantwortung (S. 377). Die Vorschläge des Vfs., wie die Hypothekenbücher eingerichtet und geführt werden sollen (S. 378 folg.), sind unverkennbar sehr zweckmässig. Was die in den meisten Staaten den Gerichten übertragene Aufsicht auf das *Vormundschaftswesen* angeht: so hält der Vf. (S. 407) diess nicht für zweckmässig, sondern ihm scheint es am zweckmässigsten, die Localjury als Ober-Vormundschaftsbehörde zu bestimmen, weil sich in dieser Alles vereinige, was den Gesetzgeber hoffen lässt, dass diese die Oberaufsicht redlich und zweckmässig führen werde: „denn die Glieder dieser Jury sind in der Nähe, sie sind mit den Vermögensverhältnissen des Mündels und der Vormünder genau bekannt, sie sind durch freye Wahl der Mitbürger des Districts zu ihrem Amte berufen, sie können in die Ideen des Vormundes augenblicklich eindringen, und sie sogleich in der Nähe prüfen und berichtigen, was die Gerichtsbehörde weder so leicht, noch so schnell thun kann.

Nach allem dem kommt der Vf. noch zuletzt auf den *Concursprocess* (S. 428 — 466), *die Anordnungen, welche bey gesetzlichen Unterbrechungen der gewöhnlichen Rechtsverwaltung zu treffen sind* (S. 466 — 477), die Lehre *von den Processkosten* (S. 477 — 488), die Fälle, wo Schuldner die *Rechtswohlthat der Competenz* in Anspruch nehmen mögen, (S. 488 — 490), und die Frage, *ob man dem rechtlichen Gehör gültig entsagen könne* (S. 490 — 496). Es würde uns zu weit führen, auch hier die Ideen des Vfs. auszuheben. Der Raum dieser Blätter gestattet uns diess eben so wenig, als eine Prüfung der vorhin angedeuteten Hauptideen, und wir glauben diese Prüfung auch um so leichter uns erlassen zu können, da uns der noch zurückstehende zweyte Band des Werks dazu Gelegenheit geben wird. So viel wird übrigens wohl jeder sachverständige Leser ohne Schwierigkeit zugestehen müssen, dass der Vf. sein Thema ziemlich gründlich bearbeitet hat, und dass, wenn man ihm auch nicht überall beypflichten kann, im Ganzen genommen doch seine Ideen als richtig anzuerkennen sind. Schade nur, dass Mangel an System und Kürze und Bündigkeit die Lectüre seines Werks oftmals ungenehm erschwert.

Z.

Leipzig, b. Joachim: *Asträa*, eine Zeitschrift für Erweiterung und tiefere Begründung der Rechtsphilosophie, Gesetzpolitik und Polizeywissenschaft, in zwanglosen Heften herausgegeben von *Carl Friedrich Wilhelm Gerstäcker*, Rechtsconsulenten in Leipzig. Erstes Heft. (1811.) 131 S. 8. (14 Gr.)

Der Herausgeber, durchdrungen von der Idee, dass

nichts weiter als *vollständige Sicherung der Rechte* der Strebepunct des Staatsvereines sey, und seyn könne, erklärt in seinen *allgemeinen Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Gesetzgebungswissenschaft, und den Zweck und Plan dieser Zeitschrift* (No. I. S. 5 — 12), als den Zweck dieser Zeitschrift (S. 8), „die Fundamentalwissenschaft aller Gesetzgebungs- und Regierungs-Kunst, die Theorie des Rechts, tiefer zu begründen, oder, wenn die ächte Begründung schon vorhanden wäre, diese gegen alle Einwürfe zu rechtfertigen, wichtige Fragen der Rechtsphilosophie gründlicher, als bisher geschehen, zu erörtern, die Idee der Sicherheit des Rechts zur belebenden Seele aller Theile der Gesetzgebung und Staatswissenschaft zu machen, wie diese jedem Theile das wissenschaftliche Leben — feste Grundsätze — mittheile, klar und überzeugend darzuthun, die wichtigsten entgegengesetzten Theorieen nach ihr zu prüfen, und so aus einer verworrenen Stoffmasse eine durchgängig organisirte, von dem Sonnenschein der Evidenz erhellte wissenschaftliche Welt zu schaffen." Dieser Zweck giebt der Asträa allerdings Ansprüche auf die Aufmerksamkeit des staatswissenschaftlichen Publicums, besonders da derselbe durch Kritiken und Analysen der auf die wirkliche Welt berechneten Hauptwerke der Politik von *Aristoteles*, *Montesquieu*, *Spinoza*, *Macchiavelli*, *Beccaria*, *Adam Smith* u. s. w., besonders aber des *l'Esprit des loix* von *Montesquieu*, so wie durch Prüfung der Werke und Ideen unserer politischen Idealisten, *Plato*, *St. Pierre* u. s. w., und der von einzelnen Staatsmännern und Geschichtschreibern der alten und neuen Welt gelegentlich ausgesprochenen Maximen, ingleichen durch umständliche Beurtheilungen wichtiger Gesetzbücher und Gesetzentwürfe der Vergangenheit und Gegenwart, und politischer Systeme, welche in allen Theilen der Staatsverwaltung von jeher abwechselnd herrschten, und endlich durch Kritiken der wichtigsten neu erschienenen Schriften, wenn durch sie die Wissenschaft wirklichen Gewinn erhalten, oder auf gefährliche Abwege geführt worden wäre, erstrebt werden soll.

Indess, so sehr auch der Zweck dieser Zeitschrift Aufmerksamkeit erregt: so wenig wollen uns die Mittel gefallen, durch welche der Herausgeber in dem ersten Hefte diesen Zweck verfolgt hat. Die hier gegebenen Abhandlungen mögen wir in keiner Beziehung für Erscheinungen von bedeutendem literarischem Werthe achten. Sie empfehlen sich weder durch ihre Form, noch durch ihre Materie. Ihre Weitschweifigkeit, und die Breite der Erörterungen, welche die Stelle der Gründlichkeit vertreten soll, macht sie mehr widerlich als angenehm; und ihr Inhalt reizt weder durch Neuheit der Bearbeitung, noch durch besondere Tiefe und ausgezeichneten Scharfsinn der hier dargelegten Forschungen. Von den *vier* Abhandlungen haben die *erste* und die *vierte: Rechtfertigung der einzig wahren Deduction des Rechtsgesetzes, als der Grundlage aller Rechtsphilosophie, Staatswissenschaft und Gesetzpolitik, gegen mehrere Einwürfe* (No. II. S. 13 — 69), und: *Über den wahren Grund der Verbindlichkeit des Staats zur Errichtung einer allgemeinen Landes-Armenanstalt* (No. V. S. 87 — 116), eine rein polemische Absicht: Widerlegung der Urtheile, welche in einigen literarischen Blättern über die früheren Schriften des Vfs. (*Versuch einer gemeinfasslichen Deduction des Rechtsbegriffs aus den höchsten Gründen des Wissens.* Breslau 1801. 8; *Metaphysik des Rechts.* Erfurt 1802. 8; und *Einzig zweckmässige Methode, das Bettelwesen und die Gefahren, womit die Armen der öffentlichen Sicherheit drohen, auf immer aus ganzen Staaten, nicht bloss auf kurze Zeit aus einzelnen Orten zu verbannen.* Leipzig 1805, 8), ausgesprochen wurden. Und um desswillen glauben wir uns auf ihre nähere Würdigung nicht einlassen zu können, sondern überlassen diess den Urtheilsverfassern, welchen jedoch die Rechtfertigung ihrer Urtheile gegen die Repliken des Vfs. nicht schwer fallen dürfte. Denn es fehlt seiner moralisch-theologischen Deduction des Rechtsgesetzes aus der Verbindung aller vernünftigen Individuen zu einer grossen moralischen Gemeinheit, um die allgemeine Erhebung der Welt von der Sinnensclaverey zusammenwirkend zu erstreben (S. 34), ganz unverkennbar an der nöthigen Klarheit und Consequenz; seine Ansichten von der öffentlichen Armenpflege aber widerstreben offenbar dem Wesen des bürgerlichen Vereins und der Natur der Dinge. Die beiden anderen Aufsätze: *Über den Unterschied zwischen Universal-Jurisprudenz, Geist der Gesetze, Kritik des positiven Rechts, und Gesetzpolitik* (No. III. S. 70 — 78), und *Betrachtungen über Montesquieu's Geist der Gesetze* (No. IV. S. 79 — 86), welche diese Tendenz nicht haben, enthalten nichts weiter, als kurze Andeutungen der, wahrscheinlich nie vollkommen zu befriedigenden Foderungen, welche man mit dem Herausgeber an eine Universal-Jurisprudenz, einen vollständigen Geist der Gesetze, die Kritik des positiven Rechts, und Gesetzpolitik machen möchte, verbunden mit der Bemerkung (S. 76), dass *Montesquieu's Geist der Gesetze* zwischen allen diesen vier staatswissenschaftlichen Zweigen hin und her schwanke, und bald Universal-Jurisprudenz, bald Geist der Gesetze, bald Kritik des positiven Rechts, bald Gesetzpolitik, bald bloss Geschichte der Gesetzgebung sey, und um desswillen keineswegs den Anfoderungen entspreche, welche man an ein Werk machen könne, das die positive Gesetzgebung und die Rechtsverfassung aller Völker als ein fortschreitendes Ganzes, nach der stufenweisen Ausbildung des Menschengeschlechts systematisch geordnet, darstelle, worin sich nach der Behauptung des Vfs. der Charakter des eigentlichen Geistes der Gesetzgebung aussprechen soll; welcher daher zwar auf Universal-Jurisprudenz (d. h., S. 71, auf eine systematische Zusammenstellung und Interpretation alles positiven Rechts aller Völker, des äusseren sowohl als des inneren, und zwar das Letztere nach allen seinen Zweigen und Abtheilungen, der Constitution, des Kirchen-, Militär-, und

Finanz-Wesens, der Gesetzgebung-, Justiz- und Polizey-Verfassung) gegründet seyn muss, aber mit dieser bey weitem nicht identisch ist. Übrigens sind die *Betrachtungen über Montesquieu's Geist der Gesetze* hier erst begonnen, und nur die Puncte angegeben, welche der Vf. dabey ins Auge fassen will, nämlich 1) ob es bey der Unleugbarkeit eines steten Eingreifens der Freyheit in die Weltbegebenheiten und äusseren Verhältnisse überhaupt solche allgemeine und nothwendige Gründe (wie Montesquieu angegeben hat) oder, wie sich der Vf. weiter (S. 84) erklärt, einen *Mechanismus der Freyheit*, geben könne, ob mithin nicht etwa die ganze Idee des G. d. G. chimärisch und widersprechend sey; 2) ob alle von Montesquieu angegebenen Gründe wirklich allgemein und nothwendig, und ob sie so beschaffen sind, dass alle speciellen Gesetze bey allen Völkern gleichsam von selbst und mit Nothwendigkeit daher entspringen; 3) ob, wenn es überhaupt solche allgemeine und nothwendige Puncte giebt, Montesquieu sie erschöpft und vollständig dargestellt, oder vielleicht sehr wichtige übergangen habe. Freylich sehr interessante Puncte, die jedoch der Vf. nach seinen hier gelieferten Proben wohl schwerlich allgenügend erörtern dürfte. Uns wenigstens scheint sich ihre genügende Erörterung nur von einem Montesquieu erwarten zu lassen, keinesweges aber von einem Schriftsteller wie der Herausgeber, der sich bloss im Gebiete der Speculation, oder eigentlich, metaphysischer Spitzfindigkeiten herumtreibt, ohne das weitere Gebiet der Erfahrung — der *Geschichte* — gehörig erfasst zu haben, und den Gang der Ausbildung des menschlichen Geschlechts, den diese giebt; worauf doch hier so Vieles, vielleicht Alles allein ankommt. Um desswillen sind wir denn auch auf die Fortsetzung dieser *Betrachtungen* eben so wenig begierig; als auf die *Lösung der wissenschaftlichen Aufgaben, welche*, nach den Erklärungen (No. VI. S. 117—131), *in den künftigen Heften dieser Zeitschrift versucht werden sollen. Non cuilibet licet adire Corinthum.* Wer, wie der Herausgeber, keinen Beruf zu einer solchen gewagten Unternehmung hat, unterlasse sie lieber, als dass er sich aufs Gerathewohl den Wogungen hingiebt, mit welchen der Schiffer zu kämpfen hat, der sich auf ein so unsicheres Meer wagt.

ZS.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *St. Gallen*, in Commiss. b. Huber u. Comp.: *Anleitung die Fähigkeiten der Kinder auf eine dem Naturgang ihrer Entwickelungsfähigkeit angemessene leichte Art zu ergreifen, und sie auf eine gründliche Weise durch alle Stufen des Elementarunterrichts auszubilden.* Von *Joh. Vetsch*, Lehrer in Grabs, Mitglied und Actuar der evangelischen Schullehrer-Gesellschaft des Bezirks Sargans. Auf Verfügung dieser Gesellschaft gedruckt. 1814. XXIV u. 120 S. 8. (12 Gr.)

In einer Schullehrergesellschaft im Bezirk Sargans sind im August 1810 drey und zwanzig Fragen zur näheren Beleuchtung des Schulunterrichts aufgestellt worden, die alle ihre Bearbeiter gefunden haben. Unser Vf. hat folgende Fragen beantwortet: „Welches ist der Gang der Natur in der Entwickelung der Fähigkeiten des Kindes? Und welche Mittel führen am sichersten und leichtesten zur richtigen Erlernung der Laute, der Buchstaben und des Lesens?" Die Beantwortung der ersten Frage soll als eine Einleitung zur Behandlung der zweyten angesehen werden, und die Beantwortung der zweyten besteht in einer Abhandlung zur Lautmethode. Was nun die Bearbeitung der Fragen selbst betrifft: so ist die erste Abhandlung S. VIII — XXIV ganz oberflächlich, und giebt nichts weniger als neue Aufschlüsse über den Gang der Natur bey der Entwickelung der Fähigkeiten bey den Kindern: aber nur allzugründlich ist die zweyte Frage abgehandelt, welche eine Anweisung enthält, wie die Lehrer den Kindern den Unterricht im Lesen nach der Lautmethode ertheilen sollen. Man höre nur, mit was für Weitläuftigkeiten die Lehrer den Laut eines jeden Buchstabens beybringen sollen. So wird z. B. S. 6 der Laut des Buchstabens A auf folgende Weise gelehrt: Der Lehrer nimmt den Buchstaben a, stellt ihn an die Lesemaschine und sagt: Der Laut dieses Buchstabens entsteht, wenn man mit dem Munde die weite Stellung macht, und zuerst Luft, dann Ton durch diese Stellung des Mundes hervorgiebt. — Dann machen die Kinder mit dem Munde die weite Stellung, geben zuerst Luft, dann Ton durch diese Stellung des Mundes. Dieses kann zwar nach dem Takte geschehen, den der Lehrer mit der Hand oder einem Stäbchen angiebt, auf welche Art also der Laut a entsteht.

Der *Lehrer* fragt hernach: Wann entsteht der Laut a? *Kinder*. Wenn man mit dem Munde die weite Stellung machet, zuerst Luft, dann Ton durch die Stellung des Mundes hervorgiebt. *Lehrer*. Wie muss man den Mund stellen, um den Laut a hervorzubringen? *Kinder*. Weit — und wiederholen nach dem Takte alle auf einmal die Worte: Mund weit. *Lehrer*. Welcher Laut entsteht, wenn ihr mit dem Munde die weite Stellung macht, zuerst Luft, dann Ton durch diese Stellung des Mundes hervorgebet? *Kinder*. Alle a — dann jedes einzeln a. u. s. w.

Wir bedauern die armen Kinder, welche durch solche Weitschweifigkeiten zur Kenntniss der Laute gebracht werden, die sie weit schneller dem Lehrer nachahmen, ohne sich der Functionen ihrer Sprachorgane dabey bewusst zu seyn. Der Lehrer muss diese Functionen kennen, damit er diejenigen Kinder, die vielleicht bey der Nachahmung dieses oder jenes Lautes Anstoss nehmen, darauf leiten kann; aber eine unverzeihliche Verkehrtheit ist's, wenn die Kinder, wie hier geschehen soll, angehalten werden, diese Functionen der Sprachorgane durch öfteres Nachsagen im Gedächtnisse zu behalten. Rec. muss nach seiner Überzeugung vor einer solchen zwecklosen Gründlichkeit jeden Lehrer warnen.

n.

Druckfehler.

In der Recension von *Gemeiner Geschichte der altbaierischen Länder*. No. 71. S. 110. Z. 5 von oben st. Guarren l. *Guarner*. Z. 39 st. Melensibus l. *Metensibus*. Z. 54 st. Wasche l. *Waccho*. S. 111. Z. 31 von oben st. Anibo l. *Aribo*.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1815.

MEDICIN.

Kritik der neuesten Schriften
über den contagiösen Typhus.

(Fortsetzung der in J. A. L. Z. 1814. No. 206 ff. 1815. No. 11 ff. und Erg. Bl. 1814. No. 49 ff. No. 75 ff. befindlichen Recensionen-Reihe.)

---

35) Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Über die Kriegspest alter und neuer Zeit, mit besonderer Rücksicht auf die Epidemie des Jahres* 1813 *in Deutschland* von D. *Christ. Wilh. Hufeland*, kön. preuss. Staatsrath, Leibarzt und Prof. der Medicin auf der Universität zu Berlin. 1814. 136 S. 8. (18 Gr.)

36) Halle u. Berlin, in den Buchhandlungen des hallischen Waisenhauses: *Das Faulfieber. Besonders in Beziehung auf desselben Erscheinung und Ausbreitung im Kriege*, in Aphorismen dargestellt vom Prof. Dr. *Karl Wolfart*, Ritter des eisernen Kreuzes zweyter Classe, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. 1814. 96 S. 8. (8 Gr.)

37) Leipzig, b. Mittler: *Epidemieen, oder Annalen der Epidemieen, Contagien, Constitutionen und des Genius der Krankheiten* von Dr. *W. Knoblauch. Erstes Heft*, mit den Krankheiten Leipzigs, vom Februar bis July 1814. 1815. XII u. 190 S. gr. 8.

Wie könnten wir die Fortsetzung dieser Kritik würdiger eröffnen, als mit der Anzeige der Schrift des trefflichen *Hufeland* (N. 35). Rec. darf voraussetzen, dass diese gehaltvollen Blätter sich bereits in den Händen aller gebildeten Ärzte befinden: nichts desto weniger hofft er, durch eine nähere Anzeige derselben, da sie durch Reichhaltigkeit des Inhalts und Gediegenheit der Form sich so sehr auszeichnen, den meisten Lesern einen angenehmen Dienst zu erweisen.

Nach Anführung einer sehr geistreichen Stelle aus *Allen's Synopsis universae med. pract.*: „dass nur jene Eigenschaften, welche nicht erkennbar, sondern angeboren und eine Gabe Gottes sind: richtiges Urtheil, reiner Sinn, ruhige Eile, die genaueste Beobachtung aller Umstände, den wahren Arzt machen, und den rechten Blick in die Krankheit geben," beginnt der würdige Vf. mit folgender Bemerkung: „Die antiphlogistische Methode, und namentlich der Aderlass, fange jetzt an eben so herrschend zu werden, wie vor zehn Jahren die reizend stärkende, und unleugbar werde sie bey der jetzigen Typhusepidemie oft mit vielem Nutzen angewendet. So erfreulich diese Veränderung dem rationellen Arzte seyn müsse: so habe man doch sehr zu fürchten, dass nun bald der grosse Haufe der nicht selbstdenkenden, sondern nur nachahmenden Ärzte eben einen solchen Missbrauch mit dem Aderlass treiben werde, wie noch vor kurzer Zeit mit dem Opium. Es sey ferner natürlich, dass sich die besseren Ärzte selbst fragen: Ist es möglich, dass ihr die wahre Natur des Typhus so lange verkannt haben solltet? Ist er wirklich und immer eine Hirnentzündung? Und wenn dieses der Fall ist, wie konntet ihr ihn vor zehn Jahren mit Opium und Wein behandeln, und glücklich heilen, und jetzt mit Aderlassen und Nitrum? Wie kann man die nämliche Krankheit auf so ganz entgegengesetzte Weise und glücklich behandeln?" (Hierauf könnte man erwiedern: Es ist keineswegs etwas Unerhörtes, dass die Ärzte lange Zeit die wahre Natur einer Krankheit verkannten, und erst spät zur Kenntniss ihres eigentlichen Wesens gelangten. Die Geschichte unserer Kunst giebt uns solcher Beyspiele sehr viele an die Hand. Dass der contagiöse Typhus ursprünglich auf Hirnentzündung beruhe, dafür sprechen allerdings sehr wichtige Thatsachen. Die glückliche Heilung des Typhus mit Opium und Wein vor 10 Jahren begründet in dieser Hinsicht keinen Widerspruch. Der Erfolg einer Heilmethode ist nicht immer ein gültiger Beweis für den Charakter einer Krankheit. Übrigens ist Rec. noch sehr wohl erinnerlich, wie langsam die Heilung des Typhus bey dem reizenden Verfahren erfolgte, wie auffallend die wesentlichsten Krankheitserscheinungen durch den unzeitigen Gebrauch des Mohnsaftes und des Weins verschlimmert, wie viele Kranke dadurch in die grösste Gefahr gestürzt wurden.) „Das Publicum endlich, zu innig mit dem Handeln des Arztes vertraut, um sich nicht das Recht des Mitdenkens und Mitredens anzumassen, muss es nicht irre an uns werden, und am Ende die ganze Kunst für ein Gaukelspiel, und der Herrschaft der Mode unterworfen ansehen?" (Mit Unrecht masst sich das nichtärztliche Publicum eine Stimme an, da es den ganzen Zusammenhang nicht zu überschauen vermag, und daher stets einseitig urtheilt. Diese Einmischung des Publicums in Sachen der Kunst wurde bekanntlich in dem letzten Decennium durch manche populäre medicinische Schriften, zum grössten Nachtheil der Wissenschaft, nur zu sehr befördert.) „Jenen Missbrauch zu verhüten, und

Aufschlufs zu geben über diesen scheinbaren Widerspruch, dadurch mehr Licht zu verbreiten über das Wesen und die Behandlung dieser so wichtigen Krankheit, ist der Zweck dieses Aufsatzes. Der Vf. hält sich dazu um so mehr aufgefodert, da er Gelegenheit hatte, diese Epidemie an den verschiedensten Orten, in Breslau und in Berlin, und unter den mannichfaltigsten Gestaltungen und Behandlungen, im Grofsen und im Kleinen zu sehen, da er schon im Jahr 1807 die damalige Kriegspest recht in ihrer Nähe beobachtete und beschrieb, und nie ein Anhänger eines herrschenden Systems der Schule gewesen ist." (Gegen die letztere Behauptung liefsen sich gegründete Einwendungen machen. Früher war Hr. *H.* offenbar ein Anhänger der gastrischen Schule, später huldigte er dem Brownianismus mehr wie billig, wofür die Schilderung der im J. 1807 herrschenden Typhusepidemie fast unzweydeutige Beweise liefert.)

I. *Vergangenheit.* Um diesen Gegenstand in seinem ganzen Umfange zu würdigen, beantwortet hier der Vf. die Frage: was lehrt die Geschichte über die Veränderungen der Heilmethoden im Fieber überhaupt, und über Typhus und Kriegspest insbesondere, mit besonderer Rücksicht auf das Aderlassen?

Fieber überhaupt. Durch einen sehr lehrreichen historischen Überblick beweist Hr. *H.*, dafs von *Hippokrates* bis zu *Galen*, und während seiner viele Jahrhunderte dauernden Geistesherrschaft, die antiphlogistische Methode die allgemeine bey fieberhaften Krankheiten war. Sobald die erwachende Chemie auf die Medicin übergetragen wurde, verliefsen die Ärzte jenen wahrhaften Heilweg, bey dem man sich Jahrhunderte lang so wohl befunden hatte. Das chemische System des *Paracelsus* und *Sylvius*, und die dadurch bedingte Vorliebe für hitzige Diaphoretica, sowie die späterhin aufkommende Lehre von gastrischen Krankheiten, beschränkte die antiphlogistische Methode immer mehr. Durch den Brownianismus, welcher die Sache auf die höchste Spitze stellte, und den Aderlafs fast ganz verbannte, wurde der Übergang zu diesem, mit Unrecht verlassenen kühlenden Heilverfahren in fieberhaften Krankheiten, in der neuesten Zeit vorbereitet. (Rec. kann mit dem Vf. nicht übereinstimmen, dafs die Herrschaft des Brownianismus durch den asthenischen Charakter der Epidemie, welche Aderlässe und antiphlogistische Mittel nicht vertragen habe, begünstigt, und ihr Sturz durch den auffallenden Schaden der reizenden Methode bey dem sehr entzündlichen Charakter des vorkommenden Scharlachfiebers herbeygeführt worden sey. Nicht solche zufällige Umstände verdrängten die Herrschaft der Erregungstheorie, vielmehr die höheren Ansichten des lebenden Organismus, welche von der Naturphilosophie ausgingen, wodurch die Irrigkeit der dem Bronianismus zum Grunde liegenden Principien dargethan wurde. Dann erst erhielten auch die aus der Erfahrung entlehnten Einwürfe ihre volle Bedeutung.) In dieser kurzen Geschichte unserer Kunst sehen wir einen Cyklus von Hauptmethoden, die wechselsweise einander verdrängten, und am Ende wieder zu ihrem Anfange zurückkehrten. (Ein solcher Umlauf scheint zum Gedeihen unserer Kunst unentbehrlich gewesen zu seyn. Es ist nicht wohl denkbar, dafs sich der einmal durchlaufene Cyklus in derselben Form noch einmal wiederholen werde, wohl aber, dafs er noch nicht geschlossen sey.)

Nervenfieber. Was Hr. *H.* über die erste Unterscheidung und Eintheilung des sogenannten Nervenfiebers äufsert, dient zum Beweise, wie wenig sich die Ärzte über die eigentliche Natur dieses Fiebers zu vereinigen vermochten. Wie äufserst unbestimmt sind nicht die Begriffe des *Hippokrates* und *Galenus* über diese Fieberform! Ersterer unterschied nämlich unter den Fiebern gewisse Arten, in denen sich etwas Bösartiges, Geheimes offenbarte. Letzterer bestimmte den Begriff der Malignität, welchen er in Prostration der Lebenskräfte, scheinbare Gelindigkeit und doch grofse Gefahr, den Mangel gehöriger Krisen und regelmäfsiger Zeitperioden setzte. Trotz ihrer Unbestimmtheit blieben diese Begriffe lange Zeit die leitenden Principien der meisten nachfolgenden Ärzte, wovon sich Viele sogar zu unserer Zeit nicht ganz loszusagen vermochten. — Noch gröfser wurde die Verwirrung, nachdem *Willis*, *Whytt* und *Huxham* den Namen *Nervenfieber* zuerst in die Praxis der acuten Krankheiten eingeführt hatten. Von da an schreibt sich die merkwürdige, die neueste Zeit charakterisirende Periode der Nervenkrankheiten in der Medicin, die nun sowohl durch den Namen und die Ansicht der Ärzte, als durch den mehr nervösen Charakter der Menschen die herrschende wurde. (Durch Ersteres gewifs weit mehr als durch Letzteres, da die Ausnahme eines nervösen Charakters der Menschheit eine blofse Hypothese ist.) Diese Periode kann man mit Recht als eine Hauptepoche für die Proscription des Aderlasses betrachten, da nun selbst solche Fieber, welche man bisher für Blutkrankheiten gehalten hatte, auf das Nervensystem übergetragen wurden, und die Idee von Blutentziehung dadurch bey weitem nicht mehr so nahe lag, als vorher. Nicht zu berechnen ist der Schaden, welcher durch diese herrschenden Nervenkrankheiten in der Technik unserer Kunst veranlafst wurde. *Selle* wies diesen Fiebern zuerst ihre systematische Stelle an, und unterschied zwey Geschlechter, *Nerven-* und *Faul-Fieber.* Für beide Classen setzte er den stärkenden Heilplan fest. *Cullen* machte zuerst den Namen *Typhus* geltend, kam aber ganz von dem wahren Heilwege ab, indem er Nervenfieber und Schwäche für synonym hielt. (Es ist noch nicht sehr lange her, dafs sich selbst angesehene Ärzte von dieser cullenschen Idee nicht lossagen konnten.) Der Gastricismus machte den Übergang zu einem besseren Heilverfahren. Die göttinger Schule, *Tissot* und *Stoll*, zeigten besonders, wie grofs der Antheil gastrischer Unreinigkeiten zur Hervorbringung solcher Fieber, besonders der Petechien und des Friesels, sey. *P. Frank* strich das Faulfieber ganz aus seinem System weg, und sprach blofs vom Nervenfieber, wobey er zwar eine inflammatorische Complication annahm, den Gebrauch des Aderlasses jedoch sehr ein-

fchränkte. So wurde denn, heifst es S. 22, die Anficht bey den Ärzten allgemein, dafs das Nervenfieber zwar in feinem urfprünglichen Wefen eine Krankheit des Nervenfyftems, und zur Schwäche, endlich zur Fäulnifs hinneigend fey, dafs aber damit fowohl das gaftrifche, als auch das entzündliche Fieber, fo wie wahre Localentzündungen, verbunden feyn können. — Das heifst mit anderen Worten: was das Nervenfieber eigentlich fey, wufste man nicht. Man hielt es bald für eine Krankheit der Nerven, mit der Neigung zur Schwäche und Fäulnifs, bald für ein gaftrifches, bald für ein entzündliches Fieber, welches die verfchiedenartigften Mittel und Methoden erfodere. In diefem Sinn gab bekanntlich Hr. *H.* feine Schrift über das Nervenfieber im Jahr 1799 heraus, in welcher, aufser der gaftrifchen, auch einer entzündlichen Complication gedacht, und dagegen die Blutentleerungen empfohlen wurden. Wie viel Hr. *H.* defshalb von den Anhängern des Brownianismus zu leiden hatte, welche nichts von diefen Complicationen wiffen wollten, ift Rec. noch wohl erinnerlich. Der Brownianismus wurde fpäterhin durch die Naturphilofophie geftürzt, (der entzündliche Charakter der Krankheiten, dem Hr. *H.* fo viel beymifst, brachte diefe Wirkung keineswegs hervor), und die antiphlogiftifche Methode fand hierauf in *Stieglitz* beym Scharlach, und in *Hildenbrand* und *Marcus* beym Typhus ihre ftärkften Vertheidiger. — Der Vf. dringt darauf, dem Mifsbrauche, welchen man bisher mit der Benennung *Nervenfieber* getrieben, ein Ende zu machen, und zur urfprünglichen Beftimmung zurückzukehren. Hr. *H.* will nämlich, man folle nur das Nervenfieber nennen, wo das Nervenfyftem urfprünglich leidet, alfo unterfcheiden: *Febris nervofa* und *Febris cujuscunque generis cum affectione nervofa*, und auch bey dem erften nicht vergeffen, dafs es mit allen anderen Fiebergattungen, felbft mit dem entzündlichen, verbunden feyn könne. (Diefe Beftimmung läfst uns jedoch immer in Ungewifsheit, worin der Vf. das Wefen des Nervenfiebers eigentlich begründet glaubt.)

Epidemieen. Hr. *H.* wirft einen Blick auf die feit den älteften Zeiten herrfchenden Epidemieen, um anfchaulich zu machen, wie mannichfaltig diefelben von jeher in Rückficht ihrer Form, ihres Charakters und ihrer Behandlung gewefen find. Das über die verfchiedenen Ausbrüche der fogenannten Kriegspeft Gefagte hat Rec. mit dem gröfsten Intereffe gelefen. Den Namen *Kriegspeft* fchlägt der Vf. als den paffendften vor. Obgleich Rec. Hn. *H's.* Überzeugung theilt, dafs in der Medicin fehr Vieles von der Benennung einer Krankheit abhänge, und viele Taufende dadurch umgekommen find, dafs man die Krankheit Nervenfieber nannte, und als folches behandelte: fo fcheint ihm jene Benennung doch nicht ganz paffend. Zwar wird der Typhus vorzugsweife im Kriege wahrgenommen; aber auch aufserhalb deffelben tritt derfelbe, fogar in epidemifcher Form, nicht felten auf. Rec. erinnert an das fogenannte Lazareth-, Kerker-, Schiffs-Fieber, welche fich in den wefentlichften Erfcheinungen und in ihrem Verlauf mit der gewöhnlichen Kriegspeft völlig übereinftimmend zeigen. Am gerathenften möchte es daher feyn, allen diefen Formen des Typhus den gemeinfchaftlichen Namen *Typhus contagiofus* beyzulegen. — Die Schilderung der verfchiedenen Ausbrüche der Kriegspeft, von den älteften bis zu den neueften Zeiten, führt zu dem intereffanten Refultate, dafs in allen diefen Epidemieen gewiffe, auf das Leiden des Cerebral- und Nerven-Syftems deutende Erfcheinungen vorherrfchend waren. So nannte man das im Jahr 1566 in Ungarn wüthende Fieber, wegen der hervorftechenden Gehirnaffection, die hitzige Hauptkrankheit. Eine im Jahr 1683 von *Fr. Hoffmann* befchriebene Epidemie zeichnete fich durch heftige Kopffchmerzen, Schwindel, bald darauf folgende Delirien und Petechien aus. Die gewöhnlich gereichten *Alexipharmaca* verfchlimmerten das Übel, kühlende, fäuerliche Mittel, felbft Blutentleerungen, erwiefen fich am heilfamften. Die durch den Franzofenkrieg im Jahr 1740—50 entftandene, von *Pringle* befchriebene Epidemie ftimmte in den Hauptzufällen mit der vorigen überein. Brechmittel waren am heilfamften; aber auch allgemeine und topifche Blutentleerungen oft erfoderlich, ftarke Aderläffe jedoch fchädlich. — Bey der im fiebenjährigen Kriege herrfchenden Epidemie wurden die nämlichen Zufälle, grofse Ermattung, Betäubung, Delirien, die heftigften Rafereyen, beobachtet. *Baldinger* unterliefs die Blutentziehungen, wendete Anfangs Brech- und Abführungs-Mittel, fpäter Säuren, Spiritus Mindereri, Campher, Blafenpflafter, zuletzt China und Serpentaria an. — Die von *Larrey* gefchilderte Epidemie ftimmte in den wefentlichften Erfcheinungen ganz mit der vorigen überein. Jedoch zeigte fich der Aderlafs immer fchädlich, und das reizende Verfahren allein hülfreich. Die bösartige Epidemie im Jahr 1806—7, in Preuffen und Polen, beobachtete der Vf. felbft, und entwarf davon in feinem Journal, B. 26. St. 3, ein treues Gemälde. Den Charakter diefer Epidemie fetzte er in Schwäche und Neigung zur faulichten Auflöfung. Die Behandlung gefchah ganz im Geifte der Erregungstheorie, Anfangs mit gelinden, in der Höhe der Krankheit mit fehr ftarken Reizmitteln. Aderläffe wurden in keinem Falle, felbft nicht bey jungen, vollblütigen, vorher nicht gefchwächten Perfonen, und bey den heftigften Kopfaffectionen, angewendet. Die neuefte Kriegspeft in dem Winterfeldzug 1812—13 hatte die meifte Ähnlichkeit mit der von *Fr. Hoffmann* und *Pringle* befchriebenen, weniger mit der von 1803, noch weniger mit der vom Jahr 1807.

Hirnentzündung. Die Gehirnaffectionen, fagt Hr. *H.*, hätten bey den Fiebern überhaupt eine merkwürdige Rolle gefpielt, und laufen auch jetzt noch immer mit unter, bald als Symptom der Fieber, bald als Entzündung, bald als nervöfe Affection des Gehirns betrachtet. Schon *Hippokrates* habe die heftigften Delirien und Rafereyen nicht als Entzündungen, ja nicht einmal als Affectionen des Gehirns, fondern weil fie mehr durch Brech- und Abführungs-Mittel, als durch Aderläffe gebeffert wurden, als aus den Präcordien entftehend betrachtet. (Hr. *H.* wird diefe hippokratifche Überzeugung nicht theilen. Rec. we-

nigſtens hat keinen Sinn dafür, wie Delirien, Raſereyen ohne Affection des Gehirns denkbar ſind.) Der äuſsere Anſchein und die zuweilen glückende Anwendung des Aderlaſſes bey dieſen Zufällen, wendete nachher die Meinung wieder mehr auf das Localentzündliche des Gehirns. Aber nun traten die Anatomen hinzu, und zeigten, daſs die heftigſten und anhaltendſten Rafereyen in Fiebern da ſeyn könnten, ohne daſs man nach dem Tode die mindeſte Spur von Entzündung im Gehirn oder Zwergfell fand. (War dieſer Schluſs aber nicht übereilt? Giebt es nicht viele unleugbare Entzündungskrankheiten, wo man nach dem Tode vielfach die Spuren der Entzündung vermiſst?) *Brendels* und *Schröders* Erfahrung machten ſpäterhin die Überzeugung allgemein, daſs dergleichen Gehirnaffectionen nicht als idiopathiſche, noch weniger Entzündungsaffectionen, ſondern als ſymptomatiſche aller Fiebergattungen, und oft als bloſse ſympathiſche (*e praecordiis*, von gaſtriſchen Anhäufungen) zu betrachten und zu behandeln ſeyen. (Was ſahen die gaſtriſchen Ärzte nicht alles, wie geſchickt waren ſie, die verborgenſten Krankheitsurſachen aus den gaſtriſchen Unreinigkeiten abzuleiten!) Endlich bewies die Chirurgie die Ungewiſsheit der Zeichen der Hirnentzündung, und ſo verſchwand ſie in der neueren Zeit aus dem Syſtem als *Morbus primarius*. (Mit welchem Unrechte und mit wie groſsem Nachtheile für die Kunſt dieſes geſchehen ſey, hat die Geſchichte unſerer Tage nur zu ſehr dargethan. Rec. hält daher die Bemühung neuerer Ärzte, die Hirnentzündung wieder in ihre alten Rechte einzuſetzen, für ſehr verdienſtlich.)

Gegenwärtige Epidemie. Das Hiſtoriſche können wir um ſo mehr übergehen, da hier nur ein Auszug aus der (von uns in den Erg. Bl. 1814 No. 51 u. 52 angezeigten) Schrift von *Horn* gegeben iſt. Sowohl der Form, als auch dem Charakter nach, war dieſe Epidemie von der im Jahr 1807 herrſchenden verſchieden. Diarrhöe, *Subſultus tendinum*, convulſiviſche Zufälle waren ſelten, die Kopfzufälle aber ſehr hervorſtechend. Noch mehr unterſchied ſich dieſe Epidemie in Abſicht auf den inneren Charakter, und durch die Wirkung der Reagentien. Der geringſte Gebrauch erhitzender, reizender Mittel, beſonders des Weins, bewirkte ſogleich Vermehrung, die Anwendung kühlender, ableitender, ſelbſt Darmausleerungen, Erleichterung der Kopfzufälle und des Fiebers. Jedoch fanden hier manche Verſchiedenheiten Statt, welche vom Grade der Krankheit, der Individualität, Localität und der Zeit der Epidemie abhingen. Die erſte Anſteckung, die erſte Zeit der Epidemie, war die gefährlichſte; je weiter die Krankheit ſich entfernte, und mit ihr die neue Erzeugung: deſto gelinder und gutartiger wurde ſie, verlor zuletzt die Anſteckungskraft, und verloſch endlich in ſich ſelbſt. Die individuelle Verſchiedenheit bewirkte mannichfaltige Modificationen des Krankheitscharakters. Wurde ein durch Alter, oder durch übermäſsige Strapatzen und Entbehrungen erſchöpfter, oder ein von Natur ſchwächlicher Menſch davon befallen: ſo nahm die Krankheit auch mehr den aſtheniſch - nervöſen Charakter an. (Nach Rec. und anderer Ärzte vielfacher Erfahrung, hatte die Krankheit bey den ſchwächlichſten Perſonen nicht ſelten einen ausgezeichnet entzündlichen Charakter, und zwar vom Anfange an bis zum Ende.) So ſoll die Krankheit in Berlin weit entzündlicher geweſen ſeyn, als in Breslau, wo wegen der vorausgegangenen Überſchwemmung ein mehr faulichter Charakter herrſchend war.

Was die *Heilung* betrifft: ſo konnte die Krankheit im geringen Grade, zuweilen auch im hohen, durch die Hülfe der Natur allein, wenigſtens viel leichter, wie bey einer unpaſſenden Kunſthülfe, überwunden werden. Die allgemeinſten und hülfreichſten Mittel waren: friſche Luft, Kälte und Reinlichkeit. Die Anwendung des kalten Waſſers in der Form der kalten Fomentationen, der Waſchungen und Begieſsungen, war ein höchſt wirkſames Mittel. Beherzigungswerth iſt, was der Vf. über die, bey der Anwendung der ſogenannten Sturzbäder zu beobachtenden Cautelen erinnert. Blutentziehungen waren nicht ſelten heilſam und nothwendig, ſelbſt allgemeine Aderläſſe; jedoch nur in den erſten Tagen der Krankheit, höchſtens bis zum 7 Tage, bey jungen, vollblütigen Körpern, bey heftigen Kopfſchmerzen, Betäubung oder Delirien, mit rothem Geſicht, rothen Augen, klopfenden Hals- und Kopf-Adern, bey Entzündung der Bruſt- oder Unterleibs-Eingeweide. Der Puls war dabey kein ſicheres Zeichen, ſo wie bey allen entzündlichen Affectionen nervenreicher Organe. Doch war die Blutentleerung kein allgemein und immer paſſendes, helfendes Mittel. Es ſtarben auch Kranke, bey denen man reichlich Blut gelaſſen hatte, und Viele kamen durch, wo es unterblieben war. In einer Note wird angeführt, daſs der ſehr erfahrene *Heim* die Blutentleerungen bey allen wohlgenährten und vollſaftigen Menſchen mit dem gröſsten Nutzen angewendet habe, ohne ſich an den Tag der Krankheit zu kehren. Bey ſchwächlichen, nicht zur Entzündung geneigten Perſonen unterlieſs Hr. *Heim* die Aderläſſe, und ſie kamen zu Theil davon. — Bey Erſteren lieſsen die groſse Angſt, die Eingenommenheit des Kopfes, darauf nach; es entſtanden, wenn es Anfangs geſchah, in der Folge keine, oder nur ſchwache Delirien, und die Krankheit durchlief ihre Stadien weit leichter. Dieſe Erfahrungen ſind für den Nutzen der Blutentleerungen im contagiöſen Typhus ſehr ſprechend. Der Vf. aber hat kein rechtes Vertrauen zu dieſem groſsen Mittel, weſshalb er den Rath ertheilt, den Aderlaſs in zweifelhaften Fällen lieber ganz zu unterlaſſen, und den topiſchen Blutentziehungen den Vorzug vor den allgemeinen einzuräumen. Die Erfahrung in der letzten Epidemie hat inzwiſchen bewieſen, daſs man mit den örtlichen Blutentziehungen in den wenigſten Fällen, und bey nur einiger Intenſität der Krankheit, nicht auslange, ſondern allgemeiner, oft reichlicher, mehrmals wiederholter Blutentleerungen bedürfe. Bey dem groſsen Verbrauch der Blutigel verdient der Vorſchlag, ſich ſtatt ihrer des Schröpfens zu bedienen, beſonders in gröſseren Krankenhäuſern, die allgemeine Berückſichtigung.

(*Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
JUNIUS 1815.

MEDICIN.

Kritik der neuesten Schriften
über den contagiösen Typhus
von
Hufeland, Wolfart und Knoblauch.
(Fortsetzung.)

Die Anwendung innerer Mittel erfoderte die gröfste Vorsicht. Am unglücklichsten war der Gebrauch erhitzender Reizmittel. Es war unglaublich, wie schnell die geringste Gabe Kampher, Opium, ja selbst Valeriana, Wein, auch unter Wasser gemischt, auf der Stelle die Kopfzufälle vermehrte. Kühlende Diaphoretica, Salmiak, Antimonialwein, Spiritus Mindereri erwiesen sich am wohlthätigsten. Auch Weinessig, Tamarinden, vorzüglich die Präparate der Salzsäure, waren im ersten Zeitraum die besten Mittel. Nitrum verwirft Hr. *H.* als zu schwächend. (Rec. bediente sich dieses Mittels in der letzten Epidemie, oft in sehr grofsen Gaben, mit dem ausgezeichnetsten Erfolge. Wo der Typhus mit entzündlichen Brustaffectionen complicirt ist, ein in der letzten Epidemie sehr häufiger Fall, konnte der Salpeter durch kein anderes Mittel ersetzt werden.) Brechmittel, welche sonst so wohlthätig wirkten, leisteten keine ausgezeichneten Dienste. Calomel in reichlichen Gaben war bey örtlich inflammatorischen Affectionen, besonders in jener Periode sehr hülfreich, wo die Blutentziehungen nicht mehr angezeigt waren, und Reizmittel noch nicht pafsten. — War das erste Stadium bis zum sechsten, siebenten Tage vorüber, und Fieber und Kopfaffectionen verminderten sich nicht, stiegen vielmehr, mit zunehmender Schwäche: so mufsten mehrentheils Nervenmittel mit beygezogen werden. Eine Mischung von Kampher und Salpeter entsprach vor Allen diesem Zustande. — Sanken Puls und Kräfte noch mehr, mit Zunahme des Sopor, des Delirium, des Zitterns, oder stellten sich krampfhafte Zufälle ein: dann war Opium das herrlichste, und oft in 24 Stunden die ganze Scene verändernde Mittel. Die Arnica war als fixes Stärkungsmittel sehr wohlthätig. Auch der Moschus zeigte sich einigemal sehr heilkräftig, wenn die Krämpfe bey dieser Lebensschwäche hartnäckig andauerten. Eine mäfsige Diarrhöe, bey welcher sich der Zustand nicht verschlimmerte, durfte nie gehemmt werden. Ihre plötzliche Unterdrückung durch Opiate konnte die gefährlichsten Zufälle hervorbringen. Vermehrte gastrische Ausleerung war in dieser Epidemie heilsam, ja Bedürfnifs, und mufste, wo sie fehlte, durch eröffnende Mittel bewirkt werden. — Die Mortalität war sehr verschieden, und richtete sich nach dem Grade der Krankheit, nach ihrer Modification, Behandlung, und nach der Zeit der Epidemie. In dem geringsten Grade der Krankheit starb ungefähr einer von zwölf, in dem höchsten drey von vieren, was z. B. in Torgau der Fall war. Wie tödtlich die Seuche den Ärzten gewesen, beweist das Beyspiel von Breslau, wo 16 Ärzte ein Opfer dieser Krankheit wurden. *Leichenöffnungen* wurden sehr häufig vorgenommen; der Vf. verweist in dieser Hinsicht auf *Horns* Schrift. *Gehirnentzündung* war gerade das Seltenste, was man fand, höchstens beym zehnten. Bey neun Zehntheilen fand sich das Gehirn entweder völlig gesund, und die Gehirnsubstanz ungefärbt, oder nur wenig wässeriges Extravasat, zuweilen die nervösen Gefäfse etwas aufgetrieben, nie ein Extravasat von Blut, selten Lymphe, die man bey vorhergegangener Entzündung findet. (Wenn man erwägt, dafs die Hirnentzündung mit allen ihren Zufällen von einer grofsen Zahl neuerer Ärzte bey dem ansteckenden Typhus wahrgenommen wurde, wovon Rec. in der bisherigen kritischen Übersicht die Belege mitgetheilt hat: so erscheint es sehr räthselhaft, dafs gerade die berliner Ärzte das Gleiche bey den angestellten Leichenöffnungen vermifst haben wollen. Rec. vermag sich diesen anscheinenden Widerspruch nicht anders zu deuten, als dafs die Begriffe der Ärzte über die Entzündung des Gehirns, und deren Erkenntnifs nach dem Tode, noch nicht gehörig geordnet sind.

Resultate. Eine Recapitulation des früher Gesagten, von dem Vf. dazu benutzt, um die Behauptung geltend zu machen, dafs der günstige Erfolg der kühlenden Methode, selbst des Aderlasses, in der letzten Typhusepidemie keinesweges den Schlufs erlaube, dafs die Kunst bisher ein blindes Herumtappen, ein Spiel der Mode gewesen, dafs die Krankheit immer entzündlich, und die beste Methode die entzündungswidrige sey. Dieses zu glauben, wäre Eigendünkel, eine Versündigung an den Manen unserer Vorfahren. (Sobald jedoch der Beweis geführt würde, dafs das Wesen des contagiösen Typhus auf Entzündung beruhe: so wäre zugleich die Ansicht gerechtfertigt, die entzündungswidrige Methode für die eigentlich indicirte anzusehen. Jener Behauptung, von der entzündlichen Natur des ansteckenden Typhus, sprechen aber sehr wichtige Gründe das Wort.) — Von einer Versündigung gegen die Manen unserer Vorfahren kann nicht die Rede seyn, sobald wir zu einer besseren Erkenntnifs und Behandlung irgend einer Krank-

heitsform gelangt find.) Hr. *H.* will die Erfahrung der Gegenwart und der Vergangenheit vereinigt wiſſen, um nützliche Folgerungen daraus zu ziehen, zuerſt wodurch überhaupt dieſe Verſchiedenheit der Geſtaltung und der Meinung entſtanden, dann, was uns die Vergangenheit und die ſo lehrreiche Gegenwart für die Natur und Behandlung dieſer Krankheit als weſentlich und immer gültig lehre. Er betrachtet dieſes unter den zwey Hauptgeſichtspuncten: *Conſtitution* und *Krankheit*, wovon Rec. die Hauptſätze mittheilen will. *Conſtitution.* Jede Krankheit wird in ihrem Charakter durch die Conſtitution beſtimmt. Der phyſiſche Charakter der Menſchheit, und insbeſondere das, was wir die herrſchende Conſtitution nennen, bleibt ſich nicht gleich, ſondern wechſelt und durchläuft gewiſſe Perioden. Zu einer Zeit herrſcht ein mehr entzündlicher, zur anderen ein mehr aſtheniſcher Charakter, welcher ſich in allen Krankheiten mehr oder weniger ausſpricht, und ſie verſchieden modificirt. Der Wechſel der Conſtitution beſtimmte die Ärzte zu allen Zeiten, ihre Methode zu verändern, indem ſie ſich überzeugten, daſs die von ihnen bisher mit Vortheil gereichten Mittel nicht mehr hülfreich wären. Der Zuſtand der Atmoſphäre, ihres verſchiedenen Lebens, ihrer verſchiedenen Miſchung, iſt der vorzüglichſte Grund dieſer Mannichfaltigkeit. Aber auch andere Einflüſſe, Beſchaffenheit der Nahrungsmittel, Gemüthsbewegungen u. ſ. w. tragen zu dieſer Umſtimmung des Lebens viel bey. Was der herrſchende Zeitgeiſt für die Geiſter, das iſt die herrſchende Conſtitution für die Körperwelt. So wie jener ſtark hervortritt beym Austreten der gewöhnlichen Ordnung, beſonders ganzer Volksmaſſen: ſo auch dieſe bey Krankheiten, beſonders ganzer Maſſen, den epidemiſchen. Aber nicht bloſs die Lebensſtimmung im Ganzen vermag die Conſtitution zu verändern, ſondern ſelbſt auf ganze Syſteme, ja beſondere Organe einzuwirken, ſo daſs bald das Nervenſyſtem, bald das Blutſyſtem, bald das Schleimſyſtem, bald dieſes oder jenes Organ krankhaft ergriffen wird. (Nach Rec. Ermeſſen iſt dieſe Wirkung der herrſchenden Conſtitution die am meiſten zu berückſichtigende. Daſs dieſelbe bald mehr nervös, bald mehr entzündlich oder gaſtriſch erſcheint, hängt nicht ſowohl von der veränderten Lebensſtimmung überhaupt, ſondern davon ab, daſs bald mehr das ſenſible, bald mehr das irritable, oder reproductive Syſtem, und die ihnen entſprechenden Organe krankhaft afficirt werden. Nicht die veränderte Lebensſtimmung giebt der Krankheit den Charakter, ſondern die Eigenthümlichkeit des ergriffenen Syſtems, Organs. Deſshalb erſcheint die Peripneumonie unter allen Umſtänden als einer der heftigſten Entzündungszuſtände, wobey die Blutentleerungen niemals ganz entbehrt werden können. Räumt man dem Einfluſſe der veränderten Lebensſtimmung zu viel ein: ſo kommt man zuletzt wieder auf die ganz verwerfliche Eintheilung der Krankheiten in ſtheniſche und aſtheniſche. Die Nothwendigkeit einer verſchiedenen Behandlungsart der Krankheiten iſt bey der vorzüglichen Berückſichtigung der leidenden Syſteme, Organe, keineswegs ausgeſchloſſen; ihre Differenz giebt dafür die Indication. Die *Conſtitutio annua et ſtationaria* ſpricht dieſer Anſicht gleichfalls das Wort. Die verſchiedenen Jahrszeiten begründen andere Krankheiten, einen differenten Krankheitscharakter, weil durch die in ihnen waltenden Einflüſſe der Organismus anders geſtimmt, eine krankhafte Affection dieſes oder jenes Syſtems, Organs, hervorgerufen wird.) Der Vf. bemerkt ferner, nach dem herrſchend geweſenen gaſtriſchen Krankheitscharakter ſey mit den Kriegszeiten ein mehr nervöſer, aſtheniſcher eingetreten, welcher durch das Medium der in den Jahren 1808 — 1809 allgemein herrſchend geweſenen Wechſelfieberepidemie in den entzündlichen Charakter übergegangen ſey. Das merkwürdige Jahr 1811 mit ſeinem lichtſtrömenden Kometen, mit ſeiner ungewöhnlichen Hitze, Trockenheit, ſolariſchen und elektriſchen Natur, war der wahre Wendepunct, und gab vollends den Ausſchlag. Mit auffallender Macht verbreitete ſich nun die inflammatoriſche Diatheſis in allen Organismen, gab allen Krankheiten einen mehr inflammatoriſchen Charakter, und nöthigte ſelbſt Ärzte, die ganz davon abgekommen waren, wieder zum Aderlaſſen. Sollten die verſchiedenen Anſichten in der Medicin nicht auch eine Berückſichtigung verdienen? Vor Erſcheinung des Brownianismus waren die gaſtriſchen, während der Herrſchaft des Brownianismus die aſtheniſchen, nervöſen Krankheitsformen an der Tagesordnung, jetzt ſind es die entzündlichen. Treffend iſt in dieſer Hinſicht, was Hr. *H.* über die epidemiſchen Conſtitutionen in den Geiſtern ſagt. Er zeigt nämlich, welchen wichtigen Antheil die Köpfe der Ärzte an der jedesmaligen Anſicht, Stimmung und Handlungsweiſe haben, woraus ſich ergiebt, daſs dieſer Antheil nicht unbedeutend iſt, und daſs es eben ſo gut einen *Character epidemicus* der Ärzte, als der Kranken giebt. Den erſten Grund zur Entſtehung ſolcher Arzt-Conſtitutionen legt gewöhnlich ein neuer Genius der Krankheit, oder eine neue Epidemie. Zuweilen giebt auch eine neue Entdeckung in der Phyſik, Chemie, Anatomie, ja ſelbſt in der Philoſophie dazu die Veranlaſſung, wozu ſich denn die Autorität eines Mannes oder eines Syſtems geſellt. Die Verbreitung ſolcher neuer Kunſtſyſteme werde nun durch die *indifferenten Krankheiten* auſserordentlich begünſtigt. Unter dieſen verſteht Hr. *H.* ſolche Krankheitszuſtände, welche ihrer Natur nach nicht tödtlich ſind, und wobey es einerley iſt, ob der Kranke ſo, oder anders, oder gar nicht, behandelt werde. Obgleich Rec. die Exiſtenz ſolcher indifferenten Krankheiten zugiebt: ſo kann er ſich mit dem verehrten Vf. doch nicht darin vereinigen, daſs ihre Zahl ſo groſs ſey, wie hier behauptet wird. Wäre dieſes wirklich der Fall: ſo müſste unſere Kunſt nothwendig an ihrem Werth und Anſehen verlieren. Hr. *H.* ſagt, er ſey nun, nach einer dreyſsigjährigen Praxis, zu der Überzeugung gelangt, daſs von allen, von ihm behandelten Kranken, zwey Drittheile auch ohne ihn, ſo wie ohne alle Medicin, ja bey den verſchiedenſten Methoden, dennoch geſund geworden wären. Das übrig bleibende Viertel theile er wieder in drey Theile: zwey Drittheile wären auch ohne ihn am Leben geblieben,

und nur das letzte Drittheil, etwa der *neunte* von der ganzen Zahl, ohne seine thätige Hülfe ein Raub des Todes geworden. — Wenn man an die Frequenz der fieberhaften und entzündlichen, so wie vieler anderer gefährlichen, schnell verlaufenden Krankheiten gedenkt: so kann man unmöglich glauben, dass es Hn. *H.* mit dieser Behauptung wirklich Ernst gewesen sey. Er scheint sich augenblicklich in dieser Paradoxie gefallen zu haben. Sehr geistreich ist die den Nichtärzten gesagte Bemerkung, dass sie nun nicht schliessen dürften, sie bedürften des Arztes nicht, da sie nicht wissen könnten, ob sie nicht der *Neunte* wären.

Die Krankheit. Die Geschichte aller Zeiten habe gelehrt, dass diese Krankheit stets ein Product des Krieges sey, erzeugt durch eine Vereinigung aller der Momente, deren jedes allein schon eine solche Krankheit erzeugen könne. (Rec. hat bereits darauf aufmerksam gemacht, dass dieselbe Krankheit, auch ausserhalb des Kriegs, nicht selten sogar in epidemischer Form, wahrgenommen wird.) Die Art und Weise, wie diese Krankheit im Kriege erzeugt wird, hat der Vf. auf die lehrreichste Art aus einander gesetzt. — Dem Ansteckungsstoffe der sogenannten Kriegspest legt er folgende Eigenschaften bey: 1) Er ist nicht bloss fixer Natur, wie das Pestcontagium, sondern auch auflöslich in der Luft, doch nur in geringer Entfernung von dem Kranken die Ansteckungsfähigkeit behaltend. 2) Er kann durch Träger (Zwischenkörper) Menschen und Orten in der Entfernung, wo kein Kranker war, mitgetheilt werden. Doch scheint ein solcher Körper nicht lange die ansteckende Kraft zu behalten, und das Contagium viel leichter in der Luft zerstörbar als das Pestgift, und nur in den gasförmigen Absonderungen der Haut und der Lunge zu finden zu seyn, und zu seiner Entwickelung des fortdauernden Lebensprocesses zu bedürfen. Hn. *H.* ist kein Beyspiel bekannt, dass eine Leiche, wenn sie gehörig abgewaschen war, die Ansteckung verbreitet hätte. 3) Der Ansteckungsstoff ist durch beständiges Zuströmen frischer Luft, durch Kälte und Sauerstoff zerstörbar. 4) Die Mittheilung selbst kann vollkommen oder unvollkommen, leicht oder schwer seyn, je nachdem die Empfänglichkeit des Organismus gross oder gering, die Intensität des Giftes grösser oder kleiner, die Mittheilung mit günstigen oder ungünstigen Umständen, z. B. Furcht, verbunden ist. Manche Ansteckungen bleiben offenbar nur in der äusseren Sphäre des Organismus, und dringen nicht tiefer ein. Oft gingen mehrere unvollkommene Ansteckungen dem Ausbruche voraus, und gewöhnlich war die Krankheit dann am heftigsten. So wurden Krankenwärter, Ärzte, Wundärzte, Lazarethinspectoren meistens am gefährlichsten krank, und hier schien eine vollständige Saturation mit dem Gifte Statt zu finden. Bey mehreren aber war die Ansteckung mit einem Schlage gesetzt. Ein Gesetz, welches der Vf. das der *Heterogeneität* nennt, schien bey der Ansteckung sehr wirksam zu seyn. Es beruht darin: je fremdartiger der Ansteckungsstoff und das Subject, welches ihn empfängt, einander sind, je grösser der Gegensatz gegen beide ist: desto schneller ist die Empfängniss, desto heftiger die Reaction, desto energischer das Product. Hr. *H.* erläutert dieses Gesetz durch treffende Beyspiele. So schien das Gift, welches Russen und Franzosen zuführten, heftigere Wirkung zu äussern, als das einheimische. — Den Vergleich der Kriegspest mit der Viehseuche findet der Vf. unpassend, indem die Viehseuche stets eine ausländische orientalische Entstehung hat, viel tödlicher und zerstörender, viel ansteckender ist als die Kriegspest. — 5) Die Wirkung des Contagiums auf den Organismus. Sie ist, wie bey jedem acuten Contagium, dreyfach. Zuerst wirkt es als ein fremdartiger Stoff, regt sowohl Blut- als Nerven-Thätigkeit auf, erregt Fieber, Nervenaffection, mit mehr oder weniger entzündlichem Charakter. Zweytens ergreift es ein Organ vor dem anderen, vermöge einer, dem Contagium selbst eigenthümlichen Affinität, das Scharlachcontagium den Hals, das Ruhrcontagium den Mastdarm, der Maserstoff die Lunge, das Typhuscontagium das Gehirn. Drittens wird dasselbe assimilirt, und assimilirt sich wieder, verähnlicht sich dem Organismus, und drückt ihm seinen eigenthümlichen Lebenscharakter auf, sowohl in der Form des äusseren Seyns, als in der inneren Natur des organischen Lebens, sowohl seiner dynamischen als chemischen Verhältnisse, daher Degeneration, Verderbniss der Säfte, Production des nämlichen Gifts, Fäulniss. — Hr. *H.* nimmt bey allen fieberhaften contagiösen Krankheiten zwey sehr verschiedene Stadien an, das entzündliche, und ein zweytes, welches den Charakter des in das organische Leben selbst aufgenommenen Stoffes und seiner Eigenthümlichkeit trägt. Bey manchen Contagien wird das erste Stadium schneller durchlaufen, und eine allgemeine Schwäche mit der Neigung zur Fäulniss erzeugt, wie bey dem Scharlach-, dem Pest- und Typhus-Contagium, bey anderen ist der entzündliche Charakter constanter, wie bey dem Masergift. (Die Erfahrung ist mit dieser Behauptung nicht im Einklange. Wir haben Beyspiele von Scharlach- und Typhus-Epidemieen, welche den entzündlichen Charakter von Anfang bis zu Ende standhaft behaupteten, wobey sich von allgemeiner Schwäche mit Neigung zur Fäulniss nichts entdecken liess.) Das Typhuscontagium ist seiner Wirkung nach mehr nervös, ergreift also zuerst Gehirn- und Nerven-System, und fixirt auch hierin den eigentlichen Sitz der Krankheit durch ihren ganzen Verlauf. Anfangs trägt diese Affection den Charakter der Entzündung. Sie ergreift zugleich auch noch andere Systeme, und erhält dadurch mancherley Complicationen, z. B. die gastrische, rheumatische. Nun geht sie aber früher oder später in das zweyte, passive Stadium über, wo Schwäche der Charakter des Ganzen ist, und Neigung zur Fäulniss, Colliquation u. s. w. eintritt. (Auch dieser Behauptung kann Rec. nicht beystimmen. Man sieht nicht ein, warum eine, durch ein Contagium oft plötzlich hervorgerufene Krankheit, welche den Charakter der Entzündung vielfach so rein an sich trägt, den gleichen Genius nicht durch ihren ganzen Verlauf behaupten, warum sie *nothwendig* in ein zweytes, passives, asthenisches Stadium übergehen müsse. In den Gesetzen des Organismus ist keineswegs der

Grund eines ſolchen Überganges enthalten. Sonſt müſste bey jeder Entzündungskrankheit das Gleiche erfolgen, dem die Erfahrung widerſpricht. Eine vorurtheilsloſe Beobachtung lehrt zugleich, daſs die ſogenannte Kriegspeſt in häufigen Fällen ganz wie ein Entzündungszuſtand verläuft, und von Zufällen der Fäulniſs ganz frey iſt. Das Zuſammentreffen ganz ungewöhnlicher Umſtände kann der Krankheit zwar einen ſolchen putriden Charakter ertheilen, wie z. B. in der torgauer Epidemie. Dieſes iſt jedoch nicht als Norm des eigentlichen Krankheitsgenius aufzuſtellen.) Der Vf. macht auf den Unterſchied zwiſchen *Typhus contagioſus* und *ſpontaneus* aufmerkſam. Ob letzterer immer das Product einer Schwächung des Ganzen, oder wenigſtens des Nervenſyſtems ſey, und dieſen Charakter der Schwäche von Anfang bis zu Ende trage, bezweifelt Rec. Hr. *H.* räumt ſelbſt ein, daſs in beiden Formen des Typhus das Gehirn- und Nerven-Syſtem das primär und ausgezeichnet leidende Organ ſey. Giebt man dieſes zu: ſo wird man auch nicht leugnen können, daſs das Weſen des *Typhus ſpontaneus*, eben ſo wie des *Typhus contagioſus*, auf Entzündung beruhe, obgleich dieſelbe hier nicht ſo ausdrucksvoll hervortritt. Dieſes thut aber nichts zur Sache, indem die Gehirnentzündung der mannichfaltigſten Grade und Modificationen fähig iſt, wie *Wedekind* erſt neuerdings bewieſen hat. — Das Gehirn- und Nerven-Syſtem betrachtet der Vf. als das Hauptorgan, worauf das Gift wirke, und wo der eigentliche Sitz der Krankheit ſey und bleibe. Die Veränderungen jedoch, welche durch daſſelbe in dieſen Organen hervorgebracht würden, vermöchten wir nicht zu beſtimmen. Sie geradezu Entzündung zu nennen, ſcheine viel zu unbeſtimmt, und keineswegs durch die Erfahrung begründet, indem ſich bey drey Viertheilen aller nach dem Tode geöffneten keine Spur von Entzündung gezeigt habe, und der Aderlaſs keineswegs immer das wahre und helfende Mittel ſey. Jede Affection des Gehirns aber Entzündung zu nennen, erlaube weder der Sprachgebrauch, noch eine gründliche Pathologie. Genau betrachtet finde zwiſchen der Wirkung des Typhuscontagiums, der narkotiſchen Gifte und des Kohlendunſtes die gröſste Ähnlichkeit Statt. Beide wirken zuerſt auf das Gehirn, erzeugen Schwindel, Betäubung, Sinnloſigkeit, Aufreizung des Gefäſsſyſtemes, Turgeſcenz des Bluts, apoplektiſchen Tod. Nach dem Tode findet ſich das Gehirn mit Blut überfüllt, oft extravaſirt. Deſshalb könne man die Narcotica keine entzündenden Potenzen, und ihre Wirkung nicht Entzündung nennen. (Dieſes wird kein vernünftiger Arzt. Inzwiſchen bringen die hier angegebenen Einwirkungen allerdings eine ſolche Beſchaffenheit des Gehirns hervor, welche mit der eigentlichen Entzündung groſse Ähnlichkeit beſitzt. Wie nahe verwandt *Apoplexia ſanguinea* und *Encephalitis* ſind, iſt von engliſchen Ärzten neuerlich anerkannt, und deſshalb ſehr ſtarke Blutentziehungen zur Rettung ſolcher Kranken empfohlen worden. Was Hr. *H.* gegen die Anſicht, daſs das Weſen des contagiöſen Typhus auf Entzündung beruhe, einwendet, überwiegt keineswegs die dafür ſprechenden Gründe.)

Behandlung. Als Princip für die Behandlung ſtellt der Vf. den Satz auf: Die Kriegspeſt iſt kein Nervenfieber im gewöhnlichen Sinne des Worts, ſondern eine durch ein eigenthümliches Gift hervorgebrachte und bedingte hitzige Anſteckungkrankheit, eben ſo wie Peſt, gelbes Fieber, Scharlachfieber, mit welchen ſie die meiſte Ähnlichkeit beſitzt; ſie hat demnach ſo wenig wie jene einen beſtimmten und immer ſich gleich bleibenden therapeutiſchen Charakter, ſondern kann bald nervöſer, bald putrider, bald gaſtriſcher, bald entzündlicher Natur ſeyn. Es giebt demnach auch keine ihr eigenthümliche, immer gültige Heilart, ſondern jede neue Epidemie muſs immer erſt erforſcht, ihr Charakter ausgemittelt, und dem gemäſs die Heilart feſtgeſetzt werden. — So viel Wahres in dieſer Behauptung liegt: ſo kann ihr Rec. im Weſentlichen doch nicht beypflichten. Nach ſeiner Anſicht hat der contagiöſe Typhus einen ſich unter allen Umſtänden gleichbleibenden Grundcharakter, den *entzündlichen*, und eine immer geltende Heilmethode, die *antiphlogiſtiſche*, welche jedoch den verſchiedenen Graden, Modificationen, Complicationen der Krankheit angepaſst werden muſs. Dieſes will jedoch Hr. *H.* ſchlechterdings nicht zugeben. Dieſsmal, heiſst es S. 124, war der Charakter der Krankheit allerdings mehr entzündlich, und die Heilart in ihrem Grunde antiphlogiſtiſch; man würde aber ſehr Unrecht thun, dieſes nun auch in Zukunft immer zu erwarten, und die antiphlogiſtiſche Heilart für immer als die allein paſſende feſtſetzen zu wollen. Und ſelbſt das Entzündliche bey dieſem Fieber iſt nicht rein entzündlich, ſondern nervös entzündlich, weſshalb das Übermaſs der Antiphlogoſis leicht ſchaden kann. — Weil ſich die Entzündung in einem, der Senſibilität angehörenden Organ darſtellt, deſshalb ſie für weniger rein anzuſprechen, ſcheint Rec. ein entſchiedener Miſsgriff. Die Eigenthümlichkeit des ergriffenen Syſtems, Organs, modificirt zwar die Entzündung, ohne jedoch ihr Weſen ſelbſt abzuändern. Die Enteritis iſt daher eine eben ſo reine Entzündung, wie die Peripneumonie, obgleich groſse Verſchiedenheiten unter ihnen obwalten. Das Übermaſs der Antiphlogoſis kann hier, wie bey jedem anderen Entzündungszuſtande, groſsen Schaden verurſachen. Indeſs fragt ſich, ob die nicht hinlänglich angewendete Antiphlogoſis nicht noch bedeutendere Nachtheile erzeuge. Geht man von ſolchen Geſichtspuncten aus: ſo erſcheint freylich der Aderlaſs als ein zweydeutiges Mittel im contagiöſen Typhus, und man unterläſst daſſelbe in zweifelhaften Fällen lieber, in der Überzeugung, man könne den Schaden des unterlaſſenen Aderlaſſes durch andere Mittel eher wieder gut machen, als der des unſchicklich angewendeten. Solchen Principien wird Rec. niemals huldigen, da hiebey das Handeln des Arztes am Krankenbette ſtets ſchwankend und unſicher bleiben muſs. Deſshalb kann Rec. auch den in dem *Schluſswort* aufgeſtellten noſologiſch-therapeutiſchen Axiomen, ſo ſchön ſie auch geſagt ſind, und ſo viel Wahres und Treffendes ſie zum Theil enthalten, ſeinen Beyfall nicht ſchenken.

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1815.

MEDICIN.

Kritik der neuesten Schriften *über den ansteckenden Typhus* von Hufeland, Wolfart und Knoblauch.

(Fortsetzung.)

Der Vf. von No. 56, der um die grössere Verbreitung des thierischen Magnetismus in Deutschland sehr verdiente Hr. Prof. *Wolfart* in Berlin, hat in der neuesten Zeit eine fast an Einseitigkeit grenzende Vorliebe für *Mesmers* Natursystem gezeigt, und dadurch von mehreren Seiten einen nicht ungerechten Tadel auf sich gezogen. Die vorliegende Schrift ist nicht geeignet, eine günstigere Meinung für die gegenwärtige literarische Tendenz des Vfs. zu erwecken. Die Ansichten des sogenannten Mesmerismus werden auch hier in ihrem ganzen Umfange dazu benutzt, die Natur des ansteckenden Typhus zu erklären, und die Grundsätze der Heilung daraus abzuleiten. Zu wie vielen Verirrungen, unerwiesenen Behauptungen, und gewagten Schlüssen der Vf. durch diese kühne Anwendung einer in ihren Principien noch so wenig haltbaren Lehre auf eine fieberhafte Krankheit von solcher Wichtigkeit, wie der Typhus, verleitet worden ist, wird im Verlauf dieser Anzeige sich von selbst ergeben. Nach Rec. Ermessen verdient dieses Beginnen eine um so strengere Rüge, da durch solche voreilige Anwendung des sogenannten Mesmerismus nicht zu berechnende Verwirrungen in der Theorie und Technik der Heilkunde herbeygeführt, und der Sache des thierischen Magnetismus selbst offenbar geschadet wird.

Zuerst handelt der Vf. *von der Erkenntniss des Wesens der Krankheit im Allgemeinen*, und sucht der Quelle nachzuforschen, aus welcher sich dieses Übel entwickelt. Der ansteckende Typhus „ist der merkbar im Fieber hervortretende Kampf des Lebens gegen die aus irgend einer hinreichenden Ursache (durch innere oder äussere Vergiftung) herbeygeführte Hinneigung der organischen Materie zur Entmischung, worin das Leben nicht ferner ebenmässig bestehen kann." (Diese Definition ist höchst unbestimmt, da ihr zufolge jede fieberhafte Krankheit für Typhus angesehen werden könnte. Denn bey jedem Fieber findet ein Kampf des Lebens und eine Hinneigung der organischen Materie zur Entmischung Statt. Eben so verwerflich sind die zum Beweis dieses Satzes angeführten Gründe.) „Ein solcher Zustand," heisst es S. 3, „kann lediglich dadurch entstehen, dass in den feinbeweglichen organischen Stoffen, welche die Träger der Fähigkeiten sind, und auf der einen Seite durch die Nerven, auf der anderen durch Blutgefässe geleitet werden, zuerst Wirkungen ihrer verhältnissmässigen Bewegbarkeit sich einfinden." (Hier drängt eine unerwiesene Hypothese die andere. Was sind das für feinbewegliche organische Stoffe, welche die Träger der Fähigkeiten sind? Wie will Hr. *W.* beweisen, dass dieselben auf der einen Seite durch die Nerven, auf der anderen durch die Blutgefässe geleitet werden? Welchen Begriff sollen, können wir uns von den Veränderungen, Stockungen machen, welche nothwendig in der nicht sinnlich wahrnehmbaren Organisation, in den feinlebendigen Strömungen (nach §. 10) vor sich gehen, und als Grundwesen und inwohnendes unveränderliches Merkzeichen des Typhus, der sinnlich wahrnehmbaren Hinneigung zur organischen Entmischung vorangehen? Wie kann uns Hr. *W.* zumuthen, solche aus der Luft gegriffene, wesenlose, rein hypothetische Principien für die haltbare Basis einer Theorie des Typhus anzuerkennen? Und dennoch stellt er diese Sätze so apodiktisch auf, als wären sie auf das gründlichste bewiesen.) Alle Differenz des Typhus hält der Vf., nach §. 11, darin begründet, ob die zur wahrnehmbaren Entmischungshinneigung fähig machende Stockung oder Hemmung in der Lebensstimmung ursprünglich von einem Misston dieser Schwingungen, also ganz von feinorganischen, oder von einer örtlich entstandenen Stockung und gröberen Veränderung durch Stoffumbildung, oder endlich durch Einwirkung von aussenher, durch äussere Ansteckung, Vergiftung, hervorgebracht worden ist. Die ersten beiden Arten sollen vorzüglich ansteckend seyn; bey der ersteren mehr das Gehirn und Nervensystem, bey der zweyten mehr das Blut- und Absonderungs-System den Heerd der Ansteckung abgeben. Ausser diesen hängt, nach §. 13, die Beschaffenheit des Typhus noch von dem ursprünglich leidenden Organ, und von den, während der Krankheit von aussen einwirkenden Einflüssen ab. Diese Grundsätze sollen nicht bloss beym Typhus, sondern auch bey der Pest und dem gelben Fieber ihre Anwendung finden. Die Pest soll das feine Glandularsystem, und zwar besonders die Nervendrüschen (obgleich die Anatomen deren Existenz leugnen!), das gelbe Fieber das Leber- und venöse Blut-System, das Faulfieber das ganze Ernährungssystem in Anspruch nehmen. (Den ansteckenden Typhus für ein Faulfieber zu erklären, das Wesen dieser Krankheit in eine Neigung zur organischen Entmischung zu setzen, und das reproductive

Syſtem als ihre eigentliche Werkſtätte anzuſehen, iſt ein Fehlgriff, zu welchem der Vf. nur aus Vorliebe für *Mesmer's* einſeitiges Naturſyſtem verleitet werden konnte. Es widerſpricht allen phyſiologiſchen Geſetzen, dem Organismus eine Tendenz zur Auflöſung, in dem von dem Vf. gebrauchten Sinne, zuzuſchreiben. Die Erſcheinungen und der Verlauf des anſteckenden Typhus ſtehen zugleich mit der Annahme, daſs dieſer Krankheit eine Neigung zur Entmiſchung zum Grunde liege, in dem entſchiedenſten Widerſpruche. In dem erſten Zeitraum, nicht ſelten im ganzen Verlauf dieſer Krankheit, wird ein der Fäulniſs, der Entmiſchung gerade entgegengeſetzter Zuſtand wahrgenommen. In allen Syſtemen des Organismus offenbart ſich eine gröſsere Lebhaftigkeit, die Secretionen ſind unterdrückt, das Blut iſt äuſserſt verkohlt, coagulabel, nicht ſelten mit einer ſtarken Entzündungskruſte bedeckt, von Erſcheinungen der Auflöſung, Fäulniſs, iſt keine Spur vorhanden. — Daſs der anſteckende Typhus unter beſonderen Umſtänden den Charakter der Putrida annehmen könne, iſt allerdings wahr, aber kein Beweis der urſprünglich putriden Natur dieſes Fiebers, da unter ähnlichen Umſtänden das Gleiche auch bey anderen fieberhaften und Entzündungs-Zuſtänden wahrgenommen wird. Beruhte das Weſen des anſteckenden Typhus wirklich auf einer Hinneigung zur organiſchen Entmiſchung, zur Fäulniſs: ſo hätten die in der letzten Epidemie ſo allgemein angewendeten kühlenden Mittel, die allgemeinen und topiſchen Blutentziehungen dieſe Tendenz nicht allein ſehr unterſtützen, ſondern nothwendig einen tödtlichen Grad von Putreſcenz erzeugen müſſen. Die Erfahrung in jener Epidemie hat aber gerade das Gegentheil gelehrt, und die groſse Heilkraft dieſer Mittel bewieſen. Man kann daher die Anſicht des Vfs. von dem urſprünglichen Weſen des contagiöſen Typhus für nichts als eine Chimäre erklären, welche mit Theorie und Erfahrung in gleichem Widerſpruche ſteht.) Das Fieber und die Entzündung bey dem anſteckenden Typhus betrachtet Hr. *W.* nur als Ausdruck des im Allgemeinen oder im Beſonderen Statt findenden Kampfes. Die ſich äuſsernden Entzündungszuſtände, beſonders des Gehirns, ſollen zwar berückſichtigt, keineswegs aber für identiſch mit dem Typhus, ſondern nur als Erſcheinung der durch das ganze Aſſimilirungsſyſtem verbreiteten organiſchen Entmiſchungsneigung beurtheilt werden. Alle Urſachen, welche das Faulfieber erregen, treffen im Kriege zuſammen, beſonders wenn groſse Heeresmaſſen ſich gegenſeitig begegnen. §. 24, 25. (Wäre die Anſicht des Vfs. von der Entſtehung des Typhus mehr als eine Hypotheſe: ſo bliebe es unbegreiflich, wie dieſe Krankheit im Kriege nur jemals fehlen könnte, was die Erfahrung doch unbezweifelt lehrt, da ſich hier ſo viele, die Neigung zur Fäulniſs begünſtigende Momente vereinigt finden.) Die Unempfänglichkeit — Immunität — mancher Individuen gegen die Anſteckung wird ſehr ſcharfſinnig aus den Geſetzen der Gewohnheit abgeleitet (§. 28). Die ſtarke Ofenhitze der Stuben begünſtigt im Winter zwar den Ausbruch des Typhus: wohl aber kaum, in ſofern dadurch die Neigung zur Fäulniſs vermehrt wird. Die Anſteckung läſst der Vf. nach den Geſetzen des thieriſchen Magnetismus erfolgen. Es ſoll ſich damit wie mit der Fortpflanzung des Feuers verhalten, wo dem wirklichen Entbrennen erſt eine Veränderung vorausgehe. (Dieſes Bild iſt nicht ganz paſſend. Denn obgleich der wirklichen Anſteckung beym Typhus öfters eine Veränderung des Organismus, eine beſondere Anlage, Dispoſition, vorausgeht: ſo erfolgt dieſelbe in anderen Fällen, bey den geſundeſten Menſchen, nicht ſelten mit Blitzes-Schnelligkeit.) Starke kritiſche Ausſonderungen ſind zwar bey dem anſteckenden Typhus meiſtens ſehr wohlthätig: aber nicht deſshalb, um die verdorbene Gährungsmaſſe aus dem Körper zu treiben, wie der Vf. §. 43 behauptet. Auch lehrt ja die Erfahrung, daſs viele Typhöſe geneſen, ohne daſs merkliche, noch viel weniger ſehr ſtarke kritiſche Ausleerungen wahrgenommen würden. Wie lieſse ſich dieſes begreifen, wäre der Typhus wirklich ein Faulfieber und die Ausleerung verdorbener Gährungsmaſſen Bedingung der Heilung? Die ächte Erfahrung, ſagt Hr. *W.* §. 44, müſſe endlich über die bisher gewöhnlichen Syſteme den Sieg davon tragen. Sie gehe mit *Mesmers* Lehre Hand in Hand, und bezeuge, daſs in dem bisher gewohnten Gebrauch der üblichen Arzneyen nicht das Heil gegen dieſe Seuche zu finden ſey; daſs in dem einen Fall das zu nützen ſcheine, was ſehr beſtimmt in einem anderen zu ſchaden ſcheine; daſs man in den allermeiſten Fällen am glücklichſten dieſe Krankheit behandle, wenn man wenig mit Arzneyen thäte. (Die Erfahrung der neueſten Epidemie hat uns die Überzeugung verſchafft, daſs der Typhus zwar nicht mit einem ſolchen Heer von Arzneyen, am allerwenigſten mit ſo ſtarken Reizmitteln behandelt werden dürfe, wie der Brownianismus lehrte; daſs jedoch beſtimmte Arzneykörper ſich dabey ſehr heilkräftig erweiſen.) Die §. 46 aufgeſtellte Behauptung, in der Benutzung der Elemente, der Luft, des Waſſers, der Wärme, Kälte, beruhe zum Theil das Heil bey der Behandlung des Typhus, enthält zwar viel Wahres, was jedoch bey jeder fieberhaften Krankheit, nicht bloſs beym Typhus, ſeine Anwendung findet. Der Typhus, als ſolcher, fodert ſtets ſeine beſondere Heilart. Das Weſentliche in den thieriſchen Magnetismus zu ſetzen, iſt eine unverzeihliche Einſeitigkeit des Vfs. Wie weit Hr. *W.* in dieſer Hinſicht gegangen ſey, kann man aus §. 48 entnehmen, wo es wörtlich heiſst: Die rechte Behandlung des Faulfiebers (wie jeglicher Krankheit) nach dem Mesmerismus iſt alſo *die weiſe und geſchickte Benutzung aller dem Menſchen zu Gebote ſtehenden Naturkräfte, in gehöriger Übereinſtimmung mit dem Zuſtande des Kranken.* Wenn der Vf. durch Benutzung aller dem Menſchen zu Gebote ſtehenden Naturkräfte die Heilung unternimmt: ſo thut er nichts Anderes, als was man zu allen Zeiten verſuchte. Dadurch aber wird unſer ärztliches Handeln am Krankenbette um keinen Schritt weiter gebracht. Mit dieſer Art des Mesmerismus begnügt ſich jedoch der Vf. nicht, ſondern dringt auf die Be-

nutzung des thierischen Magnetismus selbst, wie wir im Verlauf dieser Anzeige erfahren werden. Der 2 Abschnitt beschäftigt sich mit der *Entwickelungs-Geschichte des Faulfiebers.* Dass aus einer allgemein verbreiteten Fieberart zuletzt ansteckende Faulfieber hervorgehen müssen, ist nur bedingt wahr. Herrschende Ruhren, Ausschlagsfieber, Lungenentzündungen verlaufen oft rein, ohne alle Beymischung eines faulichten Zustandes. Nur besondere Umstände, Verhältnisse rufen eine solche Complication zuweilen hervor. Die leichtere Entstehung dieser Umwandlung im Kriege ist lediglich der Concurrenz schädlicher Einwirkungen zuzuschreiben, keineswegs im Wesen der Krankheit begründet. Eben so irrig ist die Behauptung §. 54, dass die höchste Stufe einer jeden Krankheit, da wo sie sich dem Sterben, der gänzlichen Stockung nähere, nicht nur das Wesen, sondern auch die äussere Erscheinung des Faulfiebers mehr oder weniger annehme. (Bey sehr vielen, mit dem Tode endigenden Krankheiten wird von einem solchen Zustande der Putrescenz, selbst in dem letzten Zeitraum, nichts wahrgenommen.) Zuweilen findet dieser Übergang allerdings Statt, und dann ist es auch möglich, dass ein an einer nicht ansteckenden Krankheit Sterbender seinen Umgebungen das Faulfieber mittheilen kann. In solchen Fällen concurriren meistens viele ungünstige äussere Umstände, wodurch die Krankheit eine besondere Bösartigkeit erhält. — Dass ein am stärksten Typhus danieder Liegender, und zwar in häufigen Fällen, gar Niemanden anstecke (§. 56), findet Rec. sehr unwahrscheinlich, vorausgesetzt, dass der Typhus ein wirklich contagiöser war. Übrigens will Rec. nicht in Abrede stellen, dass das *Contagiöse* bey dem Typhus noch viel räthselhafte Seiten darbiete. Es ist daher wohl möglich, dass von einem leicht und vollkommen genesenden Typhösen vielfach eine stärkere, giftigere Ansteckung ausgehe, als von einem, an dem heftigsten Typhus leidenden Kranken. In allen diesen Fällen hängt unendlich viel von der äusseren Lage des Kranken ab. — Der Vf. erklärt es §. 58 für einen „ungeheueren Irrthum, eiternde Wunden als das Schutzmittel gegen die Ansteckung zu betrachten." Er hätte den Mund nicht so voll nehmen sollen, da durch sehr sprechende Erfahrungen in der letzten Epidemie die nicht seltene Schutzkraft der natürlichen oder künstlichen Geschwüre erwiesen ist. Dass eine durch Eiterung der Wunden verdorbene Luft zur Verbreitung des Typhus viel beytragen könne, ist allerdings wahr: diess ist jedoch kein gültiger Einwurf gegen die Schutzkraft natürlicher oder künstlicher Geschwüre gegen die Typhusansteckung. Eben so wenig stimmt die Erfahrung mit Hn. *W's.* Behauptung überein, dass die meisten der Verwundeten oder Operirten am Faulfieber sterben. Wie viele erliegen nicht der Schwäche, der Erschöpfung, ohne irgend eine Spur von Fäulniss bemerken zu lassen! In vollgepfropften Lazarethen, in welchen der Typhus wüthet, verhält sich dieses freylich anders.

Im 3 Abschnitt, *zum eigentlichen Verlauf des Faulfiebers,* theilt der Vf. mehrere sinnreiche diagnostische Bemerkungen mit. In den Gefühlen und Zufällen, welche dem Ausbruche der Krankheit vorausgehen, erkennt er nur die Tendenz des organischen Lebens, ein fremdes Ergriffenseyn los zu werden. Dahin rechnet er auch die hier, wie bey jeder Vergiftung, nie fehlende Neigung zum Erbrechen. Diese widerstrebenden Bewegungen pflanzen sich zunächst auf das Lebersystem fort, von wo die Auswerfung fehlerhafter Stoffe bey der inneren oder äusseren Vergiftung stets ausgehe, wesshalb dieselbe als Reinigungsorgan im Typhus anzusehen sey. Starke Ausleerungen machen die vollkommene Krise nicht aus. (Früher (§. 43) foderte der Vf. starke Aussonderungen zur vollkommenen Krise, und gründete darauf die Nothwendigkeit der magnetischen Behandlung) — Als ein pathognomisches, noch von keinem anderen Beobachter erwähntes Zeichen des typhösen Zustandes bezeichnet der Vf. *einen Strich in der Mitte der Zunge*, in der Richtung gegen die Spitze hinlaufend, welcher durch seine verschiedene Art und Gestalt ein treues Abbild der verschiedenen Stufen abgebe, worin sich der Typhus befindet.

Der 4 Abschnitt, *zur Erklärung vom Wesen des Faulfiebers,* enthält die weitere Ausführung der, dieser ganzen Schrift zu Grunde liegenden Idee, dass das Wesen des Faulfiebers in einer Vergiftung und dadurch bedingten Neigung zur Entmischung, Gährung, Fäulniss, bestehe. Auf das Hypothetische, Irrige dieser Ansicht hat Rec. bereits aufmerksam gemacht. Dieser Zustand von Entmischung bedingt, nach §. 95, *einen Aufruhr in allen Systemen des Organismus.* Ob mehr das Gehirn und Nervensystem, die Brust und das ganze Blutsystem, die Unterleibs-Organe und das ganze Secretionssystem, Leber und Milz leiden, soll davon abhängen, ob sich das Contagium ursprünglich aus einem Misston in den Lebensschwingungen erzeugt hat, oder ob der Typhus aus einer gröberen Stoffumbildung hervorgegangen ist, oder endlich, ob geradezu von aussen eine Ansteckung erfolgte. Darauf soll zugleich die Differenz des sogenannten katarrhalischen, biliösen, rheumatischen, inflammatorischen, nervösen Charakters beruhen. (Das Vage dieser Bestimmung fällt von selbst in die Augen. Es giebt keinen Typhus mit prädominirendem Gehirnleiden, wobey nicht das ganze Blutsystem den grössten Antheil nähme, und zugleich Brust und Unterleib in Mitleidenschaft gezogen würden. Dann ist uns auch die Art der Ansteckung viel zu wenig bekannt, um dieselbe zum Masstab einer besonderen Eintheilung benutzen zu können. Es ist immer nur ein System, Organ, vorwaltend beym Typhus ergriffen; die anderen leiden secundär. Nur in sofern kann von einem katarrhalischen, rheumatischen, gastrischen Typhus die Rede seyn. Es ist irrig, dass der Giftstoff sich bald auf dieses, bald auf jenes Organ werfe. Dieser rein humoralpathologischen Vorstellungsart ist es wohl allein beyzumessen, dass der Vf. sogar die nichtssagende Eintheilung der Sthenie und Asthenie hier wieder geltend zu machen sucht.) Die ferneren Bemerkungen, z. B. über Krisen, kritische Tage, über

die Entstehung der Petechien (welche für den Auswurf eines verdorbenen, aufgelösten organischen Stoffes aus den aushauchenden Gefäfsen erklärt werden) übergeht Rec., und wendet sich gleich zum 5 Abschnitt: *Zur Behandlung des Faulfiebers überhaupt.* Hr. *W.* will, dafs die Behandlung der Krankheit noch früher beginne, als der Keim dazu da ist, und fodert defshalb, vor allen der Ansteckung vorzubeugen. (Dieses ist leichter gesagt, als ausgeführt.) Er sucht diesen Zweck durch die Verstopfung der dreyfachen Quelle der Ansteckung zu realisiren. Einmal soll der Kranke vor krankhaftem Misston bewahrt werden, durch Belebung seiner organischen Schwingungen im richtigen Mafs; jedes Hindernifs soll weggeschafft, endlich die Ursache der Ansteckung von aufsen her entfernt, zerstört werden. Die erste Indication wird dadurch erfüllt, dafs die Ordnung des Lebens erhalten, das *Leben* fortdauernd *belebt* wird (!). Dieser Zweck wird erreicht durch angemessene gesunde physische und psychische Nahrung, durch gute Luft, Aufheiterung, und besonders durch Furchtlosigkeit. Die Benutzung des thierischen Magnetismus soll zur Erreichung dieser Absicht besonders viel beytragen. — Die Erfüllung der zweyten Indication enthält einen wesentlichen Theil der Behandlung. Als Zerstörungsmittel des Contagiums preist der Vf. mit Recht die salzsauren Räucherungen, sieht sie jedoch nicht für ein absolutes Gegengift an. Das S. 56 angeführte Beyspiel, dafs ein beständig mit der Entwickelung der salzsauren Dämpfe beschäftigter Apotheker zuletzt dennoch vom Typhus angesteckt worden sey, beweist nichts gegen die Schutzkraft dieser Räucherungen. Denn die Ansteckung konnte ja in dem Hospitale sehr leicht in einem Augenblick geschehen, wo der Apotheker mit den Räucherungen nicht beschäftigt war, und zufällig mit einem Typhuskranken in Berührung kam. Dafs die immerwährende Beschäftigung mit den salzsauren Dämpfen die Selbstentwickelung des Faulfiebers bewirkt habe, wird der Vf. niemals beweisen können. — Hr. *W.* schlofs hieraus, dafs nicht sowohl die salzsauren Räucherungen, als vielmehr die Luftbewegung das eigentliche Zerstörungsmittel des Faulfieberstoffes sey. (Wäre dieses: so bedürften wir der mineralsauren Räucherungen gar nicht, indem sie ein erregter Luftzug ersetzen würde. Die Reinigung verunreinigter Orte, ohne allen Luftzug, beweist die nach chemischen Gesetzen erfolgende Wirkungsart dieser Räucherungen.) So wohlthätig auch Luftzüge, das Öffnen der Fenster und Thüren, selbst im kältesten Winter den meisten Typhuskranken sind; so kann man doch den Vorschlag des Vfs. (§. 165), den Typhösen diese Wohlthat zugleich durch das Anwehen, Anblasen durch Blasebälge und kleine Windmühlen oder Fächer zu gewähren, nicht ohne Lächeln lesen. — Die Schwierigkeit, der dritten Indication Genüge zu leisten, um nämlich der äufseren Ursache der Ansteckung vorzubeugen, räumt der Vf. selbst ein. Seine Vorschäge in dieser Hinsicht verdienen inzwischen alle Beherzigung. Der 6 Abschnitt: *Zum Heilverfahren insbesondere*, geht in das Einzelne der Behandlung ein. Wer der Gefahr der Ansteckung ausgesetzt sey, findet nach §. 186 Schutz in so guter Nahrung als möglich, in angemessenem Genufs des Weins, in frischem gutem Quellwasser, besonders wenn dasselbe mesmerisirt worden, in Citronensäure, der freyen Luft, dem lauwarmen Bade, mäfsiger Bewegung. (Manche dieser Schutzmittel möchten eher dazu dienen, den Ausbruch der Krankheit zu befördern, als ihrer Entstehung vorzubeugen, z. B. der Genufs einer sehr guten Nahrung, des Weins.) So sehr Hr. *W.* auch die Schutzkraft des Mesmerismus gegen die Ansteckung, und zwar aus eigener Erfahrung rühmt: so würde Rec. doch weder dem mesmerisirten Wasser vertrauen, noch viel weniger ein wirkliches Magnetisiren empfehlen. Durch letzteres könnte die Verbreitung dieser Krankheit sehr leicht befördert werden. Weit mehr vertraut Rec. den lauwarmen Bädern und den Brechmitteln, sogleich angewendet, wenn sich die ersten Spuren der Ansteckung zeigen. Wie oft aber auch diese an und für sich sehr wirksamen Mittel die gehegte Erwartung täuschen, hat die Geschichte der letzten Epidemie hinlänglich bewiesen. — Vieles Trinken sieht der Vf. nicht ohne Grund für ein Hauptmittel der Behandlung an, wozu die Natur selbst den Fingerzeig gebe, indem die Kranken keinen Hunger, sondern blofs Durst haben.

(*Der Beschlufs folgt im nächsten Stück.*)

N E U E   A U F L A G E N.

Frankfurt, in der herrmannschen Buchhandlung: *Georg Thomas Flügels Aufgaben zum Gebrauche bey mundlicher Unterweisung in der Rechenkunst.* Erster Theil, in welchem Exempel nach der gemeinen Art zu rechnen enthalten sind. Achte Auflage. 1814. VI u. 130 S. Zweyter Theil, in welchem Exempel nach der allerkürzesten Art zu rechnen, nebst vier zu den Gründen der kaufmännischen Rechenkunst gehörigen Regeln enthalten sind. Sechste Auflage. 1810. VIII u. 115 S. 8. (14 Gr.)

Leipzig, b. Barth: *Recepte und Curarten der besten Ärzte aller Zeiten.* Von einem praktischen Arzte. Vierter und letzter Theil. *Syphilitische Krankheiten und die des Lymphsystems überhaupt, der Verdauung, der Harn- und Zeugungs-Organe.* Zweyte, verbesserte und mit einem Register über alle 4 Bände vermehrte Auflage. 1814. XII u. 417 S. 8. (1 Rthlr. 10 gr.) (S. d. Rec. Jahrg. 1814. No. 28.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1815.

MEDICIN.

Kritik der neuesten Schriften *über den contagiösen Typhus* von Hufeland, Wolfart und Knoblauch.

(Beschluss.)

Der Behauptung des Vfs. §. 193 kann Rec. nicht beypflichten, dass die Anwendung des Mesmerismus im ganzen Verlauf der Behandlung des Typhus durch kein anderes Heilmittel zu ersetzen sey. Welcher augenscheinlichen Gefahr, angesteckt zu werden, sich der behandelnde Arzt durch das empfohlene Auflegen der Hand in die Herzgrube, den Unterleib, Rücken, Nacken und Kopf aussetze, ist nur zu einleuchtend. — Den Gebrauch des Weinsteins empfiehlt der Vf. in der Fortschreitungsperiode der Krankheit, als Unterstützungmittel der kritischen Naturbestrebung, oder zur Wegräumung offenbarer Hindernisse, wo sich Ausscheidungen nach den ersten Wegen absetzen wollen. Die in gleicher Absicht gerühmte sehr erhitzende Aloe findet Rec. hier ganz unpassend. Bey Neigung zu kritischen Schweissen, besonders bey Brustaffection, soll man sich des Camphers, des *Liquor ammon. acet.* oder *anisat.* bedienen: es wird jedoch nicht angegeben, wo das eine oder das andere dieser Mittel angewendet werden darf. Unter allen Arzneyen setzt Hr. *W.* das grösste Vertrauen auf die Auflösung eines Grans Brechweinsteins in 4 bis 6 Unzen Wasser, wozu eine Unze Sauerhonig gemischt wird. Diese *Mixtura simplex* ist ihm die *wahre* und *fast einzige Arzney* im Typhus. Der mässige Gebrauch der *Säuren* wird gleichfalls gerühmt. Alle übrigen Arzneymittel, namentlich den Moschus, hält er für entbehrlich, ja schädlich. (Obgleich der Bisam, so wie die meisten Reizmittel in den ersten Zeiträumen des Typhus verwerflich sind: so erweisen sie sich doch im weiteren Verlaufe der Krankheit nicht selten sehr heilkräftig. Unter besonderen Umständen ist zuweilen sogar ein früherer Gebrauch dieser Mittel erfoderlich, und zur Rettung des Kranken unerlässlich. Es ist eine grosse Einseitigkeit des Vfs., dieses nicht eingesehen, und das Verdammungsurtheil über diese so wirksame Classe von Arzneykörpern geradezu ausgesprochen zu haben. Kam Hr. *W.* in der von ihm geschilderten Epidemie ohne den Gebrauch dieser Mittel aus: so ist noch keine Folge, dass sie nicht bey einer neuen Epidemie erfoderlich, ja die wahren Rettungsmittel des Kranken seyn werden.) Stellt sich das Faulfieber mit heftiger Bewegung im Blutsystem, Hypersthenie, entzündlichem Zustande, dar: so soll man die Ader öffnen, Blutigel anwenden. (Nach diesem Kriterium ist das Aderlassen bey jedem Typhus indicirt, indem eine heftige Bewegung im Blutsystem wohl nie, besonders in den ersten Stadien, vermisst werden dürfte.) So wie die Krankheit bedeutende Bewegungen im Gehirne durch heftige Kopfschmerzen, Röthe der Augen, Phantasieen darstellt, sind kalte Umschläge und Blutigel angezeigt. Das äussere Anwehen und Anblasen mit kühler Luft auf den Kopf, die Stirn und Herzgrube wird als ein sehr wirksames Mittel gerühmt, um besinnungslose, unempfindliche Kranke schnell zur Besinnung zu bringen. Zu diesem Behuf liess Hr. *W.* bewegliche Blasebälge mit breit runder Mündung, wie eine Trompete rückwärts das Zugrohr gestaltet, fertigen. (Etwas Abenteuerliches hat dieses Mittel allerdings; entspricht dasselbe jedoch dem beabsichtigten Zwecke, was Rec. bezweifelt: so wollen wir es in unseren Heilapparat gegen den Typhus mit Dank aufnehmen.) Der Reconvalescent soll sich dann am schnellesten erholen, wenn man ihn die Speisen sich selbst wählen lässt. Denn der Geschmackssinn sey ja doch der Hüter des inneren Stoffbedürfnisses. Rec. kann diese Überzeugung des Vfs. nicht theilen; wollte man dem Instincte des Kranken jedesmal Folge leisten: so möchten die Recidive noch ungleich häufiger vorkommen. Denn die Verdauungskräfte der Reconvalescenten stehen in gar keinem Verhältniss mit ihrer Esslust, und die Indigestion wird kaum ausbleiben, wenn man den Gelüsten der oft kindischen Kranken nachgiebt. — Es stimmt auch mit den Erfahrungen des Rec. überein, dass im Stadium der Reconvalescenz sehr selten Arzneymittel erfoderlich sind, und der von manchen Ärzten so sehr beliebte Gebrauch der China vielfach schadet. — Hr. *W.* nimmt bey dieser Gelegenheit Anlass, von einem im *Reichsanzeiger* gegen den Typhus empfohlenen Specificum zu reden. Er glaubt, dass der in so viele tausend Theile vertheilte Ein Tropfen der *Zaunrüben*- oder *Giftsumach*- oder *Bilsenkraut-Tinctur* als Substanz wohl wenig wirken möge. Ob aber die mit Glauben vom Arzte angestellte Vertheilung nicht aus diesem Tropfen sammt dem Weingeist einen Träger des Mesmerismus mache, sey eine andere Frage. (Wie leicht doch selbst einsichtsvolle Ärzte sich durch vorgefasste Meinungen verblenden, und zu Paradoxieen hinreissen lassen! — Der Vf. wirft die Frage auf, warum Faulfieberkranke nach allen möglichen Methoden, antiphlogistisch, antigastrisch, ja sthenisirend be-

handelt, oft im gleichen Grade wieder gesund werden. Die Antwort hierauf, weil für sich betrachtet keine dieser Methoden die angemessene und wahre sey, findet Rec. nicht passend, da über die Schädlichkeit der rein sthenisirenden Methode beym contagiösen Thyphus nur Eine Stimme ist. Der Vf. glaubt, dass alle diese Methoden auf einer Stufe der Nützlichkeit und Schädlichkeit stünden, und es daher heisse: „wie's gerade trifft!" Eine Bemerkung, welche sich auf das von ihm gegen den Typhus empfohlene Verfahren ebenfalls anwenden liesse.

Hr. *W.* schliesst diese Schrift mit dem Wunsche, dass recht viele seiner Mitärzte Stütze, Trost, Beruhigung, Befestigung ihrer Grundsätze, ihrer Erfahrung, ihres Heilverfahrens in dem finden möchten, was er hier gesagt habe. Ob er gleich S. 83 ausdrücklich versichert, dass nicht eitele Träumereyen, nicht leere einzelne Beobachtungen, sondern sorgfältig und in grosser Menge angestellte Erfahrungen die wahre Quelle gewesen, aus welchen er diese Grundsätze geschöpft habe: so kann Rec. doch nicht verhehlen, dass die Fundamentalsätze, auf welche der Vf. seine Theorie des Typhus gebaut hat, zu sehr das Gepräge der unerwiesenen Hypothese an sich tragen, und mit der Erfahrung zum Theil in zu grossem Widerspruche stehen, um ein sicher leitendes Princip für die Heilung daraus herleiten zu können.

Der Vf. von No. 37, Hr. Dr. *Knoblauch* in Leipzig, hat ein sehr interessantes Thema zum Stoff einer besonderen Bearbeitung erwählt. Wer wollte leugnen, dass wir über *Epidemieen*, *Endemieen*, *Contagien*, *Constitutionen*, und *den Genius der Krankheiten* noch grosse Aufklärungen zu erwarten haben, da hier die Gesetze des Mikrokosmus und des Makrokosmus auf gleiche Weise berücksichtigt werden müssen, um zu einem, nur einigermassen genügenden Resultat zu gelangen. Von diesem Gesichtspuncte hat der Vf. die Bearbeitung dieses interessanten Gegenstandes unternommen, und den Versuch gewagt, neue Aufschlüsse über das Verhältniss des Organismus zu der uns umgebenden Natur, besonders der Atmosphäre, zu ertheilen. Viele Jahre hindurch angestellte, sehr genaue Wetterbeobachtungen setzten ihn hiezu besonders in Stand. Den auf diese mühsame Arbeit verwendeten Fleiss, so wie den Scharfsinn, mit welchem er aus den Resultaten seiner Beobachtungen sich zu sinnreichen Schlüssen erhob, muss man alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Um so mehr ist zu beklagen, dass seine Schrift, durch die Art der Darstellung, die meisten Leser von dem genaueren Studium abschrecken wird. Die fast ins Unendliche gehenden Abtheilungen und Unterabtheilungen, der schleppende Vortrag, die gehäuften Kunstausdrücke, und besondere Benennungen erschweren das Verständniss dieses, in mancher Hinsicht interessanten Werkes ausserordentlich. Es würde die Grenzen dieser Blätter bey weitem überschreiten, dem Vf. Schritt vor Schritt in seinen Untersuchungen zu folgen. Rec. begnügt sich daher mit einer kurzen Bezeichnung des wesentlichsten Inhaltes dieser Schrift. Leser, welche sich für den Gegenstand besonders interessiren, werden dadurch zum eigenen Studium Auffoderung erhalten, und das Werk, trotz der Mängel seiner Form, nicht ohne alle Befriedigung aus der Hand legen, da sich über Leben, Krankheit, Atmosphäre u. s. w. manche sinnreiche, sogar originelle Ideen in demselben aufgezeichnet finden.

Dem verhängnissvollen Jahre 1814 hat Hr. *K.* diese Schrift gewidmet. Wer wird nicht seinen Wunsch theilen: es möge in der politischen, wie in der wissenschaftlichen und medicinischen Thätigkeit die wahre, gediegene Bahn sich wieder öffnen, und in letzterer fortan nur ächtes, hippokratisches Forschen allein gelten. — Über den Zweck seines Strebens drückt er sich S. XI folgendermassen aus: „Er wolle, an der Hand der Natur, von ihrer Sprache geleitet, dem Gange und der Entfaltung des menschlichen Lebens nachforschen, und die Gesetze aufstellen, nach welchen es, durch höhere atmosphärische Verhältnisse erregt, seine Bahnen überschreitet, oder durch die Gewalt der Erde in niederen Kreisen sich bewegt, oder durch die Wechselwirkung beider wahrhaft menschlich sich entfaltet, und endlich durch dem Leben feindselige Dinge ganz von seiner Bahn abgelenkt wird." Um dieses zu erfüllen, dienen am besten die Erscheinungen, wie sie im Lauf eines Jahres erfolgen. Das Jahr selbst scheide sich in die aufsteigende und absteigende Hälfte. Nach dieser Norm könne die Betrachtung am besten geleitet werden. Jährlich soll daher ein Band Annalen in zwey Heften erscheinen. Jeder wird, ausser der monatlichen Übersicht der Krankheiten, einen oder mehrere Gegenstände der Kunst wissenschaftlich verhandeln, vorzüglich solche, welche gleichzeitige Belege in der Erfahrung aufstellen.

Nach einer kurzen *Einleitung*, in welcher auf die Mangelhaftigkeit unserer Kenntnisse der epidemischen, endemischen, contagiösen Krankheiten, so wie des Genius und der Constitution derselben, aufmerksam gemacht wird, wendet sich der Vf. zu seinem Gegenstande selbst.

Das ganze Werk zerfällt in zwey Theile, einen *wissenschaftlichen* und einen *praktischen*. Der erste liefert, in drey Abtheilungen *Materialien zur wissenschaftlichen Begründung der Krankheiten überhaupt, der herrschenden Krankheiten insbesondere, und zur Begründung der Lehre von der Atmosphäre.* In letzterer Abtheilung finden sich viele interessante Bemerkungen über die Beschaffenheit der Atmosphäre, die Gesetze, nach denen dieselbe wirksam ist, das Verhältniss derselben zum menschlichen Organismus. — Der *praktische Theil* enthält eine skizzirte medicinische Topographie der Stadt Leipzig, und die Übersicht der Krankheiten vom Februar bis Julius 1814. Am häufigsten, und in den mannichfaltigsten Formen, kam der Typhus vor. Nächst diesen wurde die *Angina membranacea*, deren entzündlichen Charakter der Vf. leugnet, katarrhalische und rheumatische Zustände am meisten wahrgenommen.

Die vorzüglichsten, in dieser Schrift enthaltenen Ideen hat der Vf. unter dem Titel: *Allgemeine Resultate*, in 25 Sätzen zusammengefasst. — Rec. wünscht diesen Annalen viele Leser, und hofft, dass

der Vf. bey der Fortfetzung diefes Unternehmens fich eines verftändlicheren Vortrags befleifsigen werde.

G.. G .... R.

HILDBURGHAUSEN, b. Hanifch: *Verfuch über den Rheumatismus*, von *Latour* d. J., aus dem Französifchen überfetzt von D. *Chriftian Philipp Fifcher*, HR. u. LA. 1806. 260 S. 8. (18 Gr.)

Wenn man in den neueren Zeiten Schriftftellern oft den Vorwurf der Einfeitigkeit und Befchränktheit in ihrer Vorftellungsweife machen mufs: fo mufs man diefen Vf. wegen feiner Vielfeitigkeit und Ausdehnung tadeln. Er legt es recht darauf an, feinen Gegenftand möglichft fchwer, wichtig und verwickelt darzuftellen. Denn nicht genug, dafs er in diefem ganzen Buche nur von der Gefchichte, Eintheilung und Complication des Rheumatismus handelt, fängt er diefe, faft einzig und allein hiftorifche Unterfuchung fogar mit einer Eintheilung der Wiffenfchaften felbft an. Das Unfchickliche diefer philofophifch feyn follenden Eintheilung, wie Hr. *F.*, der Überfetzer, fich ausdrückt, fühlte derfelbe felbft, war aber fo fchwach, dafs er fie, durch deren Unterdrückung Niemand etwas verloren hätte, dennoch ftehen liefs. Das ift doch gewifs eine übertriebene Gefälligkeit und Treue! Nun kommt eine gelehrt feyn follende, dafs wir mit Hn. *F.* reden, Unterfuchung der Exiftenz des Rheumatismus im Alterthume, eine Überfetzung *in extenfo* von vier Krankengefchichten aus dem Hippokrates, einige Stellen aus dem Aretaeus und Caelius Aurelianus; auf den Galenus aber verweifet der Vf. die Lefer felbft. Und damit ift die Gefchichte des Rheumatismus im Alterthum abgethan! Die Gefchichte des Rheumatismus vom fiebenzehnten bis zu unferem Jahrhunderte theilt er in zwey Theile: der erfte umfafst den experimentalen Theil, der zweyte den hypothetifchen oder wahrfcheinlichen. Über die Urfachen des Rheumatismus erklärt fich der Vf. folgendermafsen: „Heut zu Tage hält man faft durchgängig die Philofophie für die befte Methode (!), in den verfchiedenen Theilen der Wiffenfchaften Fortfchritte zu machen, und darum mufs man fich für diefe Theile intereffiren und ihnen in dem Verhältniffe Aufmerkfamkeit widmen, als fie für den Endzweck der Wiffenfchaft Nutzen haben. In der Heilkunde find indeffen die Urfachen bey weitem nicht von fo grofsem Nutzen u. f. w." Diefer Satz kann als eine Probe gelten beides von der medicinifchen Denkart des Vfs. und der Überfetzungskunft des Hn. *F.* Auch vergifst in diefem Capitel der Vf. feine Allfeitigkeit gänzlich; denn er fagt ausdrücklich: „Ich wage es nicht, dem zerbrechlichen Schiffe zu trauen, das mich auf einem Meere trägt, wo fo viele Klippen verborgen find, und das noch mit Wrack von fo vielen Schiffbrüchen bedeckt ift (das urfachliche Verhältnifs); ich übergehe daher die hypothetifchen Urfachen, und befchäftige mich ausfchliefslich mit den in die Sinne fallenden." Und weiterhin heifst es: „Diefer Artikel (Abfchniit) enthält nicht alle Urfachen des Rheumatismus, fondern blofs die Erbfchaft und Anfteckung." Mit einer unausftehlichen Gefchwätzigkeit wird das Capitel von den Symptomen abgehandelt. Bald verliert fich der Vf. in demfelben dahin, bald dorthin. Nachdem diefs eine Zeitlang gedauert hat, macht er uns mit der wichtigen Entdeckung bekannt, dafs der hitzige Rheumatismus mit Schauder anfange, auf welchen Hitze folge, darin feyen alle Schriftfteller mit einander einftimmig. Wirklich ift Rec. nicht im Stande gewefen, das Buch ganz zu durchlefen, fo unangenehm war ihm die Lectüre deffelben, und er begreift in der That nicht, wie Hr. *F.* fich mit einer Überfetzung deffelben habe befchäftigen mögen, während er zu bey weitem nützlicheren und dankbareren Arbeiten gefchickt ift. Das Äufsere fteht mit dem geringen inneren Werthe der Schrift in vollkommener Harmonie.

Fj. n. m.

ZERBST, b. Kramer: *Medicinifch-chirurgifches Handwörterbuch*, zum Selbftunterricht und für Lehranftalten, von M. *Joh. Chriftoph Vollbeding.* 1807. 232 S. 8.

Wenn man die Vorrede des Werkes lieft: fo follte man glauben, Hr. M. *V.* wäre ein wirklicher Meifter und feine Schrift ein Meifterftück, einen fo hohen Werth legt er felbft auf fein Werk. Kommt man aber an das Buch felbft: fo findet fich leider nichts weiter als ein Verzeichnifs lateinifcher und deutfcher Wörter, welche in der Chirurgie und Medicin gebräuchlich find, nach Art des *kirfchifchen Cornu copiae* eingerichtet, manchmal ohne alle, manchmal mit einer kurzen, nicht ganz hieher gehörigen, manchmal mit einer falfchen Erklärung. Z. B. *Abarticulatio*, eine natürliche Zufammenfügung der Gebeine, dafs fie freye und ftarke Bewegung haben. *Abductio*, eine Art von Beinbrüchen bey dem Gelenke. *Ablactatio*, das Abgewöhnen, Abfpanen, Niederd. Spanen, diefs ftammt von dem angelf. *Spana*, Bruft, Warze. *Abruptio*, eine Art von Beinbrüchen bey dem Gelenke. *Abftracticum*, *Abftractivus*, Pflanzengeift in Kräutern, die viel flüchtiges Salz bey fich haben. *Accidens*, Zufall bey Krankheiten. *Achores*, *Crufta lactea*, der Grind, auch *Tinea*. *Acrimonia*, die Schärfe der Säfte, *lactis*, fcharfe Milch, *falivae*, fcharfer Speichel. *Affectio*, Empfindungszuftand des Körpers, der Seele, Einflufs, Einwirkung, Verhältnifs eines Dinges gegen das andere. *Affectio*, Gemüthsbewegung, Gefühlsftimmung, Gefinnung. *Agonizans*, kämpfend, feelzagend. *Alcohol*, Alcool, arab. unbetaftbares feines Pulver. *Alratica*, eine Krankheit, wenn die weibliche Schaam entweder gar keine Ritze, oder eine fehr kleine hat. *Alveoli dentium*, Zahnlücken. *Amnios*, das Schaafhäutchen, welches eine nährende Feuchtigkeit in fich fchliefst. Von aufsen umgiebt diefes Häutchen die *Membrana urinaria* und *Chorion*. *Arteria bronchialis Ruyfchii*, die Lungenzweigfchlagader des Ruyfch; dabey eine magere Notiz von Ruyfch felbft. — Wir wünfchen, dafs der Vf. für die Zukunft des Sprüchleins eingedenk feyn möge: *Ne futor ultra crepidam!*

Fj.

KLEINE SCHRIFTEN.

CHEMIE. *Göttingen* u. *Heidelberg*, b. Mohr u. Zimmer in Commiss.: *Dissertatio inauguralis chemico-physiologica, sistens indagationem chemicam pigmenti nigri oculorum taurinorum et vitulinorum, adnexis quibusdam in id animadversionibus physiologicis.* Quam — — publico eruditorum examini submittet Auctor *Leopoldus Gmelin* (Gottingensis). 1814. 71 S. 8. (12 Gr.)

Sowohl das Interesse, welches der Gegenstand dieser Untersuchung mit sich führt, als auch die Gründlichkeit, mit welcher der Vf. seine Arbeit durchgeführt hat, zeichnen diese Dissertation vor vielen anderen aus, die auf Akademieen geschrieben werden. Wenn man nicht sagen kann, dass die chemische Untersuchung des Pigments der Augen gänzlich vernachlässigt sey, und dass ausser *Elsässer*, der, laut des Vfs. Bericht, 1799 ebenfalls eine Dissertation über das Pigment geschrieben und gezeigt hat, dass es beym Verbrennen Kohle hinterlasse, die kein Eisen lieferte, kein anderer Chemiker diesen Gegenstand bearbeitet habe: denn *Berzelius* hat sehr schöne Versuche mit dem Pigment der Säugethiere, und *John* mit dem der Hühner angestellt, wodurch wir über die Natur desselben lange vor Erscheinung dieser Dissertation sehr genaue Aufschlüsse erhalten haben: so ist doch nicht zu leugnen, dass Hr. *G.* durch diese Dissertation die Kenntniss des Pigments ungemein erweitert hat. Das schwarze Pigment, welches sich in der *Uvea*, in den *Processibus ciliaribus*, in dem Aderhäutchen auf der ganzen inneren Oberfläche, ausgenommen auf dem *tapeto lucido*, und der äusseren Oberfläche der Chorioidea befindet, wurde vorzüglich aus den ersten beiden Theilen, worin es am häufigsten ist, genommen. Durch mechanische Mittel wurde es von den adhaerirenden benachbarten Theilen, besonders der *Retina* und den *Processibus ciliaribus*, und durch den Weg der Auflösung, Schlämmen und Schütteln mit Wasser von der wässerigen Augenfeuchtigkeit, und dem beygemischten Schleim befreyt. Von S. 1 — 19 handelt der Vf. von der Natur der Augen, aus denen das Pigment genommen wurde; von der anatomischen Beschaffenheit des schwarzen Pigments; von der Methode, das Pigment zu erhalten: von den Eigenschaften des unreinen Pigments; von der Reinigung desselben; von der chemischen Beschaffenheit des Mucus, mit dem das Pigment chemisch verbunden seyn soll. In diesen verschiedenen Abtheilungen sind einzelne schöne und zur Beurtheilung des Folgenden nothwendige Beobachtungen enthalten; allein sie sind mit einer zu grossen Menge überflüssiger, zu Nichts führender und bekannter Erzählungen und Versuche verbunden, die schon darum keinen Werth haben, weil sich der Vf. in der Regel Augen von Ochsen und Kälbern bediente, die schon halb gefault waren. Dieser Fehler der Weitschweifigkeit und zu häufiger Wiederholung erstreckt sich auch auf den grössten Theil des folgenden Inhalts. Man sieht indess, dass das Pigment in seinem unreinen Zustande alle die Eigenschaften des reinen Pigments zeigt, wenn es mit fremdartigen, besonders mucösen, Theilen verbunden wäre. Von S. 21 bis 57 folgen die zum Theil sehr schönen Versuche, welche mit dem reinen Pigmente auf trockenem und auf nassem Wege angestellt worden sind, und mit den wenigen von *Berzelius* bekannt gemachten sehr genau correspondiren. Hieraus geht hervor, dass das Pigment der Augen eine eigenthümliche (mit Mucus chemisch verbundene) Materie sey, die eine grössere Menge Kohlenstoff enthalte, als irgend eine andere Substanz des animalischen Körpers, und dass nicht Eisen, sondern Kohle die Ursache der schwarzen Farbe sey. Übrigens fand Hr. *G.* in der Asche ausser Spuren von Salzen auch Eisen, jedoch in einem viel geringeren Verhältnisse, als dasjenige, in welchem es in die Mischung des Bluts eingeht. Wenn man bedenkt, dass sich (Hn. *G's.* Versuchen zufolge) die bey der Destillation zurückbleibende Kohle zu dem Pigmente verhält, wie 440: 980, dass 6 Gran Pigment ausserdem noch 0,669 Cubikzoll kohlenhaltiges Wasserstoffgas lieferten, und das Pigment des Vfs. offenbar noch mit fremdartigen Stoffen, wenigstens mit unauflöslichem Mucus, verbunden war: so folgt, dass kein organischer Körper so viel Kohle enthalte, als das schwarze Pigment der Augen. Daher betrachtet es auch *John* als schwarzes Kohlenoxyd, verbunden mit thierischem Stoffe. Vollkommene Kohle scheint das Pigment indess darum nicht zu seyn, weil es sich nach Hn. *G's.* und *Berzelius* Versuchen in kaustischer Lauge auflöset und durch Säuren daraus etwas modificirt wieder gefället wird. Auch scheint das Pigment mit dem Gerbestoff oder Gallussäure eine Verbindung einzugehen. Hr. *G.* löste nämlich Pigment in Lauge auf, fügte der Auflösung soviel Salzsäure hinzu, als sie, um nicht zersetzt zu werden, vertragen konnte, verband sie dann mit Gallusinfusion, wodurch sie getrügt wurde, ohne ihre Farbe zu verändern, was offenbar von Mucus herrührt, und zersetzte dann die filtrirte Solution durch Salzsäure. Die dadurch gebildeten braunen Flocken lösten sich zum Theil in Wasser, und selbst auch in Weingeist auf (was das reine Pigment nicht thut), und diese Auflösungen gaben mit Eisenauflösung, nicht aber mit Hausenblase, einen schwarzen Niederschlag. Dass diese letztere Erscheinung bloss von Gallussäure herrühre, wie Hr. *G.* schliesst, ist jedoch keineswegs bewiesen. S. 57 — 71 folgen einige Versuche mit der Dinte der schwarzen Materie der Gallenblase einiger Sepien, und physiologische Bemerkungen über das Pigment der Augen. Nachdem Hr. *G.* von dem Nutzen des Pigments gehandelt hat, der bekanntlich hauptsächlich darin besteht, dass es die auf die Retina fallenden Lichtstrahlen absorbirt, um den zu grossen Reiz zu verhindern und zur Deutlichkeit der sich auf dieser Membran abbildenden Bilder beyzutragen: geht er zur anatomischen Betrachtung über. Hier zeigt er, dass das Pigment keineswegs als ein Secretum betrachtet werden könne, sondern dass es, gegen die Meinung der meisten Anatomen, ein eigenthümliches Organ sey, welches, wie das malpighische Netz, aus einer Schleimhaut bestehe, und innig mit der schwarzen Materie verbunden sey. — Bemerkenswerth ist die Beobachtung des Vfs., dass das Pigment der Kälberaugen schwarz, dasjenige der Ochsen hingegen schwarzbraun ist, womit auch die von Zinn an bey Kindern und Menschen gemachten Erfahrungen übereinstimmen. *Haller* hat jedoch wieder die Beobachtung gemacht, dass beym Fötus das Pigment röthlich ist, und hiemit stimmt ebenfalls die Erfahrung mehrerer, dass schwarze Nationen erst nach der Geburt gefärbt werden. Diese Anomalie erklärt Hr. *G.* nicht, und es ist auch in der That mit Schwierigkeiten verknüpft. Man könnte zwar annehmen, dass das Licht auf das Pigment desoxydirend wirke, dass es das Oxygen des Pigments nöthige, mit dem Hydrogen und vielleicht auch dem Azot Verbindungen einzugehen, wodurch die Kohle entwickelt, und folglich die Intensität der schwarzen Farbe vermehrt werde; wenn aber in der späteren Lebensperiode das Pigment wieder an Schwärze verliert: so verliert jene Theorie an Glaubwürdigkeit, weil man zur Erklärung dieser Erscheinung einen ganz anderen Process supponiren müsste.

J. A.

NEUE AUFLAGEN.

Wien, b. Camesina: *Archaeologia biblica in epitomen redacta a Johanne Jahn*, Philos. et Theol. Doct. u. s. w. Editio secunda emendata. 1814. 632 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.) (S. d. Rec. Jahrg. 1806. No. 78.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Paris, b. Egron: *Réflexions politiques sur le projet d'une constitution pour le royaume de Wirtemberg; lû par ordre du roi, au conseil d'état, à Stuttgardt, le 11 Janvier* 1815. 1815. 50 S. 8.

Der Verfassungs-Entwurf, welchen der König von Wirtemberg gleich nach seiner frühzeitigen Rückkehr vom wiener Congresse seinen Staaten ankündigte, überraschte die Gegner des Königs um so mehr, als er dadurch nicht bloss dem Zwange, den man gegen ihn von Seiten des Congresses wegen Einführung landständischer Versammlungen eintreten zu sehen hoffte, aus eigenem Willen zuvorkam, sondern auch an freysinniger Einrichtung Alles überbot, was ihm in dieser Rücksicht durch den Congress denkbarer Weise angesonnen werden konnte. Der kluge König hatte nun wenigstens die Genugthuung, dass der gefährlichste Tadel, der in dieser Zeit die Machthaber treffen kann, der Tadel eigensinniger Verstockung gegen den Volksgeist, an seinem frühen Entschlusse abglitt, und wir sehen ihn mit thätigem Fortschritt schon mitten in allen Händeln der Verfassungs-Kämpfe, während es noch lange zweifelhaft bleibt, ob der Congress überhaupt wegen dieses Gegenstandes noch zu einem Beschlusse kommen werde. Welche gerechte und bedeutende Einwendungen man auch von einem höheren Standpuncte aus gegen die Art des Entwerfens sowohl, als gegen den Inhalt der seitdem in Wirksamkeit getretenen wirtembergischen Verfassung zu machen hat: so kann man doch nicht leugnen, dass sie die lichtesten Grundstriche enthält, und mit grossem Freysinn dem Hauptübel unserer Staaten, dem Aristokratismus, entgegentritt, der nie aufhört sich zwischen Regierende und Regierte zum Nachtheil beider einzudrängen, und in seinem Eigennutz immer den ganzen Staat aufgehen zu lassen sucht. Hat der König durch die Gleichstellung aller Stände, und durch die Vereinigung aller Stellvertreter in ein einziges Haus diesen Aristokratismus empfindlich verletzt und zurückgesetzt: so mag immerhin bey ihm die Absicht vorgewaltet haben, die Rechte des Throns und die Gewalt der Oberherrschaft gegen die Ansinnungen unternehmender Grossen zu bewahren; das Volk findet darum nicht minder seine Rechnung dabey, und kann, wenn es im Ganzen auch noch unzufrieden ist, doch nicht mit denjenigen Anordnungen unzufrieden seyn, welche alle Staatsbürger in Rücksicht der Gesetze, der Besteuerung und der Waffenverpflichtung gleichstellen. Ist die königliche Gewalt noch zu ausgedehnt, und wünscht das Volk deren Beschränkung: so ist es doch nur scheinbar übereinstimmend mit dem Adel, dessen Beschränkung ihm noch viel mehr am Herzen liegen muss. Sonderbar aber ist es, dass der Vorwurf, die Verfassung Wirtembergs sey nicht freysinnig *genug*, fast gar nicht gehört wird, desto häufiger aber der Vorwurf, sie sey es zu *sehr*, und nicht alt herkömmlich, nicht feudalistisch genug, obwohl man sich scheuen muss, dieses so geradezu herauszusagen, um nicht der öffentlichen Meinung durch solche widerstreitende Richtung zu grossen Anstoss zu geben. Diese Scheu hat der Vf. der gegenwärtigen Schrift grösstentheils überwunden, oder vielmehr gar nicht gekannt, indem er die öffentliche Meinung in aller Unschuld für solche Dinge anspricht, die der öffentlichen Meinung und dem Geiste der Zeit am meisten widersprechen.

Von vorn herein ist daher in dieser Schrift Alles schief und unhaltbar, und es hilft ihr nichts, dass die Meinungen der grössten Staatsschriftsteller, eines *Montesquieu*, *Ferrand* (?), *Lally-Tolendal*, *Chateaubriand* (!) zum Theil mit ihren eigenen Worten hinein verwebt sind, da die allenfalls zuzugebende Richtigkeit einzelner Sätze noch nichts für den Gebrauch beweist, zu welchem sie hier verwendet worden. Die gegenwärtige Schrift beschäftigt sich nämlich keinesweges mit allgemeinen Betrachtungen von einem höheren Standpuncte der Staatskunst, von welchem aus der Verfassungs-Entwurf, wie wir schon oben berührt, allerdings in vielen Stücken grosser Verbesserungen bedürftig erscheinen könnte, sondern sie ist durchaus nichts weiter, als ein Einspruch gegen diejenigen Bestimmungen, durch welche die sogenannten Mediatisirten, als deren einen er sich in der Folge zu erkennen giebt, sich für beeinträchtigt halten, und dieser beschränkte Gesichtspunct allein ist es, dessen Ansichten hier mitgetheilt werden. Wo lediglich von dem Besten einer Classe, eines Standes die Rede ist, da hat man sich schon des Staats entäussert, der es durchaus mit der Wohlfahrt des Ganzen zu thun hat; das Bemühen jenes an die Stelle von diesem zu setzen und geltend zu machen, muss unfehlbar in staatsrechtliche und geschichtliche Schiefheiten gerathen.

Gleich auf den ersten Seiten enthüllt der Vf. seine eigentliche Absicht ganz deutlich, dass er nichts anderes wolle, als die Herstellung der alten Vorrechte der Mediatisirten, eine Benennung, die er zwar erniedrigend und barbarisch findet, sich aber zur Schande

von ganz Europa noch gezwungen sieht beyzubehalten. Er sagt zwar bald darauf, die mediatisirten Staaten seyen bereit, dem gemeinschaftlichen Vaterlande die theuersten Opfer zu bringen, und keinesweges begehrten sie die unbedingte Wiederkehr ihrer alten Verhältnisse, sondern nur die Aufhebung ihres jetzigen Zustandes unter ihren ehemaligen Mitständen; allein die Folge zeigt, dass er noch nicht recht damit im Reinen ist, welche der alten Vorrechte eigentlich aufzugeben wären, und dass vor der Hand wohl die Wiedererlangung aller gemeint ist. Doch darüber ist er ganz ruhig; die Ehre der Deutschen befiehlt es, das Interesse von ganz Europa erheischt es gebieterisch, dass die Mittelbarkeit, in welche diese ehemaligen Reichsunmittelbaren gerathen, aufgehoben werde; dieses Denkmal der Schande und Erniedrigung bestehen zu lassen, hiesse nichts anderes, als die revolutionären Grundsätze, die noch vor Kurzem ganz Europa beherrschten, in Ehren halten, das Recht des Stärkeren heiligen, den Aufruhr der Völker, die Verachtung der Gesetze, und die schrecklichste Unsittlichkeit im Voraus rechtfertigen; es hiesse die Ehrfurcht, die wir den grossen Herrschern, unseren Befreyern, dankbar zollen müssen, verletzen, wenn wir an ihren gerechten und grossmüthigen Vorsätzen zweifelten. Diese Herrscher, sagt er, werden sich erinnern, dass der letzte Coalitionskrieg *nur dadurch ein Krieg der allgemeinen Meinung geworden ist, dass die geheime, aber mächtige Entgegenwirkung der mediatisirten Staaten gegen das System des Tages ununterbrochen fortdauerte.* Über alles dieses bleibt der Vf. uns die näheren Erläuterungen schuldig, und wir fürchten, dass er die Vorsätze der Herrscher nicht viel besser kenne, als er das gebieterische Interesse Europa's, und die Ursachen des Siegs der letzten Coalition zu kennen scheint.

Die Ansprüche der Mediasirten gründen sich auf die ehemalige Verfassung des deutschen Reichs, oder auf den Rheinbund; ihr jetziger Zustand entspricht im Allgemeinen weder der ersteren, noch dem letzteren. Der Rheinbund, der ihnen noch ziemliche Vorrechte zusicherte, aber nicht überall gewährte, hat aufgehört, sie selbst erkennen diess an, und verzichten auf Alles, was ihnen von daher übrig war, um gleich den Wiedereintritt derjenigen Vorrechte zu verlangen, die ihnen nach der alten Reichsverfassung zukamen. Allein diese hat auch aufgehört, und ihre Elemente sind längst getrennt, so dass an eine völlige Wiederherstellung des Ganzen gar nicht zu denken ist, eine Wiederherstellung, die in den ehemaligen Formen von einer ungeheueren Mehrheit der Deutschen gar nicht gewünscht wird, ja nicht einmal gestattet würde. Mag die Auflösung des Reichs durch äusseren Zwang geboten und höchst unrechtmässig gewesen seyn: die Thatsache ist nun einmal da, und nicht zurückzunehmen, und es wäre jetzt eben solcher Zwang und höchst unrechtmässig, gegen den Willen der Völker und Staaten ein solches Reich wieder zu verknüpfen, da sich weder ein Kaiser, noch Kurfürsten, noch andere Stände, eine kleine Anzahl schwacher ausgenommen, dazu finden. Ausserhalb jener alten Reichsverfassung haben die Mediatisirten kein Recht zur Reichsunmittelbarkeit, das sehen sie selbst ein, und gehen auch, da sich für sie, wie für alle deutschen Fürstenhäuser, je weiter man in die früheren Jahrhunderte zurücksteigt, eben nur immer das Ergebniss findet, dass die uralte Freyheit der Deutschen in dem Masse verloren gegangen, als die Grossen aus den Beamten derselben sich zu ihren Herren machten, nicht weiter in der Geschichte mit ihren Ansprüchen zurück, als bis auf den westphälischen Frieden. Der auf diesen gegründeten Reichsverfassung, sagt auch unsere Schrift, verdankten die jetzt mediatisirten Staaten so geraume Zeit ihre Erhaltung, und die Erhaltung ihrer Vorrechte. Wenn jedoch diese ganze Ordnung der Dinge (von welcher der Vf. nur aus grober Unwissenheit oder absichtlicher Täuschung die abentheuerliche Versicherung aufstellen kann, *dass sie für Deutschland anderthalb Jahrhunderte lang ein glückliches und blühendes Daseyn unter weisen Gesetzen und väterlicher Obhut gewährt habe!*) im Sturme der Zeit sich nicht retten gekonnt, sondern unwiederbringlich dahingesunken ist: wie sollen sich die einzelnen Beziehungen erhalten und wiederherstellen lassen, die ohne die Zurückrufung des Ganzen keinen Sinn haben, ja völlig unmöglich sind? Es ist bloss lächerlich, wenn unser Vf. sich so anstellt, als sey mit der Auflösung des Rheinbundes von selbst die frühere Reichsverfassung wiedergekehrt, die eigentlich gar nicht aufgehört habe, sondern nur unterbrochen worden, als müsse der pariser Frieden unter der Benennung *deutsche Staaten* nothwendig alle diejenigen begreifen, die das erhabene Haus Bourbon zuletzt als solche anerkannt habe, ja sogar alle ohne Ausnahme, die der Frieden von 1648 erkenne (also alle Reichsstädte, geistlichen Staaten u. s. w.), als sey alles zwischen 1789 und 1814 Vorgegangene und durch Verträge aller Art Bestätigte nur eine ungeheuere Anhäufung von Gesetzlosigkeit und Verbrechen, und dieser ganze Zeitraum aus der Geschichte zu vertilgen als etwas Ungeschehenes. Die Willkühr in solchen Annahmen liegt am Tage: denn warum ist der westphälische Frieden heiliger, als der Rheinbund? Beide wurden von Frankreich vorgeschrieben, beide zum unsäglichen Jammer des armen Deutschlands. Und warum soll gerade 1648 das Normaljahr der Rechtmässigkeit seyn, hinter welchem keine andere mehr liegt? Soll durchaus eine frühere Zeit mit ihren Satzungen den Zustand der unserigen bedingen: so fragen wir, woher dieser früheren Zeit denn ihre Satzungen kamen. Hatte sie dieselben aus noch früherer Zeit überkommen: so können wir ja immer weiter auf den Urquell des Rechtmässigen zurückgehen, so weit wenigstens die Urkunden reichen; hatte sie ihre Satzungen aber selbst geschaffen und gebildet: so können wir ja für unsere Bedürfnisse ein gleiches Recht anwenden. Zwar sagen auch wir, dass, zufolge der unverbrüchlichen in jeder Volksthümlichkeit naturgemäss gegründeten Rechte, die deutschen Völker nie aufhören konnten und durften, ihr Zusammenhalten im Geiste zu

behaupten und dem Streben ihrer Bundes- oder Staats-Vereinigung die ununterbrochen gebliebene Fortdauer der Urbilder von Kaiser und Reich zur Grundlage anzunehmen; allein diese Grundlage, als eine bloss geistige und innere, schliesst gerade deshalb die Zurückrufung der starren Verfassungsformen aus, welche dieser Geist ersterben liess und floh. Würde die alte Reichsverfassung hergestellt: so wäre es ungerecht, bloss die Mediatisirten zurückzusetzen, wie es auch ungerecht wäre, nicht allen ehemaligen Reichsstädten wieder ihre sogenannte Freyheit zu geben. Allein von einer solchen gänzlichen Zurückrufung des Alten ist, wie schon gesagt, nicht entfernt die Rede; die Welt ist nicht still gestanden, sie hat andere Einsichten, Foderungen und Bedürfnisse, gleich viel ob bessere, oder schlechtere, genug es sind andere, und *das Fortkommen ist hier*, wie ein tiefdenkender Schriftsteller sagt, *eben so wichtig, wie das Herkommen.* Die Mediatisirten haben also ihre Ansprüche an die neue Verfassung Deutschlands nicht nach dem, was in der alten Reichsverfassung wirklich war, einzurichten, sondern nach dem zu bedingen, was in dem Zustande der Gegenwart möglich, dem Geiste der Zeit angemessen, und dem Ganzen nützlich und heilsam ist. Welche Vorrechte ihnen hierin zugestanden werden können, welche Bedeutung sie zu behaupten vermögen, das ist hier nicht der Ort zu untersuchen; doch ist unbezweifelt gewiss, dass der wahre Gehalt ihres Daseyns, der Beytrag an wirklichem Guten, den sie dem Vaterlande als diese Körperschaft und als dieser Stand aus der alten Zeit herüberbringen und zutragen, allein ihr künftiges Verhältniss und Gewicht im Staate bestimmen werden, und dass jedes grössere, das ihnen Gunst und Vorurtheil über ihre Kräfte hinaus geben wollten, nur ein höchst gefährliches Geschenk würde. An ihre ehemaligen Mitstände, von welchen die Mediatisirten durch den Rheinbund unterdrückt worden, mögen diese allerdings den gerechten Anspruch haben, dass die unrechtmässige Gewalt in ihren Wirkungen aufhöre, dass die erlittene Beeinträchtigung auf alle Weise *entschädigt* werde: diess zu erlangen, mögen sie Alles aufbieten, was ihre Persönlichkeit und ihre Stellung nur immer in einem solchen, das Volk nichts mehr angehenden Kampfe gestattet. Aber sie mögen nicht vergessen, dass auch die jetzigen Herrscher, denen sie unterworfen sind, nicht mehr vermögen, ihnen ihre alten Vorrechte unbedingt zurückzugeben: denn die Gerechtigkeit gegen Einzelne ist der öffentlichen Gerechtigkeit untergeordnet, und um ihrer Ansprüche willen gegen die Herrscher wird nicht die Sache der Völker aufgegeben oder beschädigt werden, vor deren Richterstuhl jetzt die Ansprüche der Unmittelbaren wie die der Mittelbaren gezogen werden. Alles, was der Geist der Zeit mit dem Wohl des Ganzen unvereinbar zeigt, ist schon von selbst ein Unrecht, das darum, weil die Vergangenheit es gelten liess, die Gegenwart nicht verpflichten kann. Was gewesen ist, kann nur die zweyte Frage seyn; die erste ist immer, was seyn soll. Kein Mensch wird behaupten, dass die Zerstückelung Deutschlands in kleine und immer kleinere Staaten, wir wollen nicht sagen vortheilhaft, sondern nur nicht äusserst gefahrvoll und misslich sey. Das mannichfache Gute, das aus der Vielheit und Vielartigkeit dieser Staaten für die Bildung deutscher Volksthümlichkeit hervorgegangen, ist genugsam erörtert worden, und auch wir sind weit entfernt, dasselbe abzuleugnen; allein dieses Gute ist nun schon längst *alles* erlangt worden, und daraus bereits ein *Gemeinsames* entstanden, so dass die Fortdauer der Zerstückelung jetzt unsere Volksthümlichkeit gerade in dem Masse hemmt, als sie dieselbe sonst förderte. Diese in Bezug auf das Innere Deutschlands leicht erweisliche Behauptung ist sonnenklar in Bezug auf das Ausland, das von allen Seiten in grossen Massen uns umgiebt, und schon so lange Zeit vergebens die wachsamen Hüter des deutschen Namens zur Erweckung der deutschen Volkseinheit auffodert. Können wir diese Einheit, nach der Versäumniss in dem letzten Kriege, auch nicht sogleich erschaffen: so ist doch schon jede Annäherung an dieselbe ein Gewinn, den wir, statt ihn ohne Noth zu verringern, auf alle Weise und mit Eifer zu vermehren suchen müssen. Diese Betrachtungen sind es auch, welche den Congress abhalten, die Mediatisirten in ihren vorigen politischen Zustand wieder einzusetzen, da dieser bey dem fehlenden Kaiserthum, und ohne die übrigen Reichseinrichtungen nicht derselbe, sondern ein viel bedeutenderer, ja ein völlig souveräner seyn würde, und Deutschland auf diese Weise, wenn es schon früher kaum zusammenhing, jetzt völlig aus einander fallen müsste in lauter ganz abgesonderte Staaten vom allerkleinsten Umfang. Können die Regierungen auf der einen Seite nicht einwilligen, dass sich unabhängige Kleinstaaten aus den schon vereinten grösseren Körpern ausgliedern: so werden auf der anderen Seite die Völker schwerlich gestatten, dass in ihrer Mitte bevorrechtete und begünstigte Stände sich erheben, ohne dass diese Vorrechte auf eine nothwendige Weise mit besonderen Leistungen verknüpft seyen. Denn im Staate kann nur derjenige etwas vor den anderen Staatsbürgern voraus haben, der irgend eine besondere und grosse Verpflichtung zum Besten des Staates unternimmt und ausübt, und selbst dann kann er nichts anderes voraus haben, als was gerade mit seiner besonderen Verpflichtung unvermeidlich als Bedingung der Möglichkeit ihrer Erfüllung verknüpt ist. Diess ist der einzige vernünftige Grund irgend eines Vorrechts im Staate, und, wenige Fälle ausgenommen, auch immer der geschichtliche. Nun bleibt dem Adel, sowohl dem höheren der mediatisirten Reichsstände, als dem geringeren landsässigen, nichts anderes zu seiner festen und kraftvollen Behauptung übrig, als seine entweder schon genommenen oder noch bestrittenen Vorrechte durch die Übernahme neuer, grosser und wegen ihrer Schwierigkeit gerade am meisten vernachlässigter Berufsarbeiten im Staate zu beleben, damit in der öffentlichen Meinung das Vorrecht nur als Folge der Last, und nicht als Grund des Genusses dastehe. Sol-

chen Beruf zu entdecken, zu schaffen, zu erfüllen, scheint uns in diesem Augenblicke die einzige Aufgabe alles Adels.

Nach dieser allgemeinen Erörterung des Gegenstandes kehren wir zu unserem Vf. zurück, um demselben in das Einzelne seiner Behauptungen zu folgen, wobey der wirtembergische Verfassungs-Entwurf eigentlich nur Nebensache ist, auf die wir uns hier nicht weiter einzulassen brauchen; bey dem niedrigen Standpunct, auf welchem sich der Vf. in philosophischer Rücksicht zeigt, können blofs die Gesinnungen, welche er äufsert, als Zeichen der Zeit unsere Aufmerksamkeit verdienen, die allerdings von dem, was aristokratischer Dünkel und Wahnwitz noch in unseren Tagen ohne Scheu sich erlaubt, getroffen und überrascht seyn mufs.

Es ist eine alte Bemerkung, dafs die ehrfurchtsvolle Scheu, und der würdevolle Glanz, von welchen das Herrscherthum in der Meinung der Völker umgeben seyn mufs, und welches wir so häufig haben verschwinden sehen, niemals zuerst durch die Völker, sondern immer vorher durch die Aristokraten, die sich den Thronen am nächsten dünken, durchbrochen wird, und dafs durchaus sie es sind, welche das Beyspiel einer Auflehnung geben, deren Opfer sie am Ende selbst werden. Sie sind es, welche die Revolution in Frankreich gemacht haben: denn sie hatten nicht nur die Zerrüttung herbeygeführt, welcher der unglückliche König Ludwig XVI abhelfen wollte, sondern sie wagten auch zuerst, die königlichen Befehle offenbar zu verachten, und den Bürgerstand zu derjenigen Kraft emporzureizen, der sie nachher so schrecklich unterlagen! Sie sind es auch, welche, wenn Deutschland dem Unglück einer Revolution nicht entgehen sollte, lediglich die Schuld davon tragen werden! Der Vf. dieser Schrift giebt uns zu diesem Ausspruche neuen Anlafs. Wir sind nicht berufen, die Lobredner des Königs von Wirtemberg zu machen, wir wissen, dafs dieses Fürsten kräftige Regierung mit vielem Druck verbunden war; aber wenn die Ausübung seiner Macht auch weiter ging, als die Verhältnisse, unter denen viel gröfsere Herrscher sich eine Zeitlang beugen mufsten, zu erfodern schienen: so wurde doch weder von seinen Unterthanen, noch von den anderen Fürsten irgend etwas versucht, diese Macht gewaltsam zu beschränken, oder gar als unrechtmäfsig zu verwerfen. Es war einem Aristokraten vorbehalten, den König gerade zu der Zeit, wo seine Gesinnung sich als eine volksgemäfsere offenbart, mit allen Beschuldigungen anzufallen, welche die Herrscherwürde in ihren Grundfesten erschüttern können. Den Anordnungen des Königs nicht Folge zu leisten, wird zur Pflicht gemacht, seine Souveränetät für nichtig erklärt, und den Bestimmungen des wiener Congresses unterworfen, seinem Eidschwur der Glaube abgesprochen, und seine neue Verfassung den scheuslichsten Tyranneyen an die Seite gesetzt, ja sogar wegen der früheren Verbindung mit Napoleon bleibt die gehässigste Erinnerung nicht aus. Die bittere Leidenschaft unseres Vfs., nicht zufrieden, den König auf eine Weise anzugreifen, die sich wenigstens für einen Schriftsteller, der von der Ehrfurcht für das Ansehen des Fürsten beseelt seyn will, nicht schickt, wirft sich mit hämischer Wuth auch auf den allverehrten Kronprinzen, dem er den Freysinn, von welchem er ihn beseelt weifs, so wenig wie seine anderen grofsen Eigenschaften, zum Verbrechen machen darf, und gegen den ihm nichts anderes übrig bleibt, als dessen *künftige* Rechtschaffenheit und Treue noch in Zweifel zu lassen. Und warum diese heftige Wuth, die bey der Ausübung der unbedingtesten Willkühr nicht ärger seyn könnte, jetzt bey einem Verfassungs-Entwurfe, der aufs allerwenigste als ein Schritt zum Besseren angesehen werden mufs? Zwar spricht unser Vf. dem Könige überhaupt alle Befugnifs zu einem solchen Schritte ab, und schreibt dieselbe dem Congresse zu, der hierin jedoch anderer Meinung zu seyn scheint, und so wenig Wirtemberg in seinen inneren Einrichtungen hindert, als er Hannover, Hessen u. s. w. darin gehindert hat, oder Preussen, Österreich, Baiern darin hindern wird. Allein das eigentliche Attentat des Königs besteht nach unseres Vfs. Meinung auch gerade nicht in der Anmafsung, eine Verfassung geben zu wollen; hätte er nur eine solche entworfen, die den Aristokraten schmeichelte: so möchte das übrige Volk darin mit Füfsen getreten werden, unser Vf. würde sie schon in den Himmel erheben, und ihre Rechtmäfsigkeit gegen die etwanigen Eingriffe des Congresses vertheidigen. Aber der König hat für die Stellvertreter des Volks nur Eine Kammer gemacht, hat den Bauer, den Bürger, den geringen Adel mit den ehemaligen Reichsmittelbaren zusammengeworfen, hat die Lasten, Pflichten und Rechte für alle Unterthanen gleichgesetzt: das ist es, was um Rache schreyt, was den Verfassungs-Entwurf zum Attentat, zum Eingriff in das Recht des Congresses macht, was den König als den verderblichsten Tyrannen darthut, den Kronprinzen, der ihm *hierin* beystimmt, in ein zweydeutiges Licht stellt: darum wird der Verfassungs-Entwurf in allen seinen Puncten untersucht, getadelt, verworfen, und auch in solchen Puncten, deren wirkliche Fehlerhaftigkeit sonst von *dieser* Seite lange ungerügt geblieben wäre. Dafs dem wirklich also sey, und wenigstens dieser Schrift keine andere Gesinnung zum Grunde liege, als solche aristokratische, wird durch die folgenden Äufserungen des Vfs. aufser allen Zweifel gesetzt.

(*Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

JUNIUS 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

PARIS, b. Egron: *Réflexions politiques sur le projet d'une constitution pour le royaume de Wirtemberg; lû par ordre du roi, au conseil d'état, à Stuttgard, le* 11 *janvier* 1815 etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Nachdem der Vf. in einem breiten und verworrenen Redeflusse die Gründe wiederholt, welche man für die Trennung der Volksvertretung in zwey Kammern von jeher anzuführen gewohnt ist, und dem Königreich Wirtemberg, wenn es bey der Einen Kammer verbleibt, alles mögliche Unheil, ja sogar die Herrschaft der *Dantons*, *Marats* und *Robespierre's* gedroht hat: geht er zu den einzelnen Theilen der dahin gehörenden Anordnungen des Verfassungs-Entwurfs über, und begleitet dieselben mit Anmerkungen. Wir können uns hier nicht auf die Prüfung der Verfassung einlassen, sondern nur auf die Prüfung der Anmerkungen, welches wir nochmals ausdrücklich erinnern. Die Zusammensetzung der volksvertretenden Versammlung ist zufolge des Verfassungs-Entwurfs sehr gemischt, und es findet sich darin allerdings auch etwas von der Art, welche, nach der gewöhnlichen Vorstellung, dem Oberhause angehören müsste. Die sogenannten Viril-Stimmen, welche der König vorzugsweise dem hohen Adel zueignet, sind, ungeachtet der grossen Freyheit, welche er seiner Wahl dabey vorbehält, nichts anderes, als die erblichen Vertreter der eigenen Persönlichkeit im Gegensatze der gewählten Vertreter der Gemeine. Solche Virilstimmen haben zuvörderst die Inhaber der vier Erbwürden des Königreichs, nämlich die Senioren der Fürsten von Hohenlohe, der Fürsten von Waldburg, der Fürsten von Löwenstein und der Grafen von Zeppelin. Dem letzteren, der, wohlgemerkt, kein ehemaliger Reichsgraf, sondern der Sohn eines blossen Edelmanns ist, und daher *an solchem Platze unseren Vf.* immer befremden muss, möchte dieser die Richtigkeit der von ihm bekleideten Erbwürde in Ansehung ihrer alterthümlichen Ableitung eigentlich nicht zugestehen; allein die gelehrten Unkosten, in welche er sich desshalb setzt, sind hier ganz fruchtlos aufgewandt, da diese Erbwürde, gleich den drey anderen, lediglich aus dem Ansehn des Königs fliesst, und mit dem ehemaligen Reiche gar nicht zusammenhängt, wie diess bey den drey anderen noch sichtbarer ist. Obwohl ihm nun sonst ganz in der Ordnung dünkt, dass die genannten fürstlichen Häuser im Besitze dieser Erbwürden sind: so kann er doch nicht verschmerzen, dass die durch den König geschehene Aufhebung aller Familienverträge die Möglichkeit zulässt, dass der Senior eines dieser Häuser arm an Vermögen sey, oder es gar verschleudert haben könne, und nun doch der Vertreter des Volks bleibe; der Staat, so will der Vf., soll durch eigene Anordnungen die vornehmen Geschlechter zwingen, dass der Reichthum nicht von ihnen weichen könne, gleichsam als sey dieser der Adel selbst. So ruft bey dieser Gelegenheit unser Vf. aus: „*Welch andere Gewähr können wir haben, dass ein solcher seine Pflichten mit Ehre erfüllen wird, wenn es nicht diese ist, dass, von erlauchtem Blut entsprossen, er sich stets den würdigen Erben der Tugenden wie des Namens seiner Vorfahren zeigen wird?*" Sollte man es für möglich halten, dass mit dieser tönenden Redensart nichts anderes gemeint ist, als die noch dazu vielleicht nicht selbstverschuldete Verarmung? Der Vf. nennt die höchsten inneren Eigenschaften, und spricht von den niedrigsten äusseren, vom Gelde! Nein, dadurch, dass der Staat euch zwingt, Glanz und Reichthum von Vater auf Sohn ungeschwächt zu vererben, vermag er keineswegs diess auch in Rücksicht der Tugenden zu veranstalten, und was für diese wünschenswerth, aber unerreichbar bleibt, ist nur für jene Güter möglich, wo es zu nichts hilft. Denselben Kummer, den er hier ausspricht, hegt der Vf. auch in Rücksicht aller übrigen Familienhäupter der mediatisirten Fürsten und Grafen, deren ehemals reichsunmittelbare Besitzungen im Königreich Wirtemberg liegen. Er sieht dieselben im Geiste schon als die allerärmsten im Volke; wir glauben aber, dass es damit sobald noch keine Noth haben werde, indem ja weder eine so ungeheuere Vermehrung der Nachkommenschaft, noch eine so allgemeine Verschwendung in den Familien anzunehmen ist, und überhaupt das Steigen und Sinken des Vermögensstandes dem natürlichen Fliessen, welches die Folge der menschlichen Lebensbewegungen ist, füglich überlassen werden kann.

Damit der König bey Ertheilung der Virilstimmen ja nicht aus dem strenggezogenen Kreise des ächten, reinen Adels, der ehemals reichsunmittelbaren Fürsten und Grafen, gegen welche selbst die ehemalige Reichsritterschaft in einem niedrigen Abstand bleibt, herausgehen möge: so schlägt unser Vf. vor, dass nur der Vorschlag dem Könige erlaubt, die Entscheidung aber den Ständen vorbehalten seyn solle; jener würde dann weit vorsichtiger in seiner Wahl seyn, und z. B. den Grafen Dillen weglassen müssen,

nicht etwa wegen anderer Eigenschaften, welche ihn von den Volksvertretern auszuschliefsen Grund gäben, sondern blofs *weil das ihm vom Könige geschenkte Schlofs Dötzingen nebst den dazu gehörigen Ländereyen keine adliche Besitzung, keine Herrschaft in dem Sinne ist, wie die Besitzungen, welche den Mediatisirten ehemals Sitz und Stimme beym Reichstage gaben!* Wahrlich, man sollte Wunder glauben, wenn man von diesem Sitz und Stimme so viel Wesen machen hört, welch ungeheuere Sache das gewesen, und welch besondere Menschenart dazu vonnöthen sey!

Beynahe mit gleicher Wärme, wie der Mediatisirten, nimmt sich der Vf. der Geistlichkeit an; sie solle in gröfserer Anzahl und *als Geistlichkeit* in *alle* deutschen Volksvertretungen aufgenommen werden, in der wirtembergischen habe sie schon dieses Recht von selbst. Um ein Beyspiel der Schreibart unseres Vfs. zu geben, führen wir die Worte an, mit welchen er sich hierüber vernehmen läfst: „*Officiers de morale, nous les entendrions, dans les comices nationaux, recommander de rendre à César, ce qui apartient à César de respecter les propriétés, les moeurs. Cet ordre, le plus ancien de tous, n'a jamais cessé de soutenir l'Allemagne par ses tributs, de l'éclairer par ses lumières, de l'édifier par ses vertus; de la féconder par ses travaux et ses aumônes.*" Wenn die Sache auch völlig wahr ist: so kann doch aus solch eitlem Wortschwall nur mit Achselzucken entnommen werden, wie freylich der Adel die Geistlichkeit auf die Seite zu stellen geneigt seyn mufs, welche dem *tiers-état* gegenübersteht.

Am meisten fühlt sich der Vf. empört, nicht sowohl dafs auch der Bauer, der ein gewisses Grundeinkommen besitzt, seine Volksvertreter wählen dürfe, das will er noch zugeben, obwohl die Landbewohner eigentlich hinlänglich durch den hohen Adel vertreten seyn könnten, sondern *dafs nun diejenigen Fürsten, Grafen, Barone, Herren,* denen der König keine Virilstimmen verliehen hat, *mit der niedrigsten Classe des Volks vermengt seyn werden!* Dieser entsetzliche Zustand, der freylich in England seit Jahrhunderten in wenig veränderter Weise besteht, ist den deutschen Adelsvorstellungen ein Greuel, und beruht auf gar keinem Grunde; auch weifs man recht gut, „was der König eigentlich damit meint, er nennt hier die Bauern nur, um zur Demüthigung des Adels zu zeigen, *dafs er einen erblichen Volksvertreter selbst aus dem Kothe (la boue) heraufholen, oder welchen Fürsten und Herrn er will, auf immer dahin hinabstofsen kann.* Wer noch zu unserer Zeit den Bauernstand auf solche Art zu bezeichnen vermag, der hat sich selbst gerichtet, und mufs in dem Schlamme seiner Seele untergehen. Der Schwindel, der den Vf. ergreift, wenn er sich die Möglichkeit denkt, dafs Menschen aus dem Volke der Vorzüge, Würden und Ämter theilhaftig werden, welche seiner Meinung nach nur dem hohen Adel eigen seyn können, verrückt ihm aber gänzlich den Sinn: wie könnte er sonst bey dem trefflichen Artikel des Verfassungs-Entwurfs, dafs alle Wirtemberger vor dem Gesetz gleich sind, und zu allen möglichen Ämtern, ohne dafs Geburt, Stand, oder Religion einen Unterschied machen, gelangen können, folgende Anmerkung schreiben: „*Wir begreifen wohl, dafs man den Mangel an Geburt nicht anführen kann, um Jemanden von irgend einer Stelle zu entfernen; aber dafs man seinen Stand nicht gegen ihn anführen könnte, das haben wir noch nirgends gelesen. Wie soll man denken, dafs man eine diplomatische Mission nicht einem Menschen aus dem Volke, einem Handwerker abschlagen könnte? Wird der Minister angeklagt werden, wenn er in seiner Weigerung sagt, dafs man einem Schuster keine Gesandtschaft vertrauen könne?* Gleichsam als wenn der Erste der Beste eine Gesandtschaft nun fodern dürfte, *weil* er ein Schuster sey, oder als ob der Gesandte, der ein Schuster war, auch als Gesandter noch fortführe Schuhe zu machen! Meint aber der Vf., dafs nur der Adel fähig sey, und das Recht habe, diplomatischen Würden vorzustehen: so dürfte diefs nach der Ansicht, welche die Welt jetzt von den Diplomaten zu fassen geneigt ist, ein höchst zweydeutiges Vorrecht seyn, nicht zu gedenken, dafs die Geschichte zahlreiche und grofse Beyspiele dagegen anzuführen wüfste.

Damit alles nach möglichst aristokratischem Zuschnitt sey, möchte der Vf. auch, dafs ein höheres Grundeinkommen, als die festgesetzten 200 Gulden erfoderlich wäre, um wählen zu dürfen, ein noch weit höheres aber, um gewählt werden zu können, damit der hohe Adel so wenig als möglich mit dem verächtlichen, ärmeren Theile des Volks, oder, behüte Gott, gar mit dem Kothe in Gemeinschaft trete. Es kann nach allem diesem nicht mehr auffallen, dafs er es auch für die Fürsten und Grafen, welche Virilstimmen haben, sehr *unbequem* findet, *immer selbst ihre Stimme führen zu müssen, und nicht an ihrer Stelle ihre Diener zu den Versammlungen schicken zu dürfen.*

Die Befreyung von allen Steuern und Abgaben fodert der Vf. als eine blofse Gerechtigkeit für die mediatisirten Fürsten, Grafen und Ritter; der übrige Adel geht ihn weiter nichts an, ja es wäre eine neue Ungerechtigkeit, wenn die Vorrechte des hohen Adels ihm zwar wiedergegeben, aber auch Anderen ertheilt würden; für den Aristokraten gilt es beynahe für dasselbe Verbrechen, ob Anderen gegeben oder ihm genommen werde; wenn er auch Alles hat, was er wünscht, und er hat es nicht voraus: so ist es ihm, als habe er nichts. „Die Einwohner aller Länder, sagt er, theilen sich jetzt in zwey grofse Classen: diejenigen, welche nicht zu arbeiten brauchen, um zu leben, und diejenigen, welche der Mangel an Vermögen in einen Zustand von Abhängigkeit setzt. *Die letzteren bedürfen, mit ihrem körperlichen Daseyn beschäftigt, nur guter Gesetze; aber die ersteren haben neben dem Bedürfnifs guter Gesetze auch noch das der äufseren Verehrung (considération); dieses Bedürfnifs ist in aller Herzen.*" Man traut seinen Augen kaum, wenn man weiter liest: „*Es giebt keine menschliche Gewalt, welche heutiges Tages dieses Bedürfnifs zu zerstören vermöchte, oder es ungestraft antastete; diese Ideen anzustofsen, ih-*

nen entgegen zu arbeiten, sie in einen zu engen Kreis zu beschränken, wäre unklug, gefährlich, sie würden ausbrechen, und eine allgemeine Umwälzung erzeugen." Diese Stelle ist ein Beweis, dass man sich von der Wahrheit und Vernunft nur bis auf einen gewissen Grad entfernen kann, und wenn man diesen überschreitet, wider Willen dahin zurückkehren muss; was unser Vf. sagt, ist ganz richtig, aber seine bündigste Widerlegung.

Die allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienste dünkt ihm ebenfalls, trotz der für die Mediatisirten im Königreich Wirtemberg bestehenden Vergünstigung, eine unerträgliche Schmach. „*Der Adel*, sagt er, *hat niemals nöthig gehabt, dass die Regierung ihn zur Ergreifung der Waffen zwänge; es ihm als Pflichtgesetz aufzuerlegen, heisst bloss vorziehen, dass er aus Zwang das thue, was er besser that aus Neigung, aus Ehre, und aus freyem Willen.*" Freylich ist der ganze Adel, mit wenigen Ausnahmen, nichts anderes, als ein Überbleibsel ehemaliger Kriegsordnung, und der Dienst der Waffen der eigentliche Grund aller seiner Vorrechte, welche in der geldarmen Vorzeit die Stelle des Soldes vertreten mussten. Aber die Sache hat sich seitdem geändert; jene Kriegsordnung ging ein, und es entstand eine neue; der Adel behielt seine Vorrechte von jener her, ohne Verpflichtungen dafür zu haben; und nahm er an der neuen Theil: so empfing er dafür vom Staate seine besondere Bezahlung, gleich jedem Anderen. Nun wurde es sogar ein Vorrecht, zum Kriegsdienste nicht gezwungen zu seyn, und der Adel muss doch häufiger von diesem Vorrecht Gebrauch gemacht haben, als unser Vf. zugeben will, weil in neuerer Zeit so viele Regierungen sich zur Aufhebung desselben bewogen sahen. Überhaupt scheint es jetzt kein günstiger Augenblick, um in ruhmredigen Worten den hohen Rittergeist einer dichterischen Vorzeit in unserem heutigen Adel zu beschwören. Die Tapferkeit und Kriegslust theilen unsere Adelichen mit den Bürgerlichen, und es ist Lobes genug, wenn man sagt, dass jene hinter diesen nicht zurückstehen. Das wahre Verdienst weiss nichts von prunkender Anmassung. In Preussen haben die Adelichen an Vaterlandsliebe, Aufopferungen und Heldenthaten mit dem Ruhme aller Zeiten gewetteifert; aber sie überheben sich nicht, und gerade sie sind es, die zuerst den Verlust der mit dem Wohl des Ganzen nicht mehr vereinbaren Vorrechte ertrugen. Dagegen in Frankreich hat gerade der alte Adel, der durch die Arbeit Anderer ohne sein Verdienst dahin zurückkehren konnte, der in seinem Übermuthe Alles verachtete, was nicht seinen Vorurtheilen angehörte, der seine angestammte Ehre nicht sorgsam genug vor der Gemeinschaft mit den Emporgekommenen bewahren konnte, der grosssprecherisch jeden Augenblick sein Blut für den König zu verspritzen bereit seyn wollte, derselbe Adel hat ein Beyspiel der unwürdigsten Entartung und Verzagtheit gegeben, und ist mit dem unglücklichen König, für den er sterben wollte, bey dem Herannahen der Gefahr entflohen, ohne dass auch nur ein Einziger das Leben verloren hat!

Wir schliessen unsere Anzeige mit der Bemerkung, dass der Adel, die Mediatisirten, die Throne selbst, keine gefährlicheren Feinde haben, als diejenigen, welche sich ihnen zu Vertheidigern unberufen aufdringen, und statt dieselben mit dem Zeitgeiste in einträchtiges Fortschreiten zu bringen, diesen nur empören. Wir haben es hier weder mit den Mediatisirten, noch mit der wirtembergischen Verfassung zu thun, sondern nur mit dem aristokratischen Geiste, der jene schlecht beschützt, und diese schlecht angreift, welches beides wir uns getrauten mit ganz anderem Erfolg auszuführen.

E. V.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Dresden*, in Commission b. Walther: *Über den Getreidewucher und die Mittel, ihn zu verhindern*, mit Rücksicht auf die Theurung vom Jahr 1806, und *über die Nothwendigkeit der Moratorien für die jetzigen Zeiten.* Zwey Abhandlungen, welche zum Besten der Casse der kön. sächsischen Landwehr verkauft werden, geschrieben von *Karl Ferdinand Menken*, kön. sächs. Hof- und Justiz-Canzley-Secretär u. s. w. 1814. 89 S. 8.

Auch unter dem zweyten Titel:

Kleiner vaterländischer Gesellschaftsabhandlungen Erstes Bändchen, von *Karl Ferdinand Menken* u. s. w.

Diese beiden Abhandlungen haben ausser der auf dem Titel angenommenen patriotischen Bestimmung auch noch die zweyte und dritte, einmal als eine Gratulationsschrift zu der auf Ostern v. J. gefallenen funfzigjährigen Jubelfeyer der kön. sächs. ökonomischen Gesellschaft die Dankbarkeit des Vfs. für die ihm zu Theil gewordene Aufnahme als Ehrenmitglied der Gesellschaft darzulegen, und dann wieder die Stelle der statutarischen Leistungen auf die Jahre 1813 und 1814 zu vertreten; und durch diese verschiedenartige Bestimmung hat der Vf. seine Würdigkeit, als Mitglied der ökonomischen Gesellschaft, *in ökonomischer Beziehung* gewiss ausreichend nachgewiesen. Der Vorwurf einer unökonomischen Verwendung seiner literarischen Thätigkeit kann ihm gewiss nicht gemacht werden. Allein zu einem Belege seiner Würdigkeit in *wissenschaftlicher Beziehung* möchten diese Abhandlungen wohl schwerlich zu gebrauchen seyn. Aus dem wissenschaftlichen Gesichtspuncte betrachtet, haben seine Arbeiten nur äusserst wenig Verdienstliches. Sie zeigen nur zu klar, dass der Vf. in das Wesen der Dinge und den Gang des Verkehrs bey weitem nicht tief genug eingedrungen sey, um über das mitsprechen zu können, worüber er hier seine Stimme erhoben hat. Weil der Staat als ein Ganzes, bestehend aus mehreren neben einander bestehen wollenden Menschenclassen, nicht dulden soll, dass einer seiner Stände oder Classen gegen einige oder alle übrigen dergestalt aus dem Gleichgewichte trete, dass er sie mit den Preisen seiner Producte so zu übersetzen vermöge, dass sie bey aller ihrer Anstrengung, durch ihren Erwerb oder ihr Einkommen in einem Theile ihrer Individuen, neben ihm ferner zu bestehen sich ausser Stand gesetzt sehen, sondern verhungern oder ihm leibeigen oder zinsbar

werden müssen (S. 2); — weil es der Zeitpunct jeder Staatspolitik seyn soll, das Gleichgewicht aller Menschenclassen möglichst zu erhalten (S. 3); — weil die policirten Staaten bereits schon Preisbestimmungen, Wuchergesetze, und andere vorbauende Anordnungen gegen den Wucher der Fleischer, der Bäcker, Capitalisten u. s. w. aufgestellt haben (S. 4); — und weil sich nach einem in unserer Gesetzgebung ausgesprochenen Princip überhaupt Niemand zum Verderben eines Anderen bereichern soll (S. 5); — weil die hohen Getreidepreise selbst auf den wuchernden Getreidebauer nachtheilig wirken, ihn zum Luxus hinleiten und dadurch moralisch und ökonomisch verschlechtern, so dass er das Beste, z. B. sein erzogenes Federvieh, selbst verspeist, statt es in die Stadt zum Verkauf zu bringen (S. 6); — weil die hohen Getreidepreise die Güterpreise zur Ungebühr in die Höhe treiben, und schnelle Veränderungen der Getreidepreise auch hier ein schnelles Sinken nach sich zieht, diess aber nicht bloss die Güterbesitzer gefährdet, sondern selbst auch die mit diesen in Verbindung stehenden Geldcapitalisten (S. 7); — weil — sagen wir — alles dieses der Freyheit des Getreidehandels widerstrebt: so wünscht diesen der Vf. möglichst beschränkt zu sehen, und bringt dazu in der *ersten Abhandlung* aus der Fülle seiner politischen Weisheit folgende treffliche Mittel in Vorschlag: 1) *Anlegung von Staatsmagazinen;* 2) *Verbot des Getreidehandels im Grossen;* 3) *Ausfuhrverbote, oder Getreidesperre*, und endlich, wenn diess alles nichts fruchtet, 4) *Ausschreibung von Lieferungen für gewisse Marktplätze zum feilen Verkauf unter Bestimmung eines den Umständen angemessenen Preises* (S. 8); und überhaupt wünscht er, wahrscheinlich eingedenk des trefflichen politischen Waidspruches: *Rustica gens, optima flens, pessima ridens*, 5) *den Grundstücksbesitzer immer in einiger Abhängigkeit zu erhalten*, weil es allemal ein Unglück für den gesammten Staat sey, wenn die Grundstücksbesitzer zu *reich*, d. h. auch immer zu *übermüthig* werden, oder mit anderen Worten: *wenn der Bauer zum Edelmann wird* (S. 15): — Vorschläge, zu welchen sich — am glimpflichsten über sie geurtheilt, denn hier ist es äusserst schwer, nicht satirisch zu werden — nichts weiter sagen lässt, als dass sie durchaus dem widerstreben, was uns die einsichtsvollsten Staatswirthe und die Erfahrung aller Zeiten und Länder als die sichersten und zuverlässigsten Mittel empfehlen, um die Getreidepreise immer in ihrem natürlichen Gleichmasse zu erhalten. — In der *zweyten Abhandlung* scheint sich der Vf. mit den Grundeigenthümern, über die er früherhin das Anathema ausgesprochen hat, wieder aussöhnen zu wollen. Jetzt aber kommt die Reihe an die Geldcapitalisten. Den Hauptgrund, warum sie sich das Moratorium gefallen lassen sollen, setzt der Vf. darein, dass sie von den jetzigen Kriegslasten gegen die Grundstücksbesitzer fast gar nichts gelitten haben (S. 47), und dass die Herstellung des dessfallsigen Gleichgewichts mit den Letzteren nicht anders bewirkt werden könne, als durch vermehrte Beyziehung der Geldcapitalisten zu den Staatslasten, und durch *allgemeine Moratorien auf die besonders gedrückt gewesenen Classen der Staatsbürger* (S. 60). Ein solches Moratorium, meint der Vf. (S. 61), dürfte während des Krieges selbst und bis zwey Jahre nach dem Frieden in Absicht der Capitalstämme allgemein, für nachher aber so zu modificiren seyn, dass während anderweiter zwey Jahre nur die Hälfte der Stämme in vier halbjährigen Fristen gefodert werde, um den Grundstücksbesitzern Zeit zur Erholung zu lassen. Damit indess die Capitalisten darunter nicht litten, hält er es (S. 62) für billig, den Capitalisten bis zum Frieden in der Regel zu der Hälfte der Zinsen (wenn nicht totale Plünderung der Vorräthe und des Inventars, oder gar Abtragung, Zerstörung oder Niederäschern der Gebäude auch dieses unmöglich machte), die folgenden zwey Jahre aber zum vollen Zinsbetrage zu verhelfen. Denjenigen, welche Brand oder totaler Ruin mit völliger Ausplünderung betroffen hätte, dürften, der Billigkeit nach, zwey Jahre lang keine Zinsen, und dann, wenn der Friede noch nicht eingetreten, erst die Hälfte angesonnen werden. Übrigens sollen an der Wohlthat dieser Stundung nicht bloss *Grundstücksbesitzer* Theil nehmen, sondern auch *Kauf-* und *Handels-Leute*, in sofern sie nicht Handelsverbindlichkeiten zu erfüllen haben; ferner *Besoldete, Künstler, unangesessene Handwerker*, wenn sie durch die Last der Einquartierung gelitten, oder in ihrem Gewerbe und Einkommen Stockung erfahren haben; endlich auch *Officiere*, die stets zubüssen und kostspielige Equipage anschaffen mussten. — Ob das Gouvernement von Sachsen auf diese Vorschläge des Vfs. achten werde, lassen wir dahin gestellt seyn. Wir selbst müssen offenherzig bekennen, dass wir solchen Institutionen, wie das hier vorgeschlagene Generalmoratorium ist, durchaus abhold sind. Durch den nachtheiligen Einfluss, den sie auf den allgemeinen Credit des Landes und den freyen Umlauf der zum Fortgang der Betriebsamkeit nöthigen Capitale haben, vermindern sie das allgemeine Elend, das durch sie vermindert werden soll, in der Regel nicht nur nicht, sondern vergrössern es vielmehr. Und wie solche Massregeln auf dem vom Vf. eingeschlagenen Wege gerechtfertigt werden können, sehen wir ganz und gar nicht ein. Um von den Kriegslasten den Capitalisten zuzutheilen, was ihnen gebührt, bedarf es nicht solcher Massregeln, sondern kann schon durch eine umfassende Kriegsschäden-Peräquation bewirkt werden. Und kommt ein Schuldner durch einen hartherzigen Gläubiger ins Gedränge: so kann ihm ja durch ein Specialmoratorium geholfen, oder es kann der Weg jetzo wieder eingeschlagen werden, den man im siebenjährigen Kriege nach dem Generalrescripte vom 26 März 1761 (S. 75—77) eingeschlagen hat, wo in Fällen, wo es auf Subhastation von Häusern, Gütern und Grundstücken ankam, die Unterbehörden erst bey der Regierung anfragen, und weiteren Bescheid für die einzelnen Fälle zu gewärtigen hatten. Hüte man sich doch durch solche gewaltsame Mittel, wie das vorgeschlagene Generalmoratorium seyn würde, das Kind mit dem Bade auszuschütten: und richte man nicht das ganze Volk zu Grunde, während man einem schon zu Grunde gerichteten Theile desselben wieder aufhelfen will. Wenn der Staat in solchen verhängnissvollen Zeiten, wie die des vorigen Jahres für Sachsen waren, nicht Alles garantiren konnte, was er seiner Bestimmung nach garantiren sollte: so suche er wenigstens das zu erhalten, was sich erhalten lässt, und versage aus einem übertriebenen Billigkeitsgefühle dem nicht die Hülfe, dem er noch helfen kann. Diess erfodert die Gerechtigkeit und die staatswirthschaftliche Klugheit; jedes andere Verfahren ist nicht bloss unrecht, sondern unrecht und verderblich zugleich.

Z.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Barth: *Katechetische Anleitung zu den ersten Denkübungen der Jugend*, von M. *Johann Christ. Dolz*, Vicedirector der Rathsfreyschule. Erstes Bändchen. Vierte, durchgesehene Auflage. Nebst einer Kupfertafel, welche die Lesemaschine darstellt. XXVI u. 164 S. 8. (10 Gr.) (S. d. Rec. Jahrg. 1806. No. 46.)

Berlin, b. Stuhr: *Kurze Geschichte der merkwürdigsten Begebenheiten des siebzehnten Jahrhunderts für den Bürger und Landmann.* Neue Ausgabe. 1814. 160 S. 8. (12 Gr.) Die erste Auflage erschien 1803 bey Müller in Berlin, und diese zweyte hat weiter nichts Neues als das Titelblatt.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften auf die Tagesgeschichte in Deutschland bezüglich.

1) Ohne Druckort: *Politische Ansichten über Deutschlands Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.* 1814. 184 S. 8.

2) Erlangen, b. Heyder: *Der Wiener Congress, oder was muss geschehen, um Deutschland von seinem Untergang zu retten, und das Interesse aller Fürsten und Nationen daselbst zu vereinigen?* von Dr. *Alexander Lips,* ausserord. Prof. der Philos. zu Erlangen. 1814. 48 S. 8. (8 Gr.)

3) Germanien: *Bescheidene, doch freymüthige Andeutung über Übertreibungen und Rückwirkungen mit besonderer Hinsicht auf Deutschland.* 1815. 134 S. 8. (12 Gr.)

4) Leipzig, b. Baumgärtner: *Über deutsche Freyheit und Vertretung deutscher Völker durch Landstände.* 1814. 46 S. 8. (8 Gr.)

5) Frankfurt a. M., b. Varrentrapp: *Ansichten der Vergangenheit und Zukunft in besonderer Beziehung auf Deutschland und dessen künftige Verfassung.* 1814. 47 S. 8. (7 Gr.)

6) Germanien: *Beantwortung der in den jetzigen Zeiten für jeden Deutschen besonders wichtigen Frage: was haben wir zu erwarten?* 1814. 52 S. 8. (8 Gr.)

7) Marburg, b. Krieger: *Ernste Worte der Vaterlandsliebe an alle, welche Deutsche sind und bleiben wollen.* 1814. 40 S. 8. (4 Gr.)

8) Würzburg, b. Stahel: *Briefe über die Angelegenheiten der Deutschen bey der Wiedergeburt ihres Vaterlandes.* 1814. 60 S. 8. (8 Gr.)

9) Leipzig, b. Barth: *Auch einige Worte über Deutschlands gegenwärtiges höchstes Interesse.* 1814. 22 S. 8. (3 Gr.)

10) Erlangen u. Leipzig, b. Heyder; *Vaterlandskatechismus der Deutschen aus den höheren Ständen,* von Dr. *J. L. F. Richter.* 1814. 209 S. 8. (16 Gr.)

11) Giessen, b. Heyer: *Einige Worte an das deutsche Vaterland von einem Deutschen,* im December 1813. 16 S. 8. (2 Gr.)

12) Leipzig, b. Hartknoch: *Deutschlands Hoffnungen.* 1813. 15 S. 8. (2 Gr.)

13) Berlin, b. Maurer: *Der Sprach-Gerichtshof, oder die französische und deutsche Sprache in Deutschland vor dem Richterstuhl der Denker und Gelehrten.* 1814. 79 S. 8. (10 Gr.)

14) Frankfurt a. M., b. Andreä: *Von den Vorzügen einer Nationaltracht.* Ein Wort an Deutschlands Frauen. 1814. 39 S. 8. (4 Gr.)

15) Ohne Druckort: *Norddeutschlands Grenzen und Vertheidigung.* 1814. 48 S. 8. (4 Gr.)

16) Dublin: *Das schwarze Buch des französischen Kaiserhofes.* 1814. 251 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

17) Berlin, in d. neuen Societäts-Verlags-Buchhandlung: *Jupiters Gericht über Herrn Urian.* 1814. 31 S. 8. (4 Gr.)

18) Altenburg, b. Brockhaus: *Sündenregister der Franzosen in Deutschland.* 1814. 132 S. 8. (12 Gr.)

Diese Schriften würden, in sofern sie Hoffnungen für Deutschlands Zukunft und Verachtung Napoleons aussprechen, viel anders lauten, wenn sie jetzt erst erschienen. Weil die meisten und heitersten Erwartungen für die Zukunft der Deutschen nun nach geraumer Zeit noch nicht in Erfüllung gegangen sind: lässt man die beste und gerechteste Hoffnung ermatten, oder giebt sie ganz auf, gewiss ohne Grund. Ein ächtes Bundesleben zwischen den deutschen Völkerstämmen kann nach so langer Zwietracht, so schmählichen Bürgerkriegen zwischen uns, ein freyes Volksleben kann in unseren Gauen nach Feudalsclaverey Jahrhunderte hindurch, nach Druck und Wohlthat alter unconstitutioneller Regierungen, nicht auf einmal wie eine Frühlingssaat hervorschiessen. Wir wollen vergnügt seyn, wenn wir unseren Wünschen nur merklich näher rücken. Ein allgemeiner Bund der Deutschen unter einem mächtigen Oberhaupt und einem freyen Bundestage, auf welchem die deutsche Nation im eigentlichlichsten Sinn repräsentirt würde, sind der gemeinschaftliche erste Wunsch aller einsichtsvollen Deutschen: er wird schwerlich in diesem Jahrhundert erfüllt. Preussen, auch Baiern, Wirtemberg, Hannover, werden sich nicht unter ein germanisches Oberhaupt fügen, das im Inneren wirklich mächtig, also auch der sämmtlichen Streitkräfte in Germanien Meister wäre, so lange es im Geist der Constitution handelt. Aber zu hoffen ist noch, dass wir einen ächt

germanifchen Bund der übrigen deutfchen Staaten unter Öfterreich erleben. In ihm können kräftige Obergewalt des *einen* Hauptes und Bundestages, und eine Freyheit, die von den unterften Wurzeln des Volkes heraufwächft, vereinigt erfcheinen. Blüht in ihm ein neues wahres Deutfchland auf: fo werden die treueften Herzen und hellften Köpfe in den abgefonderten deutfchen Staaten fich zu ihm hinneigen, hindrängen, und fo kann gefchehen, dafs unfere fpäten Enkel, alle Nachkommen deutfcher Zunge, die noch geographifch zufammenhängen, zu einem allgemeinen germanifchen Bunde verbrüdert ftehen. Bis dahin werden fich fchwächere politifche Bande finden, wodurch die ausgefchiedenen deutfchen Reiche mit dem germanifchen Bund in Verbindung bleiben.

Wenn wir vermuthen, dafs man jetzt nicht mehr mit folcher Verachtung Napoleons fchreiben würde, als vor etwa einem Jahr in Deutfchland Mode geworden: fo bezieht fich diefe Vermuthung nicht darauf, dafs er nun wieder an der Spitze eines der mächtigften Reiche ftehe, denn eben defshalb, weil diefs der Fall ift, ift ja der Ton der Verachtung und des Haffes wider ihn auf das ftärkfte angegeben; fondern wir gründen unfere Meinung auf die Erläuterungen über fein Scheiden ins Exil, welche die freye brittifche Nation dem Lord Caftlereagh abgefodert hat. Was wir ehemals in diefen Blättern (1814. No. 203) über feine damalige Lage, wie er vollkommen im Stande war, den Krieg mit den verbündeten Mächten und nicht ohne Hoffnung glückliches Erfolgs fortzufetzen, wie er mit wahrhafter Gröfse feiner Macht entfagte, um Frankreich vor dem Bürgerkriege zu bewahren, den er jetzt nach feiner Rückkehr gar nicht einmal befürchtet hat, bey der Parallele zwifchen ihm und Georg Podiebrad gefagt haben, das ift nun durch Caftlereaghs Rede auf das glänzendfte beftätigt. Diefer Vorgang im englifchen Parlament, glauben wir, wird den verächtlichen Ton gegen Napoleon, wird den Hafs wider ihn, *in fofern derfelbe unedel ift,* in Deutfchland niederfchlagen. Aber um fo lauter verkündet nun, dafs feine perfönliche Gröfse uns jetzt gefährlicher geworden, als jemals, da er wenigftens den Anfchein haben will, dafs er zu feiner Riefenkraft Mäfsigung und Reinheit des Willens gefelle. Ihn unferer Sicherheit wegen in Frankreich ftürzen wollen, heifst, unfere Nationalkraft aufreiben, um die franzöfifche über Deutfchland herzuziehen. Eine beffere Sicherheit werdet ihr in euerem deutfchen Sinne haben. Stiftet nur fchnell den erwähnten, bedingten germanifchen Bund unter Öfterreich, ftellt fein Heer, immerfort und gleichmäfsig aus der Nation erneut, in Lagern auf, wie einft die Römer wider uns hatten; Heerhaufen der deutfchen Bundesgenoffen, Preuffen, Baiern, Wirtemberg und Hannover werden fich gleichfalls gegen die Grenzen Frankreichs aufftellen, und hinter diefen Lagern, die für Deutfchland nicht halb fo drückend feyn werden, als unfer ftehender Soldat in Friedenszeit, aus welchen ein deutfches Bundesgefühl immer neu in unfere Gauen ausftrömen, und in welche das freye Volksgefühl aus diefen zurückftrömen wird, hinter diefem Bollwerk, das uns wider franzöfifchen Übermuth, und wenn Napoleon wiederum das Schlangenhaupt der Tyranney fchütteln wollte, hinlänglich fchirmen follte, kann fich Deutfchland bey gut organifirter Landwehr in ficherer Stille und immer freyer geftalten.

Wir haben fo den Standpunct angegeben, wie das doppelte Hauptthema der meiften während etwa funfzehn Monate in Deutfchland erfchienenen politifchen Schriften in *unferen* Tagen genommen werden foll, und können nun leichter andeuten, wie man die Anfichten und Gefinnungen in denfelben für die veränderte Lage der Dinge benutzen dürfte.

Leider fcheinen die No. 1 angeführten *politifchen Anfichten* über Deutfchlands Vergangenheit, Gegenwart, fich nicht über die *Zukunft*, wie der Titel verfpricht, erftreckt zu haben. Wenigftens enthält der vor uns liegende Band nichts davon. Das vormalige Deutfchland kennt der Vf. genau, er fpricht darüber fcharffinnig und lebendig, vorurtheilsfrey und unparteyifch. Wahr ift, was er felbft von feinen Blättern urtheilt: „fie fchmeicheln keiner Partey. Sie reden von den grofsen Gebrechen der vormaligen deutfchen Reichsverfaffung, da man jetzt nur von ihren Wohlthaten reden hört, fie wagen es auch etwas von den wohlthätigen Wirkungen des Rheinbundes und der darin begründeten Souveränität zu fprechen, indefs die Stimmung des Tages nur von ihren Unthaten hören will." Seine Bemerkungen über unfere Reichsverfaffung beginnt er mit dem Satze, welchen fich alles Urtheil über diefelbe nicht gegenwärtig genug erhalten kann, „dafs die *Idee* diefer Verfaffung von dem, was fie in der Ausführung leiftete, himmelweit verfchieden war." Wirklich hat die Gefchichte kein fo grofses Beyfpiel, wie fie, darzuthun, dafs allerdings politifchen Verfaffungen eine Idee zum Grunde liegen foll, fie aber immer nur eine leitende Norm bey den wirklichen politifchen Verordnungen feyn darf, und pofitiv nur in foweit ausgefprochen werden foll, als die gegebenen Umftände ihren Eintritt in die Wirklichkeit zulaffen. Nur zu häufig haben wir an den Reichsordnungen erlebt, dafs fie viel weniger gültig wurden, als den Umftänden nach möglich war, weil fie weit mehr verlangten, als diefe leiften konnten. Wir fagen diefs mit Hinficht auf unfere einleitenden Gedanken, dafs man nicht ftreben foll, einen allgemeinen, kräftigen germanifchen Bund jetzt zu Stande zu bringen, weil man über diefe Unmöglichkeit leicht das Glück verfcherzen könnte, den gefchilderten bedingten zu ftiften. Man vergeffe in Rückficht auf diefen auch nicht die hier geäufserte Beobachtung, dafs in Staaten vom Mittelrang die Reichsverfaffung in Wahrheit und mehr oder weniger zweckmäfsig wirkte, indem grofse mit Königskronen verknüpfte Staaten fich eigentlich um diefelbe nichts bekümmerten und fie nur in diplomatifchen Formen ehrten. Darum werden folche von dem vorgefchlagenen germanifchen Bunde fchicklich vor der Hand ausgefchieden, bis einft die deutfche Nation von fo mächtigem allgemeinem Brudergefühl durchdrungen ift, dafs Ifo-

lirung und Zwietracht gekrönter oder ungekrönter Häupter von deutschen Staaten gegen seine Kraft ein schwaches Unbild ist. Deutsche Staaten vom Mittelrang stehen am besten zusammen, kleine Republiken können in ihrem Bunde wie ein Ventilabrum zur Erfrischung der Freyheit geduldet werden; zu winzige fürstliche Souveräne taugen ihm nicht, denn sie führen die Ungleichheit ein, und thuen der Würde der Souveränität Abbruch. „Die Regierungen der kleinen deutschen Staaten, sagt der Vf., waren die schlechtesten. Keine einzige liberale Idee, keine gemeinnützige Anstalt, kein Gefühl für den eigentlichen Staatszweck: ein paar schlecht besoldete geschmeidige Hofschranzen, sportelsüchtige Beamten und geschundene Bauern — das war der ganze Staat." Mit Recht wird ein anderer Grund, warum in den kleinen Staaten kein Volksglück blühen konnte, darin gesucht, dass in denselben der Fürst zugleich Landesherr oder Souverän, Gutsherr und Leibherr war, und als letzter nämlich der einzige. Dass in den grossen und mittleren deutschen Staaten es deren mehrere gab, Edelleute und Städte, dass der Souverän, der die Gutsbauern fremder Grundherrn auch als Unterthanen für das Wohl des Staates in Anspruch nahm, und darum das Interesse hatte, für ihren Wohlstand durch das Beyspiel an seinen Kammerbauern zu sorgen, diess milderte das Übel, welches die Verbindung so ungleichartiger Personen wie Souverän und Grundherr in einer einzigen, die also ihr eigener Unterthan seyn muss, an sich nothwendig mit sich führt.

Eine andere Bemerkung aus dem dritten Capitel heben wir wiederum mit Hinblick auf den vorgeschlagenen germanischen Bund hervor. Vorzüglich der kleine, auch der mittlere und selbst der grosse deutsche Reichsstaat waren dadurch gehemmt, dass durch die Reichsverfassung die Vertheilungsart der Steuerlasten mehr oder weniger fixirt war, und die Unbeweglichkeit des deutschen Steuerwesens „ein sprödes Widerstreben gegen die in dem veränderten Zustande der Industrie und des Geldumlaufs gegründeten staatswirthschaftlichen Foderungen zur Folge hatte. Auch in der Steuergesetzgebung muss der selbstständig handelnde Staat sich frey bewegen, den Localitäten, den Umständen, den fortschreitenden Einsichten der Wissenschaften folgen dürfen." Über die Geschichte des deutschen Steuerwesens thut der Vf. dann helle Blicke, und besonders ist die constitutionelle *Grundfarbe* desselben im Mittelalter beleuchtet, welche das Schiesspulver durch das veränderte Kriegswesen untauglich machte. Das Detail der Ideen des Vfs. über die Verderblichkeit unseres Steuerwesens in seinen verschiedenen Epochen wird wohl zurückschrecken, dass man Oberhaupt und Bundestag in die Steuereinrichtungen der einzelnen verbündeten Staaten nicht weiter mische, als die Erhaltung der freyen constitutionellen Form eines jeglichen Landes und die Mobilmachung, Belebung der Streitkräfte, es nothwendig machen könnte.

Über die Reichsbewaffnung wird richtig bemerkt, dass noch unendlich schlechter, als die Reichsarmee, der Sinn der deutschen Fürsten für die Reichsvertheidigung war. Das lehrt uns die Geschichte augenscheinlich, dass ein germanischer Bund zu keiner Ehre kommen mag, wenn Oberhaupt und Bundestag nicht mit seinen sämmtlichen Streitkräften in Einheit schalten dürfe. Also gebe es keinen Staat in unserem hoffentlich nahen Bunde, der sich diess nicht gefallen lassen will, oder zu mächtig ist, um es sich gefallen lassen zu müssen.

Ein besonderer Abschnitt handelt von den wahren Ursachen des Untergangs der deutschen Reichsverfassung. Zuletzt erhielt sie sich allerdings nur durch die wechselseitige militärische und politische Stellung zwischen Frankreich, Österreich und Preussen, „in deren Mitte das deutsche Reich als eine ungeheuere neutrale oder neutralisirte Strecke lag. Es hielt den Süden und Norden von Europa ausser Berührung. Seine Fürsten waren nicht bedeutend genug, um gefürchtet, aber bedeutend genug, um gesucht, geschmeichelt, und benutzt zu werden." Früher aber war der Reichsverfassung schon dadurch der Todesstoss vorbereitet, dass Preussen mit in jene Stellung und Rolle gekommen, und zu mächtig geworden war, um nichts als ein gleichsam constitutioneller Opponent gegen die kaiserliche Macht in Deutschland zu seyn. Da nun einmal die Existenz des deutschen Reichs davon abhing, dass die Politik von Frankreich, Österreich und Preussen sich gegenseitig im Zaum hielt: so findet der Vf. mit Recht die erste Ursache von denen in unseren Tagen, warum die deutsche Reichsverfassung unterging, in dem basler Frieden 1795, „in welchem Preussen nicht nur an der Rettung der gemeinen Sache verzweifelte, und nur auf die seinige dachte, sondern auch, da in den geheimen Artikeln desselben schon von Entschädigung für das Wenige, was es auf dem linken Rheinufer verloren hatte, und von Secularisation die Rede war, schon den Entschluss zeigte, die Erniedrigung des deutschen Reichs und Österreichs Unfälle so gut zu seiner Territorialvergrösserung zu benutzen, als es die Umstände erlauben wollten." Eben so müssen wir der Äusserung beypflichten, dass Preussens Abfall den Norden von Deutschland neutralisirte, und sein Beyspiel nach sich zog, dass „ein so schamloser Egoismus, eine so unverhüllte Verachtung des Reichsverbandes und reichsständischer Pflichten sich so allgemein auch der kleinsten Reichsstände noch nie bemächtigt hatte." Widersprechen kann man auch nicht der weiterhin geäusserten Behauptung, dass Preussen, da es nun die Rolle eines Beschützers der deutschen Reichsverfassung mit der Rolle eines Beschützers des Hausinteresse der Erbfürsten auf Kosten der Reichsverfassung verwechselte, den letzten Tragpfeiler von dieser umstürzte, indem seine Politik selbstthätig, da die französische nur passiv dabey war, den Fall aller deutschen geistlichen Staaten, aller Mediatstifter und der freyen Reichsstädte, bis auf wenige, die Frankreich gerettet, bezweckte und durchsetzte. Wie unbezweifelt wahr ist ferner die Bemerkung, dass schon damals die gänzliche Niederreissung des Reichs erfolgt seyn würde, wenn Frankreich nicht seinetwegen die Reichsverfassung noch zur Zeit aufrecht erhalten hätte: denn was von ihr übrig geblieben, lähmte die mi-

litärische Kraft der deutschen Völker, die es selbst noch nicht nach seinem Gefallen benutzen konnte. Als es sich auf dem Punct glaubte, dass diess der Fall sey, sprach es die Vernichtung des Reichs aus, die dem Wesen nach von Preussen bewirkt war.

Sehr scharfsinnig ist dargethan, dass Napoleon damals mit der deutschen Kaiserkrone nur eine Bürde bekommen hätte, die Österreich kaum niedergelegt, dass ein Versuch von ihm, die Territorialherrn selbst zu stürzen, gerade das Mittel gewesen wäre, die deutsche Nationalkraft gegen sich zu reizen, und schon im Jahre 1806 eine deutsche Nationalbewaffnung, die Bildung einer Landwehr und eines Landsturms zu erleben. Der einzige Weg, den er gehen konnte, war von der Natur selbst vorgezeichnet. Er musste die Landeshoheit zur vollen Souveränität steigern, „sich der Person der neuen Souveräne verpflichten, und sich durch diese die Völker versichern, die Souveräne durch ihr eigenes Interesse, die Unterthanen durch ihre Treue gegen die Souveräne zu jeder Anstrengung bestimmen; und so entstand der Rheinbund.“

Was zur Vertheidigung der Lossagung der Territorialfürsten vom Reich und ihrer Annahme von Herrscherrechten über kleine Mitstände gesagt wird, zeugt von einer Freyheit des Geistes, die einen politischen Standpunct zu wählen und festzuhalten weiss, ohne durch herkömmliche Begriffe und Vorstellungen beengt und verwirrt zu werden. Allerdings war die Gestaltung des Rheinbundes eine Geburt von Napoleons Politik. Benutzung der militärischen Kraft seiner Mitglieder scheint nicht nur dessen erster, sondern einziger Zweck gewesen zu seyn. Dazu taugten ihm die gar zu kleinen ehemaligen Reichsstände nicht: sie mussten untergehen in die grösseren Gebiete des Bundes, damit die militärische Operation mit denselben einfacher und leichter würde; dass Leyen, Isenburg u. s. w. als Souveräne stehen blieben, war eine Inconsequenz. Die deutschen Zwergmonarchen, die unter der Herrschaft der Reichsverfassung wegen ihrer beschränkten Mittel die Regentenpflichten nicht erfüllen konnten, wie wollten sie es ausser dem Reichsverbande, da sie dem Glanze der neuen Souveränität, den erschöpfenden Foderungen des Protectors und seines Systems genügen sollten? „Stand es nicht, sagt der Vf., in der Macht kleiner Fürsten, *Väter* ihres Landes zu seyn: so mussten sie der Nothwendigkeit ausweichen, die *Geissel* desselben zu werden. Sie mussten dem edeln Beyspiel eines deutschen Kaisers folgen, der eine Krone niederlegte, die er nicht mehr mit Würde glaubte behaupten zu können.“

Auch die Ansicht, dass die jetzigen Standesherren mit Beginn des Rheinbundes aus der luftigen Sphäre kleiner Souveräne in die stille Würde grosser Güterbesitzer traten, und losgesprochen von der unermesslichen Verantwortlichkeit des Regenten mit den Vortheilen eines sehr grossen Privatwohlstandes ausgesteuert wurden, entspricht so sehr der Wahrheit, dass wir sie bey Bildung des in der Einleitung vorgeschlagenen germanischen Bundes sehr berücksichtigt wünschen.

Was die Bundesacte selbst betrifft: so ist der Vf. am wenigsten in Abrede, dass sie eine höchst unvollkommene, flüchtige Staatsurkunde war; aber sie sprach einige aus dem Zustande der Nation geschöpfte *Grundansichten* aus. Sätze der Art, dass jeder Bundesstaat ein in sich geographisch geschlossenes Ganzes bilden, jeder Souverän des Bundes von jeder dem Bunde fremden Macht unabhängig bleiben sollte (der Protector war also durch die Principien der Urkunde selbst verworfen, und die grösste Inconsequenz, doch das Protectorat keine erbliche Würde), ferner, dass der Bundestag die Streitigkeiten der Bundesfürsten unter einander zu entscheiden hätte, wird jede Organisation eines germanischen Bundes in sich aufnehmen müssen. Von der anderen Seite werden hier Fehler der Bundesacte gerügt, die schlechterdings in der Organisation eines jeden germanischen Bundes vermieden werden müssen. Dass Souverän und Volk des Rheinbundes durch kein Gesetz wider die Macht des Protectors, die Völker weder durch den Protector, noch eine Volksvertretung wider ihre Fürsten geschützt waren, dass die Standesherren, im Besitz vieler ihrer alten Rechte, eben sowohl die Regierungsgewalt beschränkten, als auf dem Volke lasteten, sind Grundfehler des Rheinbundes, welche für die Zukunft nicht genug warnen können. Das Hauptübel war allerdings das Erste. Ein Völker- oder Staaten-Bund, welcher der Willkühr eines Einzelnen, nun gar eines Ausheimischen, hingegeben ist, anstatt durch eine nie sterbende Verfassung sein freyes Leben über alle Persönlichkeit zu erhöhen, ist einem Bündel von Ruthen in der Hand eines Zuchtmeisters zu vergleichen.

Wenn denkende Köpfe der Meinung gewesen sind, dass die Souveränetät in der Person, auf welche sie, dem vorausgesetzten Volkswillen gemäss, durch Erbrecht oder die Wahl übergegangen ist, etwas Schrankenloses sey, und daher durch kein positives Gesetz beengt werden könne: so ward zugleich die Idee geäussert, dass eine Organisation zur vollkommenen Aussprechung des Nationalwillens und der Nationaleinsicht eintreten müsse, die freylich nie etwas *Befehlendes*, nur etwas *Rathendes* für den Souverän mit sich führe. Ein solcher Souverän nun, der eine so ausgesprochene öffentliche Meinung nicht ehrte und berücksichtigte, über den richtet derselbe vorausgesetzte Volkswille, der ihn zum Souverän machte. Dann wäre freylich ein revolutionärer Zustand da, vor welchem wir so gern durch Constitutionen bewahrt seyn wollen; aber er ist nicht leicht zu fürchten, wenn das Organ der öffentlichen rathenden Meinung weise eingerichtet ward; und ist der revolutionäre Zustand nicht da, wenn positive Gesetze, die den Souverän *befehlend* einschränken sollen, von ihm verletzt werden? und wird er sich nicht mehr gereizt fühlen, Institute zu untergraben, die ihn positiv fesseln, als einer öffentlichen Meinung Hohn zu sprechen, die ihn nur leiten, warnen will? Diese wird nie ihre Kraft auf die Souveräne verfehlen, wenn dieselben nicht zweifeln, gar nicht die Ausflucht nehmen können, dass es wirklich die öffentliche Meinung sey, was zu innen gesprochen wird. Also nur ein constitutionelles Organ, wodurch sie sich selbst geläutert und vollkommen ausspricht, und unumschränkte Souveränetät und Volksfreyheit stehen im schönsten Bunde zusammen.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften auf die Tagesgeschichte in Deutschland bezüglich.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Diese Ideen stellen wir dem neunten Capitel dieser Schrift, *über Souveränität,* nicht so sehr entgegen, denn der Vf. erkennt selbst die Nothwendigkeit einer *organisirten* öffentlichen Meinung; aber wir möchten durch sie sowohl ihn als andere denkende Köpfe auf den Satz richten, dass man bey Bildung von repräsentativen Verfassungen weit mehr dahin zu trachten habe, durch die Repräsentation Willen und Einsicht der Nation vollkommen auszusprechen, so dass sie sich selbst läutern und ganz verstehen, indem sie ausgesprochen werden, als dahin zu streben, dass die Souveränität durch die Volksvertretung positiv eingeschränkt, also verkümmert, eigentlich ganz zu Grunde gerichtet werde. Wenn man jenes Ziel erreicht hat: so entsteht für den Souverän selbst das höchste Interesse, obzusorgen, dass das Organ, welches den Willen und die Einsicht des Volkes ausspricht, immer ein lauteres bleibe: denn sonst hätte er zu fürchten, dass er zu Verhütung eines revolutionären Zustandes sich einem Privatwillen fügen müsste.

Der Vf. schliesst seinen Tadel über die Bundesacte mit den gewichtigen Worten: „man sah einen Protector, unumschränkte Souveräne und aufgehobene, in Grundherrn (nicht ganz) verwandelte Regenten, alles Übrige war verschwunden." Dann geht er zu den *Wohlthaten der Rheinbundesepoche* über, welche nach ihm theils aus dem Missbrauche der Nation selbst, theils aus der Centralisirung ihrer Kräfte, zum Theil aus der freyen Bewegung der Gesetzgebung entstanden. Auch die ärgsten Feinde Napoleons können ihm das Verdienst lassen, dass er die deutsche Nation nöthigte, ihre eigenen Kräfte zu üben und kennen zu lernen. „Er weckte selbst und gegen sich den schlummernden Löwen, lehrte uns das Geheimniss, dass auch nach der neuen Kriegskunst eine Nation stark und kriegerisch organisirt seyn kann, ohne zahlreiche stehende Heere." Gewiss ist, dass der Übergang von der Lohnmiliz zur Landwehr eine eben so erfreuliche Epoche in der Geschichte des Kriegswesens machen wird, als der Übergang vom Heerbann in die Vasallenmiliz, das Übel, welches durch jene wieder ausgeglichen wird, eine unerfreuliche macht. Wir können nicht umhin, auch hier auf unsere Einleitung über Napoleons Wiedererscheinen zurückzukommen. Die Wohlthat, die er unserem Kriegswesen erzeigt hat, möchte uns ohne dauernde Furcht vor ihm schwerlich befestigt seyn: denn wir wollen nicht verkennen, dass der Geist der ehemaligen Lohnmiliz noch nicht ganz aus manchen unserer Fürsten, Regierungen und militärischen Körper gewichen sey.

Für die grösste Wohlthat der Rheinbundsepoche, die aber nicht in allen Staaten sichtbar wurde, hält der Vf., dass nun erst die gänzliche Aufhebung der einfachen und der gesteigerten Grundherrlichkeit mit allen ihren Folgen möglich war. Wer an der Schädlichkeit der Grundherrlichkeit noch irgend zweifle, solle auf England schauen, wo der Ackerbau höher, als sonst irgendwo, geblüht habe, weil dort die Grundherrlichkeit nur dem Namen nach geblieben, der Sache nach in allen ihren Spuren längst erloschen sey. Seitdem sie in Frankreich nach Namen und Wesen abgeschafft worden, hebe sich der französische Ackerbau wie der englische empor. Unter Napoleons ehemaligem eisernem Scepter wären die Kräfte des Volkes so angestrengt, dass die Staatseinnahme, mit Rücksicht auf die Territorialvergrösserung, beynahe um das Doppelte ihren Betrag vor der Revolution überstieg; aber zuverlässig habe kein einziges Departement, wiewohl man die *Droits réunis* und das fiscalisirte *Enrégistrement* eine Volksgeissel nannte, von dieser erlöst seyn wollen, wenn es dagegen die Frohnen, die Zehnten, die *Taille arbitraire,* auch ein Ausfluss der gesteigerten Grundherrlichkeit, hätte zurücknehmen sollen. Scharfsinnig werden dann die schädlichen Wirkungen der Grundherrlichkeit erwiesen nach dem richtigen Princip staatswirhschaftlicher Systeme, die grösstmöglichste Schonung des erwerbenden Steuerträgers sey mit der grösstmöglichsten Verbesserung des Steuerfiscus zu vereinigen. Übrigens kann man nicht leugnen, dass diese Entwickelung, die als ein erläuterndes Beyspiel auch die Reform der Grundherrlichkeit im Herzogthum Nassau umfasst, im Verhältniss zur Ausführung der übrigen Gegenstände zu überwiegend sey. Das ganze Capitel über die Wohlthaten der Rheinbundsepoche schliesst mit einer Bemerkung, die für unsere Tage, welche mehr als je eine Zeit sich als einen Übergang zeigen, mannichfache Anwendung leidet. „Sie wird nicht, heisst es von jener Epoche, glänzen in den Annalen der Nation, aber die unparteyische Geschichte (nicht sie bloss, schon der Zeitgenosse soll es) wird in ihr den nothwendigen Übergang zu einer besseren Ordnung nicht verkennen.

Sie untergrub die publiciſtiſchen Fundamente des Mittelalters, hob den in die Verfaſſung verſchlungenen Widerſpruch zwiſchen Einrichtungen und Sitten auf, räumte geräuſchlos die nicht anders zu überwältigenden Hinderniſſe durchgreifender Verbeſſerung hinweg, und war die Morgenröthe eines ſchönen Tages."

Im letzten Capitel wird die ſtaatsrechtliche Lage der deutſchen Fürſten nach der Auflöſung des Rheinbundes beleuchtet. Unbezweifelt iſt, daſs die Glieder von dieſem der Bundesacte entſagten, in ſofern ſie durch dieſelbe an den Protector auf dem franzöſiſchen Thron geknüpft waren; aber deſshalb möchten wir nicht mit dem Vf. annehmen, daſs ſie darum auch auf ihre aus dem Rheinbund abgeleitete Gewalt verzichteten: denn die hohen verbündeten Mächte bezweckten und foderten wenigſtens vor der Hand nur das Erſte, und lieſsen den im Übrigen durch die Bundesacte hergeführten Zuſtand wenigſtens proviſoriſch gelten. Iſt S. 170 doch zugeſtanden, daſs im ſüdlichen Deutſchland und am Rhein die durch den Rheinbund geſchaffenen Herrſcherwürden und ihre Benennung fortdauern, die Wirkung ihre Urſache überlebe; und hätten die Fürſten des Rheinbundes wirklich durch ihre Trennung von dem Protector auf alle aus der Bundesacte abgeleitete Gewalt verzichtet: wie reimt ſich damit die Behauptung des Vfs., daſs die Politik nicht ſtillſchweigend an dem Recht vorübergehen dürfe, und die Verhältniſſe, die Verträge ehren müſſe, die als ein gegenwärtiges Gegebenes ſich auf die Rheinbundesacte zuletzt gründen? Doch nein, dieſer Inconſequenz macht er ſich nicht ſchuldig. Weil er einmal angenommen hat, daſs die *ganze* Rheinbundesacte für null und nichtig angeſehen werden müſſe, und doch den durch ſie bewirkten Zuſtand gröſstentheils als einen rechtlichen retten möchte: ſo nimmt er an, daſs auch der ganze Zuſtand in Deutſchland, welcher die aufgelöſte Reichsverfaſſung zum Grunde habe, des ſtaatsrechtlichen Fundaments entbehre. Nur in dem Fall, ſcheint uns, hätten die Grundverträge, auf welchen die Reichsverfaſſung und der Rheinbund ruhten, gar keine ſtaatsrechtliche Kraft mehr, wenn in Hinſicht auf die erſte alle zum ehemaligen deutſchen Reiche gehörigen Mitglieder und in Hinſicht auf den zweyten alle ſeine Bundesfürſten, und die hohen Mächte, die ſein Protectorat ſtürzten, förmlich erklärt hätten, daſs jeder rechtliche Zuſtand, der durch die ehemalige Reichsverfaſſung und durch die Rheinbundsacte herbeygeführt und veranlaſst war, als ein unrechtlicher fortan nichtig ſeyn ſolle. Dergleichen Erklärungen würden ein Unding ſeyn und etwas Unmögliches fodern. Handlungen des bürgerlichen und politiſchen Lebens verhalten ſich zu der Grundacte, wodurch ſie möglich und rechtlich wurden, nicht wie zu der Wurzel diejenigen Zweige eines Baums, die mit ihr als ein Ganzes und nur durch ſie fortleben, ſondern wie diejenigen, die beſtimmt wurden, eine eigene Wurzel zu ſchlagen oder einem fremden Stamm veredelnd eingeſenkt zu werden. Ihre ehemalige Grundwurzel mag erſterben; darum können ſie beſtehen und gedeihen.

Gänzlich verkannt hat der Vf. dieſe Wahrheit nicht; das ſieht man aus der Baſis, auf welche er die Rechtmäſsigkeit der Macht unſerer Fürſten gründen will, nämlich auf die im Laufe der Jahrhunderte erzeugte Ehrfurcht der Völker gegen jene, auf den *gegenwärtigen anerkannten Beſitz* und auf völkerrechtliche Verträge.

Ehrfurcht der Völker gegen ihre alten Fürſten iſt allerdings vorhanden; aber darum möchten wir nicht den hier gebrauchten Ausdruck billigen, daſs in der Verbindung zwiſchen Fürſt und Volk etwas *Unerforſchliches* liege. Das Verhältniſs zwiſchen dem Regenten und den Regierten iſt ſo verwickelt, abſtoſsend und anziehend, daſs es langer Zeit bedarf, ehe beide Theile ſich einander verſtehen, einander vertrauen, ohne welches es immer Tyranney und Sclaverey bleibt. Der Glaube, welchen ſie an einander haben, iſt die ſchönſte, zarteſte und wirkſamſte Blüthe des Lebens im Staat, und nur da, wo er wirklich gedeiht und blüht, iſt reine politiſche Freyheit; doch unerforſchlich iſt er an ſich gar nicht, und eine tüchtige Geſchichte könnte die Anatomie der Pflanzen auf ihn anwenden. Soviel aber bleibt gewiſs, daſs die Gewalt eines Fürſten, welche auf ihm ruht, die vortrefflichſte ſtaatsrechtliche Baſis hat. Noch haben wir kein Beyſpiel, daſs er in kurzer Zeit durch auſserordentliche Eigenſchaften eines Regenten und ſeines Volkes, durch ein Zuſammendrängen der wichtigſten Erfolge und Einrichtungen in wenige Jahre, erzeugt wäre; aber unſere Tage haben gelehrt, daſs er, wiewohl er Jahrhunderte lang gewurzelt, einmal verloren gegangen durch Schuld der Regenten und des Volkes und durch den Geiſt der Zeit, nicht wieder hergeſtellt werden kann.

Dieſe Ideen ſind denen vom Vf. geäuſserten ähnlich, der wohl fühlt, daſs die Standesherren, welche er doch den conſolidirten Staaten des ehemaligen Rheinbundes nicht wieder entzogen ſehen will, ihre Souveränität auch auf eine ſolche ſtaatsrechtliche Baſis zu gründen befugt ſeyn könnten. Er hilft ſich damit, daſs jenes heilige Verhältniſs zwiſchen den Völkern und ihren Urmonarchen auch für das kleinſte monarchiſch regierte Land Gültigkeit hätte, „wenn nur ein paar Tauſend leibeigene Bauern einen Staat bilden, wenn ſie ein anderes Bedürfniſs haben könnten, als einem Staat einverleibt zu werden, der ſich ſelbſtſtändig organiſirend, und nach Innen und Auſsen als Staat bewegen und beſtehen kann." Dieſe Anſicht wäre gewiſs richtig, auch wenn jene paar Tauſend Bauern nicht leibeigen wären.

Was die zweyte bemerkte Grundlage der Herrſcherrechte deutſcher Fürſten nach der Auflöſung des Rheinbundes, den gegenwärtigen anerkannten Beſitz, betrifft: ſo verweiſen wir auf unſere obige Ableitung deſſelben aus den aufgehobenen Verfaſſungen des deutſchen Reichs und des Rheinbundes. Der Vf. ſetzt die Anerkennung des Beſitzes der Herrſcherrechte deutſcher Fürſten in den Zweck des letzten Kampfes, daſs die urſprünglichen Verhältniſſe zwiſchen Fürſten und Völkern wieder hergeſtellt werden ſollen. Auf ſolche Art würde freylich dieſe Grundlage unbeſtimmt und

schwankend seyn. Die ausdrücklichen Staatsverträge, für welche die Übereinkunft zwischen Österreich und Baiern den Ton angab, sind eine bessere Basis der nunmehrigen Fürstengewalt. Genug, „die Deutschen, sagt diess edle Buch, sind wieder geworden, was sie seit den ältesten Zeiten waren; ein grosses, mächtiges, unter mehrere Herrscher getheiltes, durch Sprache und Sitten, durch einen gleichen Nationalsinn, sobald es auf Widerstand gegen den Frevel fremder Eroberer ankam, vereinigtes Volk." Wir äussern nochmals unser Bedauern, dass die Ideen des Vfs., wie diess Gegebene für die künftige Gestaltung des deutschen Völkerbundes gebraucht werden solle, noch nicht vor uns liegen. Nach unserer Einleitung wäre vor der Hand nichts zu erreichen, als ein wahrhaftiger deutscher Völkerbund unter einem wahrhaftigen Oberhaupt und mit ihm verbündete deutsche Staaten. Unter diese letzteren haben wir das Königreich Sachsen nicht mitgezählt: denn gern wird sein König dafür, dass er die Macht der deutschen Volksgesinnung zu lange bezweifelte, mit einer treuen Einfügung in den germanischen Bund und einiger Aufopferung von Rechten eines selbstständigen Herrschers büssen wollen.

Die Blätter von *Alexander Lips* (No. 2) können in unseren Tagen desshalb Aufmerksamkeit erregen, weil sie den stehenden Soldaten als das Hauptübel betrachten, welches aus Deutschland und Europa durch den wiener Congress fortgeschafft werden müsse, ehe von ihm für die Freyheit etwas Haltbares geschehen könne. Wo auch Bonaparte lebe, auf der nahen Insel Elba oder im fernsten Winkel der Erde, jeder Ort werde zu nah bleiben, wenn ihm das Werkzeug nicht entstehe, womit er Alles gethan habe, der Soldat. In ihm hatte er nach der Ansicht des Vfs. eine von allen Weltbanden losgerissene Masse, deren Interesse mit seinem Glück so innig verschmolzen war, „dass es befremden müsste, wenn Frankreichs und jedes Landes Armeen, die unter ihm fochten, nicht laut ihn zurückwünschen sollten." Gegen die Gefahr nun, welche von diesen alten Soldaten drohte, hätte der Vorschlag des Vfs., wie sie abgewendet werden solle, schwerlich geholfen, wenn er auch noch so thätig und wohlmeinend von den hohen Mächten aufgenommen wäre. Dieser Vorschlag geht nämlich dahin, dass alle diejenigen alten Soldaten und Befehlshaber, die das Kriegshandwerk nicht aufgeben wollen, sich zusammenthäten, um Griechenland zu befreyen. „An den Ufern der Donau senken sich Deutschlands, Preussens und Österreichs Krieger hinab, und vereinigen sich mit Russlands Heere, von der Landseite her das Reich der Barbarey zu stürzen; — die Soldaten Frankreichs, Spaniens, Italiens gehen auf Schiffen dem Ziele zu, um von der Seeseite her zu landen; eine englische Flotte lege sich hart ans Ufer, dass die ungeheueren Schätze in den Gewölben des Serails uns nicht entgehen, und immerhin bleibe England, das so grossmüthig Schätze zu verschwenden (?) weiss, der grösste Theil davon, seine Staatsschuld damit zu tilgen (??); das Übrige soll von uns anderen Europäern ans Licht und in Circulation gesetzt werden, und nach so grossen Anstrengungen, Ausleerungen und Schulden uns wohl bekommen." Auf solche Art spielt der Vf. der hohen Pforte noch weiter mit, und stattet Österreich und Russland mit den Ländern derselben reichlich aus. Griechenland, die Halbinsel Morea, Livadien und ein Theil von Macedonien würden ein griechischer Föderativstaat. Die erobernden europäischen Soldaten erhielten Belohnungen, Dotationen, Landgüter aus den zurückbleibenden Schätzen der Türken, die sämmtlich nach Asien hinüber geschafft werden müssten; und vielleicht könnte man bey Vertheilung der eroberten Länder, wie Hr. *Alexander Lips* meint, auch auf Bonapartes Familie, den König von Rom, von Neapel, Rücksicht nehmen, und sich so dieser gefährlichen Dynastie entladen. Wahrlich, hätte der Congress schnell zu diesem Vorschlag gegriffen, insonderheit aber der französische Hof alle Soldaten, die unter Bonaparte gedient, zur Ausführung desselben herbeygeschafft, und wäre die Expedition in so kurzer Zeit ausgeführt, als noch nie eine: wie ganz anders würden nun die Rheingegenden und Italien aussehen! Das ist nur das Unglück bey allen Vorschlägen der Art, dass man die Menschen und die Zeit nicht berechnet, durch welche und in welcher solche Vorschläge ausgeführt werden sollen. Wie viel werden wir in unseren nächsten Verhältnissen noch durch Blutvergiessen ausgleichen müssen, ehe wir dem Türken vereint zu Leibe gehen. Die christliche Begeisterung, deren vorige Zeitalter wohl noch fähig waren, und der wir keine andere gleich starke an die Seite setzen können, hat nicht vermocht, nach den Kreuzzügen des Mittelalters einen Verein wider den damaligen Erbfeind zu Stande zu bringen.

Vor der Hand ist also der glückliche Moment, welchen sich der Vf. zur Beseitigung der stehenden Heere gedacht hatte, gar zu schnell vorüber gerauscht; es ist selbst ein Zustand eingetreten, welcher diesem Moment, wie er sich ihn dachte, geradezu entgegengesetzt ist, und der stehende Soldat droht, wie die schwerste Gewitterwolke, über Europa, wenn er gleich den vorherrschenden Begriffen zufolge, die ihn in solchen Massen aufriefen, eigentlich kein stehender Soldat seyn oder werden soll. Indessen wollen wir die Hoffnung, welche der Vf. unter Voraussetzung der gelungenen Entladung der gebildeten europäischen Welt von den alten Soldaten für Deutschland fasste, noch immer nicht ganz aufgeben. Er meint, es gebe einen dreyfachen Weg, wie aus unserem Vaterlande etwas werden könne: der erste sey, dass die einzelnen deutschen Staaten, als souveräne, wie sie sich in der letzten Zeit ausgebildet hätten, ohne Oberhaupt, ohne Verbindung unter einander stehen blieben. Allein in solcher Situation waren sie doch eigentlich niemals, als während der Vollendung der letzten Kriegsepoche und des ihr folgenden vorläufigen Zustandes, welcher auf den wiener Congress hofft, und es ist zu weit gegangen, wenn es hier heisst, dass jener Zustand schon seit Jahrhunderten in Deutschland gewesen sey: denn zu einem vollen Schattenbilde war die Reichsverbindung nur seit dem regensburger Entschädigungsgeschäft geworden. Dass ein solcher Zustand ein Unglück für unser Vaterland seyn würde, es also auf diese Art nichts werden könne, gesteht der Vf., und widerspricht hiemit seiner dreyfachen Einlei-

tung für unser Heil. Eben so geht es mit dem zweyten Wege, dass „Unterwerfung unter einen Willen, Verbindung des Einzelnen zu einem Staat oder der Herrschaft dessen, der die grösste Macht besitzt, eintrete, mit Beybehaltung der Fürsten unter gewisser Beschränkung, nämlich als Grundherrn, Magnaten u. s. w., während das Obereigenthum mit den ihm anklebenden Rechten an den alleinigen Herrscher von Deutschland überginge." Vor einem solchen Zustande bewahrt uns die ganze Gegenwart, sowohl von Innen als Aussen, und wir kommen also auf den dritten Weg des Vfs., den einzigen, wie aus Deutschland etwas werden kann, nämlich, dass es eine Föderativverfassung habe, „ein Reich von Staaten sey, eine ganze grosse Familie von Völkern, die gleichsam der Typus des ganzen übrigen Europas sind." Es ist wohlgemeint, dass der Congress erst die Selbstständigkeit der deutschen Fürsten und Staaten nach festbestimmten Grenzen garantiren soll. So weit, dass diess wirklich geschehen war, hatte er sich fast vollendet entwickelt, als das Gewitter in Frankreich aufzog, welches eigentlich in seine Handlung keinen Stillstand und keine Zögerung bringen darf. Wir müssen den Vf. loben über die Grundsätze, die er bey jener ersten Handlung des Congresses beobachtet sehen will. Zunächst soll man die Bewohner eines Landes hören, an welchem Fürstenhause sie am meisten Anhänglichkeit hegen, und dann die Verwandtschaft in Sitten, Sprache, Bildung berücksichtigen, damit sie dem deutschen Staate zugetheilt werden, der ihnen am meisten entspricht. Nur mit Schonung dieser ersten Norm will der Vf., wie recht ist, das Gesetz der Arrondirung gelten lassen. Damit war aber auch einem Missbrauch derselben hinlänglich vorgebaut, und es ist zu weit gegangen, wenn der durch Arrondirung erreichte Zusammenhang ein chimärischer genannt wird. Dass so viel wie möglich den deutschen Völkern ihre alten Fürsten wieder gegeben werden sollen, ist gleichfalls dem deutschen Nationalcharakter und der menschlichen Natur überhaupt gemäss. Den aufgestellten Principien nach will der Vf. dann Deutschland auf diesen Blättern vertheilen. Dass Österreich sich auf einen festen Punct am Rhein lehnen soll, ist gut ersonnen, damit es desto sicherer Deutschland wider Frankreich schirmen könne; doch aus den aufgestellten Principien folgt diess nicht, und noch viel weniger ein anderer Vorschlag, der hier gethan ist, dass Preussen ausser allen seinen alten Provinzen, die ihm allerdings nach den entworfenen Normen gebühren, „zur Entschädigung für seine letzten grossen entscheidenden Opfer noch das Land zwischen der Maas, der Mosel und dem Rhein mit Ausschluss von Jülich und Berg, die beiden Lausitzen, den mittleren Theil von Sachsen, zwischen der Saale und Pleisse (wohl nach dem Princip der Anhänglichkeit der Bewohner eines Landes an einem bestimmten Fürstenhause?), das ganze Grossherzogthum Warschau (ist es auch ein deutsches Land?) haben solle." Ähnliche Bemerkungen lassen sich über die weitere Vertheilung machen. So müssen wir z. B. den Vf. für den übertriebensten Anhänger des arrondirenden Systems halten, wovon er doch eben das Gegentheil seyn will, wenn er meint, dass England ganz Hannover an Preussen cediren soll. Den deutschen Föderativstaat selbst will Hr. *L.* unter eine *perpetuelle, permanente* (also selbst der deutsche Bundestag muss mit ausländischen Worten beschrieben werden?) Versammlung von Abgeordneten aller einzelnen Staaten gestellt sehen. Diese Bundesversammlung soll alles Verhältniss Deutschlands zu Europa, und der deutschen Staaten unter einander lenken und entscheiden, soll auch im Fall eines Kriegs die ganze deutsche Kriegsmacht, die einzig auf dem System der Nationalbewaffnung ruht, etwa zehntausend Mann von jeder Million der Volksmenge, zu ihrer Disposition haben, so wie überhaupt die deutschen Streitkräfte zur Vollziehung ihrer Beschlüsse. Der Präsident der Bundesversammlung, oder der deutsche Kaiser, „der mit Kraft und Würde an der Spitze des Bundes steht," soll alle fünf Jahre alterniren, unter den Häuptern derjenigen deutschen Länder, die über eine Million Einwohner besitzen. Österreich beginne. Ob Preussen wohl sich dazu verstehen möchte, auch nur auf fünf Jahre seine Streitkräfte unter die Disposition dieses Präsidenten zu stellen? Und wenn nun das Bundesruder an Wirtemberg oder Hessen käme: würden diese Präsidenten voll Kraft und Würde mit Österreich und Preussen schalten? Es wird kein Bund lange und kräftig in Eintracht bestehen, dessen Haupt nicht überwiegend stark gegen jedes einzelne Glied desselben ist, oder welcher ausser dem Haupte so mächtige Glieder zählt, dass sie glauben unabhängig von dem Bunde sicher in Selbstständigkeit fortdauern zu können.

Eine andere Hauptpflicht, welche der Congress zu erfüllen hat, oder vielmehr der deutsche Ausschuss des Congresses, sieht der Vf. wohl ein, dass nämlich durch ihn die Grundzüge einer freyen Verfassung, die allen deutschen Staaten gemein würden, ausgesprochen werden sollen. Das Wenige, was hier über dieselben gesagt ist, berühren wir nicht weiter, weil es auf Gedanken führte, welche wir in den voranstehenden Recensionen und in mehreren unserer kritischen Beyträge zu dieser Allg. Literaturzeitung bereits erörtert haben.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Nürnberg, b. Riegel u. Wiessner: *Communionbuch für gebildete Christen.* Von *Valentin Karl Veillodter*, Hauptprediger an der Kirche zu St. Sebald in Nürnberg und Decan. Fünfte verbesserte Auflage. 1815. 242 S. 8. (9 Gr.) Der Werth dieses Buches ist anerkannt.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

JUNIUS 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften auf die Tagesgeschichte in Deutschland bezüglich.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Vereinigung aller Christen in der einfachen göttlichen, und sittlichen Lehre Jesu wird zuletzt noch dem Congress ans Herz gelegt, doch nicht in der Absicht, dass die erwachsene Generation vereinigt werden solle, denn ihr Glaube sey mit ihr aufgewachsen wie ihr Körper; aber die ganze christliche Jugend solle nur in den sanften moralischen Wahrheiten Jesu erzogen werden. Die eigentlichen Dogmen fielen also weg? Denn sonst ist der Grund zu Streit und zu Secten gleich wieder da. Fallen die Dogmen weg, wo bleibt dann die Offenbarung und der Glaube an sie? Die Geschichte Jesu und seiner Lehre dürfte auch nicht erzählt werden, denn Streit und Secten wären sogleich wieder da; die Offenbarung aber, und der Glaube entbehren dann ihres zweyten Pfeilers. Ausserdem hätte die erwachsene Generation, die ihren Sectenglauben nach der hier gegebenen Versicherung so wenig ablegen kann, als die Theile ihres Körpers, bey der Religionserziehung ihrer Jugend doch mitzusprechen, und würde darauf einwirken müssen. Wir fürchten daher, dass dieser zweyte *noch höhere Triumph*, die Vereinigung der Christen, welchen der Vf. dem *poetischen Gemüth eines Alexanders von Russland* angemessen glaubt, eben so wenig zu Stande kommt, als der erste, welchen er dem Congress bestimmt hatte, die Befreyung Griechenlands und Sicherung der europäischen Freyheit durch Entladung unseres Welttheils von allem stehenden Militär, schon nichtig geworden ist. Darum braucht aber noch nicht in Erfüllung zu gehen, was er durch jenen doppelten Triumph abwenden wollte. „Nein, heisst es S. 46, Napoleon soll den Zeitgenossen nicht hohnlachen, und sagen können, dass er ihnen Wahrheit, Verfassungen, Einheit und Kraft geben wollte, dass er schon die Inquisition gestürzt, die Vernunft auf den Thron erhoben hätte, und dass mit seinem Verschwinden Alles wieder verschwinden werde."

No. 3. Es erweckt schon ein gutes Vorurtheil für die Unbefangenheit eines Urtheils, wenn es sich in *unseren* Tagen *Übertreibungen* und *Rückwirkungen* zum Gegenstand wählte. Eine Stelle der Vorrede bekräftigt dieses Vorurtheil, und beweist, wie wenig der Vf. geneigt ist, mit einer Modeansicht zu spielen, oder von ihr besessen zu seyn. „Nicht die Kreuzzüge, sagt er daselbst, noch die Vehmgerichte schufen das für uns nicht mehr passende Glück des Mittelalters, und nicht die Mönche und ihre Guerillos, feige im Treffen, aber zum Vergiften und Erwürgen wehrloser und einzelner Unglücklichen bereit, befreyten Spanien, sondern die hochherzigen, jetzt durch eben diese Mönche in den Kerkern der Inquisition schmachtenden Cortes und die Britten. Wenn das Romantik ist, was im Mittelalter Deutschland entvölkerte und jetzt Spanien zur Hölle macht: so bewahre uns Gott davor!" Bey seinen weiteren Betrachtungen stützt sich der Urheber dieser *bescheidenen doch freymüthigen Andeutung* auf den Satz, dass jeder Schritt, der zu weit, oder zu schnell über das jedesmal erreichbare Ziel geschehe, durch eine unausbleibliche Gegenwirkung den übertriebenen Versuch weiter vom Ziel zurückwerfe, als der Punct, wovon er ausging. Wir bezweifeln die Richtigkeit dieses Satzes keinesweges, sobald man ihn auf den Moment und die ersten Folgen der Rückwirkung beschränkt. Im Übrigen ist wohl möglich, ja oft geschehen, dass das Zurückwerfen einer Übertreibung doch wieder der Anfang einer festeren Kraft wurde, als vor der Übertreibung vorhanden war. Auf jeden Fall bleibt wahr, dass Mässigung und kluge Berechnung des Möglichen bey einem Übergang von einem System zum anderen die nothwendigste Bedingung sey. Man sieht leicht die Anwendung von dieser Maxime auf Napoleon. „Dass er den Zustand seiner Zeit richtig fasste, und schonend das Bestehende achtete, das gründete allein seine Macht; aber von dem ersten Augenblicke an, wo er sein Jahrhundert gewaltsam bilden, und das Vergangene zu seinen Zwecken wieder erschaffen wollte, untergrub er ihre Grundveste und waffnete Aller Interesse gegen sich." Wir stimmen diesen schönen, sinnvollen Worten ganz bey; und da das Erste wahr ist, dass Napoleon einst den Zustand richtig fasste, und das einmal Vorhandene schonte: wie sollte unmöglich seyn, dass er die gute alte Einsicht, von welcher ihn der ungeheuerste Strudel verblendender Leidenschaften und Begebenheiten weit fortgerissen, nun in der Einsamkeit seines Eilandes wieder gewonnen habe? Wäre diess: so hätten wir sogleich ein Beyspiel, dass die Reaction einer Übertreibung eine festere Macht begründete, als wovon die Übertreibung ausging, und derjenige, „dem nur ein kleines Eiland blieb, als er die Welt beherrschen wollte," stünde näher als jemals an seinem ursprünglichen Ziel, sicher über Frankreich zu gebieten.

An die vorhergehenden Gedanken reiht der Vf. die erhebende Wahrheit, dafs der Geift der Völker und der Nothwendigkeit immer fiege und nie unterliege. Diefer war einft mit Frankreichs Heerfchaaren gegen die Könige, und im Jahr 1813 mit den Königen gegen den eifernen Herrfcher, und die Wirkungen davon liegen am Tage. Jetzt ift es nun die grofse Frage geworden, ob jener Geift der Völker und der Nothwendigkeit mit den Königen feyn werde, wenn fie jenen Machthaber von dem wieder beftiegenen Thron herabwerfen wollen. Durchaus bejahend wäre gewifs die Antwort, wenn er zuerft die Könige und Völker angriffe.

Indeffen konnte den Vf., als er fchrieb, die Frage noch nicht befchäftigen; ihn beunruhigte nur die geringe Mäfsigung, die man in Ländern, welche unter Napoleons Hoheit und Einflufs geftanden, nach feinem Sturz bewies, um fie eiligft zu entnapoleonifiren; er ift daher bemüht, dasjenige, was eigentlich Napoleons Schöpfung war, von dem Erbtheil der conftituirenden Verfammlung und der Revolution, das ihm zufiel, wie auch von dem, was er von der alten Regierung wieder aufnahm und nach feiner Weife zufchnitt, auf das genauefte zu fcheiden. Die defsfalfige Unterfuchung ift äufserft belehrend, wenn fie gleich nicht auf einmal erfchöpfend angeftellt werden konnte.

Zuerft wird bemerkt, dafs Alles, was es noch von Volksvertretung unter ihm gab, fo wenig fein Werk war, dafs er jede Nationalmitwirkung vielmehr ganz aus dem Wege zu räumen fuchte. Mann kennt fein Wort, dafs er allein der Repräfentant des Volkes fey, und das gefetzgebende Corps blofs fein Gefetzgebungsrath. Nach der einzig confequenten Theorie über Souveränität und Volksfreyheit, welche wir in der erften diefer Recenfionen angedeutet haben, war nun jener Ausfpruch Napoleons keineswegs grundlos, und hatte gewifs nichts Schreckliches für die Freyheit, fobald das gefetzgebende Corps ein vollkommenes Organ der Einficht und des Willens der Nation gewefen wäre, ein dem Souverän nur rathendes Organ, aber vor deffen Stimme jede Tyranney zu Boden finkt. Uns hat immer aus der Ferne gefchienen, dafs Napoleon auch in feinen politifchen Abftractionen ein vortreffliches Genie zeigte, und fie gleichwohl äufserft gefährlich wurden, weil er, des wiffenfchaftlichen Denkens nicht mächtig, fie zu keinem Syftem verarbeitete und gegen einander ausglich, aufserdem zu gewaltfames Temperamentes war, um der Stimme eines Syftems zu gehorchen, wenn fie feinen Trieb befchränken wollte. In wiefern feine Überzeugung auch zufammenhängender und darum milder, feine Anficht friedfamer geworden feyn mag, würden die republicanifch gefinnten Phalangen in Frankreich die innere Freyheit doch immer wider ihn fo bewachen müffen, wie an feiner Grenze das deutfche dauernde Bundeslager die Unabhängigkeit Deutfchlands und Europa's wider ihn bewachen foll.

Eben fo wenig läfst der Vf., und mit Recht, die gleiche Befteuerung, die Abfchaffung der drückenden Feudalabgaben, der Zehnten und des Lehnsverhältniffes, als Grundfätze gelten, die Napoleon erfunden oder auch nur gefördert hätte. Auch hier finden wir die Verficherung, welche fchon der zuerft beurtheilte Schriftfteller gab, dafs jene Grundfätze, nicht fowohl wegen des Vortheils an Geld, fondern weil fie *Alle* im gleichen Verhältniffe an Wohl und Wehe des Ganzen knüpften, den Franzofen fehr an feine Verfaffung feffelten. Wenn nun gleich Napoleon fie dadurch mittelbar verletzte, dafs er indirecte Vortheile für die Krondomänen einführte: fo billigte er doch nicht, wenn in den Rheindepartementen folche Abgaben von der niedergefetzten Commiffion wieder hergeftellt wurden, die eigentlich feudalen Urfprungs waren. Haben eure Rechtsgelehrten, fagte er, das Mafs überfchritten: fo ift diefs nicht mein Fehler. Ausdrücklich habe ich ihnen anempfohlen, auf das Intereffe des Fiscus keine Rückficht zu nehmen. Ich will nichts von Feudalität.

Wir übergehen, dafs auch die Öffentlichkeit der Rechtspflege und die milderen und öffentlicheren Formen in der peinlichen Verfahrungsweife theils fchon von der alten Verfaffung, theils von der Revolution herrühren; dafs die Confcription, an fich eine herrliche Einrichtung, die zuerft eine Nationalarmee fchuf, von Napoleon nur übertrieben, und ohne Mafs wiederholt, voraus hinweggenommen wurde, um Frankreich und Europa zu Grunde zu richten; dafs fchon vor ihm die zur Armee gehörigen Krieger den bürgerlichen Gefetzen und Beamten unterworfen waren, indem überhaupt Bürger und Kriegerftand im Innerften auf das innigfte verknüpft, ja im Grunde Eines wurden. Alle diefe Früchte der Revolution, fo wie die Beförderung des Ackerbaues und der Viehzucht durch fie, indem fie die Nationalgüter in kleineren Theilen verkaufen, die Erbfchaften gleich vertheilen liefs, und fo das Eigenthum und die kleinen Eigenthümer vervielfältigte, hat Napoleon von feinem Syftem nicht ausgefchloffen, und darum blieb es der Nation angenehm, das fremde Verdienft ward ihm angeeignet. An der Revolution follte der franzöfifche Bauer hangen, nicht an ihm: denn fchon durch Stiftung der Majorate und durch Verfteigerung der Nationalgüter in groffen Maffen unter feiner Regierung that er eben den Wohlthaten, die dem Ackerbau und der Viehzucht erzeigt waren, einigermafsen Abbruch. Auch darf man die Religionsfreyheit und das gleiche Recht zur Ausübung aller Religionen in Frankreich nicht wie eine Erfindung Napoleons anfehen. Als Grundfatz waren fie längft ausgefprochen; doch hielt er darauf, dafs den Proteftanten wirklich freye Religionsübung wurde, wiewohl er eigentlich eine herrfchende Religion einführte. Wir find gleicher Meinung mit dem Vf., dafs der Kaifer den Plan hatte, allmählich alle Religionsparteyen in die herrfchende Religion aufzulöfen; ob aber nur durch künftliche und langfame Mittel, weil er viel zu klug gewefen fey, je gewaltfame anzuwenden, wiffen wir nicht; wenigftens deutet feine Rede gegen die belgifche Geiftlichkeit und feine Erklärung, dafs er, wofern fie und der Papft widerfpen-

ftig blieben, fich fofort zum Proteftanten machte, und dreyfsig Millionen mit ihm fofort proteftantifch feyn würden, wohl darauf, wie er durch einen gewaltfamen Streich den Glauben von Millionen glaubte ändern zu können. Zweifeln läfst fich nicht, dafs er den ganzen religiöfen Zuftand nur wie ein Polizeyinftitut nahm, und die Geiftlichen nur als Lehrer des blinden Gehorfams gegen ihn; doch ift damit nicht die hier gewagte Behauptung gerechtfertigt, dafs er fie als feine Werkzeuge zur Abftumpfung und Unterdrückung des Pöbels betrachtete. Erfreulich war uns die Verficherung des achtungswerthen Vfs., welcher offenbar der rheinifchen Provinzen des ehemaligen Kaiferreichs fehr kundig ift, dafs der Clerus in den Rheinländern fich nie von der Tyranney fo mifsbrauchen liefs, und dem Guten der Revolution nie fo wild widerftand, kein Schaufpiel der Balgerey zwifchen gefchworenen und ungefchworenen Geiftlichen gab, wie die franzöfifche Geiftlichkeit. Nicht nur den Unterfchied der beiden Volkscharaktere merkte man hier, fondern auch die grofse Verfchiedenheit zwifchen dem in ehemaligen rheinländifchen Seminarien gebildeten Priefter und dem Zögling der neuen franzöfifchen Priefiertreibhäufer. Auch ftimmt mit dem franzöfifchen Nationalcharakter und der Entwickelung feiner Cultur im achtzehnten Jahrhundert überein, was der Vf. bemerkt, dafs wahre Religiofität in Frankreich nicht gedeihen wolle, und man fich dort zwifchen Heucheley, Gleichgültigkeit und wüthendem Fanatismus umhertreibe. Eine höchft feltene Ausnahme wären Männer wie *Gregoire*, von welchem er ein kleines Gemälde entwirft, das keinem, der fich mit der Tagesgefchichte befafst, verborgen bleiben foll. „Diefer Mann, heifst es S. 124, der vor der Revolution an den König von Spanien um Abfchaffung der Inquifition fchrieb, der unter den Schrecken Robespierres auch nicht einen Augenblick feinen Glauben verleugnete und ihm das Geftändnifs abzwang, diefer Schwärmer glaubt wahrhaft, was er fagt; der, wider den Willen Napoleons in den Senat gekommen, allen feinen Anerbietungen, den gezeigten Erzbisthümern und der Ausficht auf den Kardinalshut widerftand, die ihm für eine kleine Verleugnung feiner Grundfätze geboten wurden, wie fehr gewinnt er, u. f. w."

Auf gleich lehrreiche Weife wird ferner gezeigt, was in den napoleonifchen Einrichtungen von den alten bourbonfchen Zeiten entlehnt war, und man kann der Revolution keine fchönere Lobrede halten, als wenn man es mit dem vergleicht, was von ihr fortbeftand. Sie hat die glänzende Seite der kaiferlichen Regierung, fo wie jenes die Schattenfeite derfelben gemacht. Dafs alle ihre Ausnahmen, Special-, Prevotal-, und Mauth-Gerichte, Militär-Commiffionen (Sire, fagte ehemals ein bourbonfcher Höfling, ernennen Sie mich zum Präfidenten einer aufserordentlichen Commiffion, und ich will alle ihre Unterthanen zum Tode verurtheilen machen), ferner ihre Salz-, Tabacks-, Mauth-, Trankfteuer-Einrichtungen, dann ihre hohe und geheime Polizey, die Cenfurgefetze und Bücherverbote, das unfägliche Tabelliren, Ligniren, die Elatomanie und Büreaucratie, endlich das Einmifchen in alle auswärtigen Angelegenheiten, die Unterjochung des Auslandes, dafs alle diefe Dinge in ihrer Wefenheit von der fanften Regierung der Lilien herrühren, behauptet unfer Vf., und wer kann ihm widerfprechen? Wir wenden uns gern mit ihm von diefen Gegenftänden weg zu demjenigen, was er etwa als eine Erfindung Napoleons gelten laffen will. Zuerft ift die kaiferliche Univerfität genannt, „mit dem ganzen Apparat von militärifcher Jefuiterey, um die Menfchen zu Marionetten zu machen." Auch wir fehen diefe Univerfität als den Hauptbeweis an, wie halb die wiffenfchaftliche Cultur ihres Urhebers feyn mufs, aber vergeffen doch auch nicht, dafs in der Idee, aus fämmtlichen Culturanftalten ein Ganzes zu fchaffen, etwas Grofses lag, und dafs fie mit Franzofen ausgeführt werden mufste. Gewifs war die Ehrenlegion nach ihrem urfprünglichen Sinn eine vortreffliche Erfindung Napoleons, und eine Centralifirung des guten Nationalgeiftes in der Revolution. Sie entartete mit der Regierung überhaupt. Über den Rheinbund, eine napoleonifche Stiftung, feine innere Niederträchtigkeit und feine wohlthätigen Wirkungen, haben wir oben genug geredet. Durchaus verwerflich nennen wir die Dotationen feiner Grofsen und Heerführer auf Koften der Gleichheit des Nationalvermögens und des Auslandes; die Verflechtungen feiner Dynaftie mit beftehenden Fürftenftämmen finden wir dem Wefen nach den Grundfätzen der Revolution nicht entgegen, aber fie leiteten den Kaifer doch immer mehr von denfelben ab, und doch konnte feine Macht nur auf ihnen mit Sicherheit ruhen. Von dem Continentalfyftem hat der Vf. diefelbe Anficht, welche wir auf den erften Blättern diefer Zeitung v. J. aufgeftellt und der faden Verächtlichkeit, womit man es nur befpottete, entgegengefetzt haben. Dafs Englands Seecodex keineswegs auf Gerechtigkeit ruht, follte man nie bey Beurtheilung jenes Syftems vergeffen. Über Napoleons Gefetzgebung ift gefagt, dafs fein Handelsgefetzbuch gut fey, fein Civilgefetzbuch in einigen Theilen vortrefflich für Frankreich, wie es damals war, fein peinliches Gefetzbuch den Charakter feiner Tyranney trage, doch noch milder fey, als die alten peinlichen Gefetze Frankreichs. Seine Anordnung der Civilprocedur und Criminalprocedur wird in vielen Stücken verwerflich genannt, „weil feine Räthe, die Urheber derfelben, den ganzen Wuft franzöfifcher Procuratorfchikanen, und das verfaulte Gerüfte alter königlicher Ordonanzen, mit allen Kleinlichkeiten und verrofteten Förmlichkeiten, Rabuliften-Liebhabereyen und Kniffebegünftigungen darin anzubringen fuchten." Befonders treffend ift endlich eine Haupterfindung Napoleons gefchildert, die mit dem feinften Macchiavellismus ausgedachte Centralifirung aller Gewalt und Verknüpfung des Dafeyns aller Beamten mit dem der neuen Dynaftie, die Lähmung alles Willens und Einfchraubung Aller in die künftliche Mafchine. Wir glauben nicht mit dem Vf., dafs diefs höllifche Kunftwerk nicht ganz entwickelt werden folle, damit es nicht irgendwo nachgeahmt werde. Diefs ift nicht

zu fürchten: denn ein Haupt, wie Napoleon, und Werkzeuge, wie Franzosen, gehörten doch auch zur Nachahmung desselben. Auf Isolirung aller Theile der Verwaltung, welche etwas anderes ist, als scharfe Abscheidung der Verwaltungszweige, auf wechselseitige geheime Controllirung, auf Centralisirung der Gewalt in den Chefs der Administrationen nebst der Unmöglichkeit der Mittheilung zwischen ihnen, und auf den einzigen Mittelpunct aller Geschäfte in der Person des Selbstherrschers, war der Macchiavellismus von Napoleon gegründet. Allein die zu weit getriebene Controllirung, wodurch er Alles erfahren wollte, hatte zur Folge, dass er nichts erfuhr: denn ein Jeder von den Staatsbeamten fürchtete den anderen zu sehr, als dass er ihn nicht schonte, und in dem Augenblick, wo der Zusammenhang zwischen der höchsten Gewalt und den Verwaltungen unterbrochen war, stockten sie ganz, weil Niemand ohne den höchsten Willen etwas zu unternehmen wagte. „Man brauchte, sagt der Vf., nicht den *Staat* umzustürzen, nur *einen* Mann, und das Ganze war vollendet, weil dieser Mann im Grunde der Staat war." Nun hat sich der umgestürzte Mann wieder aufgerichtet, und macht Miene, künftig auch einen Staat neben sich dulden zu wollen: wird er wieder umgestürzt seyn, ehe er diess vollbringt?

Von den Hausgesetzen, der Familieneinrichtung seiner Dynastie, kann man nach unserer Ansicht gar nicht urtheilen, weil sie zu sehr Trümmer geblieben sind. Man versuche z. B. nur die Verordnung über den Erziehungspallast in allen ihren Puncten und nothwendigen Folgesätzen zu begreifen. Den grossen Entwürfen Napoleons, die zum Theil begonnen und ausgeführt sind, zu Strassen, Kanälen, Verschönerung der Städte, Kunstsachen u. s. w. lässt der Vf., wie man nicht anders vermuthen konnte, Gerechtigkeit widerfahren. Wenn er Napoleon und die Franzosen lobt, dass sie die Kunstwerke auf einen Punct sammelten, und sie in dem Gefühl, sie seyen die Bewahrer eines Weltschatzes, auf das liberalste von jedem Künstler, und Jeglichem zum Genuss der Anschauung, benutzen liessen: so wäre es doch ein zu tolles Beginnen, wenn wir anderen Völker für die Kosten einer Reise nach Paris nicht einmal dasjenige frey schauen sollten, was man uns geraubt hat.

Dürften wir aus der ganzen bisherigen Erörterung ein Resultat ziehen: so wäre es: Napoleons bestes Lob besteht darin, dass er von den guten Wirkungen der Revolution mehr bewahrte und erhielt, als vielleicht unter den einmal gegebenen Umständen irgend einem Anderen des französischen Volkes möglich gewesen wäre. Wie wir dadurch weder seine Tyranney, noch den Unverstand, den er in so manchen Dingen bewiesen hat, irgend beschönigen wollen, brauchten wir nicht zu erinnern, wenn über die Tagesgeschichte nicht die unverständigsten Schreiber in Deutschland das lauteste Wort führten. Auch pflichten wir völlig dem Vf. bey, wenn er an dem Beyspiel von Spanien zeigt, dass die Wiederaufbauung alles Alten mehr Unglück über die Menschheit bringen würde, als jener Machthaber ihr gebracht hat.

Die Betrachtungen, welche nun folgen, dass die Menschheit noch immer dem Bilde gleiche, welches Luther von ihr entwarf, sie sey wie ein betrunkener Bauer, der immer wieder auf der anderen Seite von dem Pferde fällt, nachdem er auf dieser sich hinaufgeholfen hat, dass der wahre Volksfreund dieses Schwanken zu mässigen, nicht zu beschleunigen suche; besonders auch die kräftigen Worte über die läppische Ansicht vom Mittelalter, die in Deutschland an der Tagesordnung ist, über die Erbuntugend der Deutschen, dass sie nicht aufhören können, nachdem ein Fehler geschah, sich ihn wechselsweise vorzuwerfen, zeugen von einem gediegenen und ächtdeutschen Sinne.

Ein solcher spricht sich auch in dem Gedanken aus, dass das Hauptmittel, uns zu einer wahrhaft deutschen Nation zu machen, in einer von deutschen Fürsten und Völkern für deutsche Fürsten und Völker geschaffenen Verfassung liege, die jedem Volksstamme zwar seinen eigenthümlichen Charakter lasse, doch alle durch Gesetz und Wehreinrichtung wie durch ein unauflösliches Band vereinige. Dass Niemand das Glück einer solchen Verfassung mehr wünschen, ihre Organisation zur kräftigsten Einheit für ganz Deutschland aus den ursprünglichen Keimen der Freyheit vom untersten Volk herauf an sich ausführbarer glauben kann, wie wir, davon zeugen viele unserer Erörterungen in dieser Allg. Literaturzeitung. Aber unter den jetzt gegebenen Umständen, nach den Verhältnissen, Gesinnungen, die sich auf dem wiener Congress entwickelt haben, beschränken wir die mögliche Ausführung unserer politischen Wünsche für Deutschland auf die in unserer Einleitung angedeuteten Grenzen. Mögen sich die Mächte jetzt mit Vertheidigungsanstalten wider Napoleon begnügen, mögen sie den kraftvollsten Offensivkrieg wider ihn beginnen, dessen glückliche Entscheidung unserem Vaterlande ohne Zweifel noch das übrige von Frankreich entrissene alte deutsche Land wiederbrächte: es ist jetzt die dringendste Nothwendigkeit und der glücklichste Zeitpunct, den germanischen Bund unter Österreich rasch zu Stande zu bringen, und Preussen, Baiern, Hannover, Wirtemberg, die jetzt des Beystandes von allen deutschen Kräften bedürfen, zu einem solchen Verein mit ihm zu bewegen, dass diese seine Bundesgenossen in den wichtigsten und innigsten Einrichtungen mit ihm ein nationales Ganzes ausmachen, wenn sie gleich seinem Oberhaupt und Bundestage nicht unterworfen seyn wollen.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften auf die Tagesgeschichte in Deutschland bezüglich.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Vf. eilt dann dem besonderen Zwecke zu, welchen er bey allen seinen bisherigen Betrachtungen im Auge hatte, nämlich zu warnen, dass man in dem wieder gewonnenen rheinischen Lande nicht übertrieben eifrig seyn solle, es zu entnapoleonisiren, und wohl gar den ganzen rechtlichen Zustand, der unter der französischen Kaiser-Regierung dort eintrat, als einen unrechtmässigen zu betrachten, wohl gar die verkauften Nationalgüter an den Souverän und die Geistlichkeit zurückbringen zu wollen. Dadurch ist der Moment, wann diese Schrift verfasst wurde, hinlänglich bestimmt. Aber sie bleibt lehrreich, welche Zeiten jenem Moment gefolgt sind, und folgen werden. Niemand könnte mehr aus ihr lernen, als Napoleon selbst, wenn er auf dem Thron Frankreichs bliebe. Sie würde ihm sehr begriflich machen, wie er sich entnapoleonisiren, und sich und Alles aus dem Frankreich vor der Revolution Angenommene in den Geist dieser versenken müsse, wozu er seiner neuen Constitution zufolge wenig ungeheuchelte Lust besitzt. Man denke nur an die erblichen Pairs, die er in beliebiger Anzahl machen kann, an den Präsidenten des Unterhauses, der seiner Bestätigung bedarf, an seine Staatsräthe, die als constitutionelle Spione die Berathschlagungen der freyen Volksrepräsentanten bewachen sollen.

In No. 4 ist nach einer etwas redseligen und umständlichen Einleitung der ehrwürdige, und den germanischen Völkern eingeborene Grundsatz staatsbürgerlicher Freyheit, *nec regibus illimitata potestas* (*Tac. de mor. Germ.*, nicht *Gall.*, wie der Vf. nach einem hier sehr seltsamen Schreibfehler citirt; die Gallier wollen jetzt durch eine neue Constitution diesen unseren uralten Grundsatz von Napoleon geschenkt haben), trefflich geschildert. „Er unterschied dieselben von jeher als einen edleren Menschenstamm von den eingedrungenen slawischen Nationen, begleitete die deutschen Völker aus ihren Wäldern durch alle Epochen ihrer Geschichte hindurch, bildete sich nach Zeit und Umständen in verschiedenen Gestalten aus, und brachte zuletzt jene heiteren freundlichen Landesverfassungen hervor, in welchen neben der Macht auch die Freyheit wohnte, und das Gesetz den Fürsten wie das Volk beschützte." Diese Schilderung idealisirt freylich unsere ehemaligen Landstände; doch verkennt der Vf. späterhin nicht ihre Schattenseite, und wir müssen hinzufügen, dass despotische Pläne und Gesinnungen vieler deutscher Fürsten dem französischen Despotismus, der die Landstände ganz niederwarf, sehr vorgearbeitet hatten. Wie hoch wird dagegen die Nachwelt dem *edlen* König von *Sachsen* es anrechnen, dass er selbst während der Epoche des Rheinbundes, und ein Glied desselben, die Stände seines Landes in ihren alten ehrwürdigen Rechten zu bewahren wusste! So deutsch dachte eben derselbe Fürst, welchen man als einen Verräther der deutschen Freyheit behandelt, weil er sich nicht früh genug von einer geschlossenen Verbindung lossagen konnte.

Als die wesentlichsten Vorzüge unserer alten Landstände sind hier genannt der Antheil, welchen die Nation durch sie an der gesetzgebenden Gewalt hatte, und ihr Recht, nicht willkührlich besteuert zu werden, sondern nur mit Bewilligung des Landtages, wenn das Gesetz und althergebrachte Gewohnheit nicht die Abgaben bestimmte. Dass eine freye Verfassung, welche diese beiden alten Vorzüge allenthalben in Deutschland an eine Volksvertretung knüpft, uns gegeben werden solle, macht der Vf. sehr fühlbar durch die Bemerkung, wie der Zerrüttung der Finanzen und der Schuldenlast, die sich in den deutschen Ländern aufgethürmt hat, nur durch die Nation selbst abgeholfen werden könne. Allerdings ruht der wahre Staatscredit nicht bloss auf der Regierung, und um so weniger, je ungebundener sie ist. Nur da, wo sie mit dem Volke selbst das ganze Schulden- und Steuer-Wesen zu besorgen verpflichtet ist, kann ein wahrer Staatscredit entstehen. Vielleicht ist es dieser Standpunct, von welchem aus das repräsentative System den deutschen Regierungen am leichtesten annehmlich gemacht wird: denn viele von ihnen möchten den so wahren Satz nicht begreifen wollen, „dass die Gründung freyer Verfassungen nicht bloss Bedürfniss zum Heil der Völker, sondern auch zu Ruhe, Sicherheit und Macht der Fürsten sey."

Die *Ansichten der Vergangenheit und Zukunft* (No. 5) sind nicht unverständig, zeichnen sich aber durch keinen eigenthümlichen Blick aus. Wenn der Vf. meint, Napoleon habe sich als erster Consul der Zügel der Regierung bemächtigt, „ohne seinerseits etwas Wesentliches für die Erreichung dieses grossen Zweckes gethan zu haben:" so möchte man ihn fragen, ob nicht etwa diess, dass alle Übrigen für die Absichten des Helden thätig seyn mussten, für die Grö-

fse feiner Thatkraft auch bey diefer Gelegenheit zeugt? Wer aus Gefchichtsbüchern, wie *Eichhorns* Gefchichte der drey letzten Jahrhunderte, feine Anfichten fchöpft, mufs fich freylich mit flachen Wahrnehmungen begnügen. Unter diefe rechnen wir auch die Verwunderung des Vfs., mit welcher er ausruft: „zwey Feldzüge nur — wird die Nachwelt es glauben? — waren alfo hinreichend, jene furchtbaren, welterobernden Heere der Franzofen zu vernichten, durch welche Napoleon von der Weichfel bis an den Tajo, von der Nordfee bis über die Mündung von Cattaro herrfchte u. f. w." Uns fcheint nicht, dafs die Nachwelt fich darüber fehr verwundern werde: denn die Unhaltbarkeit eines Syftems, wie das Napoleonifche, das eine Univerfalmonarchie mit den Werkzeugen des Defpotismus auf die freyeften Ideen, welche durch die franzöfifche Revolution in die Politik eingeführt waren, gründen wollte, war ein Unding, das fich felbft zerftörte. Nimmt man dazu den verwegen abgewarteten Froft im Norden, der Hunderttaufende feiner Krieger ihm koftete, den endlichen Abfall gemifshandelter Völker in der Krifis des Kampfes und in der Schlacht felbft, und zuletzt Napoleons Stolz, lieber ganz geftürzt, als nicht Herrfcher Frankreichs nach feiner Idee zu feyn: fo war fein jäher Sturz viel begreiflicher, als der Zufammenhang der Dinge und der Zuftand der europäifchen Staaten und Regierungen, wodurch feine riefenmäfsige Gröfse fo lange, als fie wirklich beftand, möglich geworden.

Am wenigften flach ift die Anficht von dem tief eingewurzelten Princip des franzöfifchen Cabinets, dem Streben zur Begründung einer Univerfalherrfchaft auf dem Continent; und in diefer Hinficht ift Napoleons Syftem nur als eine Fortfetzung von den Plänen Ludwigs des Vierzehnten mit Recht betrachtet. Auch von diefem konnte man fagen, dafs mit ihm kein Friede beftehe, kein Vertrag gefchloffen werden dürfe: denn feine ränkevolle Politik, und feine defpotifche Ehrfurcht galten ihm weit über Treue und Ehre, und feine Exiftenz war unvereinbar mit der Ruhe von Europa. Hätten fich die friedlicher gefinnten Mächte wider ihn vereinigt, und die Waffen nicht eher niedergelegt, als bis fie ihn vom Thron geworfen: wahrlich die Zeit Napoleons wäre nie gekommen.

Wir brauchen kaum zu erwähnen, dafs auch in diefer Schrift die Anficht herrfche, für Europa fey kein dauerhafter Zuftand des Friedens zu hoffen, ohne Deutfchlands Unabhängigkeit, und diefe nicht anders als von einer feften und kräftig geficherten Vereinigung feiner Regenten unter ein gemeinfchaftliches Oberhaupt und eine gemeinfchaftliche Conftitution. Faft alle deutfchen Herzen und Geifter fehnen fich nach einem grofsen Deutfchland unter dem Banner des habsburgifchen Haufes. Was wir von diefem Nationalwunfche vor der Hand nach unferer Meinung irgend erreichen können, follen wir doch nicht noch einmal wiederholen? Das Verzichtleiften auf unbefchränkte Souveränität ift von mächtigen Königen nicht fo leicht zu erhalten, als der Vf. zu hoffen fcheint.

No. 6. Der Schriftfteller, welchen wir auf ihn folgen laffen, erinnert an die Worte, womit Voltaire, nach ihm der Patriarch der Irreligion, die durch ihn und feine „Helfershelfer eingeleitete Revolution" verkündigte: *nos enfans verrons beau jeu.* Die Erfüllung diefer Weiffagung fieht unter anderen der Beantworter der Frage: *was wir Deutfchen zu erwarten haben?* darin, „dafs die Franzofen zu Meudon eine Lederfabrik aus Menfchenhäuten errichtet haben, auch fchon den Vorfchlag gethan, Öl aus Menfchenfett zur Erleuchtung der Strafsen zu gebrauchen, und man fogar die Gefangenen mit Pafteten vom Fleifch der Guillottinirten gefpeifet habe." (! ! !) Damit wir Deutfchen nun nicht Fleifch, Fett und Haut zu gleichen Zwecken dereinft hergeben müffen, werden wir tapfer zur Religion ermahnt. Wie wir folcher Gefahr nahe find, wird S. 14 daraus bewiefen, dafs die Kirchen ganz leer ftehen und die Geiftlichen wie Prediger in der Wüfte. Der Vf. fieht gar keine Rettung für unfere Nation, als wenn die proteftantifche Kirche unter Ein Oberhaupt und einen authentifchen Ausleger der heiligen Schriften gefetzt wird, gegen welchen keine Philofophie, keine hiftorifche und exegetifche Gelehrfamkeit proteftiren darf. Seine gröfste Hoffnung geht dahin, dafs bey der neuen Ordnung der Dinge die hohen Alliirten uns ein folches Gefchenk des Himmels geben werden. Begeiftert ruft er aus: *Fiat lux! Unus Paftor et unum Ovile!* wobey wir nur das Bedenken haben, dafs das Licht faft allenthalben beffer angebracht ift, als im Schaafftalle.

No. 7. So kommen wir vorbereitet zu den *erften Worten u. f. w.*, in welchen Jefaias eine grofse Rolle fpielt, und eine fürchterliche Zuchtruthe über Napoleon Bonaparte fchwingt. Ein hier angeführtes Wort des Propheten fpricht die Haltung, welche in dem gegenwärtigen Moment die hohen Alliirten wider Napoleon behaupten und den Ton, den er angeftimmt, vortrefflich aus: „wenn du des Verachtens ein Ende gemacht haft, fo wird man dich wieder verachten!" Im Übrigen glaubt der Vf., dafs jener franzöfiche Machthaber von Natur und in der Jugend nicht fo durchaus fchwarz gewefen fey. Über den Augenblick, da derfelbe das Oberhaupt eines mächtigen Volkes ward, drückt er fich fo aus: „Erkaltet waren die romanhaft hohen Gefühle, welche feiner Jugend Gängelband gewefen, untergegangen die lieblichen Traumgebilde von Völkerfreyheit und Staatenwohl; einfam und verwaifet ftand der Emporgekommene in einer Welt, die nur um feinetwillen vorhanden zu feyn fchien, u. f. w." Die kleine Schrift ift noch vor dem parifer Frieden gefchrieben; aber gleichwohl kann auf unfere Tage der Aufruf paffen: wer fein Vaterland, wer feinen Fürften liebt, darf jetzt nicht ruhen; die heiligfte Pflicht fodert auf zum gröfsten Kampfe, der feit vielen Jahrhunderten beftanden worden ift!

Die Briefe über die Angelegenheiten der Deutfchen (No. 8) find nicht fo fchlecht, wie ihr Anfang; „Du haft Recht, lieber Bruder, es müfste eine erbärmliche Mafchine feyn, wer nicht ergriffen würde, von den

Nachrichten aus allen Enden unseres Vaterlandes u. s. w." Sie sind geschrieben, als die Befreyung Deutschlands noch nicht entschieden war, doch in dem Augenblick, als kein deutsches Volk mehr unter den Fahnen von Bonaparte focht. „Unser altes Kaiserhaus", heifst es in ihnen, hat das grosse Schwert gezogen, und die Paniere aller Fürsten haben sich um dasselbe versammelt zum heiligen Kriege." Ein Glück übrigens, dass uns England mit besseren Waffen versehen hätte, als die Schwerter sind, die uns nach dem Vf. „*aus den Wolken winken, und das geweihte Eisen, das uns hinzieht zu dem Pole unseres edleren Lebens!*" Hoffentlich macht ein kriegerisches Leben und ein öffentliches, welches wir durch das Schwert erkämpfen, uns bald wieder so natürlich, dass dergleichen Art zu reden in Deutschland nicht mehr erlaubt wird: denn sehr wahr ist, was S. 31 ausgesprochen wird, dass in ehemaligen Freyheitskriegen die Völker gröfstentheils nur um ihre Erhaltung, wir in dem unserigen um unsere *Wiedergeburt* stritten.

Richtig ist auch im Verfolg bemerkt, dass der universelle Geist deutscher Bildung auch in den Zeiten der Entartung, aus welcher uns die Wiedergeburt retten soll, sich fort entwickelte. Wir möchten hinzusetzen, dass eben unser universeller Charakter unsere nationelle Entartung förderte. Das gröfste Problem, welches unsere Politik zu lösen hat, wird immer die Frage seyn, wie wir die beschränkte und concentrirte Kraft einer Nation uns aneignen, ohne unserer menschlichen Universalität Abbruch zu thun. Die einzig mögliche Art, es glücklich zu lösen, zeigt uns die Geschichte in unserer alten Verfassung, dass nämlich die freyen deutschen Völker „durch das Band der Treue unter einem gemeinsamen Oberhaupt vereinigt seyen." Lasst uns von dieser Idee jetzt soviel verwirklichen, als es die Umstände erlauben, damit sie uns nicht ganz verloren gehe!

Die allgemeine Religionsgleichheit, Pressfreyheit, allgemeine Handelsfreyheit, Auswanderungsfreyheit, welche No. 9 als das gegenwärtige höchste Interesse der Deutschen betrachtet, können zu den Grundzügen der Verbindung zwischen dem jetzt möglichen germanischen Bunde und den mit ihm harmonirenden gesonderten deutschen Staaten gehören. Die Reichsjustiz, welche der Vf. ausserdem noch verlangt, kann freylich bey jenem Verhältniss kein allgemeines Band für alle Deutschen werden.

No. 10. Es war ein glücklicher Gedanke, in unseren Tagen einen *Vaterlandskatechismus für die Deutschen* zu verfassen: denn es ist unter uns noch gar wenig bekannt, wohin wir als solche trachten sollen. Der vorliegende ist nur für die *höheren Stände* bestimmt, wie der Titel aussagt. Ohne Zweifel soll dieser Zusatz anzeigen, dass in dem Buche selbst Gegenstände berührt und Gedanken entwickelt sind, zu deren Fassung schon eine gewisse Bildung des Geistes erfodert wird. Ausserdem thut es freylich mehr Noth, die höheren Stände, als den gemeinen Bürger und Bauer auf die Deutschheit zu richten: denn diese haben sich von ihr nicht entwöhnt, wie jene. Wünschenswerth ist übrigens sehr, dass ein Katechismus auch dem gemeinen Mann in Deutschland Vorstellungen von der grossen deutschen Nation und über dasjenige gebe, was er dunkel in sich fühlt.

Sowohl aus einem solchen eigentlichen deutschen Volkskatechismus, wie aus dem hier bezweckten Vaterlandskatechismus für die höheren Stände, müsste aber Alles wegbleiben, was nicht den Deutschen allein als solchen betrifft: denn sonst würden diese Bücher ihren eigenthümlichen Charakter und Zweck verfehlen, und gar keine Grenzen für ihren Inhalt sehen. Der vorliegende Versuch hat sich dieselben nicht genau gezogen. Die Rede in solchen Katechismen müsste höchst einfach und spruchhaft, der Begriff unwandelbar bestimmt, die Methode sokratisch seyn. Wir müssen auch in diesen Hinsichten den gegenwärtigen Vaterlandskatechismus vielfach tadeln; und gleichwohl verdient er als erster Versuch der Art allerdings Lob. Ein herzlicher deutscher Sinn ist unverkennbar in ihm, und die Aufgabe ist nicht mit Kargheit gedacht.

Sofort der erste Abschnitt, welcher die Überschrift hat: „der Deutsche soll in seinem Vaterland bleiben," und mit Frage und Antwort zu dem Resultat führt, er solle es deshalb, weil dem Bürger jedes Volkes aus der Natur seines Landes, aus den überlieferten geistigen Formen eine Eigenthümlichkeit anstamme, innerhalb welcher der Mensch in ihm sich am schnellesten und besten entwickele, zeugt sowohl von einer wahrhaft deutschen Denkart, als von einer weiteren Basis der Gedanken; und wenn eben daselbst so allgemeine Fragen vorkommen, als z. B. wer ist Gott? so wird man nicht glauben, dass der Vf. mit der Ökonomie zu Werke gehe, deren ein Katechismus am wenigsten entbehren kann; oder wenn man eben daselbst auf Phrasen der Art stöst: „dann kann die Sonne ein Eisberg und das Weltenmeer der Milchstrasse ein Sandhaufe werden, wenn der Deutsche den an ihm ergangenen Ruf Gottes im Auslande besser erfüllt, als wie in seinem Vaterlande:" so verzweifelt man an einem einfachen und spruchhaften Vortrag in diesem Buche.

Im zweyten Hauptstück verliert sich die Weise eines Katechismus schon so sehr, dass nur die eine Frage geschieht, welche die Vorzüge Deutschlands seyen, und dann eine nicht unberedte, doch auch wortreiche, ungefähr zwanzig Seiten lange Schilderung unserer Vorzüge erfolgt, welche beweisen soll, dass das deutsche Land und Volk die vorzüglichsten der Erde sind. Geziert, und also undeutsch, in jeder Art von Vortrag, und um wie vielmehr in einem Katechismus verwerflich, sind Stellen der Art: „Unsere Sprache rollt mit dem Donner, braust mit dem Sturm, tobt mit dem Meere, lispelt mit dem Blatte, säuselt mit dem Westen, flötet mit der Flur, jauchzet mit dem Himmel, *brüllet mit der Hölle.*" Muss den Zöglingen dieses Katechismus bey solchen Stellen nicht blau und grün vor den Augen werden, und warum wollen wir die deutsche Universalität so weit ausdehnen, dass sie auch mit der Hölle brüllen soll? Die Übertreibung ist ein sehr undeutscher Zug, und eine Krankheit unserer

neuesten Secten. Weg mit diesem Übel aus einem Katechismus für Deutsche!

Das dritte Hauptstück hätte nicht überschrieben seyn sollen, die deutsche Reichsverfassung *ist*, sondern *war* gut. Es enthält dann auch nur fromme Wünsche für eine künftige Verfassung Deutschlands. Der eigentliche Satz, welcher erhärtet werden soll, dass nicht die deutsche Reichsverfassung, sondern die häufigen Verletzungen derselben unser Vaterland in namenlose Leiden stürzten, hat zu wenig bestimmte Wahrheit, als dass er in einem Volksbuch stehen dürfte: denn dass sich die gute Reichsverfassung soviel verletzen liess, ist doch wohl Beweis, dass es ihr irgendwo fehlte.

Sämmtlichen Ständen Deutschlands werden im vierten Hauptstück nicht nach Weise eines Katechismus, sondern in Abhandlungen, die sich auf eine kleine Frage losgeben, allerhand nützliche Wahrheiten gesagt; allein mancher Abschnitt, wie z. B. über den Arzt, den Richter, den Polizeybeamten, den Schatzbeamten (nennt man diese letzten füglich einen Stand?), könnte eben so gut in einem Vaterlands-Katechismus für andere Nationen stehen. Überhaupt hätten alle diese Ausführungen gedrängter seyn, und vorzüglich auf die deutsche Individualität und den Zustand in Deutschland streng bezogen werden müssen. Wenn dem Bauernstand allerley ökonomische Lehren gegeben werden: so sieht man gar nicht ein, wie sie in diesen Vaterlands-Katechismus der Deutschen aus den *höheren Ständen* kommen.

Warum in einem besonderen Hauptstück über den *Staat* noch einige allgemeine Sachen gesagt werden, da die Wünsche über politische Verfassungen der Deutschen besonders vorgetragen sind, möchte auch nicht befriedigend zu beantworten seyn. Zweckmässiger werden die Haupttugenden beschrieben, an deren Befolgung die Freyheit und das Wohl des deutschen Volkes hängt. Wie viel Schönes, Eindringliches könnte ein gediegener klarer, einfacher deutscher Mann, und Meister der Sprache, volksmässig darüber sagen! Der Vf. macht zu viel Wortgepränge und Rednerey in *Arndts* gewiss nicht populärer Manier.

Sein Eifer ist so redlich, er betrachtet Deutschland aus so vielen guten und richtigen Gesichtspuncten, dass er sich gewiss bey neuer Bearbeitung dieses Buches einer strengeren Form, eines schärfer gedachten Planes, einer ächt deutschen Ökonomie und Einfalt befleissigen wird.

Der Bogen No. 11 enthält *einige Worte*, wie man sie jetzt allenthalben in Deutschland hört, welche Freyheit des Handels, ungestörtes Gewerbe mit den deutschen Brüdern, Gleichheit der Verpflichtungen sämmtlicher Stände, gänzliche Aufhebung des Feudalwesens, Pressfreyheit, Volksrepräsentation u. s. w. verlangen. Wird uns nicht alles gefoderte Gute zu Theil: so müssen wir besorgen, dass die Fürsten von dem Rufen auf allen Heerstrassen taub geworden sind.

Dem Vf. von *Deutschlands Hoffnungen* (No. 12) glauben wir seine Versicherung, dass die Jahre ihm verbieten, an der Seite seines Sohnes für die deutsche Freyheit zu kämpfen, denn auch die Stimme, die er dafür erhebt, ist schon schwach. Er verlangt übrigens als ein aufgeklärter, gutdenkender Mann, allerley heilsame Dinge gleich seinem Vorgänger.

Der *Gerichtshof über die französische und deutsche Sprache* (No. 13) wird auf die Art gehalten, dass der Vf. nach seinen eigenen einleitenden Bemerkungen die Urtheile mehr und weniger achtungswerther Männer aus verschiedenen Zeiten über dieselben mit ihren eigenen Worten zusammenstellt. Er hat dabey die lobenswerthe Absicht, darzuthun, dass die französische Sprache weder für die formelle Bildung, noch für die Beförderung der Wissenschaft in Deutschland, nöthig sey; unserer freyen Ausbildung überhaupt, und besonders der Entwickelung unserer Sprache geschadet habe; dass diese den Schutz unserer Fürsten und Völker verdiene. Wie hart ist, dass dergleichen noch in unseren Tagen bewiesen werden muss!

Die ersten Abschnitte über die Allgemeinheit der französischen Sprache in *Deutschland* und über die *Gründe* ihrer Allgemeinheit, gehören eigentlich nicht in den Plan des Vfs., und die Stelle aus Bouterweks Geschichte der Poesie und Beredsamkeit weder in den zweyten Abschnitt, weil sie keinen *Grund* von der Allgemeinheit der französischen Sprache angiebt, noch in den ersten, weil sie von derselben in *Europa* überhaupt redet. Übrigens sagt sie sehr wahr, dass seit dem Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten alle europäischen Sprachen durch den Einfluss der französischen, oder durch ihre Herabsetzung zu Gunsten derselben, mehr oder weniger gelitten haben.

Wie die deutsche reicher sey, als die französische, soll hier dadurch bewiesen werden, dass diese eine abgeleitete, jene eine Ursprache ist, die sich ins Unendliche fortbilden könne. Allein hieraus folgt höchstens, dass dieselbe einst reicher werden könne, als die französische. Vor der Hand möchte doch noch Manches, was wir für Reichthum halten, ausgemerzt werden, so wie die Cultur unserer Sprache höher steigt. So dürftig, wie die Franzosen, sind wir freylich nicht in der Beugung (Declination), und doch dürftig, klanglos darin, bis zum Ärger und zur Schande. Wir haben ehemals vielmehr Beugung gehabt, was beweiset, so wie auch der Überrest derselben, dass an sich eine reiche Beugung, wie Griechen und Römer sie befassen, unserer Sprache gar nicht zu entstehen brauchte. Unsere geistreichsten Schriftsteller müssen dazu thun, dass wir allmählich wieder mehr Beugung erhalten. Wir Deutschen sollen auch bey der Sprache nicht vergessen, dass wir uns weit mehr durch eigene Kraft und Einsicht zu Deutschen machen, uns weit mehr selbst schaffen müssen, als sich andere Völker selbst zu solchen zu bilden brauchen. Unsere Freyheit ist grenzenlos, die reiche Mutter aller europäischen, und darum dürfen wir nie das Schicksal sorglos walten lassen, wenn unsere Fehler, Irrungen, uns nicht in eine grenzenlose Erbärmlichkeit bringen sollen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften auf die Tagesgeschichte in Deutschland bezüglich.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wie billig, ist sehr hervorgehoben, dass unsere Sprache in Ableitungen und Zusammensetzungen so gross sey, als die französische armselig. „Bey den Deutschen treten die Urwörter jedes mit einer zahlreichen Sippschaft auf; die Ableitungen sind *grösstentheils* regelmässig gebildet, und *jeder* derselben ist Zug und Charakter des Stammwortes so fest eingedrückt, dass man *sie* zugleich für Mitglieder einer Familie erkennen muss." Diese Stelle ist vom Herausgeber selbst, und beweiset, dass er, ungeachtet er den Sprachgerichtshof versammelt, nicht zu sprechen verstehe. Sind die Ableitungen nur grösstentheils regelmässig gebildet: so kann nicht einer jeden von ihnen der Charakter u. s. w., und nicht alle Ableitungen, welchen Sinn hier die Wortfolge giebt, sondern nur jene von demselben Stammwort wird man für eine Familie erkennen.

Wenn wir in Hinsicht auf Kürze des Ausdrucks vorzüglich wegen unseres Reichthums an Ableitungen und Zusammensetzungen, dem wir insonderheit auch die Poesie unserer Sprache verdanken, und aus den übrigen hier bemerkten Gründen, den Vorzug vor der französischen haben, und unsere Schreibart dennoch weitschweifiger ist: so möchte die eigentliche Ursache davon hierin zu suchen seyn, dass wir unserer eigenen Sprache noch wenig Meister sind, und in unserer reichen Schriftstellerwelt noch immer eine unglaublich geringe Zahl wirklich einen Stil schreibt.

In dem Urtheil, dass die französische Sprache vieltöniger und wohlklingender sey, als die deutsche, ist freylich richtig in Anschlag gebracht, welchen Schwarm von dumpfklingenden Endungen, und welche Einförmigkeit des Tons in unseren Ableitungen und Zusammensetzungen wir nicht los werden können, wie dagegen die Franzosen bey ihrer Menge von Stammwörtern, und ihrer Armuth an abgeleiteten und zusammengesetzten, mehr Wechsel des Tons haben dürfen. Allein man sollte doch auch erwägen, dass die einförmige Art, wie diese ihre Wörter aus den römischen machen, eine unleidliche Eintönigkeit unvermeidlich mache; und da hier zugegeben ist, dass unsere Sprache viel malerischer sey, ein genaueres Zeit- und Ton-Mass habe, als die französische, sollte sie da wirklich an Wohllaut hinter der letzten zurückstehen können?

In der Kunst des *Vortrags* muss nach diesem Sprachgerichtshof der Deutsche dem Franzosen weichen. Es erhellt nicht ganz, ob hier unter Vortrag der Stil überhaupt, oder bloss mündliche Darstellung verstanden sey. Von Vortrag überhaupt scheint indess die Rede zu seyn: denn ein schöner, leichter, wird den Franzosen so im Gespräch, als in Schriften beygemessen. Er ist freylich bey ihnen häufiger, wie bey uns; aber diess liegt weder in unserer Sprache noch Naturanlage, sondern einzig darin, dass wir in der formellen Ausbildung bis auf wenige Ausnahmen noch Barbaren sind. Vor der Hand ist Klarheit des Vortrags, das erste Element des guten Stils, ohne welches keine Schönheit desselben Statt finden kann, der französischen Sprache allerdings leichter, weil sie, wie hier richtig bemerkt ist, nicht nur für einzelne Begriffe festen und strengen Umriss ihrer Zeichen, sondern auch für zusammengesetzte sich stete Formen gebildet hat. Es wird aber eine Zeit kommen, wo wir ein Gleiches für unsere Sprache mit viel reicherer Mannichfaltigkeit gethan haben, ohne desshalb Sclaven der Stetigkeit solcher Formen zu werden. Wenn nur unsere Schriftsteller, so wie sie etwas darstellendes Talent in sich empfinden, nicht gleich ein Wunder von Stil seyn wollten, und eben desshalb anschauliche Klarheit in Begriff und Wortordnung und den Wohlklang, wie ihn ein gesundes deutsches Ohr will, durch Schnörkeln und Künsteleyen aller Art unmöglich machten, oder, indem sie sich der Klarheit und Einfachheit befleissigen, sie erreichen zu können glaubten, ohne das Bleyerne ihrer Natur in Elasticität verwandelt zu haben!

Wir übergehen die Stellen, welche den schädlichen Einfluss der französischen Sprache auf Deutschland hier darthun sollen, weil in dieser Zeitung schon oft über denselben Gegenstand die Rede gewesen ist. Um die deutsche Sprache in alle Rechte, aus welchen sie verdrängt ist, wieder einzusetzen, scheint uns der Hauptpunct, dass alle deutschen Staaten eine treue Übereinkunft treffen, nie in den Staatsgeschäften, weder unter sich, noch mit anderen Mächten, eine andere, als die deutsche Sprache, zu gebrauchen, und die lateinische daneben als übersetzende Dolmetscherin gelten zu lassen. Dass die französische als die eigentlich diplomatische galt, als die officielle in den wichtigsten Angelegenheiten und für die am feinsten ausgebildeten und geistreichsten Männer der vornehmen Welt,

die Diplomatiker, ist die Quelle alles Übels gewesen: denn dadurch ist verhindert, dass zwischen unserer besten Gesellschaft und unserer Sprache eine Wechselwirkung eintrat, durch welche allein die letzte ein Leben erhalten kann, das wiederum eine lebendige Gesellschaft hervorbringt. Die lateinische Sprache aber nennen wir die diplomatische Dollmetscherin, wenn ein europäischer Staatsmann mit einem Staate verhandelt, dessen Sprache ihm nicht geläufig ist. Dass man, wie hier vorgeschlagen ist, die deutsche und italiänische Sprache zur doppelten europäischen Staatensprache erheben sollte, wäre eine Ungerechtigkeit gegen die übrigen Nationen, die uns noch verwerflicher dünkt, als die usurpirte Herrschaft der französischen: denn diese ist durch den Lauf der Zeiten und als ein Missbrauch entstanden, wogegen die vorgeschlagene doppelte Staatensprache Tyranney von Rechtswegen ausüben würde.

„Sind wir Deutsche,', sagt das Büchlein von den *Vorzügen einer Nationaltracht*, (No. 14), das sich viel zu schaffen macht mit den *guten deutschen Frauen*, gesinnet, wie es Deutschen ziemt, wie unsere Voraltern gesinnt waren, *warum nicht auch so aussehn?* Des Deutschen Charakter ist kein erborgter Charakter: warum seine Kleidung? (nämlich eine erborgte?) Uns dünken diese Fragen gar zu naiv, denn so schwer es ist, auszumitteln, wie unsere Voraltern gesinnt waren, und welche derselben, aus welcher Zeit, die Vorbilder unseres Sinnes seyn sollen: eben so schwierig ist, ins Reine zu bringen, wie welche von ihnen wir aussehen wollen. Zuletzt finden wir keine ächt deutsche Tracht, als in den Urwäldern Germaniens, und das berühmte Büchlein von Tacitus wird an die Stelle unseres Modejournals treten. Damit ihr aber den Knüttel, womit der Uhr erschlagen wird, nicht in den Koth fallen lasst: so stellt vier an der Zahl einen Deutschen vor, und tragt jenen insgesammt. Oder wollt ihr aussehen, wie die deutschen Ritter und Ritterfrauen eurer romantischen Zeit? Leider waren die noch ausländischer gekleidet, als wir heut zu Tage, und ahmten in ihren Moden nicht bloss Franzosen und Engländer nach, sondern auch die Spanier, Italiäner, Niederländer, Byzantiner u. s. w. So deutet schon die Geschichte darauf hin, dass wir Deutschen so wenig, als die übrigen europäischen Völker, uns durch eine Nationaltracht sondern sollen: sie passt durchaus nicht in den modernen oder universellen Zusammenhang der Welt, der etwas Grosses hat, das über alles sogenannte Volksthum weit hinausreicht. Darin nur liegt das Übel, dass wir Deutschen bisher nicht verstanden, uns in der europäischen Gesellschaft als selbstständige Leute aufzuführen. Sinnet nur in euren Hauptstädten nach, wie ihr Bequemlichkeit, Zweckmässigkeit, Schönheit, in sofern die dermaligen Begriffe davon nicht zu hart durch das wahrhaft Schöne bedrängt werden, mit allen möglichen Variationen in einer deutschen Kleidung vereinigen wollet, und bestehet hartnäckig darauf, dass sie als ein deutscher Schnitt eben so gut in Europa gelten solle, wie der französische, englische. Bald scheint der Vf. auch nur ein Gleiches, mehr Unabhängigkeit von der ausländischen Mode, als eine bestimmte deutsche Nationaltracht zu fodern, dann wieder gar keine Mode dulden zu wollen, sondern nur die entschiedenste Nationalform, jedoch mit allerley Variationen nach dem originellen Sinn eines Jeden. So ermahnt er S. 25, 26 die guten Frauen: „gehet nicht *vermessen* (verwegen, oder schlecht gemessen?) gekleidet, lässt nicht *jede* Woche einen anderen Schnitt an euren Kleidern wahrnehmen, gebt dem Schönen vor dem Ausgezeichneten, dem Bequemen vor dem Unbequemen den Vorzug, ändert und wechselt *nicht immer* (zweymal im Monat, gute deutsche Frauen, kauft euch demnach Kleider mit einem neuen Schnitt, aber hört dabey): „was euch gut lässt, (was euch gut bleiben lässt?) „daran haltet euch. Eine anders Gebaute gehe anders gekleidet, wenn die Abweichung, die sie sich erlaubt, nicht allzusehr von der *Nationalform* abweicht, *denn diese muss jedem Schnitt zum Grunde liegen.*" Wir fürchten, dass Deutschland auf solche Weise weder eine Nationaltracht, noch eine geschmackvolle Mode, sondern nichts als eine gezwängte Mode bekommen werde.

Der Versuch über *Norddeutschlands Grenzen und Vertheidigung* (No. 15), ist von einem Mann verfasst, der einen hellen militärischen Blick hat. Auch er erwartet ungleich mehr von dem pariser Frieden, als uns derselbe geleistet hat. „Die neueren Zeitereignisse, sagt er, haben erwiesen, dass Deutschland mit dem Elsass, Lothringen und den Niederlanden seine Vormauer verlor." Zum Theil ist uns diese Vormauer wieder gesichert worden; und bricht jetzt der grosse Krieg wider Frankreich wirklich wieder aus: so wünschen wir herzlich, dass der Friede, welcher ihn beendet, jene *ganze* Vormauer den Franzosen entreisse. Der eigentliche Gegenstand dieser Schrift, die norddeutsche Militärgrenze, wird nur aus dem Gesichtspunct einer aufzustellenden Defensive betrachtet. Norddeutschland befindet sich, wie die meisten Länder, in der Nothwendigkeit, sich eine Vertheidigungsfronte durch die Kunst schaffen zu müssen. Für das Land zwischen der Niederelbe und dem Gebirge in westlicher Richtung glaubt der Vf. die Militärgrenze am vortheilhaftesten vom Ausflusse der Saale längs dem Gebirge über das Eichsfeld bis zur Werra und Weser zu ziehen. Hessen bilde da ein Bollwerk, dessen man sich wenigstens durch eine genaue Verbindung mit seinem Inhaber versichern müsse. Von der Weser ab zeigen sich dann zwey Richtungen zur Militärgrenze mit Ausschluss von Hessen, deren eine über das waldecksche und übrige Gebirgsland auf Coblenz hinablaufe, die andere aber über Paderborn und Lippstadt bis zum Rhein auf Wesel fortgehe. Da der Vf. die Gegenden vom Main und Neckar zum Centrum von Deutschland rechnet: so zieht er auch in Hinsicht auf sie die Vertheidigungslinie von Norddeutschland, welches wir, wenn der hier gezogene Plan zu Stande käme, wohl das preussische Deutschland nennen müssten. So lange sich nicht, heisst es in der Vorrede, in der Mitte von Deutschland, in dem alten Frankenlande, eine eigenthümliche Macht bilde, welcher sich alles Übrige an-

fchließen könne, fey Preuffen die Stütze von Norddeutfchland, fo wie Öfterreich von Süddeutfchland. Allein wir fehen keine Möglichkeit, als durch die gewaltfamfte, vielleicht mit dem Verderben Deutfchlands endende Operation, wie eine folche grofse deutfche Kaifermacht in der Mitte von Deutfchland entftehen möchte. Bilden nur vorläufig Preuffen, Hannover, Baiern und Wirtemberg befreundete Bollwerke des von uns vorgefchlagenen germanifchen Bundes unter Öfterreichs ftarker Obhut: fo ift für ganz Deutfchland eine allgemeine Militärgrenze zu erreichen, die zu einer vollendeten künftigen Einheit der deutfchen Kräfte eben fo viel Hoffnung giebt, als ihr durch die genaue Sonderung der Militärgrenzen von einzelnen deutfchen Ländermaffen Abbruch gefchieht.

No. 16. Über das *fchwarze Buch* wiffen wir nichts zu fagen, als dafs in demfelben eine Fratze, die Napoleon genannt wird, recht fchwarz hingefudelt ift. Warum follten wir uns mit einem Buche länger befchäftigen, wodurch man im Grunde nichts Authentifches erfährt, als dafs fein Vf. auf Napoleon ergrimmt ift? Zur unparteyifchen Beleuchtung von deffen Charakter nimmt er noch einen anderen Schriftfteller zu Hülfe, der „Alles umfaffende Kraftausdrücke" hat, und uns folgenden authentifchen und unparteyifchen hiftorifchen Auffchlufs über Napoleon Bonaparte giebt: „Sein erfter Laut war *eine Läfterung Gottes*, feine erfte Empfindung *Blutdurft*, und das erfte Zucken feiner Hand ein *Krampf der Wuth, ein Fauftfchlag gegen den Schoofs, der ihn gebar.*" Es wäre doch wohlgethan gewefen, wenn uns das fchwarze Buch eine Befcheinigung diefer Thatfache von Madame Lätitia Bonaparte geliefert hätte.

No. 17. Ob *Jupiters Gericht über Herrn Urian* wirklich, wie der Titel ausfagt, *in der Hofbuchdruckerey des Herrn Jupiter* gedruckt fey, können wir nicht entfcheiden; nur fteht diefelbe, wenn es wahr ift, gewifs in einem recht unfaubern Bierkeller, wohin auch der Ton vortrefflich pafst, welchen die olympifchen Götter in diefem Gericht führen. So fagt Mars über Napoleon:

„Den Urian, den mufs man tödten!"

und Jupiter entgegnet:

„Was will das Titfchli - Watfchli fagen."

Juno fagt von ihrem Gemahl:

„Doch weil er felbft noch gerne *grabelt*,
Und, wenn er kann, mit *Dirnen fchnabelt*, u. f. w.

No. 18. Das *Sündenregifter der Franzofen in Deutfchland* wird dadurch vermehrt, dafs fie diefes Buch veranlafst haben. Es ift eigentlich gefchrieben, um obfcure Schriftfteller zu verherrlichen, die von der franzöfifchen Polizey Etwas auf die Finger bekommen haben, und im Grunde von jeder guten Polizey auf diefelbe Art geftraft werden follten.

Ms.

N. S. *Nachdem obige Recenfion fchon grofsentheils abgedruckt war, wurde bemerkt, dafs die unter No. 1 beurtheilten Anfichten über Deutfchlands Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft diefelbe Schrift find, deren zweyter Abtheilung fowohl der Verlagsort* (Wiesbaden, b. Schellenberg), *als der Name des Verfaffers* (J. N. Harfcher von Almendingen) *beygefügt ift. Der Hr. Recenfent hat nur die erfte Abtheilung in Händen gehabt; das ganze Werk, 448 S. in 8, war bereits früher einem anderen Mitarbeiter zur Beurtheilung übertragen.*

Das Directorium der J. A. L. Z.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Cnobloch: *Der Eilfertige.* Eine Original - Charakter - Komödie in 5 Aufzügen und in Verfen, von *G. L. P. Sievers.* VIII und 192 S. 8. (18 Gr.)

Der Titel und die Vorrede beweifen, welche hohe Meinung der Vf. von dem hegt, was er hier geleiftet zu haben wähnt. Indem er uns auf der einen Seite eine Erinnerung an die ftehenden Charakterftücke, wie fie die franzöfifche Bühne aufgeftellt hat, ja eine hohe Meinung von der Einheit der Scene wiedergeben will, glaubt er auf der anderen das, was in den bisherigen Productionen deutfcher Luftfpieldichter aufgeflackert fey, zuerft in einem Kunftwerk, wo Alles aus innerer Nothwendigkeit hervorgegangen, hier ausgeführt zu haben. Nirgends jedoch beurkundet fich irgend ein wahrhaft komifcher Trieb, und man fieht dem Vf. nichts, als die felbftgefällige Abfichtlichkeit an, womit er durch ein eigenes Product feine anderwärts aufgeftellten Theorieen befiegeln und mit Autorität verfehen will. Das Stück läuft in regelrechten fünffüfsigen Jamben ab, gegen welche fich nichts einwenden läfst, als dafs ihre Gemeffenheit nur ein Zufatz mehr zu dem Bley der Langenweile ift, die dem Lefer von Anfang bis zu Ende auf den Schultern haftet. Man foll durchaus lachen und den Witz anftaunen, und fühlt fich nur zu jenem wie mit einer ftumpfen Bürfte gekitzelt; der Witz und das Komifche ift gleichfam in Bravourarien abgetheilt, und doch wird es Niemand zu dem Klatfchen bringen, worauf es berechnet ift. Die Luftfpielelemente liegen hier in trockenen Pülverchen, in Papierchen gewickelt, gefangen neben einander da, und es fehlt der Aufgufs, der die chemifche Procedur erft ins Leben bringt; man fieht nun die Papierchen auf Marionettenart hin und her tanzen, von einem fchwachen elektrifchen Kniftern bewegt.

Der Held des Stücks, *der Eilfertige*, ift von der fixen Idee belebt, er habe zu nichts Zeit. Nun fieht man aber in der ganzen übrigen Erfcheinung des Mannes durchaus nichts, was diefe Narrheit motivirt und in irgend einen Zufammenhang mit feinem Übrigen bringt; und die Übertreibung kann ein paar Mal als Schnak und Poffe gelten, wird aber, fyftematifch

wie hier behandelt, ja man kann fagen abgehandelt, zur abgefchmackteften und geiftlofeften Manier. Der Halt, auf den fich das ganze Stück ftützt, beruht daher im Grunde genommen auf einer Unftatthaftigkeit, auf einer Sünde gegen das wahre Komifche. Und fo fteht die Grobheit, zu welcher die fixe Idee, zu nichts Zeit zu haben, den Baron gegen alle Anderen verleitet, im Contraft mit Allem, was man von einem Manne, der die Welt gefehen und ihre Sitte anerkennt, zu erwarten hat: fo dafs man fagen kann, indem er in die Rolle feiner fixen Idee hineingeräth, fällt er aus der Rolle des Edelmanns, und fchon überhaupt des Menfchen von Takt und richtigem Gefühl widrig heraus, z. B. gegen den Hofmarfchall und gegen den Fürften. Ganz ohne Sinn ift das Duell zwifchen ihm und dem elenden Wicht, von Habicht. Aufserhalb feiner Narrheit wird der Baron vom Vf. auf eine Weife vorgeftellt, die für ihn einnimmt, und die zugleich die Wirkung feiner lächerlichen Seite aufhebt, und diefe aus aller Bedeutung reifst. Höchft widrig ift es auch, wie fich die Hauptperfonen des Stücks erniedrigen, den wahrhaft unehrlichen Habicht, aus dem man, und wohl auch der Vf., am Ende gar nichts zu machen weifs, zum Vertrauten ihrer Herzensangelegenheiten, und zwar der Major mit klingenden Beftechungen zu machen, die am Ende der Baron noch überbietet.

Der Witz ift überall beabfichtigt, und nirgends aus Naturgabe hervorgegangen. Wo wäre wirklicher Witz in Späfsen, wie folgt: Verftehft Du keinen Spafs, *Du Spitzchen?* (S. 3.) S. 11 fagt die Kammerjungfer zu fich:

> Lafs, Lieschen, deines Witzes Mienen *fpielen!*
> (Die Gräfin kommt.)
> Sieh da! ich kann fogleich *ins Schwarze* zielen!

S. 33 fagt der Major zu demfelben Lieschen, das ihm Glück verfchaffen will:

> So lafs zum voraus dich, du holde Seele,
> Den Phönix aller Kammermädchen heifsen,
> *Und wirft einft zum Verb[r]ennen du dich neigen,*
> *Sollft fchöner aus der Afche du erfteigen.*

Ift hierin Witz: fo mufs er weiter hergeholt feyn, als man ihn zu fuchen Luft hat. Ein recht plump petrificirter Superlativ ift die alberne Gefchichte S. 39, wo Bettelkinder, die dem Baron für feine Gabe danken wollen, dem Abwehrenden, der „dazu keine Zeit hat," den Rock herunter reifsen, worauf der Rocklofe, für einen Dieb gehalten, vor die Polizey geführt wird!! Der Vf. fcheint den Witz, wie jener alte Spruch die Gelegenheit und das Glück, beym Haar erfaffen zu wollen. — Eben eine folche Übertreibung, die als blofse Prätenfion auf Witz die entgegen gefetzten Eindrücke giebt, ift der Spaziergang des Hofmarfchalls mit der Oberfthofmeifterin. Der Hofmarfchall von Schaaf wird wahrhaftig fo blofs *en passant* keinen Vers zu Stande gebracht haben! Aber der Vf. vergifst an vielen Stellen feine Perfonen über dem Witze, dem er nachjagt. Sehr unangenehm, und einem gefetzten Manne übelftehend, ift auch des Majors beftändig wiederkehrender Spafs mit einer Herausfoderung gegen den Baron, an deffen Muthe zu zweifeln er durchaus keine Urfache hat. Gegen die Verhältniffe, die in der Welt, und darum auch in den theatralifchen Abbildern derfelben zu gelten pflegen, wird in diefem Stücke vielfach verftofsen: das Kammermädchen redet feine Herrin: *liebe Gräfin*, auch ohne Umftände blofs *Gräfin* an; die ebenbürtig neben einander ftehenden Männer werfen gegenfeitig mit *unterthänigft* nach allen Seiten umher. Zu den ftehenden Witzen gehört auch noch, dafs Herr von Habicht zu Allem fein *treshumble Serviteur*! fagt. Wenn man über dergleichen Dinge lacht: fo mufs die Eitelkeit des Vfs. darum nicht glauben, dafs es immer dem *beabfichtigten* Lächerlichen gelte.

— us.

KURZE ANZEIGEN.

Römische Literatur. *Berlin*, b. Nauck: *Des Publius Ovidius Nafo Metamorphofen für Schulen*, in einem Auszuge herausgegeben von *G. K. F. Seidel.* Zweyte Auflage, durchgefehen und erweitert von *J. H. C. Barby.* 1814. VI u. 262 S. 8. (10 Gr.)

Ebendafelbft: *Publii Ovidii Nafonis Metamorphofeon libri XV.* Ad fidem optimorum librorum. 1814. XII u. 304 S. 8. (14 Gr.)

Im Jahr 1794 lieferte der verftorbene Prof. *Seidel* einen Auszug aus Ovids Metamorphofen, und verwirklichte dadurch einen guten Gedanken, da es leider auf den meiften Schulen eingeführt ift, den Ovidius in den mittleren Claffen ohne Auswahl zu lefen. Uns ift die erfte Ausgabe eben nicht zur Hand; doch wiffen wir, dafs die Wahl der einzelnen Stücke nicht durchaus gebilligt werden konnte, und der für Schüler beftimmte Zweck durch die beygefügten kritifchen Noten verfehlt wurde. Eine neue Auflage ward nöthig, und Hr. *B.* übernahm die Umarbeitung. Was *Seidel* nirgends gethan hatte, holte der neue Herausgeber nach, und legte dem Ganzen einen ficheren Plan unter, über den er fich in der Vorrede rechtfertigt. Diefer Auszug ift „zunächft und hauptfächlich für gelehrte und höhere Bürgerfchulen beftimmt", daher glaubte der Herausgeber vorzüglich folche Erzählungen auswählen zu müffen, die fich durch die Vorzüge der Darftellung auszeichnen, aber auch — was fonderbar lautet — keine Fabel übergehen, „deren Kenntnifs zu einem richtigen Urtheil über alte und neue Kunft wichtig oder nöthig ift." Die Auswahl umfafst jetzt mehr Stücke als fonft, dagegen find die kritifchen und hiftorifchen Anmerkungen weggelaffen worden; angehängt wurde ftatt des ehemaligen Wörterbuchs ein Verzeichnifs der Eigennamen, mit den nöthigen Erläuterungen. Der Vf. fagt in der Vorrede, dafs der Text nach der gierigfchen Ausgabe abgedruckt und nur an einigen Stellen die von Anderen gebilligte Lesart aufgenommen, hie und da aber die Interpunction verbeffert worden fey. Man wird dem Rec. eines folchen Buches nicht zumuthen, das ganze Werk, um diefe wenigen Stellen auszukundfchaften, bis ans Ende zu vergleichen. Bey folchen Abdrücken thuen die Herausgeber wohl, wenn fie ihre Veränderungen in der Vorrede angeben. Wir können berichten, dafs die Auswahl wirklich das Vorzüglichere getroffen hat, und fowohl in dem Auszuge als in dem vollftändigen Werke ein correcter Text auf gutem Papiere enthalten ift. Wir empfehlen beide Ausgaben für den Ankauf in Schulen.

W.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

JUNIUS 1815.

ERDBESCHREIBUNG.

Weimar, im geographifchen Inftitut: *Der fünfte Welttheil oder Auftralien*, ein geographifches Hand- und Lefe-Buch zur Belehrung und Unterhaltung. Nach den Berichten der glaubwürdigften Reifenden entworfen von Dr. *L. Lindner*. Mit Kupfern und Charten. 1814. 588 S. 8. (3 Rthlr.)

Diefes Handbuch von Auftralien gehört zu den brauchbarften geographifchen Werken, die uns die neuere Schriftftellerey Deutfchlands geliefert hat. Es füllt einftweilen die Lücke aus, die v. Zimmermanns eben diefem Gegenftande gewidmetes, aber noch nicht vollendetes Werk zum Theil gelaffen hat. Die Freunde der Erdkunde finden in demfelben eine fehr befriedigende Darftellung desjenigen, was uns von Auftralien bekannt ift. Zuerft kömmt die Gefchichte der Entdeckung deffelben in chronologifcher Ordnung. Es ift in derfelben nicht leicht ein bedeutender Umftand überfehen. Eine gedrängte, nach den Küften geordnete Überficht derfelben würde jedoch den Lefern gewifs fehr willkommen feyn. Diefe würden es auch bequemer finden, wenn die Längengrade nicht von der Sternwarte von Greenwich, fondern von Ferro, 20° weftlich von Paris, an gerechnet wären. Der Vf. giebt die Ausdehnung Auftraliens, einige kleine entferntere Infeln abgerechnet, zu 70 Breiten- und 110 Längen-Graden an. Er handelt hierauf erft im Allgemeinen von der Luftbefchaffenheit und den Erzeugniffen des fünften Welttheils. In Anfehung der letzteren ftellt er den Satz auf, dafs fich die neue Welt, in Hinficht auf die Entwickelung ihrer Natur, noch auf einer unteren Stufe befinde, und dafs felbft der Menfch in feiner affenähnlichen Geftalt und hülflofen Dürftigkeit zum Beweife diefes Satzes diene. Die neue Welt fcheint die Wirkung einer neuen Erdrevolution, die aus Trümmern einer eingeftürzten Welt, aus durch Vulcane gefprengten Maffen von Urgebirgen, gebildet worden. Die kleinen Infeln find zum Theil das Werk von Korallenthierchen. Die Bewohner Auftraliens theilen fich in zwey Hauptftämme: 1) in negerartige Napuas, die fich, in Anfehung des Körperbaues, gleichfam an die Affen anfchliefsen, und 2) in eine von den Europäern an Bildung und Geftalt wenig verfchiedene malayifche Menfchengattung. Gatterer theilt die Auftralier in fchwarze und nicht fchwarze. Jene ftammen offenbar aus Africa, und diefe aus Afien her. Diefe beiden Hauptftämme haben durch vielfältige Vermifchung, manche Mittelraçen erzeugt. Die befondere Befchreibung fängt der Vf. mit Neuholland, dem Hauptpunct Auftraliens, an. Der Flächeninhalt deffelben wird, nach v. Zimmermann, zu 150,380 geographifchen Quadratmeilen, 9495 kleiner als Europa, angegeben. (Nach einer Berechnung in den A. G. E. 1814, Sept., beträgt derfelbe 166,000 Quadratmeilen, und Neuholland ift folglich 11,000 Quadratmeilen gröfser als Europa.) Die Küften befchreibt der Vf. fehr genau. Eben fo genau fchildert er den Zuftand der brittifchen Colonie von Neufüdwallis. Bey den Ureinwohnern diefes Landes hätte noch Barrington's Zeugnifs zufolge verdient bemerkt zu werden, dafs fich diefelben immer mehr an Arbeit und Unterricht gewöhnen, und dafs fie in einigen Stunden oft mehr, als die aus Europa nach Neufüdwallis verfetzten Verbrecher in ganzen Tagen, arbeiten. Dadurch widerlegt fich die Behauptung einiger Reifenden, vornehmlich Grants, die ungewifs find, ob fie diefe Menfchen über oder unter die Affen fetzen follen. Wie ganz anders wird man vielleicht, wenn die Colonie fich weiter in das Innere ausbreitet, in 50 Jahren von der Bildungsfähigkeit der negerartigen Neuholländer urtheilen! Neuholland ift gerade derjenige Theil von Auftralien, mit welchem uns die Länderentdecker noch am wenigften bekannt gemacht haben. In einem ganz anderen Verhältniffe befindet fich unfere Kunde von anderen Theilen der neuen Welt, zu deren Befchreibung der Vf. nun fortgeht. Diefe verbreitet fich zunächft über Neuguinea, von welchem wir freylich auch nur noch fehr unvollftändige Nachrichten haben. Und doch ift diefes Land, das den füdindifchen Infeln fo nahe liegt, früher als die meiften anderen Infeln entdeckt worden; aber fein grofser Flächeninhalt, 12—13,000 Quadratmeilen, mufste allerdings fchon ein Hindernifs der Erforfchung feines Inneren abgeben. Schon in Hinficht auf feine Producte aus dem Pflanzenreiche fchliefst fich Neuguinea an die füdindifchen Infeln an, mit welchen Auftralien überhaupt in einem fo genauen Zufammenhange fteht, dafs fie die Erdbefchreiber in ihrer Darftellung nicht von demfelben trennen follten. Der Vf. hat auch die Ladeonen oder Merianen zum Gegenftande feiner Befchreibung gemacht. Bey den Marquefas- oder Wafhington's-Infeln haben ihn die Nachrichten des Hn. v. Krufenftern und Langsdorf in den Stand gefetzt, feiner Schilderung eine von anderen Handbüchern noch nicht erreichte Vollftändigkeit zu geben. Er befchliefst fein Werk mit

einer Literatur der Kunde von Australien, die in einem anderen Buche nicht leicht so vollständig angetroffen wird. Für die Liebhaber der Erdkunde sind drey Charten, 1) von der Insel Otaheite, 2) von ganz Australien, 3) von Neuholland, sodann ein Plan und eine Ansicht von Sidney, der Hauptstadt von Neusüdwallis, ingleichen eine bedeutende Zahl von Abbildungen von Menschen, Thieren, Pflanzen, Gebäuden, Gebräuchen, ein angenehmes Geschenk.

Ig.

SALZBURG, b. Mayer: *Salzburg, die Hauptstadt des Salzach-Kreises. Ein Hand- und Addrefs-Buch für Jedermann. Geschichtlich, topographisch und statistisch bearbeitet* von *Franz Xaver Weilmeyr*, kön. baier. erstem Registrator des General-Commissariats dieses Kreises. Mit 1 Kupfer. 1813. 343 S. 8. (1 Rthlr.)

Einer Stadt, wie Salzburg, welche über tausend Jahre lang den Vorzug einer Residenz genofs, und besonders wegen ihres Alterthums zu den merkwürdigsten Städten Deutschlands gezählt zu werden verdient, kann es an älteren Topographieen, deren der Vf. in der Vorrede nur im Allgemeinen gedenkt, nicht fehlen; allein sie sind entweder von zu grofsem Umfange, als dafs sie für den In- und Ausländer eine schnelle Übersicht gewährten, oder sie haben durch die neuesten Zeitereignisse und durch manche statistische Veränderungen ihren eigentlichen Gebrauch verloren, und sind nur noch als literarische Producte der Vorzeit zu betrachten. In jeder Hinsicht hat also Hr. *W.* in dieser neuen topographisch-statistischen Beschreibung der Stadt Salzburg, wodurch er das Publicum mit ihrem gegenwärtigen Zustande bekannt zu machen sucht, eine verdienstliche Arbeit unternommen. Die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, welche in diesem Buche abgehandelt werden, ergiebt sich aus der Inhaltsanzeige. Lage und Gröfse, Boden, Klima und physische Lage, Geschichte der Entstehung und fernere Schicksale der Stadt, ihre Bestandtheile, Thore, Kirchen und geistliche Gebäude, Residenzen, Civil- und Militär-Gebäude, Einwohner, Anstalten in Bezug auf Regierung, Wissenschaften, Erziehung und Kunstbildung, Verzeichnifs der hier wohnenden Gelehrten und Künstler, Unterstützungs-, Wohlthätigkeits- und Besserungs-Anstalten, Veredlung des Lebensgenusses und der Geselligkeit, Lebensbedürfnisse, Consumtion, Handlungswesen und Gewerbfleifs, Bezirks-Comité des landwirthschaftlichen Vereins, interessante Umgebungen der Stadt, Verzeichnifs der Rechtsanwälde, Übersicht der ankommenden und abgehenden Posten, Boten und Schiffe, Verzeichnifs der Waaren- und Vieh-Märkte im Salzachkreise — diefs sind die allgemeinen Rubriken, unter welchen von den einzelnen Gegenständen genaue Nachrichten gegeben werden. Zum Beweise der Genauigkeit wollen wir nur einige anführen. Die Lage der Stadt, die einen Flächenraum von 119,800 Quadratschuhen einnimmt, ist 1214 pariser Fufs über der Fläche des mittelländischen Meeres erhaben. Ihre Bevölkerung beträgt gegenwärtig, mit Inbegriff der Vorstädte, und mit Ausschlufs der Fremden, der Studenten und des königl. Militärs, 13,066 Einwohner, worunter sich viele Gelehrte, Schriftsteller und Künstler befinden, die S. 142 f. nebst ihren Schriften namentlich angegeben sind. Die Bibliothek am königl. Lyceum enthält 20,000 und die bey St. Peter 36,000 Bände. Incunabeln zählt man aus dem 15 Jahrhundert über 1000. Im biblischen Fache ist ein wahrer Schatz vorhanden, und von geschriebenen Bibeln aus dem 13 Jahrhundert trifft man hier 7 im gröfsten Folio an. Sehr zahlreich sind die Wohlthätigkeitsanstalten, die aus 36 Stiftungen bestehen, und ihrer Einrichtung nach kürzlich beschrieben werden. Zu den Anstalten, die zur Veredlung des Lebensgenusses dienen, gehören vorzüglich das Theater, das Museum, — ein, zum gesellschaftlichen Leben 1810 errichtetes Institut, dessen Zweck literarische Ausbildung, Conversation und Musik ist, — der Mirabell-Garten, der Mönch- und Kapuziner-Berg, Promenaden u. dergl., die man S. 205 genau beschrieben findet. Die Consumtion ist hier beträchtlich. Die jährliche Einfuhre des Holzes z. B. beläuft sich auf 30,000 Klaftern und auf etliche 1000 Klaftern Torf; ferner werden 3881 Stück Hornvieh, und 15,900 Kälber eingebracht. Die Einfuhre des Weins schätzt man auf 10,500 Eimer. Aufser den gewöhnlichen Nahrungs- und Handels-Zweigen giebt es hier 2 Fabriken, die zezische Leder-Fabrik, welche mit 10 Arbeitern jährlich 1200 Ochsen- und Kühund 2500 Kalbs-Häute verarbeitet, und die mangin'sche Eisendrath-Fabrik, die 200 Centner Eisen und 170 Centner Drath verarbeitet. S. 241 beschreibt Hr. *W.* die interessanten Umgebungen der Stadt, die dem feineren Publicum zu Vergnügungsorten dienen, und worunter das prächtige Schlofs *Leopoldskron* sich durch eine Gallerie von Gemälden von den besten Künstlern älterer und neuerer Zeiten und durch eine schöne Sammlung englischer Kupferstiche und Handzeichnungen vorzüglich auszeichnet. Mit der Topographie von Salzburg vereiniget der Vf. eine Anzeige des gesammten hier befindlichen Dienstpersonals, wodurch diese Schrift zugleich die nützliche Eigenschaft eines salzburger Addrefskalenders bekommt. Der ausgebreitete Wirkungskreis des General-Kreis-Commissariats wird zuvörderst bemerkt, und sodann dessen Personal-Etat sowohl als die Dienerschaft der, demselben untergeordneten weltlichen und geistlichen Departements namentlich verzeichnet. Das auf dem Titel bemerkte Kupfer giebt eine Ansicht des Residenz-Platzes in Salzburg, dessen Zeichnung der Hand des Künstlers Ehre macht.

Möchte doch dieses Buch zu mehreren Beschreibungen von anderen vorzüglichen deutschen Städten Gelegenheit geben, und die, welche dergleichen Arbeiten unternehmen, eben die Unterstützung bey ihren Landsleuten finden, die Hr. *W.* in Salzburg gefunden hat!

A. S.

GESCHICHTE.

Ansbach, b. Gaſſert: *Franconia. Beyträge zur Geſchichte, Topographie und Literatur von Franken.* Erſter Band. VI u. 260 S. Zweyter Band. XIV u. 218 S. 1813. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. — der vormalige kön. baieriſche Kriegsrath D. *Büttner* zu Stuttgardt, — liefert hier eine nützliche Sammlung hiſtoriſcher Aufſätze und Nachrichten, die zwar nur einzelne Theile Franconiens betreffen, aber doch immer brauchbare Materialien enthalten, die dem Geſchichtsforſcher bey der künftigen Zuſammenſtellung des Ganzen ſehr gut zu Statten kommen werden. Einen Auszug dieſer ſachreichen Sammlung werden unſere Leſer wohl nicht verlangen; wir glauben genug zu thun, nur die abgehandelten Gegenſtände anzuzeigen.

Erſter Band. I. *Denkbuch der Stadt Ansbach.* 1 Abtheilung, von den älteſten Zeiten bis zu Ende des XVII Jahrhunderts. Graf Gumbert von Rotenburg, ein Sohn Herzog Gozberts zu Würzburg, ſtiftete im VIII Jahrhundert im *Rangau* (nicht im Radenzgau) das Kloſter Onolzbach, worüber nachher die Herren von Schalkhauſen und nach ihnen die von Dornberg die Schutzvogtey beſaſsen. Dieſes Recht kam, nach Erlöſchung des dornberger Mannsſtammes, durch weibliche Erbſchaft an die Grafen von Öttingen, die (1299) vom Stifte Würzburg mit dem Caſtro und dem Domicilio in Dornberg und mit der Advocatie zu Onolzbach beliehen wurden, aber im J. 1332 dieſe Rechte und Beſitzungen den Burggrafen zu Nürnberg um 23000 Pf. Heller verkauften. Der Vf. erzählt hierauf die Geſchichte dieſer Stadt unter brandenburgiſcher Hoheit, bis zum Schluſſe des XVIII Jahrhunderts, in welchem Zeitraume ſich manches Bemerkenswerthe ereignete. Dahin gehören z. B. die Einführung der Reformation, die Seculariſirung der Klöſter, die Verwendung ihrer Güter zu wohlthätigen Inſtituten, und die Polizey-Geſetzgebung, welche manche denkwürdige Züge zur Sittengeſchichte damaliger Zeiten enthält. Von der Reformation ſagt der Vf. S. 45 ſehr richtig, daſs ſie die unglückliche Trennung der deutſchen Nation in zwey groſse Hauptparteyen veranlaſst habe, wodurch die Einheit der Nation verſchwand. Die Folgen des 30jährigen Krieges, welche die ansbachiſchen Lande betroffen haben, werden meiſtens aus ungedruckten Quellen erzählt. Nur allein die auſserordentlichen Steuern, die zu Beſtreitung der Kriegslaſten entrichtet werden muſsten, beliefen ſich im Laufe des XVII Jahrhunderts auf 12 Millionen Gulden. Über den überhand genommenen und durch die Obrigkeit begünſtigten Aberglauben lieſt man S. 61 manche Beyſpiele, die von dem Verfall der Sitten und des Unterrichts zeugen. — II. *Geſchichte des alten Stifts und der Stadt Feuchtwangen.* III. *Von der ehemaligen Burg und dem Weiler Altenberg bey Zirndorf.* IV. *Hiſtoriſche Nachrichten von dem Nonnenkloſter Birkenfeld bey Neuſtadt an der Aiſch.* V. *Briefe aus Kiſſingen und Boklot.* Geſchrieben im J. 1811. Sie enthalten meiſtens Nachrichten von der Einrichtung der beiden Curorte, von dem inneren und äuſseren Gebrauche des Waſſers, von deſſen Beſtandtheilen und Wirkungskraft u. dgl. m. Nach einer Berechnung S. 182 belaufen ſich die Unterhaltungskoſten eines Curgaſtes, auch bey der gröſsten Sparſamkeit, auf 4 fl. 35 kr. VI. *Georg Burkhard, genannt Spalatinus, bereichert ſeine Vaterſtadt Spalt mit einem Muttergottesbild.* Eine Anekdote aus den Zeiten der Reformation. VII. *De prima Sacelli in Steinbuch prope Rauhenzell origine, Sacramentoque ibidem reperto.* Aus einem alten Manuſcript. VIII. *Hiſtoriſche Nachrichten von dem Marktflecken Absberg, der alten adlichen Familie dieſes Namens und der Freyung daſelbſt.* Hier iſt beſonders das *Aſyl* zu Absberg merkwürdig, das ſich bis auf die neueſten Zeiten erhielt. Nach dem Zeugniſſe der kaiſerl. Confirmations-Urkunde vom J. 1541 hatte jeder Flüchtling und Verbrecher hier einen Zufluchtsort, und konnte, wenn er bis an die absberger Markung verfolgt wurde, von jedem daſigen Bürger in Schutz genommen werden. Nur Verbrechen der beleidigten Majeſtät und eines erwieſenen vorſätzlichen Todtſchlags waren von der Freyung ausgenommen. Vom J. 1591 bis 1792 waren zu Absberg 227 Aſylanten. Zuerſt im J. 1799 fand man für nöthig, dieſe, der Sicherheit des Staats gefährliche Freyung aufzuheben. IX. *Deutſche Gedichte aus dem XIV Jahrhundert*, deren Verfaſſer aber unbekannt ſind. X. *Miſcellen aus Chroniken.*

Im *zweyten Bande* findet man XIII, theils hiſtoriſche Abhandlungen, theils Actenſtücke: I. *Geſchichte des Auguſtiner-Nonnenkloſters Pillenreuth.* II. *Die Fiſcherey bey Pillenreuth am St. Georgen-Abend* 1450. Enthält, als Seitenſtück zum Treffen bey Atalterbach im J. 1502, eine Erzählung der Fehde zwiſchen Markgraf Albrecht zu Brandenburg und der Reichsſtadt Nürnberg, bey Gelegenheit einer, von dem Markgrafen vorgehabten Ausfiſchung der pillenreuther Weiher. III. *Geſchichte des ehemaligen Benedictiner-Kloſters Haſenrieth.* Auszug aus einem Manuſcript des ehemaligen fürſtbiſchöfl. eichſtädtiſchen Hofraths *Barth.* Dieſer Aufſatz hat für die Aufklärung der älteſten Geſchichte des Nordgauen, in welchem das Kloſter Haſenrieth lag, ungemein viel Intereſſe. Der Vf. geht über die Zeiten *Deochars,* dem das Kloſter ſein Daſeyn zu verdanken hat, zurück, und zeigt, daſs es in derjenigen Gegend geſtanden habe, welche einen Theil des herzyniſchen Waldes ausmachte. Späterhin wurde dieſe Gegend zu dem groſsen Nordgau gerechnet, der ſich, wie der Vf. meint, über die heutige Oberpfalz, das *bayreuthiſche, ansbachiſche, bambergiſche, coburgiſche* und *eichſtädtiſche* Gebiet, dann über die Gauen Sualefeld und Ries ausgebreitet hat. Dieſe Angabe kann man aber um ſo mehr als unrichtig verwerfen, weil hienach der Nordgau beynahe den gröſsten Theil von Oſtfranken verſchlungen haben würde, welches doch, urkundlichen Nachrichten zufolge, eine ſelbſtſtändige und vom Nordgau ganz abgeſonderte Provinz ausmachte. Ei-

non vorzüglichen Werth erhält übrigens dieser Aufsatz durch einige demselben beygefügte kaiserl. und königl. Urkunden von den Jahren 832, 846, 888, 900 und 995, welche das Kloster Hasenrieth betreffen, und für die Geschichte des Mittelalters wichtig sind. IV. *Glaubhafte Nachrichten von den Wundern des heil. Theocars, ersten Abtes im alten Kloster Hasenrieth.* V. *Actenstücke, den Simon Marius, seinen Aufenthalt zu Kloster-Heilsbronn und seine Empfehlung an Tycho Brahe betreffend.* Vom J. 1597—1601. VI. *Nachrichten von dem Pfarrdorf Gnottstadt, einem der sogenannten sechs Maindörfer.* Dieser Ort, von welchem eine adeliche Familie den Namen führte, gehörte im XIV Jahrhundert, nebst den übrigen 5 Maindörfern, den Herren von Braueck, nach deren Aussterben ihre Herrschaft, durch Heirath, an die Burggrafen von Magdeburg, und von diesen im J. 1448, durch Kauf, an das Haus Brandenburg überging, welches diese Besitzung dem Fürstenthum Ansbach einverleibte. VII. *Historische Nachrichten von der alten Burg und den Advocaten zu Dornberg.* Neuere Geschichtschreiber haben diese fränkische Familie mit den bairischen Grafen von Dornberg verwechselt, und ihr irrig den Grafentitel beygelegt. Diesen Irrthum berichtiget der Vf., und zeigt, dass die Vögte von Dornberg von einem alten adelichen Geschlechte, *Schalkenhausen* genannt, abstammen, welche in Urkunden vom J. 1140 die Advocatie über das St. Gumbertsstift zu Ansbach inne hatten. In eben dieser Eigenschaft erscheinen im folgenden Jahrhundert die Vögte von Dornberg, die das unweit Ansbach erbaute Bergschloss Dornberg zu ihrem Wohnsitz wählten, und sich davon einen Geschlechtsnamen beylegten. Nach ihrem Aussterben 1288 nahm ihre Schutzvogtey ein Ende, und ihre Besitzungen kamen an die Grafen von Öttingen, die solche nebst der Stadt Ansbach 1331 an die Burggrafen von Nürnberg verkauften. VIII. *Geschichte des alten adelichen Frauenklosters Sulz.* IX. *Vom Prämonstratenser-Orden.* X. *Historische Nachrichten von dem Pfarrdorf und ehemaligen Frauenkloster Königshofen.* XI. *Denkbuch der Stadt Ansbach.* II Abth. Vom Anfang des XVIII Jahrhunderts bis zu Ende der marggräflichen Regierung. Diese Fortsetzung empfiehlt sich durch manche interessante Nachrichten. Den Beschluss macht *ein Gutachten der ansbachischen Räthe, die Bestrafung des Judens Elkan Fränkels betreffend,* vom J. 1712, in welchem die dem Juden beygemessenen Verbrechen dem Landesherrn aus den Acten vorgetragen werden; und ob er gleich deren weder geständig noch überführt war, so wurde dennoch auf dessen Bestrafung angetragen. Auffallend ist es, dass man keinen Anstand nahm, die *begutachtete* Strafe, ohne Vertheidigung des Fränkels, und ohne Urtheil und Recht, an demselben zu vollziehen.

Mit Vergnügen haben wir aus der Vorrede zum 2 Band ersehen, dass Hr. *B.* noch einen ziemlichen Vorrath von dergl. diplomatischen Abhandlungen besitze, und nicht abgeneigt sey, solchen durch den Druck bekannt zu machen. Wir wünschen also, dass der Verleger durch einen reichlichen Absatz der gegenwärtigen 2 Bände zum Verlag des dritten Bandes aufgemuntert werde.

A. S.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Leipzig,* b. Steinacker: *Das Recht und die Verwaltung der milden Stiftungen mit besonderer Rücksicht auf die Vermengung ihrer Einkünfte mit dem Staatsvermögen und die von Staatswegen versuchte Veräusserung ihrer Realitäten* von *Sebald Brendel,* D. der Rechte. 1814. 54 S. 8. (10 Gr.)

Ein Doctor der Rechte hätte doch wohl den Begriff der milden Stiftungen erst feststellen sollen, um zu wissen, was er zu milden Stiftungen rechnet, ob Klöster, Collegien, Schulen, Bursen und andere Institute dieser Art davon ausgeschlossen sind oder nicht. Aus dieser Unterlassung kommen denn auch die schwankenden Bestimmungen, wonach man bald alle Institute, die mit Religion, öffentlichen Bildungsanstalten in Berührung stehen, sogar alle diejenigen, die der Mildthätigkeit gewidmet sind, aufzunehmen, bald sie auszuschliessen berechtigt wird. Dann hätte ein Doctor der Rechte die besonderen Rechte der milden Stiftungen (das Recht des freyen Eigenthums, das Recht der stiftenden Familien, ihre Pupillenrechte, die Freyheit von Besteuerung in gewissen Fällen, das Recht des besonderen Staatsschutzes sind durch einander genannt) in ihrem Wesen und in ihrer Anwendbarkeit bey Fällen, wo von Lasten des Staats und von Folgen des Kriegs die Rede ist, deutlich und genau mit allen Abweichungen angeben sollen, wenn er den Irrthümern und Fehlgriffen der neuen Verwaltung, wie seine Absicht war, vorzubeugen strebte; und war er noch Willens, sich in die Geschichte derselben einzulassen: so durfte sie nicht so dürftig und nackend erscheinen. — In Ansehung der Verwaltung zieht er gegen das Centralisiren zu Felde, weil es zur Vereinigung mit den Staatseinnahmen führe, als wenn diese nicht ohne jenes möglich wäre. Beschuldigt er doch Deutschland, es habe sich durch Frankreich, woher es seine Moden, Stickmuster, wie Stempel, Accise, genommen, zu Umgriffen verleiten lassen; damals dachte noch Niemand an das Centralisiren. — Wir wollen es gern glauben, dass der Vf. belesen und vielseitig sey; aber die Belesenheit so weit zu treiben, dass der türkische Onayf mehrmals vorkommt, dass von Davids Krönungsgemälde, von Raphaels Verklärung gesprochen, dass seine Vielseitigkeit die Plastik und die Baukunst und Tibet als die Schweiz im grossen orientalischen Naturstile in seinen Kreis zieht, ist doch unerwartet. Ob diese von uns angeführten Beyspiele passend sind, kann man an dem Schlusse sehen, der wörtlich so heisst: „So wie Cato stets wiederholte: *Carthago est delenda:* so muss durch eine fortgesetzte und übereinstimmende redliche Bemühung jenes für die milden Stiftungen so nachtheilige System endlich besiegt werden."

Dk.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1815.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Predigten* von *F. Schleiermacher*, der G. G. D. und ord. öffentl. Prof. an der Universität zu Berlin. Dritte Sammlung. 1814. 291 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

[Vgl. J. A. L. Z. 1803. No. 28 und 1809. No. 40.]

Sowie Rec. in diesen Predigten für sich viel Erbauung gefunden: so kann er auch gleichgestimmten Seelen einen wirklich schönen, herrlichen Genuss von dem Lesen derselben versprechen. Sie sind nicht, ehe sie gehalten worden, niedergeschrieben, sondern der Predigtamtsgehülfe des Vfs., Hr. *Pischon*, hat sie, wie man aus der vorgesetzten Zuschrift sieht, während des Haltens mit der Feder aufgefasst, und sein Manuscript ist sodann von dem Vf. durchgesehen und nicht gerade, um es dem, was mündlich vorgetragen worden, ganz gleich zu machen, sondern so, wie es dem Publicum übergeben werden sollte, verändert worden. Vortrefflich wird man es an diesen Kanzelreden finden, dass der Vf. immer sein Auditorium in Gedanken hat, so dass die Predigt nie eine Abhandlung, sondern immer eine Anrede ist und bleibt, wie sie es seyn soll, was aber so viele Geistliche zu vergessen scheinen. Dann schwebt ihm auch immer vor, was eine christliche Gemeine seyn soll, und was der Zweck ihrer Zusammenkünfte ist. Man sieht nämlich hier noch mehr als aus des Vfs. früheren Predigten, dass er die christliche Kirche als eine Gesellschaft betrachtet, deren Glieder in sich und um sich her das Reich Gottes herbeyführen oder erweitern helfen, und dass ihre Versammlungen dazu dienen sollen, sie in diesem Vorsatz zu stärken und in der Ausführung desselben immer weiser zu machen. Auf diesen Zweck zielt Alles, was der Vf. sagt; ja es scheint, als ob er sich bemühte, ihn vorzüglich durch das zu erreichen, was unstreitig bey den Reden der Apostel und allerersten christlichen Lehrer das vornehmste Mittel zur Vollführung dieses Werkes war, nämlich, durch die Erinnerung an die Absichten, Tugenden, Thaten und Schicksale Jesu. Denn wie die ersten Christen gewiss in ihren religiösen Zusammenkünften hauptsächlich Jesu gedachten, auf Jesum Stellen des alten Testam. anwandten, aus Reden und den Fügungen Gottes mit ihm Lehren der Weisheit und Ermunterungen zum Guten herzunehmen suchten: so ist in diesen Predigten auch immer ein Zug aus dem Leben Jesu oder eines seiner Worte, unter besonderen Umständen in seinem Leben gesagt, als Veranlassung zu der Lehre gebraucht, die gegeben werden soll. Daher haben auch alle diese Predigten, die achte allein ausgenommen, Texte aus den Evangelien, und auch die achte, über 1 Petr. 4, 8—10, ist so abgehandelt, als sey sie bloss durch das Andenken an die Lage veranlasst, in welcher sich die Apostel befanden, als sie der sichtbaren Gegenwart ihres Herrn beraubt, und sich der versprochenen Geistesfülle noch nicht vollkommen bewusst geworden waren. Diese Umstände aus der Geschichte Jesu dienen aber nicht nur zum Anlass der Abhandlung, sondern sie werden auch zur Erläuterung der zu gebenden Lehren und Ermunterungen reichlich benutzt, und zwar nicht bloss, wo sie Gelegenheit zur Auswahl des Themas gegeben haben, sondern auch, wo etwas Einzelnes in den Predigten aufzuklären oder lebhaft zu machen ist. Hier werden Prediger von dem Vf. um so mehr lernen können, als heutiges Tages viele mit der biblischen Geschichte zu wenig bekannt sind, und andere entweder nicht daran denken, oder es nicht recht verstehen, bey den Kanzelvorträgen sie zu gebrauchen. Rec. wünscht hier und wird sich selbst bemühen, vom Vf. zu lernen. Denn wie nützlich wird doch Geschichte dem Redner!

Schon aus dem Bisherigen wird man schliessen, es müsse in diesen Reden sehr merklich seyn, dass der Vf. tief in den Geist des Christenthums eingedrungen ist. So findet es sich auch in der That; und je mehr noch immer Predigten gehalten werden, in welchen auf das Eigenthümliche der Religion Jesu wenig Rücksicht genommen wird: um so mehr ist es nöthig, auf diesen Vorzug aufmerksam zu machen. Er wird nach Rec. Urtheil noch dadurch erhöht, dass, obgleich fast Alles, was hier gesagt wird, gleichsam aus dem innersten Heiligthum der christlichen Wahrheit genommen ist, doch nicht in der Sprache irgend eines Systemes, sondern nur der Bibel gesprochen wird. Mag es seyn, wie man aus anderen Schriften des Vfs. zu schliessen berechtigt scheint, dass er bey den Worten, die er gebraucht, nicht immer eben das, was sein Zuhörer, denkt: so dienen sie ihm doch zu einem Zwischenpunct, von wo er entweder zu den Zuhörern sich herablässt, oder sie zu sich erheben will, und dergleichen muss ja jeder Prediger haben.

Noch muss gerühmt werden, dass diese Predigten tiefe Blicke in das menschliche Herz verrathen und immer in den Grund desselben gehen, um ihn noch mehr zu heiligen, auch öfters moralische Lehren von weitem Umfange und tiefer Wirkung geben, die von den Predigern wenig eingeschärft zu werden

pflegen. Zwey Themata find von der Art, wie fie wohl oft auf die Kanzel kommen, die übrigen mufs man geradezu neu nennen; aber auch jene werden fo abgehandelt, dafs theils auf das Eigenthümliche der Zeit befondere Rückficht genommen wird, theils auch die meiften Prediger darin eine neue Belehrung finden werden. Man fehe nur, wie in der 12 Predigt (dafs man fich nicht freuen folle über das, was man ausrichtet, nach Luc. 10, 17 — 20) im zweyten Theil ausgeführt wird, dafs diefe Freude der Liebe fchaden würde, und dafs wir fie nicht immer würden feft halten können, oder wie in der 13ten (dafs viele Jünger Jefu zu feyn wähnen, die es nicht find, nach Luc. 14, 25 — 35) gezeigt wird, woher diefs kömmt, und dafs weder diejenigen, die fich wegen ihrer Wohlthätigkeit, noch die, welche fich wegen ihrer Achtung für das Pflichtgebot, noch die, welche fich wegen ihres Fefthaltens an der chriftlichen Lehre, noch endlich die, welche fich wegen ihrer chriftlichen Gefühle für gute Chriften halten, es wahrhaft find. Wie felten wird befonders das letzte Thema mit diefer Umficht und fo zeitgemäfs von der Kanzel abgehandelt!

Endlich verdient auch die Diction des Vfs. an manchen Stellen ihr gebührendes Lob. Der Lefer wird hie und da wirklich ergriffen und fortgeriffen, und der Vortrag ift um fo wirkfamer, je ruhiger der Redner zu bleiben fcheint. Beym Hören müffen diefe Stellen noch einen ftärkeren Effect machen. Man fieht, dafs der Vf. auf die Wirkung hinarbeitet, ftatt dafs viele Prediger entweder nur zu predigen fcheinen, weil gepredigt werden foll und mufs, oder damit fie Beyfall erhalten, damit man ihre Predigt gut finden und fie für gefchickte Prediger erkenne.

Sogern aber Rec. die grofsen Vorzüge diefer Kanzelvorträge anerkennt, und fo anerkennt, dafs er fie als Mufter aufftellen möchte: fo hält er es doch auch für Pflicht, auf zwey an ihnen bemerkbare grofse Fehler aufmerkfam zu machen, vor deren Nachahmung gewarnt werden mufs. Sie kommen beide davon her, dafs der Vf. fich feine Zuhörer auf einer höheren Stufe theils der Verftandesbildung, theils der Tugend ftehend denkt, als fie fich doch gewifs befinden. Das Eine, dafs fie überall als fchon der Heiligung nachftrebend oder gar theilhaftig, gern für das geiftige Reich Gottes arbeitend gedacht werden, zeigt fich überall, höchftens in dem ausgenommen, was oben aus der 13 Predigt angeführt wurde. So heifst es z. B. in der zwölften: Wir wollen alle das ganze Reich Gottes u. f. w. Wenn wir etwas Grofses für daffelbe gethan haben, theilen wir diefs mit vielen, mit welchen wir uns doch nicht in eine Reihe ftellen möchten. In diefem Tone wird überall gefprochen. Der Vf. kann denfelben vielleicht dadurch rechtfertigen, einmal dafs chriftliche Predigten Anreden an folche find, die fchon das Bekenntnifs chriftlicher Gefinnung öffentlich abgelegt und fefte Vorfätze dazu mehr als einmal vor der Gemeine gefafst haben, dann, dafs die wirklich Rohen und fchlecht Gefinnten jetzt wenig oder gar nicht in die Kirche kommen, und endlich dadurch, dafs die Wahrheit, fo vorgetragen, ihren Eindruck auf das Gewiffen auch folcher Menfchen, die fich noch nicht zu denen zählen können, die eigentlich angeredet werden, nicht verfehlen kann, indem doch immer ihnen das richtige Mafs vorgehalten wird, wonach fie fich meffen müffen. Einige Prediger, zu denen man aber den Vf., nach dem Geifte, der in diefen Predigten wehet, offenbar nicht rechnen kann, fcheinen das, dafs fie ihre Zuhörer frömmer fchildern, als fie feyn mögen, als eine Redefigur zu gebrauchen, und meinen vielleicht darum, weil fie ihnen fchmeicheln, um fo lieber gehört zu werden, oder auch, da Vorwürfe nur erbittern, um fo mehr Nutzen zu ftiften. Aber die letzte Denkungsart wird man an einem Prediger der Wahrheit doch immer verwerflich finden, und wenn gleich die Kanzel nie der Ort des Schmähens und Scheltens feyn darf, und dadurch gewifs nichts ausgerichtet wird: fo darf doch nicht von diefer heiligen Stätte herab ein Vorzug der ganzen Gemeine gelobt werden, der fich in den wenigften Gliedern findet. Man mufs es doch in den Predigten merken laffen, dafs einige das Irdifche noch viel höher halten als das Geiftige, fich um diefes noch viel zu wenig bekümmern, und der Wahrheit und Tugend noch viel zu wenig nachftreben. Wenn auch nicht der gröfste Theil unferer Zuhörer aus folchen Menfchen befteht: fo wird man doch zugeben, dafs ihrer noch fehr viele unter denen find, die in unfere chriftlichen Verfammlungen kommen, ja, dafs in allen Mitgliedern derfelben der Sinn für das Höhere und Ewige noch mehr geweckt werden mufs. Dafs diefs auch gefchehen könne, wenn man in dem Tone des Vfs. fpricht, will Rec. nicht ganz leugnen; aber eben fo wenig kann doch auch in Abrede geftellt werden, dafs dadurch das erzeugt und genährt wird, was man fonft geiftlichen Stolz und fleifchliche Sicherheit nannte, und in der jetzigen Zeit leider nur allzu vorherrfchend ift. — Doch, wollte man auch diefen Fehler dem Vf. zu gute halten und davon fo traurige Folgen nicht befürchten: fo ift der andere, der davon herrührt, dafs er feine Zuhörer für gebildeter und geiftreicher hält, als fie find, gewifs von fehr nachtheiliger Wirkung. Denn dadurch entfteht ein faft gänzlicher Mangel an Popularität oder Gemeinverftändlichkeit. Der Vf. mag immer für fich haben, dafs man in Berlin vor einem durch Lectüre fehr vorbereiteten Auditorium rede, dafs fich befonders zu ihm ein folches fammle, oder dafs eine Predigt ihrer Natur nach wenig gebildeten Zuhörern gar nicht gehalten und nützlich werden könne, oder, da es fchlechterdings unmöglich fey, allen fo fehr verfchiedenen Theilnehmern an unferen gottesdienftlichen Verfammlungen Alles zu werden, der Prediger fich eine Claffe derfelben, der er Worte ans Herz fprechen wolle, herausheben und die übrigen gleichfam an andere verweifen müffe, dergleichen fie alle, ein jeder für fich, in einer folchen Stadt, wie Berlin, auch immer finden würden, und dafs man jedem, alfo auch ihm, darin freye Wahl laffen müffe; oder er mag auch der Meinung feyn, dafs der Vortrag der Religionslehren weder eine grofse Verftändlichkeit verftatte noch bedürfe, weil zu dem religiö-

sen Herzen geredet werden müsse, und diesem gar Manches hinlänglich klar sey, was dem Verstande nicht hell gemacht werden könne. Alles diess kann nach Rec. Urtheil die geringe Gemeinverständlichkeit, die in diesen Predigten herrschet, nicht entschuldigen. Denn in allen christlichen Zusammenkünften findet sich ein grosser und wohl der grösste Theil solcher Glieder, die wenig von unseren neueren Schriften lesen, und diesen, als dem grössten Theile, muss vornehmlich gepredigt werden. *Den Armen*, sagt unser Herr, *wird das Evangelium gepredigt*, und eigentlich müsste man es nach Rec. Meinung jeder Predigt ansehen, dass ihr Vf. die Classen, wozu der sogenannte gemeine oder Mittel-Mann gehört, vorzüglich im Auge hat, und die übrigen Zuhörer müssten, wie *W. A. Teller* einmal in einer Predigt sagt, auch darin das gute Herz zeigen, womit man das göttliche Wort hören muss, dass sie es gerne sehen, dass alles vornehmlich für diese, nicht für sie, eingerichtet ist, zumal da doch auch sie in der Kirche als Menschen, und nicht als Gelehrte oder Vornehme, betrachtet werden sollen. Was übrigens die Natur der Predigten und christlichen Religionswahrheiten betrifft: so giebt Rec. gern zu, dass das Bemühen, überall ganz deutlich reden zu wollen, sehr irre führen kann, dass Lebendigkeit einer der grössten Vorzüge ist, welche unsere Predigten haben müssen, und dass allerdings vor ganz Ungebildeten eine Predigt schwerlich mit grossem Nutzen gehalten werden kann. Aber so Ununterrichtete, denen ein Mann von dem Geiste unseres Vfs. nicht nützlich werden könnte, wenn er daran dächte, sich herabzulassen, giebt es sehr wenige. Nur einseitig gebildete Prediger, die ihre ganze Religionskenntniss mehr in Worten, als im Geiste und Herzen haben, verstehen diese Kunst wenig; und gehört dazu, wie zu allem Predigen, keine völlige Deutlichkeit: so darf es doch an einer gewissen Verständlichkeit nicht fehlen, wenn nicht alle Frucht der Religionsvorträge für die meisten Zuhörer ganz verloren gehen soll. Daran aber fehlt es gewiss den meisten dieser Predigten, zwar nicht in allen, aber doch in den meisten Stellen. Die beiden letzten, und allenfalls einen grossen Theil der eilften, über den Zusammenhang der Vergebung und der Liebe nach Luc. 7, 36—50, wird man einigermassen von diesem Vorwurfe freysprechen, so wie diejenigen Stellen, worin Erläuterungen aus der biblischen Geschichte gegeben werden, wenn gleich auch dabey zuweilen die Anspielungen so eingewebt werden, dass man mit der biblischen Geschichte schon sehr bekannt seyn muss, um sie zu verstehen. Sonst aber muss gewiss auch der gebildete Leser mehrere Predigten und manche Stellen in ihnen mehrmals lesen, ehe er ihren Sinn recht auffasst, ein offenbarer Beweis, dass sie für den Zuhörer ziemlich umsonst gehalten wurden, da vor diesem die Worte viel zu schnell vorüber gingen.

Dieser Mangel an gehöriger Verständlichkeit liegt nur selten im Stil oder in der Sprache; vielmehr können die einzelnen Redensarten, die der Vf. gebraucht, alle auf der Kanzel vorkommen. Der Stil hat mehrentheils eine grosse Klarheit, und nur selten kommen etwas unverständliche Wortfügungen vor, wie z. B. S. 241: „Nicht nur dass Jeder seinen eigenen Gegenstand hat, der seine Seele besonders anzieht, während andere, von Anderen geliebt und gesucht, ihn gleichgültig lassen," wo es verständlicher seyn würde, wenn es hiesse: Nicht nur dass Jeder etwas Eigenes hat, was seine Seele besonders anzieht, während Andere wieder an solchen Dingen Gefallen finden, die ihn gleichgültig lassen. Denn bey dem Ausdruck des Vfs. bleibt es dem Zuhörer vielleicht eine Zeitlang zweifelhaft, ob andere Menschen oder Gegenstände gemeint sind. Auf diese kleinen Verstösse würde gar Wenig ankommen; wer kann sich ganz von ihnen frey erhalten? Die zu rügende Unverständlichkeit liegt vielmehr zum Theil in den Themen, zum Theil in der ganzen Art der Ausführung, und zwar auch hier nur selten in dem Ausdruck desselben, sondern darin, dass die Wenigsten beym einmaligen Hören eigentlich lernen, was ihnen empfohlen, oder wovor ihnen eine Warnung ertheilt wird, ob sie in einer Lage sich befinden, in der sie das Vorgetragene auf sich anwenden können, oder was das für eine Lage sey. Der Ausdruck im Thema der vierten Predigt, von dem Vorurtheile des Buchstabens, ist gewiss den wenigsten Zuhörern verständlich genug, und wird auch in der Predigt selbst zu wenig deutlich gemacht. Bey der zehnten, wie sich in grossen Wendepuncten der menschlichen Dinge die Würdigen verhalten, wissen gewiss die Wenigsten, ob und wann solche Wendepuncte vorhanden sind. Bey der achten, wie wir eine Zeit zwischen grossen Ereignissen liegend anwenden sollen, wird es Wenigen klar werden, dass von der Anwendung fast ihres ganzen Lebens die Rede sey, indem solche grosse Ereignisse selten sind, und dass sie eigentlich davor gewarnt werden sollen, das Alltägliche nicht für unwichtig zu halten.

Wenn in der ersten Predigt, dass man bey Anknüpfung der freundschaftlichen Verhältnisse eben so schlicht und gerade, und eben so gläubig und vertrauensvoll zu Werke gehen müsse, wie unser Herr und seine Jünger dabey, wie sie einander fanden: so bleibt ungeachtet alles dessen, was darüber gesagt wird, ganz dem Gefühle eines Jeden überlassen, wie das geschieht. Wenn angeführt, oder mehr ausgehoben wäre, wodurch dagegen gefehlt wird: so würde Alles leicht heller werden. Bey der zweyten über das Gespräch Jesu mit der Samariterin Joh. 4, die im ersten Theile so viel Treffliches enthält, werden im zweyten und dritten Wenige einsehen, wie sie Jesum sich dabey zum Vorbild nehmen können, obgleich die Veranlassungen dazu häufig genug sind, auf welche der Zuhörer nur zu wenig hingeleitet wird. Bey der dritten wird es Vielen schwer werden, zu wissen, ob die Sünde etwas ihnen Fremdes, oder noch zu ihnen Gehöriges sey; auch im zweyten und dritten Theile müsste mehr ins Einzelne gegangen seyn, wenn gehörige Klarheit herrschen sollte. Um so grösser die Vorzüge dieser Predigten sind, und um so mehr und leichter der Vf. Nachahmer findet, wie er deren bisher

ſchon mehrere gefunden hat: um ſo mehr glaubte Rec. darauf, wie auf den erſten Fehler, die Aufmerkſamkeit der Leſer hinrichten zu müſſen, damit doch ja nicht unſer Predigen ein tönendes Erz und eine klingende Schelle werde, welches um ſo leichter geſchehen kann, wenn man den Vf. nachahmt, ohne ſeinen Geiſt zu haben.

Dfr.

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *Gebete und Betrachtungen für kranke und ſterbende Chriſten, und die, welche ſie umgeben.* Von *H. Peronnet*, Oberpfarrer an der Kirche zum heiligen Ambroſius in Melun. (Ohne Jahrzahl.) XVI und 472 S. 8. (12 Gr.)

In der Überzeugung, daſs Jeſus nicht nur das beſte, erhabenſte Muſter für alle Menſchen überhaupt, ſondern auch insbeſondere für Kranke und Sterbende ſeyn könne, hat der Vf. obiger Schrift, nach der Vorrede, das Leiden Jeſu von ſeiner letzten Oſtermahlzeit, und von der Einſetzung des heiligen Abendmahls an bis zu ſeiner Kreuzigung, als Bild des Zuſtandes eines kranken Chriſten, und das Leiden Jeſu von ſeiner Kreuzigung bis zu ſeinem letzten Seufzer, als ein Bild des Zuſtandes ſterbender Chriſten vorgeſtellt. Warum aber als ein Bild des Zuſtandes, und nicht vielmehr als ein Bild des Verhaltens? Die Betrachtungen, oder, wie ſie hier genannt werden, die Andachten ſelbſt, ſind ſo eingerichtet, daſs ihnen immer ein Umſtand aus den Leiden Jeſu zum Thema dient, und eine Ähnlichkeit zwiſchen Jeſu Leiden und eigenen geſucht wird. Freylich iſt die Anwendung nicht allemal leicht und ungezwungen, oft genug wird ſie ſonderbar. Z. B. Andacht 10. Ein von dem kranken Chriſten zur Anhörung ſeiner Beichte beſchickter Prieſter vertritt bey ihm die Stelle des Engels, welcher Jeſum tröſtete. Andacht 11. Der kranke Chriſt macht ſich zum Empfange der heiligen Wegzehrung geſchickt, wie ſich Jeſus anſchickte, die letzte Oſtermahlzeit zu halten. Andacht 19. Jeſus ſetzt dem Eifer des heiligen Petrus, ihn zu vertheidigen, den Willen ſeines Vaters entgegen, und der kranke Chriſt den Heilmitteln, die man zu ſeiner Linderung gebraucht, den Willen Gottes. Andacht 22. Jeſus, der, ohne ſich zu beſchweren, ſich von einem Richterſtuhle zum anderen führen läſst, lehrt den kranken Chriſten, die Abwechſelungen ſeiner Krankheit ohne Murren zu erdulden. Andacht 36. Der kranke Chriſt vereinigt die Schmerzen, die er in ſeinem Kopfe empfindet, mit denjenigen, welche Jeſus erduldete, da man ihm eine Dornenkrone aufſetzte. Andacht 44. Die Worte Jeſu an die Töchter Jeruſalems geben dem kranken Chriſten Gelegenheit, ſeinen Kindern mit dem ihnen ertheilten Segen gute Ermahnungen zu geben. Andacht 45. Indem der kranke Chriſt ſieht, daſs Jeſus den dargereichten bitteren Trank nur koſtet, bittet er ihn um die Gnade, ihn denſelben vollends austrinken zu laſſen. Andacht 53. Der ſterbende Chriſt bedient ſich, um ſich der heiligen Jungfrau zu empfehlen, der Worte, deren ſich Jeſus am Kreuze bediente, um ihr den heiligen Johannes zu empfehlen. Andacht 56. Der Durſt Jeſu erregt in dem Herzen des ſterbenden Chriſten Durſt nach den ewigen Gütern. Andacht 57. Der ſterbende Chriſt nimmt die unangenehmen Getränke ein, und ſucht ſich dadurch mit Jeſu zu vereinigen, dem man Eſſig darreichte u. ſ. w. Die Überſetzung iſt durch viele Druckfehler verunſtaltet.

— R —

K L E I N E S C H R I F T E N.

Erbauungsschriften. *Ansbach*, b. Brügel: *Predigt nach dem ſiegreichen Einzug der verbündeten Heere in Paris.* Am 18 April 1814 gehalten von *Adam Theod. Alb. Franz Lehmus,* Diaconus. Zum Beſten der Armen. 1814. 31 S. 8.

Der Vf. hat das Thema gewählt, welches, wie uns mehrere gedruckte Predigten bewieſen, von vielen ſeiner Brüder für das Siegesfeſt bearbeitet wurde: „*Die groſsen Begebenheiten unſerer Tage, als ein Sieg Gottes über das ungöttliche Weſen,*" nach Pſ. 118, 15 — 25, und insbeſondere als ein Sieg der göttlichen *Gerechtigkeit, Heiligkeit,* und *Erbarmung.* Hieraus ergiebt ſich, auf welchen Geſichtspuncten der Gedankengang des Vfs. vornehmlich beruht. Die beredte Sprache dieſer Predigt würde durchgängig Beyfall erlangen, wenn hie und da gewiſſe Auswüchſe beſonders in den gewählten *Bildern,* die mit dem reinen Geſchmack nicht übereinſtimmen, vermieden wären. Dahin gehören die „*Leichname (!) des Rechtſinnes und der Liebe für Selbſtſtändigkeit und Vaterland*", die aus ihren Gräbern erſtanden ſeyn ſollen; — die perſonificirte Religion, welche der Vf. „*Verzeihung lächelnd vom Himmel zurückkehren*" läſst u. ſ. w. Auch die tiradenmäſsige Schilderung des Geſtürzten, „auf den der Himmel mit Entſetzen herabblickt, während die Hölle ein lautes Hohngelächter anſtimmt," hat uns Anſtoſs gegeben. Dergleichen ſchmeckt — was der Vf. gewiſs am wenigſten mag — nach franzöſiſchem Redeprunk.

Wir laſſen hierauf ſogleich die Anzeige einer früher erſchienenen Predigt deſſelben Vfs. folgen:

Ansbach, b. Rappold: *Was wir ſeyn, wozu und wie wir wirken müſſen, wenn wir ſtark im Geiſte ſeyn wollen.* Eine Predigt über Röm. 15, 1 — 6. am 27 Jul. 1813. Bey der Synode zu Ansbach gehalten von *A. Th. A. Fr. Lehmus* u. ſ. w. 32 S. 8.

Auf die Frage, welche der Titel aufſtellt, wird dem Texte nach geantwortet: „wenn wir Nachſicht gegen die Schwachen zeigen, wenn wir Demuth und Beſcheidenheit nicht vergeſſen, und überhaupt durch einen gebildeten Verſtand und durch Trefflichkeit der Geſinnung und des Wandels ein leuchtendes Vorbild aufſtellen, wenn wir bey unſerem Wirken nur den Zweck, Beſſerung, chriſtliche Einheit im Geiſte und Verherrlichung Gottes zu fördern uns vorſetzen, und dieſen Zweck mit Selbſtverleugnung, mit Gemeinſinn und mit Hoffnung zu erreichen ſuchen." Viel, vielleicht zu viel Materie für Einen Vortrag, deren concentrirte Abhandlung überdieſs durch die gewählte analytiſche Methode erſchwert wird. Doch verdient, hievon abgeſehen, dieſe freymüthige Synodalrede ihr Publicum unter denen Predigern des göttlichen Worts zu finden, welche ſich für das „Starkwerden im Geiſt" einen regſamen Sinn bewahren.

NA.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1815.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Weigel: ΟΠΠΙΑΝΟΥ ΚΥΝΗΓΕΤΙΚΑ ΚΑΙ ΑΛΙΕΥΤΙΚΑ. *Oppiani Cynegetica et Halieutica.* Ad fidem librorum ſcriptorum emendavit *Joannes Gottlob Schneider*, Saxo. Accedunt verſiones latinae metrica et proſaica, plurima anecdota et index Graecitatis. 1813. XVI. 250 und 98 S. gr. 8. (2 Rthlr. 16 Gr.)

Die beiden Gedichte, die unter dem Namen des Oppianus auf uns gekommen ſind, haben in früheren Zeiten häufige Bewunderer gefunden: die Behandlung des Stoffes wie der Form iſt dadurch auf mancherley Weiſe gefördert worden bis auf *Conrad Rittershuſius*, der am Ende des 16 Jahrhunderts eine vollſtändige Ausgabe des Dichters veranſtaltete. Doch ſchien dieſem dadurch nicht eben geholfen; vielmehr wurde er ſeitdem weit weniger geleſen, als er verdiente; der unerträglich breite, von falſcher Gelehrſamkeit prunkende Commentar des Herausgebers ſchien alle Leſer zu verſcheuchen, wenige Philologen ausgenommen, die doch leſen muſsten, was griechiſch geſchrieben war. Beiden daher, den Freunden griechiſcher Literatur wie der Naturgeſchichte, war es eine erwünſchte Gabe, als im Jahre 1776 Hr. *Schneider*, damals in Straſsburg, mit *Brunck* verbunden eine neue Ausgabe des Oppianus lieferte, die erſte ſeit 180 Jahren. Man bekam einen ziemlich vollſtändigen, durch neue Bemühungen vermehrten kritiſchen Apparat; auf ſchwierige und verdorbene Stellen machten die Anmerkungen aufmerkſam, wenn man auch mitunter nicht ohne Grund klagte über die Veränderung, die groſsentheils durch *Bruncks* in mehr als einem griechiſchen Dichter erprobte, nicht immer heilſame Schneidekritik auch dem Oppianus zugefügt war; was etwa in der *rittershuſiſchen* Ausgabe mehr ſtand, vermiſste man nicht ungern, Mancher wenigſtens war froh, den Wuſt alter Gloſſen oder ſogenannter Scholien nicht mehr zu ſehen, und was beſonders wünſchenswerth war, die dem Oppianus ſo nöthige Sacherklärung gab Hr. *S.* an mehr als einer Stelle. Als nun nach einem langen Zwiſchenraume Hr. *S.* dem Oppianus aufs Neue ſeine Bemühungen zuzuwenden verſprach, waren die Wünſche der Verſtändigen ziemlich dieſelben. Seit der Zeit der erſten Ausgabe hatte man ſich gewöhnt, an den Herausgeber eines griechiſchen Schriftſtellers weit höhere Foderungen zu machen, als man vor 40 Jahren machte: ſo daſs, was damals angeprieſen wurde, jetzt oft mit Mühe ſein Daſeyn über die Meſſe hinaus friſten kann. Man verlangte jetzt einen nicht bloſs lesbaren Text, man verlangte den Text, den Oppianus gab; nicht wie er ihn hätte ſchreiben können, ſondern wie er ihn geſchrieben hatte; man foderte mithin Verzichtleiſtung auf manche zu voreilig gebilligte eigene oder fremde Veränderung des Textes und genaueres Anſchlieſsen an die Spur der Handſchriften; man erwartete einen kritiſchen Apparat, der, wenn nicht bereichert durch neuen Zuwachs, doch Alles enthielte, was in der alten ſchon vergriffenen, und faſt ſeltenen Ausgabe gegeben war; in Hinſicht auf Erklärung wünſchte man ebenfalls nicht bloſs das ſchon früher Gegebene und Berichtigung deſſelben, wo es Noth that, ſondern auch neue Belehrungen über ſonſt noch nicht behandelte, doch der Behandlung bedürftige Stellen, eine Foderung, welche zu befriedigen, der vielumfaſſenden Gelehrſamkeit des Herausgebers nicht ſchwer fallen konnte. Leider iſt ſie unerfüllt geblieben; er giebt nicht einmal Hoffnung, ihr künftig zu willfahren. Was könnten wir hiezu ſagen? Unſere Wünſche haben wir genugſam zu erkennen gegeben; möchte man ſie als Bitte annehmen und nicht vernachläſſigen! Wie aber die anderen Foderungen erfüllt ſeyen, das wird eine mit Wahrheitsliebe und Unparteylichkeit angeſtellte Zergliederung des Ganzen lehren.

Hr. *S.* hatte bekanntlich in ſeiner früheren Ausgabe die Kynegetika und die Halieutika für herrührend erklärt von verſchiedenen Verfaſſern; dieſe Meinung war nicht ohne Heftigkeit in der Ausgabe der Kynegetika von *Belin de Ballu* (Straſsburg 1786) beſtritten worden; den Einwürfen dieſes Gelehrten wird mit gleicher Heftigkeit in der Vorrede zur neuen Ausgabe geantwortet. Wir ſondern die Gründe aus, welche für die aufgeſtellte Meinung bis jetzt beygebracht ſind; es ſind einige hiſtoriſche, aus den Gedichten ſelbſt entnommene Zeugniſſe, die ſchon früher und jetzt von Neuem beſprochen ſind. Den Anfang machen zwey Stellen im zweyten Buche der Kynegetika; ſie ſollen Verſchiedenheit des Vaterlandes der Verfaſſer der Kyneg. und Halieut. beweiſen. In der erſten V. 125 heiſst es in den alten Ausgaben von dem Fluſſe Orontes: *αὐτὸς δ' ἐν μεσάτοισιν ἐπαιγίζων πεδίοισιν αἰὲν ἀεξόμενος καὶ τείχεος ἐγγὺς ὁδεύων χέρσον ὁμοῦ καὶ νῆσόν ἐμὴν πόλιν ὕδατι χεύων.* Der franzöſiſche Herausgeber ſchrieb *ἔβη* ſtatt *ἐμὴν*, eine Verbeſſerung, die uns leichter ſcheint als irgend eine andere, die doch irgendwo der Stelle beygebracht werden muſs, da es ſonſt durchaus an einem Tempus Finitum fehlt. Wir können Hn. *S.* nicht beyſtimmen, wenn er die Stelle

nach dieser Verbesserung für sinnlos erklärt, das *judicium commune* des Lesers zu Hülfe rufend, und meinend, man müsse dann folgendermaſsen übersetzen: *Ipse vero Orontes fluvius mediis in campis ruebat semper crescens et prope moenia accedens Chersonesum ivit, urbem aquis inundabat*, und hinzusetzend (pag. IX): *Ridiculam tautologiam vel potius balbutiem poetae vides, quam impegit Gallus amasio suo, cujus patriam Ciliciam tueri volebat.* Hr. *S.* würde dem gelehrten Franzosen (*Gallus* heiſst er das ganze Buch hindurch gar verächtlich) nicht Unrecht gethan haben, hätte nicht er, der zweymal das Imperfectum statt des Participiums in den Text hineincorrigirt, jenem seine eigene Änderung untergeschoben: so muſsten Beider Änderungen, unter einander gemischt, die Stelle entstellen. *Belin* lieſt nicht ὁδεύει und nicht χεῦεν, sondern den Handschriften treu, ὁδεύων und χεύων, und so konnte kein anderer Sinn hervorgehen, als dieser: der Fluſs ging die Stadt, welche zugleich Land und Insel war, mit seinem Wasser überschwemmend. An ἔβη, vom Flusse gebraucht, wird sich hoffentlich Keiner stoſsen, der ohne Scheu vom Gange und Laufe eines Stromes spricht; sonst würde ihn ein jener Stelle nahes καταβαίνετον, Cyneg. II, 139, und ein ähnliches εἶσι straſen bey Dionysius Periegetes 1088: Ἰνδὸς Ἐρυθραίης κατεναντίον εἶσι θαλάσσης, anderer Stellen nicht zu gedenken. — Was die zweyte oppianische Stelle, Cyneg. II, 156 anlangt: so bricht der Dichter hier ab, was er von den syrischen Fluren und dem Grabmal des Memnon sagte, also anhebend: Ἀλλὰ τὰ μὲν κατὰ κόσμον ἀείσομεν εὔρεα κάλλη πάτρης ἡμετέρης ἐρατῇ πιμπληΐδι μολπῇ. Hn. *S.* entgegen, der hier einen neuen Beweis findet für die syrische Herkunft des Verfassers der Kynegetika, lieſt *B. de Ballu* ὑμετέρης, eine Anrede findend an den Caracalla, oder wie sein eigentlicher Name war, an den Antoninus Bassianus, und an seine Mutter Julia. Dagegen meint Hr. *S.* (S. X): Oppianus hat sein Werk bloſs dem Caracalla dedicirt, nicht zugleich der Mutter. Wäre das: so würde es uns nicht irre machen; ὑμετέρης stände dann gleichbedeutend mit σῆς, ein Gebrauch, der sich bey den späteren Epikern rechtfertigen läſst. So sagt bey Nonnus Dionys. VIII, 297 Semele zum Zeus: ἤθελον εἴ με κόμισσας ἐν ὕδασι ταῦρος ὁδίτης ὤμοις ὑμετέροισιν, „auf deinen Schultern." Wie aber, wenn Einer behauptete, nicht bloſs dem Kaiser, sondern auch seiner an der Regierung theilnehmenden Mutter sey das Buch geweiht, und dieſs sey deutlich genug zu ersehen aus dem übertriebenen Lobe der Kaiserin am Anfang des Gedichts V. 4—7? Denn daſs Domna und Julia dieselbe Person sey, wird wohl Niemand bezweifeln nach dem von Salmasius zu Ael. Spartianus Severus cap. XX geführten Beweise. Weiter meint Hr. *S.*, es sey das Buch nicht an Julia und Antoninus Bassianus geschrieben, sondern an Caracalla (*hos non alloquitur poeta, sed Antoninum Caracallam*). Wer diese Distinction nicht versteht — auch uns geht es so —, der möchte glauben, hier seyen Antoninus Bassianus und Caracalla als verschiedene Personen angenommen, was sie doch nicht sind. Zum Dritten wird behauptet, wenn man nicht erweisen könnte, daſs Caracalla aus Apamea, nicht bloſs aus Syrien wäre: so könne dem Vf. der Kynegetika die syrische Abstammung nicht angefochten werden, und ἡμετέρης in jener Stelle sey nicht zu ändern. Auch diese Einwendung will nicht viel sagen. Denn der Zusammenhang, in welchem jenes πάτρης ἡμετέρης steht mit dem Vorhergehenden, fodert durchaus nicht, daſs die Stadt Apamea darunter verstanden werde, sondern ganz Syrien. Fragt man nun, ob alsdann von des Caracalla Herkunft die Rede seyn kann: so läſst sich dieses nicht anders als bejahen. War er auch nicht geboren in Syrien: so konnte doch Syrien, das Vaterland seiner Mutter der Julie —, daſs sie es war, beweisen die von Salmasius zu der angeführten Stelle des Spartianus gesammelten Zeugnisse — als das Land angegeben werden, wo er herstammte, und dieſs ist πάτρη. Daſs die Bestimmung nach der Mutter gemacht ist, scheint freylich wenig römisch, wird aber durch die Zeit, in der sie geschah, vollkommen gerechtfertigt. Und somit würde auch diese Stelle nicht beweisend seyn. Hr. *S.* selbst scheint wenig Gewicht darauf zu legen, da er zuletzt noch den Weg offen läſst, anzunehmen, Oppianus habe das Bürgerrecht von Apamea erhalten. Doch auch dieser Nothbehelf war nicht nöthig. Wir halten das belinsche ὑμετέρης jetzt für gesichert: sonst würde auch die alte Lesart für die Hauptsache wenig beweisen. Denn wenn man daraus sähe, der Vf. der Kynegetika sey ein Syrier: so könnte man dieſs auch auf den der Halieutika übertragen, der nirgends widerspricht; die Zeugnisse in den alten Lebensbeschreibungen des Oppian brauchte man nicht für vollgültig zu erkennen, schon weil die doppelten Angaben, theils Oppianus sey aus Korykos, theils er sey aus Anazarbos, darauf führen könnten, keiner der Biographen sey seiner Sache recht gewiſs gewesen. Doch dergleichen Luftsprünge sind, wie gesagt, hier nicht nöthig. — Eben so wenig können die angeführten Stellen des Athenäus I. S. 13. Τὸν ὀλίγῳ πρὸ ἡμῶν γενόμενον Ὀππιανὸν Κίλικα, und XII, S. 537, ὁ καθ' ἡμᾶς Κόμμοδος die hergebrachte Meinung vom Oppianus widerlegen. Wir wollen nicht mit *Belin* zu dem Epitomator der ersten Bücher unsere Zuflucht nehmen; wir wollen nicht das viel besprochene καθ' ἡμᾶς aufs neue besprechen — daſs die Stelle des Athenäus offenbar nach Commodus Tode geschrieben sey, erkennt auch Hr. *S.* —; uns befriedigt hier *Belins* Annahme, Athenäus, obschon lebend zu Kommodus Zeiten, habe doch erst zur Zeit des Caracalla, kurz nach dem Tode des frühzeitig gestorbenen Oppianus, seine Werke geschrieben. Eine einzige Stelle heben wir noch aus, die Hr. *S.* S. XIII mitten unter mehreren bedeutungslosen Stützen für seine Meinung anführt; es ist Halieut. IV, 4, ἀλλὰ σύ μοι, κάρτιστε πολισσούχων βασιλήων αὐτός τ' Ἀντωνῖνε καὶ υἱέος ἠγάθεον κῆρ πρόφρονες εἰσαΐοιτε. „*Aperte Antoninum cum filio alloquitur*," sagt der Herausgeber. Allerdings, aber es fragt sich, welchen Antoninus. Gemeinhin kennt man unter diesem Namen nur den Antoninus Pius und seinen Sohn; seit einer bekannten, der unserigen ganz ähnlichen Strei-

tigkeit der römiſchen Juriſten weiſs man auch ziemlich allgemein, daſs Caracalla ſeinem eigentlichen Namen nach Antoninus heiſst; jener iſt nur Spottname. Mehr konnte man aus Lampridius lernen, Anton. diadum. VI: *Et fuit quidem tam amabile illis temporibus nomen Antoninorum, ut qui eo nomine non niteretur, mereri non videretur imperium. Unde etiam quidam et Severum et Pertinacem et Julianum Antoninorum praenominibus honorandos putant.* Daſs, wenn hier Antoninus als Beyname des Severus genannt wird, nicht an den einmaligen Antrag des Senats an den Alexander Severus gedacht werden darf (Lamprid. Alex. Sever. V.), zeigt für jeden aufmerkſamen Leſer der Zuſammenhang der Stelle. Die Stelle der Halieutika wird nun hoffentlich keinen Anſtoſs mehr geben. Antonin iſt dort Severus, ſein Sohn Caracalla. Für die hergebrachte Meinung iſt überdieſs das Ende des zweyten Buchs der Halieutika, wo bedeutende Kriegsunruhen erwähnt werden als geſtillt durch die gegenwärtigen Herrſcher. Die Regierung aber der Antonine war bekanntlich ruhig, bedeutende Kriegsunruhen erhoben ſich erſt am Ende von Marc Aurels Regierung, an die hier Niemand denken wird, da Oppianus häufig Vater und Sohn anredet, wie eben II, 682. Mit der Regierung des Severus hingegen ſtimmt jene Stelle ſehr gut.

Übrigens ſieht ein Jeder ein, wie ſchwach dergleichen äuſsere Gründe zu ſeyn pflegen; ſie können leicht überreden, die Überzeugung folgt erſt, wenn eine hinlängliche Anzahl innerer Gründe beygebracht iſt. An dieſen fehlt es nach Hn. *S.* auch hier nicht; dieſs ſagt er an mehr als einer Stelle, wie S. XIV: *carmen de venatione durum, inconcinnum, forma tota incompoſitum et ſaepiſſime ab ingenio, uſu et analogia graeci ſermonis abhorrens,* und wiederum am Schluſſe ſeiner hiſtoriſchen Unterſuchungen S. XV *extr.: ingenium utriusque poetae plane diverſum et ſermonis uſus discrepans demonſtrationem iſtam omnino excludunt.* Hätte es ihm nur gefallen, einige jener Gründe beyzubringen, damit nicht, was wir fürchten, noch lange Zeit hingehe, ehe die Sache aufs Reine kommt. Wer möchte ſich auch nicht ſcheuen, wenn er im Falle des Widerſpruchs fürchten muſs zu hören, er gehöre nicht zu denen *qui graeci ſermonis periti elegantiarum poeticarum ſenſum acutum et verum habent* (S. XIV)? Dieſer Drohungen ungeachtet müſſen wir geſtehen, daſs der ſchroffe Gegenſatz beider Gedichte in Rückſicht auf Sprache und poetiſchen Sinn uns durchaus nicht ſo auffallend ſcheint als Hn. *S.*; im Gegentheile finden wir auffallende Ähnlichkeit zwiſchen beiden Gedichten, wenn wir an die Fülle poetiſcher Bilder, an die nicht geringe Anzahl recht trefflich erzählter Mythen, an ſo manche beiden Gedichten gemeine Wendungen denkt (vgl. z. B. Hal. *II*, 196. 487. und Cyn. II, 313. 550 u. a.) und wiederum an eine Menge in beiden wiederkehrender Redensarten, die ſelbſt halbe Verſe füllen — Ähnlichkeiten, die zum Theil durch Nachahmung entſtanden ſcheinen können, die aber wenigſtens ermahnen muſsten, herabzuſtimmen, was von der groſsen Verſchiedenheit der Kynegetika und Halieutika geſagt wurde. Was in Rückſicht auf Sprache auffallen kann, gehört zu den Eigenthümlichkeiten, die nicht nur jeder Schriftſteller hat, ſondern auch jedes Buch eines Schriftſtellers, welches geraume Zeit nach einem anderen geſchrieben, und jenem weniger ähnlich geworden iſt durch die ſeit jener Zeit modificirte Individualität des Schriftſtellers. Die Spuren der Barbarey, von denen uns ſo oft vorgeſprochen wird — nicht von Hn. *S.* allein —, gehen, fürchten wir, groſsentheils auf falſch verſtandene Stellen. So iſt es z. B. einem gewiſſen ἐφρασάμην Cineg. I, 32 ergangen, welches die genauere Anſicht des Zuſammenhanges vollkommen rechtfertigt. Die Artemis fodert den Dichter auf, ſeine bisherigen Geſchäfte verlaſſend ihr zu folgen. Meide, ſagt ſie, den Geſang und den Tanz am Bacchusfeſte. Meiden will ich den nächtlichen Tanz, antwortet er: oft habe ich ihn gefeyert (denn ſo, nicht anders, war V. 27 zu nehmen). Sie: Rühme nicht Heroen, nicht die Argo, nicht Ares, und das wilde Kriegsgetümmel. Er: ich ſchweige vom Kriege und vom Ares; ſonſt wohl habe ich der Parther Niederlage geſehen. Warum nun die überall gültige Bedeutung von φράσασθαι hier nicht gelten ſollte, ſehen wir nicht ein. Wer da mit Gewalt dem Dichter Barbarismen andichten will, thut nicht gut. Furchtſam wird man zwar, wenn man lieſt (S. XIV): *minime ab uſu hujus ſcriptoris peculiari recedendum eſſe, qui forma verbi eadem pluries utitur, ubi* φράζειν *ponendum erat;* aber die Furcht iſt ohne Grund, ſintemal der vorgeſchützte häufige abweichende Gebrauch des Mediums nicht ſchrecken darf, ſo lange er nicht bewieſen iſt; und das dürfte ſobald nicht geſchehen. Foderten wir beſſere Beweiſe der Barbarey: ſo käme vielleicht ein gewiſſes ἔκτεινε ſtatt τέθνηκε Cyneg. II, 611, was doch für *Brunck* ſo auffallend war, daſs er trotz der Verſchiedenheit der Züge das Letztere an die Stelle des Erſten ſetzen zu müſſen glaubte. Es heiſst dort von der Affenliebe: κεῖνοι καὶ φίλα τέκνα δυσειδέα δοιὰ τεκόντες, οὐκ ἀμφοῖν ἀτάλαντον ἑὴν μερίσαντο ποθητύν, ἀλλὰ τὰ μὲν φιλέουσι, τὰ δ' ἐχθαίρουσι χόλοισιν· αὐταῖς δ' ἀγκαλίδεσσιν ἑῶν ἔκτεινε τοκήων. Der franzöſiſche Herausgeber ſuchte den Fehler in αὐταῖς, und ſchrieb nach einer Handſchrift αὐτὸς d. i. ὁ τοκεύς, was wunderlich erſcheint, ſobald man gleich darauf ἐν ἀγκαλίδεσσι τοκήων lieſt. Hart für Sinn und Vers iſt *Cannegieters* von dem neueſten Herausgeber gebilligte Änderung, durch die nach ἐχθαίρουσι Interpunction und ſtatt χόλοισιν geleſen wird πόθος, d. h. die Liebe (verſt. zu dem anderen) tödtete den einen. Auch hier wie an mancher anderen Stelle läſst ſich der Barbarismus leicht heben durch nicht allzu plumpe Änderung. Man ſchreibe: αὐταῖς δ' ἀγκαλίδεσσιν ἑῶν ἐκτείνετο πηῶν, „durch die Hände ſeiner Verwandten", eine Emendation, gegen die auch mancher Hartnäckige nichts einwenden dürfte.

Aufgefallen iſt uns, daſs Hr. *S.* die mancherley ſehr auffallenden Verſchiedenheiten im Versbau unſerer beiden Verfaſſer wenig zu beachten ſcheint, die

doch schon *Hermann* in der Ausgabe der Orphika grossentheils als Beweis für die Verschiedenheit der Vff. bemerkt hatte. Wir erinnern nur an die Menge von Stellen der Kynegetika, in denen die *muta cum liquida* keine Position macht (in den Halieutika nur I, 578. II, 220. III, 88. V, 151. 255. 535. 233), an das Ende des Wortfusses mit dem vierten Trochäus, an δὲ und γὰρ nach dem zweyten, ja dritten und vierten Worte — eine Bemerkung, die nur hieher gehört —, anderer Verstösse gegen die Regeln des Versbaues nicht zu gedenken. Wenn wir dagegen uns vorhalten, dass diess nur Einzelheiten sind, und dass im Ganzen der vorherrschende Daktylus die Hexameter beider Gedichte ähnlich macht: so wüssten wir nicht, was dem zu entgegnen wäre, der da behaupten wollte, beide Gedichte rührten von Einem Vf. her; das letzte, die Kynegetika — die, beyläufig gesagt, wohl hinter den Halieutika stehen sollten, man mag sie als späteres Product des *Oppianus* oder als späteres Product eines Späteren betrachten —, sey nur im Einzelnen nicht genug ausgefeilt worden, der Dichter habe viele Verse noch nicht vollendet aufgezeichnet, sondern der späteren Überarbeitung Manches zu thun übrig gelassen. Doch über diess alles wünschen wir bald des Herausgebers nähere Aufschlüsse zu hören, von dessen vieljährigem Studium des Dichters man wohl mehr erwarten kann, als von irgend eines Anderen jüngerer Bekanntschaft. Wir brechen hier ab, um von der Beschaffenheit des neuen Textes zu sprechen, dessen Verhältniss zu dem alten die *breves annotationes* des Herausgebers — das Einzige, was er zugeben wollte — darstellen sollen. Ein Urtheil über das Ganze wird sich bilden aus einer genaueren Kenntniss des Einzelnen; um diese zu erreichen, wollen wir einzelne Theile einer genaueren Prüfung unterweisen, und zwar einen aus jedem der beiden Stücke, wenn etwa das vermeintlich untergeschobene Product über stiefmütterliche Behandlung zu klagen hätte. Wir folgen dem Gange des Herausgebers, und machen daher den Anfang mit dem ersten Buche der Kynegetika.

Cyneg. I, 9. εὐμενέοι Τιτὰν Φαέθων καὶ Φοῖβος Ἀπόλλων. So schon die frühere Ausgabe. Andere εὐμενέες, εὐμενέον. Dieser Vers hat den Auslegern zu grossem Anstosse gereicht. Einige glaubten ihn vom Oppianus hingesetzt zur Beruhigung des Gewissens und aus Furcht vor der göttlichen Strafe. Oppianus habe seinen Kaiser zu sehr gelobt auf Kosten der Götter; diesen hoffe er nun Genüge zu leisten durch den vorliegenden Vers. Mit Recht wurde diess für unstatthaft erklärt: denn so würde die ganze preisende Anrede an den Kaiser vernichtet. Eben so wenig Beyfall verdient die Erklärung des französischen Herausgebers, der in Phaethon und Apollon neue Benennungen des Severus und Antoninus findet; aber Severus wird gar nicht angeredet, und man müsste dann ein ähnliches Verhältniss annehmen können, zwischen Phaethon und Apollon wie zwischen Severus und Antoninus. Uns scheint der Gegensatz des Phaethon und des Apollon darauf zu führen, dass der Dichter hier zugleich seine Gelehrsamkeit zeigen und zugleich dem Kaiser eine neue Schmeicheley sagen wollte. Soviel auch über jenen Gegensatz hin und her gesprochen werden kann: so ist doch so viel gewiss, dass der Titan Phaethon — gleichbedeutend mit Ἠέλιος Φαέθων — in der homerischen Zeit Sonnengott war, Apollo, damals nicht Sonnengott, in der alexandrinischen Zeit es geworden ist; der Übergang geschah nicht unbemerkt, wie denn Kallimachos Fragm. XLVIII die alte Meinung und diejenigen heftig ansicht, οἵ νυ καὶ Ἀπόλλωνα πανάρκεος ἠελίοιο χῶρι διατμήγουσι. Hierauf, denken wir, geht auch Opp. Cyneg. II, 6:8, φίνει γὰρ τότε δὴ Φαέθων ἐκοτέσσατο Τιτὰν μαντιπόλου Φοίβοιο χολωσάμενος περὶ νίκης; nur da dort vom Phineus und dem Seheramte des Phöbus gesprochen wird, müsste man dem Dichter grobe Unwissenheit Schuld geben, wenn er nicht der *creuzerschen*, sonst durch mancherley Gründe ziemlich festen Meinung Symbolik und Mythologie B. 2. S. 153 ff. entgegen annahm, das ganze Gebiet des Lichts, die Sehergabe und das himmlische Feuer, habe ursprünglich nicht Apollo gehabt, der asiatische Gott, sondern der mehr ägyptische Helios, der nachher dem Apollo weichen musste. Auf alle Weise, da es gewiss ist, dass Apollo seit den Alexandrinern Sonnengott war an der Stelle des Helios, hindert uns nichts, den Dichter in unserer Stelle so zu verstehen, dass er sagt: Der alte und der neue Sonnengott schwinden vor dem Lichte (V. 2) des Antoninus. εὐμενέοι steht wie sonst χαίροι, auch σώζεο Nonn. IV, 182 und ἵλήκοι VIII, 73, und im Lateinischen *valeant*. — V. 10. τόν ῥα πατὴρ κρατερῆσι πονησάμενος παλάμῃσι δῶκεν ἔχειν πᾶσαν τραφερὴν πᾶσαν δὲ καὶ ὑγρήν. Dass alle Bücher τὸν haben statt des τῷ der neuen Ausgabe, ist so wenig bemerkt, als dass statt des κρατερῆσι einiger Bücher die meisten μεγαλῆσι haben; beide Lesarten durften nicht so schlechthin verworfen werden. Eben so wenig wird V. 15 Φαιδρά τε μειδιόωσα θέει κλυτὸς ἠριγένεια bemerkt, dass Andere πέλει lesen; auch V. 22 ist nichts bemerkt: an allen diesen Stellen schwieg die alte Ausgabe nicht. In der letzten Stelle heisst es: ἵλαθι πότνια δῖα, τὰ δ' ἐν φρεσὶ σῇσι μενοινᾶς, ἄμμες ὑφ' ἡμετέρῃ μεροπηΐδι λέξομεν ἠχῇ. Eine Handschrift hat ἵλαο, welches freylich nicht Platz finden möchte im Text bey dem häufigen Gebrauche der aufgenommenen Formel. Weiterhin war die gewöhnliche Lesart τὰ μὲν, unser Text hat mit der ersten und der französischen Ausgabe τὰ δ' ἐν; zu beachten war des Codex Regius τὰ δ' ἐνὶ, welches Aufnahme verdiente, wenn eine Handschrift uns statt der beiden Adjective das homerische πότνια θεὰ — das Substantiv einsylbig wie Odyss. XIII, 391 — lieferte, das, freylich nicht zusammengezogen, auch Cyneg. IV, 21 steht. Dergleichen Vernachlässigungen finden sich wie im Anfang, so das ganze Buch hindurch. Mangel an Plan können wir hier mit dem besten Willen nicht ableugnen, wenn wir zu V. 24. τριετῆ ὀρίβακχον bemerkt finden, es seyen die bacchischen Mysterien gemeint, und zu V. 96, ἴθυνεν sey der Aoristus 1, und eben so V. 5 ὠδίνασα.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

J U N I U S 1 8 1 5.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Weigel: ΟΠΠΙΑΝΟΥ ΚΥΝΗΓΕΤΙΚΑ ΚΑΙ ΑΛΙΕΥΤΙΚΑ. *Oppiani Cynegetica et Halieutica.* Ad fidem librorum ſcriptorum emendavit *Joannes Gottlob Schneider*, etc.

(Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Von V. 26 bis 72 wiſſen die Annotationen nichts zu ſagen. Wie kann man ſich nun auf die Benutzung der neu hinzugekommenen Hülfsmittel verlaſſen? Hr. *S.* hat einen ſchon von *Belin de Ballu* verglichenen, jetzt dem Hn. *v. Diez* in Berlin gehörigen *Codex Venetus* aufs neue verglichen. Er tadelt den franzöſiſchen Herausgeber wegen der dabey gezeigten Ungenauigkeit mit Unrecht: denn er giebt uns bedeutend mehr als Hr. *S.*, wie wir gleich in der angeführten Stelle von V. 26 bis 72 ſehen werden. Und ſo thäte es Noth, jene Handſchrift zum dritten Male zu vergleichen; denn daſs Hr. *S.* nicht etwa bloſs aus ihr bemerken wollte, was der franz. Herausgeber übergangen hatte, ſieht Jeder, der einen flüchtigen Blick in beide Ausgaben thut. Wir kehren zu unſerem Schriftſteller zurück. V. 26 hat das λείψομαι der früheren Ausgabe einer anderen Lesart λείψομεν Platz machen müſſen. Der von lauter Singularen umgebene Plural dürfte wenig Freunde finden. — 29. μή μοι βροτολοιγὸν ἀείδης. Cod. Vat. ἀοιδήν. — 32. Ἀμφὶ μόθοις ὀλοοῖσιν ἀκὴν ἔχε, λεῖπέ τε κεστούς. Stillſchweigend iſt ſtatt des δὲ der vorigen Ausgabe nun wieder τε in den Text geſetzt. Geſchieht dieſs mit Recht, wie uns hier, ſelten bey häufigem ähnlichem Verfahren, ſcheint: ſo ſind auch die μόθοι ὀλοοὶ deſſelben Verſes ſchon auf die Werke der Aphrodite zu ziehen. Dem κελτοὺς des Cod. Vatic. wird wohl Keiner beyſtimmen. — 34. ἐκλύομέν σε, μάκαιρα, γάμων ἀμύητον ἐοῦσαν. Cod. Sylb. ἀμίηστον. — 37. στιβίης εὐκερδέος (nicht εὐκερδέος) ἔργα. So ſchon die frühere Ausgabe aus Handſchriften; ſonſt wurde εὐκερδέα geleſen. — 40. καὶ τοκετοὺς ἐνὶ θηρσὶν ἀμαιεύτοιο λοχείης. Der Codex Regius lieſt θηρσ' ἀμοχος τόκοιο bemerkbar, nicht als gute Lesart, doch vielleicht als führend auf eine ſolche. — 51. καὶ ταναοὺς ὄρνιθας ἀπ' ἠέρος εἰρύσασθαι Reg. 2. ἐκ ταναοῦ, wovon ταναοῦ wenigſtens zu beachten. — 52. ἢ θηρσὶ (θηρσὶν) φονίοισιν ἐν οὔρεσι δηρίσασθαι. δηριάασθαι haben alle Bücher, auſser Cod. Reg. Vat., dieſer δηρίσασθαι wird unterſtützt durch Cyneg. I, 87. 205. III, 455. — 53. οὐ μὲν ἄρ' οὐδ' ἁλιῆϊ καὶ οὐκ, ἐτὸς (vielmehr καὶ, οὐκ ἐτὸς), ἰξευτῆρι ἄγρη νόσφι πόνοιο· πόνῳ δ' ἅμα τέρψις ὀπηδεῖ μούνη καὶ φόνος οὔτις· ἀναίμακτοι δὲ πέλονται. Daſs φόνος nur eine, obgleich ſehr gefällige Conjectur von *Herel* iſt, findet man wiederum nicht bemerkt. Allerdings iſt dann der ſonſt unnütze zweyte Halbvers ἀναίμακτοι δὲ πέλονται eine ſehr paſſende und ganz epiſche Erklärung des vorhergehenden Wortes; und die läſtige dreyfache Wiederholung des Worts verlieren wir nicht ungern, obgleich dieſe unſer Vf. ſich nicht übel nimmt. Weniger ungetheilten Beyfall dürfte vielleicht eine ähnliche Vermuthung des Herausgebers finden, der wir ihr Lob nicht verſagen wollen, doch aber ebenfalls bemerkt wünſchten, daſs keine Handſchrift von der Vulgate abweicht. Warum ſollte man auch nicht ſagen können, daſs der Fiſcher den Fiſchen groſse Drangſale bereite (πικρὸν πόνον ἐντύνοιτο)? — 69. ὕψι μάλα θρώσκοντα βυθῶν ὕπερ ἀσπαίροντα. Andere ἀσκαίροντα. — 62. Der ſonſt in den *Analectis criticis* gebilligten Conjectur des *Brodäus* ἰξευτῆρσι ſtatt ἰξευτῆρι war eine Stelle nicht im Texte, aber in den Anmerkungen zu wünſchen. — 72. θηρητῆρε λύκους ὄλεσαν, θύννους δ' ἁλιῆες. Nach Handſchriften iſt jetzt δὲ weggeblieben. Das dadurch eingeführte Aſyndeton iſt eben ſo gefällig als das V. 76 durch Weglaſſung des καὶ entſtandene. Statt κάπριον ἰχνευτῆρες καὶ ἀηδόνας ἰξευτῆρες heiſst es jetzt: κάπριον ἰχνευτῆρες, ἀηδόνας ἰξ. — 77. ἀλλὰ σύ μοι, Νηρεῦ καὶ δαίμονες Ἀμφιτρίτης — ἱλήκοιτε. Ed. Ald. ἀλλὰ σὺ μέν. — 82. ἢ γάρ τοι σκοπέλοισι θορεῖν μέγ' ὑπείροχον ἵππον χρειὼ ἀναγκαίη. Ungern ſieht man in unſerer Ausgabe die Vulgate verdrängt und das läſtige μὲν eingeführt, welches ſich vergebens nach einer entſprechenden Partikel umſieht: denn das folgende δ' ἄρα wird hoffentlich Keiner dafür annehmen. Auf gleiche Weiſe iſt, wenn wir nicht irren, die wahre Lesart durch die Abſchreiber verdrängt Halieut. III, 198, wo wir leſen: ὡς οὐδὲν λιμοῖο κακώτερον οὐδὲ βαρείης γαστέρος, ἢ κρατέει μέγ' ἐν ἀνθρώποισιν ἀπηνής. — 89. τοὔνεκα μοι δέμας ὧδε κεραssάμενοι φορέουσιν. So nach dem Cod. Reg. B. die neue Ausgabe. Sonſt las man φοιτώντων. Eine wunderbare Dittographie! Für jenes ſtimmt der ſonſt vorkommende, vom lateiniſchen *ferre* ganz abweichende Gebrauch von φέρειν. Man ſehe I, 200 γλαγερὸν φορέουσι δέμας. III, 25 φορέουσι δέρην. 499. φορέουσιν ἴσον τάχος οἰωνοῖσιν, und II, 107 finden wir gar unſeren Halbvers wieder: ὧδε θεῶν κλυτὰ δῶρα κεραssάμενοι φορέουσιν. — Eine eben ſo wunderbare Dittographie finden wir V. 101 gegen des Herausgebers Meinung, der dort Verderbniſs findet. Bleibt man bey

der herkömmlichen Lesart: γυμνοῖσι δὲ ποσσὶν ὁδεύειν κείνους τοῖσιν ἴχνη μέλεται δυσδερκέα θηρῶν: ſo ſteht der Infinitiv in der Bedeutung des Imperativus verbunden mit dem Accuſativ des Subjects, wie häufig, wenn dieſs eine dritte Perſon iſt. Vgl. Cyneg. I, 437. Il. II, 414. Od. XVII, 354. Matthiä Gramm. S. 785. „die, welche die ſchwer zu findenden Spuren des Wildes ſuchen, ſollen mit bloſsen Füſsen gehen.“ Einen anderen eben ſo guten Sinn giebt die Lesart der pariſer Handſchrift: γυμνοῖσι πόδεσσι μαχέσθω κείνοις τοῖσιν ἴχνη πέλεται δυσδερκέα θηρῶν, „barfuſs ſoll er gegen die Thiere kämpfen, deren Spur ſchwer zu finden iſt.“ Denn ſobald er ſie durch den Lärm der Sohlen verſcheucht hat, wird er ihre Spur ſo leicht nicht wiederfinden. Um jenen Lärm groſs genug ſich zu denken, würde man das jetzt verdrängte στιβαροῖς nicht ungern ſehen. Der homeriſche Anklang in λιπαροῖς iſt hier nicht ſo ausdrucksvoll, und doch wohl darum nicht nöthig, weil Homerus ſo geſagt hat. — 107 εἷμα πολλάκι κινύμενον πνοιῇ κελάδοντος ἀήτου θῆρας ἀνεπτοίησεν, ἀνήϊξαν δὲ φέβεσθαι. Warum ſtatt ἀνήϊξαν jetzt ἀνήϊξεν nach dem Schreibfehler einiger Handſchriften geſchrieben wird, ſehen wir nicht ein. Nach dem, was von *Ruhnken.* Epiſt. crit. p. 118. Ed. nov., *Porſon.* ad Eurip. Oreſt. 1427, *Lobeck.* ad Sophocl. Ajac. 40 über den activen Gebrauch von ἀΐσσω bemerkt iſt, geht hervor, daſs urſprünglich ἀΐσσω tranſitiv war, wofür noch das Medium ἀΐσσομαι zeugt bey Homerus und Heſiodus, daſs dieſen alten Gebrauch des Worts die Tragiker, Alterthümliches ſuchend, nicht verſchmähten, daſs er aber der Seltenheit wegen ſich nicht über ihre Tragödien hinaus verbreitete. Was die ſpäten Epiker betrifft, die doch manchen ſeltneren Sprachgebrauch der Tragiker in ihre Gedichte aufnahmen: ſo möchten wir zwar jenen Gebrauch nicht ganz ableugnen, nicht eben wegen Apoll. Rhod. I, 1254, welche Stelle anders zu erklären ſeyn wird, wohl aber wegen Oppian. Halieut. V. 191: ἐπαΐσσει ῥιπὴν μαψιδίην, und wegen der von *Lobeck* angeführten Stelle Nonn. XXI, p. 564 Falk: εἰς φόβον ἀΐσσασα κυβηλίδα θῆλυν Ἐνυώ, doch ſind auch dieſe Stellen die einzigen, und ihre geringe Anzahl war nicht durch die unſerige ohne Noth zu vermehren. — 110. ἄλλοτε δ' ἀλλοίην ὥρην ἐπὶ θῆρας ἰόντων. Cod. Reg. ἐπὶ θῆραν ἰόντων. — 111. ἤματος ἀνομένοιο ſtatt ἀνυμένοιο durfte wohl geſchrieben werden auch ohne Beyſtimmung der Handſchriften bey dem ewigen Schwanken derſelben in ähnlichen Stellen des Apollonius und Anderer, vgl. *Valck.* ad Herodot. I, 189. — 118 ἔξοχα γὰρ τελέθουσι καὶ κυσὶν ὠμηστῆσι θέειν εὐκραέες ὧραι. Andere, dem Herausgeber unbemerkt, haben ὠμηστῆρσι; der Zufall hat die richtige Lesart im Texte gelaſſen. Wer ähnliche Formen vergleicht, wird finden, daſs im Singular Oppianus die rauhere Form vorzieht, im Dativ aber des Plurals zu der weicheren überſpringt. Darauf führt uns nicht eben ὠμηστήρ: denn davon kommen nur *Caſus obliqui* vor, Cyneg. II, 252. Halieut. IV, 624. V. 524, die durch den Drang des Verſes herbeygeführt werden konnten, zumal da ſonſt ὠμηστής vorgezogen wird bey Homer, Apollonius u. A., auch bey Herodot. V, 92. 38; im Plural dagegen finden wir ὠμησταὶ Hal. II, 622 und ὠμηστῆσι Cyneg. I, 431. III, 111. Hal. I, 705. II, 540 faſt ohne Variante. Eben ſo αἰχμητὴρ Cyn. III, 211 neben αἰχμητῆσι III, 133 und ἑρπυστὴρ häufig in den *Caſibus obliquis* Cyn. II, 235. 254. 270. III, 411 — nur ἑρπυστὴν Hal. III, 345 weicht ab —, welches wohl einen Dativ ἑρπυστῆσιν neben ſich dulden konnte Hal. I, 312; die neue Ausgabe ſchreibt ἑρπυστῆρσι, wie auch Cyn. III, 110 ſteht. Ähnliche Dative ſind φαρμακτῆσι Hal. IV, 693, ἐνναετῆσι V, 469. Nur ἀγρευτῆρσι ſcheint feſt zu ſtehen; gegen die Menge der Beyſpiele Cyn. I, 370. 446. 449. 450. III, 131. 363. 456. IV, 353. Hal. V, 130. 231 kann ſich das ἀγρευτῆσι der neuen Ausgabe Hal. I, 370 nicht halten. Ganz einzeln ſteht θηρητῆρσι Hal. V. 436. Sonſt finden wir in den übrigen Caſen allgemein die rauhere Form: ἰχνευτῆρες und ἰξευτῆρες Cyn. I, 76. ἰχνευτήρων I, 468. ληϊστὴρ I, 517. γενετῆρι III, 10. 354. ἀγρευτῆρες II, 509 und ſonſt. ἁρπακτῆρα III, 267. ἐλατῆρι I, 119. ὁμοπλωτῆρες Hal. I, 208. ἰθυντὴρ I, 230. θηρητὴρ I, 238 und ſonſt. ἀϊκτὴρ I, 171. II, 254. ἐρευνητὴρ II, 438. αἰθυκτὴρ I, 368. Cyn. II, 332, und andere mehr. Von der anderen Form erinnern wir uns nur an γενέταο und γενέτης Cyn. II, 371. 372 und an συρικτῇ I, 521. — 120. ὁππότε ποντοπόροισι βατὴ πλώουσι θάλασσα. Dieſe in der erſten Ausgabe verdrängte Lesart iſt jetzt wieder zurückgerufen, ſo überflüſſig auch jenes πλώουσι ſcheinen mag. Beyſpiele ähnlicher Pleonasmen lieſsen ſich leicht aus unſerem Dichter beybringen, und auf alle Weiſe war die Vulgate beſſer als die mancherley Conjecturen, durch welche der Plural θαλάσσαι eingeführt werden ſollte, ganz gegen die Weiſe des Schriftſtellers, oder κέλευθοι, deſſen Verdrängung nicht begreiflich wäre. — 121. Statt ἄργυφα τειναμένοισιν haben Andere ἄρτι φαεινομένοισιν. — 127. καὶ βότρυν ἡμερίδων θλίβων ἐπιλήνια χαίρει. So wurde in der vorigen Ausgabe geſchrieben, und überſetzt: *uvam vitium calcans in torculari exſultat.* Wobey man nicht abſehen konnte, wie ἐπιλήνια heiſsen ſollte *in torculari.* In der neuen Ausgabe iſt nichts geändert, die Anmerkungen ſchweigen. *Belin* nahm die Lesart der Handſchriften βότρυς für den Dativ und las σκαίρει ſtatt χαίρει, den Vers verhärtend, ſo daſs der Sinn ſeyn ſollte: *torcularius ſaltat ſaltationem preli ſupra vitis uvas,* wobey mit Hülfe des *Lambertus Bos* ἐπὶ ergänzt wurde zu βότρυσι. Verſtändige Grammatiker durften das nicht billigen, und ſo wären wir geneigt, Hn. *S.* Änderung beybehaltend zu leſen: καὶ βότρυν ἡμερίδων θλίβων ἐπιλήνιος εἵλεῖ, „der Winzer drückt preſſend die Weintraube.“ Ein Subject, wovon θλίβων abhängig ſey, ſchien auch dem franzöſiſchen Herausgeber wünſchenswerth, und die Kürze der letzten Sylbe darf nicht beleidigen; eben ſo ſteht βότρυν Nonn. VII, 86. 87. 339 und ſonſt. — 129 χείματι δ' ἐν μεσάτῳ μέσου ἤματος ἀγρώσσοιεν wird jetzt nach *Bodinus* geſchrieben ſtatt ἀγρώσσοιο. „*Forma media verbi* ἀγρώσσω *non uſitata et praecedens* ἰόντων V. 110 *Bodino favet,*“ ſagt der

Herausgeber. Den letzten Grund billigen wir: eben so steht 158 ἀγέσθων; der erste wird widerlegt durch πομπίλον ἀγρώσσονται Hal. IV, 437. — 131. ὠκύμορον φλόγα νήσας. Codex Vatic. ἐγείρας, was die Annotationen wiederum nicht wissen. Überhaupt haben sie eine Lücke von V. 129 bis 164. — 132. ἀμορβός ist beybehalten, vgl. *Spanh.* ad Callim. in Dian. 45. Die Handschriften haben ἀμοργός. — 140. εὖτε καταστείχουσι ποτὶ σφετέρους πάλι σηκούς. Andere, wie die vorige Ausgabe, haben ἐπὶ σφετέρους. — 145. αὐτὰρ εὐκραίρω οἴας περὶ βληχάδας ἄμνω. Andere εὐκραίρους, welches *Dorville* Vann. Crit. p. 367 billigen konnte. Die gehörnten Schafe! — 151. εὐστρεφέας τε λύγους. Vatic. Ven. λίνους. Cod. Reg. εὐσταλέας. — 154. λαγωοφόνον τε τρίαιναν. Cod. Reg. 2 λαγωοφόνων τε τριαίνας. — 164. ὄφρα κε μὴ χρεμέθωσι λιλαιόμενοι φιλότητος, καὶ τ' ἀίοντες αὐδὴν κρυερὴν φυζάνδε νέωνται νέβροι. So die Bücher dem Versmaß entgegen. Die neue Ausgabe liest ἀΐοντες ὄπα, nach einer Vermuthung von *Chinot.* Die leichteste und wahreste Änderung bleibt die im Texte der ersten Ausgabe aufgenommene des *Bodinus* ἀΐοντ' αὐδὴν, der Dual, wo man den Plural erwartet, wie öfter. — 166. ἔθνεα μύρια πώλων statt φωτῶν nach *d'Arnaud.* — In den folgenden Versen 176 und folg. ist eine vorher unbekannte *brunck*ische Kritik angegeben, ein luftiges Gaukelspiel, wie wir mehrere besitzen von diesem Gelehrten. In einer Reihe von Versen zählt der Dichter die einzelnen Theile des Pferdes auf und ihre Vorzüge. Er fängt mit dem Kopfe an: dieser solle sich von dem Halse aus hoch erheben. Nun scheint *Brunck* zu meinen, es müsse vorher von dem Halse gesprochen seyn, weil er doch sonst nicht hier genannt werden könnte; er setzt daher V. 184 und die folg., in denen der Hals beschrieben wird, gleich zu Anfange der Beschreibung, und zerstört so den ganzen Zusammenhang: denn der Dichter will in genauer Ordnung von oben bis unten das Thier beschreiben; daher er vom Kopfe anfangend zunächst übergeht auf den Hals, dann auf Brust, Bauch, Rücken bis zum Schwanz und den Füßen. Daher an der gewöhnlichen Ordnung der Herausgeber mit Recht nichts geändert, sondern sich begnügt hat, die Verse nach *Bruncks* und wie es scheint zugleich seiner Meinung zu zählen. Was das Einzelne betrifft in diesen Versen: so hat 178 das in der vorigen Ausgabe aufgenommene κάρη dem κάρα der Handschriften wieder weichen müssen; die bey Epikner unerhörte Form hätte man gern verdrängt gesehen, nur freylich nach Handschriften. — 184. ὡς ὅτε χαιτήεσσα λόφον νεύει τρυφάλεια. Der Herausgeber will λόφου schreiben; uns ist alsdann der Satz unverständlich, der, wie er jetzt da steht, nichts anderes bedeuten kann, als: „wie ein Helm den Busch herabneigt." Fast möchten wir glauben, Hr. *S.* habe den transitiven, kurz vorher V. 178 vorkommenden Gebrauch von νεύειν übersehen, wenn wir finden, daß auch II, 169 auf ähnliche Weise gefehlt ist. Auch dort konnte die alte Lesart ἐπικάρσιον αἰχμὴν stehen bleiben, nur das Vorhergehende bedurfte einer leichten Emendation, welche wir anderswo zu äußern Gelegenheit haben werden. — 196. Τυρσηνοὶ τοῖοί τε καὶ Ἀρμένιοι καὶ Ἀχαιοί. Diese Lesart der Bücher ist stillschweigend in τοιοίδε verwandelt ebenfalls ohne Noth. Eben so wenig durfte V. 206 πῶς γὰρ beleidigen. „Die kappadokischen Rosse, sagt Oppianus, sind trefflich im Kriege und zur Jagd. Denn wie aufmerksam horcht das muthige Schlachtross auf den Schall der Kriegsmusik; wie muthig schaut es auf den Feind und seine blitzenden Waffen!" — 208. ἀσκαρδαμύκτοισιν ὀπωπαῖς. So die Handschriften, und so mit Recht auch die neue Ausgabe; dergleichen Härten sind unserem Vf. zu lassen. — 210. καὶ χαλκὸν σελαγεῦντα καὶ ἀστράπτοντα σίδηρον. Anderswo wird gelesen ἔσχατον statt καὶ χαλκὸν, welches auf eine andere Lesart ἐς χαλκὸν führen konnte, verst. δέδορκε. — 213. πολλάκι καὶ δηΐων ἀνδρῶν ἐπελάσσατο πύργοις ἥρεμος ἀσπιδόεσσαν ὑπόπτερον. ἐπελάσσατο hat erst die neue Ausgabe statt ἐπελαύνετο oder der Unform ἐπελάσσετο. Statt des verdorbenen ἀσπιδόεσσαν ὑπόπτερον wäre *Belins* ὑπὸ πτέρυγα „*sub alam clypeorum*" beyfallswerth, wenn der Gebrauch von πτέρυξ sich erweisen ließe; doch auch so besser als des Herausgebers ὑπὸ χέλυν, welches eben so sehr den Gesetzen des Versmaßes widerspricht, als es den Zügen des verdorbenen Wortes unähnlich ist. — 221. ἵπποις μὲν. Turn. A. W. ἵπποις γάρ. — 230. Βουκεφάλας ὁπλῆσιν ἐναντία δηριάασκεν. So rieth *Belin* statt ὅπλοισι. — 232. ἄλλος ὑπὲρ πόντοιο. Statt ἄλλος hat Marg. Reg. 2. ἵππος. Ähnliche Wiederholungen liebt Oppianus. — 239. προπάροιθε. Cod. Reg. τοπάροιθε gegen V. 256 und andere Stellen. — 253 ist die alte Lesart wieder aufgenommen: ἔλπετο γὰρ δὴ ὀδμὴν ἡγήτειραν ἀμαλδῦναι φιλότητος. Es ist die Rede davon, daß die Pferde unnatürliche Liebe verschmähen; ein Fall wird erzählt, in welchem der Herr der Pferde diese dadurch zu bewirken suchte, daß er die Pferde mit Öl salbte. Ist nun die Vulgate ächt: so bedeutet sie: er hoffte den Geruch zu zerstören, der die Pferde zur Liebe antreibt, und man muss ἡγήτειραν als *Epitheton perpetuum* nehmen; hart aber ist es, die gewöhnliche Eigenschaft des Geruchs bey diesem Falle erwähnt zu sehen, wo er gerade hinderlich war. Daher hegen wir noch immer große Vorliebe nicht eben für *Du Puys* ἀναλδῆναι — denn der Geruch des Öls ist den Pferden nicht reizend, wohl aber für *Villoisons* δηλήτειραν: er wollte den Geruch vernichten, der die Pferde abhielt vom Beyschlaf. — 251. ἄλλοισι ῥινοῖς. ἄλλαισι wird vermuthet, doch bemerkt, daß das Wort auch unten V. 422 als Masculin gebraucht wird. Eben so steht es immer in unserem Gedichte II, 298. 528. III, 74. 278. 346; als Femininum dagegen Hal. I, 177. V, 237. 378, so daß wer viele ähnliche Verschiedenheiten beider Gedichte beybrächte, beweisen könnte, daß jene nicht zufällig sind. — 255. ξεῖνος ἀπόπτυστος θάλαμος. So ist geschrieben statt ξυνὸς nach *Rittershusius* Vermuthung; nothwendig wegen der Zusammenstellung mit ἀπόπτυστος. Ähnlich ist II, 196 ξεῖνοι δὲ πόθοι κείνοισι μέλονται. — 266. ὀψὲ δὲ μυρόμενοί τε καὶ ἔσχατον ἀΐσσοντες. Statt jenes ἔσχατον, „zum letztenmal, mit den

letzten Kräften," ist vom Rande einer Handschrift ἄσχετον aufgenommen; die Verbindung ist gewöhnlich, vgl. II, 60. Halieut. IV, 192. — 267. ἐὰς κεφαλὰς ἐλόωντες. Cod. Reg. B. hat gewählter ἐὰς κόρσας ἐλ., wovon jenes Erklärung seyn dürfte. — 270. ὧδε φάτις προτέρη κλέος ἵπποισιν μέγ' ἀείδει. Eine pariser Handschrift hat προτέρης, woraus Hr. *S.* προτέροις macht. War der Dativ vorzuziehen: so konnte wohl προτέρης behalten werden bey der Vorliebe für den Gebrauch der Feminine, wenn im Allgemeinen von Thieren gesprochen wird, s. *Spanh.* ad Call. in Dian. 102 u. A. Allein hier scheint uns die Vulgate vorzüglicher. Oppian will nicht die früheren Rosse hervorheben vor den jetzigen; er will sagen, das Geschlecht derselben sey durch frühere Sagen schon berühmt. — 273. ὠκύτατοι Σικελοὶ, Λιλυβήϊον οἵτε νέμονται καὶ τρικάρηνον ὄρος, ὅθι τοι σκέπας Ἐγκελάδοιο, πυρσοῖς αἰθερίοισιν ἐρευγομένοιο κεραυνοῦ Σικελικῆς Αἴτνης ἀνεκάχλασεν ἄεναον πῦρ. Tautologie kann man hier nur finden, wenn man mit Einigen κεραυνὸν liest statt κεραυνοῦ. Behält man die Vulgate bey: so ist der Sinn: wo die Höhle des Enkelados, wenn in ihr unterirdischer Blitz mit Feuerflammen brüllt, aus dem Ätna das Feuer hervor sprudelt. So sehen wir nichts Absurdes, und möchten des Herausgebers Verdammungsurtheil über einen der Verse nicht unterschreiben. Überhaupt sind dergleichen strenge Urtheile öfter unglücklich angebracht. — 275 finden wir Σικελικῆς ἁλὸς statt Σικελίης ἁλὸς; statt der seltenen Form die gemeine nächst Σικελὸς, der *Heindorfs* Beyspiele nicht eben Noth thaten zu Platos Gorgias S. 157. — 278. ἀλλ' ἄρα καὶ Πάρθοισι μέγα προφέρουσιν Ἴβηρες. Der Herausgeber sucht den Genitivus einzuführen nach der gemeinen Regel, welche bey προφέρειν und ähnlichen Worten das Object des Vorzugs in den Genitiv setzt. Er verlangt Πάρθων μέγα τι, eine Correction, der wir die Wahrheit nicht zugestehen können. — 281. αἰετὸς αἰθερίοισιν ἐπιθύνων γυάλοισιν. So die Bücher. Hn. *S's.* Text hat ἐπιθύων, und so ist öfter gegen die Handschriften geschrieben, vermuthlich einem *brunck*ischen Kanon zu Liebe ad Apoll. Rhod. I, 323, welchem zufolge ἰθύνω Activ ist und ἰθύω Neutrum. Das Letztere wird sich durchführen lassen, nicht so das Erstere, wenn auch unser Schriftsteller jetzt nicht mehr widerstrebt, nachdem in sieben Stellen, wo ἰθύνω transitiv war, ἰθύω geschrieben ist. Man sehe ausser unserer Stelle Cyn. I, 385. 500. 512. IV, 68. Hal. II, 131. Ein gleicher Anfang war mit dem intransitiven θύνω gemacht Cyn. I, 503. IV, 376. Die Halieutica wollte man wahrscheinlich reiner erhalten: denn dort steht noch unbestritten eben jenes θύνω I, 181. 472. II, 564. III, 63. 259. IV, 645. — 282. ἢ κίρκος ταναῇσι τινασσόμενος πτερύγεσσιν. So ist jetzt geschrieben statt τανυσσόμενος. — 292. ὅσσοι Κυρήνην πουλυψηφῖδα νέμονται. Was die Noten verschweigen, müssen wir bemerken, dass nämlich dieser Vers sich in einer einzigen Handschrift findet, aus der ihn der französische Herausgeber frohlockend in den Text setzte. In den Libyern seyen die Mauren enthalten, mithin sey es lächerlich, libysche und maurische Pferde zusammenzustellen und der Vers erwünscht, der nun aus libyschen kyrenaische machte. Die Lächerlichkeit fiel ihm doch sonst nicht auf oben V. 172 und unten IV, 48 ἵπποισιν κείνοισιν, ὅσοι περὶ Μαυρίδα γαῖαν φέρβοντ' ἢ Λιβύεσσιν; und sie durfte es auch nicht, wenn man annahm, Libyen sey hier in der engeren Bedeutung gesetzt, in welcher es sich von Ägypten bis zur Syrtis ausdehnend auch Kyrenaika umfasst. Mithin ist in dem eingeschobenen Verse nichts Unrichtiges gesagt, da auch Kyrene zu Libyen gehörte; aber die Beschränkung fällt auf, da auch sonst nur von libyschen Rossen gesprochen wird, wie gleich V. 294, und der fast ganz in Spondeen einherschreitende Vers trägt einen von den übrigen daktylischen Versen des Oppianus so auffallend verschiedenen Charakter — als ähnliche Verse kennen wir nur etwa zwey in den Kynegetika, selbst Verse wie Hal. IV, 348 sind selten, besonders in jenem Gedichte —, dass wir nicht anders glauben, als es habe jenen, wer weiss woher, irgend einer in den Text geschrieben, der gleiche Bedenklichkeiten hatte mit dem Franzosen. Es that um so mehr Noth, diess zu erinnern, da wir sehen, dass der Herausgeber nicht nur ohne Anmerkung, sondern auch ohne irgend ein Zeichen des Verdachts den Vers aufgenommen hat. — 295. Die gemeine Lesart war: πλευρῇσι γὰρ ἀμφὶς ἔχουσι τῶν ἄλλων πλευρὰ, σπαθίην κτένα θ', οὕνεκεν εἰσὶν πασσόνες εἰσιδέειν καὶ κρείσσονες εὐθὺς ὀρούειν· „*lateribus aliorum latera amplectuntur*," wie man sinnlos übersetzte. Aus einer pariser Handschrift schrieb *Belin* πλευνες statt πλευρὰ, womit man sich begnügt hätte, hätte nicht das Ende des Satzes auf tiefere Wunden gedeutet. Die grössere Kraft konnte als Folge der stärkeren Seiten dargestellt werden, nicht als Ursache. Überdiess war nach *Belins* Erklärung von σπαθίη als *os costarum* und von κτείς als *pecten et ordo costarum* nicht erwiesen, wie beide Worte so zusammengestellt werden konnten. Diesen Schwierigkeiten hat Hr. *S.* unserer Meinung nach glücklich abgeholfen, indem er schreibt: πλ. γὰρ ἀ. ἔχ. τῶν ἄλλων πλέονα σπαθίης κτένα. τοὔνεκέν εἰσι π. εἰσιδ. καὶ κρ. ἰθὺς ὀρούειν. ἰθὺς, nach *Pierson* für εὐθὺς, wird gerechtfertigt durch II, 472. III, 76. 474. IV, 188. — 302 fehlt in einigen Handschriften. — 307. στικτοπόδεσσ' ἐλάφοις κυανώπεας ὁπλίζοιο. So ist in unserer Ausgabe geschrieben nach *d'Arnaud's* Vermuthung. Das gewöhnliche Beywort ist den Hirschen mit Recht wiedergegeben. — 313. καλὸς ἰδεῖν, ἀταλός τε φέρειν εὐπειθεῖ δεσμῷ. Hier ist der Herausgeber mit Recht angestossen, ohne jedoch aus den Schwierigkeiten der Stelle sich herauswinden zu können. Wie kann man sagen, das Pferd sey leicht zu tragen durch den Zügel oder für den Zügel, mithin der Zügel trage das Pferd? Wir lesen ἀταλός τ' ἐφέπειν „leicht anzutreiben," eingedenk des homerischen ἔφεπε κρατερώνυχας ἵππους Il. XVI, 724. 732 und ähnlicher Stellen. εὐπειθὴς δεσμὸς ist der leicht gehorchende, leicht bewegliche Zügel; denn δεσμὸς für Zügel zu nehmen, für das Band, welches die allzu hitzigen Pferde zurückhält, fällt uns wenigstens nicht schwer.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1815.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Weigel: ΟΠΠΙΑΝΟΥ ΚΥΝΗΓΕΤΙΚΑ ΚΑΙ ΑΛΙΕΥΤΙΚΑ. *Oppiani Cynegetica et Halieutica.* Ad fidem librorum scriptorum emendavit *Joannes Gottlob Schneider*, etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

329, Πῶλον ἐπιγράψαι καὶ νηδύϊ μητρὸς ἐόντα. Nach *Valckenaer* ad Eur. Phoen. S. 326 ist κἀν νηδύϊ geschrieben: die zusammengezogene Form wird nicht beleidigen neben dem häufigen κἀκεῖνος. Cyn. I, 349. II, 52, 207, 386, 399. III, 31, 53. Hal. II, 476, 628. — Daher es nicht zu billigen, dass Hal. I, 700 das κἀκείνῃ bey *Rittersh.* Cod. Pal. 2 und Sylb. weder im Text noch in den Anmerkungen Platz gefunden hat — und neben κἀκεῖσε Cyn. IV, 103, κἀκ bey Nonn. III, 42 u. a.; aber danach wird man fragen, ob ἐν nöthig war, was fast zu bezweifeln ist, wenn man Hal. IV, 178 liest: τῇσιν ἀεὶ πᾶν ἦμαρ ὑπὸ γλαφυροῖσι μυχοῖσι κίχλαι ναιετάουσιν, vgl. I, 140 u. a. — 332. μητρὸς ἔτι γλαγερῇσι περισχομένους λαγόνεσσι: *d'Arnaud* vermuthete γλαφυρῇσι. — 353, μιγνύμεναι στομάτεσσι βαρυφθόγγοις ἀλόχοιο. Der Herausgeber hat ἀλόχοισι aufgenommen aus dem Codex Venetus; wir fürchten aus Verkennung eines bekannten Sprachgebrauchs, der hier hinderte, etwa ein στόματα hinzuzusetzen. — 354, τιθασοτρόφος ἀνήρ; offenbar nur aus Erklärung entstanden ist das von *Turnebus* bemerkte πελειοτρόφος. — 356, ταὶ δὲ κλιδὸν ὄσσε βαλοῦσαι. Was der Herausgeber früher vermuthet hatte aus Apollonius Rhodius (vgl. zu Halieut. III, 613), ἐγκλιδὸν durfte er nicht verschmähen und sogar aus den Anmerkungen verweisen: in solchen völlig übereinstimmenden Halbversen ist doch wohl Consequenz zu suchen mehr als in irgend etwas Anderem. — 364, ἠϊθέους. *Belins* Vermuthung ἡμιθέους war nicht zu übersehen, vgl. III, 245. — 370. Über das mit Unrecht aufgenommene ἀγρευτῇσι haben wir uns schon oben erklärt. — 376, εἰ δέ νύ τοι κεράσαι φίλον ἔπλετο δῖα γένεθλα. Nach der Vermuthung des *Brodäus* liest die neue Ausgabe δοιά, aber δῖα γένεθλα ist der epischen Würde ganz angemessen, und δοιὰ γένεθλα würde von verschiedenen Stämmen der Hunde zu verstehen seyn. — 389, καὶ κάπροι πυρόεντες ἐποχμάζουσι σύεσσιν. Nach *Brunck* ist ἐπαιχμάζουσι geschrieben, und allerdings passt ὀχμάζειν hier nicht, es heisst befestigen, nichts anderes. So κατοχμάσας, wie Hr. *S.*, oder κατοχμάσσας, wie wir schreiben, Hal. V, 226. — 390, καὶ χίμαροι λασίῃσιν ἐφιππεύουσι χιμαίραις. Andere haben λασίοισιν, und diess würde das Richtige seyn, wenn wirklich dieses Adjectiv nur zwey Endungen hätte, wie im griechischen Wörterbuche angegeben ist. Doch lesen wir bey Theocritus XXII, 42: λασίαις φίλα ἔργα μελίσσαις. — 399, ἀτὰρ πολὺ φέρτατα πάντων φῦλα μένει μονόφυλα, „am besten bleibt das Geschlecht, welches durch sich allein fortgeflanzt wird." Der Herausgeber hat nach einer Handschrift μένειν, so dass φέρτατα für sich zu nehmen ist: es ist weit das Beste, dass die Geschlechter unvermischt bleiben mit anderen Geschlechtern. Die Entscheidung ist schwer; φέρτατα dürfte auch so nicht beleidigen bey häufigem ähnlichem Gebrauche des Plural. — 407, τὼ πρόσθεν δὲ τ' ὀλιζοτέρω πόδε ἔστων. Hr. *S.*: τοὶ — ὀλιζότεροι πόδες ἔστων. Den Hiatus sehen wir gern gehoben, aber nur πόδες war zu schreiben nach der venetianischen Handschrift, die Zusammenstellung des Dual und Plural ist am Ende häufig genug, vgl. II, 165, θηρῶν μεδέοντε λέοντες, und *d'Arnaud* Lectt. graec. pag. 186. — 411, στριφνή τ' ἐκταδιός τε. Unser Text στρυφνή. Woher doch? — 424, καὶ σθένος ἄφραστον καθαρὸν καὶ θυμὸς ἀναιδής. Statt καθαρὸν, das schon den *Brodäus* beleidigte, hat die vaticanische Handschrift κρατερόν, das Gemeine für das Gewähltere; die venetianische, jetzt diezische Handschrift κάραρον, worin wohl nur eine von jenen Lesarten steckt. — 426, τοὶ κνώδαλα πάντα δίονται. Nach einem Schreibfehler der venet. Handschrift hat der Herausgeber δίενται aufgenommen, welches als intransitiv Il. XXIII, 475 hier ganz unstatthaft war. Das transitive δίεσθαι und davon δίονται, δίωνται, δίηται u. a. sind aus Homerus genugsam bekannt. — 429, οὔτε νιφοβλήτειο μένος πολυχειμέρου ὥρης. *Rittersh.* will πολυχείμερον, um das doppelte Adjectivum zu meiden; doch, meint er, sey diess nichts Neues. Daher es uns wundert, diese Änderung empfohlen zu sehen. — 431, ἴκελαι μορφαὶ ist jetzt geschrieben statt ἴκελοι. — 449, μηδ' ὑλάαν ἐθέλοιεν, sonst ὑλάειν. Jenes ist die epische Form. So ὁράαν Hal. II, 60, αὐτιάαν II, 330. Cyn. I, 204, ὁράᾳ Hal. III, 501, φριμάᾳ Cyn. I, 491, καγχαλάᾳ Cyn. I, 507, wogegen γοάει, Hal. III, 407 und πελάει Cyn. I, 515 auffällt. — 450, εἴδεα δὲ στιβίης δυσδερκέος ἔπλετο δισσά. Für δισσὰ war eine Variante δοιὰ zu erwähnen, obgleich ohne grosse Empfehlung und aus trüber Quelle. Jenes ist unstreitig das Richtige; vgl. II, 204, 605. IV, 124 und διπλοῖ IV, 127. — Eben so 455, πέλει περιδέξιος ὥρη χειμερίη haben Andere ἄγρη, vgl. Hal. III, 61, εὐκραεῖ δ' ἀνέμῳ περιδέξιος ἵσταται ἄγρη. — 464, ὀσμὴν (warum

nicht ὀδμὴν wie Cyn. I, 253, 512, Hal. IV, 258 und sonst alle Epiker?) πρεσβύτειραν ἀμαλδύνουσιν ἀρούραι. Unsere Ausgabe liest πρεσβεύτειραν: mit Recht, glauben wir: nicht des vorgeschützten Metrums wegen, denn die mittelste Sylbe ist lang in πρεσβύτης, sondern weil erst alsdann, von πρεσβευτὴς abgeleitet, das Wort einen guten Sinn zu geben scheint. Ὀσμὴ πρεσβεύτειρα ist der Gesandtegeruch, der Geruch der Hunde, der gesandt wird, um die Spur zu finden. Noch eine andere Erklärung liesse sich aufstellen, wenn eine Bedeutung von πρεσβευτήρ, „einer der da schickt," erweislich wäre, als entstanden von πρεσβεύομαι, ich schicke Gesandte, dann wäre ὀδμὴ πρεσβεύτειρα der Geruch, welcher die Hunde schickt und leitet, mithin gleichbedeutend mit dem sonst etwas keck aufgenommenen ἡγήτειρα. — 467, γυμνὴ δὲ σκυλάκεσσι μένει θήρειος ἀϋτμή. Andere πέλει. — 469, ἀτὰρ μεγάλης ἀντάξιον ἔμμεν' ἀοιδῆς. Auch uns wie dem Herausgeber scheint jenes ἔμμεν' (es wäre Zeit, einmal den Apostroph wegzulassen) verdorben, doch das vorgeschlagene ἔμμορ' ἀοιδῆς nicht beyfallswerth, weil dann ἀντάξιον müssig steht. Wir würden ἄμμιν vorschlagen. So V. 23: ἄμμες ὑφ' ἡμετέρῃ μεροπηΐδι λέξομεν ἠχῇ. — 484, ἑρπύζει δὲ πάροιθε παραίβατον ἀτραπιτοῖο Hr. *S.* nach *Rittersh.* παραιβαδόν ohne Autorität. Wir ziehen des *Rutgersius* παραὶ πάτον vor. — 485, ἰθεῖαν aus *Turn.* statt εὐθεῖαν. — 496, λῦσεν δ' ἀπὸ δαίδαλα μαζῶν. Nach *Turnebus* will der Herausgeber δαιδάλου ἱστόν, was wir nicht verstehen. — 507, καγχαλάα κνυζεῖ τε κεχαρμένος, οἷάτε τυτθαὶ σκιρτεῦσι (σκιρτεῦσιν) δαμάλαι περὶ πορτίας οὐθατοέσσας. Eine sehr bedeutende in der neuen Ausgabe wie so vieles Andere übergangene Variante führt *Turnebus* an, nämlich λιβραὶ statt τυτθαὶ, eine Lesart, die wir unbedenklich für ächt erkannt hätten. Ein Glossator schrieb τυτθαὶ über δαμάλαι um den Unterschied dieser von den Kühen zu bezeichnen. — 521, ἀτρεμέοντα. Cod. Ven. Reg. ἀτρομέοντα. — 523, ἢν δὲ τυχήσῃ, ῥεῖα μὲν (unsere Ausgabe nach *d'Arnaud* ῥεῖα μιν) ὀξυτέρῃσι δαμασσάμενος ὀνύχεσσι καὶ γενύεσσιν ἑλὼν φόρτον μέγαν ἀντιάσειεν, ὦκα φέρει μογέων τε βαρυνόμενός τε πελάζει. — φόρτον μέγαν ἀντιάαν kann nach der Bedeutung von ἀντιάω mit dem Accusativ nichts anderes heissen als auf die Last stossen d. i. den Hasen finden, ist mithin gleichbedeutend mit τυχήσῃ und höchst lästig, man mag jene Worte betrachten als gesagt im Zwischensatz oder im Nachsatz. Hier suchen wir das Schwierige der Stelle, nicht im folgenden Verse, über den der Herausg. eine strenge Athetesis ergehen läfst. Irren wir nicht: so ist ἀντιάσειεν verdorben, und enthält entweder ein Beywort zu γενύεσσιν, oder ist zu ändern in ἀντία σεῖο, „in deiner Gegenwart," so dass der Dichter seine Rede an den Jäger wendet, und sich diesen als von fern zusehend denkt. — 530 fg. finden wir die Participe ἐρείδων und ἀρήγων in die Indicative ἐρείδει und ἀρήγει verwandelt; ohne Noth. Die Participia reihen sich sehr bequem an einander an, abhängig vom Hauptverbum ἐλύσαντο. — 534, θυμὸς δ' ἠπεδανοῦ μέγ' ἐχήρατο βουπελάταο. Andere μάλα χήρατο, vgl. 509, ὡς καὶ τῷ μάλα θυμὸς ἐχήρατο.

Halieut. I, 9, ἐπιπλώουσι θάλασσαν, sie schwimmen über das Meer hinweg. Das ὑποπλώουσι der *sylburgischen* Handschrift ist übergangen. Für V. 260 konnte diese dort verglichene Stelle nichts beweisen; ἐνιπλώουσι θαλάσσῃ konnte eben so gut stehen als ἐπιπλώουσι. — 30, ῥηΐδίη καὶ τοῖσι πέλει καὶ ὑπόψιος ἄγρη. *Brunck* wollte ἐπόψιος gegen die Handschriften. Uns scheint die homerische Stelle Il. III, 42, wo nicht einmal die Lesart sicher ist, der Beybehaltung der Vulgate nicht zu widerstreiten. Die schlimme Bedeutung von ὑπόψιος ist doch wohl nicht die ursprüngliche, welche weit allgemeiner ist. — 32, τοὺς δὲ δόναξιν ἐπέσπασαν ἐξεφέροισιν. Diese gewöhnliche Lesart ist durch das ὑπέσπασαν einer Handschrift verdrängt worden, so dass nun übersetzt werden muss: sie zogen die Vögel mit Leimruthen heraus. Woraus? doch nicht aus den Nestern? Vielmehr lockten und zogen sie die Vögel an durch die Leimruthen, und diess ist ἐπέσπασε, vgl. II, 105, III, 175. — 38, κρυερῷ τε καὶ ἄσχετα μαργαίνοντι ὕδατι. Statt κρυερῷ hat Cod. Pal. 1 χαλεπῷ. — 40, καὶ μοῦνον ἐν ὄμμασι πειρήσασθαι. ὑπ' ὄμμασι eine alte Lesart, die des *Rittersh.* Handschriften bis auf eine haben. Cod. Paris. 2 θηήσασθαι statt πειρήσασθαι. — 49, εὖτ' ἂν ὑποβρυχίης ἄδυτον περόωσι θαλάσσης. Über ὑποβρύχιος ist unsere Meinung etwas abweichend von der gewöhnlichen. Zu dem grossen Stammworte βρύω, welches Fülle und Strömen anzeigt, gehört nicht bloss βρύξ das Strömen und Brausen, daher vielleicht auch die Quelle, was wir doch bis jetzt nur auf die Autorität des griechischen Wörterbuchs glauben müssten, sondern auch βρύχω, welches sich doch wohl eher von βρώσκω trennen liesse, als von jenen Worten bey dem homerischen βέβρυχε κῦμα, Il. XVII, 264, vgl. Od. V, 412. Davon bey Hesychius βρύγδην, χύδην und βρυχμοὶ, ψόφοι. Βρὺξ war eigentlich nur der Zustand des brausenden Meeres, daher der Ort, wo das Brausen ist, mithin nur die Oberfläche des Meeres, wenn auch mit dem veränderten Sprachgebrauch endlich Oppianus Hal. II, 588 βρὺξ für das ganze Meer, βρὺξ νεάτη für die Tiefe des Meeres gebrauchen konnte. Wegen eben dieser sehr natürlichen Veränderung der Bedeutung kommt es, dass βρύχιος gelesen wird sowohl für brausend — in βρυχίης ἁλὸς Apoll. Rhod. I, 1310 wird βρύχιος von den Scholien richtig durch βρυχώδης erklärt, dessen Bedeutung, brüllend, heulend, auch Hr. *S.* anerkennt — als auch für das was dem Meere eigen ist, wofür des Hesychius βρύχιον, ὑποβρύχιον, βυθιζόμενον zeugt. Aus dem bisher Gesagten wird erhellen, dass ὑποβρύχιος heissen muss was unter der βρύξ, unter der brausenden Oberfläche des Meeres ist, mithin ὑποβρυχίη θάλασσα das tiefe Meer, die Tiefe des Meeres, ganz was νεάτη ἅλς bey Apollonius Rhodius. So ὑποβρυχίη ἄλμη Hal. V, 539, βυσσὸς ὑποβρύχιος V, 159, κόλποισιν ὑποβρυχίοισι θαλάσσης V, 171 vgl. I, 790. III, 599. IV, 39, 519. V, 208. So konn-

te an unserer Stelle kein Anstoss genommen werden an der Vulgate; doch war nicht zu übersehen, was die *sylburgsche* Handschrift darbot ὑποβρύχιοι εἰς ἄδυτον π. ϑ.; man konnte dankbar ὑποβρύχιοι annehmen, und in εἰς finden, wodurch die gemeine Lesart entstanden war. Man denke an die Männer ὅσσοισιν ὑποβρύχιος πόνος ἅλμης μέμβλεται, II. 151, und an den ἐρευνητῆρα ϑαλάσσης σπερχόμενον ποτὶ βυσσὸν ὑποβρυχίοισι πόνοισιν II, 438. — 53, οὐ γάρ τι μίην ὁδὸν ἔρχεται ἰχϑύς. Die alte Lesart ἵσταται ἰχϑύς, die bey *Rittersh.* nur eine Handschrift verleugnet, ist mit Stillschweigen übergangen. Man vergleiche ἵσταται ἄγρη, Hal. III, 61, 648. V, 599. — 56. Für οὐ μὲν ist die vollere Form οὐ μὴν gegeben. — 81, τὰ δ' οὔ κέ τις ἐξονομῆναι ἀτρεκέως· οὐ γάρ τις ἐφίκετο τέρμα ϑαλάσσης. Statt ἀτρεκέως haben Andere ῥηϊδίως. ἐφίκετο hat sich erhalten gegen ἀφίκετο und ἐσίκετο. — 88. γαίης πολυμήτορος. Andere πολυμητέρος. — 92, ἡμεῖς δ' ἀνδρομέοισι νοήμασι μέτρα φέρωμεν. Der Zusammenhang ist: ob die Erde mehr Geschlechter ernährt oder das Meer, das wissen die Götter; wir aber wollen es berechnen, so gut es der menschliche Sinn vermag. Hierauf folgt die Aufzählung der Fische. Jeder wird einsehen, dass der die im Gedanken fern vorschwebende Zukunft bezeichnende Optativus hier nicht dem wegen seiner für die Gegenwart berathschlagenden und ermahnenden Kraft ganz zweckmässigen Subjunctivus aller Ausgaben und Handschriften vorgezogen werden durfte. Denn auch die *sylburgsche* Handschrift hat nicht φέροιμεν, wie die Anmerkungen sagen, sondern φέρομεν. — 93, ἰχϑύσι μὲν γενεὴ u. s. w. μὲν ist auf die Autorität einer Handschrift aufgenommen, statt des gewöhnlichen γάρ; uns ist bange, dieses sey verdrängt durch die Ursachen der gewöhnlichen auch V. 219 vorkommenden Verwechselung zwischen μὲν und γάρ, oder aus Unkenntniss des häufigen Gebrauchs von γάρ, wenn die folgende Rede vorher angekündigt wird; die Partikel bekräftigt das Versprechen der Erzählung. — 98, κίϑαροι gegen das κιϑάρη und κιϑάραι der Handschriften. Ungern entbehren wir hier des Herausgebers Commentar, eben so im folgenden Verse bey βούγλωσσά τε statt βούγλωσσοι. — 106, σαῦροί τε σκίπανοί τε καὶ ὅσσ' ἐνιτέτροφε πηλοῖς. Die zweyte pariser Handschrift hat πηλῷ, was sich freylich nicht halten durfte bey dem häufigen Gebrauche des Plural. Man sehe Hal. I, 277. Cyn. I, 452. III, 418. — 107, ὑπὸ χλοεραῖς βοτάνῃσι. Das unbemerkte χλωραῖς des Cod. Pal. 1 sehen wir nicht ungern verschmäht. Bey dem schon oben erwähnten Streben der beiden Oppiane nach daktylischen Versen ziehen wir immer am liebsten die Formen vor, die einen Daktylus geben. Daher steht auch unsere Form Cyn. II, 532. IV, 261. Aus eben dem Grunde tadeln wir das unerwähnte ψαμμώδεος der *sylburgschen* Handschrift statt ψαμοϑώδεος unten V. 128, vgl. Cyn. II, 255, πυκνοῖσι derselben Handschrift V. 177 statt πυκινοῖσι, vgl. Cyn. I, 325. III, 75, und unten 277, ἀλγεινότερον statt ἀλεγεινότερον, welche Form wohl auch Hal. IV, 172 gestanden haben mag, ξείνην, welches 247 in unserem Texte steht, statt des unbemerkten ξενίην bey Ritt. Pal. 2. Sylb. Mit Recht ist V. 528 ἀντιάσωσιν aufgenommen: — dass geändert wurde nach einer Handschrift, war zu bemerken — vgl. 541, 562. II, 75. III, 500. IV, 74, 248, 400. V, 627, 667. Wäre nur auch III, 77 das ἀντιάσουσι der Handschriften nicht zurückgewiesen. Die widerstreitenden Stellen sind theils im fünften Buche, wo uns Handschriften fehlen, 338, 358, 588, theils Cyn. I, 530, wo Spuren derselben auf die daktylische Form führen; ἤντησαν musste durch den Drang des Verses gesagt werden Hal. V, 606; ἐνιπλήσατο steht richtig Hal. II, 257, 407, πορφυρέουσι, welches unbestritten steht Cyn. II, 597. Hal. I, 62, hätten wir auch Cyn. I, 462 stehen lassen. Die spondeische Form steht nur Cyn. II, 559. Statt κήτει Hal. V, 71 war κήτεϊ zu schreiben. — 126, οὔστε ist mit Recht dem fehlerhaften, wenn auch allgemein verbreiteten ὅστε an die Stelle gesetzt worden, welches leicht entstanden war aus unnützem Streben nach Beziehung zum nächsten Substantiv. — 137, μήλοισιν ἀναπτύων ἶσα φορβήν. Warum *Bruncks* ἀναπτύσσων aufgenommen ist, sehen wir nicht ein. — 144, καὶ τμηϑέντες ἔτι σπαίρουσι σιδήρῳ. So ist stillschweigend wiederum geschrieben worden mit Verwerfung der anderen Lesart ζώουσι. — 145, ἐν βένϑεσσιν ὑπόβρυχα μιμνάζουσι φωλειοῖς. Hier scheint uns *Bruncks* βαϑέεσσι nothwendig. Ein Adjectiv φωλειός wenigstens wussten wir nicht abzuleiten. — 152, πτήσσει ὀπωρινοῖο κυνὸς δριμεῖαν ὁμοκλήν. Der Herausgeber hat, wie es scheint, sich die Regel gebildet, πτήσσειν sey immer intransitiv, πτώσσειν transitiv. Daher vermuthet man hier πτώσσει; anderswo hat er ähnliche Vermuthungen, denen sich der Text des Oppianus leicht schmiegte, ohne Unterstützung der Handschriften aufgenommen. So ist namentlich πτήσσειν, dessen transitiver Gebrauch sich nicht leugnen lässt, zweymal verdrängt. Hal. II, 305, 544. — 160, ὅσσοι γε βράγχη, στόματος πτύχας, ἀμφὶς ἔχουσιν. So ist aus der moskauer Handschrit geschrieben statt ὅσσοι τε β., wir wissen nicht warum, vgl. 283. — 162, αὐτὰρ ὅγ' ἐσσυμένοισι συνορμηϑεὶς ῥοϑίοισι. Andere μεϑορμηϑείς. — 172, σφύραινοι δολιχαί, ῥαφίδες ϑ' ἅμα τῇσιν ἀραιαί. Der Text des *Rittershus.* und die *sylburgsche* Handschrift haben ῥαφίδες ϑ' ἐπὶ τῇσιν ἀρ. „ausser diesen." — 179, οἱ δ' ἐν ἀμετρήτοις αὔλιν πελάγεσσιν ἔχουσιν statt ἀμετρήτοισιν ἄλην π. ἔ. bieten ausser dem Texte des *Rittersh.* zwey seiner Handschriften dar. — 193, οὐδέ κεν αὐτόμολον κείνων πλόον, ἀλλ' ὑπὸ δεσμῷ φαίης εὐγόμφοισιν ἐνισχομένους πινάκεσσιν ἑλκομένους ἀέκοντας ἀναγκαίῃσιν ἄγεσϑαι. Was von der Lesart ἕπεσϑαι statt ἄγεσϑαι zu halten sey, wird erst wissen, wer in anderen Ausgaben als in der neuen die Lesart κείνους aus Pal. 2, und κείνοις aus Pal. 1, erwähnt findet. Durch das Bestreben, diese zu unterstützen, scheint uns jenes ἕπεσϑαι entstanden. οὐδέ κεν αὐτόμολον κείνους πλόον φαίης ἕπεσϑαι, sie scheinen nicht aus eigener Bewegung der Schiffahrt zu folgen. — 198, ἀϑλοφόρον ϑαλλοῖσι νεοδρέπτοισι κομῶντα. Wir billigen das aufgenommene νεοστέπτοισι nicht, νεόστεπτος ist wohl die Stirn des Siegers, aber nicht der Kranz. — 209, πομπίλε, ναυτιλ[illegible]

νε. Andere ναύτησιν τετιμμένε. — 241, ἀβραμίδες φορέονται ἄθροαι, ἄλλοτε δ' ἄλλον ἁλὸς πόρον, ἢ περὶ πέτρας, ἢ πελάγη, δολιχοῖσί τ' ἐπέδραμον αἰγιαλοῖσι. Wie dieses τ' mit dem vorhergehenden doppelten ἢ in Übereinstimmung zu bringen sey, mögen Andere sehen. Wir lesen: ἢ πελάγη δολιχοῖσιν ἐπ. αἰγ., sie schwärmen um den Felsen herum, oder laufen am langen Ufer über das Meer hinweg. — 259, δοιοί, die dem Oppianus gewöhnliche Form, ist statt δοιώ aufgenommen, vgl. 345. 548. IV, 76. Cyn. III, 526. — 263. Was die moskauer Handschrift hat, ἄστακος οὖν, war nicht zu verschmähen; αὖ dient wie δέ, neue Materien anzuknüpfen, οὖν, die schon angekündigten ins Einzelne zu führen. — 265, ἀλλ' εἴ μιν ἀναγκαίῃ τις ἐρύσσας τῆλε φέρων ἑτέρωσε πάλιν πόντονδε μεθείη. Cod. Pal. 1 hat ἀναγκαίῃσιν ἐρύσσας, was nicht zu verwerfen wäre, wenn nicht alsdann ein Subject fehlte, das vielleicht künftig eine Handschrift in einer zweyten Person darbietet. Wenigstens haben nicht alle Handschriften μεθείη, die *sylburgsche* hat μεθίει. — 268, οὐδ' ἐθέλει ξεῖνον μυχὸν ἄλλον ἑλέσθαι. Aus einer Handschrift ist dieses stillschweigend aufgenommene ἑλέσθαι dem sonst gewöhnlichen ἱκέσθαι an die Stelle gesetzt worden. — 272, τῆς μιν ἀπεξείνωσαν ἁλίπλοοι ἀγρευτῆρες. ἁλίστονοι ἀγρ. konnte vorgezogen werden, das Gewähltere dem Gemeineren, schon wegen IV, 149, wo derselbe Halbvers, aber auch wegen des äschyleischen im griechischen Wörterbuche bemerkten Gebrauches, der öfter mit dem oppianischen übereinstimmt. — 273, ὡς ἄρα καὶ πλωτοῖσιν ἑὸς δόμος. Zwischen πλωτοῖσιν und πλωτῆρσιν ist sonst schwer zu entscheiden, daher der Herausgeber die Entscheidung dem Zufalle überlassen zu haben scheint. Dieser hat aber übel gewaltet, hier war πλωτῆρσι zu schreiben, wie in demselben Halbverse II, 196 geschrieben ist. — 275. στάζει ἐνὶ κραδίῃ γλυκερόν γάνος. Andere βέλος, welches doch einer Glosse wenig ähnelt. — 276, οὐδ' ἄρα μούνοις πατρὶς ἐφημερίοισι πέλει γλυκερώτατον ἄλλων. Das γλυκερώτερον der moskauer und auch der sylburgschen Handschrift wird mit dem Herausgeber verwerfen, wer den epischen und in späterer Zeit prosaischen Gebrauch des Superlativus mit pleonastisch beygefügtem ἄλλων und ähnl. Genitiven kennt, den wir wieder finden Cyn. III, 112. Hal. V, 467. Callim. in Del. 156. Dionys. Perieg. 47, 353, vgl. Hermann zu Hom. Hymn. in Cer. 362. Unser Dichter ging noch weiter, wenn es mit Cyn. III, 318, λύκου προφερέστατος, seine Richtigkeit hat: und ist das der Fall so können die Varianten zu Hal. I, 600, 702 auf Ähnliches führen. — 279. ὅς κεν ἀνάγκῃ φυξίπολιν πάτρης τελέσῃ βίον ἀλγινόεντα, ξεῖνος ἐν ἀλλοδαποῖσιν ἀτιμίης ζυγὸν ἕλκων. Die alte Lesart ξείνου für ξεῖνος hätte doch Bemerkung verdient. Die Bedeutung von ξεῖνος wird nicht schwächer, wenn sie als nähere Beschreibung der Ehrlosigkeit zugleich den Grund derselben anzeigt; die fremde Ehrlosigkeit, d. i. die Ehrlosigkeit, die Fremden gehört und Fremden bewiesen wird, als wenn jener Grund dadurch hervorscheint, dass das Prädicat dem verlassenen Manne selbst gegeben wird. Dass jedoch ξεῖνος hier den Vorzug verdiene, hatte der Herausgeber durch ein wie hier verbundenes ξεῖνος ἐν ἀλλοδαποῖσι bewiesen Cyn. II, 312. — 290, οἳ δ' ἤτοι πρῶτον μὲν ἐνὶ ψαμάθοισι τέτανται. Andere τάνυνται, welches Beyfall erhalten möchte, wenn man ein ähnliches, Hal. IV, 598 übel angefochtenes, bald darauf V. 668 glücklicher Weise übersehenes χέονται vergleicht. — 296, τόφρα δὲ θυμὸν ἔχουσιν ἀμήχανον ἀδρανέοντες. Diess aus zwey Handschriften des *Rittersh.*; sonst las man ἀδρανέοντα. — 298, ὡς δέ τις ἰητὴρ νουσαχθέα φῶτα κομίζων ἤμασι μὲν πρώτοισι βορῆς ἀπόπαστον ἐρύκει. Andere ὡς δ' ὅταν vgl. II, 597. — Ein zwischen V. 303 und 304 gesetztes Zeichen einer Lücke können wir nicht verstehen. Uns scheint der Zusammenhang ziemlich klar vor Augen zu liegen: Wie der Arzt den kranken Mann zurückhält von aller Nahrung und die Mittel der Stärkung scheut, und erst nach einiger Zeit ihm wenig Speise reichen lässt: so furchtsam richten auch die Muschelthiere mit ihren neuen Schalen sich auf von der Krankheit, und scheuen sich dadurch, das Ende der Krankheit herbeyzuführen. Wie es scheint, wurde das Aufrichten als Vergleichungspunct zur Speise gehörig verkannt. — 305, ἁλὸς ναίουσιν ἐναύλους. Andere ἐναύλοις, was durch V. 341 ναίει μὲν ψαμάθοις sich vertheidigen liesse, wenn nicht dort die Lesart eben so unsicher wäre. — 310, εὐκάρποις wird vertheidigt gegen ἐγκάρποις durch II, 491. — 311, γλυκερόν τε φυτῶν ἀπὸ καρπὸν ἔδοντα. γλυκερῶν hat Cod. Pal. 1 und marg. Pal. 2. — 313, ἄλλα δὲ φῦλα μετ' οἰδμασιν ὀστρακόρινα. Andere μετ' ἰχθύσιν. — 315, νηρῖται στρόμβων τε γένος. Cod. Pal. 1 γένη. In ähnlicher Verbindung 428 lesen wir ebenfalls γένος, doch Cod. Pal. 2, dem Herausgeber unbemerkt γένη. Unbestritten ist σκυλάκων γένη Cyn. I, 36, aber doch nicht ganz beweisend für unsere Stelle. — 314, πολλὰ μὲν ἐν πέτρῃσι, τὰ δ' ἐν ψαμάθοισι νέμονται. Hier würde wohl Keiner das dargebotene φύονται aufnehmen. Aber wünschen möchte man es 319, πάλιν ζωοί τε νέμονται, wo das aus Cod. Pal. 1 anzumerkende γίνονται den prosodischen Gesetzen widerstrebt. — 321. ἐκ γενετῆς. Andere ἐκ γενεῆς, was mit Recht verworfen wurde. Bey den Epikern ist γενεὴ nur das Geschlecht, γενετὴ die Geburt. Anders anderswo. So finden wir freylich statt ἐκ γενετῆς von Geburt an, wie hier und V. 645 steht, ἐκ γενεῆς bey Herodot. IV, 23. — 326, αἱδ' εἴσω καταδῦσαι ὑπ' ἀλλοτρίοισιν ἐλύτροις ἑζόμεναι ναίουσι, καὶ ὃν κτήσαντο μέλαθρον. Für jenes ὃν, welches unangenehm auffällt, wollte *Rittersh.* ὃ lesen: dass alsdann aus dem intransitiv gebrauchten ναίουσι die transitive Bedeutung herauszunehmen wäre, würde nicht beleidigen, ein ähnlicher Fall ist V. 410. — 333. Fast allen Autoritäten entgegen war οὐκέτι κεῖνον statt οὐκετ' ἐκεῖνον in die erste Ausgabe eingeschlichen, und ist in der neuen Ausgabe nicht ausgewandert. Was IV, 139 οὐκέτι κεῖνα wünschenswerth macht, das Bedürfniss des Verses, beweist hier nichts. Doch konnte diess der Gleichförmigkeit wegen geschehen mit V, 397. — 337, κρείττων χειροτέρην, δόμον ἄρμενον ἀμφέθετ' αὐτῇ. Die epische Form κρείσσων, die auch Cod. Pal. 2 hat, steht nur in den Noten.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stück.)

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

JUNIUS 1815.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Weigel: ΟΠΠΙΑΝΟΥ ΚΥΝΗΓΕΤΙΚΑ ΚΑΙ ΑΛΙΕΥΤΙΚΑ. *Oppiani Cynegetica et Halieutica.* Ad fidem librorum scriptorum emendavit *Joannes Gottlob Schneider*, etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

363. Πολλὰ μὲν εὐρυπόροισιν ἐνιστρέφεται πελάγεσσιν. ἐνιτρέφεται war nicht zu verwerfen bey dem häufigen Gebrauche des Wortes bey unserem Dichter. Man sehe Hal. I, 607. II, 423. 456. 598. III, 160. 168. IV, 212. V, 22 und 46, κήτεα μεσσοπόροις μὲν ἐνιτρέφεται πελάγεσσιν. — 367. τῶν ἤτοι κρυερός τε λέων βλοσυρή τε ζύγαινα. Cod. Pal. 1, κρυερή τε ζύγαινα, welche Lesart vielleicht vorzuziehen, da unser Schriftsteller ähnliche Wiederkehr desselben Wortes in verschiedenen Halbversen nicht verschmäht, vgl. 420. πάντα δ' ὁδὸν μίαν εἶσι, μίαν δ' ἀνελίσσετ' ἀμοιβήν. 553. αἰνοτάτοισι γάμοισι καὶ αἰνοτάτοισι τόκοισι. Cyn. IV, 33, οὐκ ἔλαφοι κεράεσσι θρασύς, κεράεσσι δὲ ταῦρος· οὐ γενύεσσιν ὄρυξ κρατερός, γενύεσσι λέοντες· οὐ ποσὶ ῥινοκέρως πίσυνος, πόδες ὅπλα λαγωῶν. — 368. πορδάλιες ist statt παρδάλιες gegen die Handschriften geschrieben, die sonst häufig schwanken zwischen beiden Formen. Jene findet sich sonst Hal. III, 390. Cyneg. I, 308. II, 459. III, 63. 98; für richtig erkannt zu Cyneg. II, 299 ist sie stillschweigend gegen die Handschriften in den Text gesetzt Cyn. I, 433, nur Cyn. I, 69 hat man παρδαλίεσσι übersehen. — 368. φύσαλοι αἰθυκτῆρες. So ist statt αἰθυντῆρες und ἰθυντῆρες geschrieben, vgl. Cyn. II, 332. 551. — 371. μάλθη θ' ἡ μαλακῆσιν ἐπώνυμος ἀδρανίῃσιν. Die andere Lesart οὐ μαλακῆσιν wird unterstützt durch den ganzen Zusammenhang; der Dichter spricht von gefräſsigen Seethieren, nicht von unschädlichen. — 382. εἴκελα δ' ἔργα πᾶσιν ὁμοῦ φορβή τε. So ist jetzt statt μορφὴ geschrieben. — 384. καὶ οὔποθι νόσφι θάλασσα δελφίνων. Sonst οὔποτε. — 407. πέτραις ἐνὶ καὶ ψαμάθοισιν εὔκηλοι μίμνουσι. Die Ausgabe des Rittersh. und Pal. 2 haben πέτραις ἔπι. — 414. σὺ σὺν φιλότητι διακρίνας ἐκέδασσας αἰθέρα τ' αἰγλήεντα καὶ ἠέρα καὶ χυτὸν ὕδωρ καὶ χθόνα παμμήτειραν, ἀπ' ἀλλήλων δὲ ἕκαστα. Der Herausgeber vermuthet τὰ ἕκαστα. Die Verknüpfung war hier freylich nicht nothwendig, doch zu entschuldigen; wiewohl wir hier wünschten, eine Handschaft bestätigte des Herausgebers Vermuthung. Dagegen wenn auch diess geschähe V. 419: so würden wir dennoch nicht folgen. Es heiſst dort: Kein Element ist ohne das andere, sie sind in einander, ἐν ἀλλήλοις δὲ φύονται. Wer da mit dem Herausgeber μίσγονται schreibt, verdirbt zugleich Sinn und Vers: denn nur bey einer abgeschlossenen Handlung, nicht bey einer werdenden, konnte ἐν ἀλλήλοις stehen; die Präposition zeigte Ruhe an, das Verbum erst Streben danach. Und μίσγονται als Bacchius zu gebrauchen, wäre doch etwas viel zugemuthet. — 420. πάντα δ' ὁδὸν μίαν εἶσι, μίαν δ' ἀνελίσσετ' ἀμοιβήν. Statt des zweyten μίαν könnte man μίην wünschen, welches die sylburgsche Handschrift giebt, die mittlere Form vorziehend und μίαν versparend für Fälle, wo die Kürze nöthig ist; aber aus V. 511. 588 sieht man, daſs dieſs zu viel verlangt wäre. — V. 452. Von Seevögeln, die schnell aus dem Wasser erhoben, hoch in die Luft fliegen, lieſse sich zwar allenfalls sagen οὐδέ κεν ὄρνιν ὀΐσσεαι οὐδέ κεν ἰχθὺν εἰσοράαν, d. i. wer sie zugleich im Wasser sieht und gleich darauf in der Luft, glaubt weder Vögel zu sehen noch Fische. So wäre die Lesart der Handschriften zu vertheidigen. Schreiben wir aber mit dem Herausgeber ἠδὲ statt des ersten οὐδέ: so wird der schnelle Wechsel des Aufenthalts der Fische dem Leser weit lebendiger vor die Augen geführt. „Fern und hoch fliegen sie: man muſs sie für Vögel halten, nicht für Fische." Auch der Zusatz ἀγεληδὸν ὅθ' ὁρμήσωσι πέτεσθαι macht jene Vermuthung wahrscheinlich. — 454. κεῖνα γὰρ οὔτε λίην προκυλίνδεται, οὔθ' ὑπ' ἀήταις πρυμνόθεν εἱλεῖται. Sonst οὔτι — οὐδὲ. — 460. γαληναίῃ τε γένηται. Andere πέληται. — 462. πανσυδίῃ. Andere πασσυδίῃ. Das Schwanken scheint hier gröſser als anderswo, z. B. bey παλίσσυτος. — 472. θρώσκοντες θύνουσι χοροιτυπέουσιν ὁμοῖοι. Hier ist fürs erste aus dem Rande einer pariser Handschrift θρώσκοντες θύνουσι geschrieben statt des θρώσκουσ' ἀΐσσουσι oder θρώσκοντες ἀΐσσουσι der anderen Handschriften, die auf θρώσκοντ' ἀΐσσουσιν führen konnten. Wir fürchten, auch hier sey der oben besprochene dem Oppianus so häufige Gebrauch des Duals statt des Plurals verkannt. Am Ende des Verses ist χοροιτυπέουσιν aufgenommen statt χοροιτυπίῃσιν nach *d'Arnaud*. Uns bewegt mehr die angeführte ganz ähnliche Stelle Cyn. IV, 342 als der Sinn, welchem zu Liebe freylich das gröbere Gefühl Änderung nothwendig verlangt. — 479. οἱ μὲν γὰρ γενεῆς κεχρημένοι ἠδὲ τόκοιο θηλέες. Wenn ἠδὲ geschrieben wurde statt αἱ δὲ — und das muſste geschehen: — so war doch wohl auch αἳ zu schreiben und κεχρημέναι. — 496. στομάτεσσι κάπτουσι. So nach *Koen.* statt λάπτουσι. — 508. ὁμοῦ γάμῳ εὕρατο νίκην. An-

dere ἤρατο, und das follte im Texte ftehen. Man vgl. II, 18. 655 ἤρατο τιμήν. Εὔρατο überlaffen wir anderen Verbindungen, wie εὔραντο τελευτήν. II, 104. III, 363. IV, 119 εὔρατο θήρην. II, 120 — wonach Cyn. II, 7. 14. 27 εὔρατο zu fchreiben feyn dürfte — εὔραντο καλιήν III, 357, ἀνεύρατο γαστέρι φορβήν II, 88. Man wird hier den Begriff des Zufälligen nicht überfehen. — 520. δεξαμένη κυέει τε. Cod. Sylb. κύει. — 524. πολὺ δὲ πλέον ἄλγος ἔχουσι. Andere πλέον ἄλγε' ἔχουσι. — 526. ὀστέον οὐκ ἐπιεικτόν. Andere οὐχ ὑποεικτόν. Noch Andere αὐτοχάρακτον, eine wunderbare Dittographie! — 529. οἱ δ' ἀεκουσῶν εὐνῆς ἱμείροντες ἑκούσιοι, nach *Valck.* ad Phoen. p. 258, fonft ἀέκουσαν εὐνήν. — 555. ἐξ ἁλὸς ἔρχεται αὐτὴ πρόφρων ἱμείρουσα παρ' ἱμείροντα γάμοιο. Sonft fchrieb man, auch in der erften Ausgabe ἱμείροντι. — 559. πικρὸς ἔχις. ὄφις ift wohl nur Erklärung. — 562. ὄφρα γάμῳ πρηΰς τε καὶ εὔδιος ἀντιάσειε. Cod. Pal. 1, der Genitivus fällt weniger auf als der Pluralis. — 570. γάμῳ ἐπιγηθήσαντες. Alle Bücher haben ἐπιγηθήσαντε. Über die Änderung belehrt keine Anmerkung. Wir fürchten, fie ift durch *Bruncks* Scheu vor Hiaten zwifchen Verfen in die alte Ausgabe fo gut wie in den Apollonius Rhodius gekommen; aus der alten Ausgabe hat fich dergleichen in die neue eingefchlichen. — 591. τετόρεσσι φέρει βέλος ὠδίνεσσι. Andere γένος. Was hier Cyneg. III, 520 beweifen foll, wiffen wir nicht. — 596. τοὶ μὲν κατὰ χῶρον ἕκαστοι εὔκηλοι μίμνουσιν. Andere wie Cod. Pal. 2. Sylb. lafen κατὰ χώραν. — 597. ἐνὶ σφετέροισι δόμοισι. Andere ἐνὶ σφετέρῃσι νομῇσιν. — 598. ξυνὴν ὁδὸν ὁρμώωνται. Andere ὁρμαίνονται. — 599. ἵν' αὐτόθι τέκνα τέκωνται. Andere τέκοιεν. — 613. ἐπισπεύδουσι νέεσθαι, vgl. V, 200. ἐπισπεύδουσι τέλεσσαι, fonft ἐπισπέρχουσι. — 612. κεῖνο πέλει κεχαρισμένον ὕδωρ. Cod. Pal. 1, 2 τοῦτο. — 614. στέλλονται δ' ἅμα πάντες ὁμιλαδὸν ἄλλοθεν ἄλλος εἰς ἓν ἀγειρόμενοι. ἄλλος wurde hier mit Recht vorgezogen; unfer Dichter liebt in diefem und ähnlichen Fällen den Singular, Beziehung auf das Einzelne, wenn von der Menge die Rede ift, vgl. 189. III, 629, daher auch I, 461 ἄλλος zu fchreiben war, und 637 ἕκαστος, wie II, 227 fchon gefchrieben ift. Jene Vorliebe für den Singular bezeugt befonders Cyneg. II, 224, ἄλλος δ' ἄλλον ἔπειτα φέρων τέμνουσι θάλασσαν, und mancher Singular bey Collectiven, wie IV, 255. 356 πουλὺς ὄχλος βαίνουσι und andere. — 616. καὶ αὖ παλινόστιμος ὁρμή. Andere ἄψ. — 619. ἀμειβόμενοι δολιχὸν δρόμον Ἀμφιτρίτης. Andere δολιχὸν πόρον. Jenes ftützt fich auf Cyneg. I, 160. 291, diefes auf Hal. III, 37. — 622. Ἄτλαντος νιφόεντα πάγον καὶ χεῖμα φυγοῦσαι. Andere λιποῦσαι. — 626. ὡς τότε μυριόφυλοι ἁλὸς τέμνουσι κέλευθα εὔξεινον μέγα κῦμα. Unfere Ausgabe hat φάλαγγες ftatt κέλευθα. — 629. εἰσόκ' ἐπειγόμενοι δολιχὸν στόλον ἀμπαύσωσι καὶ τόπον. Die fylburgfche Handfchrift hat πόνον, *Turnebus* πόρον dem Herausgeber unbemerkt. — 630. εἰσόκε μέτρα παραστείχησιν ὀπώρης. Die Ausgabe des *Rittersh.* und Cod. Pal. 1, 2, und Turn. πόρον dem Herausgeber unbemerkt.

— 636. αὖτις ὁμοῦ τεκέεσσιν ὑποτροπάδην φορέονται. Andere ὑποστροφάδην. Jenes dürfte fich hier durch die Autorität der Handfchriften erhalten, vgl. III, 274. V, 432, gegen ἐπιστροφάδην, welches vom Hin- und Herfchwanken gebraucht Cyn. I, 79. II, 273. IV, 68 zweckmäfsig ftünde neben ὅπῃ τρέψωνται ἕκαστος: denn fo wird doch mit *Brunck* gefchrieben werden müffen; wenigftens fcheint uns die zwecklofe Bewegung den Fifchen weit paffender beygelegt durch τρέψωνται, als durch θρέψονται, das Ausgehen auf Nahrung. — 651. πόντου ὑπημείψαντο. ἐπημείψαντο hat auch *Rittersh.* und Cod. Pal. 2. — 664. ὅτε κουρίζωσιν ἑὸν σθένος, doch wird κουρίζωσι νέον σθένος empfohlen. — 665. κατέρχεται εἰς ὁδὸν ἄγρης. Andere εἰς νόμον ἄγρης. — 671. τερπωλήν τ' ἐρόεσσαν. τ' ift eingefchoben. — 683. ἐπιτιμητῆρες πρεσβύτεροι ftatt πρεσβύτατοι. — 684. δελφῖνες ἑαῖς παίδεσσι τοκῆες ἕσπονται. Andere δελφῖσιν. — 688. Das jetzt aufgenommene ἐπὶ χέρσον hat die fylburgfche Handfchrift. — 689. λύετ' ἀνερχομένῃ γαστρὸς μόγος. Andere πόνος. — 695. ὡς δὲ γυνὴ — εἰσαφικάνει. Alle Bücher haben εἰσαφίκηται. Der Subjunctiv bey Vergleichungen war doch wohl bekannt genug! — 696. παῖδα δ' ἐν ἀγκοίνῃσι πανημερίῃ φορέουσα. Andere πανημερίῃ. Die aufgenommene Form fteht auch Cyneg. I, 115, ἐπημάτιος. Halieut. III, 229, ὑπημάτιος IV, 640, wo man ebenfalls ἐπημάτιος erwartet. Die andere Form lefen wir II, 203, πανήμερος III, 360. — 701. δείκνυται ἔργα θαλάσσης. Andere δείκνυσιν. — 708. κακότητα — ἀναπλῆσαι μεμάασιν. Andere ἀνατλῆναι. — 713. ἀλλ' αὔτως ἄτρεστον ἔχει θάρσος τε μένος τε, vgl. V, 12, βίην ἄτρεστον ἔχοντας θῆρας ὑπερφιάλους. Sonft ἄτρεπτον, was fich durch ἄτροπος ἀλκὴ II, 487 vertheidigen liefse. — 715. θανέειν ἀναδύεται. Andere ἀναβάλλεται. — 716. ἡμιθανής, Andere ἡμιδαμής. — 718. εἰρχθέντας wird jetzt gefchrieben ftatt ἐρχθέντας, aber diefe Form hat fich unbeftritten erhalten II, 572. III, 589. — 722. οὐδέ τιν' αἰδῶ γιγνώσκει. Andere ἀνδρῶν. — 737. παῖδας ἔσω λαγόνεσσιν ἔδεκτο, fonft ἐνὶ λαγόνεσσιν. Was aufgenommen ift, wird begünftigt durch II, 98 βατράχου εὐρείῃσιν ἔσω γενύεσσι μιγέντες. — 740. πάλιν δ' ὑπεχεύατο παῖδας σπλάγχνοις. Die Lesart ὑπεδέξατο ift offenbar eine Gloffe. — 743. ἀλλ' οὐκ εἰς νηδὺν κείνη δύσις. Andere κείνης. — 744. ἀλλὰ οἱ ἐν πλευρῇσι διασφάγες, fonft πλ. ὑποσφάγες. — 752. ὑπωάδιοι. Die andere Lesart ἐπωάδιοι war doch wohl nicht zu verwerfen: er bleibt ruhig bis die Jungen ausgekrochen find. — 760. νηλής, ἣ θ' ἑὰ τέκνα φυγῆς ἔτι νηπί' ἐόντα ἐσθίει. So ift jetzt die alte Lesart ἣ κατὰ τέκνα oder ἣ καὶ τέκνα gegen alle Handfchriften verändert. Den Grund fehen wir nicht ein. Der fehlende Artikel, der in der erften Ausgabe den Herausgeber beleidigte, durfte es nicht bey dem Epiker, und κατὰ felbft hatte nichts Beleidigendes, wenn man es mit ἐσθίει verband. — 763, αὐτοτέλεστα ftatt αὐτοκέλευθα. — 764, ὄστρεα μὲν σύμπαντα τάγ' ἰλύϊ τίκτεται αὐτῇ. Warum τάτ' hat weichen müffen, wiffen wir nicht. Die Varianten find wieder ungenau angege-

ben. Die ſylburgſche Handſchrift hat ὄστρεα μὲν δὴ πάντα. — 767, ἠπεδανῆς ἀφύης. Andere οὐτιδανῆς. — 769, εὖτε γὰρ ἐκ νεφελέων Ζηνὸς νόος ὄμβρον ἀφύξῃ, ſonſt ἀέξῃ. — 770, αὐτίκα πᾶσα, andere εὐθὺς ἅπασα. — 771, μισγομένη δίνῃσι παλιμπνοιῇσι θάλασσα. Faſt alle Bücher haben ἅμα πλήθῃσι, was doch wohl nicht ſo unbedingt zu verwerfen war. — 780, σπερχομένης. Faſt alle Bücher wiederum haben σπερχομένου. Warum konnte man dem Winde ſein Beywort nicht laſſen? — 783. ἐκ δὲ φύονται ἀθέσφατοι. Andere ἐκ δὲ χέονται, vgl. IV, 668 ἀτυζόμενοι δὲ χέονται ἐκτὸς ἀπὸ σπιλάδων. — 787. τόγε δέ σφι βορὴ βίοτός τε τέτυκται. Uns ſcheint weder τόδε δὲ, noch das alte βιότοιο verwerflich. — 795. Das Beywort ἀργεννὴ iſt der Erde gegeben auf Koſten des Schnees. — 797. ἀργινόεσσα die daktyliſche Form iſt an die Stelle getreten von ἀργήεσσα.

Soviel über die Bearbeitung des Einzelnen; nicht als ob es in den übrigen Büchern uns an Stoff fehlen würde für ähnliche Bemerkungen: im Laufe des Werkes pflegt der Eifer des Anfangs gewöhnlich zu erkalten, daher in jenen faſt noch mehr zu thun iſt, als in den bis jetzt von uns behandelten, zumal in denen der Kynegetika. Doch es ſollte hier nur gezeigt werden, wieviel ungefähr in der vorliegenden Ausgabe der Text gefördert ſey, und das, dünkt uns, iſt für die Verſtändigen genugſam angedeutet.

Wir könnten hier ſchlieſsen, müſsten wir nicht noch aufmerkſum machen auf eine reiche Quelle unſtatthafter Änderungen des Textes, die uns im Laufe unſerer Bemerkungen oft beleidigt hat, Geringſchätzung der Verskunſt. Einzelnes dahin Gehöriges wird hier an ſeiner Stelle ſtehen. So ſcheinen die Herausgeber des Oppianus, und namentlich auch *Brunck*, deſſen Noten zum Apollonius Rhodius nicht eben von Kenntniſs dieſer Sachen zeigen, ganz verkannt zu haben, was denn ungefähr die Hebung im Hexameter kurzen Sylben nutzen könne. Hätte man das gewuſst: ſo wäre nicht gegen die beſſere im griechiſchen Wörterbuche geäuſserte Überzeugung geſchrieben ἐπιμύει Hal. II, 110. Cyn. II, 290 ſtatt ἐπημύει — *ſenſum falſum* erkennen wir nicht, ſo lange noch ἠμύει heiſsen kann *ſich neigen* — nicht Hal. III, 164 διὰ θαλόεντος ſtatt δι' αἰθαλόεντος. III, 202, γαστὴρ δὲ θήρεσσι ſtatt δ' αὖ θήρεσσι. Cyn. I, 95, λαιῇ δὲ πεζός ſtatt λαιῇ δ' αὖ πεζός. III, 254, χηλὴν δὲ φορέουσι ſtatt χηλὴν δ' αὖ φορέουσι. nicht Hal. II, 663, ὑπὸ κευθμώσιν ἰαύειν ſtatt ὑπαὶ κευθμῶσιν ἰαύειν; man hätte nicht Cyn. I, 214 vermuthet ὑπὸ χέλυν noch IV, 198 ſtatt des freylich verdorbenen ποτὶ χέρσον geſchrieben ποτὶ χερόν durch eine neue metriſche Sünde die alte wegſchaffend; man muſste ſchreiben ποτὶ ξερὸν, vgl. Hom. Od. V, 402. Apoll. Rhod. III, 322; auch Cyn. IV, 177 μεγαθύμων αἰζηῶν wäre geblieben, wo es her kam, und hätte das unbeſcholtene μέγ' ἀνθηρῶν αἰζηῶν nicht verdrängt. Ähnlicher Unkenntniſs verdanken wir Schreibungen wie κελαινόρινον. Hal. V, 18, καταρέζεσκε. V, 481, πολυραθάγοισιν V, 652, εὑρείταο Cyn. IV, 212, u. a. ſtatt κελαινόρρινον, καταρρέζεσκε u. ſ. w. Ferner erſt in der neuen Ausgabe — gleichfalls nicht für feine Ohren erträglich — Hal. III, 2 ἰχθυβόλου φράζευ καὶ ἀγρευτῆρας ἀέθλους, wo ſonſt φράζοιο trotz *Hermanns* Bemühungen, dergleichen Gezüchte wenigſtens bey ſpäten Epikern wegzuſchaffen, ſ. die Ausgabe der Orphika S. 728; etwas Ähnliches iſt Cyn. III, 411 aus einem weggelaſſenen τε entſtanden, welches wir jedoch dem Herausgeber nicht Schuld geben wollen; ferner ganz neu geſchenkt eine trochäiſche Cäſur, mit *Hermann* zu reden, im vierten Fuſse ſammt einem eben ſo neuen Hiatus Hal. II, 194 ἔνδον ἐφράσσατο ἄγρην; unſere Ohren befanden ſich beſſer bey dem alten ἐνδόθεν ἐφράσατ' ἄγρην. In θλίβειν iſt die erſte Sylbe lang, was für Cyneg. II, 281 zu merken war; die zweyte in εἰλυθεῖσα Hal. II, 124 bedurfte beſſerer Unterſtützung, um lang gebraucht werden zu können. So manches ungern vermiſste paragogiſche N gehörte eben hieher, wie Hal. III, 179. IV, 475, 495, und ſonſt ſehr oft; αἰὲν am Schluſſe des Verſes den alten Ausgaben zum Trotz ſtatt αἰεὶ Hal. II, 658. III, 517 ohne alle Anzeige; ἐγὼ vor dem Vocal Cyn. I, 15 gegen allen epiſchen Gebrauch. Zu den falſchen Schreibungen anderer Art gehört Hal. III, 292 θῶμιξ ſtatt θώμιγξ, deſſen Ableitung von θωμίζω gewiſs ſo ſicher war, als die der σάλπιγξ von σαλπίζω. II, 664, δίκη ſtatt Δίκη, denn die Perſoniſication wird durchgeführt. ἔν' ſtatt ἓν iſt hoffentlich nur Druckfehler Haleut. II, 562. — Die Orthographie führt uns auf die Interpuuction, über die wir Manches ſagen könnten, wenn dergleichen Bericht erfreulich wäre. Aufmerkſam machen wir nur auf Cyneg. I, 53. Οὐ μὲν ἄρ' οὐδ' ἁλιῆϊ καὶ οὐκ, ἐτὸς, ἰξευτῆρι ἄγρη νόσφι πόνοιο, in welcher Stelle nach dem griechiſchen Wörterbuche ἐτὸς, das ſonſt heiſst grundlos, zu nehmen iſt für nicht grundlos, eine etwas wunderliche Foderung. Die gewöhnliche Bedeutung wird ſich auch hier bewähren, wenn man künftig nicht ἐτὸς für ſich als eingeſchoben denkt, ſondern, wie gewöhnlich, verbunden mit οὐκ, und gehörig zu οὐκ, vgl. *Ruhnk.* ad Tim. p. 200, dann bedeutet die vorliegende Stelle: Auch dem Fiſcher nicht, und — es iſt nicht grundlos — auch dem Vogelſteller nicht iſt der Fang mühelos. Die voranſtehende Negation für beide Subſtantive zu benutzen, wird doch wohl keine Schwierigkeit haben.

Von Druckfehlern iſt das ſonſt ſehr ſauber gedruckte Buch nicht ganz frey. Einige bedeutende ſind Hal. III, 484 Δήμητρα ſtatt Δήμητρι. IV, 595, χερσὶν ſtatt χέρσον. IV, 598, ἀλλήλοις ſtatt ἀλλήλαις, und 599 δόχμιοι ſtatt δοχμίαι. 626. οὐθ' ſtatt οὐδ'. V, 58, γείτονος ſtatt γείτονος. Geringere finden ſich in ziemlich groſser Anzahl. Für Einen Druckfehler ſind wir dankbar: er hat uns beſſer als alle Kritiker die wahre Lesart hergeſtellt. Nämlich Hal. IV, 69 giebt uns ὃ δὰξ ſtatt ὀδὰξ den durchaus nothwendigen Wechſel des Subjects; δὰξ wird hoffentlich neben ἐπιμὶξ und ähnlichen Adverbien eine Stelle in den Wörterbüchern finden.

Dem Buche iſt angehängt eine ſehr freye poeti-

ſche lateiniſche Überſetzung der Kynegetika von *David Peifer*, einem Rechtsgelehrten des ſechzehnten Jahrhunderts. Ob dieſe ſchon gedruckt war, wie man uns verſichern wollte, oder nicht, laſſen wir dahin geſtellt ſeyn: auf alle Weiſe hätte ſie ungedruckt bleiben können; für den Leſer des Originals hat ſie keinen Werth, und die *amantes poëſeos latinae recentioris, quales noſtra quoque aetas habet*, wie es in dem Epilogus des Hn. *Schäfer* heiſst, konnten ähnliche Gedichte in manchen bändereichen *Deliciis poëtarum* ſuchen. Eben ſowenig wünſchen wir eine proſaiſche Überſetzung, wie ſie hier angekündigt wird. Hr. *Schneider*, aus deſſen Händen wir eine ſorgfältige Überſetzung an Commentares Stelle gern annähmen, ſcheint ſich hievon, wie von dem zu erwartenden zweyten Theile, ganz losgeſagt zu haben. Was von handſchriftlichen Schätzen Hr. *Weigel* durch ſeine angeſtrengten Bemühungen erhalten hat, und was Hr. *Schäfer* aus den Schätzen ſeiner *Adverſaria* erwarten läſst, wird, hoffen wir, ſo reichhaltig ſeyn, daſs eine Überſetzung als Mittel, den Band zu füllen, hier unnöthig ſeyn dürfte. Das Buch wird dadurch unnützer Weiſe vertheuert, eine Klage, die ſchon jetzt mancher Käufer führen dürfte. Jene Mittel überlaſſe Hr. *Weigel*, deſſen mit Recht gerühmten Anſtrengungen die alte Literatur ſchon ſo Manches verdankt, anderen Buchhändlern, deren Producte die nächſte Meſſe nicht überleben.

P. B.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Salfeld: *Julianus Apoſtata.* Tragödie von *Kuno von der Kettenburg.* 1812. 154 S. 8. (18 Gr.)

Dieſe in wohlklingenden Jamben mit Einmiſchung von anderen Verſarten verfertigte Tragödie gewährt zwar eine angenehme Lectüre, macht aber doch im Ganzen nur einen geringen Eindruck, indem ſie den Geiſt immer nur im Zuſtande der Reflexion erhält, und das Gefühl nie bis zur unmittelbaren Theilnahme fortreiſst, was — wohl verſtanden — keinesweges als eine Störung des äſthetiſchen Genuſſes anzuſehen iſt. Das hiſtoriſche Intereſſe, das der Gegenſtand — Kampf zwiſchen dem Chriſtenthum und Heidenthum — für den Leſer haben kann, erſetzt noch nicht die poetiſche Fülle und das dramatiſche Leben, das er von der Geſtaltung *in dieſer Form* erwartet. Man hört mehr, wie eine Sache geiſtreich beſprochen wird, als daſs man mit dem Bilde einer wirklichen Handlung getäuſcht würde. Die Sache — möchte man ſagen — iſt nicht genug in Perſönlichkeit verwandelt; der Religionsglaube tritt nicht genug als urſprüngliche Kraft, als tief aus der Natur ſtrömende Neigung hervor; kurz, man fühlt bey der Lectüre immer noch, daſs das mit poetiſchem Sinn und poetiſcher Haltung geſchriebene Drama mehr ein Werk der Reflexion, des Verſtandes, der Application und des Kunſtſtudiums als die Schöpfung einer begeiſterten Phantaſie iſt. Wir ſehen mehrere für das Chriſtenthum ſterben: aber die Standhaftigkeit, die ſie in ihren Reden ausdrücken, läſst uns kalt, ſo gern wir ihren Worten auch unſer Ohr leihen. Ganz anders müſste wohl noch der Feuereifer eines begeiſterten Märtyrers hervorbrechen. In dramatiſcher Hinſicht hat uns der Anfang am beſten gefallen, weil er gleich die Lage der Dinge vergegenwärtigt und über das Verhältniſs des Chriſtenthums zum Heidenthum (im J. 362 nach Chr. G.) einen ahnenden Überblick giebt. Während die Heiden opfern, geht nämlich ein Zug andächtiger Chriſten vorüber, welche Pſalmen ſingend der Leiche eines Heiligen folgen, die Prieſter hören unterirdiſchen Donner und verlaſſen den Götzentempel. — Nachher wird die Anſicht beider Religionen von Julianus und ſeinem Gefolge vielfältig beſprochen, und man trifft hier auf manche ſchöne Stelle, die die Sache mit treuer Wahrheit ſchildert, und viel Kenntniſs und Einſicht verräth. So ſagt im zweyten Act Hormisdas, ein Chriſt, mit Recht:

> Die alten Formen ſtehen unbelebt,
> Der Geiſt entfloh, du täuſcheſt dich, Auguſtus;
> Wer iſt das Volk, das auf den Gräbern jetzt
> Des Brutus und der Scipionen wohnt?
> Der eitle Prunk, der Ohren hohler Schall,
> Des Circus Spiele, ſind ſein Vaterland.
> Beſtehn aus dieſen deine Legionen?
> Verſuch es nur, gieb ihm die Freyheit wieder,
> Wie bald wird alles gleich ſich feindlich trennen,
> Und ſie in trümmernde Zerſtörung fallen!
> Drum muſs ein neuer Geiſt die Welt erfriſchen,
> Und dieſen Geiſt, ihn ſendet uns der Herr.
> Das Wort, das Liebe, Glaube, Hoffnung giebt,
> Uns von der Erde zu dem Himmel hebt,
> Es hat der Welt allmächtig ſich verkündet u. ſ. w.

Doch wird es bald eintönig, wenn alles ſo auf den Julianus einredet, und ihn überdieſs mit Wunderzeichen ängſtigt und beſtürmt. Man fühlt es nur zu ſehr, daſs er öfters Urſach hat zu ſagen:

> Doch jetzt iſt wahrlich die Geduld erſchöpft.

Weil er aber oft ſo auflodert, und dann immer wieder Nachſicht zeigt, erſcheint er zuletzt, nur grauſam durch Überredung, mehr ſchwach als gutherzig, und daher befremdet es faſt, wenn er am Schluſſe ſeine Soldaten, die ihm in der groſsen Noth durch das Kreuz den Sieg errungen haben, für Rebellen erklärt, und gegen ſie tobt und wüthet, bis ihn ein tödtender Pfeil niederwirft. Von der Liebe der Theodora zu ihm erwartet man mehr dramatiſche Wirkung, aber ſie wird weiter nicht benutzt, und dient nur dazu, ihren Muth bey chriſtlicher Entſagung noch in ein helleres Licht zu ſetzen. — So behält das Ganze bey aller äuſseren Anmuth ein hiſtoriſch didaktiſches Anſehen.

T. Z.

Jena, gedruckt bey Schreiber und Comp.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

JUNIUS 1815.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Universitäten und andere öffentliche Lehranstalten.

Leipzig.

Am 23 Jun. v. J. vertheidigte Hr. D. *Joh. Gotthelf Tilsner*, zur Erlangung des Rechts einer Assessur in der juristischen Facultät, mit seinem Respondenten Hn. *Albert Brunner* aus Torgau, seine Diss.: *De perduellione majestatis* (20 S. 4).

Zu der am 30 Jun. im juristischen Hörsaale vom Hn. Baron *v. Manteuffel* aus Dresden gehaltenen *bestucheffschen* Gedächtnissrede lud diessmal der Dechant der medicinischen Facultät, Hr. D. *Kühn*, mit einem Programm ein: *De medicorum meritis in jurisprudentiae studium* (12 S. 4).

Zu der am 18 Jul. im theologischen Hörsaale von Hn. *Freytag* gehaltenen *kregelschen* Gedächtnissrede schrieb der Dechant der theologischen Facultät und Rector der Universität, Hr. Canon. und Consist.-Assessor D. *Tittmann*, die Einladungsschrift: *De vi praepositionum in verbis compositis in N. T. recte dijudicanda* (16 S. 4).

Am 2 Sept. vertheidigte der Baccalaureus der Medicin, Hr. *Christ. Wilh. Störmer* aus Dresden, unter Hn. Hofr. D. *Rosenmüllers* Vorsitze seine Inaug. Diss.: *Differentiae inter rheumatismum et arthritidem brevis adumbratio* (b. Teubner 32 S. 4). Die zur Promotion geschriebene Einladungsschrift des Procancellarius, Hn. D. *Kühn*, führt den Titel: *Laesiones aeriae expenduntur* (15 S. 4).

Am 14 Oct. vertheidigte unter Hn. D. *Kühns* Vorsitze Hr. *Ernst Friedr. August Baumann* aus Gräfenhaynichen seine Diss.: *De cancro, subjuncta remedii, hactenus arcani, contra cancrum labiorum et faciei declaratione* (b. Hirschfeld 52 S. 4). Die Einladungsschrift zu dieser Promotion hat Hr. Hofr. D. *Platner* als Procancellarius geschrieben: *Quaestiones medicinae forensis XLII. publice curandae valetudinis praesidia, in civitate, jure pleno desiderari ostenditur* (16 S. 4).

Am 17 Oct. übergab Hr. Canon. D. *Tittmann* das Rectorat dem Hn. Hofr. *Wieland* aus der polnischen Nation.

Die erledigte ordentliche Professur der Mathematik ist dem bisherigen ordentl. Prof. der Astronomie und Observator auf hiesiger Sternwarte, Hn. M. *Karl Brandan Molweide*, übertragen worden. Eine ausserordentliche Professur der Medicin hat Hr. D. *Friedr. August Benjamin Puchelt* erhalten. Ebenderselbe ist als Custos bey der gehlerschen Bibliothek, die einen besonderen Theil der Universitätsbibliothek ausmacht, mit dem gewöhnlichen Gehalt angestellt worden.

Bey dem Schöppenstuhle ist nach dem Tode des OHGRaths D. *Kind* Hr. D. *Christian Benjamin Weiss* Senior, und die erledigte Stelle eines königl. Schöppen dem vorherigen Prof. jur. zu Königsberg und bisherigen wirklichen Regierungsrathe zu Weimar, Hn. D. *Joh. Ludwig Wilhelm Beck*, nach gnädigster Entlassung aus der grossherzogl. sächs. weimarischen Regierung mit Beybehaltung seines Titels, ertheilt worden.

Am 25 Oct. hielt Hr. *Koch*, Studiosus der Rechte aus Leipzig, die bornische Gedächtnissrede, wozu Hr. Ordinarius, Domh. *Biener* mit einem Programm einlud: *Praemittitur Quaestio LII* (b. Dürr 16 S. 4).

Am Reformationsfeste den 31 Oct. hielt Hr. M. *Giehlow* die gewöhnliche Festrede in der Nicolaikirche, und zeigte, dass die von Luther bey unserer Kirche eingeführte Simplicität der Kirchengebräuche mehr zu loben als zu tadeln sey. Das Programm hat den Hn. D. *Tzschirner* als Decan der theologischen Facultät zum Vf.: *Nominis Germanici laudes instauratorum sacrorum historia illustratae* (b. Klaubarth 19 S. 4).

Die Einladungsschrift des Hn. Ordin. Domh. D. *Biener* zu der am 9 Nov. von Hn. *Koch* gehaltenen magerschen Gedächtnissrede enthält *Quaestionum caput LIII.* (12 S. 4).

Am ersten Adventssonntage, den 27 Nov., wurde die Einladungsschrift des Hn. Prokanzlers und Rectors, Hn. Hofr. *Wieland*, zu dem im Anfange des J. 1815 zu haltenden öffentlichen Magisterexamen ausgegeben: *Specimen observationum ex historia et juribus medii aevi. Spec. II* (b. Klaubarth 28 S. 4).

Am 7 Dec. habilirte sich als *Magister legens* Hr. M. *Karl August Haase* aus Freyberg durch eine mit seinem Respondenten Hn. *Schilling* vertheidigte Disp.: *De opere locato et conducto Romanorum Commentatio grammatica et historica* (b. Tauchnitz 35 S. 4).

Am 8 Dec. promovirte derselbe als Doctor der Rechte, nach Vertheidigung seiner Diss.: *De opere locato et conducto Commentatio juris civilis Romani* (Ebendas. 40 S. 4). Die Einladungsschrift des Hn. Ordin. D. *Biener* enthält *Quaestionum caput LIV* (20 S. 4).

Zu der am ersten Weihnachtsfeyertage von Hn. *Erdmann* gehaltenen Rede, in welcher das Zeitalter der Geburt Jesu mit dem gegenwärtigen verglichen wurde, lud Hr. Conf. Ass. D. *Tzschirner*, als Dechant der theologischen Facultät, mit einem Programm ein: *De bello Christianis non interdicto Commentatio I* (15 S. 4).

Am 25 Jan. d. J. vertheidigte, um sich die Rechte eines Doctors der Philosophie und *Magistri legentis* zu verschaffen, Hr. M. *Karl Friedrich Abraham Beier* aus Zerbst, Mitglied des philologischen Seminariums, mit seinem Respondenten, Hn. *Gottl. Wilh. Müller* (nunmehr Conrector der Schule zu Torgau), im juristischen Hörsaale seine Diss.: *De formis cogitandi disjunctivis Quaestio concertatoria, inspersis animadversionibus philologicis et criticis* (gedr. b. Tauchnitz, in Comm. b. Steinacker, 50 S. gr. 8).

In gleicher Absicht vertheidigte am 4 Febr. Hr. M. *Joh. Friedrich Pohl*, Mitglied mehrerer ökon. Gesellschaften, mit seinem Respondenten, Hn. *Nobbe*, seine Disp.: *De oeconomiae pastoralis rationibus* (b. Teubner 31 S. 8).

Zu der am 7 Febr. gehaltenen Magisterpromotion lud Hr. Hofr. *Beck*, als Dechant der philosophischen Facultät, mit einem Programm ein: *Historicorum vett. judicandi de rebus post bella institutis ars illustrata: Novae recensionis Thucydidis librorum Specimen* (b. Breitkopf und Härtel 25 S. 4).

Die Facultät feyerte das Jubiläum eines verdienstvollen Geistlichen zu Leipzig, des Archidiaconus und Frühpredigers an der neuen Kirche, Hn. D. *Ferdinand Friedrich Gräfenhain*, der am 25 Febr. 1765 die Magisterwürde erlangte.

Die während eines ganzen Jahres *per diploma* creirten Magistri, welche öffentlich verlesen wurden, sind: Hr. *Friedr. Wilh. Gödike*, aus Magdeburg, jetzt Director eines Privaterziehungsinstituts zu Berlin; Hr. *Karl Funk*, Sohn des ehemaligen Prof. der Physik, *Christl. Bened. Funk* zu Leipzig, gegenwärtig ordentl. Lehrer an der Domschule zu Magdeburg; Hr. *Joh. Friedr. Pohl* zu Leipzig, durch mehrere ökonomische und cameralistische Schriften bekannt; Hr. *August Ferdinand Möbius* aus Schulpforta, und Hr. *Adolph Wilh. Schmolck* aus Tilsa in Litthauen, Vf. mehrerer Schriften.

Nach den öffentlichen Prüfungen und bey der feyerlichen Promotion erhielten die Doctor- und Magister-Würde: Hr. *Joh. Karl Kühn* aus Kriegsstädt bey Lauchstädt, Candidat des Predigtamts; Hr. *Karl Ferdinand Bernhardi*, Stud. der Theol. aus Leipzig; Hr. *August Cichorius*, Stud. der Theol. aus Leipzig; Hr. *Christian Friedrich Kühn* aus Schkeuditz, Candidat des Predigtamts; Hr. *Gustav Adolph Harald Stenzel* aus Zerbst, Mitglied des philol. Seminariums; Hr. *Karl Gottlob Dan. Feller* aus Bischoffswerda, Candidat des Predigtamts und Mitglied des phil. Seminariums; Hr. *Karl Friedr. Aug. Nobbe* aus Schulpforta, Candidat des Predigtamts u. Mitglied des philolog. Seminariums; Hr. *Ernst Friedrich Popo* aus Guben, Mitglied der griechischen Gesellschaft bey Hn. Prof. Hermann und des philolog. Seminariums; Hr. *Aug. Hahn* aus Grossosterhausen in Thüringen, Candidat des Predigtamts; Hr. *Ernst Friedr. Bäumler*, Stud. der Theol. aus Lützensömmern in Thüringen, und Hr. *Steph. Christian Metsch*, Stud. der Theol. aus Suhl.

Den kurzen Lebensbeschreibungen der Promovirten hat Hr. Prof. *Hermann* eine Abhandlung vorangeschickt: *De metrorum quorundam mensura rhythmica dissertatio* (19 S. 4).

Zu der am ersten Osterfeyertage, den 26 März, von Hn. M. *Gustav Heinrich Heydenreich* aus Dresden gehaltenen Rede: *de spe immortalitatis reditu Jesu Christi in vitam confirmata*, lud der Dechant der theologischen Facultät, Hr. D. *Tzschirner*, durch ein Programm ein: *De sacris ecclesiae nostrae publicis caute emendandis Comment. I* (18 S. 4).

Am 6 April vertheidigte Hr. *Gustav Friedr. Hänel* aus Leipzig, unter des Hn. OHGR. *Müller* Vorsitze, seine *Dissertatio prima de testamento militari* (b. Breitkopf u. Härtel 44 S. 4).

Am 7 April disputirte Hr. *Karl Gotthelf Friedrich* aus Leipzig, unter dem Vorsitze des Hn. D. *Birkholz*, Senior der medicinischen Facultät, über seine medicinische Diss.: *De mensium suppressione* (b. Teubner 20 S. 4). Hr. Hofr. *Rosenmüller* schrieb als Procancellarius das Programm: *De viris quibusdam qui in Academia Lipsiensi anatomes peritia inclaruerunt. I* (12 S. 4).

Zu den am 17 April im theologischen Auditorium gehaltenen drey *sylverstainischen* Gedächtnissreden lud der Dechant der theologischen Facultät, Hr. D. *Tzschirner*, mit einem Programm ein: *De sacris ecclesiae nostrae publicis caute emendandis Comment. II* (S. 21—34).

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigung neuer Bücher.

In der *Webelschen* Buchhandlung in Zeitz ist erschienen, und auch in anderen Buchhandlungen zu haben:

Deutsches botanisches Taschenbuch für Liebhaber der deutschen Pflanzenkunde, nach Hofmann, Roth, Schkuhr etc. bearbeitet. 4ter Band. Taschenform. gebunden. 2 Rthlr.

Der 1 u. 2 Band dieses Taschenbuchs beschreibt die sichtbar und verborgen ehelichen Gewächse, und der 3 u. 4 Band liefert die Beschreibung der Gartengewächse und Blumen, so dass der Liebhaber dieser schönen Wissenschaft in obigen 4 Bänden einen vollständigen Umriss derselben erhält. Zum specielleren Gebrauche für Gärtner und Blumenliebhaber ist der 3 u. 4 Theil mit dem eigenen Titel: *Gartenflora, 2 Bände*, ausgestattet worden. Jeder der vorhergehenden Bände kostet 1 Rthl. 12 gr.

Neuigkeiten
von
Johann Friedrich Hammerich
in Altona,
zur Ostermesse 1815.

Aram, D. M. F. G., Klopstock statuit, publicas desiderii et pietatis notas incidit F. L. Moltke, Ven. Cap. Lubec. fata dum sivere, Decanus. Latentem luce frui curavit G. Reinhard. 4. 10 gr.

Arndt, E. M., Geist der Zeit. 1r Theil. 3te rechtmässige Auflage. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Bibel, oder die heil. Schrift A. und N. Testaments nach der Übersetzung Dr. Martin Luthers. Unter Zustimmung des Herrn Generalsuperintendenten Adler, bearbeitet und herausgegeben von N. Funk. 8. Altona, in Commission ord. Druckpapier 20 gr., weiss Druckpapier 1 Rthlr. 6 gr., Schreibpapier 2 Rthlr. 12 gr. in sächsischem Gelde — *baar.*

Bredow, G. G., umständlichere Erzählung der merkwürdigsten Begebenheiten aus der allgemeinen Weltgeschichte. 5te verbesserte Ausgabe. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Dessen Hauptbegebenheiten aus der allgemeinen Weltgeschichte in 3 Tabellen für den ersten Unterricht. Vierte Ausgabe. gr. Folio. 6 gr.

* *Gäde*, H. M., Beyträge zur Anatomie der Insecten. Mit einer Vorrede von dem Herrn Prof. Pfaff in Kiel. Mit 2 Kupfern. gr. 4. 16 gr.

* *Jacobsens*, F. J., Seerecht des Friedens und Krieges in Bezug auf die Kauffartey-Schiffahrt. gr. 8. in Commission. Netto 3 Rthlr. 9 gr.

Dessen Beytrag zur Geschichte von Altona, während der Einschliessung von Hamburg in dem Winter von 1813 und 1814. gr. 8. 14 gr.

Ideen - Magazin, homiletisches. Herausgegeben von *B. Klefeker.* 5n Bandes 1ste Hälfte. gr. 8. Auch unter dem Titel: Materialien zu Kanzel- und Amtsvorträgen als Fortsetzung des homiletischen Ideen-Magazins. 2n Bandes 1s Stück. gr. 8. 20 gr.

Klausens, G. E., Rede nach Altona's Rettung und dem hergestellten Frieden im Jahre 1814. 8. 8 gr.

* *Lawätz*, J. D., über die Sorge des Staats für seine Armen und Hülfsbedürftigen. 8. in Commission. Netto 18 gr.

Mössler, D. J. C., gemeinnütziges Handbuch der Gewächskunde, welches mit Ausnahme der vier und zwanzigsten Classe des Linnéschen Systems, die wilden Gewächse Deutschlands enthält, und von den ausländischen diejenigen, welche dem Arzt und Apotheker, dem Färber, Gärtner und Landwirth Nutzen bringen, nebst einer kurzen Einleitung in die Botanik und einem erklärenden Verzeichnisse der lateinischen Ausdrücke. 2 Bände in gr. 8. 7 Rthlr.

Olshausens, D. J. W., Bemerkungen über verschiedene das Schulwesen betreffende Gegenstände, veranlasst durch die neue Schulordnung für die Herzogthümer Schleswig und Holstein. 8. 5 gr.

Plutarchs Timoleon, Philopoemen, die beiden Gracchen und Brutus. Zum Schulgebrauch, mit Anmerkungen und einem erklärenden Wortverzeichniss von *G. G. Bredow.* 2te verbesserte Ausgabe. gr. 8. 20 gr.

* *Salchow*, G. A., der Geist des Jahrs 1812. Lehrgedicht in 4 Betrachtungen. gr. 8. in Commission. Schreibpapier Netto 12 gr. Druckpapier 9 gr.

Venturini, D. K., Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. 6r bis 9r Band für die Jahre 1809 bis 1812 bearbeitet. gr. 8. 10 Rthlr. 16 gr.

Die 3 ersten Bände, welche bey Herrn Steinacker erschienen, sind jetzt auch wieder bey mir zu haben, und dient das Ganze zur Fortsetzung von Bredow für 1801 bis 1808, die nunmehro ganz vollständig wieder zu haben ist, und jährlich mit einem Band ergänzt wird.

Wollstein, J. G., über das Paaren und Verpaaren der Menschen und Thiere, nebst einer Abhandlung über die Krankheiten, die aus der Verpaarung entstehen. 8. 10 gr.

Die mit einem * bezeichneten sind schon an die meisten Handlungen versandt.

Zur Michaelis-Messe erscheinen:

Gerstenbergs vermischte Schriften, von ihm selbst gesammelt und mit Verbesserungen und Zusätzen herausgegeben in 3 Bänden.

Der Subscriptionspreis, der noch für diese Messe gilt, ist:

für die geringste Ausgabe auf Druckpapier 3 Rthlr. sächsisch,
für eine bessere auf gutem Schreibpapier 4 Rthlr. sächsisch,
auf Velinpapier 2 wichtige Ducaten,
wovon die Buchhandlungen, welche mehr als ein Exemplar nehmen, 25 Procent Rabat erhalten. Nach Erscheinung des Werks wird der Ladenpreis um ein Viertel höher seyn.

Aus dem vormaligen Bachmann-Gundermannschen Verlag habe ich folgende Artikel mit dem Verlagsrecht käuflich erstanden, und sind solche nur allein bey mir zu haben.

Möllers, J. C., Handbuch für Religionslehrer in Volksschulen oder die wichtigsten Wahrheiten der christlichen Religion in einem katechetischen Vortrage geordnet. 1r Band, die christliche Glaubenslehre. 8. 12 gr.

— — — desselben 2r Theil, die christliche Sittenlehre. 8. 1 Rthlr.

Dessen Katechisationen über mein Handbuch für Religionslehrer in Volksschulen. 1s und 2s Heft. 8. jedes Heft 12 gr. beide 1 Rthlr.

Dessen die wichtigsten Kunstproducte der Fabriken und Manufacturen vorzüglich in Europa. Ein Handbuch für Jugendlehrer beym technologischen und geographischen Unterricht. 8. 1 Rthlr.

Auch unter dem Titel: Handbuch der Technologie beym geographischen Unterricht. 8. 1 Rthlr.

Dessen Materialien zu unmittelbaren Verstandesübungen in Volksschulen. Zweyte verbesserte Ausgabe. 8. 1805. 12 gr.

Dessen Materialien zu Vernunftübungen in Volksschulen, Fortsetzung des vorigen. 2te verbesserte Ausgabe. 8. 1812. 8 gr.

Dessen Ursachen und Wirkungen, zweyte Fortsetzung meiner Materialien zu Verstandesübungen. 8. 1801. 12 gr.

Dessen kleine deutsche Sprachlehre für Bürger- und Land-Schulen. Ein Leitfaden vorzüglich für solche Schulen, in welchen man zur Erlernung seiner Muttersprache nur wenig Zeit anwenden kann. Neue verbesserte Ausgabe. 8. 1810. 4 gr.

Dessen Unterhaltungen mit der Jugend über den menschlichen Körper in sokratischen Gesprächen. Ein Nachtrag zu Fausts Gesundheitskatechismus. Zweyte vermehrte Ausgabe. 8. 1810. 8 gr.

Dessen praktische Arithmetik für das bürgerliche Leben, oder Anleitung zum gründlichen Rechnen in sokratischen Gesprächen. 1r Theil. Neue Auflage. 8. 1810. 10 gr.

Derselben 2r Theil oder kaufmännische Arithmetik, nebst Anleitung zur Anwendung der Logarithmen für die, welche sich der Handlung widmen wollen. Neue Auflage. 8. 1810. 10 gr.

Aram
D. M.
F. G. Klopstock
statuit, publicas desiderii et pietatis notas incidit *F. F. Moltke*, Ven. Cap. Lubec. fata dum sivere, Decanus. Latentem luce frui curavit *C. Reinhard.*
Opem tulit artis suae *J. F. Hammerich.*
Altonae. CIƆIƆCCCXV. 4.

Diess ist der Titel einer eben bey mir herausgekommenen Denkschrift im Lapidar-Stile von Sr. Excellenz, dem königlich dänischen geheimen Conferenz-Rathe, Grosskreuz des Danebrog-Ordens, Herrn Grafen von *Moltke*. Ich mache das Daseyn derselben den zahlreichen Verehrern Klopstock's im In- und Auslande, so wie den Kennern und Freunden einer recht classischen Latinität, hiedurch ganz einfach bekannt. Für Diese, wie für Jene, wird die Erscheinung der Schrift unstreitig gleiches Interesse haben. Eine deutsche Übersetzung von Herrn Hofrath *Karl Reinhard* wird nächstens bey mir fertig werden, und ich nehme vorläufig Bestellungen darauf an. *Altona*, am 22 März, 1815.

J. F. Hammerich.

In der *Webelschen* Buchhandlung in Zeitz ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Röhr's, *M. J. F.*, *Christliche Fest- und Gelegenheits-Predigten vor einer Landgemeinde gehalten. 2r Theil.* 8. 14 gr.

Die grosse Frage über Popularität im Predigen ist häufig verhandelt, aber nicht erschöpft, und Proben in mannichfaltiger Manier sind zahlreich geliefert worden. Auch der Hr. M. *Röhr* hat deren vor vier Jahren nach seinen Ansichten durch den vorhergehenden Theil dieser Gelegenheitspredigten geliefert, und sie haben grossen Beyfall erhalten. Da sich nun bey solch einem Manne nur thätiges Fortschreiten denken lässt: so bedarf es bey Ankündigung dieses 2ten Theiles keiner weitläuftigen Empfehlung. Sie sind auch, getrennt vom ersten Theile, unter folgendem Titel zu haben: *Predigten auf Veranlassung der traurigen und erfreulichen Ereignisse in den Jahren* 1813 *und* 1814 *vor einer Landgemeinde gehalten.*

II. Auctionen.

Anfangs August d. J. soll die zweyte Hälfte der von dem Prediger Herrn *G. E. Schmid* zu Berlin hinterlassenen höchst schätzbaren Büchersammlung daselbst öffentlich versteigert werden. Das gedruckte Verzeichniss, welches die Bibelausgaben, theologischen, kunst- und schönwissenschaftlichen Werke, die juristischen, naturwissenschaftlichen und vermischten Schriften, die Handschriften und Kupferstiche enthält, ist in Berlin am Dönhofsplatz No. 36 für 4 gr. Courant zu bekommen.

INTELLIGENZBLATT

DER

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR ZEITUNG.

JUNIUS 1815.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Universitäten und andere öffentliche Lehranstalten.

Charkow.

Der akademische Senat hat angefangen, in der Universitäts-Buchdruckerey zum Gebrauch der seiner Aufsicht untergebenen Schulen durch eines seiner gelehrten Mitglieder, den Director des dasigen pädagogischen Instituts, Hn. Prof. *Rommel*, die Herausgabe einer Reihe von Classikern besorgen zu lassen, von welchen bereits folgende erschienen sind: 1) *M. Tulli Ciceronis orationes selectae. Universitatis Charcoviensis auctoritate curavit Christoph. Rommel, Phil. D. nec non antiquitatum et literarum Romanarum Prof. P. O.* 1811. 433 S. 8. 2) *M. T. Ciceronis libri de amicitia, de senectute, et de officiis, nec non paradoxa et somnium Scipionis.* 1813. 298 S. 8. 3) *Caji Crispi Sallustii quae exstant, opera.* 1814. 218 S. 8. 4) *Cornelii Nepotis vitae excellentium imperatorum.* 1814. 216 S. 8.

Leipzig.

Zu der gewöhnlichen Jahresrede auf der Thomasschule am 31 Dec. v. J. hat Hr. Rector und Prof. *Rost* als Einladungsschrift die im vorigen Jahre gehaltene Rede: *De libertatis Germaniae divino beneficio restitutae magnitudine* (30 S. 8), drucken lassen.

Am 3 April d. J. wurden auf der Nicolaischule von drey abgehenden Schülern theils griechische und lateinische Reden, theils ein lateinisches und ein deutsches Gedicht recitirt, zu welchem feyerlichen Actus der Rector, Hr. M. *Forbiger*, mit einem Programm (½ Bog. 4) eingeladen hatte.

Ein gleicher Actus wurde am 13 April auf der Thomasschule angestellt, welche 12 Zöglinge auf die Universität entlassen hat, von denen zwey in griechischen und lateinischen Reden öffentlich valedicirten. Hr. Rector und Prof. *Rost* hatte dazu ein Programm geschrieben: *Plautinorum Cupediorum Ferculum VI* (24 S. 4).

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

An das ärztliche Publicum, die Fortsetzung des Chiron betreffend.

Die bisher unter dem Titel *Chiron* von meinem verstorbenen Freunde, dem Herrn Professor zu Würzburg Ritter *Barthel von Siebold*, seit 1805 herausgegebene medicinische Zeitschrift, wird auch in Zukunft in derselben Verlagshandlung (des Herrn Commerzienraths *Seidel* in Sulzbach) unter demselben Titel, Preise und äusseren Form, allein nach einem erweiterten Plane von mir Unterzeichneten fortgesetzt werden. Da es nämlich immer allgemeiner anerkannt wird, dass die einzelnen Theile der ausübenden Heilkunde nicht ohne Nachtheil getrennt werden können: so wird diese Zeitschrift in Zukunft der gesammten praktischen Medicin und insonderheit dem ernsten Bestreben gewidmet seyn, auf dem Wege der Erfahrung und der, auf dieselbe gegründeten besonnenen Theorie, die Erweiterung und Vervollkommnung dieser Wissenschaft zu befördern. Sie umfasst mithin physische und somatische Heilkunde, Chirurgie und Geburtshülfe, doch nur in Originalaufsätzen und Abhandlungen, da Auszüge aus anderen Schriftstellern, und schon anderwärts bekannt gemachte Aufsätze, hinführo gänzlich davon ausgeschlossen seyn sollen. Die nöthigen Kupfer zur anschaulichen Erläuterung solcher Gegenstände, die derselben bedürfen, werden auch in Zukunft nicht fehlen, und die Honorare pünktlich gezahlt werden. Ausser den bisherigen verehrten Herrn Mitarbeitern werden alle denkenden und

beobachtenden Ärzte zur thätigen Theilnahme daran geziemend eingeladen.

Halle im May 1815.

Dzondi.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

Bey *Friedrich Meinshausen* in Riga ist erschienen:

Aufruf an die Deutschen von einem in Moskwa wohnenden Deutschen. 4 gr.

Bennigsen, L. A. G. v., Gedanken über einige dem Officier der leichten Reuterey nothwendige Kenntnisse, mit 14 Kupfertafeln. 4 Rthlr.

Briefsteller, Lief- ehst- und kurländischer, für junge Kaufleute. 18 gr.

Claudius, G. C., Peter der Grosse. 3 Bände. 3 Rthlr. 12 gr.

Canon für fünf Singstimmen. „Eins, zwey, drey! mit den Franzosen ist's vorbey." 2 gr.

Derschawin, episch-lyrischer Hymnus auf die die Vertreibung der Franzosen aus dem Vaterlande im Jahre 1812. Aus dem Russischen übersetzt von *P. O. Götze.* 6 gr.

Die Familie Klingsporn. Ein Gemälde des Jahrhunderts, 2 Thle., vom Verfasser des Erasmus Schleicher. 2 Rthlr. 16 gr.

Gollikors neue Anekdoten Peter des Grossen. 1 Rthlr. 8 gr.

Grindel, Dr., die organischen Körper chemisch betrachtet. 2 Bände. 1 Rthlr. 10 gr.

Läwis, A. v., Anleitung zur Forstwissenschaft für Livland. 1 Rthlr.

Livona. Ein historisch-poetisches Taschenbuch für die deutsch-russischen Ostseeprovinzen für 1812. 1 Rthlr. 12 gr.

Merkel, Dr. G., Zeitung für Literatur und Kunst. 1811. 1—4 Qu. 3 Rthlr. 8 gr.

Merkel, Dr. G., Skizzen aus meinem Erinnerungsbuche. 1—3r Heft. 2 Rthlr.

Dessen Aufsätze während des Kriegs geschrieben. 1—3r Heft. 1 Rthlr.

Neumann, J., Principien der Philosophie und Moral. 12 gr.

Dessen Principien der Politik. 12 gr.

Parrot, G. F. Grundriss der theoretischen Physik zum Gebrauch für Vorlesungen. 2 Bde. mit 11 Kupfertafeln. 3 Rthlr. 16 gr.

Dessen Ansicht der Gegenwart und der nächsten Zukunft. Zwey academ. Reden. 4 gr.

Rambach, F. E., Herrmann. 1r Theil. Die teutobürger Schlacht. 1 Rthlr.

Dessen über den Krieg. 8 gr.

Gleich nach der Ostermesse 1815 erscheint:

Ewers Geschichte der Russen. Ein Handbuch.

Parrot, G. F., Grundriss der Physik der Erde und Geologie.

— —, Friedrich, über Gasametrie, nebst einigen Versuchen über die Verschiebbarkeit der Gase. 18 gr.

Livona. Ein historisch-poetisches Taschenbuch für die deutsch-russischen Ostseeprovinzen mit dem Portrait Wittgensteins, und 7 Landschaften von Senff, Dannstädt und Veith.

Bey *Friedrich Joseph Ernst* in Quedlinburg ist verlegt und in allen guten Buchhandlungen um beygesetzte Preise zu haben:

Bessers, Wilh., erster Cursus einer Grammatik der französischen Sprache. Ein Hülfsbuch für Lehrer und Lernende. 2 Theile, nebst Anhang von kleinen Lesestücken. geb. 8. 10 gr.

Briefe eines Vaters an seinen Sohn auf Schulen. Ein Lesebuch für junge Studirende etc. Wohlfeilere Ausgabe. 8. 12 gr.

Donndorff, Joh. Aug., über Tod, Vorsehung, Unsterblichkeit, Wiedersehen und Geduld. Zweyte durchaus umgearbeitete und vermehrte Auflage. 8. 18 gr.

Fritsch, J. H., Grundlage bey dem Unterrichte in der christlichen Religion. Nach den deutlichsten Stellen der heil. Schrift. Wohlfeilere Ausgabe. 8. 4 gr.

Göroldt, Joh. H., Leitfaden zum gründlichen Unterrichte im Generalbasse und der Composition für Anfänger. 1r Theil. 8. 8 gr.

Meinekens, J. H. F., Schule der Selbstbelehrung für Sittlichkeit und Religion nach Vernunft und Schrift. Nach D. J. A. Hermes Lehrbuch der Religion Jesu entworfen. Wohlfeilere Ausgabe. 8. 12 gr.

Zeichenbuch, neues, für junge Anfänger. Ein Nachtrag zu dem Taschenbuche für junge Zeichner und Maler. Mit 16 schwarzen und 4 illuminirten Kupfern. kl. 4. 18 gr.

Bey
Friedrich Nicolai
in Berlin
sind in der
leipziger Ostermesse 1815
folgende neue Bücher erschienen:

Bävenroth, Superint, königl. preuss. gesetzliche Vorschriften wegen des Aufgebots und der Trauung in der Kurmark Brandenburg, für lutherische Civil-Prediger. Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet. 8. 6 gr.

Calderon, Don Pedro de la Barca, Schauspiele. Übersetzt von *Gries.* Ir Band, gr. 8. ord. Druckpap. 2 Rthlr. Fein weiss 2 Rthlr. 12 gr. Velin Papier 3 Rthlr. 12 gr.

Drumann, Dr. W., Ideen zur Geschichte des Verfalls der griechischen Staaten. gr. 8. 2 Rthlr. 16 gr.

Hartig, Georg Ludwig, Cubik-Tabellen, für beschnittene, beschlagene und runde Hölzer, nebst Geld-Tabellen, nach Thalern und Gulden berechnet, und Potenz-Tabellen zur Erleichte-

rung der Zins-Rechnungen. gr. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Heinsius, Theodor, die Sprachschule, oder geordneter S[illegible] [illegible]schen Sprachübungen für Schule und [illegible]. Nach einem dreyfachen Lehrgang in einzelnen Übungsstücken und Aufgaben, für Schulen bearbeitet. 8. 10 gr.

Jung, F. W., Beytrag zu Ideen über Kirche und Kirchengebräuche. gr. 8. 8 gr.

v. *Kamptz*, Geh. Legat. Rath, Beyträge zum Staats- und Völker-Recht. Ir Band. gr. 8. 1 Rthlr.

Klaproth, M. H., Sammlung chemischer Abhandlungen gemischten Inhalts. gr. 8. 2 Rthlr. 8 gr.

Auch als:

— — — Beyträge zur chemischen Kenntniss der Mineralkörper. VIter Band. gr. 8. 2 Rthl. 8 gr.

Mesmerismus oder System der Wechselwirkungen. Theorie und Anwendung des thierischen Magnetismus als die allgemeine Heilkunde zur Erhaltung des Menschen. Von D. F. A. *Mesmer*. Mit einem Bande Erläuterungen von Dr. K. Ch. *Wolfart*. Mit Mesmers Bild und 6 ill. Kupfern. gr. 8. 3 Rthlr.

von der Recke, Elisa, Gräfin, Tagebuch einer Reise durch einen Theil Deutschlands und durch Italien, in den Jahren 1804 bis 1806. Herausgegeben vom Hofrath *Böttiger*. III Bände. Mit einer Charte der Insel Iskia. gr. 8. 3 Rthlr.

Richter, A. G., specielle Therapie, nach den hinterlassenen Papieren des Verstorbenen, herausgegeben von D. G. A. *Richter*. IIIr Bd. (der chronischen Krankheiten Ir Bd.) 3 Rthlr.

v. *Savigny*, C. F. *Eichhorn* und J. F. L. *Göschen*, Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft. Ir Band in 3 Stücken. gr. 8. Jedes Stück 12 gr.

Stein, Dr. C. D., deutsch-griechisches Handwörterbuch. gr. 8.

Vater, Dr. Joh. Sever., Literatur der Grammatiken, Lexica und Wörter-Sammlungen aller Sprachen der Erde, in alphabetischer Ordnung, deutsch und latein

Auch unter dem Titel:

Catalogus linguarum alphabeticus, quarum grammaticae, lexica, collectiones vocabulorum indicantur. gr. 8. 1815.

Jahrbüchlein deutscher Gedichte auf 1815 von *H. Löst*, *la Motte Fouqué*, *Giesebrecht* u. s. w. 8. Stettin. 1 Rthlr. 6 gr.

In der Societäts-Buchhandlung in Berlin ist in der Ostermesse d. J. erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen:

1) Allgemeine Übersicht der Befestigungs-Manieren, seit der Einführung der Feuergeschütze; in einer Tabelle. Mit einer historischen Einleitung. 8. Geh. 6 gr.

2) Anleitung, die neueste, zur gründlichen Erlernung des Boston-, Casino- und Imperial-Spiels. Von Dr. C. G. F. von *Düben*. 8. Geh. 6 gr.

3) *Berga*, F. C. L. von, geborne Zschinsby, Buch der Weisheit für die Schönen. Eine Belehrung über Schmuck, Damenwaaren und schöne Künste. Mit Kupf. 8. Geh. 1 Rthlr. 8 gr.

4) Frankreich und Russland oder Darstellung des grossen Kampfes. Eine Sammlung der wichtigsten Materialien zur neuesten Geschichte des europäischen Continents. Von *Ludwig Lüders*, Verfasser der Schrift: Europas Palingenesie. — Erster Theil, zweyte Abtheilung — womit der erste Theil beendet ist, enthält: Ursachen des Kampfes. Vorbereitungen. Ausbruch. Der Franzosen Einfall in Russland. Begebenheiten bis mit Einnahme von Smolensk. Mit 106 Beylagen. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

5) Handwörterbuch für deutsche Spracheinigung. 8. Druckp. 1 Rhlr. 6 gr.
Dasselbe Buch auf Schreibepap., gebunden 1 Rthlr. 20 gr.
Ebendasselbe Buch auf Schreibepap. in Maroquinband. 2 Rthlr. 20 gr.

6) *Jung*, Dr. F. W., die Kunst sich vor der venerischen Ansteckung zu sichern, nebst Vorschlägen, durch Polizeyanstalten die Lustseuche zu vertilgen. 8. Geh. 1 Rthlr.

7) Ist es gut und nothwendig, grosse Handelsstädte zu Festungen zu machen? 8. Geh. 4 gr.

8) *Longin*, C. G. von, vollständige Regeln und Gesetze des Lhombre-, Quadrille- und Cinquille-Spiels. Aus dem Englischen übersetzt, von Dr. C. G. F. von *Düben*. 8. Geh. 10 gr.

9) *Neumann*, Dr. Karl Georg, von der Natur des Menschen. Erster Theil. 8. 2 Rthlr. 8 gr.

10) *Reibnitz*, E. W. von, Versuch über das Ideal einer Gerichtsordnung. Erster Theil. 8. 2 Rthl. 8 gr.

11) Dessen Vorschläge zur Auseinandersetzung der Grundeigenthümer mit ihren Gläubigern im Grossherzogthum Posen, nebst einer Beleuchtung des Edicts vom 3 Januar 1814 und neuen Vorschlägen für die übrigen preuss. Provinzen veranlasst durch das Edict vom 1 März 1815. 8. Geh. 12 gr.

12) *Schöne*, Dr. Karl, praktische Arzneymittellehre für Ärzte und Wundärzte nach den Grundsätzen der Erregungstheorie; oder Anweisung zum richtigen medicinischen und chirurgischen Gebrauch derjenigen Mittel, welche in der neuesten dritten Auflage der königlichen preuss. Landespharmacopöe enthalten sind. Zwey Theile. 8. 3 Rthlr.

12) *Tzschucke*, Karl Friedrich, Handbuch der preuss. Geschichte, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Der Jugend und allen Verehrern des Vaterlandes gewidmet. Erster Theil,

ältere Geschichte. Mit 2 Kupfern. 8. Druckpapier. 1 Rthlr. 12 gr.

Dasselbe Buch auf holländisch Schreibepapier. 1 Rthlr. 20 gr.

13) *Wrede*, Dr. E. F., Grundriss einer Theorie des Stossshebers, nach Massgabe der höheren Mechanik. Mit 1 Kpf. 4. 16 gr.

In der Michaelis-Messe 1814 ist daselbst ebenfalls erschienen, und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

1) *Bülow*, E. von, über die Mittel zur Erhaltung der Grundbesitzer, zur Rettung des Capitalvermögens des Staats, und zur Ausgleichung der Grundbesitzer und ihrer Gläubiger. 8. Geh. 14 gr.

2) *Burdach*, Dr. Heinrich, über die endliche Erhebung Germaniens, oder wie kann die Hoffnung einer besseren Zeit für Deutschland gehen? 8. Geh. 14 gr.

3) *Gosslar*, C., Gedanken über die Einrichtung der Justiz in den Ländern, welche dem preuss. Staat jetzt zufallen werden; nebst einer kurzen Unterweisung über die Rechte und Pflichten der Eheleute. 8. 8 gr.

4) Dessen Versuch über die Sitten des Volkes. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

5) *Ifflands*, A. W., Theorie der Schauspielkunst für ausübende Künstler und Kunstfreunde. Zwey Bändchen, mit Kpf. 8. Geh. 1 Rthlr. 16 gr.

6) *Reibnitz*, E. W. von, Vorschläge zur Auseinandersetzung der Grundeigenthümer mit ihren Gläubigern, wegen der Kriegsschäden. Zweyte vermehrte Auflage. 8. Geh. 12 gr.

7) *Rosenheyn*, Dr. J. S., über die Eigenschaften einer allgemeinen Sprache, und die Unzulänglichkeit der französischen; oder: Betrachtungen am Grabe der Frankensucht. 8. Geh. 1 Rthlr.

8) *Rumpf*, J. D. F., Fürst Gebh. Lebr. Blücher von Wahlstadt, Heldenthaten; nebst einer biographischen Skizze. Mit dem Bildniss des Helden. Zweyte vermehrte Auflage. 8. Geh. 1 Rthlr. 4 gr.

9) *Schulze-Montanus*, Dr. August, die chemischen Reagentien, und deren Anwendung zu chemischen Prüfungen. Ein Hülfsbüchlein für praktische Chemiker, Fabrikanten und Handelsleute. 12. Geh. 8 gr.

Bey *C. F. Amelang* in *Berlin* erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Hanstein und *Wilmsen*, kritisches Jahrbuch der homiletischen und ascetischen Literatur. gr. 8. 1814. 2 Bds. 2tes Heft. Broschirt 14 gr.

Hermbstädt, Sigm. Fr., Museum des Neuesten und Wissenswürdigsten aus dem Gebiete der Naturwissenschaft, der Künste, der Fabriken, der Manufacturen, der technischen Gewerbe, der Landwirthschaft, der Producten-, Waaren- und Handels-Kunde, und der bürgerlichen Haushaltung; für gebildete Leser und Leserinnen aus allen Ständen. gr. 8. Mit Kupfern. Broschirt. Jahrgang 1815. od. 4ter, 5ter, 6ter Band. In 12 Monatsheften. pr. complet 7 Rthlr. 12 gr.

— — — — — Anleitung zu der Kunst, wollene, seidene, baumwollene und leinene Zeuge ächt und dauerhaft selbst zu färben; zum wirthschaftlichen Gebrauch, für städtische und ländliche Haushaltungen. gr. 8. 1815. 12 gr.

Preussisches Volkslied. Nach dem Englischen: *Rule Britania.* 4 gr.

Sachs, S., (königl. Ober-Hof-Bau-Inspector) Der wahre Prophet in allen Verhältnissen des Lebens. Ein neu erfundenes Spiel zur Unterhaltung froher Gesellschaften. 32mo. 12 gr.

Scheibler, Sophie Wilhelmine, allgemeines deutsches Kochbuch für bürgerliche Haushaltungen, oder gründliche Anweisung, wie man ohne Vorkenntnisse alle Arten Speisen und Backwerk auf die wohlfeilste und schmakhafteste Art zubereiten kann. Ein unentbehrliches Handbuch für angehende Hausmütter, Haushälterinnen und Köchinnen. Mit einem Titelkupfer. gr. 8. 1 Rthlr.

Vollbeding, Joh. Chr., Ariston, oder Schilderung menschlicher Geistesgrösse und Herzensgüte zur Belebung der Frömmigkeit und Vaterlandsliebe im jugendlichen Herzen. 8. Mit 9 ausgemalten Kupfern. Gebunden. 1 Rthlr. 18 gr.

Mit schwarzen Kupf. 1 Rthlr. 4 gr.

Wilmsen, F. P., Gustav's und Malwina's Bilderschule, ein belehrendes Buch für Kinder, welche anfangen zu lesen. gr. 12. Mit 13 ausgemalten Kupfern. Gebunden 1 Rthlr. 6 gr.

— — — — Der Mensch im Kriege, oder Heldenmuth und Geistesgrösse in Kriegsgeschichten aus alter und neuer Zeit. Ein historisches Bilderbuch für die Jugend. Mit 7 illuminirten Kupfern, von *Meno Haas.* Klein 4. Sauber gebunden. 1 Rthl. 20 gr.

— — — — Die Unterrichtskunst. Ein Wegweiser für Unkundige, zunächst für Lehrer in Elementarschulen. gr. 8. 20 gr.

In der *Maurerschen* Buchhandlung in *Berlin* ist erschienen:

Napoleon in Paris.

Ein Wort an Deutsche von einem Deutschen. 8. Preis 4 gr.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1815.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Universitäten und andere öffentliche Lehranstalten.

Kiel.

Am 5 May v. J. ward der dänische Etatsrath *Johann Erich v. Berger*, auf Seekamp, zum ordentlichen Professor der Philosophie und Astronomie ernannt. Am 24 May der Regimentschirurg und bisherige Privatdocent, Hr. D. *Conrad Heinrich Maes*, zum Interimsphysicus im Amte Neumünster. Am 7 Jun. der Doctor der Philosophie und Secretär der schleswig-holsteinischen Kanzley, Hr. *Nicolaus Falck*, zum ausserordentlichen Prof. der Rechte.

Unter dem 14 Jun. wurde der dänische Justizrath *Jens Emanuel Baggesen*, als Prof. der dänischen Sprache und Literatur, auf Ansuchen in Gnaden entlassen.

Am 21 Jun. promovirte Hr. *Nicol. Heinr. Nummensen*, als Licentiat der Medicin und Chirurgie. Seine Diss. *de methodo diaphoretica* hat er nachzuliefern versprochen.

Am 22 Jun. ward Hr. *Adolph Friedr. Lüders*, welcher bereits am 8 April 1813 über Theses disputirt hatte, zum Doctor der Medicin und Chirurgie promovirt. Er ward bald nachher zum Interimsphysicus in Eckernförde ernannt, und wird seine Diss. *de conformatione pupillae artificialis* nachliefern.

Am 23 Jul. wurde der Dr. der Philosophie, Hr. *August Dethlef Christian Twesten*, Lehrer der alten Literatur am königl. Friedrichsgymnasium zu Berlin, zum ausserordentlichen Professor der Theologie und Philosophie; am 24 Jul. der Candidat der Theologie und Lehrer beym Artillerie-Cadetten-Institut zu Kopenhagen, Hr. *Henning Christoph Götzsche*, zum Lector der dänischen Sprache und Literatur ernannt.

Am 26 Jul. hielt Hr. *Hermann Friedrich Klöpper* eine Vorlesung, um Licentiat der Medicin und Chirurgie zu werden. Seine Diss. *de scorbuto* (16 S. 4) wurde nachgeliefert.

Am 15 Aug. disputirte Hr. *Johann Aggens* aus Tetenbüll, unter dem Vorsitz des Hn. Prof. *Christoph Heinrich Pfaff*, über Theses, um Doctor der Medicin und Chirurgie zu werden. Seine Diss. wird er nachliefern.

Am 21 Sept. disputirte in derselben Absicht gleichfalls über Theses Hr. *Wilhelm Birckenstock* aus Süderau, welcher seine Diss. *de vi vitali sanguini afferenda* ebenfalls nachliefern wird.

Zufolge eines kön. Rescripts aus Wien vom 22 Oct. wurden die beiden ausserordentl. Professoren der Rechte, Hr. *Albr. Schweppe* und Hr. *Nicol. Falck*, ferner der ausserordentl. Prof. der Rechte zu Giessen, Hr. *Karl Theodor Welcker*, zu ordentlichen Professoren, so wie der ausserordentliche Prof. der Medicin, Hr. *Friedrich Weber*, zum ordentlichen Professor ernannr.

Am 15 Dec. hielt Hr. *Joh. Karl Heinrich Groth* aus dem Holsteinischen eine Probevorlesung, um Licentiat der Medicin und Chirurgie zu werden. Seine Diss. *de Typho* hat er nachzuliefern versprochen.

Das am 17 Jan. d. J. erfolgte Ableben des Etatsraths und ordentl. Prof. der Rechte, namentlich des schleswig-holsteinischen Rechts, *Ludwig Albrecht Gottfried Schraders*, wurde am 18 Jan. durch einen lateinischen Anschlag öffentlich bekannt gemacht.

Am 28 Jan., als dem Geburtstage des Königes, hielt, da der Prof. der Beredsamkeit, Hr. *Heinrich*, durch eine Unpässlichkeit abgehalten wurde, die gewöhnliche Rede Hr. Prof. *Schulz*. Diese Feyerlichkeit wurde Tags vorher, statt des gewöhnlichen Programms, durch einen öffentlichen Anschlag in lateinischer Sprache angekündigt.

Am 6 März übertrug mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten der Prof. der Beredsamkeit und griechischen Literatur, Hr. *C. F. Heinrich*, das Rectorat dem Prof. der Theologie, Hn. D. *G. S. Franke*, welcher in seiner Antrittsrede die Frage beantwortete: *Num felicitatis, qua olim usae sunt universitates literariae Germaniae, aliquis resideat sensus et fructus?*

Gegen den Anfang der Sommervorlesungen wurde der durch mehrere theologische Schriften bekannte Archidiaconus zu Schleusingen, Hr. M. *Johann Christoph Schreiter*, erwartet, welcher den an ihn ergangenen Ruf als vierter ordentl. Professor der Theologie angenommen hat.

Giessen.

Die juristische Doctorwürde erhielten: Am 13 Dec. 1814 Hr. *Benedict Jacob Römer* aus Frankfurt a. M., welcher eine Probeschrift drucken liess: *De testamentis, secundum consuetudines Francofurtenses.* Am 4 Jan. d. J. Hr. *Johann Ludwig Hacker*, Polizeycommissair zu Frankfurt a. M. Am 17 März Hr. *Johann Benedict Lindenkamp* aus Münster. Am 27 April Hr. *Christian Bansa*, aus Friedberg, nach öffentlicher Vertheidigung von Thesen.

In der medicinischen Facultät wurde die Doctorwürde ertheilt: Am 14 Jan. d. J. Hn. *Ernst Büchner*, aus Reinheim, Doct. d. Chirurgie und vormals Oberchirurgus in kön. holländischen Diensten. Am 31 März Hn. *Franz Carl Albert Jahn*, aus Stadtbergen, und Hn. *Georg Friedrich Pfeffer*, aus Eifa in Hessen, Oberchirurgen im grossherz. hessischen Leibregiment.

Zu Doctoren der Philosophie wurden creirt: Am 29 Dec. v. J. Hr. *Wilhelm Conrad Sanders*, Rector und Professor des Lyceums zu Bremen. Am 10 April d. J. Hr. *Eilert Mitscherlich* aus Jever. Auf dem Diplom heisst es: *Ipsum Orientem, ut, quo flagrat, orientalium linguarum studio atque amori plane satisfaciat, visuro.* An demselben Tage Hr. *Joh. Heinrich Friedrich Witte* aus Lochau, ein durch mehrere literarische Blätter bekannter hoffnungsvoller Jüngling.

An demselben Tage ertheilte die philosophische Facultät dem Prof. der Medicin, Hn. D. *Nebel*, zum Zeichen collegialischer Freundschaft und Harmonie, und weil derselbe das Rectorat für den verstorbenen Prof. der Philosophie *Cämmerer* geführt hatte, das Doctordiplom.

Am 30 April ernannte dieselbe Hn. *Heinrich Christoph Fritzen*, Pfarrer zu Kleincarben in der Wetterau, zum Doctor der Philosophie. In dem Diplome heisst es von ihm: *Horatio suo imprimis indefesso studio incumbenti.*

Das am 29 Sept. 1814 ausgegebene Programm zur Einladung für die Amtsübernahme des neuen Rectors der Universität, welches Hn. Prof. *Rumpf* zum Verfasser hat, ist überschrieben: *Observationum in Theocriti idyllium quartum specimen.*

Halle.

Der in No. 25 des Int. Blatts mitgetheilten Universitätschronik fügen wir noch hinzu, dass die Juristenfacultät unter dem 5 März v. J. Hn. *Bernhard Christian Gotthilf Schulze*, Procurator und Advocaten bey dem Civiltribunale zu Nordhausen, und seinem Bruder, Hn. *Karl Wilhelm Fürchtegott Schulze*, Notarius und Advocaten beym Civiltribunale ebendaselbst, die Doctorwürde in beiden Rechten ertheilt hat.

Marburg.

Am 26 Nov. v. J. ertheilte die juristische Facultät Hn. *Georg Heinrich Österley*, Syndicus der Universität Göttingen, und Hn. *Philipp Ulrich*, Syndicus der marburger Universität, die Doctorwürde.

Am 23 März d. J. ertheilte die philosophische Facultät dem um das Erziehungswesen verdienten Inspector der reformirten Gemeinden in der niederen Grafschaft Katzenelnbogen, Hn. *Johann Spieker*, aus eigenem Antriebe die philosophische Doctorwürde.

Am 29 März ertheilte dieselbe Facultät diese Würde Hn. *Christian Gottlieb Bruch*, Prediger an der lutherischen Gemeinde zu Köln, abwesend, als Ehrenbezeugung.

Würzburg.

Ausser den im Int. Bl. No. 21 angezeigten medicinischen Doctorpromotionen sind noch Hr. *Bernhard Otto* aus Greyen in Westphalen, und Hr. *Friedrich Müller* aus Hocheim, zu Doctoren der Medicin und Chirurgie ernannt worden.

In Gemässheit eines allerhöchsten Decrets von München wurde sämmtlichen Professoren der hiesigen Universität wegen ihrer bisdaher und besonders im verflossenen Semester bewiesenen Thätigkeit mittelst Rescripts der kön. Hofcommission an die Curatel die höchste Zufriedenheit zu erkennen gegeben.

Naumburg.

Zu den feyerlichen Abschiedsreden, welche am 13 April in der Domschule gehalten wurden, lud der Rector derselben, Hr. M. *Gregorius Gottlieb Wernsdorf*, durch ein gelehrtes Programm ein: *Praemissae sunt notae in Platonis Critonem et Alcibiadem I* (Leipzig, b. Tauchnitz 15 S. 4). Die kritisch behandelten Stellen sind: *Crit.* c. 3. Die von *Fischer* vorgezogene und von *Wolf* und *Buttmann* in den Text aufgenommene Lesart: οὐ μία ξυμφορά ἐστι, ἀλλὰ χωρὶς μὲν, wird gegen *Morgenstern*, der die Vulg. οὐδεμία ξυμφορά ἐστιν ἄλλη, ἀλλὰ χωρὶς μὲν, zu vertheidigen suchte, scharfsinnig gerechtfertigt. Ebendaselbst wird ἀμελῆσαι gegen des *Steph.* ἀμελήσαιμι in Schutz genommen, und *Buttmanns* Zweifel über ὡς durch eine treffende, von der *morgensternischen* abweichende Erklärung beseitigt. C. 5 nimmt Hr. *W.* die Worte κακίᾳ τινὶ — ἡμᾶς δοκεῖν nur für eine weitere Ausführung des vorher-

gehenden *τελευταῖον*. C. 8 wird die Lesart Priscians *ὅμοιος εἶναι καὶ ὁ πρότερος*, wofür *Buttmann ὅμοιος εἶναι τῷ προτέρῳ* im Texte behielt und *ὅμοιος εἶναι καὶ πρότερον* in den Noten billigte, als die einzig wahre gerechtfertigt und ausführlich erläutert. C. 9 erklärt der Vf. die zweydeutigen Worte: *ἐγὼ περὶ πολλοῦ ποιοῦμαι πεῖσαί σε ταῦτα πράττειν*: *magni aeſtimo, tibi perſuadere, ut id facias, i. e. ut eandem ſententiam (mihi fugam capeſſendam eſſe) repetere deſinas.* Den folgenden Genitiv: *ἀλλὰ μὴ ἀκόντος* findet er dem nicht ſeltenen Sprachgebrauche der Griechen gemäſs. Von den beiden Stellen C. 12 *ἢ καὶ ταῦτα ὡμολόγητο — δικάζοι*, und C. 14 *οὕτω σοι διαφερόντως — ἐξελθὼν* giebt der Vf., abweichend von *Morgenſtern*, eine eigenthümliche Erklärung. *Alcib.* C. 58 vertheidigt er die im gewöhnlichen Texte nach den Worten: Σω. *τὸ δὲ γιγνώσκειν αὑτὸν, ὁμολογοῦμεν σωφρ. εἶναι*; Αλ. *πάνυγε* — vermiſste, aber von Euſebius und Stobäus angeführte Stelle, welche *Conr. Gesner* und *Gottleber* in den Text aufzunehmen riethen, gegen *Buttmann* als ächt.

II. Beförderungen.

Hr. Profeſſor *Jaup* zu Gieſsen hat den Ruf als Geheimer Referendair in dem Departement des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten nach Darmſtadt erhalten, und iſt bereits dahin abgegangen.

Die durch den Tod des Prof. *Crede* erledigte Lehrerſtelle am Pädagogium zu Marburg hat der am Gymnaſium zu Hanau geſtandene Lehrer und Doctor der Philoſophie, Hr. *Ev. Börs*, nebſt einer ordentlichen Profeſſur in der philoſophiſchen Facultät erhalten.

III. Nekrolog.

Am 26 Febr. d. J. ſtarb zu Göttingen der durch ſeine Schriften über die Reformation und über die deutſchen Univerſitäten berühmte *Karl v. Villers*. Er war unter der weſtphäliſchen Regierung zum Profeſſor an der Univerſität zu Göttingen ernannt worden; bey der Rückkehr der alten Ordnung der Dinge hatte er zwar von der engliſchen Regierung den ihm ausgeſetzten Gehalt als Penſion behalten, allein die Beſtätigung ſeiner Profeſſur war nicht erfolgt. Er kannte und liebte die deutſche Literatur mehr, als irgend einer ſeiner Landsleute, und hat ſich dadurch, daſs er derſelben durch gerechte Würdigung Eingang in Frankreich zu verſchaffen ſuchte, ein groſses Verdienſt erworben.

IV. Vermiſchte Nachrichten.

Jedem Gebildeten, der den Geiſt helleniſcher Muſe fühlt und würdigt, werden folgende Nachrichten über die Fortſchritte zur Bildung in Hellas willkommen ſeyn.

Der Eifer zur Beförderung der Kenntniſſe und Verbreitung der Schätze des Alterthums unter der griechiſchen Nation hat mehrere Gelehrte und Vaterlandsfreunde in Athen zu einem Bunde vereinigt, der unter dem Namen: *Geſellſchaft der Muſen-Freunde* (Ἑταιρία τῶν φιλομουσων), in dem erſten Augenblicke ſeiner Entſtehung zur Errichtung zwey groſser Lyceen in Griechenland geſchritten iſt, und vorläufig Folgendes als eine Baſis zu den künftigen Statuten des Bundes feſtgeſetzt hat:

1) Es werden zwey Lyceen geſtiftet, wovon das eine zu Athen, unter dem Namen: *Attiſches Lyceum* (λύκειον Ἀττικὸν), das andere zu Meliaes am palaeiſchen Gebirge in Theſſalien, unter dem Namen: *Theſſaliſches Lyceum* (Μηλιωτικόν ἐν Θετταλίᾳ), ſeyn wird. 2) Zu einem jeden werden vier *Vorſteher* (Ἔφοροι) durch Stimmen erwählt. 3) Jedes aufgenommene Mitglied der Geſellſchaft zahlt einen jährlichen Beytrag von 3 ſpaniſchen Thalern (oder 3 Conv. Thalern) an die Geſellſchaft; dieſe erhalten den Namen *Beyſteher* (Συνήγοροι); diejenigen aber, welche die Geſellſchaft mit einer anſehnlicheren Gabe beſchenken, werden *Wohlthäter* (Εὐεργέται) genannt, ihre Namen in weiſse Marmortafeln eingegraben, und durch eine griechiſche gelehrte Zeitſchrift der Nation bekannt gemacht. 4) Ein Ausſchuſs des Alterthums kundiger Männer wird den durchreiſenden Fremden an die Hand gehen, und ihnen den Aufenthalt zu Athen und in Theſſalien ſo viel als möglich angenehm zu machen trachten. 5) Die eingehenden freywilligen Beyträge werden zur Verbreitung helleniſches Geiſtes und wiſſenſchaftlicher Bildung unter der Jugend durch Ankauf nützlicher Bücher und für den Unterhalt armer Studirenden ſowohl, als auch auf Ausgrabung der Alterthümer, Inſchriften u. ſ. w. verwendet. 6) Alle Antiquitäten werden in den hiezu beſtimmten Orten zuſammengetragen, und dieſe Muſeen (Μουσεῖα) für Liebhaber offen ſtehen. 7) Die Vorſteher beider Lyceen ſind verpflichtet, jährlich offene Rechnung über die Einnahme und Ausgabe zur Einſicht der Geſellſchaft vorzulegen. Zwiſchen ihnen ſoll ein Briefwechſel über alle Gegenſtände der Literatur, und beſonders derjenigen, welche zur Bildung der Nation beytragen, unterhalten werden. Die Vorſteher vom theſſaliſchen Lyceum beſonders verpflichten ſich, in ſtetem Einvernehmen mit den Philologen und Akademieen Europa's zu ſtehen, und durch dieſen Canal die Mittheilung jedes für die Nation wichtigen Gegenſtandes zu beſchleunigen. Nicht minder haben ſich dieſelben verbindlich gemacht, in die Gebirgs-Gegenden Griechenlands eine botanologiſche Excurſion zu machen, um dadurch wo möglich Beyträge für die Liebhaber dieſer Wiſſenſchaft zu liefern. 8) Die Mitglieder

verſprechen ſich gegenſeitige Achtung und Liebe, nicht nur auf griechiſchem, ſondern auch auf fremdem Boden, und eine ſchriftliche Mittheilung über Alles, was die Literatur und das Jahrhundert Wichtiges für die Nation liefert. 9) Als Kennzeichen des Beytritts zu dieſem Bunde werden den Wohlthätern und Mitgliedern deſſelben Ringe ertheilt, und zwar Erſteren von Gold, und Letzteren von Kupfer. Die Athenienſer führen darauf die Eule als Symbol der Vaterſtadt mit der Aufſchrift: ΦΙΛΟΜΟΥΣΩΝ, die Theſſalier den Hippocentaurus mit der Aufſchrift: ΜΟΥΣΑΓΕΤΩΝ.

Ein in neugriechiſcher und franzöſiſcher Sprache gedrucktes Schreiben des Hn. *Johannes* Grafen von *Capo d'Iſtria* an Hn. *Alexander Baſilius* zu Wien (12 S. 4) giebt über die Stiftung und Einrichtung der Geſellſchaft nähere Nachricht. Kaum hatte die Geſellſchaft ein Jahr beſtanden, ſo glänzten ſchon in dem Regiſter des Bundes (Athen d. 5 Jul. 1814) die Namen mehrerer Britten, die reichliche Unterſtützung darreichten. Die Zahl der Subſcribenten überhaupt belief ſich auf beynahe 200 Perſonen aus verſchiedenen Nationen. Durch einen gedruckten Aufruf in deutſcher Sprache, von *A. Ph.* unterzeichnet, mit einer Nachſchrift von *N. P. Skuffo* aus Smyrna, d. d. München den 1 Nov. 1814, ſind auch edle Gönner unter den Deutſchen zur Beförderung dieſes ſchönen Zwecks eingeladen worden. Diejenigen, welche durch milde Beyträge dieſe Unternehmung zu unterſtützen geſonnen ſind, wenden ſich deſshalb in Wien an den Hn. Archimandriten *Anthimos Gazi*, erſten Vorſteher des theſſaliſchen Lyceums. Auch Hr. Director v. *Schlichtegroll* und Hr. Prof. *Thierſch* in München haben ſich erboten, Subſcriptionen, ſo wie die eingehenden Gelder, zu weiterer Beförderung anzunehmen.

Im erſten Hefte der *ſchleswig-holſteiniſchen Provincialberichte des Jahres* 1815, S. 77 ff., findet ſich unter der Aufſchrift: *Wo ſind die erſten Kuhblattern inoculirt worden?* eine merkwürdige Erzählung, welche die Vaccine als eine deutſche Erfindung darthut, auf welche nur nicht weiter fortgebauet wurde. — *Plett*, Hauslehrer bey einem Holländer zu Schönweide, hörte daſelbſt im J. 1790 öfter, daſs Mädchen, welche mit den Kuhblattern angeſteckt worden, in der Folge von den Menſchenblattern befreyt geblieben wären. Er ſchloſs aus dieſen Erzählungen, daſs die Kuhblattern vor den Menſchenblattern ſchützten, und machte, nachdem er ein Jahr darauf ſeine Condition gewechſelt und als Hauslehrer zu dem noch lebenden Pachter auf Haſſelburg, Namens Martini, gekommen war, einen glücklichen Verſuch mit der Inoculation der Kuhblattern an drey Kindern deſſelben. So ſey dieſe Erfindung ſchon im Jahr 1791, mithin 5 Jahre früher, als ſie durch *Jenner* in England bekannt wurde, in einem zu Deutſchland gehörigen Lande von *Plett* wirklich gemacht, aber nur nicht öffentlich bekannt und weiter verfolgt worden.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1815.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Universitäten und andere öffentliche Lehranstalten.

Erlangen.

Am 13 März vertheidigten öffentlich die Hn. *Andreas Rumpf* aus Baireuth und *Fridolin Zwicky* aus Glarus in der Schweiz, und zwar der Letztere unter dem Vorsitze des Hn. Geh. Hofr. *Harles*, gedruckte medicinische Sätze, und erhielten hierauf die medicinisch-chirurgische Doctorwürde. Ihre Disputationen, die eine: *De judicatione secundum Hippocratis mentem formanda*, die andere: *De prophylaxeos medico-politicae rationibus generalioribus in morbis epidemico-contagiosis*, sollen nachgebracht werden.

Am 14 März vertheidigte Hr. *Bernhard Lindkamer* aus Manheim, unter dem Vorsitze des Hn. Geh. Hofr. *v. Wendt*, gedruckte Sätze, und erhielt hierauf die medicinisch-chirurgische Doctorwürde. Die der Facultät überreichte Dissertation handelt: *De differentiis morborum essentialibus.*

Zu gleicher Zeit wurden die Dissertationen der schon früher zu Doctoren der Medicin und Chirurgie ernannten Hn. *Erhardt Friedrich Wilh. Schmaufs* aus Heiligenstadt und *Wolfgang Ägidius Eichhorn* aus Nürnberg ausgetheilt. Die erste handelt: *De epilepsia, et speciatim de epilepsia medullae spinalis propria* (3 Bog. 8); die andere: *De capitis laesionibus earumque curatione* (3 ¼ Bog. 8. Mit einer Kupfertafel).

Das Osterprogramm von Hn. D. *Bertholdt* enthält den zweyten Abschnitt der Abhandlung: *qua novae parobolae Jesu Christi de oeconomo improbo (Luc. XVI, 1—13) interpretatio tentatur* (2 Bog. 4).

Zufolge des Lectionskatalogs für das Sommerhalbjahr werden vom 3 April an Vorlesungen gehalten von 3 ordentl. Professoren der Theologie, 4 der Jurisprudenz, 5 der Medicin und 8 der Philosophie; ferner von 4 ausserordentlichen Professoren, deren einer theologische, einer medicinische und zwey philosophische Vorlesungen halten, und endlich noch von 10 Privatdocenten.

Freyburg.

Auf der dasigen Universität studirten in dem Winterhalbjahre von 1814 bis 1815 im Ganzen 272, nämlich 211 Inländer und 61 Ausländer. Hievon betrug die Zahl der Theologen 59, die der Juristen 34, die der Mediciner und Chirurgen 89, die der Thierärzte 8, der Apotheker 4, endlich die der Philosophen 78.

Heidelberg.

Im verflossenen Winterhalbjahre betrug die Zahl der Studirenden im Ganzen 328, nämlich 63 Inländer und 265 Ausländer. Darunter waren 59 Theologen, 177 Juristen, 29 Mediciner, 42 Cameralisten und 21 Philologen.

Am 22 Nov. v. J. feyerte die Universität das Geburtsfest ihres preiswürdigen Wiederherstellers, des verstorbenen Grofsherzogs *Karl Friedrich*, und die mit dieser Feyerlichkeit verbundene öffentliche Vertheilung der auf die besten Preisschriften für die Studirenden gesetzten Preise. Die Feyerlickeit eröffnete Hr. Geh. Kirchenrath *Paulus*, als Prorector, mit einer Rede. Sowohl diese Rede, als auch die Namen derjenigen Studirenden, welche Preise erhielten, nebst den Preisfragen für das nächste Jahr, enthält die Schrift: *Natalitia Principis beatissimae memoriae Caroli Friderici, Badarum quondam magni Ducis, Heidelbergensis literarum Universitatis restauratoris, praemiis ex munificentia Augustissimi et Serenissimi Caroli, Badarum nunc magni Ducis, Rectoris Academiae magnificentissimi, et distributis et de novo propositis grato in perpetuum animo concelebrat Academia Ruperto-Carolina a. d. XXII Nov. MDCCCIV. Praemissa est oratio Mosen primum libertatis de publicis rebus publice secundum animi pie commoti sensa loquendi Assertorem religiossimum sistens* (41 S. 4). Den Preis im Fache der Jurisprudenz erhielt Hr. *Leopold Warnkönig* aus Bruchsal, in der Medicin der schon zum Doctor creirte Hr. *Joh. Stephan Brach* aus Cöln; in den übrigen Fächern unterblieb die Vertheilung der Preise, da keine Be-

antwortungen der im vorigen Jahre aufgegebenen Preisfragen eingelaufen waren.

Am 7 Septemb. erhielt Hr. *Johann Stephan Brach* aus Cöln am Rhein nach Vertheidigung einer Inaug. Diff.: *De organis vitae depuratoriis* (36 S. 4), die Doctorwürde in der Medicin und Chirurgie. Zur Disputation lud Hr. Geh. Hofr. *Ackermann* durch ein Programm ein: *De corporis thymici vera functione* (14 S. 4).

Am 5 Oct. vertheidigte Hr. *Joh. Baptifta Haas* aus Münfter zur Erhaltung der juriftifchen Doctorwürde *Thefes ex univerfo jure.*

Die nämliche Würde wurde am 13 Oct. Hn. *Abr. Rud. Wyfs* aus Bern ertheilt, nach Ueberreichung einer Diff.: *De beneficio inventarii cum ex jure Romano, tum ex jure Bernenfi confiderato.*

Eben diefe Würde erhielt am 17 Oct. Hr. *Karl Wilhelm Diehl* aus Frankfurt a. M. Seine Inaug. Diff. handelt: *De transmiffione Theodofiana* (28 S. 4).

Am 29 Oct. vertheidigte Hr. *Meier Marx* aus Carlsruhe *pro facultate legendi* eine *Commentatio praecurforia de Ephori, clariffimi hiftorici, vita, fcriptis, auctoritate, reliquiis* (32 S. 8). Bald darauf wurde demfelben die philofophifche Doctorwürde ertheilt.

Am 30 Dec. erhielt Hr. *Karl Trummer* aus Hamburg die juriftifche Doctorwürde. Seine Inaug. Diff. handelt: *De foro rei fitae non exclufivo* (34 S. 8).

Vom 3—6 Oct. v. J. hielt das grofsherzogl. gemeinfchaftl. Gymnafium zu Heidelberg feine jährlichen Prüfungen und den damit verbundenen Rede- und Promotions-Actus. Zu diefer Feyerlichkeit lud der zeitige Director, Hr. Prof. *Pazzi*, durch ein Verzeichnifs der Gegenftände ein, worin in dem verfloffenen Jahre war Unterricht ertheilt worden. Ebenderfelbe eröffnete den Actus mit einer deutfchen Rede: *Über die Würde der Studirenden.*

Kalifch.

A. Br. v. Maymonat. Von unferem Lande, welches auch in den neueften Zeiten wieder die Aufmerkfamkeit und Theilnahme des Auslandes erregt, hat man feit langer Zeit in wiffenfchaftlicher Hinficht wenig in auswärtigen öffentlichen Blättern gelefen, obgleich das, was darin feit einer Reihe von Jahren, befonders unter oberfter Leitung des verdienftvollen und verehrten Vorfitzers des Minifterraths und der Erziehungskammer, Hn. Grafen *Stan. Potocki,* zur Emporbringung des gelehrten Wefens überhaupt und vorzüglich zur Verbefferung der Schulen, von den höchften bis zu den geringften, gefchehen ift, eine rühmliche und umftändlichere Auseinanderfetzung gar fehr verdient. *Diefes* aber mufs ich der Feder eines Mannes überlaffen, der mit dem Ganzen in längerer, genauerer und vertrauter Bekanntfchaft fteht. Hier will ich nur bemerken, dafs faft in keinem anderen Lande neuer Zeit für Verbefferung des Schul- und Unterrichts-Wefen überhaupt und der höheren und niederen Stadtfchulen infonderheit, nach Verhältnifs der Gröfse und der Kräfte des Landes, *fo* viel gefchehen ift, als bey uns. Die Lehrer find verhältnifsmäfsig gut befoldet, den Schülern ift der Befuch der Schule aufserordentlich erleichtert, für Lehrer und Schüler beftehen beftimmte Gefetze und Vorfchriften, den Zweck des Lehrers und Lernens ficher zu erreichen, und gefchieht diefes noch nicht in dem beabfichtigten Mafse, fo ift diefs nicht die Schuld der Regierung. Ein neuer Beweis von dem Beftreben diefes Staatsmannes und Gelehrten, feinem Vaterlande von diefer Seite aufzuhelfen, ift der eben erfchienene, von ihm herrührende Vorfchlag oder Plan zur Stiftung eines Gelehrtenreichs oder Gelehrtenftaates im Herzogthume Warfchau, fo, und nicht Gelehrten*herrfchaft*, möchte ich die Worte *Hierarchiia akademiczna* — in dem Titel der defshalb gedruckten und den Gelehrten zur *Abgebung ihrer Meinungen und Bemerkungen* darüber mitgetheilten Schrift: *Proiekt do urzadzenia hierarchii akademiczney w kraiach Xieftwa Warszawskiego* — überfetzen. Die Abficht deffelben ift, vorzüglich die Stufenfolge der gelehrten Anftalten und der Glieder des ganzen Gelehrtenwefens im Lande zu beftimmen, die Anftellung und Beförderung zu öffentlichen Ämtern im Reiche der Wiffenfchaften von gelehrten Graden, die auf den Hochfchulen ertheilt werden, nämlich *Baccalaureus, Licentiatus, Magifter* und *Doctor*, als den Beweifen der Tauglichkeit und Würdigkeit, abhängig zu machen, und mit diefen Würden im Reiche der Wiffenfchaften auch einen gewiffen beftimmten Rang in der bürgerlichen Gefellfchaft zu verbinden, um dadurch Aufmunterung und Wetteifer unter Lehrenden und Lernenden zu erregen und zu unterhalten, den Lehrerftand geachteter zu machen, und fo mittelbar zur Verbefferung des Schul- und Unterricht-Wefens und auf allgemeinere Beförderung und Verbreitung der Wiffenfchaften felbft hinzuwirken. Eine ausführlichere Nachricht von diefem Plane, mit Bemerkungen darüber, wird ein hiefiger Gelehrter in einem anderen Blatte der Lefewelt mittheilen.

Hildesheim.

Zur Feyer des Geburtstages des Herzogs von Cambridge lud der Rector des Gymnafiums zu Hildesheim, Hr. Dr. *J. D. G. Seebode*, durch ein Programm ein: *Etwas über Rhetorik und oratorifches Studium* (1815. 17 S. 4). Daffelbe Gymnafium erfreut fich einer feit *Koeppen* nie gekannten Blüthe, indem ihm durch die thätigfte Verwendung des hochverehrten Herrn Geheimen Cabinets-Raths

Rehberg eine Summe von 2200 Rthlr. als Gehaltszulage für die Lehrer ausgewirkt, und durch die Vocation des Hn. D. *Muhlert*, ehemaligen russisch-kaiserl. Raths und Oberlehrers in Wiborg, zum mathematischen Unterrichte, und des Hn. Profess. *Döleke* in Heiligenstadt für die 3te philologische Classe lange gefühlten Bedürfnissen abgeholfen worden ist.

II. Beförderungen, Ehrenbezeugungen u. Belohnungen.

Seine Majestät, der König v. Preussen sowohl, als des Königs v. Dänemark Majestät haben, während Ihres Aufenthalts zu Wien, unter mehreren Eingeweiheten der Musen, auch den ungarischen Schriftsteller, *Franz Pethe v. Kis-Szántó*, Jeder mit einer prächtigen und wichtigen Medaille zu beschenken, und mit allerhöchst-Ihrer eigenen Handschrift zu beehren, allergnädigst geruhet. Der doppelt belohnte verdienstvolle Gelehrte ist, als Ökonom und Mathematiker, seinem Vaterlande lieb und werth; — bey den fremden Gelehrten rühmlich bekannt.

III. Nekrolog.

Am 3 Sept. v. J. starb auf seinem Landsitze bey Lucca der dänische Kammerherr *Friedrich v. Buchwald*, der sich ehedem in Fünen ausgezeichnete Verdienste erwarb und auch in Deutschland durch seine, von dem verst. Prof. *Heinze* zu Kiel übersetzte ökonomische und statistische Reise durch Mecklenburg und Pommern, Brandenburg und Holstein (1786) bekannt ist, im 67 Jahre seines Alters.

Am 7 Novemb. zu Lemberg in Galizien *Johann Holfeld*, Prof. der theoretischen und praktischen Mathematik an der dasigen Universität, im 67 Jahre seines Alters.

In der Nacht auf den 17 Dec. zu Kopenhagen *Christian Colbiörnsen*, Justitiar im höchsten Gericht, Geh. Conferenzrath, Commandeur vom Danebrog-Orden u. s. w., ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter, in Deutschland unter andern durch seine Schrift über die dänische Bauernfreyheit bekannt. Er wurde am 29 Jan. 1749 in Norwegen geboren.

Am 3 Jan. d. J. zu Bremen *Joh. Lange*, Lehrer an der Stephanschule, wie auch obrigkeitlich angestellter Dollmetscher daselbst, geb. zu Hamburg am 14 Sept. 1755.

Am 7 Jan. zu Erfurt *Aug. Christ. Martin Wahl*, Pastor der Kaufmannskirche zu Erfurt, geb. zu Egstedt im Erfurtischen am 19 Jul. 1749.

Am 17 Jan. zu Kiel *Ludwig Albr. Gottfried Schrader*, beider Rechte Doctor und ordentl. Prof. der Rechtsgelahrtheit an der Universität daselbst, geb. zu Salzdahlum am 9 Aug. 1751.

Am 26 Jan. zu Riga *Karl Benjamin v. Sommer*, Dr. der Medicin, russ. kais. Hofrath und Ritter des Wladimirordens, 46 Jahr alt.

Am 27 Febr. zu Schneverdingen *Joh. Christian Meier*, Pastor daselbst und Senior der Geistlichkeit im Herzogthum Verden, ehemals Lehrer an der Schule zu Wernigerode, dann Rector zu Otterndorf, nachher an der Domschule zu Verden, im 83 Jahre seines Alters. Er hat sich durch sein *Leben Basedows*, Hamburg 1791, bekannt gemacht.

Am 28 Febr. zu Schkeuditz die bekannte, ihrer moralischen Schriften wegen mit Recht geschätzte Schriftstellerin, Frau *Christiane Ludwig*, geb. *Fritsche*.

Am 6 März zu Mörsburg am Bodensee der als Entdecker des thierischen Magnetismus hinlänglich bekannte Arzt, *Anton Friedrich Mesmer*, im 81 Jahre seines Alters.

Am 26 März zu München *Bernhard Laubender*, zweyter Prof. der neuerrichteten kön. baierischen Central-Veterinarschule daselbst, vorher ausübender Arzt und fürstl. hohenlohe-waldenburgischer Hofrath zu Rothenburg an der Tauber, und vordem praktischer Arzt zu Wurzen unweit Leipzig. Er war geboren zu Unsleben im Würzburgischen 1764.

Am 27 März zu Breslau der kön. preuss. Geh. Regierungsrath *Friedrich Albert Zimmermann*, Vf. mehrerer Schriften über Schlesien und ehemaliger Mitherausgeber der schlesischen Provincial-Blätter, im 70 Jahre seines Alters.

Am 26 April zu Meldorf der berühmte königl. dänische Etatsrath und Landschreiber *Niebuhr*, Ritter vom Danebrog, nach zurückgelegtem 82 Jahre.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigung neuer Bücher.

Bey mir ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Baumgartens, J. L. F., Übungsaufgaben und Materialien zu Briefen, auf Vorlegeblättern; zunächst für Schulen, aber auch für diejenigen brauchbar, welche sich nach zurückgelegten Schuljahren im Briefschreiben fortüben wollen. 8. 18 gr.

Diese *Vorlegeblätter*, welche sich an die früher erschienenen *Briefsteller* des Verfassers und dessen *Vorlegeblätter zu Stilübungen* anschliessen, dürfen einer gleich guten Aufnahme entgegen sehen, da

ſie, wie ſich auch aus dem Titel ergiebt, nicht nur *Aufgaben zu Briefen*, ſondern auch *Materialien* zur Ausarbeitung und Anfertigung derſelben enthalten, ſo dem Lehrer Zeit und Mühe erſparen, und ihm ein treffliches Hülfsmittel beym Unterricht im Briefſchreiben darbieten.

W. Heinrichshofen in Magdeburg.

Neue Verlagsbücher
der akademiſchen Buchhandlung zu Kiel
zur Oſtermeſſe 1815.

Cramer, A. G., Supplementi ad Briſſonii opus de verborum quae ad jus civile pertinent ſignificatione. Specimen I. 4. 10 gr.

Fock, Conſiſtorialrath *J. G.*, Warnung vor der Kirchenſcheu. Eine Predigt. gr. 8. 4 gr.

Harms, Claus, Sommerpoſtille, oder Predigten an den Sonn- und Feſt-Tagen von Oſtern bis Advent. Erſter Theil. *Zweyte, vermehrte Auflage.* gr. 8. 1 Rthlr. 6 gr.

Haſſe, D. J. C., ord. Profeſſor in Königsberg, die Culpa des römiſchen Rechts. Eine civiliſtiſche Abhandlung. gr. 8. 3 Rthlr.

v. Krohn, A. F., Anweiſung zur Bildung des Soldaten. Ein Beytrag zum innern Dienſt. 8. 18 gr.

Deſſen Feld-Dienſt für Subaltern-Officiere, beſonders vom Fuſsvolk. Ein praktiſches Handbuch. *Neue Auflage.* 8. 16 gr.

Mau, J. A., Gebetbüchlein für Kinder, inſonderheit zum Gebrauch in Volksſchulen, 8. 3 gr.

Modern English Poems, containing: Gertrude of Wyoming and the pleasures of Hope by Campbell, the Corsair by Lord Byron, the best Ballads by Walter Scott etc. Collected by C. R. W. Wiedemann, Prof. Vol. I. gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr.

Tweſteni, D. A., Commentatio critica de Heſiodi Carmine, quod inſcribitur opera et dies, cum auctario Caro. Frid. Heinrichii. Prof. Kilon. 8 maj. 12 gr.

Weber, Fr., Hiſtoriae Muscorum hepaticorum Prodromus. 8 maj. 20 gr.

Im December 1814 war neu:

Harms, Claus, die Religion der Chriſten. In einem Katechismus aufs neue gelehret. 8. 16 gr.

In der Darnmanſchen Buchhandlung in Züllichau ſind erſchienen:

Schulz, K., muſikaliſches Geſangbuch. gr. 8. 8 gr.

Hoffmann vollſtändiges Repertorium der königl. preuſſiſchen Stempelverordnungen nach alphabetiſcher Materienfolge. gr. 8.

II. Vermiſchte Anzeigen.

Der in Braunſchweig verſtorbene Hr. Doctor Medicinae *Lüderſen* hat eine ſchöne ganz ſyſtematiſch eingerichtete Sammlung von phänogamiſchen und cryptogamiſchen Pflanzen hinterlaſſen, welche aus folgenden Arten einer jeden Claſſe beſtehet, als:

A. Phaenogamis.

1)	*Monandria*	28	*Species.*
2)	*Diandria*	164	— —
3)	*Triandria*	426	— —
4)	*Tetrandria*	185	— —
5)	*Pentandria*	753	— —
6)	*Hexandria*	187	— —
7)	*Heptandria*	7	— —
8)	*Octandria*	115	— —
9)	*Enneandria*	10	— —
10)	*Decandria*	298	— —
11)	*Dodecandria*	74	— —
12)	*Icoſandria*	185	— —
13)	*Polyandria*	184	— —
14)	*Didynamia*	392	— —
15)	*Tetradynamia*	213	— —
16)	*Monadelphia*	197	— —
17)	*Diadelphia*	376	— —
18)	*Polyadelphia*	31	— —
19)	*Syngeneſia*	789	— —
20)	*Gynandria*	42	— —
21)	*Monoecia*	234	— —
22)	*Dioecia*	99	— —
23)	*Polygamia*	59	— —
	Summa	5048	*Species.*

B. Cryptogamia.

1)	*Filices*	39	*Species.*
2)	*Pterrides*	3	— —
3)	*Metaxillares*	12	— —
4)	*Radicales*	3	— —
5)	*Pilulariae*	6	— —
6)	*Musci*	244	— —
7)	*Hepaticae*	48	— —
8)	*Homallophylli*	2	— —
9)	*Riccia*	4	— —
	Summa	361	*Species.*

überhaupt alſo 5489 Arten, welche mit allen dabey befindlichen Doubletten, einer completen *Materia medica* in weiſsen Gläſern aufbewahret, auch eine Sammlung von Skeletten und Präparaten nebſt den dazu gehörigen Glasſchränken, in Braunſchweig aus der Hand zu billigen Preiſen, im Ganzen, oder einzeln verkauft werden ſollen.

Die *C. G. Fleckeiſenſche* Buchhandlung in Helmſtädt wird auf portofrey eingehende Briefe weitere Nachricht zu ertheilen die Gefälligkeit haben.

Druckfehler. Der Verfaſſer des im Int. Bl. No. 26. d. J. S. 206. Z. 5. von unten angezeigten Werkes: *Über Errichtung u. Verpflegung ſtehender Feldſpitäler u. ſ. w.* heiſst nicht *Beukner*, ſondern *Brückner*.

INTELLIGENZBLATT
DER
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR ZEITUNG

Junius 1815.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Universitäten und andere öffentliche Lehranstalten.

Halle.

Um der theologischen Facultät seinen Dank abzustatten für die ihm vor einiger Zeit *honoris causa* ertheilte Doctorwürde hat Hr. D. *Gesenius* derselben eine aus der alttestamentlichen Kritik entlehnte sehr gehaltvolle Schrift zugeeignet, unter dem Titel: *De Pentateuchi Samaritani origine, indole et auctoritate, Commentatio philologico-critica* (Halle, bey Renger 1815. 66 S. gr. 4.)

Herrmannstadt in Siebenbürgen.

Bey der Übernahme der Professur am evangelischen Gymnasium vertheidigte Hr. *Joseph Ettinger* im Febr. d. J. eine von genauer Sach- und Sprach-Kenntniss zeugende Schrift: *Numophylacii Gymnasii Cibiniensis A. C. add. Descriptio.* Fasc. I. (Hermannstadt b. Barth 26 S. 4).

II. Beförderungen.

Der ordentliche Prof. der Rechte zu Halle, Hr. D. *Bucher*, dem ein ehrenvoller Ruf auf eine andere Universität zugekommen war, hat eine ansehnliche Gehaltszulage erhalten.

An die Stelle des verewigten Bischofs *Maximus Guiosolan* hat der Papst den Pater *Joseph Jenny* von Morlon bey Boll im Canton Fryburg, Dr. der Theologie und Pfarrer zu Praroman, zum Bischof von Lausanne ernannt.

III. Nekrolog.

Am 8 Jan. d. J. zu Fridersdorf bey Görlitz der dortige Pfarrer *Gottlieb Friedrich Otto*, Vf. des Lexicon der oberlausitzischen Schriftsteller und Künstler, geb. zu Dresden am 19 August 1751. Er hat auch einige Beyträge zu unserer A. L. Z. geliefert.

Am 25 Jan. zu Stuttgardt *Karl Christian v. Klein*, Dr. der Medicin und Chirurgie, kön. wirtembergischer Hofmedicus und Leibchirurg, erster Vorsteher der Chirurgen und Examinator, in einem Alter von 34 Jahren. Auch er hat schätzbare Beyträge zu unserer A. L. Z. geliefert.

Am 29 Jan. zu Augsburg *Peter Neuss*, Raths- und Stadtgerichts-Procurator, wie auch Actuar des Hanwerksgerichts daselbst, geb. am 5 Oct. 1763.

Am 22 März zu Bayreuth *Caspar Jakob Besenbeck*, Prof. am Gymnasium daselbst, vorher am Gymnasium zu Bamberg und vordem Rector des Gymnasiums zu Erlangen, in einem Alter von 55 Jahren.

Am 20 April zu London der kön. grossbritannische hanöverische wirkliche Hofmedicus, D. *Wilhelm Friedrich Domeier*, Ritter des Wasa-Ordens und Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften, im 52 Jahre seines Alters.

Am 1 Jun. zu Bamberg der französische Marschall *Alexander Berthier* durch einen Sturz vom Balcon des herzogl. Pallastes, als Schriftsteller durch mehrere von Militärpersonen geschätzte Berichte über Feldzüge und Schlachten Napoleon Bonaparte's bekannt. Er wurde den 30 Dec. 1753 zu Versailles geboren.

IV. Vermischte Nachrichten.

Am 31 März d. J. feyerte zu Stettin Hr. *Ludwig Wilhelm Brüggemann*, kön. Consistorialrath, Hofprediger und Senior im stettinschen Ministerium, sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum. Alle Stände nahmen an der glänzenden Feyer um so herzlicheren Antheil, da der 72jährige, auch als Schriftsteller berühmte Greis durch lange und vielfache Verdienste sich allgemeine Achtung und Liebe erworben hat. Der König von Preussen beehrte den Jubelgreis mit dem rothen Adlerorden dritter Classe. Die Anrede bey der religiösen Feyer in der Schlosskirche, welche unter dem Titel: *Worte des Herzens bey der religiösen Amtsjubelfeyer des — — Hn. L. W. Brüggemann etc.* (Stettin, b. Struck 4 S. 4) gedruckt erschienen ist, hielt sein würdiger College, Hr. *Friedrich Ludwig Engelken*, Consistorialrath, Superintendent und Director des stettinschen geistlichen Ministeriums. Ebenderselbe besang den Gefeyerten im Namen seiner Collegen in einem lateinischen Gedicht (Stettin,

b. Struck 1 Bog. fol). Von dem Jubelgreise selbst fügen wir folgende biographische Nachricht bey: Hr. *B.* ist in dem Städtchen Jakobshagen in Pommern, wo sein Vater Synodal-Präpositus und Prediger war, geboren. Er zeigte sich früh als einen hellen Kopf. In Stettin schrieb er seine Topographie von Pommern, die ihn in seinem Vaterlande verewigte, und täglich von den Geschäftsmännern gebraucht wird. Die englische Literatur war schon in Berlin, wo er bey dem Infanterie-Regimente von Koschenbahr als Feldprediger stand, sein Lieblingsfach, indem er dort für die Prinzessin Amalie von Preussen Vorlesungen hielt, und eine englische Lesegesellschaft stiftete, unter deren Mitgliedern ein *Spalding*, *Teller* und ein grosser Theil der berlinischen Gelehrten war. Er wurde dadurch mit der englischen Literatur vertraut, und verschaffte sich besonders eine genaue Kenntnis von den englischen Ausgaben der Classiker. Alle gelehrten Journale wurden aus London verschrieben, und für diesen Zweck benutzt; auch unternahm er von Stettin aus literarische Reisen zu mehreren der berühmtesten öffentlichen Bibliotheken, z. B. Dresden, Göttingen, Berlin u. s. w. Durch diese rastlose Sorgfalt gelang es ihm, einen vielleicht einzigen Grad von Vollständigkeit in diesem Fache der Literaturkunde zu erreichen. Sein *View of the English Editions, Translations and Illustrations of the ancient Greek and Latin Authors* (Stettin 1797. 8) wurde selbst in England mit so grossem Beyfall aufgenommen, dass der Recensent in einem der gelesensten londoner Journale ihn sogar dem gelehrten Literator *Harwood* vorzieht, und sein Werk für das vollständigste in seiner Art erklärt. In dem letzten Decennium wurde er durch mancherley Leiden geprüft. Am schmerzlichsten war ihm der Tod seines einzigen Sohnes, eines trefflichen, durch Kopf und Herz ausgezeichneten jungen Mannes, der als Mitglied des kön. Ober-Landesgerichts zu Stettin und als ein äusserst geschickter Rechtskundiger in vorzüglicher Achtung stand.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigung neuer Bücher.

Von *Krebs griechischem Lesebuche nebst einer Grammatik für Anfänger* ist jetzt die *dritte Ausgabe* erschienen. Wiewohl die Bogenzahl nicht vergrössert worden ist: so haben doch beide Theile des Buches, die Grammatik und das Lesebuch, beträchtliche Verbesserungen und Vermehrungen erhalten, so dass die neue Ausgabe eine sehr verbesserte genannt werden kann. Der Verfasser macht alle, die sich mit dem ersten Sprachunterricht im Griechischen beschäftigen, und das Buch noch nicht kennen, auf dasselbe aufmerksam; hofft aber auch, dass es denen, die es schon kennen, eine willkommene Erscheinung seyn werde. Der Ladenpreis ist 1 Rthlr., und das Buch in allen Handlungen zu finden.

Frankfurt a. M. den 26 May 1815.

Joh. Christ. Herrmannsche Buchhandlung.

Bilder
des
Lebens.
Von
Friedrich Ehrenberg,
königl. preuss. Hof- und Dom-Prediger in Berlin.
Dritter Band.
Leipziger Osterm. 1815. Bey *H. Büschler* in Elberfeld.
Preis 1 Rthlr. 12 gr. sächsisch.

Eine neue Reihe von Scenen inneren Lebens tritt hier auf, welche sich nur dadurch von früher herausgegebenen unterscheiden, dass ihr Gehalt immer gediegener und eingreifender in das äussere Leben wird. Ein Werkchen, das sich in allen seinen Zügen so treu bleibt, ist wohl selten erschienen. Alle Ansichten zeugen von Klarheit; die Gefühle sind in einer harmonischen Reinheit gehalten, und die Bilder des Lebens in lieblicher Verklärung dargestellt. Zwischen der vergröberten Wirklichkeit und zwischen blossen idealen Träumen stehen diese Bilder in einem wachen Leben recht in der Mitte gehalten. Wer eine reine, reiche Gemüthswelt kennen lernen, sein eigenes Leben daran anknüpfen, beobachten und heiligen will, der nehme in geweiheten stillen Stunden dieses Büchlein zur Hand. Der letzte Band, Bilder des Lebens, ist gar lieblich zu lesen. Es ist ein süsses Selbstgespräch innerer Beobachtungen und Gefühle, in einer schönen Aussenwelt. Ein sanftes Gemüth ergiesst sich in die Natur, und das Symbolische und Parabolische derselben fliesst in schönem Einklange wieder zurück. Es ist, als habe in dieser Weise die Idylle ihre Wirklichkeit gefunden.

Das ganze Werk ist Frucht sowohl aus der tiefsten Erfahrung als aus umfassender Welt- und Menschen-Kenntniss reif hervorgegangen.

Verzeichniss
der
Verlags-Bücher,
welche in der
G. A. Keyserschen Buchhandlung
in Erfurt
im Jahr 1815 erschienen sind.

Archiv für den *Kanzel-* und *Altar-Vortrag*, auch *andere Theile der Amtsführung des Predigers.*

Zum Gebrauch für solche, die oft im Drange der Geschäfte sich befinden, von einigen Predigern bearbeitet und herausgegeben von *J. C. Grosse. Sechster und letzter Band.* 8.
(Erscheint nach Johannis.)

Erholungen. Ein thüringisches Unterhaltungsblatt für Gebildete. Im Verein herausgegeben von *L. Brachmann, H. Chezy, Fouqué, Horn, Reinbeck, Schreiber, Trommsdorff* und mehreren Gelehrten. Vierter Jahrgang 1815. gr. 4. 4 Rthl. 12 gr. sächs.

Hecker, D. *A. F.*, *Anweisung*, die *venerischen Krankheiten* genau zu erkennen und richtig zu behandeln. *Dritte umgearbeitete Auflage*, mit Vorrede und Anmerkungen versehen von D. *Walch* zu Jena. 8. 2 Rthlr.

Hölterhoff's, G. W., neueste *Fortschritte* und *Erfahrungen* in der Kunst des *Färbens*, *Druckens* und *Bleichens*, oder erweiterte und verbesserte praktische Anweisungen, baumwollenes Garn und leinenen Zwirn mit allen Haupt- und Mode-Farben *zu färben*, und solche auf Kasimir, wollenem Zeuch, Kattun und Leinwand auf das ächteste, schönste und wohlfeilste *im Druck darzustellen*, wie auch zu diesen Waaren die zweckmäſsigsten Bleichen zu bereiten. Für *Fabrikanten*, *Drucker* und *Weber*. 8. 1 Rthlr. 6 gr.

Hoepfneri, A. F., Examinatorium theologiae dogmaticae continuatum a J. C. Grosse. Sectio III. 8.
(Wird nach Johannis fertig.)

Ramann, S. J., *Predigten* und *Reden*, bey *besonderen Veranlassungen* gehalten, nebst Beantwortung der Frage: Was soll und kann der Prediger auf die Kanzel bringen? 8. 1 Rhtlr.

Reichart's, *Christian*, *Land-* und *Garten-Schatz. Fünfter Theil*, enthält: von der vieljährigen Benutzung der Äcker, nebst Anweisung, die Korn- und Hülsen-Früchte, Hanf, Flachs und Kleegewächse zu erbauen. Mit Kupfern. *Vierte Auflage*, herausgegeben, in Verbindung mehrerer Sachverständigen, von *S. J. Ramann*. 8.
(Wird nach Johannis fertig.)

Weltbühne, neue allgemeine, für das Jahr 1815. Eine politisch-statistische Zeitschrift, mit Kupfern. 12 Hefte. 8. (in Commission). 1 Rthlr. 12 gr.

Dreyssig's Handwörterbuch der medicinischen Klinik oder der praktischen Arzneykunde, 3ten Bandes 2te Abtheilung, erscheint erst in der Oster-Messe 1816.

Neu erschienene Bücher.

Theognidis Elegi. Ex fide libror. MSS. recens. et aucti. C. not. F. Sylburgii et R. F. P. Brunckii. Ed. J. Bekkerus. 8 maj. 18 gr.

Lowth, R., Praelectiones de sacra Poesi Hebraeor. Subj. metr. Har. brev. confut. et oratio Crew. C. not. et epim. J. D. Michaelis; suis animadv. adj. ed. E. F. C. Rosenmüller. Insunt Richteri de aet. libri Iobi desin. et Weissii de metro Har. comment. 8 maj. 3 Rthlr. 12 gr.

Euripidis Tragoediae et fragmenta. Rec. interpr. lat. correx. scholia gr. e Codd. MSS. ed. A. Matthiae. Tom. 3us. 8 maj. 2 Rthlr. 6 gr.

Von *Forcellini Lexicon tot. lat. 4 Tomi.* fol. sind bey mir Exemplare à 25 Rthlr. sächs. immer vorräthig.

Leipzig.

J. W. G. Weigel.

Das
Nibelungenlied.
Die
Urschrift
nach den besten Lesarten neu bearbeitet und mit Einleit und Wortbuch zum Gebrauch für Schulen versehen
von
August Zeune.
Mit einem Holzschnitt von Gubitz; Siegberts I Grabmal zu Soissons.
Taschenform. Berlin in der *Maurerschen* Buchhandlung, geheftet 29½ Bogen.
Ladenpreis 1 Rthlr.

Für Schulen, wenn sie 25 und mehr Exempl. in der Verlagshandlung unmittelbar nehmen, à 16 gr. NB. Einige wenige Exempl. sind auf fein Papier à 1 Rthlr. 12 gr. zu haben.

Bey *G. Hayn* in Berlin, Zimmerstraſse Nr. 29, ist erschienen und daselbst, so wie in allen guten Buchandlungen, für 12 gr. Cour. zu bekommen:

Der Hund,

oder Anweisung, wie man die Hunde in Hinsicht der Fütterung, der Bewegung und des Begattungstriebes halten muſs, um das Tollwerden derselben zu verhüten; nebst einigen Vorschlägen zur Sicherung des Publicums vor dem Bisse toller Hunde; für Liebhaber und Liebhaberinnen dieser Thierclasse, von Dr. *D. Korth.* 8.

II. Bücher zum Verkauf.

Von der Etuis-Bibliothek der deutschen Classiker sind bis jetzt 16 Bändchen erschienen: 1) *Schillers* Gedichte. 2) *Klopstocks* Oden. 3) *Sal. Gessners* Idyllen. 4) *Lessing* Emilie Galotti. 5) *v. Schiller* Maria Stuart. 6) *Hölty* Gedichte. 7) *Bürger* Gedichte. 8) *Mendelsohn* Phaedon. 9) *v. Schiller* Wallenstein 1 Th. 10) *Dessen* Wallenstein 2 Th. 11) *Götz* Gedichte. 12) *Engel* Philo

foph für die Welt. 13) *Rabener* Satyren. 14) *v. Schiller* Jungfrau v. Orleans. 15) *Heydenreich* Gedichte. 16) *Seume* Gedichte. Jedes einzelne Bändchen ist brofchirt, nicht aufgefchnitten, mithin ganz neu mit 1 Kupf. bey mir für 9 Grofchen fächf. zu haben. Briefe und Geld erwarte ich aber, wie fich diefs ohnehin verfteht, *portofrey*.

Friedrich Fiedler,
Grofsherzogl. S. W. Hofcommiffär.

III. Auffoderung
an den Redacteur der Annalen der Phyfik, Herrn Profeffor *Gilbert*.

Im May 1811 fchickte ich an den Hn. Prof. *Gilbert* zwey Abhandlungen für die Annal. in *einem* Paquete. Sie find richtig angekommen; denn die Eine (die Befchreibung eines Calibrir-Inftruments) ift bald darauf in den Annal. abgedruckt erfchienen. Die Andere ift eine Beleuchtung der berühmten und voluminöfen *Laplacefchen Theorie der Capillarität*, welche d. Hnn. *Brandes* und *Gilbert* auf eine fehr verdienftliche Weife für das deutfche Publicum bearbeitet haben. Ich glaube in meiner Abhandlung ftreng erwiefen zu haben, dafs die Fundamentalformel der Laplacefchen Theorie, fo wie auch die Hauptanficht der Capillarität nach diefer Theorie, unrichtig fey, ohne jedoch irgend einen Ausdruck gebraucht zu haben, welcher der Hochachtung, die ich gegen den grofsen Analytiker hege, im mindeften zuwider wäre.

Nun ift diefe Abhandlung nicht nur noch nicht in die Annalen aufgenommen, obgleich der Hr. Redacteur mich vor vielen Jahren zur Lieferung von Beyträgen (unter Anerbietung eines Honorars, welches ich jedoch nie verlangt und nie erhalten habe) aufgefodert und bis dahin auch alles von mir Eingefchickte aufgenommen hat, fondern Hr. Prof. *Gilbert* hat auf vier Briefe, die ich ihm, feit der wiederhergeftellten Gemeinfchaft mit Deutfchland, diefe Abhandlung betreffend gefchrieben habe, nicht geantwortet.

Um endlich nach 4 Jahren über das Schickfal diefer Abhandlung Auskunft zu erhalten, fehe ich mich genöthigt, den Hn. Prof. *Gilbert*, wie hiemit gefchieht, öffentlich zu erfuchen, mir diefe fchon lange gebetene Auskunft gefälligft zu geben.

Ich füge noch hinzu, dafs ich am 28 Febr. d. J., durch einen Auffatz des Hn. Prof. *Brandes* in den Annalen aufgefodert, einige Abhandlungen optifchen Inhalts dem Hn. Prof. *Gilbert* für die Annal. eingefandt habe, wobey ich diefen an den letzten der vier erwähnten Briefe vom Decbr. 1814 erinnerte.

Parrot, Prof. in Dorpat.

Verzeichnifs der Buchhandlungen, aus deren Verlage im Juniusheft der J. A. L. Z. und in den Ergänzungsblättern von No. 41 — 48 Schriften recenfirt worden find.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt. Der Beyfatz E. B. bezeichnet die Ergänzungsblätter.)

Druckfehler. In der Anzeige des Hn. Hofmedicus und Prof. *Windifchmann* in Afchaffenburg Int. Bl. No. 27. d. J. S. 212. Z. 33. v. oben ft. *verfchiedenen* l. *befcheidenen*. S. 213. Z. 1. v. oben ft. *Hn. Dalberg* l. *Hn. v. Dalberg*. S. 214. Z. 9 u. 10. v. unten ft. *beftärkt* l. *beftrickt*.







